DER SALON FÜR LITERATUR, KUNST UND GESELLSCHAFT

Digitized by Google

FOUNDED
Hackley Public Library.
MUSKEGON, MICHIGAN
MAY 25TH 1888.

THE UNIV
Digitized by Google

DER SALON

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

von

Franz Hirsch.

Band I. 1878.

Verlag von A. H. Payne.

Leipzig.

Digitized by Google

N.Campus
AP
30
.S17
1878
v.1

Macklin Public Library

15404

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Erziehungsresultate. Novelle von *Josephine Gräfin Schwerin*	1
Adam. Von *Hans Herrig*	27
Die Lehre Schopenhauer's. Versuch einer kurzen Darstellung ihres Inhalts. Von *Ernst Eckstein*	28
Die Liebesgeschichte des Adam Kosabrodzki. Von *Sacher-Masoch.*	41
Farbenästhetik. Von *H. Beta*	50. 173. 315
Salonchemie. Von *Gustav Heyer*	54
Frommer Durst. Von *Alexis Aar*	60
Die Geschichte einer Frau. Nach mündlichen und schriftlichen Mittheilungen herausgegeben von *Adolph Rutenberg*	61. 179
Ein Hofleben im Exil. Nach den Papieren eines Verschollenen. Herausgegeben von Ritter *S. v. O.*	87. 157
Die Winzerin. Von *Paul Heyse*	100
Am Vierwaldstättersee. Aus dem Tagebuch eines Malers. Von *Z. von Reuss*	129
Ich möchte wissen .... Von *Hartwig Köhler*	147
Der diesjährige Berliner „Salon". Von *G. F.*	148
Professors Antigardinenpredigten. Von *Ernst Eckstein*	168
Wenn der Sultan nach Ispahan reist. Von *Th. B. Aldrich.* Deutsch von *E. O. Hopp*	177
Beim Dichter des Ekkehard. Von *Friedrich von Goeler-Ravensburg*	221
Die Frauen des Grafen Sillern. Novelle von *Theodor von der Ammer*	257. 457
Luftscheu, Erkältungsfurcht, Husten, Lungenschwindsucht. Von *Dr. Paul Niemeyer*	291
Die Schwägerin. Novellette von *Hans Marbach*	308
Eine Rennthierjagd auf Neufoundland. Von *Graf Gobineau.* Deutsch von *B. Turley*	319
Francesco Crispi. Von *Julius Schanz*	344
Zum Glück nicht von Stein. Von *F. H.*	347
Der Rabe. Von *Edgar Poe.* Deutsch von *A. Vivanti*	355
Diogenes an den „Salon"	363
In Sachen des „Hofleben im Exil"	364
Im Sturm. Novelle von *E. Vely*	385
Weltgeist. Von *Karl Beck*	427

Digitized by Google

Seite

Aus dem Thiergarten der deutschen Station Chinchoxo. Von *Hermann Soyaux* 428
Byron in Venedig. Von *E. Castelar*. Deutsch von *Julius Schanz*. 445
Zu spät! Von *Alfred Friedmann* 479
Neue Enthüllungen über Balzac. Von *Paul d'Abrest* 480
Der Herr seiner Leidenschaft. Novelle von *A. Vivanti* 513
Declamationsstücke für den Salon. Von *Moritz Graf Strachwitz* . 531
Schier achtzig Jahre ist er alt! Von Dr. *Emil Kneschke* 533
An Eros. Von *Anakreon*. Deutsch von *W. Passauer* 537
Eine Betrachtung zu Goethe's Faust. Von *Ernst Eckstein* . . . 538
Ermüdung. Von *A. W. Longfellow*. Deutsch von *Claire von Glümer*. 540
Musikfeindliche Plaudereien eines Musikfreundes 541. 694
Die Grundsubstanz des Weltalls. Von *Otto Zacharias* 550
Getrennt und Verbunden. Erzählung von *Helene von Hülsen* . . 554
Einem Pessimisten. Von *August Sturm* 590
Das moderne Kunstideal. Von *Otto Hammann* 591
Weibliche Aerzte. Von *S. Fischer* 596
Der geehrte Pelz. Von *Murad Efendi* 603
Das neue italienische Königspaar. Von *H.* 605
Das Lorle. Novelle von *E. Bunsen* 641
Kaiserlieder. Von *Albert Moeser* 657
Rahel's Herzensleben. Von *Fr. von Hohenhausen* 659
Richard Wagner's „Parzival". Von *Richard Müller-Gouge* 669
Des Meisters Traum. Von *Edwin Bormann* 677
„Princesse". Von *Pauline von Harder* 678
Literarische Spitzen. Von *Bruno Schönlank* 689
Geschmacklosigkeiten unseres Kunstgewerbes. Von *D.* . . . 690
Aus dem Geheimbuch der Alchymisten. Von *Emil Cohnfeld* . . 703
Conrad von Bolanden. Von *Heinrich Keiter* 714
An den Mond. Nach *Ben Jonson* 716
Liebe wider Willen 717
Die Stute des Stammes Von *Murad Effendi* 729
Altgriechische Romane. Von *Emil Romminger* 730
Mein altes Ross. Von *Moritz Graf Strachwitz* 736
Aus der Gesellschaft 101. 225. 348. 485. 607. 738
Die Reise um die Neuigkeitswelt in 30 Tagen 108. 233. 358. 489. 616. 743
Neueste Salonlectüre 237. 365 494. 622. 749
Salonpost 111 238. 367. 495. 622. 750
Neueste Moden 113 241. 369. 497. 625. 753

Digitized by Google

Kunstblätter.

Jägerlatein.
Eine schwierige Aufgabe.
Ein Märtyrer des Durstes.
Eine Octobergrazie.
Der kleine Paganini.
Höllenthal bei Partenkirchen.
Kreuzverleihung eines geistlichen Ordens.
Wie musikalisch er ist!
Zum Glück nicht von Stein!
Vor dem Sittenrichter.
Francesco Crispi.
Luzern mit dem Pilatus.
Die Schule ist aus!
Schloss Chillon am Genfersee
Die beiden Leonoren.
Johann Herbeck.
Verunglückte Schlittenfahrt.
Eine Episode aus der Gründerzeit.
König Humbert I. von Italien.
Königin Margarethe von Italien.
Leere Flaschen.
Süsse Rast.
Küchenüberfall eines friedlichen Heeres.
Mündliche Erklärung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Negerlatein.

Hugo Kaufmann

Digitized by Google

Der Salon.

Erziehungsresultate.

Novelle von **Josephine Gräfin Schwerin.**

Ob das Gut Hochberg schön war? Das schönste der Welt behaupteten seine Besitzer, der Oberst von Raven und dessen Familie. Er war mit Leidenschaft Soldat gewesen, als aber eine schwere Verwundung, die er bei Königgrätz erhalten, ihn zwang den Dienst zu quittiren, kaufte er diesen schön gelegenen Landsitz, und er und seine Gattin wurden seitdem die eifrigsten Landwirthe, die wiederholt erklärten, das Landleben mit seiner Arbeit und seinen Genüssen sei bei weitem dem großstädtischen vorzuziehen. Fräulein Elma von Raven, die einzige Tochter des Oberst, theilte diese Ansicht vollkommen und war mit Wonne aus der Pension, in der sie die letzte Ausbildung erhalten hatte, vor kaum vier Wochen wieder nach Hochberg zurückgekehrt. Sie versicherte ihrer Mutter täglich von Neuem, daß sie unbeschreiblich glücklich sei in der wiedergewonnenen doppelten Freiheit des Elternhauses und des Landlebens, und ihr fröhliches Lachen, ihr Singen und Jubeln erfüllte das ganze Haus.

In diesem Augenblick freilich schien ihre heitere Stimmung irgend einem Kummer oder Aerger gewichen zu sein, sie stand mit einer äußerst mißvergnügten Miene am Fenster und drehte sichtlich in sehr übler Laune das Taschentuch zwischen ihren Fingern zu einem Ball zusammen.

Frau von Raven saß ihr gegenüber, mit einem Brief in der Hand und sagte mit einer sehr weichen, milden Stimme: „Sei doch nicht thöricht, Elma, Paul schreibt ja so froh, so glücklich über das bevorstehende Wiedersehen mit Dir, wie Du es nur irgend verlangen kannst."

„Das fehlte auch noch, daß er sich nicht freute mich nach zwei Jahren wiederzusehen", entgegnete Elma schmollend, „aber Du kannst es unmöglich hübsch finden, Mama, daß er, um zu seiner Braut zu kommen, einen Freund mitbringt, irgend einen fremden Menschen, den ich gar nicht kenne."

„Ein guter, prächtiger Mensch, schreibt er", sagte Frau von Raven begütigend.

„Was geht mich sein Freund an", rief Elma, „ich will ihn, ihn ganz allein. O Mama, wenn Du wüßtest wie unglücklich ich diese zwei Jahre gewesen bin, die Papas Grausamkeit uns trennte — und weißt Du, ich verstehe es auch noch nicht, Papa thut doch sonst Alles was ich will, weshalb er diesmal so hartnäckig war und immer behauptete, ich sei ein Kind und dürfe noch nicht ans Heirathen und dergleichen denken. Mit fünfzehn Jahren ein Kind! Wir hatten uns nun doch auch einmal verlobt, daran war doch nichts mehr zu ändern — warum hatte Papa auch Paul zu uns kommen lassen, einen so reizenden, lustigen Menschen mit so schönen Augen, o so schönen! und solchen prächtigen blonden Locken — ob er noch die schönen Locken haben wird, Mama? — den mußte ich ja doch lieben! Warum sollte ich nun durchaus noch in die Pension? Das habe ich nie begreifen können! Ach Mama, ich bin so unglücklich gewesen, so unglücklich!"

Digitized by Google

„Ich meine doch, Du hättest recht vergnügte Briefe aus der Pension geschrieben", bemerkte Frau von Raven.

„Vergnügt? O ja, Mama, vergnügt war ich schon bisweilen, aber doch so unglücklich, ich habe geweint vor lauter Unglück — und das Alles um diesen abscheulichen Menschen, der sich einen guten Freund mitbringt, um sich bei mir nicht zu Tode zu langweilen! An dem Freunde habe ich auch vorhinein genug, ein Freund, der sich zwischen ein Brautpaar drängt, das sich, nachdem es zwei Jahre von einem grausamen Vater getrennt war, zum ersten Male wiedersieht!"

Sie hatte den Kopf mit einer kleinen, halb koketten, halb übermüthigen Wendung in den Nacken geworfen und ging mit energischen Schritten zur Thür. Auf halbem Wege wandte sie sich noch einmal um. „Wie heißt er doch eigentlich, Mama?"

„Professor Walter Fernau."

„Elma zuckte die Achseln. „Professor! Ein Lehrer ist mir nun schon im vorhinein langweilig!"

„Wie kindisch, Elma!"

„Mama, ich bitte Dich, widersprich mir nicht, ich kenne die Professoren aus der Pension, an denen habe ich genug bekommen. Wie Paul nur zu dieser Freundschaft gekommen ist, er ist doch ein Officier!"

Mit dieser schlagenden Bemerkung verließ Elma nun wirklich das Zimmer und ließ Frau von Raven in sorglichen Betrachtungen über das leidenschaftliche, wilde Kind zurück, dessen Trotz selbst die strenge Zucht in der Pension nicht zu brechen vermocht hatte. Ob es Paul gelingen würde? Sie schüttelte bedenklich den Kopf. Er war ein lieber, herzensguter Mensch, aber so weich und lenksam, so wenig energisch. „Sie wird ihn unter dem Pantoffel haben, wie uns, meinen Alten und mich!" seufzte Frau von Raven und nahm das Schlüsselkörbchen, um ihre Wirthschaft inspiciren zu gehen und die nöthigen Verordnungen zur Herrichtung eines Zimmers für den eben angekündigten zweiten Gast zu treffen.

Der nächste Morgen war hell, sonnig und wonneathmend, zu Glück und Liebe und Wiedersehensfreude geschaffen. Elma hatte, trotz ihres Zornes über den erwarteten Verlobten, doch heute eine halbe Stunde länger bei ihrer Toilette zugebracht und war immer noch einmal vor den Spiegel getreten, um die schmale Krause zu ordnen, die das hellrosa duftige Kleid oben am Halse umgab, oder die Spitzen an den Aermeln noch einmal glatt zu zupfen, oder noch ein Löckchen von den reichen, aschblonden Haaren über die Stirn zu ziehen, die im Nacken in zwei schweren Flechten herabfielen, welche unten von rosa Schleifen zusammengehalten wurden. Je weniger diese Sorgsamkeit in Betreff ihrer Toilette sonst in Elmas Art lag, um so mehr mußte sie heute überraschen, sie hätte sie aber auch Niemandem eingestanden, und als sie in den Saal trat, in dem vor den nach der breiten Freitreppe geöffneten Thüren der Frühstückstisch stand, an dem Herr und Frau von Raven bereits Platz genommen hatten, setzte sie sich mit völliger Achtlosigkeit gegen ihre Garderobe auf Herrn von Ravens Knie, um ihm unter allerlei Tändeleien Gutenmorgen zu sagen.

„Kleine Schmeichlerin", sagte er, ihr lächelnd die Wangen klopfend, „in einer Viertelstunde wird Paul hier sein und dann wirst Du Dich wahrscheinlich gar nicht mehr um den alten Papa kümmern."

„O, der hat ja seinen Freund", antwortete sie mit schmollend aufgewor-

Digitized by Google

fenen Lippen, aber sie erhob sich doch rasch, sah nach der Uhr und fügte hinzu: „In einer Viertelstunde, sagst Du?“

Der Oberst nickte. Sie trat an das Fenster, und an dem Eifer, mit dem sie die breite Allee entlang sah und dann wieder mit einem flüchtigen Blick den Zeiger der Uhr verfolgte, sah man, daß die Ankunft des Verlobten ihr keineswegs so gleichgültig war, als sie es scheinen lassen wollte.

Eine Staubwolke wirbelte auf.

„Da sind sie!“ rief Frau von Raven und eilte auf die Freitreppe hinaus. Elma folgte ihr etwas langsamer. Der jüngere der beiden Herren grüßte und winkte hinauf, auch der ältere zog den Hut. Kaum daß der Wagen hielt, als ihn Paul von Daberkow auch schon verlassen hatte und immer mehrere Stufen auf einmal nehmend die Treppe hinauf sprang.

„Liebe, verehrte, gnädige Frau“, sagte er, während Professor Fernau ihm langsam folgte, „seien Sie tausendmal gegrüßt.“ Er zog rasch ihre Hand an seine Lippen. „Und Du, kleine Elma — potz tausend, was bist Du groß und schön geworden.“

Er hatte während dessen den Arm um ihre Taille gelegt und beugte sich zum Kusse zu ihr herab. Sie entzog sich ihm mit einer gewandten Bewegung.

„In Gegenwart Fremder küßt man sich nicht“, sagte sie, mit einem sehr ungnädigen Blick auf Fernau, der eben die ersten Begrüßungsworte mit Frau von Raven wechselte.

„Oho“, rief Paul lachend, „die kleine Elma ist eine große Dame geworden, aber sei nicht thöricht, Liebchen, Walter Fernau ist kein Fremder, er kennt Dich aus meinen Erzählungen schon sehr genau. Herr Professor Fernau“, sagte er vorstellend, „mein lieber, verehrter Freund.“

Elma erwiederte mit einer kleinen Neigung des Kopfes Fernaus stummen Gruß.

„Mein Wunsch, eine kurze Ferienzeit mit Paul, den ich seit beinahe vier Jahren nicht gesehen hatte, verleben zu dürfen, war so groß“, sagte dieser dann wieder zu Frau von Raven gewandt, „daß ich es wage, Ihre gütige Gastfreiheit für mich in Anspruch zu nehmen. Wird Ihnen das allzu unbescheiden erscheinen, gnädige Frau?“

„Im Gegentheil“, entgegnete Frau von Raven, „es wird uns freuen, wenn Sie sich in Hochberg gefallen.“

„Ich danke Ihnen für dieses liebenswürdige Wort, gnädige Frau“, sagte Fernau, „trotz des energischen Protestes, den Fräulein Elmas Miene gegen dasselbe erhebt.“

„Aber Elma!“ flüsterte Frau von Raven verlegen. Paul lachte, Elma wurde dunkelroth und warf den Kopf trotzig zurück.

Das Hinaustreten des Obersten unterbrach die peinliche Pause; bald darauf saß man gemeinsam am Frühstückstisch und Fernau unterhielt sich unbefangen mit Herrn und Frau von Raven.

„Komm, Elma“, flüsterte ihr Paul zu, „wir wollen in den Garten gehen.“

Elma erhob sich, Paul zog ihren Arm durch den seinen und eilte mit ihr rasch die Stufen der Freitreppe hinab.

Paul von Daberkow war ein auffallend hübscher junger Mann, das blonde, lockige Haar, die blauen, freundlichen Augen, die frische Röthe seiner Wangen gaben ihm, zumal er jetzt die Uniform abgelegt hatte und Civilkleider trug, ein noch fast knabenhaft jugendliches Ansehen und wie zwei fröh-

Digitized by Google

liche Kinder liefen Elma und er durch den Garten, neckend, lachend, jubelnd.

„Weißt Du noch, Elma", sagte er, „hier in dieser Fliederlaube verlobten wir uns."

„Ja", erwiederte sie, „wir hatten dort auf dem Rasenplatz Reifen gespielt, Du warst übermäßig ungeschickt und sahst mich fortgesetzt an, statt Deinen Reifen zu fangen. Ich machte Dir deshalb Vorwürfe, da schwatztest Du dummes Zeug von schönen Augen und dergleichen, was ich nicht hören wollte —"

„O doch", unterbrach er sie, „Du hörtest es sehr gern, Du wurdest nur verlegen und aus Verlegenheit warfst Du den Reifen weit über meinen Kopf weg, dort auf das Fliedergebüsch."

„Ich lief rasch ihn zurückzuholen, sprang auf die Bank —"

„Ich eilte Dir nach, umfaßte Dich, hob Dich herab —"

„Was sehr rücksichtslos von Dir war, so daß ich böse wurde und davon lief —"

„Gerade bis an den Ausgang der Laube, da hielt ich Dich fest — so — küßte Dich — so." Er hatte sie zuerst umfaßt, dann geküßt.

„Schäme Dich, Paul", sagte sie, „Du mußt warten, bis ich Dir freiwillig einen Kuß gebe."

Er lachte. „Diesen hatte ich zu fordern, Du hattest mir ja noch nicht einmal einen Willkommenkuß gegeben."

Ihr noch eben lachender Mund verzog sich schmollend. „Ja so, weißt Du auch, daß es sehr ungalant ist, wenn man zur Braut reist, einen Freund mitzubringen?"

„O liebste Elma, er kam doch mich zu besuchen, da durfte ich ihn nicht verlassen und zu Dir reisen. Das wäre unrecht gewesen. Er stört uns ja auch ganz und gar nicht."

„Wie kamst Du denn zu diesem Freund?" fragte sie, das letzte Wort scharf betonend. „Er ist ja gegen Dich ein Greis."

Paul lachte. „Nun, so arg ist's eben nicht, aber allerdings mag er wohl ein zehn oder zwölf Jahre mehr haben als ich. Er kam als mein Lehrer in unser Haus, als ich vierzehn Jahre alt war, er gewann sofort mein ganzes Herz, ich liebte ihn zärtlich und er wurde, als ich dann heranwuchs, ebenso viel mein Freund als mein Lehrer. Ich verdanke ihm das Beste was an mir ist, und als wir uns trennen mußten, blieben wir in eifriger Correspondenz, bis er nun zum erstenmal mich zu besuchen kam. Er ist ein Prachtmensch, ich habe ihn lieber als alle meine Kameraden zusammen."

„Und auch wohl lieber als Deine Braut", bemerkte Elma gereizt.

„Aber Elma, was hast Du gegen Walter?" fragte Paul.

Sie zuckte die Achseln.

„Gefällt er Dir nicht?"

„Nein", sagte sie sehr rasch und energisch.

„Mein Gott, warum denn nicht, Du sollst ihn nur erst näher kennen lernen, dann wirst Du —"

„Ich danke für die nähere Bekanntschaft", fiel sie ihm in's Wort, „ich habe schon an dem Anfang genug. Er scheint äußerst galant gegen Damen zu sein! Oder vielleicht hält er mich noch für ein Kind, das er erziehen kann, der kluge Herr Professor, ich bin ja eben erst aus der Pension gekommen."

Digitized by Google

„Du warst aber auch sehr unfreundlich gegen ihn", sagte Paul leise.

„Ich bitte Dich, widersprich mir nicht", entgegnete sie schnell, „ich sage Dir, ich habe ganz genug an diesem Herrn Professor Fernau und seine Gegenwart verbittert mir die ganze Freude an Deinem Besuch. Geh' nur schnell zurück, Du mußt Dich ja ihm widmen, ich darf Dich nicht so lange für mich in Anspruch nehmen."

„Was Du nur sprichst!"

„Die Wahrheit, die reine Wahrheit, Du willst Deinen Freund ja genießen, Du konntest nicht das Unrecht begehen, ihn allein zurückzulassen. Geh' nur, geh'!"

Sie ging mit raschen Schritten dem Hause zu und die Versuche Paul's, sie zu einem Gespräche, oder auch nur zu einer freundlichen Antwort zu veranlassen, blieben erfolglos.

Die wechselnde Stimmung Elmas, die sich in dieser ersten Stunde Paul gegenüber geltend gemacht hatte, quälte ihn den ganzen Tag hindurch. Bald plauderten und lachten sie mit einander wie zwei glückliche Kinder und im nächsten Augenblicke wandte sie ihm den Rücken und schien ihn nicht zu beachten, ja je mehr er sich dann bemühte, ihre Aufmerksamkeit wieder zu gewinnen, um so unfreundlicher wurde sie. Paul fühlte sich durch diese Launenhaftigkeit sichtbar bedrückt und Herr und Frau von Raven sahen mit verlegener Miene bald auf Elma, bald wieder auf Professor Fernau, ob er das rücksichtslose Benehmen des jungen Mädchens, das unzweifelhaft durch seine Gegenwart hervorgerufen wurde, bemerke. Das schien nun aber durchaus nicht der Fall zu sein, wenigstens übte dasselbe keinen Einfluß auf sein Verhalten, er blieb vielmehr unbefangen gesprächig, ja sogar heiter und schien die angenehmen Eindrücke des Landaufenthaltes voll auf sich wirken zu lassen. Er lobte die schöne Lage Hochbergs, die reine Luft, den wohl arrangirten Garten, den hübschen Platz vor der Thür, er ließ sich von dem Obersten den Hof mit den saubern und gut gebauten Wirthschaftsgebäuden, die sein Stolz waren, zeigen und hörte Frau von Raven aufmerksam zu, als sie ihn durch den Garten führte und bei jedem der vielen Obstbäume stehen blieb, ihm die Sorte namhaft zu machen und die reiche Ernte pries, die sie in diesem Jahre verhießen.

„Niemand freut sich mehr auf diese als Elma", sagte sie „sie kennt jeden Baum und ist immer bei der Obsternte mit Eifer dabei gewesen, nun hat sie dies Vergnügen die zwei Jahre, welche sie in der Pension zugebracht hat, entbehren müssen. Da sieht sie denn schon jetzt jeden Tag nach, ob es nicht Zeit ist, damit zu beginnen."

„Ich glaube, wir werden Alle helfen, gnädige Frau", antwortete Fernau heiter, „wer auf dem Lande ist, darf den Arbeiten des Landlebens nicht müßig zuschauen, er muß selbst Hand anlegen. Nicht wahr?"

„Wenn Elma uns duldet", sagte Frau von Raven lächelnd, „sie pflegt dabei sehr eigenmächtig zu verfahren. Das Kind ist ein wenig verwöhnt — sie ist ja unser einziges Kind", fügte sie wie entschuldigend hinzu.

Fernau schwieg, aber ein humoristisches Lächeln zuckte um seinen Mund.

Als man sich Abends noch in ziemlich früher Stunde getrennt hatte und Fernau und Paul den Weg nach ihren Zimmern einschlugen, zog dieser den Freund noch in das seine mit hinein.

„Setze Dich dort auf das Sopha, Walter, stecke Dir eine Cigarre an", sagte er, „und lasse uns noch eine Weile plaudern."

Digitized by Google

Fernau lehnte sich bequem in die Sophaecke. „Allerdings soll's auch mich freuen, noch ein Wort mit Dir sprechen zu können", erwiederte er, während er eine Cigarre anzündete, „ich habe heute wahrhaftig kaum den Ton Deiner Stimme gehört."

Paul lächelte befangen. „Du mußt mir verzeihen, ich hatte Elma zwei Jahre nicht gesehen, da am ersten Tage — Du hast mir auch nicht einmal gesagt wie Dir meine kleine Braut gefällt?"

„Sie ist ein reizender Trotzkopf", entgegnete Fernau, „eine kleine Widerspenstige, deren Ziehung nicht allzu schwer sein wird, da sie eben nichts weiter als ein unerzogenes, verwöhntes Kind ist. Erziehe sie aber, Paul, beherrsche sie, sonst beherrscht sie Dich mit ihren kleinen, ungezogenen Launen, wie sie es schon heute begann."

„O, wo denkst Du hin", rief Paul und strich zärtlich über den weichen Flaum auf seiner Oberlippe, den er mit Vorliebe als Bart behandelte.

„Willst Du das Beherrschen oder das Beherrschtwerden mit diesem Ausdruck zurückweisen?" fragte Fernau lächelnd. „Beides wäre thöricht."

„Weißt Du, Walter — offen gestanden, Du kennst mich ja — ich glaube, ich habe keine Anlage zu einem Petruchio."

Fernau lachte hell auf. „Nein, mein Junge, das glaube ich auch, aber so schlimm ist's auch nicht, diese kleine Elma braucht nur zu sehen, daß Einer, und zwar der Eine, den sie liebt, sich ihren noch sehr jugendlichen Launen und Einfällen nicht beugt, und sie verschwinden von selbst. Sie ist eben noch ein Kind, das einen Willen über sich fühlen muß, aber ein reizendes Kind, das sich zu einem entzückenden Weibe entwickeln wird, wenn Du es dazu erziehen willst — und kannst."

„Du könntest mir beinahe Angst machen, Walter", sagte Paul aufstehend, „ich denke in einem halben Jahre läßt Papa Raven uns heirathen und dann — dann soll ich mir meine Frau erst erziehen — das ist eine Aufgabe, der ich mich gar nicht gewachsen fühle, eine verteufelt schwere Aufgabe."

„Eine verlockend schöne Aufgabe, lieber Junge, sage ich Dir, es könnte mich reizen, diesen kleinen wilden Vogel zu zähmen. Sie ist gerade wenn sie schmollt bezaubernd und ich glaube, daß ein guter tüchtiger Kern in ihr steckt."

„Und ich glaube, Du willst mich eifersüchtig machen, Walter."

Fernau machte eine abwehrende Handbewegung. „Tiefe, echte Liebe schließt nach meiner Ueberzeugung die Eifersucht aus — und Du liebst doch Elma, Dich verbindet mehr als eine vorübergehende Neigung mit ihr?"

„Natürlich, wie kannst Du fragen!"

„Mich überrascht es, ehrlich gesprochen, daß Du mir in diesen zwei Jahren nie von Deiner Verlobung geschrieben hast. Es soll kein Vorwurf sein, allein Du hast mich durch Dein rückhaltloses Vertrauen verwöhnt."

„Ja sieh, Walter —" Paul zögerte sichtlich und ging unruhig im Zimmer hin und her, „wie das so kam. Ich war öfter in Hochberg, wir — Elma und ich — wir waren damals ja noch halbe Kinder und gingen auch wie solche mit einander um, bis wir dann endlich einmal merkten, daß wir uns lieb hatten und uns ohne Wissen der Eltern verlobten. Als sie es dann erfuhren, war Papa Raven sehr böse, wollte von einer öffentlichen Verlobung, einem Briefwechsel oder dergleichen nichts wissen und setzte — ich glaube zum ersten und einzigen Mal, seinen Willen Elma gegenüber durch, d. h. er schickte sie in die Pension, um uns zu trennen. Konnte ich nun wissen, wie er nach zwei Jahren über eine Verlobung denken, ob sie ihm da wünschens-

Digitized by Google

werther erscheinen würde, ja konnte ich selbst wissen, ob Elma dann noch wollen würde, was sie damals wollte? Genug, ich wußte selbst nicht, war ich verlobt, war ich's nicht!"

„Und zu Deiner unangenehmen Ueberraschung entdeckst Du nun plötzlich, daß der zarte Faden, mit dem Du leichtsinniger Knabe Dich gebunden hast, nicht gerissen ist, sondern vielmehr sehr fest hält", sagte Fernau, während er die Asche von seiner Cigarre klopfte, scheinbar leichthin, aber sein Auge lag beobachtend auf Paul, der noch immer seine Wanderung durch das Zimmer fortsetzte.

„Wo denkst Du hin", rief dieser, „ich bin ja glücklich, nur daß Elmas heutige Launen mich etwas beängstigen. Was soll daraus werden!"

„Wie ich Dir sage, sie muß eben erzogen werden, hier im Hause herrscht sie sichtlich über Alle, während sie beherrscht werden muß. Führe Dir diese gute Lehre zu Gemüthe, meine Junge, erziehe Dir Deine reizende Braut."

„Ich verstehe mich darauf schlecht!"

Fernau zuckte die Achseln und schwieg.

Während die beiden Freunde dieses Gespräch führten, saß Elma ebenfalls noch wach in ihrem Zimmer. Sie fühlte kein Schlafbedürfniß und wunderliche Gedanken kreuzten durch ihren Kopf. Paul — war er noch der, dessen Bild sie zwei Jahre lang im Herzen getragen, den sie zwei Jahre lang zu lieben geglaubt hatte? Wenn sie sich genau darauf besann, wie er damals, als sie sich in der Fliederlaube verlobt hatten, gewesen war, so mußte sie sich eigentlich wohl gestehen, daß er sich seitdem kaum verändert habe — und doch — ihre Phantasie hatte in den zwei Jahren ein Bild von dem Manne, den sie liebte, entworfen und immer neu, mit immer glänzenderen, schöneren Farben geschmückt, das kaum mehr der Wirklichkeit glich; Paul kam ihr heute auf einmal so unbedeutend vor, sie meinte, sie werde ihn immer und ewig beherrschen, ja, sie konnte es sich nicht verhehlen, sie hatte heute eine heimliche Freude daran gehabt, ihn zu tyrannisiren, es hatte ihrer Eitelkeit geschmeichelt, ihn gleichsam immer zu ihren Füßen zu sehen, ihn zum Schweigen und zum Reden, zur Fröhlichkeit und zur Verstimmung bringen zu können, wie es ihr eben beliebte. Heute hatte sie das amüsirt, — aber würde es sie immer, ein langes Leben hindurch amüsiren? Sie seufzte. Ach, es müßte doch gar zu schön sein, meinte sie, einen Mann, den Mann, den man liebte und dem man angehören wollte für alle Ewigkeit, weit über sich sehen zu können, zu ihm aufblicken zu müssen, hoch, hoch empor! Solch ein Mann — ja wie er nur sein müßte — Paul würde er nun ganz und gar nicht gleichen, denn der war eben der gute Junge, mit dem sie vor zwei Jahren allerlei kindische Spiele getrieben hatte und mit dem sie auch jetzt noch sich gern amüsirte und Unsinn schwatzen möchte! So dachte sie — dann starrte sie lange in die flackernde Flamme des Lichts, ohne irgend etwas zu denken — und dann fiel ihr auf einmal ein, wie er doch eigentlich zu der Freundschaft mit diesem Professor Fernau gekommen sein möchte, der doch so ganz, ganz anders sei als er, so ernst, so klug — und doch — so unausstehlich — ja unausstehlich, denn sein erstes Wort zu ihr war eine Beleidigung gewesen und später hatte er sie gar nicht beachtet, höchstens zu irgend einer ihrer Aeußerungen gelächelt, wie man über den Einfall eines Kindes lächelt. Sie haßte diesen Professor, der eine so überlegene Miene annahm, der Papa und Mama sichtlich so schnell für sich gewonnen hatte, und der durch sein unberechtigtes Hierherkommen den Reiz des Wiedersehens mit Paul beeinträchtigte. Er wäre freilich der Mann, zu dem man

Digitized by Google

emporsehen, dessen Autorität man sich beugen müßte und er lächelte so hübsch — ihr war es plötzlich, als ob das Ideal, das sie zwei Jahre lang angebetet, nicht Paul, sondern ihm auf ein Haar geglichen hätte. Dann sprang sie auf, sagte, ärgerlich die Haare in den Nacken schüttelnd, mit lauter Stimme: „Wie albern und kindisch ich bin", verlöschte rasch das Licht und suchte im Finstern ihr Lager auf.

Am nächsten Morgen erschien sie mit einer sehr vornehmen Miene am Kaffeetisch, erklärte nicht ausgeschlafen zu haben, schlug es Paul ab, mit ihr in den Garten zu gehen, meinte, als der Oberst von einer Spazierfahrt für den Nachmittag sprach, sie wisse auch nicht, ob sie Lust haben werde mitzufahren, genug, sie war in ungnädigster Laune. Als sie dann Paul neckend an den blonden, über die Schulter herabhängenden Zopf faßte, entzog sie ihm denselben mit einer ungestümen Bewegung, verließ augenblicklich das Zimmer und kam nach wenigen Minuten, die Zöpfe in fester Verschlingung am Hinterkopfe befestigt, zurück.

„O Elma, wie schade", rief Paul, „ich sehe Deine schönen Zöpfe so gern frei herabhängen."

Sie zuckte die Achseln. „So hast Du Dich dieses Vergnügens selbst beraubt, ich liebe es nicht, an den Zöpfen gefaßt und gehalten zu werden."

Frau von Raven sah mit ängstlicher Miene von Einem zum Andern, und der Oberst sagte gutmüthig beschwichtigend: „Lassen Sie das Kind gewähren, morgen hängen die Zöpfe wieder herab."

„Gewiß nicht", antwortete Elma mit gerötheten Wangen, „gewiß nicht; wenn Ihr es Alle behauptet, nun schon gar nicht."

Fernau blies den Dampf seiner Cigarre von sich und sah mit einem etwas sarkastischen Lächeln zu Elma hinüber. „Wissen Sie auch, mein Fräulein", sagte er, „daß für diesen Zorn und diesen Eigensinn selbst schon Ihre siebzehn Jahre zu alt sind? Man würde Sie höchstens für fünfzehn halten und ich glaube, Sie möchten nicht gern für jünger gelten als Sie sind. Sie befinden sich noch in dem glücklichen Alter, in dem man sich eher einige Jahre mehr als weniger wünscht."

„Ich glaube, daß mein Zorn, mein Eigensinn und mein Alter dem Herrn Professor gar nichts angehen", entgegnete sie schnell, ohne ihn eines Blickes zu würdigen.

„O, Fräulein Elma, ich lasse mich nicht so abweisen", sagte er heiter. „Ihre kleine ungnädige Miene schreckt mich durchaus nicht, ich habe ungeachtet derselben einen wahren Heldenmuth und füge meiner ersten Bemerkung hinzu, daß, wenn ich noch dieselbe Autorität über meinen Freund Paul ausübte als vor Jahren über meinen Schüler, ich dieselbe dazu benutzen würde, ihn zu veranlassen, daß er dergleichen — jugendliche Launen nicht duldete."

„Herr Professor —" rief Elma zornig aufstehend.

„Bleiben Sie ruhig sitzen, Fräulein Elma", unterbrach Fernau sie, „Sie sehen ja, ich besitze diese Autorität nicht mehr."

„Sie sind — Sie sind — abscheulich", sagte sie, vor Aerger beinahe weinend.

„Danke für das Compliment", antwortete er lachend, „aber laufen Sie nicht davon, ich verspreche jetzt ganz zahm zu sein und Frieden zu halten."

Sie erwiederte zwar seinen freundlich bittenden Blick mit einer schmollenden Miene, aber — sie blieb. Als sich dann später Alle von ihren Plätzen erhoben, flüsterte Paul dem Professor zu: „Ich bewundere Deine

Digitized by Google

Energie, Walter, und ich wünschte, ich besäße auch etwas von der Sorte, denn ich glaube, sie wirkt."

Fernau erwiederte lächelnd: „Ich sagte Dir's ja, nimm Dir's zum Beispiel."

Das war nun indessen nicht so leicht gethan. Paul besaß weder den männlichen Ernst, noch das geistige Uebergewicht über Elma, um ihr in ähnlicher Weise begegnen zu können. Er ließ sich scheinbar geduldig von ihr tyranniſiren, allein nur scheinbar, denn innerlich grollte er mit ihr und die Augenblicke froher Laune, heitern Schäkerns und Plauderns konnten ihn nicht entschädigen für die Stunden der Mißstimmung und Uebellaune, ihm nicht hinweghelfen über das Gefühl der Beklemmung und Unruhe, wenn er an seine zukünftige Ehe mit Elma gedachte und sich dann seines geringen Einflusses auf sie bewußt wurde.

So vergingen die Tage nicht eben in angenehmster Weise für Alle, denn auch Elma's Eltern litten unter dem Verhältniß des Brautpaares, das umsomehr, je weniger sie versuchten, eine Einwirkung auf Elma zu üben, die sie ebenso gründlich beherrschte als Paul.

Das Obst war theilweise gereift und die Ernte konnte somit an einer Anzahl von Bäumen beginnen. Elma war infolge dessen in rosigster Laune, voll der tollsten Einfälle und der muntersten Neckereien mit Paul. Frau von Raven hatte gemeint, man solle die kühlere Abendstunde zu dem immerhin ermüdenden Geschäft benutzen, Elma erklärte aber schon jetzt, am Morgen damit beginnen zu wollen.

„Der Gärtner ist jetzt beschäftigt", sagte Frau von Raven, „ich habe angeordnet, daß er sich für den Nachmittag frei machen soll."

„Wir brauchen den Gärtner nicht", erwiederte Elma rasch, „Paul und ich besorgen das, der langweilige Mensch soll da nicht daneben stehen, er stört uns nur. Du kommst doch, Paul?"

„Gewiß", sagte er, „darf ich die Körbe nehmen?"

„Dann müßtet Ihr doch aber den Professor benachrichtigen", bemerkte Frau von Raven, „er wollte ja bei der Obsternte helfen."

„Das sollte mir fehlen", rief Elma, „laß' ihn nur bei seinen langweiligen Büchern sitzen bleiben, er würde mir nur das Vergnügen verderben."

„Aber Elma!"

„Bitte, Mama, widersprich mir nicht, er verdirbt mir entschieden jedes Vergnügen mit seinen Bemerkungen, seiner stolzen Miene, seinem überlegenen Lächeln. Bleibe nur ganz hier, Paul, wenn Du ohne Deinen Freund nicht gehen willst, dann helfe ich mir schon allein."

„Mein Gott, ich habe ja kein Wort gesagt", vertheidigte sich Paul.

„Nun gut, dann schnell ans Werk. Die Körbe nehme ich, Du kannst die Leiter tragen, die dort an dem Gärtnerhause lehnt."

So gingen sie und unter Scherz und Lachen wurde die Arbeit begonnen. Alsbald versicherte aber Elma, daß das Obst durch den schweren Fall nach dem Schütteln der Bäume litte, daß es daher gepflückt werden müsse.

„So rufen wir den Gärtner", sagte Paul.

„Warum nicht gar", lautete Elma's entrüstete Antwort.

„Dann soll ich also auf den Baum klettern?" fragte Paul zögernd.

„Ach, Du mein Himmel! Du würdest wahrscheinlich die unreifen Birnen statt der reifen pflücken. Nein, das thue ich selbst."

Digitized by Google

Und ohne Besinnen stieg sie die Leiter empor und pflückte hier und dort eine rothbäckige, schöne Birne.

„Elma, Du ängstigst mich, Du stehst unsicher, Du biegst Dich zu weit über, Du fällst", rief Paul in verschiedenen Pausen, welche Ausrufe sie jedes Mal mit Lachen beantwortete und sich endlich, wie ihm zum Trotz, in die höchste Baumkrone hineinsetzte.

„Elma, Liebste, ich bitte Dich, komm' herunter."

„Es ist nicht zum ersten Mal, daß ich von einem so reizenden Platz auf die Welt umher hinabsehe", versicherte sie, „und für's Erste komme ich noch gar nicht die langweilige Leiter da hinunter. Mir ist's hier oben, als ob ich ein Vogel wäre."

„Ich ängstige mich aber um Dich."

„Warum thust Du's? Ein Glied der tapfern Armee sollte nicht solch' ein Hasenherz haben."

„Wenn Du auch spottest, mir gilt es gleich und wenn Du auf mich nicht hörst, so hole ich Papa oder Mama."

„Die werden mich hier wahrhaftig nicht hinunterbringen, sie versuchen es auch gar nicht einmal."

„Dann rufe ich Walter!"

„Das wäre noch besser, thue es nur, aber ich schwöre, daß ich Dir das in meinem ganzen Leben nicht vergebe und des Herrn Professors Befehle werde ich erst recht nicht respectiren."

„Da kommt er — ungerufen."

Elma zuckte unwillkürlich zusammen, eine flammende Röthe bedeckte ihre Wangen, aber sie blieb ruhig sitzen.

„Nun, Paul, Du bist bei der Obsternte?" klang seine Stimme zu ihr hinauf.

„Ja, leider", lautete Paul's Antwort, „sieh' nur, wo Elma ist."

Im nächsten Augenblick stand Fernau am Fuße der Leiter.

„Kommen Sie herunter, Fräulein Elma, es ist eine Thorheit da oben zu bleiben, der schwanke Ast kann brechen, ich halte die Leiter."

Er hatte in einem so ernsten, ja befehlenden Ton gesprochen, daß Elma halb unwillkürlich den Fuß auf die oberste Sprosse setzte. Dann zog sie ihn aber wieder zurück und sagte schmollend: „Gehen Sie, mir gefällt es hier oben."

„Das ist gleichviel, Sie sind kein tollkühner Knabe, kommen Sie, ich warte."

Sie stieg langsam die Leiter herab und nahm, unten angekommen, stillschweigend den mit Birnen gefüllten Korb. Fernau nahm ihn ihr ohne Weiteres aus der Hand.

„Fräulein Elma, das war nun wieder einmal ein sehr — jugendliches Unternehmen von Ihnen", sagte er, „Sie müssen wahrhaftig anfangen älter zu werden."

„Müssen?" wiederholte sie, „müssen muß ich nun gar nichts."

„Oho, mein Fräulein, wie lange wird es dauern, bis Sie gelernt haben, daß jeder Mensch gar Vieles muß, wenn er auch nicht müssen möchte."

„Meine Ausbildung scheint Sie sehr zu interessiren", sagte sie schnippisch.

„Gewiß, Fräulein Elma", antwortete er heiter, „ich bin ja Lehrer von Profession und beabsichtige, mich nächstens um eine Stellung an einem Erziehungsinstitut für junge Damen zu bewerben."

Digitized by Google

„Gottlob, ich bin aus der Pension entlassen und kehre nicht mehr dahin zurück", rief Elma und lief den beiden Männern voraus in das Haus.

„Ich möchte ihn morden", murmelte sie, die Treppe hinaufeilend und dann trat sie an das Fenster und sah, von der Gardine geschützt, wie gewandt Fernau den schweren Korb trug, welch' hübsche, stattliche Erscheinung er war.

„Paul hätte mich mit seinen ängstlichen Reden in Ewigkeit nicht heruntergebracht", sagte sie leise vor sich hin, „ich hätte bis zum jüngsten Tage auf dem Baum sitzen mögen — nur um ihn zu quälen, und da kommt dieser abscheuliche Mensch und sagt: „kommen Sie, Fräulein Elma" und ich — bin wirklich so dumm und thue, was er befiehlt, der mir doch, weiß es Gott, nichts, gar nichts zu befehlen hat."

Sie nahm sich vor, mit ihm zu grollen, ihn keines Blickes und Wortes zu würdigen — aber, er wußte gerade heute so hübsch von seinen Reisen zu erzählen, daß sie nothwendig zuhören mußte, und dann hatte er einige so äußerst drollige Erlebnisse gehabt, die er so humoristisch wiederzugeben verstand, daß es ganz unmöglich gewesen wäre, nicht von Herzen zu lachen. Eigentlich war das sehr ärgerlich, aber was war dagegen zu thun!

Auch in den folgenden Tagen war in Elma's Innerem ein wunderbares Chaos. Sie sagte sich selbst unausgesetzt, daß sie Fernau nicht möge, daß er ihr unangenehm, ja widerwärtig sei, daß seine Gegenwart ihr die Freude des Beieinanderseins mit Paul wesentlich beeinträchtige, und konnte dessenungeachtet doch nicht umhin, seiner liebenswürdigen Unterhaltung zuzuhören, über seine Scherze zu lachen und sich dann ganz im Geheimen zu gestehen, daß er ein Mann, ein ganzer Mann sei, der ihr durch seine Persönlichkeit imponire. Und seltsam — diese ihre Beurtheilung Fernau's stand in engster Wechselwirkung mit ihrem Verhalten zu Paul; war sie zornig auf Fernau, so war sie gleichzeitig freundlich zu Paul, übte aber Fernau's Liebenswürdigkeit ihren unwiderstehlichen Einfluß auf sie, so schmollte sie mit Paul und ließ ihn auf alle Weise fühlen, daß sie ihn übersehe und ihn für entsetzlich unbedeutend halte. Je mehr er dann zeigte, daß ihn dies Uebersehen, diese üble Laune quäle, daß er strebte, ihre Gunst wiederzugewinnen, um so schlechter behandelte sie ihn, bis dann ganz unvorhergesehen plötzlich wieder ein Umschlag ihrer Stimmung zu seinen Gunsten eintrat.

Das Wetter war unverändert schön geblieben und auch heute stand die Sonne hell und glänzend wie nur je an dem tiefblauen Himmel. Elma und Fernau saßen allein auf den Bänken unter den breitästigen Kastanien, die der gewöhnliche Sammelplatz für die Familie waren. Er las, aber über die Blätter des Buches hinweg beobachtete er mit einem humoristischen Lächeln die Bewegungen Elma's, die ungeduldig auf der Bank hin- und herrückte, bald ihre Stickerei in den vor ihr stehenden Arbeitskorb warf, dann sie wieder zur Hand nahm, um sie nach wenigen Stichen abermals fortzulegen und dann rasch aufstehend, einige Schritte gegen das Haus zu machen und ebenso schnell wieder zurückzukehren.

„So unruhig, Fräulein Elma?" fragte er endlich.

„Ich warte auf Paul", antwortete sie, „wo er nur bleibt, er behauptete doch, nur einen kleinen, ganz kurzen Brief schreiben zu wollen."

„Ist Ihre Sehnsucht nach ihm so groß?" sagte Fernau. „Heute Morgen war davon nichts zu bemerken. Sie behandelten ihn recht schlecht."

Digitized by Google

Sie zuckte die Achseln. „Er soll mir bei dem Abnehmen des Obstes helfen, es giebt eine Masse Birnen und einige frühreife Aepfel."

„Vielleicht kommt er dann gar nicht", bemerkte Fernau ruhig.

Elma wandte sich hastig nach ihm um. „Haben Sie ihm etwa diesen guten Rath gegeben?"

„O bewahre, ich lasse mich auf keinerlei Rathschläge ein, ich meinte nur, er könne vielleicht zufällig meinen Geschmack theilen, der es nun ganz und gar nicht sein würde, meine Braut auf hohen Leitern stehen und schwankenden Aesten sitzen zu sehen."

„Weshalb nicht?"

„Sie werden böse werden, wenn ich's Ihnen sage."

„Ich will es aber wissen."

„Nun denn, weil ich es nicht liebe und nicht für schicklich halte, wenn ein junges Mädchen Dinge thut, die es zu dem Ebenbilde irgend eines wilden, lustigen Buben machen."

„Sie sind wirklich äußerst — galant."

Elma wandte sich mit einer zornigen Geberde von ihm ab und stützte die geröthete Wange in die Hand.

„Da bin ich, liebstes Herz, ich habe im Fluge drei Briefe geschrieben und stehe nun zu Deiner Disposition", rief Paul schon von Weitem, indem er mit schnellen Schritten auf Elma zueilte. „Wollen wir jetzt ans Werk gehen?"

„Nein", antwortete sie kurz, ohne ihn anzusehen.

„Nein? Was heißt das? Du kommst nicht mit?" fragte er.

„Nein", wiederholte sie ebenso kurz.

„Du meintest doch aber heute Morgen —"

„Ich bitte Dich, quäle mich nicht mit tausend unnützen Bemerkungen", unterbrach sie ihn, „ich sage Dir einfach: nein, nein und nein!"

„Und darf man vielleicht fragen, weshalb?" sagte Paul nun auch sehr gereizt.

„Weil ich nicht will", lautete die Antwort.

„Freilich ein sehr triftiger Grund", bemerkte Fernau lakonisch, während Paul erregt sagte: „Du scheinst ja in äußerst liebenswürdiger Laune zu sein, da ist es wohl am besten, daß ich Dich derselben überlasse und wieder auf mein Zimmer gehe."

Er wandte sich kurz um und ging.

„Warum reizen Sie Paul so, Fräulein Elma", sagte Fernau, „warum schlagen Sie ihm jetzt ab, wozu Sie ihn vor einer Stunde aufgefordert hatten?"

Elma drehte rasch den Kopf nach ihm um.

„Das fragen Sie mich? Sie?" sagte sie mit zornsprühendem Blick. „Das ist wirklich — großartig! Zuerst verderben sie mir absichtlich die Freude an dem kleinen Vergnügen und dann wundern Sie sich, daß es Ihnen so gut gelungen ist."

„O, Fräulein Elma", antwortete er lächelnd, „ich sprach ja nur auf Ihr ausdrückliches Verlangen meine Ansicht aus, nach der Sie ja sich gar nicht zu richten nöthig haben, oder wollten Sie's — nun, dann brauchten Sie deshalb noch nicht Paul so unfreundlich fortzuschicken. Wissen Sie, daß meine Vorstellungen von einem jungen und glücklichen Brautpaar ganz andere waren, als ich sie hier realisirt finde? Ich bildete mir bisher ein, bei

Digitized by Google

zwei Menschen, die sich liebten, müßte es heißen: „Zwei Seelen und ein Gedanke!“ Und — Sie lieben Paul doch — nicht wahr?“

„Er ist ja mein Bräutigam“, sagte sie kurz.

„Das ist keine Antwort, Fräulein Elma, ich meine, ob Sie die zwei Jahre hindurch immer und immer an ihn gedacht haben und in der Erinnerung an ihn glücklich gewesen sind?“

„Nun ja“, erwiederte sie, ohne ihn anzusehen.

„Ob er Ihnen der Liebste auf der ganzen Welt ist?“ fuhr Fernau fort.

„Mein Gott, Sie fragen mich wie ein Großinquisitor“, rief sie aufspringend, „und ich habe gar nicht nöthig, darauf zu antworten.“

Damit lief sie fort und Fernau blieb allein zurück. Er saß lange in tiefe und, wie es schien, ernste Gedanken versunken; seine Cigarre war ausgegangen, ohne daß er es bemerkt hatte, ja, er hörte nicht einmal die herannahenden Schritte und wurde erst aus seinem stummen Sinnen geweckt, als Paul ihm die Hand auf die Schulter legte und seinen Namen nannte.

„Ach, Paul, Du bist's“, sagte er aufschauend, „und mit so ernster, kummervoller Miene!“

„Die Du mir wahrlich nicht verargen kannst“, antwortete Paul, sich neben ihn auf die Bank werfend; „gieb mir Deinen Rath! Diese Launen Elma's, diese täglich und stündlich sich wiederholenden Quälereien sind unerträglich. Was soll daraus werden! Wenn es schon jetzt als Braut ihr Vergnügen ist, mich fort und fort so zu peinigen, was habe ich dann von meiner Frau zu erwarten! Sag' mir, was kann, was soll ich thun?“

Fernau sah ihn ernst an. „Ich kann Dir nur wiederholen: erziehe sie, zeige ihr, daß Du ihr überlegen an Kraft und Willensstärke bist, daß Du sie führen, nicht Dich von ihr leiten lassen willst, lasse sie empfinden, daß Du ein ganzer Mann bist, imponire ihr, sie will beherrscht, bezwungen sein, dann wird sie sich beugen und der echte, frische, schöne Kern ihres Wesens wird zur Erscheinung kommen.“

„Vielleicht hast Du Recht — allein ich kann das nicht leisten, was Du verlangst, ich bin nicht im Stande, fortgesetzt kampfbereit dazustehen, ich bin nicht dazu geschaffen, mir einen Diamant erst selbst zu schleifen.“

Fernau zuckte die Achseln. „So ertrage, was Du nicht ändern willst oder kannst.“

„Das klingt sehr heroisch, lieber Walter“, rief Paul beinahe ärgerlich, „aber soll ich denn meine Jugend, ja mein ganzes Leben zum Opfer bringen? Ich kenne mich, ich kann mich über dergleichen nicht hinwegsetzen. Ist Elma erst meine Frau, so kann ich, selbst wenn ich auf eine friedliche, freundliche Häuslichkeit verzichten will, doch nicht ruhig und unbeirrt meines Weges gehen, ohne mich um ihre Ungezogenheiten zu kümmern oder zu grämen. Ich werde unglücklich, verzagt, verstimmt, ein echter Pantoffelheld sein. Das sind wahrhaftig schöne Aussichten!“

„Dann weiß ich nur einen Rath: löse das Band, so lange es noch Zeit ist.“

„O, wo denkst Du hin! Elma hat mein Wort seit zwei Jahren, ich habe bei den Eltern um sie geworben, sie haben mich jetzt hierher gerufen — nein, nein, das wäre unmöglich, mein Rechtsgefühl, meine Ehre würden sich dagegen empören; in welchem Licht stände ich vor den alten Ravens, sie müssen mich ja für einen thörichten Knaben halten, der nicht weiß was er

Digitized by Google

will. Und Elma, eine verlassene Braut — nein, nein, ich müßte mich selbst verachten."

Fernau schwieg; er sah gedankenvoll vor sich hin und erst nach einer längeren Pause legte er die Hand auf Pauls Arm und sagte ernst: „Du willst Eure Verlobung nicht lösen, aber ich täusche mich nicht, wenn ich aus jedem Deiner Worte die Sehnsucht nach Deiner Freiheit heraushöre!"

Paul antwortete nicht.

„Ich nehme Dein Schweigen als Zustimmung", fuhr Fernau fort, „also — willst Du Deine Rechte an mich abtreten, d. h. willst Du es mir überlassen, Elma's Liebe für mich zu gewinnen, willst Du es mir gestatten, um sie in meiner Weise und mit meinen Mitteln zu werben?"

Paul starrte ihn mit allen Zeichen grenzenlosesten Erstaunens an. „Walter, verstehe ich Dich recht? Du wolltest?"

Fernau nickte. „Ja, mein Junge, ich will — wenn Du es nämlich erlaubst."

„O, mit tausend Freuden, aber — das ist ja unmöglich, Elma haßt Dich ja, Du bist ihr — nimm's mir nicht übel — im hohen Grade unangenehm."

„Vielleicht doch nicht so sehr", sagte Fernau lächelnd, „daß sie mich nicht binnen Kurzem von Herzen lieben sollte."

„Du? Nein, Walter, wie willst Du es nur anfangen? Daran ist ja gar nicht zu denken!"

„Das überlasse mir, lieber Junge", entgegnete Fernau, „ich gehe auf keinen Kampf ein, aus dem ich nicht als Sieger hervorzugehen weiß. Ich brauche nichts als Deine Genehmigung, um des köstlichsten Preises sicher zu sein. Aber eine Bedingung: Du läßt Dir nichts gegen Elma merken, Du beachtest auch nicht irgend welche Veränderung in unserm Verhalten zu einander, Du läßt sie und mich gewähren."

„Ich weiß nicht, Walter, mir ist unruhig dabei zu Sinne, ich meine, es ist ein gewagtes Spiel", sagte Paul, mit der Hand durch die blonden Haare fahrend.

Fernau sah ihm forschend ins Gesicht. „Wirst Du eifersüchtig?" fragte er. „Prüfe Dich wohl, Paul, ob Dir Elma doch vielleicht theurer ist, als Du in dem augenblicklichen Groll über ihre kleinen Launen glaubtest. Ich will Deiner Liebe nicht in den Weg treten und reise dann je eher, je lieber ab. Eines sage ich Dir aber: beginne ich erst den Kampf, dann führe ich ihn zu Ende; schleife ich diesen Diamant, dann thue ich es für mich und Elma wird mein."

„Nein, nein", rief Paul eifrig, „offen gestanden, ich habe in diesen Tagen hier in Hochberg tausend Mal den Leichtsinn bereut, mit dem ich damals vor zwei Jahren ein fröhliches Reifenspiel in einer Verlobung enden ließ. Der Widerstand, der uns entgegengesetzt wurde, reizte mich, es war wohl ein gut Theil Eigensinn dabei — und wirklich, Elma war damals auch eine Andere, immer gleich fröhlich und herzlich: ich glaube, damals liebte sie mich."

„Wie man eben mit fünfzehn Jahren liebt", schaltete Fernau ein.

„Nun ja", fuhr Paul fort, „mag es so sein, kurz und gut, ich gebe Dir mit tausend Freuden freie Hand, gewinne Dir Elma, wenn Du kannst und sei glücklich."

Er umarmte den Freund und küßte ihn auf beide Wangen.

Digitized by Google

„Ich glaube zwar, daß diese Zärtlichkeit mehr Deinem Glück als dem meinen gilt", sagte Fernau lächelnd, „aber ich vergebe Dir diesen Egoismus von Herzen und nun frisch ans Werk, daß ich mir meinen köstlichen Schatz erobere."

Fernau war an diesem Tage gesprächiger, heiterer und liebenswürdiger denn je, aber es gelang ihm nur hin und wieder, ein ganz kleines Lächeln auf Elma's Lippen hervorzurufen, das wie ein kurzer Sonnenblick über ihr Gesicht glitt; sie blieb meistens still und verstimmt. Fernau ließ sich dadurch in seiner glücklichen Stimmung durchaus nicht stören, ja, er schien es nicht einmal zu bemerken.

Man hatte am Abend lange beim Lampenschein im Freien gesessen, die Luft war so mild und schön; als man dann endlich in das Haus zurückkehrte, Paul mit der Lampe voranging und Herr und Frau von Raven folgten, sagte Fernau: „Fräulein Elma, sehen Sie einmal diesen schönen, dunkelblau leuchtenden Stern dort hinter der Kastanie. Sie müssen noch einen Schritt nach rechts treten."

Er zwang sie dadurch, stille zu stehen und sagte nun leise: „Wissen Sie, daß diese schmollende Miene Sie gar nicht kleidet? Und weshalb haben Sie sie heute so consequent festgehalten? Mit wem grollen Sie? Höchstens doch mit sich selbst und darunter brauchen wir Anderen nicht zu leiden. Ich sehe so unbeschreiblich gern das fröhliche Gesicht eines — Sie verzeihen — reizenden, jungen Mädchens. Versprechen Sie mir für morgen wieder diesen entzückenden Anblick?"

Elma zerrte halb verlegen, halb ärgerlich an ihrem Taschentuche. „Sie sind — Sie sind —"

„Abscheulich, das weiß ich schon, mein Fräulein", fiel ihr Fernau in's Wort, „bemühen Sie sich nicht, mir das von Neuem in's Gedächtniß zu rufen, aber dies Mal wenigstens sicher nicht ungalant — der zweite Vorwurf, mit dem Sie mich bisweilen beehren. Also bitte, das Versprechen."

„Ich glaube, daß mein Gesicht mich nur ganz allein selbst etwas angeht", sagte sie kurz.

„O bewahre, uns Alle bei Weitem mehr", erwiederte er lachend, „Sie brauchen ja nicht in den Spiegel zu sehen, wenn Sie sich nicht gefallen, wir aber, nun, wir müssen Sie doch ansehen."

„Das war nun wieder — ungalant", bemerkte sie rasch.

„Ich bin ein unerzogener Bär, Fräulein Elma", sagte er heiter, „ich glaube, wir müssen gegenseitig unsere Erziehung in die Hand nehmen, dazu aber müssen wir wieder Freunde sein — also bitte, reichen Sie mir die Hand — auf gute Freundschaft." Er bot ihr die Hand und sie legte zögernd die ihre hinein. „Dank, Fräulein Elma", rief er, sie herzlich drückend, „und nun halten Sie Wort."

Sie machte sich rasch los und eilte ihm voran, in's Haus. Sie fühlte wie ihr Herz klopfte, so stark, daß sie an der Treppe hochathmend stehen bleiben und die Hand darauf pressen mußte. Ihr war es, als hätte sie etwas Großes erlebt, ein Ereigniß, und doch — was war es denn — ein Nichts! Dennoch fiel sie der Mutter zum Gutenachtgruß um den Hals, und dann dem Vater und dann reichte sie Paul sehr flüchtig die Hand und eilte hinauf auf ihr Zimmer.

Am nächsten Tage litt sie unter einem seltsamen Zwiespal: in ihrem Inneren, halb dünkte sie sich glücklich und froh, halb quälte sie ihre Stellung

Digitized by Google

zu Paul. Sie fühlte, daß sie zu ihm nicht so sein konnte, wie es der Verlobte zu verlangen hatte — nicht um Schätze der Welt, jetzt gar nicht! O, er reichte nicht zur Hälfte an das Ideal hinan, das sie sich von dem Manne, den sie liebte, entworfen und das nach ihrer Meinung so genau Paul geglichen hatte. Sie seufzte, und dann wieder lachte sie und jubelte einige Tacte eines Liedes hinaus, und dann plötzlich verstummte der Gesang und Thränen stürzten aus ihren Augen. Paul aber machte es ihr leicht, er war am Vormittag lange auf seinem Zimmer gewesen, hatte dann mit Fernau einen Spaziergang gemacht und begleitete am Nachmittag den Oberst nach der benachbarten Stadt, wohin diesen Geschäfte führten.

Elma war allein durch den Garten gegangen, halb ärgerlich über Paul's Vernachlässigung, halb zufrieden damit, daß sie seiner Nähe enthoben sei. Plötzlich stand Fernau neben ihr.

„Nun, Fräulein Elma", sagte er, „suchen Sie die Einsamkeit? Ich meine, für eine so junge Dame wie Sie — verzeihen Sie, Sie lassen sich nicht gern an Ihre Jugend erinnern — ist dies ein gefährlicher Genuß."

„Wer sagt Ihnen, daß ich die Einsamkeit suche?" fragte Elma, während ihr Herz wieder so laut zu schlagen begann, daß es ihr fast den Athem raubte.

„Sie thun es nicht? — Nun, das ist schön", rief er, „dann werden Sie auch meinen Vorschlag acceptiren und mit mir einen Spaziergang nach dem nahen Wäldchen machen. Paul sagte mir heute früh, daß man von der Anhöhe jenseit desselben einen schönen Rundblick haben soll. Wollen Sie?"

Elma fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg. Sie sollte zum erstenmal mit ihm allein einen Spaziergang machen! Sie überkam eine ihr sonst ziemlich unbekannte Scheu und Beklommenheit und sie wollte es ihm abschlagen. Da sah sie in seine ernsten und doch ebenso freundlich bittend auf sie gerichteten Augen und — es mußte ja auch zu hübsch sein, einen solchen Gang mit ihm zu machen — sie nickte stumm. Er zog ohne Weiteres ihren Arm durch den seinen und dann gingen sie, er immer heiter sprechend und erzählend, sie zuerst zuhörend und dann selbst plaudernd, lachend und glücklich. Ja, glücklich! Die Welt war ihr noch nie so schön erschienen als in dieser Stunde, sie meinte, die Sonne habe nie so hell geleuchtet, der Wald sei nie so kühl, der Himmel nie so blau gewesen, sie hätte aufjauchzen mögen vor Wonne. Dann plötzlich überkam sie wieder ein seltsam banges, unbestimmtes Gefühl; es war ihr, als grolle sie mit dem Manne, der sie beherrschen wollte und dem es, sie konnte es sich nicht verhehlen, nur zu wohl gelang. Sie versuchte das alte Spiel des Eigensinns und der Laune von Neuem zu beginnen, aber ein Blick in seine Augen genügte, um damit sie vor dem bald neckischen, bald ernsten Vorwurf, der aus denselben sprach, die ihren beschämt senkte und dann im nächsten Moment wieder so fröhlich wie zuvor mit ihm plauderte. Warum sollte sie sich diese schöne, glückliche Stunde verkümmern, sagte sie sich selbst, sie kehrte doch nicht sobald wieder, denn — sie seufzte — wenn Paul mit ihnen war, so war eben Alles anders!

Frau von Raven wartete ungeduldig auf Elma's Rückkehr. Sie hatte sie mit Fernau durch das Gartenthor gehen sehen und ihr langes Ausbleiben beunruhigte sie. Was mußte Paul sagen, wenn er zurückkam und von einem stundenlangen Spaziergang Elma's mit Fernau hörte! Sie fand einen solchen rücksichtslos gegen Paul, ja sogar ungeeignet. Indeß Paul kam und hörte mit freundlichem Lächeln, ja, wie es schien, mit Befriedigung die etwas zag-

Digitized by Google

haft gemachte Mittheilung Frau von Ravens. Trotzdem wollte sie Elma ernstlich sagen, daß sich Aehnliches nicht wiederholen dürfe, daß das einmal nicht mit den herrschenden Formen der Welt vereinbar sei. Als aber dann Elma wirklich kam und mit strahlenden Augen von der wunderbaren Schönheit ihres Ganges erzählte und wie der Professor so viele Blumen und Moose gesucht, sie ihr bei dem lateinischen Namen genannt und diese botanischen Studien fortzusetzen versprochen habe; wie sie immer von Neuem versicherte: „Mama, es war entzückend", da war das schwache Mutterherz besiegt. Frau von Raven wäre nicht im Stande gewesen, die Freude des Lieblings durch, wie sie jetzt selbst meinte, kleinliche und thörichte Bedenken zu trüben. Ueberdies schien ja Paul ganz einverstanden, denn er hörte lächelnd Elma's Mittheilungen zu und drückte dann Fernau die Hand, als wolle er ihm danken, daß er seine Braut während seiner Abwesenheit so gut unterhalten habe, meinte Frau von Raven, die Paul's dem Freunde leise zugeflüsterte Bemerkung: „Du bist ein Wunderthäter" nicht gehört hatte.

Jener Abendstunde folgten Tage, die ihr glichen. Fernau war in der glücklichsten Stimmung; er suchte Elma's Nähe und wußte, auch wenn sie ihm auswich, sie doch immer wieder bald durch einen Scherz, bald durch ein ernstes Wort zu fesseln. Er sagte oft auch einfach: „Bleiben Sie, Fräulein Elma", oder „hören Sie mir zu, ich will Ihnen etwas erzählen", und solchem Wort von ihm gehorchte sie jedes Mal demüthig wie einem Befehl. Oft empörte ihr rebellisches Selbst sich gegen die Macht, die er über sie übte, sie hätte ihr widerstreben mögen, aber dann — es war auch wieder so süß, sich ihm zu beugen und unmöglich, der Gewalt zu widerstehen, die sein Wort, sein Blick übten. Sie war tief innerlich glücklich, ein neues, ungekanntes Leben war ihr aufgegangen und sie gab sich ihm wie einem seligen Traume hin. Dann überfiel sie freilich plötzlich eine beklemmende Angst vor dem Erwachen, das ja kommen mußte, wenn Fernau ging und er mußte gehen, bald, wie lange konnte es noch dauern, wenige Tage oder Wochen, sie wagte nicht zu fragen, wenn er abreisen würde, und sie war ja Paul's Braut, ihm gehörte sie für's Leben. Ein Schauer überrieselte sie, sie barg das Gesicht in den Händen und Thränen füllten ihre Augen. Dann kam ein Sonnenstrahl, der über ihren Scheitel gleitend sie aus dem trüben Sinnen weckte, oder sie hörte Fernau's Stimme, die wohl gar ihren Namen rief und dann war plötzlich alle Angst vergessen und die siebzehnjährige, glückliche Sorglosigkeit gewann wieder das Uebergewicht. Weshalb an die Zukunft denken, die Gegenwart war ja so schön! Ihr Verhältniß zu Paul war ein seltsames; sie vermieden sich, sie schienen Beide nicht unbefangen und Elma's Benehmen zu ihm war ungleichmäßiger denn je. Sie peinigte ihn mit übler Laune, mit scharfen Antworten und allerlei Andeutungen, daß ihr seine Gegenwart höchst unbequem sei, und dann wieder schien es, als fühle sie, daß sie etwas gegen ihn verschuldet habe, was gut zu machen sei, und dann war sie herzlich, ja fast weich und demüthig zu ihm.

Er duldete diese wechselvolle Stimmung mit einer Nachsicht, die Herrn und Frau von Raven bedenklich schien, so bedenklich, daß sie wiederholt zu einander ihre Sorge aussprachen, ob an Paul's Seite Elma's Glück gesichert sein würde. Der Oberst bereute seine Schwäche gegen Elma, die ihn, wenn er auch damals eine zeitweilige Trennung über das junge Paar verhängte, doch gehindert hatte, diese schnelle Verlobung zweier unreifer Menschen für null und nichtig zu erklären. Er hätte jetzt noch ein ernstes Wort mit Bei-

Digitized by Google

den reden, das damals Versäumte nachholen können, allein, was ihm damals schon schwer dünkte, war jetzt noch ungleich schwerer und überdies, Paul schien ja zufrieden und auch Elma war froh und glücklich; dazu die Gegenwart Fernau's, die jede Aussprache, oder gar eine Lösung des Verlöbnisses noch erschwerte, — genug, die schwachen Eltern, die es so gewöhnt waren, sich dem Willen des kleinen Trotzkopfes zu beugen, schwiegen und ließen die Dinge gehen, wie sie eben wollten.

Die Familie hatte bisher mit ihren Gästen ganz still und zurückgezogen gelebt, nur bei Herrn von Malwitz auf Prochau hatte man einen Besuch gemacht. Hochberg und Prochau grenzten unmittelbar aneinander, Herr von Malwitz war ein alter Regimentskamerad und langjähriger Freund des Obersten, auch die beiden Frauen standen in herzlichen Beziehungen zu einander, und Rosa von Malwitz war eine intime Freundin Elma's. Beide waren gleichzeitig in der Pension gewesen und zusammen aus derselben zurückgekehrt. Nun sollte Rosa's achtzehnter Geburtstag durch einen Ball gefeiert werden. Freilich war die Jahreszeit einem solchen noch nicht eben günstig und Herr von Malwitz hatte kopfschüttelnd gemeint, im September pflege man sonst noch nicht mit Bällen zu beginnen. Indeß die tanzlustige Jugend fand den Gedanken reizend und meinte, nichts sei schöner als aus dem heißen Saal auf die luftige Veranda zu treten, oder wohl gar einen Gang durch den Garten machen zu können, genug, die Einladungen wurden umhergeschickt.

Elma war entzückt, sie tanzte so gern und nun sollte sie den ersten wirklichen, großen Ball besuchen — und noch dazu mit Fernau. Paul hatte ihr einmal erzählt, daß er früher sehr gern und sehr gut getanzt habe und sie war überzeugt, auch er werde eine besondere Freude darin finden, mit ihr tanzen zu dürfen. Sie sann darüber nach, zu welchen Tänzen er sie wohl auffordern werde und prüfte mit besonderer Aufmerksamkeit, welche Farbe sie am besten kleiden möchte, welche Blumen sie in das Haar nehmen solle; sie schmückte sich ja für ihn und sie wollte ihm gefallen, er würde sie vielleicht nie wieder in Balltoilette sehen. Sie seufzte, aber gleich darauf lächelte sie; so sollte er sie wenigstens dieses eine Mal schön finden!

Sie wartete voll Unruhe, daß er sie engagiren sollte, Paul hatte sie längst um den ersten Tanz gebeten, sie hatte ihn ihm zögernd versprochen, sie hätte ihn so gern für Fernau frei behalten! Sie zürnte ihm über sein Schweigen, wollte er sie etwa erst im Saal engagiren? Das wäre unhöflich und wer weiß, ob sie dann überhaupt noch über einen Tanz zu verfügen hatte.

Der Tag vor dem Ball war gekommen und er schwieg noch immer — sie mußte ihn wahrhaftig zum Reden zu zwingen suchen.

„Wie köstlich der Ball morgen sein wird", sagte sie, „ich muß mich nur in Acht nehmen, daß ich keine Confusion mit meinen Tänzern mache, das wäre unangenehm."

Fernau schwieg und nur ein, wie sie meinte, ironisches Lächeln glitt über sein Gesicht. Sie grollte mit ihm, er war abscheulich — aber dennoch — sie mußte es noch einmal versuchen.

„Sie freuen sich hoffentlich auch", sagte sie, „Malwitz's sind so liebenswürdige Wirthe und der Saal ist wundervoll."

„In meinem Alter freut man sich nicht mehr allzu sehr auf einen Ball, mein Fräulein", antwortete er ruhig.

Digitized by Google

„Sie tanzen aber sehr gut, sagte mir Paul", entgegnete sie rasch, „und deshalb sicher auch gern."

„Das ist keine richtige Schlußfolge", entgegnete er lachend, „ich mache es stets von meiner augenblicklichen Stimmung abhängig, ob ich überhaupt tanze."

Das Blut stieg ihr aus Zorn in Stirn und Wangen; sie hatte sich so unsäglich darauf gefreut, mit ihm zu tanzen — und er wollte seinen Entschluß von seiner Stimmung abhängig machen!

„Nur um den Contretanz möchte ich Sie heute schon bitten, Fräulein Elma", fügte er hinzu.

Das steigerte nur ihren Aerger. Sie hatte sich gefreut, im leichten, schwebenden Tanze, von seinem Arm gehalten, durch den Saal zu fliegen und nun forderte er sie zu dem steifen Contretanz auf, wie eine Gnade, die er ihr doch gewähren wolle.

„Ich bedaure, das abschlagen zu müssen", antwortete sie ohne Besinnen, „ich tanze den Contretanz wahrscheinlich gar nicht, ich mag ihn nicht und habe die Touren nie begreifen können."

Er sah einen Augenblick forschend in ihr erregtes Gesicht. „Dann werde ich Sie um den ersten Walzer bitten müssen", sagte er ruhig.

Müssen! Das Wort ärgerte sie von Neuem, seine Ruhe reizte sie und Walzer mochte sie auch nicht gern tanzen; er schien gerade mit Absicht die Tänze zu wählen, die sie nicht liebte; vielleicht war er dann morgen auch nicht in der Stimmung, zu tanzen! Alle diese Gedanken wirbelten wie ein Sturmwind durch ihren Kopf und sie sagte, ohne sich zu besinnen: „Auch den Walzer kann ich Ihnen nicht versprechen, ich tanze ihn am liebsten mit Kuno Malwitz, Rosa's Bruder, der ein ausgezeichneter Tänzer ist."

„Soll das ein Korb in aller Form sein? Wollen Sie mir im Ernst den Tanz abschlagen?" fragte er.

„Ein Korb in aller Form, ich dachte keineswegs zu scherzen", erwiederte sie und beugte sich tief über die Näharbeit, die sie in der Hand hielt.

Er schwieg und blies große Dampfwolken vor sich hin. Elma fühlte sich durch dieses Schweigen unsäglich beklommen; sie hätte es wissen können, daß er ihrem Trotz nicht nachgeben würde und doch — sie wartete voll Sehnsucht auf ein Wort, ein einziges Wort und wäre es auch ein tadelndes gewesen, aber daß er schwieg, schweigen konnte, daß es ihm so gleichgültig war, sie gekränkt zu haben — sie hätte weinen mögen! Vielleicht war sie auch zu weit gegangen — vielleicht! Aber nein, er hatte sie gereizt, beleidigt, sie durfte nicht Alles von ihm ertragen, sie mußte auf ihrem Recht bestehen. Sie nähte — nähte — nähte, der Faden riß ein — zwei — drei Mal, dann warf sie die Arbeit fort, sie fühlte, daß sie die Thränen nicht länger hemmen konnte und kaum, daß sie hinter dem nächsten Gebüsch verschwunden war, als sie auch schon in reichlichen Fluthen über ihre Wangen rannen.

Fernau war in unzufriedener Stimmung zurückgeblieben. Zum ersten Mal war es ihm nicht gelungen, seine Macht über Elma zu behaupten, zum ersten Mal seit Wochen war sie auch ihm gegenüber in ihre trotzige Stimmung zurückgefallen.

Er hätte ihr gern ein versöhnendes Wort gesagt, denn es konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß sie unter diesem kleinen Zwist litt und gerade dies gab ihm überzeugender als Alles die Gewißheit, daß sie ihn liebte; aber er fühlte, daß er nicht nachgeben dürfe, wenn er nicht zum Spielball ihrer

Digitized by Google

Launen werden wolle, wie es Paul geworden war. Er war seines endlichen Sieges gewiß und doch befand er sich in der unbehaglichsten Stimmung und hatte Mühe, nichts von derselben merken zu lassen, vielmehr allen Hausgenossen gegenüber unbefangen und scheinbar heiter zu sein, als ob nichts vorgefallen wäre, denn auch Paul durfte nichts erfahren.

Elma wich ihm sichtlich aus und war von einer auffallenden Liebenswürdigkeit gegen Paul. Sie sprach viel mit ihm und scherzte und lachte, wenn auch Fernau's aufmerksamem Auge das Erzwungene dieser Heiterkeit nicht entging. Sie war ihm ein Beweis, daß sie diesmal eigensinnig beharren wolle, daß er auf keine Nachgiebigkeit zu rechnen habe.

Der nächste Tag verging in gleicher Weise voll peinigendster Aufregung für Elma. Er mußte sie doch um Verzeihung bitten, konnte er so stolz, so kalt, so hartherzig sein, konnte er ihr denn wirklich das ganze Fest, auf daß sie sich so sehr gefreut hatte, verderben wollen, und er mußte doch wissen, daß er ihr's verdarb. Aber freilich, sie war Paul's Braut, was ging der fremde Mann sie an, was kümmerte sie eigentlich sein Benehmen zu ihr? Und doch wartete sie von Minute zu Minute mit immer erhöhter Spannung auf das ersehnte Versöhnungswort — es blieb aus.

Sie machte in übelster Laune Toilette, sie fand das Kleid, das ihr gestern so gut gefallen hatte, heute häßlich, sie nannte die Blumensträuße, mit denen sie es gestern selbst garnirt hatte, heute geschmacklos, warf den Kranz, den sie gestern zum Haarschmuck bestimmt, ärgerlich bei Seite und befestigte nur eine einzelne Rose in ihrem Haar.

„Aber Kind, das ist ja zu einfach für einen Ball, auffallend einfach und deshalb nicht hübsch", sagte Frau von Raven, „bitte, nimm den Kranz."

„Mama, widersprich mir nicht, laß mich gewähren", erwiederte sie, „ich mag den Kranz nicht, wozu so vieler Putz, ich finde es überhaupt lächerlich, bei dieser Hitze einen Ball zu geben, ich will gar nicht tanzen."

„Elmachen, Herzchen, Du hattest Dich doch so gefreut und wirst nun nicht thöricht sein und auch Rosa die Freude verderben."

Frau von Raven streichelte bei diesen Worten zärtlich Elmas Wangen, sie aber wandte sich schnell ab und sagte: „Mama, ich bitte Dich, reize mich nicht, ich könnte sonst im Stande sein, gar nicht nach Prochau zu fahren."

Frau von Raven hörte die Thränen in Elmas Stimme zittern und ging kopfschüttelnd hinaus. „Was das Kind nur haben mag, sie ist plötzlich wie ausgetauscht!"

Alle standen zur Abfahrt gerüstet auf der Vortreppe, den Wagen erwartend, nur Elma war im Zimmer geblieben, sie sah so bleich und traurig aus, daß Fernau den Muth verlor, die Rolle des klugen Erziehers weiter zu spielen, die Liebe gewann das Uebergewicht über die weise Ueberlegung. Er trat zu ihr und sagte leise: „Was fehlt Ihnen, Fräulein Elma? Sie sind nicht heiter, wie sonst, und es geht doch zu einem fröhlichen Feste."

Er hatte herzlich gesprochen, sie aber meinte einen leisen Spott aus der Hervorhebung des fröhlichen Festes heraus klingen zu hören und überdies — war's ihm so gleichgültig, sie zu kränken, so durfte er nicht ahnen, daß sie darunter litt. So antwortete sie ihm ohne Besinnen: „Ich war nie heiterer als eben heute, ich freue mich sehr wieder einmal mit Kuno Malwitz tanzen zu können. Er ist ein so außerordentlicher Tänzer."

„Der kleine Trotzkopf!" dachte Fernau. Er zögerte einen Moment; halb

Digitized by Google

gegen seinen Willen fügte er dann hinzu: „Und Sie wollen mir wirklich weder den Walzer noch den Contretanz gewähren?“

War das die Art, mit der er seine Schuld eingestehen, ihre Verzeihung erbitten wollte, mit diesem gebieterischen Tone?

„Nein“, entgegnete sie kurz, „ich mag keinen Tänzer, der von Stimmungen abhängig ist, Paul und Kuno von Malwitz sind immer glücklich, wenn ich einen Tanz für sie habe.“

Wenn Elma auf eine Antwort gerechnet hatte, so hatte sie sich getäuscht, Fernau machte eine stumme Verbeugung und trat wieder hinaus. Kein Zug seines Gesichtes verrieth irgend welche Erregung, er machte sogar eine scherzende Bemerkung zu dem Oberst. „Ich will Dich mit Deinen eigenen Waffen angreifen, Du eigenwilliges Kind und Dich besiegen, so sehr Du Dich auch wehren magst“, dachte er.

Elma saß in die Ecke des Wagens gelehnt und unterdrückte mühsam die Thränen, die jeden Augenblick in ihre Augen zu treten drohten. Sie sagte sich dabei selbst fortwährend, daß sie thöricht, ganz thöricht sei, daß sie durchaus nicht nöthig habe, sich über den fremden Mann zu ärgern, daß sie ihm vielmehr zeigen müsse, wie gleichgültig er ihr sei, und wie wenig sie sich geneigt fühle, seine Zurechtweisungen zu dulden. Sie wollte fröhlich sein, um jeden Preis! Und wirklich, als sie in den geschmückten, hellerleuchteten Saal trat, die jungen Mädchen sie mit Scherz und Lachen begrüßten und die Herren sie bald umdrängten, um einen Tanz von ihr zu erbitten, da hatte sie für einige Augenblicke ihren Kummer vergessen. Bald war fast an jede Nummer ihrer Tanzkarte ein Name geschrieben, nur noch ein Tanz war frei, sie ließ den Blick suchend durch den Saal schweifen, vielleicht daß Fernau doch noch kam, vielleicht bereute er und gewiß — wenn er jetzt sie um einen Tanz bitten würde, so wollte sie ihn ihm nicht abschlagen, dann sollte Alles vergessen sein. Er mußte ja kommen, wo er nur war, sie konnte ihn unter der Menge nicht herausfinden. Pauls große Gestalt überragte fast alle Herren, warum mußte er auch so klein sein, daß man ihn nicht entdecken konnte! Da — ja, da war er endlich — in lebhaftem, sichtlich sehr heiterem Gespräch mit Rosa Malwitz, denn sie lachte eben fröhlich. Elma zürnte ihm, wie konnte er so fröhlich sein! Sie vergaß allerdings, daß auch sie eben sehr munter geplaudert hatte. In demselben Augenblick begann die Musik, die Paare ordneten sich zum Tanze und Fernau trat mit Rosa Malwitz in die Reihen. Elma fühlte, wie sich ihr Herz krampfhaft zusammenzog — mit Rosa also konnte er tanzen!“

Paul eröffnete mit ihr den Ball; sonst hätte ihr das viel Vergnügen gewährt, heute erklärte sie, es sei unerträglich heiß und geradezu lächerlich bei dieser Temperatur einen Ball zu veranstalten. Pauls Bemühungen, sie in ein Gespräch zu ziehen, blieben gänzlich erfolglos und er hätte sie wirklich ernstlich für unwohl gehalten, wenn er nicht ihrem suchenden Auge gefolgt wäre, das wieder und wieder zu Fernau zurückkehrte, der mit Rosa munter plauderte und besser tanzte, als es selbst Elma geglaubt hatte. Pauls Muth sank, Elma war heute wirklich unerträglich in ihrer Laune und auch Fernau schien unter derselben zu leiden und sich von ihr zurückzuziehen. Was sollte dann werden! Hätte er doch vielleicht ein gewagtes Spiel gespielt und sich seine Aufgabe dieser Braut gegenüber vielleicht nur noch erschwert?

„Elma, weshalb bist Du so unfreundlich zu mir?“ sagte er endlich. „Nimm Dich wenigstens vor den vielen Leuten hier zusammen.“

Digitized by Google

Sie zuckte die Achseln. „Ich bin verstimmt.“

„Aber weshalb denn?“ fragte er, „mitten in einem fröhlichen Feste?“

„Bin ich Dir etwa darüber Rechenschaft schuldig?“ antwortete sie pikirt und ihr Blick hing unterdessen unverwandt an dem schönen Paar, das eben durch den Saal flog und sichtlich durch seinen graziösen Tanz allgemeine Bewunderung erregte. Wie schön heute Rosa war! Elma wandte den Kopf zur Seite, ihr eigenes Spiegelbild begegnete ihr, wie bleich und müde sie aussah, gewiß, es war begreiflich, daß Rosa Fernau viel besser gefiel. Er schien sich ausgezeichnet zu amüsiren, tanzte den zweiten, den dritten Tanz, lachte und scherzte und schien Elma gar nicht zu beachten. Paul trat zu ihm und sagte leise: „Was hast Du nur mit Elma? Giebst Du sie auf? Du kümmerst Dich nicht um sie und sie scheint mit Dir zu grollen.“

„Laß mich gewähren“, antwortete Fernau, „ich hoffe, es ist die letzte Scene, die den Trotzkopf an mein Herz führt.“

Paul schüttelte bedenklich den Kopf. „Wenn Du Dich nur nicht in Elma's Charakter täuschst.“

Fernau lächelte. „Du bist besorgt um Deine Freiheit, lieber Junge, sei ruhig, ich lasse Elma nicht, denn ich liebe sie.“

„Es ist ein gewagtes Spiel“, entgegnete Paul, „glaube mir, sie vergiebt Dir diese Vernachlässigung nicht.“

Er nickte nur und ging, da die Musik eben von Neuem begann, seine Tänzerin zu holen. Es war wiederum Rosa von Malwitz, die er zum Contretanz engagirt hatte. Elma tanzte mit Kuno von Malwitz und die Verschlingungen der einzelnen Touren führten sie wiederholt mit Fernau zusammen — er hatte kein Wort, kein Lächeln für sie, nur die gleichgültige, kühle Höflichkeit, die er auch jeder fremden Dame erwies. Rosa und immer Rosa! O dieser Ball, auf den sie sich so gefreut hatte, nun brachte er ihr nur Kummer! Sie hätte am Liebsten nicht mehr getanzt, sie fühlte sich unglücklich, krank, ihr Kopf schmerzte und sie hatte fortwährend Mühe die Thränen zu unterdrücken, sie hätte sich gar zu gern ausgeweint, aber auf einem Balle weinen, nein, es wäre zu lächerlich! Endlich kam das Souper. Fernau hatte eine kleine Blondine zu Tische geführt, die viel schwatzte und lachte, ihm gegenüber aber saß Rosa und bald flogen die heiteren Scherzworte herüber und hinüber.

Elma achtete kaum auf Paul's und ihres Tischnachbars Versuche, sie zu unterhalten, ihre Blicke hingen unverwandt an der fröhlichen Gruppe und Rosas unbefangenes heiteres Geplauder, das sie sonst stets so reizend gefunden hatte, erschien ihr heute plötzlich kokett. Dann folgte der Cotillon, Elma tanzte nicht, sie schützte Kopfweh vor und Herr und Frau von Raven wollten sofort nach Hause fahren.

„Nicht doch“, sagte sie abweisend, „Ihr seht ja, Paul und Professor Fernau tanzen, ich kann ihnen doch unmöglich das Vergnügen verderben.“

„So fahren wir allein und ich schicke den Wagen zurück“, erklärte der Oberst.

„Nein, nein, nein, auf keinen Fall“, rief Elma heftig, „ich bleibe — ich will wenigstens zusehen.“

In einer Fensternische sitzend beobachtete sie unabläßig Fernau, der weniger mit seiner Tänzerin, als mit der unmittelbar vor ihm sitzenden Rosa sprach, die halb zu ihm umgewandt saß und sich außerordentlich gut zu

Digitized by Google

unterhalten schien. Bei jeder Wahltour aber sah sie Fernau und Rosa mit einander tanzen und ihr Herz krampfte sich zusammen in Schmerz und Groll.

Endlich war der Ball vorüber, endlich auch die Heimfahrt überstanden und Elma war allein in ihrem Zimmer. Nun ließ sie den so lange mühsam gehemmten Thränen freien Lauf und weinte sich in den Schlaf wie ein müdes Kind.

Der nächste Tag war trübe und regnerisch, ganz zu Elmas Stimmung passend. Sie erklärte, sehr angegriffen und unwohl zu sein und wollte auf ihrem Zimmer bleiben. Frau von Ravens Bitten, mit ihr hinunter kommen, sie könne dort im Saal auf dem Sopha liegen, kein Mensch werde sie stören, halfen nichts, erst als sie erzählte, daß Paul und Fernau schon früh fortgefahren seien — in Folge einer gestern getroffenen Verabredung, fügte sie hinzu, erst da meinte sie, es werde doch wohl unten kühler und angenehmer sein, hier oben sei eine erdrückend schwüle Luft.

Frau von Raven hatte in der Wirthschaft Verschiedenes anzuordnen, der Oberst war schon lange auf's Feld geritten, Elma ging allein ruhelos in dem Zimmer auf und nieder. Sie hatte nicht zu fragen gewagt, wohin Fernau und Paul gefahren — aber sie wußte es — nach Prochau, wohin sonst? zu Rosa! O sie hatte sie so lieb gehabt und nun war sie eine Kokette! Gewiß, sie mußte es versucht, und mit Glück versucht haben, Fernau zu fesseln! Auch Paul hätte wenigstens so lange zu Hause bleiben können, meinte sie, bis er sie gesprochen, denn sie hatte ihm gestern gesagt, daß sie unwohl sei, und er war doch ihr Verlobter, sie hatte Rücksichten von ihm zu verlangen. Der Regen schlug gegen die Fenster und sie hüllte sich fröstelnd in ein Tuch. Dieser trübe Himmel, kein Sonnenstrahl, der das Zimmer erhellte und erwärmte und dabei das Alleinsein, es war wirklich nicht zum Ertragen! Sie mußte irgend eine Arbeit zur Hand nehmen, vielleicht daß die sie zerstreute. Ihr Blick fiel auf einen Feldblumenstrauß, den sie vor wenigen Tagen von einem Spaziergange mit Paul und Fernau heimgebracht hatte. Fernau hatte ihr die lateinischen Namen der Blumen genannt und sie war so glücklich gewesen ihm zuzuhören, von ihm lernen zu können. Am folgenden Tage hatte sie den Strauß zu zeichnen begonnen, sie wollte das Blatt jetzt vollenden, es war dann doch eine Erinnerung an den letzten, glücklichen Tag mit ihm! Während der Arbeit meinte sie ruhig geworden zu sein — ganz ruhig — was kümmerte sie Fernau, mochte er Rosa Malwitz heirathen, ihr sollte es gleich sein, sie war ja Pauls Braut, bald wohl seine Frau und dann — durfte Fernau nie mehr in ihr Haus kommen. Sie seufzte, wie glücklich war sie in dem Gedanken gewesen, Paul wiederzusehen, wie glücklich in der Hoffnung, Papa bestimmen zu können, daß spätestens im Frühling die Hochzeit sein solle, und nun! — wie war es Alles anders gekommen, Paul, o der Paul war es nicht mehr, den sie zwei Jahre hindurch zu lieben, das zärtlichste Andenken zu bewahren geglaubt hatte. Ach, sie hatte es für so hübsch gehalten, verlobt zu sein und nun war es zum Mindesten — recht langweilig. Nur Fernaus Gegenwart hatte es erträglich gemacht! Sie hatte, während diese Gedanken ihren Kopf kreuzten, wirklich gezeichnet, nicht eben allzu aufmerksam, sie zeichnete sonst viel besser, in der Pension hatten ihre Zeichnungen stets als Musterblätter gegolten — aber es waren doch wenigstens einige Blumen und Blätter entstanden. Sie legte eben den Schatten in ein Eichenblatt — da ging die Thür — sie sah auf — Fernau trat ein. Ihre erste, unwillkürliche Bewegung war, aufzustehen, um ihm zu entfliehen, doch im nächsten Moment

Digitized by Google

ließ sie sich wieder auf den Stuhl sinken und versuchte weiter zu zeichnen — freilich, mit noch geringerem Glück als zuvor.

„Guten Morgen, Fräulein Elma", sagte er unbefangen, „haben Sie Ihren Kopfschmerz ausgeschlafen?"

„Nicht ganz", antwortete sie kaum hörbar, ohne aufzusehen.

„Sie müssen heute Nachmittag ein wenig hinaus in's Freie, die Luft wird Ihnen gut thun, der Regen wird bald aufhören, die Wolken theilen sich schon und die Luft ist warm und mild", sagte er, indem er einen Stuhl an ihre Seite rückte.

Sie schob den ihren etwas näher zum Fenster und beugte sich tief über die Zeichnung. Nach einer minutenlangen Pause bemerkte er: „Sie zeichnen gut, Fräulein Elma, der Strauß wird sehr hübsch."

„Dieses Lob ärgerte sie und sie antwortete rasch: „Rosa Malwitz zeichnet weit besser."

„Das ist möglich", sagte er ruhig, „doch auch dies Blatt ist wohl gelungen. Schenken Sie es mir."

„Lassen Sie sich von Rosa ein Albumblatt geben", entgegnete sie ohne Besinnen, „sie wird es sehr gern thun."

Ein Lächeln glitt, von ihr unbemerkt, über sein Gesicht. „Ich wünsche aber dies von Ihnen, Sie dürfen es mir nicht in einer augenblicklichen Mißstimmung gegen mich abschlagen. Es soll ein Abschiedsgeschenk sein."

Sie fühlte einen jähen Schmerz in ihrem Herzen und hob rasch das dunkel erglühte Gesicht zu ihm auf. „Sie wollen abreisen?"

Er nickte. „Schon morgen."

Sie hatte sich wieder tief über das Blatt gebeugt, er durfte nicht sehen, wie der Schmerz über ihr Gesicht zuckte — und zeichnete weiter. Mißtrauen und Eifersucht waren schnell und heftig aufgelodert; sie hatte gestern gehört, wie Herr von Malwitz ihm gesagt, er werde sich freuen, wenn er einmal auf einige Tage nach Prochau herüberkommen wolle, nun war er sicher dort gewesen, das Nähere zu verabreden, er wollte dahin, zu Rosa!

„Sagen Sie mir, daß ich bleiben soll, Fräulein Elma, und ich reise nicht", unterbrach er endlich das Schweigen.

Sie schüttelte nur stumm den Kopf, er durfte die Thränen in ihrer Stimme nicht hören.

„Kein Wort?" sagte er, „nicht einmal ein einziges, armseliges Wort wollen Sie mir gönnen?"

Sie schluckte tapfer die Thränen hinunter und antwortete mit möglichst fester Stimme: „Fahren Sie doch nach Prochau, wie soll ich Sie hindern wollen, das würde ja Rosa sehr übel nehmen."

Von Neuem glitt ein Lächeln über seine Züge. „Prochau? Rosa?" wiederholte er. „In welchem Zusammenhange stehen sie mit meiner Abreise?"

Sie hob plötzlich den Kopf und sah ihn an. „Sie wollen nicht nach Prochau?"

„Bewahre", erwiederte er, „ich trete die Heimreise an."

„Und — und —", sie stockte und sagte endlich rasch und leise: „und Rosa?"

„Fräulein Rosa tanzt sehr gut und versteht munter zu plaudern, wenn andere junge Damen beharrlich schweigen", antwortete er lächelnd.

Sie nahm eine etwas beleidigte Miene an und begann von Neuem an dem Eichenblatt zu schattiren.

Digitized by Google

„Ich denke nicht an Prochau — und auch nicht an Fräulein Rosa", fuhr er fort, „ich lasse mir nur nicht durch kleine eigensinnige Launen einen dem Vergnügen gewidmeten Abend verderben."

„Sie wollten ja nicht tanzen", sagte sie rasch, beinahe unwillkürlich.

„Und ich bat Sie doch um zwei Tänze, die Sie mir beide — grundlos — abschlugen. Ich bin kein Knabe mehr, Fräulein Elma, sondern ein Mann, der sich durch dergleichen Launen nicht tyranniſiren läßt."

Da waren schon wieder die abscheulichen Thränen, die so rasch und unaufhaltsam in die Augen schossen, daß es großer Anstrengung bedurfte, damit sie nicht in hellen Tropfen auf die unglückliche Zeichnung fielen.

Er hatte ernst, ja tadelnd gesprochen und setzte nun in plötzlich verändertem weichen Tone hinzu: „Jetzt will ich fort, weil Sie mir, ich weiß nicht weshalb, zu zürnen scheinen und Hochberg mich traurig und öde dünkt, wenn ich nicht in Ihr helles Auge sehen darf, nicht Ihr melodisches Lachen höre. Sagen Sie mir, daß ich mich täusche, daß die bösen Stunden ausgestrichen und vergessen sein und nicht wiederkehren sollen — dann reise ich nicht."

Seine Worte hatten wie Musik in ihr Ohr geklungen, sie hatte ihnen wonnig gelauscht, und als sie dann den Blick zu ihm erhob, senkte sie ihn rasch wieder, tief erröthend vor dem beredten Ausdruck des seinen. Sie beugte sich tief über die vor ihr liegende Zeichnung und schrieb ganz klein in die Ecke des Blattes die Worte: „Bleiben Sie."

„Dank, Elma, tausend Dank", rief er, „nun ist dieses Blatt mein."

Sie wollte erschrocken die Hand darauf legen, aber er hatte es schon ergriffen und steckte es mit einem glücklich triumphirenden Lächeln zu sich.

„Sie sind ein Tyrann", sagte sie hastig aufstehend, halb grollend über seine Kühnheit, halb glücklich, daß ihm der Besitz des Blattes so werthvoll war.

„So beschließen Sie, sich gegen diese Tyrannei nicht länger zu wehren, sich ihr vielmehr willig zu beugen", entgegnete er.

Sie sah ihn mit ängstlichen, weitgeöffneten Augen an. Ihr Herz schlug stürmisch, sie wäre so gern ihm entflohen, aber er stand unmittelbar vor ihr und sie wußte, daß er sie nicht an sich vorüber lassen würde. Vielleicht bemerkte er ihre scheue Bewegung zur Seite, denn er faßte plötzlich ihre beiden Hände, als ob er sie festhalten wolle und sagte lächelnd zwar und doch so innig: „Wissen Sie denn nicht, Elma, daß ich Sie lieb habe?"

Sie zuckte zusammen, es ging wie Sonnenschein über ihr Gesicht.

„Sagen Sie mir, daß auch Sie mich lieb haben", bat er.

Dieser Blick, diese Stimme — nicht um die Welt hätte sie lügen können. Ein leise geflüstertes, kaum hörbares „Ja" und dann lag sie lachend und weinend in seinen Armen und duldete es, daß er sie küßte und sie seinen Liebling, sein süßes Glück nannte.

Plötzlich richtete sie sich erschrocken auf und rief ängstlich: „Mein Gott, was haben wir gethan! Ich bin ja verlobt, Pauls Braut — und — o mein Gott, mein Gott!"

„Sei ruhig, lieb Herz", sagte er, ihr die Wange streichelnd, „wir haben kein Unrecht gethan. Glaubst Du, daß ich den Freund um die Braut betrügen würde? Er selbst hat gleich Dir erkannt, daß es eine Thorheit war, als Ihr, zwei Kinder, Euch verlobtet, die noch nichts von ihrem Herzen wußten, er hat es gleich Dir empfunden, daß Eure Vereinigung Euch Beiden kein Glück verheißen könnte, und so habe ich mit seinem Wissen, seiner Er-

Digitized by Google

laubniß um Dein Herz geworben, meine Elma, wie ich nun bei Deinen Eltern um Deine Hand werben will."

Elma hatte den Kopf gesenkt. „Ihr habt mich Beide betrogen, daß war schlecht von Euch, besonders von Paul", schmollte sie.

Er legte die Hand unter ihr Kinn und zwang sie so den Kopf zu heben und ihm in die Augen zu sehen. „Möchtest Du, daß er seine Einwilligung versagt hätte und ich dann nothgedrungen schleunigst abgereist wäre, um nie wieder in Deine gefährliche Nähe zurückzukehren? Möchtest Du das?" fragte er neckend.

„Nein, nein", rief sie, die Arme um seinen Hals werfend, „der gute Paul, ich will ihm dankbar sein, so dankbar!"

„Nun aber muß ich zu Deinen Eltern gehen", sagte er, „wer weiß, ob sie mit dem Tausch der Personen zufrieden sein und in ihn willigen werden?"

„O", rief Elma übermüthig, „meine Eltern sind mit Allem zufrieden was mir gefällt — nur Einen giebt es, der sich stets meinem Willen widersetzt, und der ist ein Tyrann!"

„Weißt Du nicht", antwortete er lachend, „daß ich Deine etwas vernachlässigte Erziehung übernommen habe? und der rechte Erzieher darf seinen Zöglingen durchaus nicht nachgeben. Nun komm' zu den Eltern, und heute Nachmittag fahren wir nach Prochau, um uns als Brautpaar vorzustellen, — damit sie dort wissen, weshalb wir gestern so böse auf einander waren. Nicht wahr?"

„Zu Rosa?" fragte sie etwas kleinlaut.

„Bist Du eifersüchtig?" lautete die neckende Gegenfrage.

„O nein", rief sie schnell, „um Gotteswillen nur keine Erziehungsmaßregeln, ich bin gar nicht eifersüchtig!"

Die überraschten Eltern erkannten gern das fait accompli an, hielten sie doch selbst Elmas Glück an Fernaus Seite gesicherter, als an Pauls. Er und Elma hatten sich warm die Hände gedrückt und sich gute Freundschaft versprochen. Für den Augenblick schien indeß Pauls Verbleiben in Hochberg nicht gut thunlich. Sein Urlaub war noch nicht abgelaufen und so folgte er gern der Einladung der gastfreien Familie Malwitz und übersiedelte nach Prochau.

Im nächsten Frühling feierten Fernau und Elma ihre Hochzeit. Am Vorabend derselben hatte sich die ganze Nachbarschaft in Hochberg versammelt, es wurde viel getanzt und dies Mal schlug Elma Fernau weder den Contretanz, noch den Walzer ab. Als sie nach dem Tanz auf ihren Platz zurückkehrten, deutete sie auf Paul und Rosa, die eben zum vierten oder fünften Mal mit einander getanzt hatten und nun so eifrig sprachen, daß sie die ganze Welt umher zu vergessen schienen, und sagte: „Du, sieh einmal dorthin, ich denke wir tanzen bald wieder auf einem Polterabend."

Digitized by Google

Adam.

Wie oft durchmaß ich doch mit müdem Schritt
Das Paradies bis hin zu seinen Schranken,
Jedwedem Ding erzählten, was ich litt
In meinem Mund die klingenden Gedanken!

Die stolze Sonne wußte keinen Rath,
Und Mond und Sterne gingen ihre Wege
Die Wolke schwamm davon auf blauem Pfad,
Der Wind entschwand im Hain auf grünem Stege.

An den Gewässern bab' ich oft geruht,
Und wenn die Wellen mir vorüberrannen,
Sucht' ich mein Bildniß in der klaren Fluth,
Daß ich mich selbst mir deute, festzubannen.

Und wieder hab' die Blumen ich geküßt,
Ich sprach: Habt ihr von mir nicht eure Namen?
Sagt, bunte Lippen, wie mein Namen ist,
Wie der sich nennt, von dem die Euren kamen!

Kein Mund ward aufgethan. Ich schlich mich fort,
Und unter Bäumen lauscht ich den Gesängen
Der Nachtigall, ob das geheime Wort
Verborgen sei in ihren süßen Klängen.

Doch sinnlos schien gar bald der holde Laut,
Sinnlos, was mir des Waldes Thiere sagten,
Verwundert haben sie mich angeschaut
Und ahnten nicht, was mich für Schmerzen plagten.

Da warf ich traurig mich zur Erde hin:
„Jegliches Ding nannt' ich nach seiner Weise —
Ich aber, ach! ich weiß nicht, wer ich bin,
Ich aber, ach! ich weiß nicht, wie ich heiße!"

Und als ich weinend lag in solcher Noth
Umschattete mich plötzlich tiefer Schlummer,
Und eines Traumes Wonnezauber bot
Ein endlich Labsal meinem herben Kummer.

Wie lang' ich da geschlafen, weiß ich nicht!
Mein Aug' erschrak, als ich vom Schlaf erwachte,
Als aus den Lüften mir ein Angesicht,
Des meinen Spiegelbild, entgegenlachte. —

Nur lieblicher und freundlicher zu sehn,
Von einem ew'gen Morgenroth umflogen
Das Wangenpaar, die Lippen rosenschön;
Der Athem hob zwei lilienweiße Wogen.

Und ich umfing und nannte diesen Leib —
Da, Wunder! durft' ich endlich dich erleben,
In meiner eignen Sprache hat das Weib
Die heißgewünschte Antwort mir gegeben!

Gestillt ward meiner Seele durst'ger Harm,
Und ich vergaß die einsam langen Stunden;
Umschlungen liebend von des Weibes Arm
Hat seinen Namen auch der Mann gefunden.

Hans Herrig.

Digitized by Google

Die Lehre Schopenhauer's.

Versuch einer kurzen Darstellung ihres Inhaltes.

Von **Ernst Eckstein.**

Ein französischer Autor behauptet, der Tempel des Ruhms sei zum größten Theil von Todten bewohnt, die während ihres Lebens keinen Zutritt erhielten; außerdem aber von einigen Lebenden, die man sofort nach ihrem Tode hinauswerfe. Arthur Schopenhauer, der große Frankfurter Philosoph, gehört zu den ersteren. Der Laie, der den gewaltigen und immer steigenden Einfluß dieses Denkers auf das gesammte geistige Leben unserer Epoche wahrnimmt, ist in hohem Grade überrascht, wenn er hört, daß „Die Welt als Wille und Vorstellung", das Hauptwerk Schopenhauer's, schon vor nahezu sechzig Jahren das Licht der Welt erblickte und erst ein Vierteljahrhundert später, nämlich im Jahre 1844, eine zweite Auflage erlebte. In der That ist die Schopenhauer'sche Philosophie anfänglich so gut wie unbeachtet geblieben, vornehmlich deshalb, weil Schopenhauer kein Mitglied der philosophischen Zunft war. Seine ganze Methode brach mit der Ueberlieferung: die meisten der vom Staate angestellten Universitätslehrer, in den Fesseln ihres Schematismus befangen, sahen ihn daher entweder nicht für voll an, oder ignorirten ihn absichtlich, da neben dem unerschöpflichen Reichthum dieses originalen Geistes ihre eigene mühsam aufgetakelte Armuth um so greller zu Tage getreten wäre. „Das Wahre und Echte", sagt Schopenhauer in der Vorrede zur dritten Auflage seines Hauptwerkes, „würde leichter in der Welt Raum gewinnen, wenn nicht die, welche unfähig sind, es hervorzubringen, zugleich verschworen wären, es nicht aufkommen zu lassen. Dieser Umstand hat schon Manches, was der Welt zugute kommen sollte, gehemmt und verzögert, wo nicht gar erstickt. Für mich ist seine Folge gewesen, daß, obwohl ich erst dreißig Jahre zählte, als die erste Auflage dieses Werkes erschien, ich diese dritte nicht früher als im zweiundsiebenzigsten erlebe. Darüber jedoch finde ich Trost in Petrarca's Worten: ‚Wenn Einer den ganzen Tag läuft und am Abend ankommt, so ist das genug.' Bin ich zuletzt doch auch angelangt und habe die Befriedigung, am Ende meiner Laufbahn den Anfang meiner Wirksamkeit zu sehen unter der Hoffnung, daß sie einer alten Regel gemäß in dem Verhältniß lange dauern wird, als sie spät angefangen hat."

Diese Worte sind im September des Jahres 1859 geschrieben. Seitdem hat die Theilnahme der Gebildeten an Schopenhauer's philosophischen Leistungen derart überhand genommen, daß er gegenwärtig ohne Zweifel mehr und eifriger gelesen wird als irgend ein zweiter Philosoph alten und neuen Datums.

Mit dieser echten Theilnahme läuft eine unechte parallel; ich meine die Theilnahme Derer, die ihre Schopenhauer'sche Weisheit nur aus zweiter und dritter Hand haben und nur um des lieben Scheines willen mit Schlag-

Digitized by Google

wörtern um sich werfen, deren tiefere Bedeutung ihnen verschlossen bleibt. Die Aneignung solcher Schlagwörter ist bei dem großen Einfluß Schopenhauer's auf unser productives Schriftthum sehr wohlfeil. Es giebt nämlich kaum eine bedeutende Frage, über die sich bei unserm Philosophen nicht eine Reihe glänzender und scharfsinniger Beobachtungen vorfände. Dabei weiß er seinen Aussprüchen eine Schärfe der Form zu geben, die sich der Seele des Lesers nachhaltig einprägt, so daß die immer wiederkehrende Berufung auf seine Autorität ganz so natürlich ist, wie wenn etwa der Priester die einzelnen Thesen seiner Predigt mit Bibelversen belegt. Aus den Schriften solcher Autoren nun, die Schopenhauer citiren, weil sie ihn kennen, schöpft eine Schaar gänzlich unphilosophischer Köpfe jene landläufigen Redensarten, die so lange verblüffen, bis man begreift, daß auch nicht eine Spur wahrhaft verstandener Ideen dahinter steckt. Jeder Localreporter leitet seine Betrachtungen über das schlechte Wetter mit einem Ausspruch der „Parerga und Paralipomena" ein. Die junge Dame, die sich auf dem Opernball eine Erkältung geholt, flüstert elegisch: „das Leben sei ein Geschäft, bei dem der Ertrag lange die Kosten nicht decke". Der Primaner, der durch das Examen gefallen, spricht von der „Nichtigkeit der Erscheinungswelt", trinkt sich einen Rausch und verneint des Tags darauf im dröhnenden Katzenjammer den „Willen zum Leben". Ein Anderer nennt sich gar „Schimmelansatz auf dem frei schwebenden Globus der Erde" und findet, daß diese Situation „für ein denkendes Wesen höchst mißlich" sei. Selbst der biedere Schuhmacher in Paul Heyse's „Kindern der Welt" hat die pikante Wendung aufgegriffen: „Mit den Mädchen beabsichtigt die Natur einen Knalleffect", und stolz im Bewußtsein dieser Errungenschaft raunt er seiner zankenden Gattin zu: „Schweig'! Auch Du bist einmal ein Knalleffect gewesen; aber der Effect ist vorbei, und es knallt nicht mehr."

Bei näherer Prüfung findet man, wie gesagt, nicht nur bei dem Schuhmacher und der erkälteten Balldame, sondern selbst bei Männern, die Anspruch auf Bildung erheben, eine beklemmende Unkenntniß, ja schlimmer als das: die gröbsten Mißverständnisse.

Gemeinhin ist die Ansicht verbreitet, Schopenhauer sei eine Art Kraftgenie gewesen, das, nur um für originell zu gelten, über Gott und die Welt räsonnirt habe, etwa wie es Menschen giebt, die an der Table d'hôte alle Gerichte bemäkeln, um sich als verwöhnte Feinschmecker aufzuspielen. Was aber Schopenhauer eigentlich gewollt hat, inwiefern seine Philosophie eine Erklärung des großen Räthsels anstrebt, das wir Welt nennen, darüber herrscht selbst bei solchen Leuten, die sich zur besten Gesellschaft rechnen, eine kymmerische Finsterniß. Wie sich der Dilettantismus aus den genialen Theorien eines Darwin und Häckel ein paar unwesentliche Details herausliest und das großartig verzweigte Gebiet der Entwickelungslehre zu erschöpfen glaubt, wenn er sagt: der Mensch stammt vom Affen ab — so und in noch höherem Grade klammert er sich bei Schopenhauer ans Einzelne. Das Große und Ganze, die Totalität der geistigen Erscheinung bleibt ihm ein Buch mit sieben Siegeln.

Gerade bei einem Philosophen von dem Einflusse Schopenhauer's scheint es indeß wünschenswerth, ein wenigstens annäherndes Verständniß seiner Ideen auch in weitere Kreise zu tragen. Wir sagen annähernd, denn ein volles Verständniß liegt jenseits der Grenze des Möglichen. Sagt doch Schopenhauer selber in der Einleitung zu seinem Hauptwerke „Die Welt

Digitized by Google

als Wille und Vorstellung", sein Buch enthalte streng genommen nur Einen Gedanken, und dennoch habe er keinen kürzeren Weg zur Mittheilung dieses Gedankens finden können als dieses Buch. So tritt denn schon die räumliche Beschränktheit unserer Abhandlung wie ein hemmendes Medium zwischen das volle Licht und den Leser. Hierzu kommt nun noch die natürliche Kurzsichtigkeit des Auges, das nicht von früh auf im Erkennen philosophischer Wahrheiten geübt worden ist. So wird sich denn das, was der Laie durch die nachstehenden Zeilen vom Kern der Schopenhauer'schen Philosophie erfährt, zu dem ganzen Wesen dieses Kernes verhalten wie jenes röthliche Abbild der Sonne, das durch die Massen eines qualmenden Herbstnebels blickt, zu der unverhüllten, blendenden Scheibe. Der Ersatz ist im höchsten Grade unvollkommen: aber er ist besser als Nichts, er giebt wenigstens einen Begriff; er gießt auf die nächsten Gegenstände einen bescheidenen Schimmer aus und verhindert, daß man sich etwa die Scheibe als ein Quadrat vorstelle. Jene umfassende Popularisirung, wie sie bei gewissen Zweigen der Naturwissenschaft ohne Mühe erreicht werden kann, ist bei anderen Disciplinen absolut ausgeschlossen. Auch die größte geistige Anstrengung wäre nicht im Stande, dem Laien die höhere Mathematik verständlich zu machen. Das Gleiche gilt von der höheren Philosophie, der sogenannten Metaphysik, das heißt der Wissenschaft von Dem, was jenseits aller Erfahrung liegt. Die Metaphysik ist dem Laien so fremd, daß er sie in der Regel nur unter der Form der Religion anerkennt oder gänzlich verwirft. Der Laie, der nicht an den Gott der Kirche glaubt, ist geneigt, die Existenz eines Etwas, das jenseits aller Erfahrung liegt, einfach zu leugnen. Und doch genügt eine kurze Erwägung, um ihm die Existenz eines solchen Etwas mit zwingender Logik darzuthun; dieses Etwas aber ist überhaupt das große Fragezeichen aller Philosophie. Was steckt hinter der Erscheinungswelt? Was ist das „Ding an sich", wie der technische Ausdruck lautet —? Die verschiedene Antwort auf diese Frage unterscheidet die verschiedenen philosophischen Systeme.

Alles Wissen von der Außenwelt gelangt vermittelst der Sinne in unser Bewußtsein. „Die Welt ist meine Vorstellung", so beginnt Arthur Schopenhauer das erste Buch seines Hauptwerkes. Zunächst weiß ich durchaus Nichts von einer da draußen existirenden Sonne, von einer da draußen existirenden Glocke, von einem da draußen existirenden Apfel. Was ich zunächst weiß, das sind nur die verschiedenartigen Erregungen meiner Sinnesorgane, meiner Augen, meiner Ohren, meiner Geruchsnerven, meines Geschmacksgefühls ꝛc., und erst in zweiter Linie, infolge des unbewußt vollzogenen Schlusses, daß diesen Sinnesempfindungen eine außer mir befindliche Ursache zu Grunde liegen möge, komme ich zu der Vorstellung einer Außenwelt.

Was geschieht, wenn ich eine Glocke wahrnehme?

Mein Auge wird in einer gewissen Form und nach einem gewissen Modus, den wir Farbe nennen, in Erregung versetzt. Die Nerven meiner Fingerspitzen erfahren eine Empfindung, die wir hart und kalt nennen; mein Gehörnerv erleidet gewisse Reizungen, und ich sage: die Glocke klingt. Ich hebe die Glocke und empfange den Eindruck der Schwere. Dies Alles fasse ich nun zusammen und sage, die verschiedenen Eindrücke meiner verschiedenen Sinne rühren von einem Ding her. Dieses „Ding" nenne ich eine Glocke, und dieser Glocke lege ich die verschiedenen Reizungen meines Nervensystems als Eigenschaften bei.

Nun kommt die philosophische Besonnenheit und überlegt also:

Digitized by Google

Die Glocke ist gelb, aber nur insofern sie beleuchtet ist, und insofern sie von einem Auge beschaut wird, das wie das meinige construirt ist. Die Farbe ist ja selbst nach dem Zugeständniß exacter Naturforscher Nichts Objectives, Nichts den Dingen Anhaftendes, sondern lediglich ein Vorgang auf unserer Netzhaut, hervorgerufen durch Schwingungen des Lichtes. Ich frage nun: wie ist diese Glocke ohne Rücksicht auf das Licht und ohne Rücksicht auf das menschliche Auge?

Die Glocke klingt. Ich setze diese Glocke unter die Luftpumpe: das Klingen hat aufgehört. Die Glocke klingt also nur in der atmosphärischen Luft oder wo sonst irgend ein Medium vorhanden ist, das in Schwingungen versetzt wird. Auch ist ein menschliches oder thierisches Ohr erforderlich, auf das diese Schwingungen einwirken. Wie aber verhält sich nun die Eigenschaft des Tönens ohne Rücksicht auf die atmosphärische Luft und ohne Rücksicht auf das menschliche Ohr?

In gleicher Weise analysirte man die übrigen Eigenschaften der Glocke, immer wieder die Frage aufwerfend: wie verhalten sich diese Eigenschaften ohne Rücksicht auf das empfindende Subject?

Man ging weiter. Man erwog die Länge und Umständlichkeit des Processes, der erforderlich ist, um nur beispielsweise die Vorstellung gelb in unserem Gehirn zu erzeugen. Da muß zunächst Licht auf die Fläche der Glocke fallen; es muß von dieser Oberfläche zurückgeworfen, in unser Auge treten; es dringt dort durch den ganzen höchst verwickelten Apparat des Auges und wirkt auf die Netzhaut. Von hier aus wird die breiige Masse des Augennervs in Schwingungen versetzt, und diese Schwingungen verwandeln sich im Gehirn auf räthselhafte Weise in jene Vorstellung, die wir gelb nennen. Bietet die Umständlichkeit dieses Processes irgend welche Garantie dafür, daß die von uns erlangte Vorstellung mit dem objectiven Thatbestand, von dem die Reizung ausgeht, gleichartig sei? Liegt hier nicht vielmehr die Wahrscheinlichkeit vor, daß eine subjective, das heißt durch die Eigenthümlichkeit unserer persönlichen Organisation herbeigeführte Veränderung stattgefunden habe? Die Probe mit der Luftpumpe zeigt uns ja, daß es nur der Beseitigung eines dieser zahlreichen Mittelglieder bedarf, um ein gänzlich verschiedenes Resultat zu erzielen. Hiermit ist also dargethan, daß die Mittelglieder — die äußeren Medien und die Apparate unserer Sinnesorgane — von entscheidender Bedeutung sind. Sie bestimmen wesentlich die Qualität unserer Vorstellungen; einzelne Eigenschaften machen sogar den Eindruck, als ob sie vornehmlich auf Rechnung dieser Mittelglieder gesetzt werden müßten.

Sobald wir uns diese Wahrheit deutlich gemacht haben, erwacht das philosophische Mißtrauen. Der naive Realismus, d. h. die angeborene Ueberzeugung von der absoluten Identität unserer Vorstellungen mit den Dingen an sich ist im tiefsten Grunde erschüttert. Skeptisch fragen wir uns: wo liegt eine Garantie dafür, daß diese Identität auch nur im Großen und Ganzen vorwaltet? Wer bürgt uns dafür, daß unsere Vorstellung von dem vorgestellten Dinge nicht in den wichtigsten und wesentlichsten Puncten abweicht?

Eine Zeitlang hat man dem entsprechend die Eigenschaften der Dinge in zwei Classen getheilt: in die primären Eigenschaften, denen man eine wirkliche Existenz zuschrieb, und in die secundären Eigenschaften, die man nur

Digitized by Google

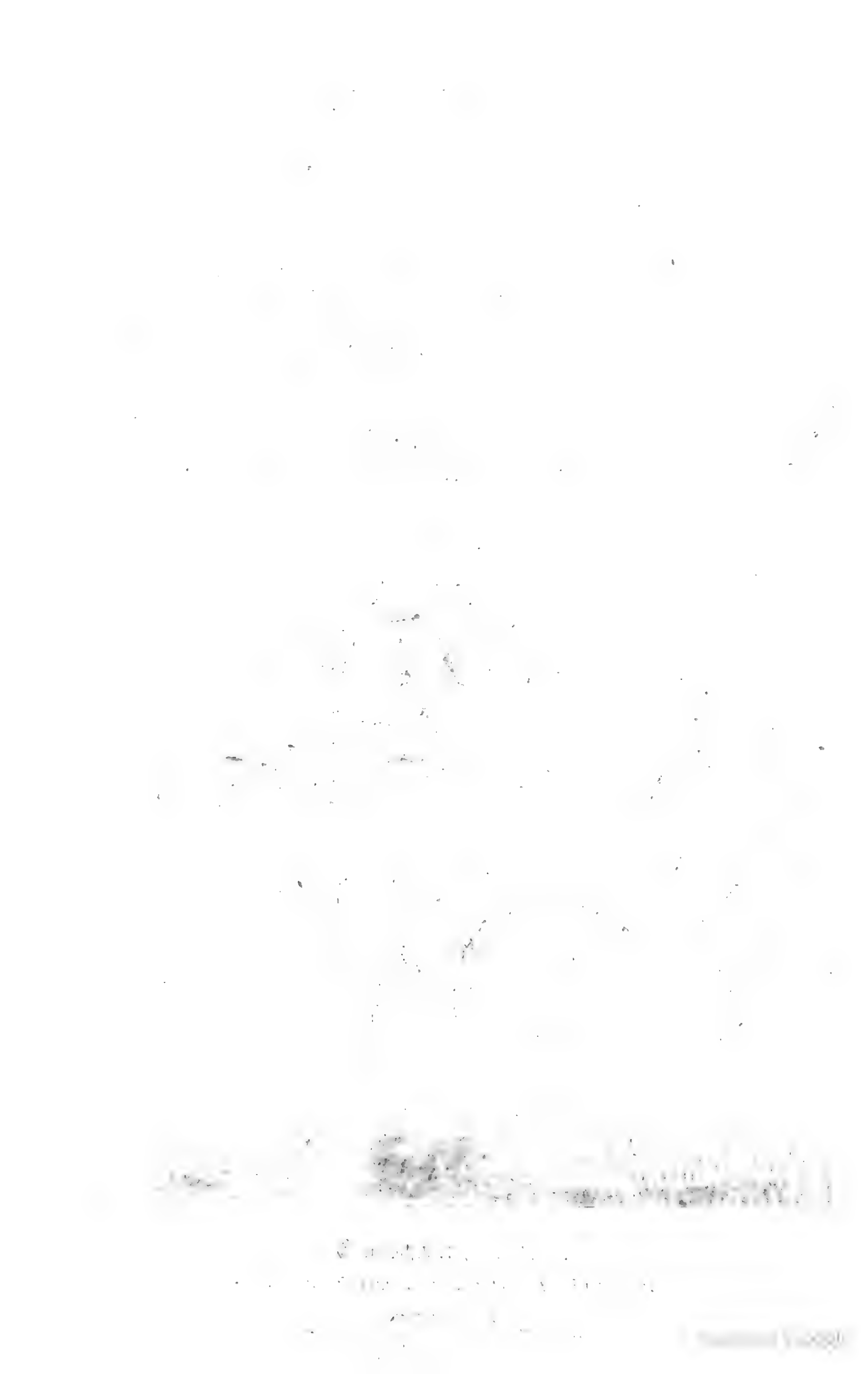
als subjectiv oder, wie der technische Ausdruck lautet, als ideal auffaßte. Diese secundären Eigenschaften: Farbe, Ton, Geschmack, Geruch, Härte, Weichheit, Glätte, Rauhigkeit ꝛc. sollten von den primären Eigenschaften, nämlich von der Undurchdringlichkeit, der Ausdehnung, der Gestalt, der Bewegung und Ruhe auf eine räthselhafte Weise abgeleitet und von ihnen erzeugt sein, aber mit dem „Ding an sich" nicht die mindeste Aehnlichkeit haben. Diese philosophische Anschauung hatte, wie der Leser unschwer empfinden wird, etwas Inconsequentes. Einen Theil der Eigenschaften betrachtete man als real, als thatsächlich existirend, einen andern Theil als ideal, als nur vorgestellt. Die Gestalt, die ein Ding uns zu haben scheint, ist dieser Auffassung zufolge etwas Wirkliches; die Farbe aber, die ein Ding uns zu haben scheint, wäre nur ein Phänomen unserer Netzhaut.

Bei einer solchen Halbheit konnte die Philosophie nicht stehen bleiben. Es mußte entweder ein Rückschlag zum Realismus erfolgen, d. h. also zu derjenigen Anschauung der Dinge, nach welcher alle, auch die secundären Eigenschaften thatsächlich existiren, oder aber ein Fortschritt zum vollendeten Idealismus, d. h. zu derjenigen philosophischen Anschauung, welche auch die primären Eigenschaften: die Undurchdringlichkeit, die Ausdehnung, die Gestalt, die Bewegung und die Ruhe als Erscheinungen des Subjectes, als Phänomene des Ichs auffaßt. Der Schritt von der Leugnung der Realität der Farbe bis zur Leugnung der Realität der Gestalt und der Ausdehnung war indeß ein so colossaler, daß die Philosophie zu seiner Bewerkstelligung viele Decennien brauchte. Es war Kant, der größte Philosoph des Jahrtausends, der den Idealismus, d. h. die Ueberzeugung von der Unwirklichkeit aller Eigenschaften der Dinge, mit der sieghaften Gewalt seiner Logik auf den Herrscherthron setzte.

Es erscheint hier nicht überflüssig, den Leser ausdrücklich davor zu warnen, mit den Wörtern „Idealismus" und „ideal" im philosophischen Sinne jenen Begriff zu verbinden, den ihnen der gewöhnliche Sprachgebrauch zulegt. Man nennt eine Schönheit ideal, wenn sie dem Urbilde der Vollkommenheit möglichst nahe kommt; man nennt die Veranlagung eines Menschen ideal, wenn dieselbe den höheren Bestrebungen des Geistes und Herzens und insbesondere dem Cultus des Schönen und Sittlichen zugewandt ist. Hiervon grundverschieden ist der philosophische Sinn; der metaphysische Begriff ideal ist lediglich dem Begriff real entgegengesetzt. Idealismus ist also diejenige Anschauung der Dinge, die alle Eigenschaften der Dinge als etwas Nicht-Reales, Nicht-Wirkliches, sondern nur Vorgestelltes und nur in unserer Vorstellung Vorhandenes auffaßt. Kant stellt die Behauptung auf und belegt sie durch eine Reihe der tiefsinnigsten Erwägungen: die Vorstellungen der Undurchdringlichkeit, der Ausdehnung, der Gestalt, der Bewegung und der Ruhe, also die sogenannten primären Eigenschaften der früheren Philosophie, stünden in dem gleichen Verhältniß zu jenem großen Nervencomplex, den wir Gehirn nennen, wie die Vorstellung der Farbe zu dem Augennerv und wie die des Tones zu dem Gehörnerv. Demgemäß kommen auch diese primären Eigenschaften in der Art und Weise, wie wir sie vorstellen, nicht den „Dingen an sich", sondern nur unserer Vorstellung zu. Zeit und Raum, die Formen unserer Anschauung, sind ebenfalls ideal, d. h. lediglich Phänomene des vorstellenden Subjectes, denen ein reales Verhältniß außerhalb unserer Vorstellung nicht entspricht.

Durchaus falsch verstehen würde man diesen Kant'schen Idealismus,

Digitized by Google



Eine schwierige Aufgabe.

Nach einer Originalzeichnung von W. Simmler.

Die Fibel und die vielen O
Sie machen das Kindesherz nimmer froh;
Das ist ein ewiges Gestandniß:
Schlecht schmeckt der Apfel der Erkenntniß.

Digitized by Google

Digitized by Google

wenn man glauben wollte, derselbe stelle also die These auf, daß überhaupt Nichts existire als das vorstellende Subject. Er sagt nur aus, daß die Welt nicht so existirt, wie wir sie vorstellen, also nicht in Zeit und Raum hingebreitet, von den Gesetzen der Ursächlichkeit beherrscht und in zahllose Einzeldinge gespalten; vielmehr liegt der Erscheinungswelt ein Ding zu Grunde, das sich wesentlich von dem, was wir vorstellen, unterscheidet. Was und wie dieses „Ding an sich" allenfalls sein möge, darüber unterläßt Kant jede Vermuthung; ja, er spricht sogar die Ansicht aus, das könne überhaupt nie und nirgends gewußt werden, da alle Organe unserer Erkenntniß nur immanent, d. h. nur für die Erscheinungswelt berechnet seien. In der That brauchen wir nur den Versuch anzustellen, uns dieses Kant'sche „Ding an sich", dieses unbekannte X anschaulich zu machen; alsbald geht uns die Ueberzeugung auf, daß der sogenannte gesunde Menschenverstand ein ohnmächtiges Werkzeug ist. Zeit, Raum und Ursächlichkeit sind die vornehmsten und ersten Functionen dieses Werkzeuges; und nun sollen wir ein Ding, ein Etwas, ein X denken, das außerhalb dieser drei Kategorien liegt, das weder in der Zeit, noch im Raum, noch unter dem Gesetz der Causalität existirt.

Der Philister ist hier natürlich geneigt, von „Unsinn" zu reden, weil er nicht bedenkt, daß die Unzulänglichkeit unseres Erkenntnißvermögens selbst bei solchen Factoren zu Tage tritt, mit denen er täglich rechnet. Ein Ding, das weder in der Zeit, noch im Raume, noch unter dem Gesetz der Causalität existirt, übersteigt unsern Horizont: aber die Begriffe der Zeit und des Raumes, ja selbst der der Causalität übersteigen ihn ebenso sehr. Wir können uns den Raum nicht als begrenzt denken, weil ja jenseits der Grenze immer wieder nur Raum sein könnte; ebenso wenig aber ist uns der Begriff des Endlosen faßlich. Das Gleiche gilt von der Zeit. Der kluge Philister müßte also auch die Vorstellungen der Zeit und des Raumes als „Unsinn" verwerfen, wenn er alles Das streichen wollte, was bei den Rechnungen unseres immanenten Verstandes nicht ohne Rest aufgeht. Es waren, beiläufig gesagt, vorzugsweise die inneren Widersprüche des Zeit- und des Raumbegriffes, die den großen Kant in die Arme des Idealismus trieben. Wie? Das auseinanderzusetzen würde die Grenzen unserer Skizze weit übersteigen. Kurz, der Philosoph von Königsberg gelangte zu dem Resultat. „Die Welt ist eine Welt der Erscheinung, eine subjective Bemäntelung des Dinges an sich. Was aber dieses Ding an sich sein mag, darüber werden wir alle Zeit im Unklaren bleiben, denn keine Logik kann in diese Tiefen hinabreichen."

Der Schwerpunct der Kant'schen Philosophie liegt also, wie man sieht, in der Erkenntnißtheorie, d. h. in der Untersuchung der Frage, in wie weit wir überhaupt etwas zu erkennen vermögen. Eine Metaphysik, d. h. eine Wissenschaft von Dem, was jenseits aller Erfahrung liegt, besitzt Kant eigentlich nicht. Er leugnet ja sogar ihre Möglichkeit. Sein colossales Verdienst beruht nur darin, die Existenz eines „Dinges an sich", die Existenz eines Etwas nachgewiesen zu haben, das „meta physin" — hinter der Natur, hinter der Erscheinungswelt — liegt, wenn er gleich behauptete, über die Eigenart dieses Etwas werde uns niemals ein Urtheil möglich sein.

Hier stehen wir nun an dem Puncte, wo Schopenhauer die Hebel seiner schöpfungsmächtigen Philosophie angesetzt hat, und zwar nach einer Methode, die künftighin für alles Philosophiren die einzig mögliche sein wird, zumal Kant ja unwiderleglich bewiesen hat, daß wir mit den üblichen Mitteln der logischen Untersuchung von dem „Ding an sich" nie etwas Glaubwürdiges

Digitized by Google

erfahren können. Mag Schopenhauer in vielen Puncten, ja vielleicht in der Hauptsache geirrt haben: soviel ist zweifellos, daß er der metaphysischen Untersuchung den einzigen Weg gezeigt hat, auf dem sich möglicher Weise etwas erreichen läßt.

Die Metaphysik von Einst suchte den Kern und das Wesen der Dinge heraus zu *rechnen*. Die Consequenz dieses Verfahrens war die Einsicht, daß man von dem „Ding an sich", dem geheimnißvollen X des Königsberger Philosophen, überhaupt Nichts aussagen könne, da es sich jeglicher Fühlung mit unseren immanenten Erkenntnißorganen entziehe. Schopenhauer war nun der Erste, der das Weltgeheimniß nicht wie eine Rechnung, sondern wie eine Dechiffriraufgabe betrachtete, deren Sinn allerdings nicht nach den Gesetzen der Regel de Tri, sondern nur durch *Probiren* entdeckt werden kann. Findet sich eine Lösung, die auf alle einzelnen Chiffern paßt, die jede isolirte Erscheinung nur um so besser erläutert und keinen Widerspruch in sich trägt, so braucht die Gültigkeit dieser Lösung nicht erst *bewiesen* zu werden. Ein Alphabet, das die Aufgabe ohne Rest in verständliches Deutsch übersetzt, trägt die Gewähr der Richtigkeit in sich selbst.

Wäre der Forscher selbst Nichts weiter als das rein erkennende Subject — geflügelter Engelskopf ohne Leib — so würde die Lösung dieser Dechiffriraufgabe niemals zu finden sein. Nun aber wurzelt dieser Forscher selbst in der zu erklärenden Welt. Er findet sich nämlich in ihr, so heißt es bei Schopenhauer wörtlich, als *Individuum*, d. h. sein Erkennen, welches der bedingende Träger der ganzen Welt als Vorstellung ist, wird dennoch durchaus vermittelt durch einen Leib. Dieser Leib ist dem rein erkennenden Subject als solchem eine Vorstellung wie jede andere, ein Object unter Objecten: die Bewegungen, die Actionen desselben sind ihm insoweit nicht anders als wie die Veränderungen aller anderen anschaulichen Objecte bekannt, und wären ihm ebenso fremd und unverständlich, wenn die Bedeutung derselben ihm nicht etwa auf eine ganz andere Art enträthselt wäre. Sonst sähe er sein Handeln auf dargebotene Motive mit der Constanz eines Naturgesetzes erfolgen, eben wie die Veränderungen anderer Objecte auf Ursachen, Reize, Motive. Er würde aber den Einfluß der Motive nicht näher verstehen, als die Verbindung jener andern ihm erscheinenden Wirkung mit ihrer Ursache. Er würde dann das innere, ihm unverständliche Wesen jener Aeußerungen und Handlungen seines Leibes, eben auch eine Kraft, eine Qualität, oder einen Charakter nach Belieben nennen, aber weiter keine Einsicht darin haben. Diesem allen aber ist nicht so: vielmehr ist dem als Individuum erscheinenden Subject des Erkennens das Wort des Räthsels gegeben: und dieses Wort heißt *Wille*. Dieses, und Dieses allein giebt ihm den Schlüssel zu seiner eigenen Erscheinung, offenbart ihm die Bedeutung, zeigt ihm das innere Getriebe seines Wesens, seines Thuns, seiner Bewegungen. Dem Subject des Erkennens, welches durch seine Identität mit dem Leibe als Individuum auftritt, ist dieser Leib auf zwei ganz verschiedene Weisen gegeben: einmal als Vorstellung in verständlicher Anschauung als Object unter Objecten und den Gesetzen dieser unterworfen; aber auch zugleich auf eine ganz andere Weise, nämlich als jenes Jedem unmittelbar Bekannte, welches durch das Wort *Wille* bezeichnet ist. Jeder wahre Act seines Willens ist sofort und unausbleiblich auch sofort eine Bewegung seines Leibes. Er kann den Act nicht wirklich wollen, ohne zugleich auch wahrzunehmen, daß er als Bewegung des Leibes erscheint. Der Willensact und die Action des Leibes sind nicht zwei objec-

Digitized by Google

tiv erkannte, verschiedene Zustände, die das Band der Causalität verknüpft, sie stehen nicht im Verhältniß der Ursache und Wirkung, sondern sie sind eines und dasselbe, nur auf zwei gänzlich verschiedene Weisen gegeben: einmal ganz unmittelbar und einmal in der Anschauung für den Verstand. Die Action des Leibes ist nichts Anderes als der objectivirte, d. h. in die Anschauung getretene Act des Willens. In der Reflexion allein ist Wollen und Thun verschieden: in der Wirklichkeit sind sie Eins: Jeder wahre, echte und unmittelbare Act des Willens ist sofort und unmittelbar auch erscheinender Act des Leibes: und diesem entsprechend ist andererseits jede Einwirkung auf den Leib sofort und unmittelbar auch Einwirkung auf den Willen: sie heißt als solche Schmerz, wenn sie dem Willen zuwider; Wohlbehagen, Wollust, wenn sie ihm gemäß ist. Die Gradationen beider sind sehr verschieden. Man hat aber gänzlich Unrecht, wenn man Schmerz und Wollust Vorstellungen nennt, das sind sie keineswegs, sondern unmittelbare Affectionen des Willens, in seiner Erscheinung, dem Leibe: ein erzwungenes, augenblickliches Wollen oder Nichtwollen des Eindrucks, den dieser erleidet. Der Wille nun, unser wahres und eigentliches Wesen, ist auch das wahre und eigentlichste Wesen der Welt, jenes dunkle Etwas, das wir niemals durch äußere Erfahrung zu ergründen vermögen, das X des Immanuel Kant, das sich hinter der Welt der Erscheinungen verbirgt. Die Sache ist jedoch nicht so zu verstehen, als ob Schopenhauer den Kern der Welt mit dem menschlichen Willen absolut identisch hinstellen wollte; er benennt das Unbekannte nur nach einem Bekannten, nur nach jener eigenthümlichen Abzweigung jenes X, das als Wille unmittelbar in unser Bewußtsein tritt. Er bedient sich also gleichsam der Redefigur einer pars pro toto, er benennt eine große, dunkle Gesammtkraft nach einem Concretum. „Das Ding an sich", so heißt es wörtlich im zweiten Buche des Hauptwerkes, „welches als solches nimmermehr Object ist, eben weil alles Object schon wieder seine bloße Erscheinung, nicht mehr es selbst ist, mußte, wenn es dennoch objectiv gedacht werden sollte, Namen und Begriff von einem Object borgen, von etwas irgendwie objectiv Gegebenem, folglich von einer seiner Erscheinungen; aber diese durfte, um als Verständigungspunct zu dienen, keine andere sein, als unter allen seinen Erscheinungen die vollkommenste, d. h. die deutlichste, am meisten entfaltete, vom Erkennen unmittelbar beleuchtete: diese aber ist des Menschen Wille."

Schopenhauer benennt also das Genus nach der vorzüglichsten Species, deren uns nahe liegende, unmittelbare Erkenntniß zur mittelbaren Erkenntniß aller anderen führt. Daher würde in einem immerwährenden Mißverständniß befangen bleiben, wer nicht fähig wäre, die hier geforderte Erweiterung des Begriffes zu vollziehen, sondern bei dem Worte Wille immer nur noch die bisher allein damit bezeichnete Eine Species, den vom Erkennen geleiteten und ausschließlich nach Motiven, ja wohl gar nur nach abstracten Motiven, also unter Leitung der Vernunft sich äußernden Willen verstehen wollte, welcher, wie gesagt, nur die deutlichste Erscheinung des Schopenhauer'schen „Willens" ist. Andererseits aber würde auch Derjenige unsern Philosophen mißverstehen, der da meinte, es sei schließlich einerlei, ob man dieses „Ding an sich" als Wille oder mit irgend einem andern Wort bezeichne. Dies würde der Fall sein, wenn jenes „Ding an sich" etwas wäre, auf dessen Existenz wir blos schlössen: dann könnte man es allerdings nennen wie man wollte; der Namen stünde als bloßes Zeichen einer unbekannten Größe da. Nun aber bezeichnet das Wort Wille, welches uns wie ein

Digitized by Google

Zauberwort das innerste Wesen jedes Dinges in der Natur aufschließen soll, keineswegs eine unbekannte Größe, ein durch Schlüsse erreichtes Etwas; sondern ein durchaus unmittelbar Erkanntes und so sehr Bekanntes, daß wir, was Wille sei, viel besser wissen und verstehen als sonst irgend etwas. Bisher subsumirte man den Begriff Wille unter den Begriff Kraft. Schopenhauer macht es gerade umgekehrt und will jede Kraft in der Natur als Wille gedacht wissen. Also nochmals kurz zusammengefaßt: das „Ding an sich", das bisher unbekannte, hinter allen Erscheinungen der Sinnenwelt sich versteckende X, von welchem Kant behauptete, daß wir niemals etwas Glaubwürdiges darüber aussagen könnten, diese unbekannte Größe ist nach Schopenhauer ein dunkles Streben, ein Verlangen nach Existenz, ein Trieb, himmelweit verschieden von der Welt, wie sie von unserer Erkenntniß vorgestellt wird. In uns selber erkennen wir dieses geheimnißvolle Etwas unmittelbar als den Willen, und von dieser einzelnen und dem erkennenden Subject vertrautesten Regung benennt Schopenhauer das Ganze den Willen. Der Wille ist also das wahre Wesen der Welt; diejenige Welt, die wir erkennen, ist nur unsere Vorstellung.

Nachdem Schopenhauer so den wichtigsten Buchstaben seiner Dechiffriraufgabe gefunden zu haben glaubt, geht er ans Werk, nachzuweisen, daß sich mit Hülfe des von ihm aufgestellten philosophischen Alphabets die ganze bisher so räthselhafte Chifferschrift der Erscheinungswelt lesen und verstehen läßt. Sein berühmtes Buch „Die Welt als Wille und Vorstellung" ist fast ausschließlich den Belegen für diese Behauptung gewidmet. Als selbstthätigem Forscher, der nach langen philosophischen Studien und eifrigen, tiefen Gedankenoperationen zu einem Ziele gelangt ist, wird man ihm zugute halten, wenn er einen Zweifel an der Richtigkeit seiner Lösung gar nicht aufkommen läßt. Die unbefangene Kritik urtheilt hier anders. Schopenhauer ist überzeugt, er habe das gefunden, was man seit Jahrtausenden unter dem Namen der Philosophie gesucht habe. Gerade hierüber läßt sich streiten; unserer Ansicht nach liegt das Verdienst Schopenhauer's nicht sowohl in dem Resultat seiner Speculation, als in dieser Speculation selbst. Ehe eine Dechiffriraufgabe richtig gelöst wird, läuft nicht selten eine Pseudolösung mit unter, die auf die wichtigsten Reihen der Chiffern zu passen scheint, aber an einzelnen Puncten nicht stimmt. Der Philosoph, im Eifer für seine neue Errungenschaft, ist dann entweder gegen diese Unzulänglichkeit blind, oder er behandelt die widerspenstigen Chiffern mit souveräner Eigenmächtigkeit und modelt die Thatsachen nach seinen Bedürfnissen um — gewiß nicht in der Absicht zu täuschen, sondern unbewußt vom Instinct des Forschers getrieben, der da Alles anstrengt, um seine Hypothese zur Geltung zu bringen. In diesem letzteren Fall befindet sich Schopenhauer gar manches Mal. Mehr als eine concrete Erscheinung hat er im Interesse seines Systems willkürlich ausgedeutet, verändert oder zurecht gestutzt. Das liegt aber, wie gesagt, in der Natur der Sache; denn eine Hypothese gleicht, wie Du Prel einmal geistvoll bemerkt, einem Organismus, der alles ihm nur halbwegs Homogene assimilirt, alles Fremdartige aber zurückweist.

Der Schopenhauer'sche Wille als „Ding an sich" ist von seiner Erscheinung, d. h. von den Dingen der Sinnenwelt gänzlich verschieden und völlig frei von allen Formen derselben, also auch von den Formen der Zeit, des Raumes und der Causalität, wie dies bereits Kant von dem „Ding an sich" ausgesagt hat. Hieraus aber folgt auch, daß der Wille als „Ding an sich",

Digitized by Google

als Urgrund der Erscheinungswelt frei von aller Vielheit ist, denn die Vielheit ist ja nur möglich in Zeit und Raum. Der Wille als „Ding an sich" ist Einer. Seine Erscheinung, oder, wie Schopenhauer sagt, seine Objectität, d. h. die Sinnenwelt, ist den Formen unseres Erkennens — der Zeit, dem Raum und der Ursächlichkeit — unterworfen. Er selbst ist frei oder, wie Schopenhauer sich ausdrückt, grundlos. Dies hat man denn auch wirklich da erkannt, wo er sich am deutlichsten manifestirt: im Willen des Menschen; daher man diesen frei und unabhängig genannt hat. In Folge eines Trugschlusses aber hat man diese Grundlosigkeit des Willens selbst auch auf seine Erscheinungen übertragen und die Thaten für frei erklärt, während diese der Form der Causalität unterworfen sind, indem ja jede einzelne Handlung aus der Wirkung des Motivs auf den Charakter mit strenger Nothwendigkeit folgt. Der Mensch in seinem Thun ist also wie jede andere Erscheinung von dem Gesetz der Ursächlichkeit abhängig. Weil aber in unserem Selbstbewußtsein der Wille an sich unmittelbar erkannt wird, so liegt in diesem Bewußtsein das der Freiheit. Nur darf man nicht übersehen, daß die Person, das Individuum nicht mehr Wille als „Ding an sich", sondern bereits Erscheinung des Willens, Objectität ist, und als solche in die Form aller Erscheinung, in Zeit, Raum und Causalität eingegangen ist.

Bis auf Schopenhauer hat man nur diejenigen Veränderungen als Erscheinungen des Willens angesehen, die keinen andern Grund als ein Motiv, d. h. eine Vorstellung haben; daher man in der Natur denn allein den Menschen und allenfalls den Thieren einen Willen beilegte; weil das Erkennen, das Vorstellen allerdings der echte und ausschließende Charakter der Thierheit ist. Allein daß der Wille auch da wirkt, wo keine Erkenntniß ihn leitet, sehen wir zu allernächst an dem Instinct und dem Kunsttriebe der Thiere. Der einjährige Vogel hat keine Vorstellung von den Eiern, für die er ein Nest baut; die Larve des Hirschschröters beißt das Loch im Holze, wo sie ihre Verwandlung bestehen will, noch einmal so groß, wenn sie ein männlicher, als wenn sie ein weiblicher Käfer werden will; im ersten Fall, um Platz für Hörner zu haben, von denen sie noch keine Vorstellung hat. In solchem Thun dieser Thiere ist doch offenbar, wie in ihrem übrigen Thun, der Wille thätig: aber er ist in blinder Thätigkeit, zwar von Erkenntniß begleitet, aber nicht von ihr geleitet.

Nachdem nun Schopenhauer auf diese Weise dargethan hat, daß eine als Motiv wirkende Vorstellung keineswegs die nothwendige und wesentliche Bedingung der Thätigkeit des Willens ist, geht er noch weiter und erkennt auch das Wirken des Willens in minder auffälligen Erscheinungen, in allen Functionen unseres Leibes, welche von keiner Erkenntniß geleitet werden, in allen vitalen und vegetativen Processen.

Dann fährt er fort: Es bleibt uns nur noch der letzte Schritt zu thun übrig, die Ausdehnung unserer Betrachtungsweise auch auf alle jene Kräfte, welche in der Natur nach allgemeinen, unveränderlichen Gesetzen wirken, denen gemäß die Bewegungen aller der Körper erfolgen, welche, ganz ohne Organe, für den Reiz keine Empfänglichkeit und für das Motiv keine Erkenntniß haben. Wir müssen also den Schlüssel zum Verständniß des Wesens-an-sich der Dinge, welchen uns die unmittelbare Erkenntniß unseres eigenen Wesens allein geben konnte, auch an diese Erscheinungen der unorganischen Welt legen, die von allen im weitesten Abstande von uns stehen. — Wenn wir sie nun mit forschendem Blicke betrachten, wenn wir den gewaltigen, un-

Digitized by

aufhaltsamen Drang sehen, mit dem die Gewässer der Tiefe zueilen, die Beharrlichkeit, mit welcher der Magnet sich immer wieder zum Nordpol wendet, die Sehnsucht, mit der das Eisen zu ihm fliegt, die Heftigkeit, mit welcher die Pole der Electricität zur Wiedervereinigung streben und welche, gerade wie die der menschlichen Wünsche, durch Hindernisse gesteigert wird; wenn wir den Krystall schnell und plötzlich anschießen sehen, mit so viel Regelmäßigkeit der Bildung, die offenbar nur eine von Erstarrung ergriffene und festgehaltene, ganz entschiedene und genau bestimmte Bestrebung nach verschiedenen Richtungen ist; wenn wir die Auswahl bemerken, mit der die Körper, durch den Zustand der Flüssigkeit in Freiheit gesetzt und den Banden der Starrheit entzogen, sich suchen und fliehen, vereinigen und trennen; wenn wir endlich ganz unmittelbar fühlen, wie eine Last, deren Streben zur Erdmasse unser Leib hemmt, auf diesen unablässig drückt und drängt, ihre einzige Bestrebung verfolgend — so wird es uns keine große Anstrengung der Einbildungskraft kosten, selbst aus so großer Entfernung unser eigenes Wesen wiederzuerkennen, jenes Nämliche, das in uns beim Lichte der Erkenntniß seine Zwecke verfolgt, hier aber, in den schwächsten seiner Erscheinungen, nur blind, dumpf, einseitig und unveränderlich strebt, jedoch, weil es überall Eines und dasselbe ist, — so gut wie die erste Morgendämmerung mit den Strahlen des vollen Mittags den Namen des Sonnenlichts theilt, — auch hier wie dort den Namen *Wille* haben muß, welcher das bezeichnet, was das Sein an sich, jedes Dinges in der Welt und der alleinige Kern jeder Erscheinung ist.

Die *Beweise* für die hier mitgetheilten Lehrsätze zu erbringen, kann nicht Aufgabe unserer Abhandlung sein. Um dies auch nur halbwegs zu erreichen, müßten wir ganze Capitel aus Schopenhauer reproduciren; und selbst dann bliebe es fraglich, ob wir das angestrebte Resultat wirklich erreicht hätten. Wäre der Grundgedanke der Schopenhauer'schen Lehre in wenigen Spalten *plausibel* zu machen, so würde der Meister höchst wahrscheinlich keine zwei Bände darauf verwendet haben. Wem also die von uns gegebene Darlegung paradox erscheint, der möge bedenken, daß wir die Thesen, nicht aber deren Begründung mitgetheilt haben. Wünscht sich Jemand über die Wahrheit oder Nicht-Wahrheit der Schopenhauer'schen Lehre ein eigenes Urtheil zu bilden, so muß man ihn auf die Werke verweisen, die er freilich ohne Propädeutik, ohne ernstliche Schulung des Denkvermögens schwerlich verstehen wird. Ja, selbst der geübtere Leser wird nicht gleich beim erstenmal den ganzen Tiefsinn dieser Speculation in sich aufnehmen können. Schopenhauer sagt in der Vorrede seines Hauptwerkes, er wolle hier angeben, wie sein Buch zu lesen sei, um *möglicher Weise verstanden zu werden*. Er bekennt unumwunden, daß man es zunächst ohne Aussicht auf volles Verständniß bis zu Ende lesen und dann von Neuem beginnen müsse, weil der Anfang ebenso sehr das Ende, wie das Ende den Anfang voraussetze. Dies entspricht eben dem Charakter der Schopenhauer'schen Methode. Eine Rechnung beginnt strict mit dem Anfang, und jedes folgende Glied setzt das Vorhergehende voraus. Anders bei einer *Dechiffriraufgabe*; hier beruht nicht ein folgendes Glied auf dem vorhergehenden: sie setzen sich vielmehr alle gegenseitig voraus und ergänzen einander.

Wir haben noch Einiges über das Wesen des Willens als „Ding an sich" und über sein Verhältniß zur Erscheinungswelt — der *Objectität* des „Dinges an sich" — hinzuzufügen.

Digitized by Google

Der Wille als „Ding an sich" ist seiner Natur nach Wille zum Leben; daher diese letztere Bezeichnung eigentlich ein Pleonasmus ist. Das Leben, die sichtbare Welt der Erscheinung, ist nur der Spiegel des Willens. Die Welt also begleitet den Willen, der da der innere Gehalt, das Wesentliche der Welt ist, so unzertrennlich wie der Schatten den Körper. Wenn Wille da ist, so wird auch Leben, Welt da sein. Alles Leben ist also nach Schopenhauer unsterblich, freilich nicht in dem Sinne, daß die Individuen als solche eine ewige Existenz führen, sondern nur insofern, als das wahre Wesen der Individuen durch den Tod unberührt bleibt. Das Individuum wie alles Einzelne ist ja nur da für unsere Erkenntniß, für das vorstellende Subject und nur in unserer Vorstellung möglich, da nur die Formen unserer Erkenntniß — Zeit, Raum und Causalität — das untheilbare „Ding an sich" in Einzelerscheinungen zerlegten. Diesen Gedanken hat Schopenhauer, abgesehen von den hierauf bezüglichen Kapiteln seines Hauptwerkes, in einer besonderen Abhandlung ausgeführt, betitelt: Zur Lehre von der Unzerstörbarkeit unseres wahren Wesens durch den Tod (Parerga und Paralipomena, Bd. II, S. 284.).

Da aber nun alles Leben naturgemäß Leiden ist, so erscheint das Vorhandensein dieses Willens zum Leben als ein geheimnißvoll-fatalistischer Fluch, als die große Ur- und Erbsünde, die Jeder von uns büßen muß, und zwar mit Recht, denn er selbst ist ja seinem wahren Wesen nach mit diesem „Ding an sich", mit dem Willen zum Leben, der die Erscheinungswelt aus sich heraus gebiert, identisch. Auch hier müssen wir darauf verzichten, irgend welche Belege beizubringen. Die Lehre vom Leiden der Welt hat Schopenhauer mit großer Ausführlichkeit behandelt, und einen ganz besonderen Scharfsinn verwendet er auf den Nachweis, daß aller Schmerz etwas Positives, alle Lust dagegen etwas Negatives, daß also Leben und Leiden synonyme Begriffe seien. Eine Erlösung von diesem uranfänglichen Fluch ist nur dadurch denkbar, daß der blinde Wille auf einer sehr vollkommenen Stufe seiner Objectirung, also in einer Reihe geistig eminenter Individuen zu der Erkenntniß kommt, daß sein Wollen ein unheilvolles und seinem eigensten Interesse zuwiderlaufendes ist. Es ließe sich dann nach Schopenhauer's hier nicht allzu klar entwickelter Anschauung die Möglichkeit annehmen, daß dieser Wille anstatt sich, wie bisher, zu bejahen, sich verneinte, d. h. also sich vernichtete, ein Act, der die ganze Tragicomödie des Daseins von der Bildfläche hinwegwischen und das schmerzlose Nichts, das Nirwana der Inder, herbeiführen würde.

Die Aufgabe eines denkenden Menschen innerhalb dieser Welt des Leidens ist nun die: durch eine klare Erkenntniß der Wahrheit den Zug zur Willensverneinung zu wecken und zu steigern und andererseits durch Uebung des Mitleids und der Liebe gegen alles Lebendige das Leiden der Welt nach Möglichkeit zu verringern. Der Anhänger Schopenhauer's erkennt wie der Buddhist in jedem Wesen das eigene Ich wieder; aus jedem Individuum tönt ihm das Wort entgegen: „tat twam asi!" (das bist Du!) Der Schopenhauer'sche Pessimismus hat also eine Ethik, die im Wesentlichen mit der des reinen Christenthums zusammenfällt. Das Wort Jesu: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst" ist nur eine handgreiflichere Fassung des „tat twam asi".

Wir haben in unserer flüchtigen Skizzirung der wesentlichen Grundlehren Arthur Schopenhauer's mit Absicht jede Kritik unterlassen, da dieselbe

Digitized by Google

ein näheres Eingehen auf die Details nöthig gemacht hätte. Daß die Willenslehre Schopenhauer's das Räthsel der uralten Sphinx in der That gelöst habe, läßt sich bei aller Verehrung für die Größe seiner speculativen Kraft nicht behaupten. Sein System enthält vielmehr eine Reihe von Widersprüchen, Irrthümern und Erschleichungen, über die das unbefangene Urtheil nicht hinauszukommen vermag. So läßt sich in erster Linie alles Das anfechten, was Schopenhauer über das Verhältniß des menschlichen und thierischen Willens zum Intellect vorbringt. Auch wird sich Niemand der Erkenntniß verschließen, daß wir über das eigentliche Wesen des „Dinges an sich" auch bei Schopenhauer im Dunklen bleiben, denn die Bezeichnung desselben als Wille giebt uns doch nur einen sehr vagen Begriff. Demungeachtet werden die philosophischen Arbeiten des Meisters ihren dauernden Werth behaupten. Wenn er das Ziel auch nicht selber erreicht hat, so verdankt ihm die Philosophie ohne Zweifel eine bedeutsame Förderung auf dem Wege zu diesem Ziele; in gar manche dunkle Stelle des Daseins hat Schopenhauer einen Strahl seines Geistes entsendet, gar manches Phänomen ist uns durch seine scharfsinnige Erörterung klarer zum Bewußtsein gebracht worden. Wenige Philosophen haben ihre Aufgabe ernster und redlicher begriffen als er; selten verband einer so umfassendes Wissen mit solcher hingebenden Liebe zur Sache. Daß sein persönliches Temperament die Erörterungen seiner Speculationen vielfach trübe colorirt hat, kann ihm nicht zum Vorwurf gerechnet werden, denn es liegt in der Natur der Sache. Gewiß ist, daß außer Kant, dessen Lectüre nach dem Ausspruche Schopenhauer's für das geistige Auge die gleiche Bedeutung hat wie die Operation vom Staar für das leibliche, kein neuerer Philosoph existirt, der den Leser so sehr in allen Tiefen des Wesens aufrührt und so energisch zum eigenen Denken heranbildet wie Arthur Schopenhauer.

Digitized by Google

Die Liebesgeschichte des Adam Kosabrodzki.

Von **Sacher-Masoch.**

Er galt als Philosoph und zwar so allgemein, daß mein Erstaunen, als ich endlich im Hause der Frau Majewska seine Bekanntschaft machte, keine Grenzen hatte. Der Sokrateskopf ist keine allzugroße Seltenheit bei uns, man findet sogar Bauern, welche dem Manne der Xantippe sprechend ähnlich sehen, ich erwartete etwas dergleichen, dazu eine vernachlässigte Toilette und jene anmaßende Würde, welche begabten Menschen eigen ist, wenn sie ihre Talente nur in einem verborgenen Winkel erproben, innerhalb eines kleinen Kreises, der sie schon deshalb bewundert, weil er sie nicht versteht... Und nun fand ich einen hübschen, jungen Blondin, gut, harmlos, frisch an Geist und Herz, schüchtern, in tadellosem Anzug nach der neuesten Mode, mit sorgsam gepflegten Händen und frisirt wie ein Husarenofficier. Ich begann ihn eifrig zu beobachten, um den in ihm so geschickt verborgenen Philosophen zu entdecken.

Ich wäre nie mit meinen Forschungen zu Ende gekommen, wenn die ebenso schöne als kluge Frau Majewska mir nicht eines Tages zu Hülfe gekommen wäre. Adam Kosabrodzki verdankte den Ruf eines Weltweisen ausschließlich einem auffallenden Charakterzug, der vielleicht nur ein natürliches Attribut seiner frischen, unverdorbenen Jugend war. Er floh die Frauen. Man hielt ihn deshalb für einen Anhänger des polnischen Schopenhauers. Dies war aber ein großer Irrthum. Vor Allem hatte Kosabrodzki diesen Philosophen ebensowenig gelesen wie irgend einen andern, von Kung-tu-dse bis Hegel herauf, er las nur poetische Werke. Dann hielt er aber auch nicht mit jenem Weisen die Frauen für untergeordnete, der Beachtung eines Mannes von Geist kaum würdige Geschöpfe, sondern im Gegentheil für sehr überlegene, räthselhafte und gefährliche Wesen. Er verachtete sie nicht, sondern fürchtete sie und ging ihnen aus dem Wege.

Die Mädchen und die jungen Frauen machten ihm dies leicht. Wenn er irgendwo erschien, flatterte der Schwarm heller Roben auseinander, wie die Tauben, wenn der Marder in ihr luftiges Haus dringt; Alle besorgten, von ihm philosophisch zergliedert zu werden. Die älteren Damen aber bemühten sich vergebens, ihn zu bekehren.

Es gab nur eine Frau, die es verstand, ihn bis zu einem gewissen Grade in ihren Zauberkreis zu bannen, Frau Majewska. Eine junge Witwe, reich, schön, mit dunklen, schmachtenden Augen und üppigen, schwarzen Haaren, schien sie, von aller Welt umwoben, die ganze Jugend mit ihren kleinen Füßen tretend, es gerade auf die Eroberung dieses naiven Philosophen abgesehen zu haben. Sie kokettirte mit ihm in einer ganz neuen Weise. Sie behandelte ihn als guten Freund, obwohl er sich nie um ihr Vertrauen beworben hatte, und zwang ihn zu Intimitäten, welche ihn jedesmal in die größte Verlegenheit versetzten. Kamen Gäste, gab sie ihm die Schlüssel und bat ihn, für die Bewirthung zu sorgen; beim Essen reichte sie ihm die besten Bissen mit ihrer Gabel; fuhr sie zu einem Balle, mußte er sie begleiten, und nicht genug, sobald ein Tänzer sie entführte, ließ sie jedesmal den Hermelinpalatin von ihren schwellenden Schultern auf seinen Arm niedergleiten und er stand dann an einer Wand oder einem Thürpfosten gelehnt und bebte: ja, er fürchtete sich vor dem weichen Pelz, der ihm ein lebendiges Wesen schien,

Digitized by Google

dessen leise Berührung sein Herz durchschauerte; der warme Duft, der noch an seinen zarten Haarspitzen hing, berauschte ihn wie der emporsteigende geheimnißvolle Nebel einer Zauberlampe.

Eines Abends, als die Anderen fortgefahren waren, saßen wir drei in dem kleinen blauen Zimmer, das Frau Majewska allen anderen vorzog. Draußen war es kalt, der Regen klatschte monoton an die Scheiben, der Wind heulte und schüttelte die Pappeln, die den Edelhof umstanden, — das richtige Wetter, um zu plaudern. Die schöne Witwe hatte ihre kleinen Pelzpantoffel und ihre bequeme mit Steinmarder gefütterte und besetzte blausammetne Kazabaika angezogen und saß jetzt auf dem Divan, die Hände in den Aermeln versteckt. Kosabrodzki beschäftigte sich mit dem Samowar.

Plötzlich rief Frau Majewska:

„Was haben Sie, lieber Adam, Sie sind so sonderbar."

„Ich?" — Kosabrodzki erröthete.

„Ja, Sie", fuhr die schöne Witwe fort, „Sie sehen mich in einer Weise an und Ihre Hand —"

„Meine Hand?" Er wurde furchtbar verlegen.

„Ihre Hand nähert sich meiner Kazabaika, um gleich wieder wie vor einer Schlange zurückzuweichen."

„Ich weiß nicht —" stammelte er.

„Ein Philosoph muß immer den Muth haben, die Wahrheit auszusprechen."

„Also —" er holte tief Athem — „ich habe voriges Jahr in Kolomea eine Menagerie besucht . . ."

„Ja, was soll denn das wieder heißen?" Frau Majewska begann laut zu lachen.

„Ich bitte — es gehört zur Sache", erwiederte Kosabrodzki, „in dieser Menagerie befand sich unter Anderem ein Panther, der, als ich mich seinem Käfig näherte, an dem Gitter desselben auf dem Rücken lag, ganz wie eine unserer Hauskatzen, und zu schlafen schien. Sein schönes Fell reizte mich unwiderstehlich. Schon streckte ich die Hand aus, um ihn zu streicheln, als der Wärter mich zurückriß.

„Jesus Maria!" rief er, „glauben Sie doch nicht, daß er schläft, sobald Sie Ihre Hand durch die Stäbe stecken, zerreißt er sie." Ich bezwang meine Lust, aber indem ich das schöne Thier, das so weich, so anmuthig dalag, betrachtete, erwachte das Gelüst immer wieder und drohte meiner Herr zu werden. Ich glaube, wenn ich mich nicht rasch entfernt hätte, ich hätte zuletzt den Panther doch gestreichelt!"

„Und er hätte Ihre Hand zerfleischt."

„Ohne Zweifel."

Frau Majewska sah ihn mit einem großen Blick an, in welchem ein heimlicher Triumph aufleuchtete und streckte ihm zugleich ihren schönen Arm hin, von dem der weite, pelzbesetzte Aermel ihrer Kazabaika weich und schimmernd herabfiel.

„Also —"

„Sie befehlen?"

„Streicheln Sie auch."

Kosabrodzki wurde furchtbar roth. „Aber — meine Gnädige — bedenken Sie . . ."

„Fürchten Sie nichts, streicheln Sie."

Digitized by Google

Er streckte die Hand aus, zog sie zurück, und endlich ließ er sie wirklich leise, mit einer Art stiller Wonne über den weißen Arm der schönen Frau gleiten.

„Nun, Sie sehen, daß ich Sie nicht zerfleische", rief Frau Majewska.

„Wer weiß", murmelte er.

Es war ihm Ernst damit. Als wir nach Mitternacht zusammen nach Hause fuhren, seufzte er schwer und sprach:

„Eine gefährliche Frau, ich fürchte mich vor ihr, ich bin das letzte Mal bei ihr gewesen, sie wäre im Stande —"

Er vollendete nicht, ich erfuhr niemals, was Frau Majewska im Stande wäre.

„Diese Damen sind mir alle zu räthselhaft", fuhr er nach einer Weile fort, „viel zu räthselhaft. Wenn ich einmal lieben sollte, so wird es nur ein Naturkind sein. Was würden Sie zu einer Negerin sagen, die ich kaufen, die also sozusagen mein Eigenthum sein würde?"

„Aber ich bitte Sie, die Negerinnen haben ja alle einen Oelgeruch!"

„Allerdings, die älteren, die jungen dagegen übertreffen unsere Frauen an Formenschönheit", gab Kosabrodzki zur Antwort, „denken Sie sich also so eine Venus aus Ebenholz, ein weißes Seidentuch um den schwarzen, krausen Kopf geschlungen, ganz in weißen, mit Schwanenflaum besetzten Atlas gekleidet!" — —

Er versank in süßen Träumen.

Als wir uns trennten, wiederholte er noch einmal: „Nein, diese Damen sind mir alle zu räthselhaft."

Der Herbst war im Anzug. Die pfeifenden, schwärmenden Schaaren der kleinen Zugvögel, welche Wald und Feld belebten, die seltsamen Figuren, welche wandernde Störche, Kraniche, Wildenten, Gänse auf den reinen, wolkenlosen Himmel warfen, meldeten ihn an. Kosabrodzki saß hinter seinem Edelhof im Garten, eine Flur von Astern zu Füßen, und las den Czas. Da verbreitete sich ein absonderlicher, scharfer, beizender Geruch. Er hob die Nase, blickte um sich und gewahrte nur drei Schritte von ihm entfernt eine junge Zigeunerin von wilder, hinreißender Schönheit. Sie stand neben einem Georginenstock und spielte mit den dunkelrothen Blumen, hatte den Blick furchtsam zur Erde geheftet und blinzelte ihn nur von Zeit zu Zeit so von unten an; sie lächelte und zeigte zwei Reihen blitzender Zähne in dem edel geschnittenen, feinen, bernsteingelben Gesicht. Ein rothes Tuch flatterte um ihre nachtschwarzen, zerzausten Flechten, ein kurzer Rock von blauem Stoff, mit Flecken von verschiedener Farbe ausgebessert, hing in malerischen Fetzen von ihren schlanken Hüften herab und ließ ihre kleinen Füße, ihre nackten Beine fast bis zum Knie sehen. Ueber dem schmutzigen Hemd, das die jungfräuliche Brust unverhüllt den Leuten preisgab, trug sie eine ärmellose Jacke von weißem Tuch; Hals, Brust, Arme, Ohren waren mit Korallen, Perlen und blitzenden Goldmünzen behängt. Sie ließ sich eine Weile von Kosabrodzki bewundern, dann warf sie sich ihm zu Füßen und küßte die Zipfel seines Schnürrocks.

„Was willst Du?" fragte er gnädig.

„Geben Sie mir Ihre Hand, süßes Herrchen, edler Wohlthäter", rief die Zigeunerin in einem näselnden, zischenden, geheimnißvollen Ton, „ich werde in derselben die Zukunft lesen."

Digitized by Google

„Ich liebe diese Prophezeihungen nicht.“

Die Zigeunerin erhob sich.

„Soll ich Ihnen ein Liebesmittel geben, Herrchen, um das stolze Herz der schönsten Dame zu gewinnen?“

„Hast Du es bei Dir?“

„Nein, mein Wohlthäter.“

„Womit hast Du mich also behext?“ rief Kosabrodzki, indem er aufsprang.

Sie wich entsetzt zurück. „Ich? — Mit nichts — gewiß nicht.“

„Ich aber sage Dir, daß Du mich behext hast“, fuhr Kosabrodzki fort, „ich bin in Dich verliebt, verstehst Du?“

Sie verstand, begann zu lachen, kehrte ihm den Rücken und zupfte an ihrem Armband. „Schenk' mir was“, sagte sie treuherzig. Er gab ihr einen Ducaten. Sie sah denselben mit gierig funkelnden Augen an und ergriff Kosabrodzki's Hand, um ihre frischen Lippen darauf zu drücken; er aber schlang den Arm um ihren Blumenleib und wollte sie küssen.

Er küßte sie aber nicht, er wich zurück, fast entsetzt. Wieder dieser abscheulich scharfe beizende Geruch, nur diesmal noch kräftiger und unmittelbar von dem schönen Weibe ausströmend. Die Zigeunerin lächelte spitzbübisch.

„Mach daß Du fortkommst“, schrie Kosabrodzki wüthend. Er hätte sie am liebsten gleich mit der Peitsche bearbeitet. Sie sprang über den Zaun des Gartens und entfloh.

Nicht lange darnach kam der alte Kutscher mit einer Meldung, hob die Nase und schüttelte den weißen Kopf.

„Hier riecht es ja fast wie nach einer Zigeunerin“, brummte er.

„Wie so, welchen Geruch haben denn die Zigeunerinnen?“ fragte Kosabrodzki.

„Sie sind alle Nichtsthuerinnen und Diebinnen“, antwortete der Kutscher, „aber auf ihre Tugend sehen sie mehr als etwa unsere Damen. Und da sie Alle schön sind, so bestreicht die Mutter die Tochter, und die verheirathete junge Frau sich selbst, sobald sie in die Dörfer geht, oder sonst wohin, wo ihr Gefahr drohen könnte, mit einer Salbe, welche ohne Zweifel aus der Hölle stammt.“

Kosabrodzki war nun doch froh, daß er keine Peitsche zur Hand gehabt hatte. Dieser Geruch ließ sich ja entfernen durch ein Bad, er war also jedenfalls dem Oelgeruch der Negerin vorzuziehen und, von diesem entsetzlichen Tugendmittel abgesehen, war ja die Zigeunerin ein Wunder an Schönheit, und dann spürte der gute, junge Mann eine befremdende Veränderung, die mit ihm vorgegangen war. Sein hübscher Edelhof kam ihm plötzlich so einsam, so langweilig vor. Er sehnte sich nach Etwas, grübelte vergeblich nach, um zu erfahren, was er eigentlich so heiß ersehnte und mußte dabei immer wieder an die bernsteingelbe Schönheit denken, wie sie mit ihren Goldmünzen klirrend über den Zaun gesprungen war.

Der Heger hatte die Zigeuner bald ausgekundschaftet. Sie hatten ihr Lager tief im Eichenwalde auf einer grünen Wiese in der Nähe einer frischen Quelle aufgeschlagen. Kosabrodzki hing rasch eine Doppelflinte um und ließ sich von dem Heger den Weg weisen. Die Zigeuner schienen gar nicht überrascht, ihn plötzlich in ihrer Mitte zu erblicken. Die Männer begrüßten ihn demüthig; die Weiber lächelten ihn an; die, welche er suchte, war nicht zur Stelle.

Digitized by Google

Kosabrodzki weidete sich einige Zeit an dem farbenreichen Bilde, das die sonnenbraune Gesellschaft in bunte Lumpen gehüllt zwischen niederen Laubhütten, welche sie sich erbaut hatte, bei der rothen Beleuchtung zweier gewaltiger Feuer unter dem blauen Seidenglanz des herbstlichen Himmels bot.

Lächelnd nahte ihm dann ein junger Zigeuner mit schwarzen Locken und blitzenden Zähnen.

„Gnädiger Herr", begann er zutraulich, „Sie wünschen wohl Tschingora, mein Weib zu sehen?"

„Dein Weib?" staunte Kosabrodzki, „ich hielt sie für ein Mädchen."

„Das gereicht mir nur zur Ehre", erwiederte der Zigeuner geschmeichelt, steckte zwei Finger in den Mund und stieß einen gellenden Pfiff aus, auf den die schöne Zigeunerin wie ein gehorsamer Hund herbeigelaufen kam.

„Hier der Hochwohlgeborene Herr Wohlthäter findet Gefallen an Dir", sprach der Zigeuner, „unterhalte ihn."

Tschingora sah Kosabrodzki verliebt an.

„Höre", murmelte dieser, „aber vor Allem, wie nennst Du Dich?"

„Sabos."

„Höre, Sabos, wir könnten einen Handel machen", fuhr Kosabrodzki fort.

Der Zigeuner blickte scheu um sich. „Sprechen Sie leise, Herr", antwortete er dann, „wollen Sie mir mein Weib abkaufen? Wie viel geben Sie? Die Anderen brauchen es nicht zu hören."

„Wie viel willst Du haben?"

„Hundert Ducaten für mich und fünfzig für die Bande."

„Wo denkst Du hin!"

„Also fünfzig."

„Zwanzig Ducaten und fünf für die Bande."

„Meinetwegen", sagte Sabos, sich am Kopf kratzend, „wenn Sie mir auch Ihre Pfeife darauf geben."

„Da hast Du die Pfeife", rief Kosabrodzki, „und den Tabak dazu." Er reichte ihm Beides. „Aber Tschingora, wird sie einverstanden sein?"

„Ist sie nicht mein Weib?" erwiederte der Zigeuner stolz, „sie hat nicht zu fragen, sondern zu gehorchen."

Er winkte ihr mit den Augen und Beide folgten Kosabrodzki, der den Weg nach seinem Edelhofe einschlug. Sie nahm nichts mit als ihr Tamburin, dessen Glöckchen sie manchmal erklingen ließ, während Sabos gemüthlich die Pfeife des Philosophen schmauchte. Nachdem er das Geld erhalten hatte, sprach er zu seiner Frau: „Du bleibst hier." Sie nickte gleichgültig mit dem Kopfe. „Wir werden in einer Stunde weitergehen", sagte er dann, „und diesen Boden nicht wieder betreten." Er küßte Kosabrodzki auf den Arm und verschwand.

Später entdeckte man erst, daß zugleich mit ihm eine Gans und zwei Hühner verschwunden waren. Eine Stunde später verschwand die ganze Bande und mit ihr eine Anzahl Pferde, Kühe, Schafe und die Britschka des Herrn Pfarrers.

* * *

Tschingora, das Naturkind, ließ sich im polnischen Edelhofe noch räthselhafter an als diese Damen, vor denen Kosabrodzki sich so sehr gefürchtet hatte. Das Erste war, daß sie auf das Dach stieg und sich weder durch Schmeicheleien noch Drohungen bewegen ließ, herabzukommen. Die Nacht

Digitized by

brachte sie auf dem Heuboden zu. Der Hunger führte sie endlich am zweiten Tage Abends in die Küche. Hier fand sie Kosabrodzki und führte sie halb mit Gewalt in das für sie bestimmte und mit vielem Prunk ausgestattete Schlafgemach. Sie ließ sich auf dem Teppich nieder, der vor dem Himmelbette lag und starrte vor sich hin. Kosabrodzki sprach zu ihr, sie sah ihn endlich an, aber gab keine Antwort. Zwei alte Weiber erschienen und führten sie in das Bad; als sie nach einer Stunde hübsch frisirt, in kleinen Sammetpantoffeln, einen Schlafrock von rubinrother Seide, mit kostbaren Ohrgehängen, Armbändern und einem Collier geschmückt zurückkehrte und sich unerwartet im Spiegel sah, begann sie zu lächeln, wurde roth, ging rasch auf Kosabrodzki zu und küßte ihm die Hand.

Das Spiel schien gewonnen.

Der blonde Philosoph und die bernsteingelbe Zigeunerin liebten sich von diesem Abend an mit einer Art Raserei. Sie erwiederte seine Zärtlichkeit mit anmuthiger Wildheit; wenn ihre Arme ihn umschlangen, war es als wollte sie ihn zerreißen. Sonst aber zeigte sie sich still, saß ganze Tage auf dem Divan und zog unermüdlich den kühlen Rauch eines Nargile ein. Sie liebten sich rasend, aber sie langweilten sich auch bald rasend. Es schien unmöglich, sie nur zum Sprechen zu bringen. Kosabrodzki verzweifelte, denn man kann doch nicht immer küssen, man wird schließlich vom Küssen ebenso müde wie vom Gehen, oder Holzhacken, oder sonst einer schweren Arbeit. Nach und nach wurde Tschingora vertrauter. Sie zog sich gern schön an und ihre Augen funkelten stolz, wenn ihr Anbeter sie bewunderte; nur als er einmal vor ihr niederkniete, lachte sie ihn ohne Weiteres aus. In demselben Maße als sie ihre Scheu ablegte, begann sie aber allerhand kleiner Passionen die Zügel schießen zu lassen, welche Kosabrodzki nicht geringe Unruhe verursachten. Tschingora berührte die auserlesenen Gerichte, welche ihr Anbeter ihr vorsetzte, kaum, dafür stieg sie aber in ihrer Seidenschleppe über die Zäune in fremde Gärten, um Obst zu stehlen, oder sie zündete Abends auf irgend einem Felde ein kleines Feuer an, um Erdäpfel oder Maiskolben in der Asche zu braten und fast noch glühend mit ihren starken Zähnen zu zerreißen und zu verschlingen, ja einmal überraschte sie der Philosoph sogar, wie sie über diesem Feuer eine Katze an einem Bratspieß aus Wacholderholz hin- und herdrehte. Sie entfloh in ihrem rothseidenen Schlafrock auf die große Weide, welche von ganzen Heerden von Pferden, Kühen und Lämmern bedeckt war, verwandelte rasch einen langen Strick, auf dem die Frau des kleinrussischen Pfarrers ihre Wäsche trocknete, in eine Art Lasso, lief hinter den wilden Pferden einher, warf einem derselben mit unglaublicher Geschicklichkeit die Schlinge um den Hals, schwang sich auf dessen Rücken, bändigte es und ritt auf dem feurigen Thiere ohne Sattel, ohne Zügel wie eine slavische Göttin durch die Steppe.

Kosabrodzki gefiel dies, so sehr er auch Angst um sie ausgestanden hatte; er nahm sie also in die Reitschule, zeigte ihr einige Kunstgriffe und sie ritt am ersten Tage, ja in der ersten Stunde kühn und anmuthig zugleich wie etwa nur die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich. Ihr größtes Vergnügen war es jetzt, an seiner Seite auf den Stoppelfeldern der endlosen Weide, der blumigen Steppe mit Windhunden den Hasen, den Fuchs zu hetzen, sie setzte unerschrocken über die breitesten Gräben und Bäche, die höchsten Zäune, die rothen Lippen weit geöffnet, mit flatternden Nasenflügeln, mit vor lustiger Grausamkeit funkelnden Augen.

Digitized by Google

Sie wurde erst wieder traurig als der Winter kam, als Schneemassen die Erde bedeckten und den Edelhof in eine natürliche Festung verwandelten, in die man schwer eindringen, aus der man aber auch schwer in das Freie gelangen konnte. Sie fror Tag und Nacht, sie zitterte wie im Fieber, sie zitterte nicht nur im Schlitten, wenn sie mit Kosabrodzki beim fröhlichen Schlittenklang dahinflog, sie zitterte, wenn sie durch die stark geheizten Zimmer ging, wenn sie mit ihm Karte spielen oder speisen sollte, sie fühlte sich nur wohl, wenn sie in einen großen Pelz eingehüllt, auf einem Fauteuil zusammengekauert, die Füße heraufgezogen bei dem großen Ofen saß, der förmlich Feuer spie; dann spielte sie Stunden. ganze Tage lang mit den Flammen, in die sie nachdenklich hineinstarrte. Es kamen aber auch Augenblicke, wo sie plötzlich Alles abwarf, den Pelz, die Robe, die Pantoffel, die Strümpfe und in dem Hemd und kurzen Rock, mit bloßen Füßen, das Tambourin in der Hand, auf dem großen Teppich zu tanzen begann. Sie war dann nicht mehr die Zigeunerin, das Kind der Steppe, sie war mit einem Male eine Künstlerin. Wie etwa Liszt auf dem Clavier mit seinen beseelten Händen phantasirte sie mit ihren Füßen, ihren Armen, mit ihrem ganzen Leibe. So tanzt kein Weib, wie sie tanzte, so tanzen die Majki, die Elfen Kleinrußlands auf mondbeglänzten Bergriesen, so tanzen die Willis, die todten Bräute mit den Herzen voll ungesättigter Liebesgluth, so tanzen Houris im Paradiese Mohameds.

Manchmal verschwand sie ganz und Kosabrodzki rief und suchte sie dann vergebens, bis er sie endlich eines Abends in der Backstube fand, wo sie mitten unter den Dienstleuten saß und mit ihnen schwatzte und lachte.

Als es wieder Frühjahr wurde, lief sie oft ganze Tage vom Hause fort. Niemand wußte, wo sie sich aufhielt, oder womit sie sich sättigte. Genug, sie verhungerte nicht und kehrte mitten in der Nacht, oder erst mit dem nächsten Morgenroth frisch, glühend und vom Thau befeuchtet zurück, eine junge Steppenrose.

Einmal hörte Kosabrodzki früh im Garten die Nachtigall schlagen, es war die erste, die er in diesem Jahre hörte, er öffnete das Fenster, lauschte eine Weile entzückt und rief dann Tschingora. Sie regte sich nicht. Er trat in ihr Schlafgemach, das Bett war leer, die seidene Decke, mit der sie zugedeckt war, athmete noch die ganze holde Wärme ihres Venusleibes. Kosabrodzki begann sie zu suchen im Hause, im Hofe, bei den Dienstleuten, endlich im Garten; er suchte sie vergebens, bis mit einem Male ihr helles Lachen irgendwo her, wie es schien, vom blauen Himmel herab ertönte; er erblickte sie endlich, wie sie in ihrem prachtvollen Schlafrock oben in dem Wipfel einer Pappel saß. Auf sein rührendes Flehen flatterte sie rasch wie ein Eichhörnchen herab, fiel ihm um den Hals und erstickte ihn mit wilden Küssen.

„Hast Du die Nachtigall gehört?" fragte er sie.

Sie brach in ein kindliches Lachen aus, lief davon, verbarg sich im Gebüsch und wieder ertönte der süße Gesang.

„Also Du bist die Nachtigall", frohlockte Kosabrodzki, als er sie wieder erhaschte.

„Ja, ich", sagte sie, „ich kann alle Thiere nachmachen."

Und sie begann zu pfeifen wie eine Amsel, zu schlagen wie eine Wachtel, zu heulen wie ein Wolf.

Es war nicht möglich, sie zu bewegen, außer dem Hause ihre Schuhe anzubehalten, kaum betrat sie den Rasen, flog der eine hier in die Ecke, der

Digitized by Google

andere dort auf den blühenden Kirschbaum, und die Strümpfe flatterten wie weiße Fahnen von einem Rosenstock herab, sie selbst aber sprang barfüßig davon.

Als es heiß wurde, kam sie auf den classischen Gedanken, sich wie Phryne vor dem versammelten Volke Griechenlands zu baden. Allerdings war der herrschaftliche Teich ein sehr bescheidenes Eleusisches Meer und das versammelte Volk Griechenlands bestand in diesem Falle nur aus dem unirten Pfarrer, dessen wohlbeleibte Frau, zwei Bauernbuben, einigen Enten und einem Ochsen, aber der würdige Seelenhirt fand sich doch an dem nächsten Sonntag zu einer sehr eindringlichen Predigt veranlaßt, deren kräftigste Stellen, wie man behauptete, von seiner Frau herrührten.

Dieser Scandal, von dem sich die vornehme Gesellschaft des Kreises von Kolomea noch einige Jahre später auf eine ebenso moralische als vergnügte Weise unterhielt, veranlaßte Adam Kosabrodzki, eine Gouvernante für Tschingora kommen zu lassen. Man sendete ihm eine ältere, sehr respectable Dame mit Schmachtlocken, welcher das Naturkind als seine Braut vorgestellt und zur Erziehung übergeben wurde.

Als Tschingora einen Augenblick mit ihrem Anbeter allein war, fragte sie lächelnd: „Ist es Dir Ernst, Adam, mich zu heirathen?"

„Ja, es ist mein voller Ernst."

„Ah, Du Narr!" rief sie aus und küßte ihn mit komischer Wuth, „Du verdienst dafür, daß ich wirklich Deine Frau werde, ja, das verdienst Du."

* * *

Ein Jahr verging. Tschingora war zur Dame geworden. Sie ging nicht mehr barfuß, sie wiegte sich nicht mehr in den Wipfeln der Pappeln und briet keine Katzen mehr. Sie verstand es gleich einer Polin, auf einem Divan halb zu sitzen, halb zu liegen, und die Männer wahnsinnig zu machen, sie schaukelte beim Gehen anmuthig ihre Hüften, sie schlürfte Austern und trank Champagner mit wollüstiger Gourmandise. Sie sprach leise, bewegte sich vornehm und blickte sanft wie eine Taube. Ja, sie sprach sogar französisch.

Nur äußerst selten brach noch ihre Wildheit durch, dann aber mit einer elementarischen Gewalt, welche Jeden zu bedrohen schien, der in ihre Nähe kam.

Kosabrodzki hatte einen Nachbar, der ihm mannigfache Possen spielte. Eines Tages, als ihm derselbe sogar mit einer Anzeige bei Gericht gedroht hatte und Kosabrodzki seinem Herzen in Gegenwart Tschingora's Luft gemacht hatte, geschah es, daß in der Nacht plötzlich die Scheuer seines Freundes in Flammen stand. Der Philosoph wollte sich edelmüthig zeigen und befahl, die Feuerspritze anzuspannen, ja er legte selbst Hand an, als Tschingora im Hof erschien, ihn hastig in einen dunklen Winkel zog und ihm ins Ohr flüsterte: „Dummkopf, was fällt Dir ein, das Feuer zu löschen, das ich angezündet habe."

„Du — Du hast —" stammelte er.

„Gewiß, um Dir ein Vergnügen zu machen", sagte Tschingora stolz. Zum Glück kam Niemand auf den Einfall, daß eine junge, schlanke Dame im seidenen mit Spitzen besetzten Schlafrock eine Scheune anzünden könne, sondern Jeder stellte sich den Brandstifter als einen verwegenen, blatternar-

Digitized by Google

bigen Burschen in Leinwand gekleidet, mit der Pfauenfeder auf dem Strohhut und der kurzen Pfeife im Munde vor.

Einen Monat später, zu Beginn des Herbstes, während Kosabrodzki in der Kreisstadt war, versuchte Tschingora ihre inquisitorischen Talente. Adam kehrte spät Abends zurück, und beim Thee, behaglich in ihre pelzgefütterte Kazabaika geschmiegt, erzählte sie vergnügt den ganzen Hergang.

„Weißt Du, daß wir einen Dieb gefangen haben?" begann sie.

„So — was hat er denn gestohlen?" fragte er

„Unser ganzes Silberzeug."

„Ah!"

„Aber sei ruhig, wir haben Alles zurückbekommen."

„Also er hat gleich gestanden?"

„Ja, gleich", sagte Tschingora, „wir saßen eben beim Nachtmahl, ich und das Fräulein" — sie verneigte sich graziös gegen die Gouvernante — „als der Kutscher meldete, der Dieb sei gefangen, wollte aber nicht gestehen, wo er das Silber versteckt habe. Ich lief sogleich hinab, so wie ich da bin. Der Dieb, ein junger Bursche, steht gebunden im Hofe, die Leute sprechen ihm zu; wie er mich erblickt, fällt er auf die Knie und betheuert, er sei unschuldig. „Wirst Du gestehen, Du Hundeblut", rufe ich. Er aber weint und schwört, und gesteht nicht. Da lasse ich ihn an einen Pfosten binden und ihm unter den nackten Füßen ein Feuer anzünden, befahl, ihm glühende Kohlen auf die Hände zu legen —"

„Um Gotteswillen! Tschingora!"

„Hätte ich das nicht thun sollen?" fragte sie mit der Miene eines unschuldigen Kindes, „genug, er gestand auf der Stelle und wir fanden das Silber vergraben, genau dort, wo er es angab, unter der Erle am Bach."

Kosabrodzki nahm sich beim Kopf und ging mit großen Schritten auf und ab.

„Ich weiß nicht, was Du hast! Bei uns ist das so Sitte", sprach sie hold lächelnd, „und Feuer ist das beste Mittel, das den Hartnäckigsten zum Sprechen bringt."

* * *

Schon fiel das Laub von den Bäumen und diente dem Herbstwind als Spielzeug, schon ließen sich die Raben auf den kahlen Pappeln um den Edelhof hören und Nachts in weiter Ferne die Wölfe, und die schöne Zigeunerin begann wieder beim warmen Ofen vor Kälte zu zittern, als der Kutscher in der Bäckerei erzählte, es hätten sich im Dorfe Zigeuner blicken lassen und auch bereits ein Pferd gestohlen. Tschingora hörte es, aber wie es schien ohne jede Theilnahme.

Zwei Tage später kam Kosabrodzki wie ein Rasender zu mir. „Tschingora ist fort!" rief er, „sie ist mir entflohen. Es ist kein Zweifel. Die Undankbare!"

„Mit einem Anbeter?" fragte ich erstaunt.

„O, das wäre das Geringste", gab er zur Antwort, „aber mit allen meinen Pretiosen und meinem ganzen Gelde."

Digitized by

Farbenästhetik.

Von **H. Beta.**

I.

Ergänzungsfarben.

„Das liebe Auge des Himmels, die Sonne, duldet kein Weißes. Alles will sie mit Farben beleben", sagt Goethe als Dichter und Farbenlehrer. Vom menschlichen Auge läßt sich das Gegentheil behaupten: es duldet nichts Farbiges.

Dies mag auf den ersten Blick sinnlos erscheinen, ist aber richtig. Das Auge ist nämlich darauf eingerichtet, das ganze, d. h. weißes Licht zu sehen und weißes Licht ist der Inbegriff, die Vereinigung aller Farben. In der Optik, Katoptik und Dioptik, d. h. den Lehren vom Lichte, vom gebrochenen und gebeugten Lichte, heißt es, daß jeder Strahl Sonnenlichtes aus farbigen Strahlen zusammengesetzt sei: rothen, orangenen, gelben, grünen, blauen, indigofarbigen und veilchenblauen, just wie man das Sonnenlicht in Regenbogen neben einander gezogen sieht. Farben entstehen bloß dadurch, daß Sonnenstrahlen, die auf einen Körper fallen, zertheilt oder zersetzt werden und theils von demselben aufgenommen, aufgesogen oder absorbirt, theils zurückgebogen, reflectirt, zurückgeworfen werden und das Auge des Daraufblickenden treffen. Jemehr Strahlen absorbirt werden, desto dunkler erscheint der Körper, jemehr zurückprallen und das Auge treffen, desto dichter.

Körper, die alle Sonnenstrahlen aufnehmen, erscheinen daher schwarz, solche, die alle zurückwerfen, weiß. Daher kommts auch, daß schwarze Kleider mehr wärmen im Sonnenlichte als weiße. Wenn man ein schwarzes und ein weißes Stück Zeug nebeneinander auf Schnee im Sonnenschein legt, wird ersteres bald auf gethautem Schnee einsinken, letzteres auf unverändertem liegen bleiben. Das schwarze Stück Zeug saugt eben alle Sonnenstrahlen ein, das weiße keine. Weil Schwarz alles Licht auffängt und Weiß keins, sind auch Beide keine Farben. (Weiße und schwarze polirte oder glänzende Gegenstände gehören zum Theil unter die Erscheinungen der Spiegelung, die wir hier ausschließen.) Ein Körper erscheint uns nur farbig, wenn er auf ihn fallende Lichtstrahlen theils aufnimmt, theils zurückwirft. Das Verhältniß derselben macht die Grade von heller und dunkler Farbe aus. Daß die gebrochenen, auseinandergenommenen Lichtstrahlen Farben und diese zusammen wieder weißes Licht bilden, davon kann man sich leicht durch das Prisma überzeugen. Das hindurchfallende Licht erscheint in Farben, diese wieder aufgefangen und vereinigt, stellen das weiße Licht her. Ein Körper erscheint uns nun in einer bestimmten Farbe, wenn er alle Bestandtheile des aus Farben zusammengesetzten Lichtes, bis auf diesen einen, den er zurückwirft, in sich aufnimmt. Nach der Lehre von der Zusammensetzung des weißen Lichtes werden nun auch die von einem Körper absorbirten und die als bestimmte Farben zurückgeworfenen Strahlen zusammen wieder weißes Licht bilden.

Digitized by Google

Und damit kommen wir zur Hauptsache alles Verständnisses von den Farben.

Jede Farbe ist ein Bruchtheil des weißen, aus allen Farben zusammengesetzten Sonnenlichtes. Was dieser Farbe am ganzen, weißen Lichte fehlt, ist die Ergänzung, das Complement derselben. Und dieses Verhältniß, daß zwei verschiedenfarbige Lichter (der Farben), in gewisser Menge genommen, weißes Licht hervorbringen, nennt man „farbige, sich gegenseitig ergänzende Lichter", oder Complementär-, d. h. Ergänzungsfarben." In diesem Sinne sagt man, Grün sei die Ergänzungsfarbe zu Roth, oder Roth zu Grün, Indigo zu Orangegelb und umgekehrt, Blau zu Orange oder Orange zu Blau. Der Deutlichkeit wegen stelle man sich dabei vor, daß ein grün erscheinender Körper das absorbirte Licht (ohne Grün) als Roth in sich aufgenommen habe und sofort mit allen Ergänzungsfarben.

Man schrecke nicht vor dieser trocken erscheinenden Gelehrsamkeit zurück. Das Verständniß kommt uns für alle Schönheiten und Reize des Lebens, der Kleidung, der Ausschmückung des Hauses, der Zimmer, der Wände, beim Einkauf und der Verwendung aller farbigen Gebrauchs- und Ziergegenstände zu Gute.

Die Lehre von den Ergänzungsfarben ist die Bedingung aller Einsicht in das Geheimniß, die Harmonie und die Schönheit der Farben. Sie allein giebt uns Aufschluß über Täuschungen und Irrthümer, denen das unkundige Auge mit jedem Blick zur Beute wird.

„Und wär' das Auge nicht sonnenhaft,
Wie könnt's das Licht erblicken."

Dieses sonnenhafte Auge ist so gebaut, daß es immer volles Licht erblicken will. In jeder Farbe fehlt etwas davon. Diese zum vollen Lichte fehlenden Strahlen ergänzt sich unser wunderthätiges Auge, wenn man ihm durch zu viel Einfarbigkeit die fehlende Nahrung zu lange vorenthält. Und dann schillert je nach Kraft der Farben und deren dauernder Einwirkung auf das Auge Veilchenblau in Roth, Blau in Grün, Grün in Gelb, Blau in Indigo, Orange in Roth u. s. w., und wir können thatsächlich unseren Augen nicht mehr trauen.

Was für Täuschungen und Wahlqualen können sich Herren und Damen bei Gerson oder im Hut- und Putzladen sparen, wenn sie mit dieser sonnenhaften Zauberkraft ihres Auges, mit den Gesetzen und Erscheinungen der Ergänzungsfarben wissenschaftlich und praktisch vertraut sind? Und wie leicht haben es dann andererseits die Verkäufer?

Wir setzen den Fall, eine tiefbrünette Dame bitte sich gelbe Stoffe zur Auswahl fürs Kaufen aus. Man eilt und belegt den ganzen langen Verkaufstisch mit allerhand gelben Kostbarkeiten. Sie sieht und prüft, findet aber bald, daß der eine doch zu grünlich, der andere zu orangefarbig, der dritte zu röthlich sein möchte. Wirklich orangefarben ist am Ende besser, denkt sie. Auch könnte sie es ja wohl mit etwas Hell- und Scharlachrothem versuchen. Es werden also orangefarbige, hell- und scharlachrothe Stoffe auf demselben, vorher gelben Tische ausgebreitet. „Das soll Scharlach sein? Wie todt! Haben Sie nichts Feurigeres? Sieht ja rein hefenfarbig, carmoisinroth aus?"

Wie leicht wird nun aus dem Geschäfte gar nichts, oder es wird von beiden Seiten mit übler Laune und nach vielem Zögern und Zeitverlust abgeschlossen. Es wäre von beiden Seiten sehr kurz und höflich und befriedigend

Digitized by Google

abgethan gewesen, wenn sich hier die Wissenschaft von den Ergänzungsfarben mitleidig vermittelnd eingefunden hätte.

Das vom Anblick des Gelben ermüdete, nach der Ergänzungsfarbe Veilchenblau schmachtende Auge schaffte sich diese Ergänzung nach Kräften selbst und sah mit diesem geistigen Blau vor den Augen etwas Röthliches im Gelben und im Scharlachroth, eine bläulichröthliche Farbe ohne Feuer und Ton.

Was mußte die Verkäuferin thun, um die tiefbrünette Dame zu befriedigen? Den gelbbelegten Tisch räumen, ihr etwas Blaues vorlegen, oder sie bitten, gefälligst in das Blaue oben am Himmel draußen zu blicken und dann erst mit den orangenen oder scharlachrothen Stoffen zum Vorschein kommen.

Und wenn die Dame gleich zuerst einen rothen Stoff zu kaufen gewünscht haben würde? Da kommen in geschäftiger Eile 10—20 verschiedene rothe Ballen auf den Tisch. Die ersten waren erträglich, aber statt der gewünschten besseren kommen immer mattere, und die letzten drei sind kaum des Ansehens werth, obgleich die „gewandte Verkäuferin" damit ihre höchsten Trümpfe und Triumphe auf den Verkaufstisch zu legen hoffte.

Woher die Mattigkeit der drei letzten feurigsten Stücke und die Gelblichkeit oder matte Bläulichkeit aller? Weil das Auge durch den Anblick des vielen Rothen die Sehnsucht nach dem ergänzenden Grün zum Theil befriedigte und das Rothe durch seinen grünlichen Schleier überhaupt gar nicht mehr wie wirkliches Roth erscheint. Um das Auge wieder dafür empfänglich zu machen, müßten ihm grüne Stoffe vorgelegt werden. Durch den Anblick desselben wird es erst wieder frei und dann sogar geneigt, Rothes gern zu sehen und schön zu finden.

So mächtig und einflußreich sind die sich gegenseitig ergänzenden Farben, daß sich immer die andere von selbst einstellt, wenn die eine zu lange und einseitig auf das Auge wirkt. Wie wohlthuend müssen sie also dem Auge sein, wenn sie gleichzeitig auf dasselbe wirken? Ja nebeneinander lieben sie sich gegenseitig so sehr, daß sie sich einander verschönern und läutern, wie jede wahre, reine Ausgleichung von Gegensätzen oder Liebe.

Die Verbindung von Ergänzungsfarben ist die einzige, wie sich Farben immer gegenseitig verschönern, indem sie sich verstärken und läutern, ohne aus ihren antreffenden Tonstufen herausgedrängt zu werden. Die Harmonie dieser Gegensätze behauptet sich noch, wenn die Ergänzung auch nicht vollständig oder durch Grau, Verblassung und Verwitterung geschwächt wird. Sie ist und bleibt schön, weil das Auge in ihnen alle Nahrung findet, die es braucht, um seiner Natur, alle Bestandtheile des Lichtes zu genießen, genügen zu können. Es ermüdet daher nicht, es wird nicht durstig nach den fehlenden Lichtbestandtheilen und behält daher seine volle Kraft, die Farben rein zu sehen. Diese wird beim Anblick aller einseitigen, unharmonischen, sich nicht genügenden Farben (obgleich einige schön sein können) mit der Zeit geschwächt, so daß man die vorliegenden Farben entweder mit Widerwillen oder mehr oder weniger entstellt durch den Schein der fehlenden Farbe sieht, wie dies an den rothen und gelben Stoffen auf dem Ladentische angedeutet ward.

Die Verbindung von Ergänzungsfarben ist die Grundlage aller schönen Farbenharmonien des Gegensatzes in der Kleidung, in Wahl der Tapeten und ihrer Bordüren, der entsprechenden Teppiche dazu, der Farbe unserer Möbels und ihrer Bezüge, der Anordnung und Einrahmung unserer Ge-

Digitized by Google

mälde und Bilder und anderer Gegenſtände an den Wänden, der Anordnung unſerer Blumen in den Gärten und der Laubhölzer in Parks und landſchaftlichen Ausſichten.

Ich glaube, es war der alte berühmte Dr. Johnſon in London, der ſich mit ſeiner Frau immer zankte, ſo oft er mit ihr im rothen Zimmer Kaffee trank. Im blauen war er die Liebenswürdigkeit ſelbſt. Es lag nicht an der rothen Tapete, ſondern ſeine böſe Laune drang aus den Disharmonien, in welchen die Ausſtattung des Zimmers zu den rothen Wänden ſtanden. Im blauen paßte zufällig Alles beſſer. Wände, Zimmer, Möbel, Gardinen harmonirten miteinander.

Man ſieht alſo, welche reiche Quelle von Schönheit und ſtillen Lebensgenuſſes in den Farbenharmonien um uns her verborgen iſt, wie viel Anmuth und dauernde ſtille Freude, ja häusliches und perſönliches Glück und Wohlbehagen durch die Unkenntniß der Ergänzungsfarben, der Harmonien des Contraſtes, durch Vernachläſſigung der Wiſſenſchaft von den Farben und des Auges in Beurtheilung und Würdigung ihrer Töne, Tonleitern und Schattirungen verſcherzt wird.

Die harmoniſchen Contraſte der Ergänzungsfarben beſtehen zunächſt aus nebeneinander erſcheinenden urſprünglichen, den ſogenannten phyſikaliſchen Farben: Roth, Gelb und Blau, und gleichtheiligen Miſchungen von je zwei dieſer Farben, den „freien Doppelten“: Grün (Gelb und Blau), Orange (Gelb und roth) und Violet, das Blaue von Orange — und umgekehrt — harmoniſch ergänzt wird. Da aber jede urſprüngliche und reine gemiſchte Farbe ſelbſt in verſchiedenen „Tönen“ und gemiſcht mit anderen in mannigfaltigen „Schattirungen“ auftritt und die harmoniſchen Contraſte zu denſelben entſprechend geſtimmt oder ſchattirt ſein müſſen, ſo wird ſich vor unſeren Augen eine große Reihe von Taſten ausbreiten, die man greifen und im heitern Spiel gleichzeitig und nacheinander zu Melodien und Harmonien ordnen lernen muß, um die farbigen Schönheiten des Lebens, der Natur, der Kunſt, der Stoffe, womit wir uns kleiden, der Möbels, Teppiche, Bezüge, Gardinen, Wände und Bilder, Gemälde und Rahmen, unſerer Blumen, Gärten und Baumgruppen verſtehen und genießen, ſie „componiren“ und ſpielen zu können.

Deshalb werden uns die verehrten Damen wohl beſtimmtere Mittheilungen über dieſen Gegenſtand erlauben und einigen unerläßlichen Lehren, die allein zum vollen Verſtändniß führen, geneigte Aufmerkſamkeit ſchenken.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Salonchemie.

I. Die blaue Blume der Epikuräer.

Von **Gustav Heyer.**

Epikur und die „blaue Blume"?

Mit Recht wird Jedermann eines gewissen Befremdens sich nicht erwehren können, wenn wir in einer chemischen Abhandlung von der „blauen Blume" sprechen und dieses märchenhafte Phantasieproduct deutscher Dichtersehnsucht noch dazu mit den Jüngern jenes Weltweisen in Verbindung setzen wollen, dem wahrlich nichts auf Erden ferner lag als ideale Schwärmerei.

Und dennoch glauben wir eine Berechtigung zu alledem zu besitzen.

Auch den Epikuräern blüht eine „blaue Blume", welche ihr Sehnen zu befriedigen, ihre Genußsucht zu stillen vermag — eine Blume sogar par excellence — duftiger als die Rosen von Schiras, ein rechtes echtes Feenkind der Natur.

Das ist die Blume des Weines — die Blume aller Blumen — die Weinblume!

Eigentlich ist es ein ganzer Blüthenstrauß, und die Franzosen haben Recht, wenn sie von einem „Bouquet" reden.

Durch den Gährproceß erschaffen, entstanden im Schooße einer Revolution in des Wortes verwegenster Bedeutung, verleugnet dieses seltsame Kind eines außerordentlichen Vorganges auch nirgends seine absonderliche Herkunft.

Ein Spätling ist es; erst als der Sturm sich gelegt, als die gährenden Massen ruhig geworden, und die Atome sich zu neuen Molecülen geordnet hatten, erst da, als aus dem trüben Most ein klarer Wein hervorgegangen — entstand als letzter, höchster Ausdruck der schöpferischen Kraft — die Seele des Weines, das Bouquet. Nicht Stunden, nicht Tage und Monate, Jahre brauchte das Geisterkind dazu, ehe es sein duftendes Haupt in vollendeter Schöne aus den goldenen Fluthen hob, den lechzenden Zecher mit verlockenden Armen umfangend und die Sinne des Dürstenden verwirrend in süßem, bestrickenden Zauber.

Freilich, wir denken hierbei an den Blumenstrauß der alten Rheinweinfürsten: nur aus goldener Fluth, nur aus den tiefgelben Weinen des Rheingau's strömt uns jener geistige Duft entgegen, der allen Blüthengeruch des Frühlings matt erscheinen läßt.

Kein Wein Frankreichs, kein Traubenblut des rebenreichen Ungarlandes, nicht Spaniens Feuertrank und nicht Italiens „Christithränen" vermochten in ihrem Schooße ein Bouquet von höchster Vollendung, von solchem Seelenadel zu erzeugen, als die unscheinbare, kleinbeerige Rieslingtraube des deutschen Rheingaus.

Aber ehe wir bei unserer kurzen, gemeinschaftlichen Wanderung in diesem Gartenland der Weinblumensträuße die bedeutsameren Einzelerscheinungen unseres Weges mustern, versehen wir uns mit einem Reisehandbuch, mit dem nöthigen Bädeker sozusagen, auf daß wir unter den mannigfach verschlungenen, zum Theil noch unbetretenen Pfaden die allgemeine Heerstraße nicht verfehlen.

Und diesen Paß erbitten wir uns in irgend einem der Paläste, in denen

Digitized by Google

heute die chemische Wissenschaft ihre Gesandtschaften aufgeschlagen, in einem der Universitätslaboratorien.

Was ist die Weinblume? Woraus besteht sie? Wie entstand sie?

Darüber verlangen wir Aufschluß und suchen ihn in dem Büchelchen, welches die Wissenschaft uns zur Orientirung einhändigte.

Klein nur ist das Büchelchen, klein seine Seitenzahl und sein Inhalt kurz.

Ja, wir werden bald gewahr, daß dieses duftige Feeenreich| dessen Grenzen wir ergründen, dessen Geheimnisse wir kennen lernen wollten, der chemischen Forschung auch noch eine halbe terra incognita ist, daß gerade die blumenreichsten Thäler dieses Landes noch vom trügerischen Blau der Ferne umhüllt daliegen, unbetreten und unberührt von Menschenfuß und Menschenhand.

Der erste Königssohn, welcher nach dem Dornröschen die Hand auszustrecken wagte, war ein Mann, dessen Namen wir auf allen Wegweisern und Grenzpfählen des chemischen Reiches eingeschrieben finden: — „Liebig".

Justus von Liebig wies zuerst nach, daß der allgemeine Weingeruch auf eine ätherartige Verbindung zurückzuführen sei, welche bei der gewaltsamen Action der Gährung entstehe. Damit war eine Gasse gebahnt und andere Chemiker wie Palouze, Mulder, Geiger, Dumas betraten denselben Pfad.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf den Jedermann bekannten Gährvorgang!

Der ausgepreßte Saft der Weinbeeren, der Most, ist eine Lösung von hauptsächlich Traubenzucker und Weinsäure, daneben von Gerbsäure und Mineralsalzen in — Wasser. Den drei Hauptconstituenten des Mostes, dem Wasser, dem Zucker und der Weinsäure, gesellen sich noch einige andere organische, in winziger Menge auftretende Stoffe hinzu, nämlich Farbstoff, gummiartige, dem Zucker verwandte Materien, stickstoffhaltige Körper, sowie endlich fett- und wachsähnliche Substanzen. Letztere, welche uns hauptsächlich bei unseren Betrachtungen interessiren, rühren von den bläulich bereiften Häuten der Weinbeeren her und wurden durch den Vorgang des Kelterns dem Most mechanisch zugeführt.

Nur wenige Stunden darf diese complexe Substanz, diese von darin suspendirten organischen und erdigen Materien trübe Zucker-, Säure- und Salzlösung dem Sauerstoff, der Luft und einer nicht zu niedrigen Temperatur ausgesetzt sein — und die ganze Masse geräth in Bewegung.

Kleine Kohlensäurebläschen fangen an, sich hier und da loszureißen, ihre Anzahl wird häufiger, ihre Größe wächst — schließlich ist die Revolution vollständig, die gesammte Flüssigkeit gährt und schäumt von aufsteigenden Gasblasen, und der anfangs geruchlose Most beginnt einen geistigen, eigenartig weinigen Geruch anzunehmen.

Sauerstoff und Wärme, ein paar allmächtige Agitatoren in der ganzen organischen und unorganischen Welt, zwei Musterrevolutionäre, wiegelten die trübe, träge Masse mit Leichtigkeit auf, und aus dem süßen Most ward in wenigen Tagen ein bitterlich schmeckendes, berauschendes, alkoholhaltiges Getränk, welches sich schließlich, mit jeder Woche durch Hefenabsatz an Klarheit zunehmend, als heller Wein entpuppt.

Ohne uns weiter mit der Betrachtung bekannter Thatsachen, mit der durch den Gährproceß erfolgten Spaltung des Zuckermolecüls in Alkohol und Kohlensäure aufzuhalten, fragen wir uns, unserm Ziel zusteuernd, wie der Weingeruch entstand.

Zu dem Zweck erinnern wir uns jener kleinen Mengen von fett- und

Digitized by Google

wachsartigen Bestandtheilen des Mostes. Durch den Gewaltact, der Gährrevolution, wurde aus diesen Substanzen eine sogenannte „Fettsäure", die nach ihrem Ursprung benamste Oenanthsäure isolirt oder auch erst gebildet welche, ganz dem ihr innewohnenden Naturtrieb folgend, den ebenfalls neu geborenen, in statu nascendi, wie die Gelehrten sagen, befindlichen Alkohol in ihre Arme schloß. Das legitime Kind dieser Verbindung ist der Träger des allgemeinen, sämmtliche Weine charakterisirenden Weingeruchs, der Oenanthäther, der außerdem auch noch die wohlklingenden, dasselbe bedeutenden Namen „Aethylönanthat" oder „önanthylsaurer Aethyläther" erhalten hat.

Die Oenanthsäure stellt, aus dem Aether gewonnen, eine weiße, butterähnliche, über $12,_5^0$ Celsius schmelzende, geruch- und geschmacklose Masse dar. In Verbindung aber mit dem bei $78,_5^0$ siedenden Alkohol bildet sie jenen betäubend nach Wein duftenden, wasserklaren und erst bei circa 230^0 kochenden Oenanthäther, welchen die Natur nach der schönen atomistisch-molecularen Formel $C_7H_{13}O—O—C_2H_5$ construirte.

Die Quantität, in der dieser Weingeruchsstoff in den Weinen auftritt, ist winzig: hundert Liter enthalten davon etwa zwei bis drei Gramm.

Aber dieser gemeinsame Riechstoff aller aus Rebenbeeren gewonnenen und deshalb „Wein" benannten Gährproducte hat mit dem eigentlichen Bouquet weiter nichts zu schaffen, als daß wir nur durch seine Entstehungsart und die Natur seiner Molecularzusammensetzung einen Fingerzeig für die wahrscheinliche Bildung und den Charakter der Weinblume erhalten.

Unter dem Bouquet versteht man bekanntlich jenen eigenthümlichen, den Eingeweihten in Bewunderung versetzenden Duft, der einem edlen Gewächs entströmt. Aber nicht nur der Geruch, auch das Gewürz des Weines, die „Göhr", wie der rheinische Kunstausdruck lautet, also sozusagen der gemeinschaftliche, auf Nasen- und Zungennerven hervorgebrachte Eindruck — stellt das Bouquet dar.

Ist nun schon der Ursprung des Oenanthäthers noch immerhin etwas in Dunkel gehüllt, so verlieren sich die Geburtsdaten der Weinblume vollends im Geheimniß unaufgeklärter Vorgänge. Wir kennen durchaus nicht mit absoluter Gewißheit die Zusammensetzung des Weinbouquets, indessen wissen wir, daß es dem Oenanthäther analoge Verbindungen sind, welche eine Rolle dabei spielen.

Die Blume des Weines entsteht nicht sofort wie der eben angeführte Aether, sondern bildet sich erst im Laufe der Zeit, bei jahrelangem Lagern solcher Weine, die von Natur aus dafür incliniren; denn nicht alle Weine besitzen ein Bouquet, und bei den geringeren Landweinen, wie sie z. B. von Sachsen, Würtemberg, Baden ꝛc. erzeugt werden, kann überhaupt nicht die Rede davon sein. Ebenso bei den Weinen südlicher Länder, welche wohl Feuer und Süße besitzen, aber kaum etwas von den adeligen Eigenschaften unserer Rheinweine.

Als zweifellose Bestandtheile des Weinblumenstraußes entdeckte die Kunst der Chemiker eine Reihe von Aetherarten, welche allmälig im Weine entstehen.

Dahin gehören hauptsächlich das Aethylacetat — der populäre Essigäther — eine Verbindung von Essigsäure, welche spurenweise in jedem Wein constatirbar ist, mit Alkohol, desgleichen Aethylbutyrat — der sogenannte Ananasäther, ferner Aethylvalerat — Aepfeläther — von Dumas in französischen Rothweinen nachgewiesen, endlich Acetal, eine ähnliche Substanz, welcher besonders die Tokayerweine ihr Aroma verdanken sollen.

Digitized by Google

Indessen sind diese Aether nur Theile des Ganzen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß zu diesen Substanzen noch Körper harziger und den ätherischen Oelen ähnlicher Natur hinzutreten.

Winkler stellte in neuester Zeit durch Destillation des eingedickten Weinextracts mit gebranntem Kalk einen flüchtigen, stickstoffhaltigen (sämmtliche bisher aufgeführten Constituenten des Weinbouquets bestehen nur aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff) Stoff dar, welcher einen sehr angenehmen Geruch besaß und mit Säuren, speciell mit Weinsäure, ein Salz bildete, dessen Duft — nach Winkler — genau mit dem des verwendeten Weines übereinstimmte. Aber die Behauptung, daß mit dem so gewonnenen Körper der Stein der Weisen gefunden wäre — läßt an Kühnheit nichts zu wünschen übrig. Das Weinbouquet ist eben ein aus den verschiedenartigsten, meistens ätherähnlichen Materien bestehende complexe Substanz und ganz und gar nicht ein einzelner Körper. Selbst der mehr oder minder große Alkoholgehalt eines Weines wirkt auf die Art und Weise, wie das Bouquet, speciell der Duft desselben, sich unseren Sinnen präsentirt.

Vergegenwärtigen wir uns z. B. nur die Zusammensetzung der Luftschicht, welche in einem etwa halb mit Wein gefüllten Glase über der Flüssigkeit lagert. Der Wein, hauptsächlich aus Wasser und Alkohol bestehend, wird letzteren, als den flüchtigeren Bestandtheil, bei der mit jeder Secunde stattfindenden Verdunstung in einem größeren Mengenverhältniß verlieren als das 20° höher siedende Wasser. Die Luft in dem Weinglase enthält also eine gewisse Quantität Alkohol und Wasser — und zwar von ersterem mehr als von dem letzteren — in sich gelöst. Die Riechstoffe nun, durchgehends ätherischer Natur, werden in bestimmten Quanten, deren Größe sich nach ihren mehr oder minder hochliegenden Siedepuncten richtet, ebenfalls in der Luftschicht auftreten und zwar in desto größerer Menge, je alkoholreicher der Wein war, und je mehr daher die Luft von diesem begierig auflösenden Agens enthielt.

Es leuchtet dieserhalb ein, daß von zwei Weinen, in denen das Riechstoffquantum das gleiche wäre, derjenige am meisten duften würde, welcher den größeren Procentgehalt an Alkohol besitzt.

Diese einfache und natürliche Deduction ist, wenn wir nicht irren, zuerst vom Professor Mohr in Bonn ausgeführt worden. Leider vermögen wir dessen eigene Worte nicht zu citiren. Es erhellt aber wohl zur Genüge, daß gar viele Nebenumstände bei der Beurtheilung der Weinbouquetnatur in Betracht zu ziehen sind.

So spielt naturgemäß auch die Temperatur eine Rolle dabei. Wie oft haben wir, besonders in Norddeutschland, feinere Rheinweine in Eis stellen sehen, ehe sie genossen wurden — ein wahrer Hohn für einen Kenner und Verehrer der unübertrefflichen Rheingauweine. Viele giebt es, welche Wein trinken, und wie Wenige nur, die ihn zu trinken verstehen!

Ein großer Wein aus dem Rheingau muß, wenn er geschlürft wird, die Temperatur eines kühlen Zimmers besitzen — nur dann gelangt sein adeliges Bouquet den Nasen- und Zungennerven des gebildeten Epikuräers zum vollen Bewußtsein.

Unsere Betrachtungen über den Weinblumenstrauß der verschiedenen Producte des Rebstocks führen uns immer wieder zu den Weinen des kleinen Stückchens deutscher Erde hin, das sich an den Ufern des Rheins von Eltville bis Asmannshausen erstreckt.

Rüdesheimer, Johannisberger, Markobrunner und du, du herrlicher

Digitized by Google

Rauenthalerberg, du Steinberg ohne Gleichen — ihr Weine von Geisenheim, und ihr, ihr Edlen vom Winkler Hasensprung und Dachsberg, ihr Erbacher und Oestricher Reben — wessen Herz schlüge nicht bei der Erwähnung eurer adeligen Etiketten höher! Eure großen Namen kennen wir Alle, wie wenig nur seid ihr selbst, ihr Fürsten eures Geschlechts, uns guten Deutschen bekannt! Reiche Ausländer trinken das Blut der besten Rheinweinreben, und uns Armen kam selten ein Tropfen von euch über die Zunge.

Wer es aber genossen hat, dieses Glück, wen eine gütige Vorsehung in's Rheingau führte und ihn kosten ließ aus den Kellern, darin das reine, ungemischte Blut der Rieslingreben in den großen Fässern lagert, mit jedem Tag zunehmend an Feuer und Gewürz, an Geist und Vornehmheit — der vergißt ihn nie wieder, den großen Geist aus dem Rheingauwein, den täuscht keine hochklingende Flaschenetikette mehr.

Geschlürft wird er — dieser königliche Wein — nicht getrunken. Langsam läßt man seine güldene Fluth über die Zunge fließen, und mit ihr fließt ein Strom von Blumendüften darüber hin!

Aber genug davon. Der hohe Alkoholgehalt (zehn bis zwölf Procent), die Fülle, das wunderbare Gewürz zeichnen diese Weine vor sämmtlichen anderen unseres Erdballs aus. Sie gelten denn auch in ihren besten Lagen, in ihren größten Jahrgängen, die Flasche bis zu 36, ja bis zu 60 Mark, das Stück (1200 Liter) bis zu 30,000 und 40,000 Mark, ein Preis, welcher bei anderen Rebstockproducten nicht seines Gleichen findet. Die Rheingauer Weine aus geringeren Lagen und schlechten Jahren sind natürlich bedeutend billiger. Für 1000 Mark per ein Stück (1200 Liter) vermag der Weinhändler bereits einen zwar säuerlichen, aber „göhrigen" Racewein von dem kleineren Producenten zu erwerben. Solche Weine, an und für sich kaum trinkbar, erweisen sich dagegen sehr dankbar und brauchbar zum Verschnitt mit weichlicheren Pfälzer- oder Haardtweinen und liefern alsdann ein Mittelproduct, welches unter Umständen vorzüglich ausfallen kann, da der racige Charakter des Rheingauers die ganze Mischung adelnd durchdringt. In dieser Gestalt erscheinen unsere großen Weine — wenn's gut geht — für theures Geld auf den Wirthstafeln Norddeutschlands. Die Absatzplätze für die wahren Rheinweinedeln sind außer den Fürstenhöfen unseres Vaterlandes, England und Amerika.

Die Güte dieser Weine hat ihren Grund in der geschätzten, glücklichen Lage des Rheingaus, in der Beschaffenheit des Bodens und in der sorgsamen, mühseligen Art und Weise der Rebstockbehandlung. Vorzüglich sind es die Riesling- und Orleansrebe, welche man dort baut. Sodann befolgen die größeren Weinbergbesitzer die Maxime, die Trauben sehr lange am Stock hängen und sie „edelfaul" werden zu lassen. So zieht sich die Lese bis Ende December in die Länge, und kommt es nicht selten vor, daß dann ein plötzlich eintretender starker Frost die ganze mühselige Arbeit des Jahres gefährdet. Um schließlich die Perlen aller Weine, die Auslesen zu erzeugen, beer man die Trauben in der Art ab, daß man nur die allerbesten, völlig unversehrten Beeren einzeln auslieſt und der Kelter übetliefert. Aus solchem, mit unendlicher Mühe erhaltenen Most entstehen im Lauf der Jahre, der Jahrzehnte, jene bewunderten, hochberühmten Weine, deren Größe kein anderes Gewächs zu verringern im Stande ist.

Den Rheingauweinen, den Hauptrepräsentanten der deutschen Rebenproducte, deren allgemeinen Charakter sie in vollendet edelster Weise zum Ausdruck

Digitized by Google

bringen, reihen sich an Güte und Lieblichkeit die besseren Lagen der rheinhessischen (pfälzer) Weine an, z. B. die von Oppenheim, Nierstein, Bodenheim, Laubenheim, Hahnheim ꝛc. Die Liebfrauenmilch des Wormser „Rosengartens", die edlen Würzburger Stein- und Leistenweine, die Reben des Maines, speciell die Hochheimer, die leichten, kohlensäurehaltigen, blumigen Moselweine — sie Alle sind bekannt, auch hinaus über des deutschen Reiches Grenzen.

Zu lange schon verweilten wir bei den vaterländischen Weinen, aber gerade ihnen verlieh die Natur die beste Blume — die höchste Poesie.

Den Rheingauedlen schließt sich, was das Bouquet anbelangt, der Tokayer an. Auch dieser Trank ist ein König unter den Weinen. Er ist ein sogenannter Liqueurwein und zwar der edelste der Welt. Kein Malaga, kein Madeira, kein Lacrimä Christi, keiner der vielen feurigen Weine des Südens kann mit ihm rivalisiren.

Während der Rheingauwein mit einem gewissen Alter, etwa mit zehn bis zwanzig Jahren, den Höhepunct seiner Noblesse erreicht, dann aber langsam in seiner Güte rückwärts geht, kann der Tokayer unbeschadet hundert Jahre alt werden. Das Bouquet der Rheinweinedeln erscheint als ein mehr geistiges, hocharistokratisches, das Aroma des Tokayers ist zwar lange nicht von diesem Seelenadel, aber es ist durchdringend und von unwiderstehlicher Race — den Reizen gleich eines schönen südlichen Weibes.

Guter Tokayer nimmt den Geschmack aller vorher genossenen Speisen aus dem Munde fort, nur sein kräftiges Parfüm darin zurücklassend.

Frankreich erzeugt außer seinen delicieusen Schaumweinen, bei denen jedoch von Bouquet in unserm Sinne keine Rede sein kann, hauptsächlich rothe Weine. Die von Medoc, gewöhnlich Bordeauxweine genannt, sind in ihren „grands crus" die besten der Welt. Feinere Rothweine als die von Lafitte, Latour, Chateau Margaux, Haut Brion existiren nicht. Delicat, leicht, aromatisch, gesund und die Verdauung befördernd — sind diese Weine am allerbesten geeignet, bei Tische getrunken zu werden. An Bouquetgehalt erreichen sie indessen nicht im entferntesten die Rheinweine.

Da die Güte und der Preis vieler Weine sich nach ihrem mehr oder minder entwickelten Bouquet richtet, so konnte es nicht fehlen, daß die Kunst sich bemühte, das zu ersetzen, was die Natur mißgünstig versagte. Wir wollen daher, ehe wir von einander scheiden, noch einige Augenblicke bei den künstlich hervorgebrachten Weinblumen verweilen.

Schon die alten Griechen und Römer verbesserten ihre Weine durch Zugaben von wohlriechenden Blüthen. Und heute verfährt man noch ebenso. Die Blumenkronen von **Sambucus nigra** und **Salvia sclarea** verdienten heilig gesprochen zu werden, so viel Millionen Hektoliter Rhein- und Moselweine sind schon mit Hollunder- und Muskatellersalbeiblüthen parfümirt worden. In neuerer Zeit halfen Essigäther, Oenanthäther, Weingeist u. A. das Kunstwerk vollenden. Leider sind wir noch lange nicht so weit, den unvergleichlichen Geruchs- und Geschmacksstoff der Rhein- und Moselweine auch nur annähernd nachzuahmen. Denn gerade bei diesen, wo das Bouquet in größter Schönheit auftritt, ist die Erzeugung desselben am schwierigsten.

Leichter schon geräth das Kunststück bei den geringeren französischen Rothweinen. Veilchenwurzel und Himbeeräther sind hier die allgemein angewandten Zusätze, und leicht riecht und schmeckt der Kenner das nicht unangenehme künstliche Aroma bei Frankreichs Weinen heraus.

Digitized by Google

Am besten gelingt nächstdem die Bouquetisirung bei südlichen Weinen, wo ja überhaupt von einer eigentlichen Blume nicht mehr die Rede ist. Das Gewürz unreifer Wallnußschalen, das Röstarom braun gebrannter Mandeln dienen dazu, um den Xeres-, Madeira- und Oportoweinen ein angenehmes, pikantes Etwas zu verleihen.

Den Madeira wollen boshafte Zungen sogar, was sein Bouquet anbelangt, mit Hopfenblüthen und möglichst alten Stiefelsohlen in Verbindung bringen, doch mag das auf Verleumdung beruhen; Thatsache indessen ist, daß der von den Aerzten als Arzeneimittel geschätzte Malaga sein Aroma einem Zusatz von Schiffstheer verdankt.

Auch eine Weinblume! „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst!“

Frommer Durst.

(Siehe die Illustration: Ein Märtyrer des Durstes.)

Zum Psalmensingen taug' ich nicht,
Zu rauh ist meine Kehle.
So kommt es, daß ich durst'ger Wicht
Mich gern vom Chore stehle.
Im tiefsten Keller steck' ich dann
Ein Faß voll echten Rheinweins an.
Ich trink' in andachtsvoller Ruh'
Und singe mit Behagen,
Und klingt's auch schlecht — es nützt dazu,
Die Ratten zu verjagen.

Studiren ist nicht meine Lust,
Zu schwach sind meine Augen.
Was soll auch der gelahrte Wust
Dem Kellermeister taugen?
Doch hab' ich manche lange Nacht
In meinem Keller schon durchwacht,
Um mich mit auserles'nem Fleiß,
Wenn längst die Brüder schliefen,
In meine Fässer reihenweis
Urgründlich zu vertiefen.

Im Uebrigen, befürcht' ich — gelt!
Bin ich ein Stück von Ketzer:
Wenn unser Prior Predigt hält,
So dünkt er mich ein Schwätzer.
Der Keller ist mein Himmelreich,
Durst kommt mir Höllenqualen gleich.
Auch hab' ich mein Martyrium:
Wenn's früh auf meiner Kammer
Im Kopf mir kreiset um und um, —
Das ist der Katzenjammer!

Alexis Aar.

Digitized by Google

Die Geschichte einer Frau.

Nach mündlichen und schriftlichen Mittheilungen herausgegeben

von **Adolf Rutenberg.**

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die in den nachfolgenden Blättern mitgetheilten Thatsachen sind mit Ausnahme des zweiten Abschnitts, welcher als das hinterlassene Originalmanuscript eines im vorigen Jahre verstorbenen geistreichen Mannes ohne jegliche Abänderungen aufgenommen wurde, dem Herausgeber von einer Person überliefert worden, welche an den Ereignissen selbst in thätiger Weise Antheil nahm. Dem Verfasser war ausreichende Gelegenheit geboten, sich von der strengen Wahrheitstreue des Berichtes theils durch den Augenschein, theils durch Befragung weiterer Zeugen eine derartige Gewißheit zu verschaffen, daß, wollte er noch ferner wegen einzelner Unwahrscheinlichkeiten in den Vorkommnissen an der Wirklichkeit derselben zweifeln, man ihm mit Recht den Vorwurf der Pedanterie, wo nicht des Hyperkritizismus machen könnte. So wahrhaft und wirklich jedoch „die Geschichte einer Frau" sein mag, ob sie nur um dieser ihrer Thatsächlichkeit wegen die Ehre verdient, vor dem deutschen Publicum erzählt zu werden, diese Frage zu entscheiden muß der Autor, da er den Mund ein Mal aufgethan und damit gleichzeitig sein Verdict abgegeben hat, den berufenen Herren Kritikern überlassen. Nur noch die Bitte schickt er voraus, ihn für die sprunghafte Art der Darstellung, namentlich für den Umstand, daß die drei Abtheilungen scheinbar in keiner nähern Verbindung stehen, nicht verantwortlich zu machen. Trotz vielfach angestellten Nachfragen war es dem Verfasser nicht möglich, genügendes Material für die Herstellung der Zwischenglieder aufzufinden. Da er aber im Uebrigen sich die Innehaltung der durch die Wirklichkeit gezogenen Grenzen zur strengsten Pflicht gemacht hatte, so wollte er die Ergänzung der fehlenden Bruchstücke lieber der Phantasie eines jeden Lesers überlassen, als durch eigene Erfindung vielleicht den nachhaltigen Eindruck der geschichtlichen Vorgänge stören.

I.

Dr. Falten galt für einen unserer hervorragendsten Kunstkritiker. Er schrieb einen vortrefflichen Styl, und seine gründlichen und umfassenden Kenntnisse auf den Gebieten der Aesthetik, Kunstgeschichte und Literatur mußten selbst von seinen Gegnern, an denen es einem Kritiker niemals fehlen wird, wenn er anders seinen Beruf ernst nimmt, als unbestreitbar anerkannt werden. Am meisten aber wurde er wegen der Unabhängigkeit und Unbestechlichkeit seines Urtheils, das nicht selten an Schroffheit streifte, von den einen geliebt, von den andern gefürchtet, von allen aber mit einer für die Epoche des Materialismus charakteristischen bewunderungsvollen Hochachtung betrachtet. Unter dem gebildeten Publicum hatte er einen großen Anhang. Viele citirten ihn als eine Autorität und nannten ihn den Lessing unserer Zeit. Er selber lebte fern von allem Cliquenwesen und Parteigetriebe. Seine socialen Bedürfnisse waren außerordentlich gering. Größere Gesellschaften besuchte er gar nicht. Nur in einem kleinen Kreise vertrauter Freunde, der sich allwöchentlich ein Mal in einer renommirten Künstlerkneipe versammelte, war er ein gern gesehener Gast. Beim Weine bewies er sich als ebenso tapferen

Digitized by Google

Zecher, wie ausgezeichneten Gesellschafter, der ein treffendes Wort treffend zu erwiedern wußte. Aber eine besondere Vorliebe zeigte er für alle Unterhaltungen, die sich um Willensfreiheit des Menschen, Bestimmung, Conflict zwischen Neigung und Pflicht und das große Thema der möglichen oder nicht möglichen Beherrschung der Leidenschaften drehten. Unbemerkt wußte er das Gespräch, wenn es anfing eine ernste Wendung zu nehmen, auf diese in die Tiefen des Menschenherzens hinabsteigende Casuistik hinzulenken. Er bekannte sich zu einem gemäßigten Fatalismus oder richtiger Dämonismus. Denn nicht eine über dem Menschen stehende, in der Constellation der Himmelskörper sich documentirende Macht war es, der er die Fäden des Menschenschicksals in die Hand gab, sondern vielmehr der Dämon, der in der eigenen Brust wohnt, und den wir, wenn wir anders in Ruhe und Frieden mit uns selber wollen, ab und zu durch freiwillig und reichlich gespendete Opfergaben versöhnen müssen.

Was er unter diesen Opfergaben verstand, zeigte sich am deutlichsten in seinem eigenen Lebenswandel. Wie wir bereits erwähnten, war er ein Feind größerer Gesellschaften. Er führte vielmehr in seiner Garçonwohnung unweit der Grenze, wo die Stadt in das flache Land übergeht, ein zwischen dem Studirpult nebst langer Pfeife und einem alten sturmerprobten Sopha getheiltes Troglodytenleben, kam mit Ausschluß der Tage, wo er seine Kunstwanderungen anstellte, selten an die frische Luft und kehrte der Welt, die ihn ein Original nannte, den Rücken zu. Das dauerte Tage, Wochen, oft auch Monate. Wer ihn auf der Straße sah, begrüßte ihn mit einem: „Mein Gott, leben Sie denn auch noch?“ Und wer ihn zu besuchen kam, fand ihn trotzdem selten daheim. Eines schönen Tages jedoch, wann sich der Dämon in ihm regte, und es ihm zu eng wurde in der Stube und er selbst unter Gottes freiem Himmel keine Ruhe fand, dann pflegte er sich kopfüber in den Strudel des Weltlebens zu stürzen, und zwar nicht jener großen und schönen Welt, wo die Herren in Frack und weißer Halsbinde und die Damen mit Blumen im Haar erscheinen und wo bei dem Geklapper der Theetassen und dem Geknister poetischen Kaminfeuers gar anmuthige Conversation gemacht wird — nein, in die wilden und nicht selten trüben Fluthen jenes mehr liederlichen als genialischen Unterweltsdaseins stürzte er sich, wo in einer aus schlechtem Punsch, Cigarrendampf und Patchouli gemischten Atmosphäre eine aus Herren und Damen, die ihren Lebensberuf verfehlt oder schlecht gewählt haben, bestehende Gesellschaft ihr spukhaftes Wesen treibt. Wer ihn dort beobachtete, hätte bemerken können, daß er der Tollsten und Ausgelassensten einer war. Durch seine derben Späße und gelegentliche Freigebigkeit wußte er sich schnell populär zu machen. Man nannte ihn überall den „verrückten kleinen Doctor“, man wies ihm einen besondern vor andern ausgezeichneten Stammsitz an, und dort konnte man ihn wie einen König thronen sehen, entweder die Beine in die Luft gestreckt, oder eine von jenen Dämchen auf dem Knie schaukelnd, von denen uns Shakespeare in seinem „Dortchen Lakenreißen“ das unvergängliche Urbild überliefert hat. War die Nacht vorbei, so pflegte er mit einem starken Rausch versehen seine entfernte Wohnung in der Vorstadt aufzusuchen. Dies nannte er dem Dämon opfern oder ein Schlammbad nehmen. Er behauptete ernsthaft, daß er ohne diese Tage der Sonnverfinsterung kein gesunder und glücklicher Mensch sein könne. Waren dieselben vorüber, so verpuppte er sich wiederum in den allerphiliströseſten, arbeitsamsten und nüchternsten Menschen und setzte allen Verführungen, die man etwa aus dem Venusberg an ihn richtete, einen mannhaften Widerstand entgegen.

Digitized by Google

An einem Morgen jedoch zur Carnevalszeit des Jahres 1875 kehrte er, trotzdem er sich gerade in der „tollen Periode" befand, ohne die geringste Heiterkeit, vielmehr mit einem recht betrübten und kopfhängerischen Wesen in seine einsame Junggesellenclause zurück. Und diese Stimmung wollte auch, trotzdem er sich gewaltsam zu angestrengtester Thätigkeit zwang, nicht sobald von ihm weichen. Einer seiner Freunde — nach dem Bewußtsein zu urtheilen, womit er mit der Nase in der Luft herumschnoberte, ein Geheimrath — besuchte ihn und fand ihn, gegen alle Erwartung, zu einem Spaziergang gerüstet. Draußen herrschte echtes norddeutsches Februarwetter, es war ein Schlacken- und Schloßentreiben, daß einem Hören und Sehen verging, wenn man nur den Kopf zum Fenster hinausstreckte.

„Ich will ein Bischen durch die Felder streifen", sagte der Doctor. „Es hämmert und arbeitet mir etwas im Gehirn, das ich herauslaufen muß."

Der Freund — es war in der That ein Geheimer Justizrath, der indessen nur noch am grünen Kneiptisch den Vorsitz führte — schüttelte bedenklich den Kopf.

„Vielleicht", bemerkte er, mit ironischem Heraufziehen der Augenbrauen, „ist das Etwas, welches Ihnen im Kopfe herumspaziert, von jenen Dingen eines, die man nicht sowohl herausläuft, als vielmehr herausspricht. Vielleicht sitzt es auch nicht im Kopfe, sondern im Herzen. Ueberhaupt, lieber Freund" fügte er mit einem das entschiedenste Zutrauen beanspruchenden Tone hinzu, „überhaupt sollten Sie einem alten Veteranen gegenüber, an dessen Beichtverschwiegenheit Sie doch unmöglich zweifeln können, das über Ihr vergangenes Leben oder gewisse Vorkommnissen in demselben geflissentlich verbreitete Dunkel einmal gründlich aufhellen. Sie werden überzeugt sein, daß ich diesen Wunsch nicht aus überflüssiger Neugier an Sie richte, sondern weil ich weiß, wie schwer es dem Menschen wird, in dergleichen Angelegenheiten einen vielleicht längst gefaßten Entschluß zur Ausführung zu bringen."

Ein feines Lächeln umspielte die schmalen Lippen des Doctors und stieg von dort in die Augen, so daß der durchdringende Blick des Juristen nicht Stand zu halten vermochte.

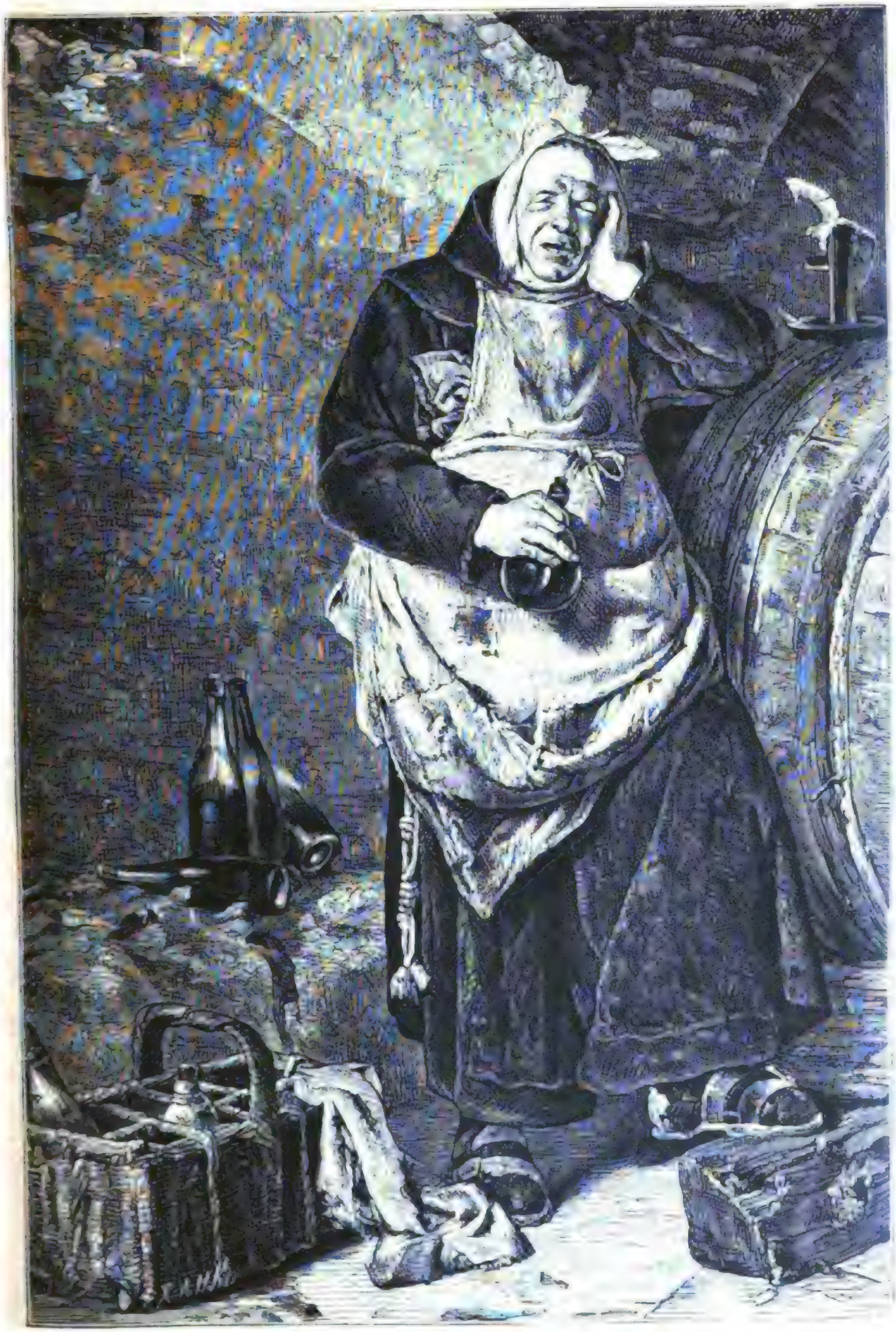
„Kommen Sie, Justizrath", sagte er, seinen Arm unter den des Freundes schiebend, „es plaudert sich schlecht zwischen den eigenen vier Pfählen, wenn man keinen Stoff vor sich hat, um die bösen Geister zu beschwören, die sich denn doch bei Wiederauffrischung längst begrabener Geschichten einzufinden pflegen. Begeben wir uns in irgend ein recht verstecktes, dem profanum vulgus unbekanntes Local, wo man im magischen Halbdunkel kaum das Gesicht seines Nachbars recht deutlich erkennt und daher auch niemals bemerkt, wie er sanft entschlafen ist, trotz der allerinteressantesten Plaudergeschichten, die man ihm in die Visage spritzt. Dort ist der rechte Ort, seine Seele in die des Freundes zu ergießen."

„Einverstanden", rief freudig erregt der Geheimrath, „meine Droschke wartet noch unten, wir brauchen bloß einzusteigen, und sind in einer halben Stunde an Ort und Stelle."

„Es sei", erwiederte der Doctor. „Steigen wir ein und empfehlen uns dem Schutz des heiligen Nepomuk, welcher den Schiffbrüchigen hold ist."

Während der Fahrt verließ ihn der Humor wieder, der schon die Oberhand über seine vom gestrigen Abend herrührende tiefe Seelenverstimmung zu gewinnen anfing. Er verfiel in brütendes Stillschweigen. Der Geheimrath, eine Weile den Dingen ihren Lauf lassend, hielt es doch endlich, um den

Digitized by Google



Ein Märtyrer des Durstes.

Nach dem Gemälde von Hugo Kotschenreiter.

Digitized by Google

Entschluß des Doctors nicht wieder wankend werden zu lassen, an der Zeit, dem Gedankenlauf desselben durch einige Bemerkungen die gewünschte Richtung zu geben.

„Sie glauben nicht, bester Geheimrath", sagte der Doctor, nachdem man bereits das innere Weichbild der Stadt erreicht hatte, „Sie glauben und ahnen nicht, mit welch' einem Ungeheuer von Mensch Sie sich hier auf die Fahrt begeben haben. Eine ebenso unerklärliche wie fast unwiderstehliche Begierde packt mich oft, irgend einem Menschen, sei es wer es sei, den Hals abzudrehen — oder ihm einen scharfgeschliffenen Dolch in die Gedärme zu bohren. Hätte ich zu Zeiten der französischen Revolution oder der Ketzerverbrennungen das Licht der Welt erblickt, ganz gewiß wäre aus mir einer jener Menschenschlächter geworden, deren Namen wir zahmen Menschen des neunzehnten Jahrhunderts nur mit schauderndem Entsetzen auszusprechen wagen. In der That hasse und verachte ich das gegenwärtige Menschengeschlecht so sehr, daß ich zuweilen nicht begreife, wie ich mit diesem Gift im Herzen auch nur eine Stunde leben kann."

Das teuflisch verzerrte Gesicht, welches der Doctor bei diesen Worten seinem Fahrgenossen zeigte, ließ es diesen gerathsamer erscheinen, die Scherzworte, die ihm bereits auf den Lippen schwebten, für eine gelegenere Zeit aufzusparen. Er warf daher nur eine allgemeine Bemerkung hin, über das Selbstquälerthum excentrischer Naturen, worauf der Doctor indessen nicht sonderlich achtete, sondern sein Auge in das des Geheimraths bohrend, mit einer wahren Grabesstimme fortfuhr:

„Gestern saß mir wieder ein Mal der Dämon so steif und fest im Nacken, daß ich noch gegen zehn Uhr Abends, trotz Sturmesgebraus und Schneegetriebe, in die Nacht hinauseilte und erst in Mitten jener Höllenküchenatmosphäre, welche in dem bekannten Stichert'schen Tanzlocale um diese Zeit zu herrschen pflegte, einigermaßen zur Besinnung kam. Aber das tolle Treiben, sonst wahres Labsal für meine wunde Brust, widerte mich diesmal an. Ich setzte mich still mit einem Glase heißen Punsches in eine Ecke und beobachtete das wüste Treiben schamlos entblößter Dirnen und geckenhaft herausgeputzter Männer, welche in der Mitte des Saales nach den Klängen einer wahren Todtentanzmusik in zügelloser Tanzlust auf- und niederrasten. Eine mittelgroße, schlank gewachsene Figur mit marmorbleichem Antlitz und langen phantastisch geringelten Rabenhaar fiel mir besonders auf. Sie war entschieden die Schönste und zugleich Wildeste von allen. Ein Kleid von blaßrother Seide umspannte gleich einem glänzenden Spinngewebe ihre schwellenden Glieder, während Busen und Arme die blendende Weiße und Fülle der unverhüllten Natur zeigten. Einem trunkenen Falter vergleichbar gaukelte sie durch die Reihen, anscheinend völlig in ihrem Element und doch wieder durch die vollendete Grazie ihrer Bewegungen unendlich erhaben über alle Andern. Ich konnte kein Auge von der Gestalt abwenden. Schon beim ersten Erblicken war mir eine Aehnlichkeit aufgefallen, die ich durch Vernunftgründe vergeblich zu bekämpfen suchte. Endlich nach genauerer Betrachtung aus nächster Nähe hatte ich Gewißheit erlangt. Als die Musik verstummte und die Paare sich lösten, folgte ich ihr. Sie schritt allein, nachdem sie ihren Tänzer mit einem stolzen Kopfnicken verabschiedet hatte, in einen neben dem großen Saal befindlichen rondelartigen Raum, in welchem eine in der Mitte aus unzähligen kleinen Röhren aufsprudelnde Fontaine angenehme Kühlung verbreitete. Dort blüht und grünt es im Winter und Lauben befinden

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein Märtyrer des Durstes.

Nach dem Gemälde von Hugo Kotschenreiter.

Digitized by Google

HPS

sich an den Seiten, deren Wände aus den seltensten Topfgewächsen gebildet sind. In einer dieser Lauben nahm sie Platz und schien die frische Luft, welche von der Fontaine ausging, mit Behagen einzuathmen. Als ich auf sie zutrat, erkannte sie mich sofort und reichte mir lächelnd die Hand. Ach, bester Geheimrath! Obgleich diese Frau daran schuld ist, daß mir frühzeitig die schönsten Lebenshoffnungen versiegelt sind und ich nur noch die Existenz eines Dornenstrauches führe: ich konnte ihrem Lächeln nicht wiederstehen. Es giebt Frauen, deren Schönheit unverwüstlich ist wie Bronceguß. Das Klima jenes milden Himmelsstrichs, unter welchem die Menschen nicht altern, umgiebt sie wie die schützende Wolke der homerischen Helden. Ich blickte ihr in das von jugendlichem Feuer ersprühende Auge, ach! und vergessen war Alles, was sie mir einst Böses gethan. Die siegende Schönheit brach durch die Wolke!"

„Aber sagen Sie, bester Doctor", unterbrach ihn hier der Geheimrath, „wie kam diese Frau an einen Ort, an den sie anscheinend so wenig hingehörte."

Der Doctor verzerrte sein Gesicht wieder in so eigenthümlicher Weise, daß es schwer war, zu unterscheiden, ob ein unterdrückter Schmerz oder ein convulsivischer Lachreiz ihn am Antworten verhinderte. „Die Schicksale dieser Frau", sagte er endlich, die Worte gleichsam mit den Zähnen zerbeißend, „sind so wunderbarer Art, mein guter Herr Geheimrath, und leider greift ein Theil dieser Schicksale derartig in mein eigenes Leben ein, daß ich, ohne einen stärkenden Tropfen guten Rheinweines, thatsächlich außer Stande bin, in schicklichen Worten darüber Bericht zu geben. Gedulden Sie sich also, bis wir im Hafen unserer Bestimmung angelangt sind."

Die Geduld des Geheimraths wurde auf keine allzu harte Probe gestellt, denn sehr bald rasselte die alte Miethskutsche über das holprige Pflaster einer engen, kleinen Gasse, wo sich eines jener alten verwitterten Weinlocale befand, in welchem man wenig Gäste, aber einen trefflichen alten Rheinwein anzutreffen pflegte. Bald stand eine bestäubte Flasche vor den Beiden, der Geheimrath schenkte ein und der Doctor goß hastig zwei Gläser hinunter.

„Sorgen Sie nun dafür, daß uns Niemand stört, Herr Blümchen", sagte der Geheimrath, dem Wirth durch eine Handbewegung andeutend, daß er die äußeren Thüren schließen solle.

„Und jetzt, Doctor, schießen Sie los."

„Meine Geschichte", begann dieser, sein Haupt an die Lehne des altväterischen Polsterstuhls drückend, „meine Geschichte spielt auf der Universität Greifswald, jener, wie Ihnen bekannt sein wird, im gelobten Lande der Speckflundern und erfrischenden Ostseelüfte belegenen alma mater, von der man nicht mit Unrecht behauptet, daß kein studirender Jüngling sich ihr nähern könne, ohne den wohlthuenden Einfluß der aus zahlreichen öffentlichen und privaten Stiftungen sich ergießenden Peterspfennige während der Dauer seines Aufenthaltes am eigenen Geldbeutel mitzuempfinden. Ich gestehe offen, daß diese materielle Rücksicht im Wesentlichen auch meinen Entschluß bestimmt hatte."

„So haben Sie Theologie studirt?"

„Keineswegs! Nur mein Aeußeres war theologischer Natur, die dürftige Kleidung und die vom Schicksal anerzogene oder angeborne Abscheu vor dem Biertrinken. Meine wissenschaftlichen Neigungen galten von Jugend auf der Medicin. Ich fühlte den Beruf in mir, ein großer Arzt und Menschenfreund zu werden. Schon als Gymnasiast hatte ich mich in der Behandlung

Digitized by Google

der kleinen Leiden meiner Commilitonen versucht. Und ich kann wohl sagen: nicht ohne Erfolg. Freilich hatte mir mein seliger Vater, der halber Regimentschirurg war und die Feldzüge des ersten Napoleon mitgemacht hatte, ein vortreffliches Handwerkszeug und manchen guten, theils geschriebenen, theils mündlich überlieferten Rath hinterlassen. Ich besaß eine leichte Hand, eine gute Beobachtungsgabe, und das Gefühl des Ekels, welches Manchem die medicinische Carrière von vornherein verleidet, war mir völlig fremd. Uebrigens bin ich auch frühzeitig hart angefaßt worden von der Hand des Schicksals. Durch den Tod meiner Mutter, welcher dem meines Vaters auf dem Fuße folgte, war ich vor vollendeter Schulzeit gänzlich auf meine eigene Intelligenz und Energie angewiesen. Ich war gezwungen, meine Studirpläne vor der Hand aufzugeben und meine chirurgischen Kenntnisse und Fertigkeiten zunächst praktisch im Interesse meines Lebensunterhaltes zu verwerthen. Dennoch blicke ich auf diese Zeit, wo ich als Gehülfe eines Wundarztes den Leuten die Hühneraugen verschnitt oder ihnen das überflüssige Blut abzapfte, ohne Bedauern zurück. Ich gewann dadurch frühzeitig eine reifere Lebensanschauung und ein kräftiges Selbstgefühl, welches mir in mancherlei Fährlichkeiten des Daseins ein treuer, ausharrender Freund wurde. Aber eine gewisse mir von Natur eigene Herbigkeit des Gemüths wurde gleichzeitig nur noch mehr ausgebildet und ich hatte, als ich nach vollendetem Maturitätsexamen vom Grabe meiner Eltern Abschied nahm, das instinctive Bewußtsein, daß ich ewig vereinsamt durch das Leben gehen müßte.

Nun, mein verehrter Geheimrath, Sie können sich leicht denken, daß ein so gearteter Musensohn, wie ich es nach meinen Vorerlebnissen sein mußte, unter der lustigen Brüderschaft, welche mit ihren Schnurenröcken und bunten Mützen die Auditorien der nordischen Hochschule füllte, keine sehr vortheilhafte Figur spielen konnte. Und doch war ich ein ganz stattlich herangewachsener Jüngling, dem bei vollendetem dreiundzwanzigsten Lebensjahre bereits ein mächtiger blonder Vollbart Wangen und Kinn umwaldete. Aber mir fehlte der Jugend leichter Sinn. Die lärmenden Vergnügungen der Couleurstudenten, welche in einer kleinen Stadt mit doppelter und dreifacher Verführung an den Einsamen herantraten, reizten mich nicht. Es bedurfte meinerseits keiner Anstrengungen, um diesen Lockungen zu widerstehen. Was ich davon hörte und sah, erschien mir höchst thöricht und geradezu widersinnig. Von einer einzigen Kneiperei, die ich in meinem ersten Semester mitmachte, kehrte ich mit einem solchen Widerwillen zurück, daß ich seit dieser Zeit kaum noch ein Glas Bier angerührt habe. Das Herz sehnt sich aber nach Anschluß mit dem warmen Pulsschlag des Lebens, der Geist selbst verlangt nach einer etwas compacteren Speise, als die Luftgebilde der eigenen Phantasie. Ein solcher Drang regte sich auch in mir. Er trieb mich an einem Winterabende hinaus in die frische Luft. Es war das herrlichste Frostwetter, welches die eislustige Jugend einer Stadt, in deren unmittelbarer Nähe sich ein großer stiller See befindet, nur erträumen kann. Das Himmelsgewölbe erschien wie ein ungeheures blaues Sammetkleid mit dareingestickten colossalen Brillanten und Diamanten. Und die große Schneedecke, welche über die Erde gebreitet war, strahlte einen Glanz aus, daß trotz des fehlenden Mondscheins jene eigenthümliche Nachthelligkeit entstand, in der alle dem Auge erreichbaren Gegenstände wie mit einem Heiligenschein umgeben sich darstellen.

Auf der wenige hundert Schritt vor dem Stadtthor gelegenen Eisfläche war ein buntes Treiben geputzter fröhlich durcheinander schwirrender Menschen.

Digitized by Google

Ungefähr die Hälfte des großen Sees hatte man vom Schnee befreit, am Rande und in der Mitte waren Buden erbaut worden, in denen außer sämmtlichen für den Eislauf erforderlichen Utensilien auch allerhand Fastnachtsgebäck und Getränk verabreicht wurde. Zwischen den Buden hatte die Capelle des in der Stadt garnisonirenden Jägerbataillons Aufstellung genommen und die frischen Klänge der Hornmusik schallten bei der ruhigen und reinen Luft über die Köpfe der auf dem Eise sich tummelnden Menge hinweg bis weit in die Stadt hinein. Ich stand am Ufer und ergötzte mich aufrichtig an dem interessanten Schauspiel. Die vornehme Welt Greifswald's schien sich an diesem Abend Rendezvous gegeben zu haben. Das Officiercorps der Jäger war zahlreich vertreten. Mehrere junge Damen in prachtvoller Wintertoilette fielen mir auf durch die Anmuth und Sicherheit, womit sie das Element beherrschten. Man sah sie, gleich strahlenden Kometen, einen Schweif von Bewunderern in ihrem Gefolge, durch die Masse schweben oder an freieren Stellen, die Arme über der Brust gekreuzt, jene kühnen und zierlichen Kreise beschreiben, welche dem Eislauf so eigenthümlich sind. Auch Paare und Gruppen, die Hände in einander geschlungen oder auf die Schultern gelegt, wiegten sich im harmonischen Reigen, so daß man die Beugungen und Neigungen der geschmeidigen Glieder deutlich verfolgen konnte, oder verloren sich schnelleren Fluges in die Ferne.

Das war ein Stück jener schönen großen Welt, von der ich wohl schon hin und wieder gehört und gelesen hatte, von der mich aber ein Etwas schied, welches mir erst später zu klarem Bewußtsein kam. Es war das Gefühl, daß hinter der glänzenden Außenseite, womit die Gesellschaft sich von der sie umgebenden gemeinen Wirklichkeit abzusondern liebt, eine fürchterliche Leere und Hohlheit verborgen und daß für denjenigen, der im Glauben an die Echtheit der Hülle einen entsprechenden Kern zu finden hofft, nur ein Heer von Enttäuschungen und niederschmetternder Erfahrungen bereit ist."

„Das ist nun wieder", schaltete der Justizrath kritisirend ein, „eine von Ihren mannigfachen Uebertreibungen, die Sie sich bei Ihrer Art, die Welt aus der Vogelperspective zu betrachten, leider zur zweiten Natur gemacht haben. Hätten Sie mehr in der Gesellschaft gelebt, Sie würden ein milderes Urtheil über dieselbe fällen. Sie würden längst eingesehen haben, daß gerade die Erholung von geistigen Anstrengungen, die wir doch vor Allem in der Gesellschaft suchen, nur möglich ist, wenn scheinbar unwichtige Dinge durch einen gewissen äußeren, aber keineswegs äußerlichen Glanz und Schimmer zu höchst interessanten Gegenständen geformt werden, mit denen man sich stundenlang in gefälliger Weise beschäftigen kann, ohne wie bei dem fortwährenden Gekletter auf die höchsten Spitzen der Erkenntniß in Gefahr zu kommen, Hals und Beine zu brechen."

Der Justizrath hatte sich in eine so komische Ekstase hineingeredet, daß ihn der Doctor lachend begütigte. „Diesmal gebe ich Ihnen vollkommen Recht. Ach! leider ist es ja mein Unglück, daß ich immer mit hocherhobenem Haupte überall anrennen muß, wo ein Anderer, der sich klug zu bücken versteht, mit Leichtigkeit hindurchschlüpft. Aber lassen wir das jetzt. Ein jeder muß ja doch sehen, wie er auf seinen zwei Beinen durch die Welt kommt, wenn ihm einmal die Flügel gründlich geknickt sind. Damals, bester Justizrath, als armer, unbekannter Bruder Studio hatte ich noch ein Paar recht tüchtige Adlersfittige und ich verspürte, während die elegante Welt an mir vorübertanzte, plötzlich eine gewaltige Lust, sie zu gebrauchen. Ach! es war aber auch

Digitized by

kein Wunder, daß es mir mit einem Mal wie Schuppen von den Augen fiel. Die Engelsgestalt eines wunderherrlichen Mädchens erblickte ich ganz in meiner Nähe, so daß ich sie mit der ausgestreckten Hand hätte berühren können. Sie schien erst so eben angelangt zu sein. Die munteren Gazellenaugen, welche dem sanften, lieblich geröthetem Gesichtchen einen entschiedenen Ausdruck verliehen, wanderten suchend auf der Eisfläche hin und her und begrüßten bei dieser Wanderung auch mich mit einem kleinen entzückenden Streiflicht, das aber durch ein charakteristisches Niederziehen der Wimper sofort wieder ausgelöscht wurde. Die Schöne gehörte offenbar der besten Gesellschaft an. Sie war elegant, ja prächtig gekleidet, und die zierliche Gestalt, deren Formen ein eng anschließendes Jäckchen mit überreichem Pelzbesatz hinreichend erkennen ließ, bewegten sich mit vornehm leichter Grazie. Die Ungeduld, mit der sie auf dem Schnee hin- und hertrippelte, und mit den koketten Pelzstiefelchen allerhand Curven beschrieb, gab mir einen kühnen Gedanken ein. Offenbar wartete sie auf Jemand, der sie zur Theilnahme an den Eisfreuden auffordern sollte. Konnte ich nicht dieser Jemand sein? Meine Schlittschuhkünste waren zwar geringer Art, sie rührten noch aus meiner glücklichen Knabenzeit her und hatten seitdem keine weitere Gelegenheit zur Ausbildung gehabt. Aber der Anblick des himmlischen Geschöpfs beflügelte meinen Entschluß. Ich trat an eine der vordersten Buden, ließ mir ein Paar Stahlschuh und einen Schlitten geben, befestigte die ersteren an meinen Füßen und kehrte dann, so ausgerüstet, an die Stelle zurück, wo meine Schöne, noch immer ungeduldig umherspähend, auf einen Erlöser zu hoffen schien. Ich hatte mir schon beim Anschnallen der Schuhe eine passende Anrede ausgedacht und brachte diese nun, den Hut in der Hand haltend, mit möglichster Eindringlichkeit vor. Sie sah mich aus großen Augen etwas erstaunt an. Fast schien es, als musterte sie meinen Anzug, der allerdings im Vergleich zu dem der meisten übrigen Herren auf Eleganz keinen Anspruch machen konnte. Aber am Ende blieb ihr Blick doch auf meinem Gesicht haften und sie machte eine leise Bewegung mit dem Kopfe, die in Worten übersetzt ungefähr lauten mochte: „Ich bedauere. Aber es geht doch nicht an.“ In diesem entscheidenden Augenblicke näherte sich uns ein älterer, mit großem Pelz bekleideter Herr, auf den das schöne Kind mit den Worten: „Da kommt Papa!“ zueilte und dem ich aus der Ferne meine Verbeugung machte. Der Herr schien die Bedenken seines Töchterchens nicht im Geringsten zu theilen und ich sah ihn nicken und lächeln und hörte noch die Worte: „In einer halben Stunde erwarte ich Euch.“ War in dem „Euch“ etwa auch meine Wenigkeit mit inbegriffen? Die Flammen der Seligkeit schlugen über mir zusammen, als sie gleich darauf, flüchtig wie ein Vögelchen, über den Uferrand hüpfte und mit dem Ausdruck reinster Freude die lachenden Kinderaugen voll zu mir aufschlagend sagte: „Papa erlaubt es.“ Ich schob den Schlitten heran und sie nahm mit einer gewissen Bedächtigkeit Platz. „Wenn es Sie aber ermüdet, mein Herr, so bitte ich dringend, daß Sie sich keinen Zwang anthun, sondern mich unbedenklich wieder absetzen.“ Ich beruhigte sie mit der Versicherung, daß die Ermüdung wahrscheinlich zuerst auf ihrer Seite eintreten werde, grüßte den Papa noch einmal und flog mit meiner Beute über die spiegelglatte Fläche davon. Ich weiß nicht, bester Justizrath, ob Sie jemals in diesem Grade selig gewesen sind, wie ich an jenem Abend. Aber noch heut, nach langer, trüber Zeit, hat die Erinnerung daran für mich etwas geradezu Aufreibendes; es muß also doch wohl ein starkes Gefühl gewesen sein, das mich zu jenem reizenden We-

Digitized by Google

sen hinzog, welches ich nicht kannte, ja dessen nähere Bekanntschaft ich mir nicht einmal in meinem halb der Wirklichkeit entrückten Traumzustande als möglich denken konnte. Und doch ist es immer das Unbekannte, das einander Fremde, was sich am heftigsten anzieht. Für mich genügte vor der Hand der Blick auf die rosaseidene Capotte mit der weißen Pelzeinfassung, welche ihren Kopf ganz verhüllte und auf deren äußerster Spitze eine blaue Schleife im Winde hin- und herflatterte. Absichtlich hielt ich mich an den Seiten, um mit dem großen Haufen, der sich stets in der Nähe der Musik bewegte, nicht in Berührung zu kommen. Sie schien ganz damit einverstanden und saß, bequem zurückgelehnt, die Hände in einem kleinen langbehaarten Muff verborgen, still und in sich versunken da. Jedesmal jedoch, wenn wir an der Stelle vorüber kamen, wo der pelzbekleidete Herr Papa stand, hob sie das Köpfchen in die Höhe und winkte ihm mit der tadellos gantirten Hand. Wir hatten auf diese Weise die ganze große Eisfläche wohl drei oder vier Mal zurückgelegt, als sie mich bat, etwas langsamer zu fahren, um, wie sie lächelnd hinzusetzte, die mir zugemuthete Lungenprobe nicht bis zu einem Versuch des Selbstmordes zu treiben. Eine kühne Erwiederung schwebte mir auf den Lippen, aber ich unterdrückte sie und kam schweigend ihrer Aufforderung nach. „Sie scheinen übrigens ein tüchtiger Schlittschuhläufer zu sein und würden jedenfalls mehr Vergnügen haben, wenn Sie sich an dem Fackeltanz der Anderen betheiligen könnten.“ Sie wies auf eine Gruppe von Herren und Damen, die sich paarweise in einem Quadrat aufgestellt hatten und eine Quadrille auf dem Eise ausführten. Das Lodern von einem Dutzend Fackeln, die an Stangen befestigt von Männern gehalten wurden, erhöhte den eigenthümlichen Zauber des Schauspiels. Unwillkürlich hatte ich den Schlitten angehalten und eine Weile verfolgten wir Beide die Bewegungen der Tänzer mit ungetheilter Aufmerksamkeit. Unter denselben ragte durch Schönheit und Eleganz eine Dame hervor, deren Eiskünste ich schon früher, noch ehe ich mich zu eigenem Versuch angeregt fühlte, bewundert hatte. Auf üppig schwarzem Lockenhaar, welches nach Art der damaligen Mode gleich einem entfesselten Element den Kopf umflatterte, thronte ein kleines pelzverbrämtes Mützchen mit langem wallenden Schleier, während die untadelhaften Formen der schlanken aber doch kraftvollen Gestalt durch ein enganschließendes Kleid von grüner Seide auf das Vortheilhafteste hervorgehoben wurden. Ihr Partner beim Tanz war ein Jägerlieutenant, ein großer schöner Mann von kühnem Gesichtsschnitt, mit gewaltigem Schnurrbart, dessen aufwärts gedrehte Spitzen sich höflich verbeugten wenn er lächelte, um seine schönen Zähne zu zeigen. Mit weithinschallender Stimme commandirte er die Quadrille, während er gleichzeitig mit seiner Dame scherzte und lachte und öfters, als gerade nöthig war, seinen Arm um ihre schmiegsame Taille legte.

„Das ist der Lieutenant von Blankewitz, der beste Tänzer unserer Stadt, berühmt als Anführer der Cotillons. Er verkehrt viel in unserm Hause.“

Die letzten Worte fielen mir schwer auf's Herz, vermuthlich war der Lieutenant derjenige, um dessentwillen das schöne Kind hierhergekommen war. Sie hatte vor der Hand mit mir vorlieb genommen, um sobald es die Gelegenheit fügte, dem galanten Grünrock sich anzuschließen. Auf der anderen Seite sah der Lieutenant nicht aus wie Jemand, dem die Liebesgöttin eine Karte unterschlagen hat. Er schien nur Augen für seine Dame zu haben, und, wenn sich ihre Hände begegneten, so lächelte sie — es war ein stolzes, ein siegesgewisses Lächeln. Aber es entsprach völlig dem königlichen Anstande,

Digitized by Google

der in ihrem ganzen Wesen sich ausdrückte. Ich konnte sie jetzt ganz aus der Nähe betrachten. Denn nach beendigtem Tanz hatte der Kreis sich aufgelöst, und das stolze Paar schwebte dicht an uns vorüber. Der Lieutenant grüßte mit einer gewissen Vertraulichkeit und auch seine Dame nickte der meinigen freundlich zu, während sie meinen ehrfurchtsvollen Gruß nur mit einem halb erstaunten, halb abweisenden Blick aus den großen glänzenden Augen erwiederte.

„War das eine Bekannte von Ihnen?" fragte ich, indem ich den Schlitten wieder in Bewegung setzte.

„Eine sehr gute Bekannte", klang die neckische Antwort, „es war meine Schwester Julie. — Ist sie nicht entzückend schön?" Ihr Antlitz strahlte in reinster kindlichster Freude.

„Die Fackelbeleuchtung ist doch nicht hell genug", erwiederte ich ausweichend, „um auf zehn Schritt Entfernung die Gesichtszüge Jemandes genau erkennen zu können." Sie lachte und sah mich mit großen Augen zweifelnd an. Als ich aber ihren Blick erwiederte, senkten sich ihre Wimpern und ein leiser Schauer schien ihre Gestalt zu durchzittern. „Es ist Zeit, daß wir aufbrechen", sagte sie leise, „der Vater erwartet mich." Im nächsten Augenblick hielten wir am Ufer. Der Herr Papa mit der andern Schwester und dem Lieutenant waren bereits auf dem Wege nach der Stadt. Wir erreichten sie kurz vor dem Thore. Ich wurde von meiner Dame vorgestellt, erhielt vom Alten eine freundliche Einladung zum Besuch und vom Töchterchen zum Dank einen warmen Händedruck. Fräulein Julie war mit dem Lieutenant voraufgegangen. In seltsam aufgeregter Stimmung kehrte ich in meine einsame Studierklause zurück.

Nun, mein bester Geheimrath, ich will Sie nicht mit den Einzelheiten einer Liebesgeschichte langweilen, die man außerdem nicht einmal so nennen darf. Zum Romanhelden habe ich nie getaugt; ich wurde stets mehr von Männern als von Frauen geschätzt. Aber vielleicht ist es das Schicksal gerade dieser Art von Charakteren, daß, wenn ihnen einmal eine Leidenschaft im Herzen sitzt, sie sich derselben einige Zeit widerstandslos überlassen müssen. Ich fühlte denn auch sehr bald, daß es mit dem stillen Einsiedlerleben vor der Hand vorbei sei und ich meine Ruhe anderwärts suchen müsse, als hinter meinen Schwarten und Retorten. Die Göttin der Wissenschaft verhüllte mir ihr Antlitz; mein Herz träumte nur von Einer mit braunen Augen und frischen Lippen, und wenn der Schlaf mein Lager floh, so geschah es nicht mehr, weil mein fiebernd Hirn die Reihenfolge Schopenhauer'scher Paradoxen fortsetzen mußte, sondern weil ich eine weiße Hand zu sehen glaubte, die sich mir entgegenstreckte, oder eine rosaseidene Capotte mit flatternden blauen Bändern.

In einer Stadt wie Greifswald, wo der Student eine Rolle spielt, wie anderwärts kaum der Gardelieutenant, konnte es mir nicht schwer werden, die Spuren der Geliebten bis an den Urquell ihres Seins zu verfolgen. Das Haus des Kaufmanns Eissenhardt war es, wohin mich die neckende Liebesgöttin führte. Als ein Neuling in allem Comfort des Lebens betrat ich die teppichbelegte Schwelle zum erstenmal nicht ohne bange Zweifel wegen der Art des Empfanges. Indessen dieser fiel in jeder Hinsicht ermuthigend aus. Ich fand nicht nur die Geliebte, die mir mit holdem Lächeln die Hand bot, sondern auch den Papa, diesmal statt des großen Pelzes in einen bequemen seidenen Hausrock gehüllt, einen höchst gemüthlichen

Digitized by Google

Herrn, der mit einem einzigen Blick seiner scharfgeschnittenen klugen Augen meine Person, den Zweck meines Kommens und Wollens richtig capirt zu haben schien. Das Eissenhardt'sche Haus war eines der offensten und gastfreundlichsten, welches die in dieser Hinsicht hinter keinem arabischen Hüttenlager zurückstehende Stadt aufzuweisen hatte. Wenn etwas meinen überhandnehmenden Jugendmuth in Zaum hielt, so war es die Großartigkeit, mit welcher die Gastfreundschaft geübt wurde, der feine duftige Comfort, der auf allen Gegenständen lag, mochten dieselben nun zum gewöhnlichen Gebrauch bestimmt sein oder den Zweck der reinen Kunstverschönerung des Daseins haben. Auf der andern Seite aber war die freie geistige Art, welche namentlich die sogenannten zwanglosen Abende auszeichnete, an denen fast die ganze gute Gesellschaft von Greifswald, Professoren, Studenten, Aerzte und Officiere sich Rendezvous im Eissenhardt'schen Hause gab, für meine etwas überarbeitete Natur ein so wohlthuendes Element, daß ich sehr bald aus einem menschenscheuen Nußknacker ein Fanatiker der Geselligkeit wurde. Ja, wenn ich in diesem mir völlig neuen Genusse der leichten aber köstlichen Friction der Geister wie ein Neugeborener schwelgte, dann war es mir zuweilen, als wäre diese Welt meine wahre Heimat, als könnte ich fernerhin nicht existiren ohne das Lächeln schöner Frauen zu sehen und mich müde zu trinken von dem scheinbar unversieglichen Born sprühender Lebenslust. Ach, ich hatte vergessen, oder schien doch vergessen zu haben, daß mich ein sehr ernstes und tiefes Gefühl, welches sich allmälich zum großen Loose meines Lebens gestaltete, in diesen Kreis geführt hatte. Noch hatte ich kein vertrautes Wort mit ihr gesprochen, noch war ich äußerlich nicht um einen Schritt weiter vorgerückt, als bei unserer ersten Bekanntschaft. Aber in meinem Innern waren inzwischen gewaltige Schlachten geliefert worden. An die Stelle glühender Leidenschaft war zuweilen die kalte Ueberlegung getreten; die rauhe Hand der Entsagung hatte sich zuweilen winterlich auf die Frühlingsblüthen meiner Liebe gelegt, wenn ich sie betrachtete, die glänzende Erscheinung, das verwöhnte Kind des Reichthums, die zarte Blume, die auf der Höhe der Gesellschaft entsprossen, und dann die Blicke auf mich selbst wendete, den einsam wandernden Sohn des Thales, der noch einen langen mühevollen Weg zurückzulegen hatte, ehe er auf eine gesicherte Lebensstellung mit Bestimmtheit rechnen konnte. Die Liebe freilich, die Liebe, wie ich sie empfand, mußte selbst stärkere Hindernisse als den Unterschied zwischen Armuth und Reichthum mit Leichtigkeit überwinden. Aber ich wußte ja nicht, ob sie mich liebte, ja ich zweifelte, ob sie überhaupt einer solchen hingebenden, aufopfernden Leidenschaft, wie sie mein Herz erfüllte, fähig war.

Zwei Umstände waren es besonders, die sich bei meinen Versuchen, Helenens Herz zu erforschen, mir hindernd in den Weg stellten. Zunächst Helenens eigene Natur. Dieselbe war, im geraden Gegentheil zu ihrer stolzen Schwester Julie, von einer solchen Schüchternheit und Zurückhaltung, daß sie in Gesellschaft nur selten ein Wort wagte. Wie die Sinnpflanze, die bei jeder, auch der leisesten Berührung ihre Blätter schamhaft zusammenzieht, stand sie im Kreise der jüngeren Herrenwelt, deren Huldigungen sie mit gesenkten Blicken schweigend anhörte, oder in schicklicher Manier auf eine Andere abzulenken suchte. Sie besaß eine herrliche Altstimme und war sehr musikalisch. Aber es gehörte zu den außerordentlichen Ausnahmefällen und bedurfte der dringendsten Aufforderungen, ehe sie zu bestimmen war, vor einer größeren Gesellschaft sich am Clavier hören zu lassen, oder gar bei einer öffent-

lichen Aufführung mitzuwirken. Die Bewunderung und der Beifall, den sie erntete, schienen ihr peinlich und lästig zu sein. Jedesmal wenn sie gesungen hatte, verschwand sie augenblicklich und sich ließ in der Regel den ganzen Abend über nicht mehr sehen. Wie ihre Schwester versicherte, saß sie auf ihrem Zimmer und weinte.

Julie war die geborene Herrscherin des Salons. Von geringen geistigen Fähigkeiten, aber mit einem guten natürlichen Verstande begabt, besaß sie das ganz besondere Talent, durch einen Blick, ein Wort Leben und Bewegung in die Gesellschaft zu bringen. Wo sie sich auch befand, bildete sie einen Mittelpunct. Das Arrangement größerer Festlichkeiten lag in ihrer Hand. Sie bestimmte die Theilnehmer und entwarf das Programm. Sämmtliche übrigen Familienmitglieder, Mutter, Vater, Tochter, wie die alte, das Gnadenbrod genießende Tante, einige bevorzugte Hausfreunde schienen so sehr an die Dictatur Juliens gewöhnt, daß ihren Anordnungen nur selten widersprochen wurde, und somit die Harmonie der Familie äußerlich als vollendet erschien. Dennoch konnte es dem schärfer beobachtenden Blicke nicht entgehen, daß die Stellung der schönen Salonfee von einigen Anwandlungen dionysischer Tyrannenherrlichkeit nicht freizusprechen war. Der geringste Widerspruch reizte sie zu heftigen Ausfällen, und wer mit ihr auf gutem Fuß stehen wollte, mußte ihr entweder durch hervorragende und unbestreitbare äußere Vorzüge imponiren oder blindlings ihrer Eitelkeit schmeicheln. Im höchsten Grade eifersüchtig war sie auf die Begabung ihrer Schwester. Das Hervortreten derselben duldete sie nur mit Widerstreben. Helene sollte neben ihr keine Triumphe feiern. Diese aber war vielleicht die einzige in der Familie, welche ihrer Schwester mit aufrichtiger Liebe zugethan war. Mit einer rührenden Sanftmuth ertrug sie ihre Launen, und wenn Julie durch scharfe Worte und herrische Manieren denn doch hin und wieder Unzufriedenheit und Mißstimmung erzeugte, so war sie es, welche die Vertheidigung ihrer Schwester mit einer Beredsamkeit führte, welche in geradem Gegensatz zu ihrem sonst schweigsamen und stillen Wesen stand.

Julie galt allgemein als die Verlobte des Jägerlieutenants von Blankewitz. Aeußerlich machte sich dieses Verhältniß jedoch in nichts Weiterem erkenntlich, als daß der Lieutenant das Vorrecht genoß, mit Erfüllung der mannigfachsten Commissionen, die meistens Putz und Toilettengegenstände betrafen, in erster Linie betraut zu werden und sie außerdem einfach mit „Julie" anreden durfte. Im übrigen behauptete Julie namentlich der jüngeren Herrenwelt gegenüber eine durchaus freie und emancipirte Stellung. Wer ihr gefiel, den bevorzugte sie. Für chevalereske Huldigungen und galante Aufmerksamkeiten war sie jederzeit empfänglich. Uebrigens waren diese Ritterdienste nicht ohne Gefahr. Denn der Lieutenant, der selber nicht gerade den Ruf eines Heiligen genoß, verstand doch über eine gewisse Grenze hinaus keinen Spaß, was ein besonders kühner Musensohn, der, wie man sagte, einst süßen Lohn von Juliens Lippen zu schlürfen begehrte, sehr zum Nachtheil seiner bis dato unverletzten Gliedmaßen erfuhr.

Mir selber kam Julie zu Anfang mit einer Liebenswürdigkeit entgegen, die ich weder meinen Verdiensten noch meiner Absicht zuschreiben konnte. Denn obgleich ich die letztere im Innersten meines Busens verbarg, so konnte es doch dem wachsamen Schwesterauge unmöglich lange ein Geheimniß bleiben, warum ich gekommen war. Ich bewies für ihr Entgegenkommen ein so geringes Verständniß, daß ich in der Regel vergaß, die Hand zu küssen, die sie

Digitized by Google

mir ein als Unterpfand ihrer Wohlgewogenheit entgegenstreckte. Im Uebrigen behandelte sie mich halb und halb wie Jemand, der erst über die höheren Zwecke des Daseins aufgeklärt werden muß. Meine gesellige Unerfahrenheit gab ihr allerdings mannigfachen Stoff zu freundschaftlichen Mahnungen und Zurechtweisungen, bei denen es auch nicht an weiteren Gunstbezeigungen ihrerseits fehlte. Im Stillen mochte sie hoffen, sich an mir einen Verehrer groß zu ziehen, mit dem sie dem allzuselbstständigen Gebahren ihres Bräutigams ein energisches Schach entgegensetzen konnte.

In dieser Annahme fand sie sich nun allerdings auf das Entschiedenste getäuscht. Unbeirrt ging ich meinen Weg und der Zufall war meinen stillen Wünschen hold. Der Winter, der im Januar begonnen hatte, dauerte bis tief in den März hinein. Auf mein dringendes Zureden, unterstützt durch die Fürsprache des Vaters, ließ Helene sich endlich bewegen, ihre natürliche Zaghaftigkeit zu überwinden und die Eiskunst praktisch zu erlernen. Sie selbst wählte mich zu ihrem Lehrmeister. Und da fühlte ich denn, daß sich plötzlich ein ganz bedeutendes pädagogisches Talent in mir regte. Ich verordnete meiner Schülerin eine tägliche Uebungszeit von wenigstens zwei Stunden und war selber dabei so eifrig, daß ich zuweilen über dem Bestreben, ihr die Kunst an meiner eigenen Person zu demonstriren, das Gleichgewicht verlor und meistens so unglücklich fiel, daß ich sie in meinem Fall nach mir zog. Mit mißtrauischen Blicken verfolgte die ältere Schwester diese Lehrstunden. Sie machte sogar mehrfach Anstalten, Helene von dem einmal gefaßten Vorsatz wieder abzubringen. „Du wirst es doch niemals über die Anfangsgründe hinaus bringen", sagte sie, „und das ist nicht der Mühe werth. Wer nicht in einer Kunst etwas leisten kann, der soll ganz davon bleiben." Aber Helene, sonst so nachgiebig gegen alle Launen ihrer Schwester, zeigte in diesem Puncte eine unerschütterliche Festigkeit. „Ich finde schon jetzt so viel Vergnügen an den Vorübungen", sagte sie, mit einem dankbaren Lächeln zu mir, der ich gerade die Schlittschuhe an ihren Füßen befestigte, herniederblickend, „daß ich auf den Goetheschen Spruch vertraue: „Lust und Liebe sind die Fittiche zu großen Thaten." — „Große Thaten gerathen nicht immer", erwiederte lachend die Aeltere, indem sie mit dem Stöckchen, das sie stets bei sich führte, meinen Rücken berührte. Darauf schlug sie ihre Arme unter einander und wiegte sich gleich dem kreisenden Adler über dem Element. Wenn sie befürchtete, daß ihre Schwester in der Eiskunst ewig Stümperin bleiben werde, so hatte sie nicht so Unrecht. Helene hatte entschieden kein Talent für gymnastische Uebungen. Nach einer ganzen Woche angestrengtester Studien standen wir noch auf dem alten Fleck. Desto weiter waren wir in anderer Hinsicht vorgeschritten. Obgleich rings um uns herum der eisigste Winter herrschte, in unseren Herzen keimte und sproßte der Frühling. Helenens Seele hatte sich mir erschlossen, so zart, so hingebend, mit einem solchen Blick verklärter Wonne und Seligkeit, daß ich mir beschämend gestehen mußte, ihre Liebe sei die größere und die meinige nur das schwache Abbild eitler Selbstbespieglung. Mit hastigem Athem, eine fliegende Röthe auf dem lieblichen Antlitz, gestand sie mir, wie bei unserer ersten Begegnung eine helle Freudigkeit ihr ganzes Wesen durchzittert habe, aber wie sie dann weiter durch meinen übergroßen Ernst und meine Zurückhaltung an sich selbst irre geworden sei; welche Qualen und Zweifel sich ihrer bemächtigt hätten, als sie, nachdem ich in ihr Haus eingetreten, zu bemerken glaubte, daß Juliens Schönheit und Juliens Geist mich völlig bezaubert hätten, wie dies ja auch kein Wunder sei, wie sie noch

Digitized by Google

jetzt nicht begreife, daß ich ihr den Vorzug gegeben, die sie doch keinen entfernten Vergleich mit ihrer Schwester aushalten könne und was der neckischen, von Seele und Herz gewürzten Einfälle mehr waren. Kurz, Geheimrath, ehe der Winter ganz herum war, waren wir einig, und ehe die ersten Lerchen schwirrten, hatte das Mädchen aus der Fremde ein liebend Paar mehr mit „dem schönsten Blumenstrauß" zu beschenken. Bei Helene zeigte sich deutlich, welche Kraft die Liebe im weiblichen Gemüthe ausübt und wie sie dasselbe nicht nur von Grund aus verändert, sondern eigentlich erst zum Bewußtsein seiner ganzen Herrlichkeit bringt. Helene, die zaghafte, schüchterne Jungfrau, die Heilige, wie sie von den Bewunderern ihrer Schwester genannt wurde, war mit einem Schlage in eine gepanzerte Kriegsgöttin verwandelt. Wenn ich ihr das Leben eines auf die Erträgnisse seiner Praxis angewiesenen Arztes für Stadt und Land in den schwärzesten Farben malte, wenn ich ihr zeigte, daß sie mir nicht nur Frau, sondern Gehülfin, Beistand und Trösterin in allen Nöthen sein müsse, und daß diese Nöthe oft viel, viel schlimmer seien, als ihre in den ersten Jugendentzückungen schwelgende Phantasie nur zu ahnen im Stande sei, dann hatte sie auf alle meine Bedenken nur ein sanftes, süßes, aber so muthiges und zuversichtliches Lächeln, daß ich in dem blaßgefärbten Zukunftsbilde auf's Neue nur meine eigene Schwäche erkennen und verurtheilen mußte. Aber nicht nur in Worten und zärtlichem Geflüster zeigte sich die Tapferkeit meiner kleinen Heiligen. Auch mit der That bewies sie mir, daß sie sich, wenn es Noth that und Ernst wurde, über das Vorurtheil und Gerede der Leute hinwegsetzen konnte. Auf ihr eigenes Bitten hatte ich darauf verzichtet, unserer Verlobung auch die conventionelle Form und die Weihe durch die elterliche Gutheißung zu geben. „Warten wir damit", lautete ihr kluger Rath, „bis der Lieutenant sich erklärt hat. Die jüngere Schwester darf nicht vor der älteren in den Himmel kommen. Daß ich Dir gehöre und Dir ewig treu bleiben werde", fügte sie hinzu, um mir jede Erwiederung abzuschneiden, „weißt Du ohnehin und um Deine Bräutigamszeit sollst Du auch nicht betrogen werden. Ich verspreche Dir, daß wir uns jede Woche wenigstens einmal sehen werden." Und sie hielt Wort. Unerschöpflich war sie in Listen und Künsten, um die Fußspuren der Liebe hinter uns zu verwischen, die unser Geheimniß der „verworrenen Menge" hätte verrathen können.

Das Eis war längst geschmolzen und die Natur hatte ihr grünes Festkleid wieder angelegt. Im Stadtpark schlugen die Nachtigallen und die Luft war ein großes Meer von würzigen Essenzen aller Art. Eine Stunde nach Sonnenuntergang schlüpften wir Beide Arm in Arm in die wohlthätige heilige Nacht hinaus, wandelten dort unter den majestätisch emporstrebenden Riesenbäumen, versteckten uns hinter den dichten Flieder- und Hollunderbüschen, welche den Rand des Parkes umsäumten und wo uns Niemand sehen konnte, als der bleiche Mond und die goldenen Sterne. Aber noch lieber waren uns die ganz dunklen Nächte, wo man nur hört und lauscht, was die Liebe uns zuflüstert, wo die Herzen feuriger an einander schlagen und wo man die Seligkeit Brust an Brust zu kosen und den Nektar zu schlürfen von dem weichen Munde der Geliebten mit Sinnen und Seele gänzlich empfindet. Nach einem solchen Göttermahl kam einst die Verzückung über mich, daß ich mich zu verlieren glaubte, wie ein Strom im Weltmeere. Am Stadtthor hatte ich mich aus ihren Armen gerissen; es war mir unmöglich unter den fremden Leuten mit einem fremden Gesicht zu erscheinen wie ein höflicher Herr, der

Digitized by Google

eine feine Dame nach Hause begleitet. Ich stürmte in den Park zurück, an die Stelle unterm Fliederbusch, wo wir in gluthheißer Umarmung uns müde geschwelgt hatten. Ich warf mich zu Boden, ich drückte meine Stirn gegen die feuchte Erde, ich hob sie auf zum Himmel, an welchem dunkle Nachtwolken wie ungeheuere Riesenvögel vorüberzogen. „Gott", rief ich und faltete die Hände, „und wenn dieses das Ende wäre, Dein Geist wird mich beschützen, daß ich nicht verzweifle."

Es war das Ende. Trotz meiner nachtwandlerischen Verliebtheit hatte ich sehr wohl bemerkt, daß die Stimmung und Haltung Juliens mir gegenüber aus dem freundlich bevormundenden allmälich in einen oppositionellen, und schließlich in einen feindlichen, gehässigen Charakter umgeschlagen war. Sie hatte wiederholte Versuche gemacht, mich gänzlich in ihre Kreise zu ziehen. Sie hatte mir sogar angetragen, sie in das Theater zu begleiten und ihr sonstige Ritterdienste zu leisten, die bis dahin nur dem Lieutenant von Blankewitz vorbehalten waren. Mit allerhand Ausflüchten hatte ich, was etwa Beleidigendes in meinen Ablehnungen liegen konnte, zu mildern gesucht und ihr endlich erklärt, daß die Nähe des Staatsexamens, zu dem ich noch in keiner Weise genügend vorbereitet sei, mich zwingen würde eine Zeit allem geselligen Verkehr fern zu bleiben. Sie schüttelte ungläubig den Kopf. „Mit mir müssen Sie schon eine Ausnahme machen." — „Warum mit Ihnen?" — „Weil ich die Schwester Helenens bin." Doch das war nur ihr Scherz. Damals war zwischen Helenen und mir noch kein Wort gefallen, das nicht jeder Dritte hätte mit anhören können. Mein andauerndes, ausweichendes Manövriren trieb die schöne Julie endlich zu einem gewagten Schritt, der nur aus ihrem ganzen despotischen, sich über jede gesellige Convenienz fortsetzenden Wesen erklärlich wird. Sie schrieb mir einen Brief, worin sie sich als eine verkannte, äußerlich ruhige und kalte, aber innerlich nach einem Tropfen wahrer Liebe verdurstende Seele darstellte. Sie schilderte ihre Umgebung, ihren Vater, ihre Mutter, ihre Schwester, von denen keines im Stande sei, sie zu begreifen und vor denen sie daher ihr Inneres verschlösse, wie vor gänzlich fremden Menschen. Sie schilderte auch den Lieutenant und nannte ihn einen unleidlichen Menschen. Das Wort, welches sie ihm einst in thörichter Jugendübereilung gegeben, binde sie nicht. Sie werde es zurückgeben, sobald sie an anderer Stelle Erhörung gefunden. Sie endigte damit, mir ein Rendezvous vorzuschlagen, bei einer allein wohnenden Dame, einer alten Freundin ihrer Familie, wo wir uns ungestört aussprechen könnten und wo sie mir noch viel sagen würde, was für mich und meine Zukunft von großer Bedeutung sein könnte.

Diesen Brief erhielt ich gerade an demselben Tage, an welchem ich das erste Liebeslallen von Helenens Lippen geküßt hatte. Ich weiß daher nur noch ungefähr, was ich antwortete. Es war, wie der Lateiner sagt: suaviter in modo. Keine großen Worte, keine Spur von einem Triumphgefühl; aber doch klar und bestimmt auf ein Nein! abzielend.

Seitdem waren alle Beziehungen zwischen uns abgebrochen. Aeußerlich trat dies nicht weiter zu Tage, als in völliger Gleichgültigkeit, womit Julie mir fortan begegnete, so daß ich am Ende zweifelte, ob nicht Alles nur ein Traum gewesen. Sie schloß sich enger an ihren Bräutigam an, und dieser schien mehr als je geneigt, jeder Laune seiner Braut mit der Consequenz eines Steuerexecutors nachzukommen. Wie wenig auch das Spiel Juliens ernst gemeint sein mochte, es gelang ihr doch. Helenen und mich in völlige

Digitized by Google

Sicherheit zu wiegen. Ich hatte der liebenden Seele nichts von der nebenbuhlerischen Absicht ihrer Schwester gesagt, aber ich konnte es dennoch, als wir einmal darauf zu sprechen kamen, warum Julie noch immer ihre Hochzeit verzögere, nicht unterlassen einige etwas scharfe und nicht gerade wohlmeinende Worte über den Charakter derselben zu sagen. Da hatte ich aber mit der Hand in die Kohlen geschlagen. Nach allen Seiten sprühten die Funken und nicht eher ermüdete das Kleingewehrfeuer von schmollenden und grollenden Redensarten, als bis ich mit einem heiligen Eide gelobt hatte, nie wieder ein Wort des Tadels über die arme verkannte, äußerlich stolze, innerlich aber herzensgute Schwester Julie auszusprechen. Es bedurfte dessen auch bald nicht mehr. Die Thatsachen ergriffen das Wort für mich.

Am Morgen nach der zuletzt geschilderten Nacht, deren Rest mir Gott Morpheus mit göttlichem Balsam versüßte, wurde ich durch eine schnarrende Stimme, die recht widerlich in meine Träume hineintönte, aus dem Bett emporgeschreckt. „Herein", rief ich, mir den Schlaf aus den Augen reibend. „Donnerwetter!" klang wieder das unheilverkündende Geschnarre. „Sie haben wohl gestern stark gezecht, Herr Studiosus! Es ist ja längst Zeit in's Colleg zu gehen." Ich machte die Augen weit auf, der Lieutenant von Blankewitz stand vor mir. „Nein!" rief er, indem er mich durchs Lorgnon fixirte: „Sie haben nicht gezecht. Sie sind auf anderen Wegen gewandelt, als wo man sich einen tüchtigen Affen kauft." Sein Blick haftete mit durchdringender Schärfe auf meinem Gesicht. Ich fühlte, wie mir das Blut in's Gesicht schoß. „Ei! Ei! mein werther Herr Studiosus", fuhr der Lieutenant fort, den die ganze Situation offenbar amüsirte, „was muß ich hören! Sie schreiben Liebesbriefe an junge Damen, die längst verlobt und eigentlich so gut wie verheirathet sind." Er hatte sich breitbeinig auf einen Stuhl gesetzt und fuhr fort, mir etwas von verbotenen Früchten, von Heirathsgedanken, die ich mir aus dem Sinn schlagen müßte, u. s. w. u. s. w. im ekelhaften Jargon des Garnisonofficiers vorzutrompeten. Mir wurde sein Benehmen mit jedem Augenblick unausstehlicher. Mit einem Satz war ich aus dem Bett und fuhr in die Kleider, während jener zum Fenster hinaussah.

„Was wollen Sie eigentlich von mir?" Meine Haltung war eine so drohende, so nahe an die Absicht grenzend, von meinem Hausrecht Gebrauch zu machen, daß das überlegene Lächeln, das auf dem Gesicht des Lieutenants zu einer feststehenden Grimasse geworden war, schleunigst die Flucht ergriff und sich in einem gewissen serieusen Zug auflöste, der ihm sonst nur im dienstlichen Verkehr mit Vorgesetzten eigen war. Er nahm ein Papier aus der Tasche seines Uniformrocks und präsentirte es mir. Es war ein Brief, den ich vor einigen Tagen an Helenen geschrieben hatte, als unser verabredetes Rendezvous wegen einer Unpäßlichkeit ihrer Mutter nicht stattfinden konnte. Ich sah den Lieutenant fragend an. Er versuchte sein altes Lächeln, aber es wollte ihm nicht recht gelingen.

„Der Brief", sagte er, „bedarf allerdings keiner Erklärung."

„Nein", rief ich aus, meine Arme, in denen es gewaltig zuckte, mit Mühe auf dem Rücken vereinigend; „der Brief bedarf keiner Erklärung; wohl aber der Umstand, daß Sie sich im Besitz desselben befinden."

„Diese Erklärung soll Ihnen werden", sagte der Lieutenant, wieder ernst werdend. „Die junge Dame, an welche der Brief gerichtet ist, hat denselben unglücklicherweise an einem Orte liegen lassen, zu welchem auch andere Leute Zutritt haben. Diese anderen Leute — aber ich bitte, mein Herr,

Digitized by Google

mäßigen Sie sich, Sie werden noch früh genug mit meiner Waffe Bekanntschaft machen." — Dieser Ausruf war gerechtfertigt. Ich hatte einen Versuch gemacht, dem Lieutenant das Papier zu entreißen und ihm dabei einen Stoß vor die Brust gegeben, der ihm seinerseits veranlaßte, die Hand an den Degen zu legen.

„Endigen Sie", sagte ich dumpf. „Endigen Sie Ihren Sermon oder ich stehe für nichts."

„Nun gut, es ist auch nicht viel zu erzählen. Die Sache ist einfach die, daß Fräulein Helene seit einem Jahre die öffentlich und förmlich verlobte Braut des Professors Helmsdorf ist, und daß die Familie Eissenhardt niemals zugeben wird, daß andere Leute sich in dieses Verhältniß störend eindrängen."

„Das ist eine infame Lüge", rief ich außer mir und packte den Lieutenant von Neuem. Aber sofort besann ich mich, daß er höchstwahrscheinlich an seiner Mission völlig unschuldig war und daß die wahre Quelle dieser Teufelei nur in dem Herzen der schönen Julie sein konnte. Ich bat den Lieutenant, der mit blanker Waffe vor mir stand, um Verzeihung und erklärte mich bereit, ihm auf jede zulässige Art Satisfaction zu geben.

„Ohne ein Bischen Blutvergießen wird es allerdings nicht abgehen", sagte er mit schneidender Ironie, den Degen langsam in die Scheide steckend. „Meine Göttin verlangt es und obwohl ich selber kein erhebliches Interesse an der Sache habe — denn am Ende ist es egal, ob ein angehender oder ein ausgewachsener Professor mein Schwager wird — so ist doch diesmal die Ordre klar und bestimmt gegeben: entweder Rücktritt oder —". Er hob den Arm wie zum Abfeuern einer Pistole.

„Sie gestehen also zu, daß Sie nur im Auftrage Julien's handeln?"

„Fräulein Julien's", betonte er. „Allerdings."

„Und Helene, die Eltern wissen nichts davon?"

„Aber lieber Herr, wozu die weiten Fragen?! Sie sind mir so wie so Genugthuung schuldig; Sie haben meine Uniform beleidigt. Man pflegt nicht Vater und Mutter zu fragen, wenn man als Mann mit einem Manne Kugeln wechselt."

Ich biß die Zähne zusammen, ich mußte ihm Recht geben. Und obwohl ich das ganze teuflische Spiel durchschaute, obwohl ich einsah, daß der Lieutenant nur abgeschickt war, um mich zu provociren und daß aller Wahrscheinlichkeit nach die ganze Verlobungsgeschichte mit dem Professor Helmsdorf nur eine Erfindung Julien's war, so besaß ich doch nicht Selbstständigkeit und Geistesgegenwart genug, um in diesem kritischen Augenblick nicht unter dem Druck des mir vom Lieutenant auferlegten Duellzwanges zu handeln. Nur mit halbem Ohr hörte ich seinen Vorschlag an: ich sagte unbedenklich ja zu Allem. Ich war unfähig, einen andern Gedanken zu haben, als den an Helene. Es war die erste Prüfung, die unsere junge Liebe bestehen sollte, aber sie war so schwer, so grausam, daß ich wegen des Ausgangs zitterte. Nicht meinetwegen, sondern um Helenen's willen. Würde sie, sich selbst überlassen, im Stande sein, den Plänen der stolzen und herrischen Julie auf die Dauer Widerstand zu leisten? Denn mit erschreckender Deutlichkeit stand es vor meiner Seele, daß wir mit einer Todfeindin zu ringen hatten. Eine verschmähte Liebende — als solche mußte ich Julie betrachten — mit welchen finsteren Absichten mochte sich ihre Seele beschäftigen? — Der Professor Helmsdorf war ein außer Dienst gesetzter Docent der Theologie, der sich, seit-

Digitized by Google

dem es ihm nicht mehr vergönnt war, der academischen Jugend die fünf Bücher Mosis zu interpretiren, der practischen Finanzwissenschaft zugewendet hatte. Er war ein stadtkundiger Wucherer und Halsabschneider

Auch mit dem Vater Helenen's stand er in Geschäftsverbindung. Die böse Welt behauptete sogar: in der sehr intimen eines stillen Compagnons. Ich hatte ihn öfters im Bureau des Herrn Eissenhardt gesehen; eine kleine in sich gebückte Gestalt, Winters und Sommers in einen großen, grünen Flauschrock gehüllt, von kriechender Freundlichkeit, auf dem faltig-welken Antlitz ein beständiges, grinsendes Lächeln, mit den dürren, starkbehaarten Fingern eine Dose umspannend, aus der er sich alle fünf Minuten die Nase mit Schnupftabak vollstopfte. Er drängte sich an Jeden heran, wurde aber selbst von dem jüngsten Commis mit stereotyper Mißachtung behandelt. Zuweilen kam es mir vor, als ob der Herr Eissenhardt die allgemeine Antipathie gegen die Person des Wucherers theilte, als ob er aber durch eine höhere Macht verhindert sei, dieser Antipathie Ausdruck zu geben. Eine Verbindung zwischen diesem an Körper und Seele bankerotten Menschen und einem jungen, aufblühenden Mädchen wäre unter allen Umständen eine moralische Unmöglichkeit gewesen. Im vorliegenden Fall war sie Wahnsinn, Einfall einer wüsten, verbrecherischen Phantasie. Aber gerade wegen dieser Ungeheuerlichkeit erschreckte sie mich. Sie zeigte, daß Julie zu Allem entschlossen war.

Eine plötzliche Schwäche wollte mich übermannen. Der Sturz war zu jäh, den unser junges Glück in kaum zwölf Stunden erlitten. Die Hölle hatte sich vor uns aufgethan, während wir vom süßesten Himmelsglück träumten. Aber diesmal mußte ich der Starke sein; ich durfte nicht unterliegen. Helene war eine Gefangene, vielleicht schon zum Tode Verurtheilte.

Ich war frei, ich mußte sie retten, wenigstens einen Versuch dazu machen. Aber freilich, was sollte ich thun? Wo die Waffen hernehmen gegen einen Feind, den ich nicht einmal kannte! Im Gefühl meiner Ohnmacht ballte ich die Fäuste, knirschte mit den Zähnen, lief im Zimmer umher, wie der Tiger in seinem Käfig. „Ich will zu ihr — und zu ihr. Will Jene noch einmal umarmen, und Diese zwingen, die Lüge zurückzunehmen, oder am Gift derselben zu ersticken. Ich will es auf die Gasse hinausschreien, wie man inmitten einer hochgebildeten Bevölkerung mit den heiligsten Gefühlen zweier Menschen spielt. Ich will sie entlarven, diese Gesellschaft, deren Oberfläche so verlockend ist wie ein mit grüner Kruste überzogener Sumpf, deren Inneres aber von Ungethümen bewohnt wird, die sich gegenseitig verschlingen."

Ich setzte mich an das Pult und schrieb einen Brief, einen Brief voller Selbstanklagen und Vorwürfe. Warum hatten wir so lange gezögert und uns in gegenseitiger Vertrauensseligkeit auf die Güte unserer Mitmenschen verlassen. Die Unwahrheit, selbst die beste und edelste, rächt sich immer. Und gerade zu allererst an unsern Idealen. Denn Julie, die schöne, stolze Julie, war ja das Ideal ihrer Schwester!

Ich zerriß diesen Brief, schrieb einen zweiten, endlich einen dritten, in welchem ich selbst eine Unwahrheit beging, die freilich unter den obwaltenden Umständen nicht zu vermeiden war. Ich schrieb ihr, daß ich eine schleunige Reise antreten müßte und daß die Zeit meiner Rückkehr unbestimmt sei. Wenn sie jedoch binnen acht Tagen keine Nachricht von mir erhielte, so sollte sie sich an einen Freund, dessen Adresse ich ihr angab, wenden und dort würde sie das Weitere erfahren. Ich gebrauchte absichtlich möglichst unbe-

Digitized by Google

stimmte Ausdrücke, um auf jeden Fall zu verhindern, daß der Brief nicht eine neue Waffe in den Händen unserer Feinde würde.

Ich übergab denselben einem zuverlässigen Freund, den ich in das ganze Geheimniß einweihte, da er mir bei dem Duell als Secundant dienen mußte. Ich band ihm auf die Seele, wenn ich erheblich verwundet werden sollte, den Brief nur an Helenen selber abzugeben, oder wenn ihm dies absolut unmöglich sei, ihn lieber bei sich zu behalten.

Zuvörderst aber wollte ich noch ein anderes Mittel versuchen."

„Das Vernünftigste wäre wohl gewesen", bemerkte kaustisch der Justizrath, „dem Duell, das doch absolut keinen Grund hatte, aus dem Wege zu gehen und die ganze Sache dem Alten vorzutragen."

„Vielleicht", fuhr der Doctor fort, indem er sich eine Cigarre anzündete, „vielleicht würde ich jetzt auch so handeln. Vielleicht —"

„Ich bezweifle das", unterbrach ihn der Andere. „Bei Ihnen liegt es im Blut."

„Aber das Blut fließt langsamer mit fünfunddreißig, als mit dreiundzwanzig Jahren, und doch war es vielleicht so unrecht nicht, den Stier bei den Hörnern zu fassen. Ich mußte dem Lieutenant doch zeigen, daß ich mich vor seinen Bramarbas-Manieren nicht fürchtete. Da er außerdem auf Befehl seiner „Göttin" handelte, so war ja Grund genug für mich vorhanden. Ich haßte Julien wie das höllische Feuer und um so mehr —"

„Als es die Schwester Ihrer Verlobten war."

„Um so mehr", wiederholte der Doctor mit erhobener Stimme, „als ich nahe daran gewesen war, ihren Lockungen zu unterliegen. Sie lächeln, bester Justizrath. Aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß, so sehr später auch jeder Blutstropfen meines Herzens Helenen gehörte, dies doch nur durch einen fürchterlichen Kampf möglich war, den ich mit mir selbst zu bestehen hatte und wobei die fascinirende Erscheinung Julien's bis in das innerste Gedankentriebwerk meiner Seele vordrang und dort Wurzel zu fassen suchte. O! sie war eine Teufelin."

„Sie machen mich in der That neugierig, dieses sirenenhafte Wesen aus eigener Anschauung kennen zu lernen."

„Das sollen Sie auch, bester Freund, das sollen Sie. Sie hat mich ohnehin zu sich eingeladen und allein werde ich diese Wallfahrt in den Venusberg nicht unternehmen. Nun also, mein letztes Mittel bestand auch damals — Sie werden es bereits errathen haben — in einem directen Sturmangriff auf das Hauptfort der Festung, auf die schöne Julie.

„Ich habe Sie erwartet", war ihre Entgegnung, da ich Niemand zum Anmelden fand, plötzlich bei ihr eintrat und mich deswegen entschuldigte.

„Und Helene?"

„Ist auf einige Tage zu einer unserer vielen Tanten gereist, um die Sehnsucht der alten Dame nach ihrem lieben Gesichtchen zu befriedigen."

„Das heißt, sie weiß von Nichts?"

„Das kommt darauf an."

„Sie sagten vorhin, daß Sie mich erwarteten. Ich darf also hoffen, daß mein Hiersein für Sie mit Ihren eigenen Wünschen zusammentrifft."

„Je nachdem", erwiederte sie mir voll ins Gesicht sehend.

„Ich erwartete Sie erstens, da ich wußte, daß Sie kommen würden und zweitens, um Ihnen etwas zu sagen, das vielleicht unter obwaltenden Umständen von Wichtigkeit für Sie sein dürfte."

Digitized by Google

Ich stand noch immer mit dem Hut in der Hand. Sie bat mich, Platz zu nehmen und zwar soviel wie möglich in ihrer Nähe, da sie den Eindruck genau beobachten wollte, den das Gesagte auf mich machen würde, auch nicht wünschte, daß irgend ein unbefugter Lauscher von Dingen Kenntniß erhielte, die nur uns Beide angingen. Der Ton, in dem sie dies sagte, hatte etwas Vertrauliches, aber er war doch himmelweit entfernt von jenem Charakter der Bevormundung, den sie früher mir gegenüber anzunehmen liebte. Als ich ihrem Wunsche gemäß mir einen Sessel dicht neben dem ihrigen zurechtgerückt hatte, bemerkte ich, daß der alte Stolz aus ihren Zügen völlig verschwunden war und statt dessen Weichheit und Milde, ja Demuth aus denselben sprach.

„Sie finden mich verändert", sagte sie, mein Erstaunen belächelnd. „Ja, ich gestehe es, ich fühle, daß ich alt werde. Mein Lebensmuth ist im Abnehmen begriffen."

„Julie", sagte ich, von dem völlig unerwarteten Empfang in seltsamer Weise angeregt. „Wenn Sie scherzen, wenn Sie lächeln können, so kann auch unsere Lage keine verzweifelte sein. Sollte es wahr sein, was mir der Lieutenant von Blankewitz mittheilte, daß über Helenen's Hand bereits verfügt ist, o — so bitte und beschwöre ich Sie bei der heiligen Liebe, welche Gott uns selber gegeben, helfen Sie uns oder", setzte ich leiser hinzu, als ich sah, daß die beiden steilrechten Falten auf ihrer Stirn sich drohend aufrichteten, „seien Sie wenigstens nicht gegen uns."

Während ich sprach, hatte sich Julie wieder in ihren Fauteuil zurückgelehnt und betrachtete nachdenklich ihre schönen, mit funkelnden Ringen geschmückten Finger. Als ich geendet, fuhr sie mit der Hand erst über das Kleid, dann über die Stirn, ergriff einen auf einer Etagère liegenden Fächer und sagte, indem sie mit demselben meinen Arm leicht berührte:

„Hören Sie mich einen Augenblick ruhig an. Sie befinden sich erklärlicherweise in einer aufgeregten Stimmung. Es ist also doppelt nothwendig, daß man Ihnen Verstand predigt, und diesmal will ich diese Rolle übernehmen.

Die Verlobung Helenen's mit Professor Helmsdorf ist eine Thatsache. Sie dürfen an der Person des Bräutigams keinen Anstoß nehmen, der Mann ist besser, viel besser als sein Ruf. Er ist meinem Vater engbefreundet, er liebt Helenen; außerdem bietet die Verbindung in geschäftlicher Hinsicht so außerordentliche Vortheile, daß es Wahnsinn wäre, dieselbe um einer kindischen Laune willen ohne jeden vernünftigen Grund wieder aufzuheben."

„Eine kindische Laune", brauste ich auf, indem ich mit einem Ruck den Sessel zurückstieß und mich aufrecht vor sie hinstellte. „Eine kindische Laune nennen Sie, woran das Lebensglück zweier Menschen hängt, was diesen beiden Menschen für das Höchste und Heiligste auf Erden gilt! Das sollte kein Grund sein, einem alten Gecken die Thür zu weisen, der doch nur seinen Vortheil oder — Befriedigung seiner Sinnenlust sucht. Ich meine gerade im Gegentheil: der Grund ist völlig genügend, und wir müssen froh sein, daß wir einen gefunden haben."

Sie schlug den Fächer, den sie ausgebreitet in der Hand hielt, zusammen und streckte ihn mit einer befehlenden Geste gegen mich aus.

„Sie sollen mich ruhig anhören, habe ich gesagt, ruhig bis zu Ende. Sie sind jung, unerfahren und trotz Ihrer Gelehrsamkeit ein Mensch, der nicht weiß, was ihm selber gut ist. Setzen Sie sich."

Digitized by Google

Ich folgte ihrer Aufforderung, obwohl ich bereits erkannte, daß alles Weitere vergeblich sein würde.

„Ich möchte Sie gern überzeugen", fuhr sie fort, und diesmal klang ihre Stimme so sympathisch, so versöhnlich, daß ich glaubte, Helenen reden zu hören. „Ich möchte Sie gern überzeugen, daß ich nicht nur nicht Ihre Gegnerin, sondern Ihre aufrichtige Freundin bin." Sie schlug die Augen nicht auf, aber im Spiegel konnte ich sehen, daß dieselben, während sie fortfuhr zu sprechen, jenen eigenthümlichen feuchten Glanz ausstrahlten, welcher das untrüglichste Zeichen einer tiefen Gemüthserregung ist.

„Ich kenne meine Schwester Helene; ich weiß, daß ihr Temperament ein leichtbewegliches und unbeständiges ist. Schon als Kind pflegte sie ihre Zuneigung stets denjenigen Personen zuzuwenden, welche ihr irgend eine kleine Ueberraschung bereiteten oder ihr sonst etwas Angenehmes zu erzeigen wußten Sie verließ unbedenklich ihre alten Freunde, wenn sie wußte oder glaubte, daß sie bei den neuen Besseres zu erwarten habe. Bitte, lieber Freund — ereifern Sie sich nicht; werfen Sie mir auch keine vernichtenden Blicke zu. Ich weiß sehr wohl, was ich sage. Ich spreche nicht um meines Vortheils oder kleinlicher Eitelkeit wegen so. Es kann keine Schwester geben, welche mehr für das Wohl ihrer jüngeren, schöneren und talentvolleren, mithin glücklicheren Schwester besorgt ist, als ich es bin. Ich mache auch Helenen keinen Vorwurf aus ihrer Eigenart. Es ist einmal die ihrige und wir sind ja doch nicht geboren, um uns anders zu machen, sondern um unsere Bestimmung zu erfüllen, d. h. unserer Natur gemäß zu leben. Aber — Sie, mein lieber Freund, Sie stehen noch am Beginn einer Laufbahn, welche bisher wie ein verlockendes Bild des Zauberspiegels Ihnen vorschwebt und es ist und liegt in Ihrer Hand, ob Sie diesem Bild Leben und Gestalt geben wollen oder ob es — ein Bild, ein Traum bleiben soll. Sie besitzen Ehrgeiz, Energie, alle Eigenschaften, welche den vorwärtsdrängenden Mann ausmachen. Aber Sie besitzen eines nicht, keine Erfahrung; Sie haben besonders keine Kenntniß vom Weibe. Und dieser eine Mangel könnte Ihnen für Ihr ganzes Leben verderblich werden."

Sie hielt inne und blickte mich mit ihren klaren, aber nicht kalten, sondern von einer warmen Theilnahme erfüllten Augen lange und durchdringend an. Sie schien den Eindruck studiren zu wollen, den ihre Beschreibung von Helenen's Charakter auf meine Denkungsweise hervorgebracht hatte. Sie schien diese bis in ihre innersten Schlupfwinkel zu durchschauen, sie schien wissen zu wollen, wie weit meine Liebe zu Helenen ging und wo der schwache Punct war, auf den sie ihre ferneren Angriffe richten konnte. Und leider muß ich bekennen, daß die Worte Julien's keineswegs ohne Eindruck auf mich geblieben waren. Leider stand das, was sie sagte, zu sehr in Einklang mit demjenigen, was ich mir selber vorgehalten hatte, ehe es noch zu einer Erklärung zwischen Helenen und mir kam, daß ich nicht ohne heimliche Furcht an die relative Wahrheit dieser Prophezeiung dachte.

„Ich muß Ihnen im gewissen Sinne Recht geben", sagte ich, da ich fühlte, daß ich nicht ferner schweigen durfte, um den Eindruck sich nicht noch mehr vertiefen zu lassen. „Aber Eines, Fräulein Julie, unterschätzen Sie doch: in Einem haben Sie Helene falsch beurtheilt. Wenn sie auch keine heroische Natur sein mag, welche dem aufwärtsstrebenden Manne auch dort an der Seite bleibt, wo das gewöhnliche Weib nicht hinzufolgen vermag,

wenn sie auch alleinstehend den Wechselfällen des Lebens und der Laune preisgegeben sein mag, so hat doch die Liebe eine große Macht über sie. Glauben Sie mir", fügte ich mit einem Anflug von Begeisterung hinzu, „die Liebe des Weibes ist eine große Macht. Sie kann Schönheit, Geist, Koketterie, Grazie, Alles ersetzen; denn sie ist dieses Alles in Einem. Und nur die Liebe ist es, deren der Mann bedarf. Nur in der Liebe des Weibes findet der Mann den Ruhepunct, den ihm weder sein eigenes Streben, noch äußerer Erfolg, noch Freundschaft oder Weltlust zu bieten vermag."

Im Eifer der Rede war ich aufgesprungen und hatte eine Stellung angenommen, wie sie mir aus meinen Zimmerstudien geläufig war, in die ich häufig die Declamation eines Shakespeare'schen Monologs oder einer Demosthenischen Rede mischte. Ein Blick in den Spiegel zeigte mir ein erhitztes Gesicht, fliegende Haare und einen unstäten, mit wildem Trotz umherirrenden Blick.

„Sehr schön!" applaudirte Julie. „Sie haben Talent zum Schauspieler und zum Redner. Da Sie aber keines von beiden werden wollen, sondern ein Mann der Praxis, ein Arzt, für den kaltes Blut und eine sichere Hand eine große Hauptsache sind, so müssen Sie sich vor derartigen Erhitzungen, die Ihren Patienten gefährlich werden könnten, in Acht nehmen."

„Sie spotten, Julie!" rief ich mit überquellender Bitterkeit. „Was ist das für ein Arzt, der nur den äußeren Menschen behandelt! Ein elender Stümper, ein Quacksalber, der ein Uhrwerk aufziehen, aber nicht den kleinsten Schaden an einem Kunstwerk repariren kann. Und wie oft ist es der Geist, der die Materie krank macht! Nein, mein verehrtes Fräulein, ich habe einen andern Begriff von meiner Kunst. Geschickte Chirurgen giebt es in unserer Zeit genug. Aber es fehlt an solchen Aerzten, die tief in das Seelenleben des Menschen eindringen und hier den Ursprung aller jener chronischen Uebel suchen, welche die Gesundheit an der Wurzel erfassen und die man mit Diätvorschriften und einem Stückchen Baumrinde oder Krautwurzel heilen zu können glaubt."

Diesmal lächelte Julie nicht. Sie klatschte auch nicht Beifall. Ein nachdenklicher, fast trauriger Zug hatte sich wie ein Schleier über ihr Antlitz gelegt und, als sie zu mir aufblickte, glaubte ich Thränen in ihren Augen zu bemerken.

„Vortrefflich, lieber Freund!" sagte sie langsam. „Ganz vortrefflich. Jetzt haben Sie nicht nur geredet, sondern auch wirklich etwas gesagt. Aber — wohin sind wir im Eifer des Gesprächs gekommen?! Sie ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren wollen mich, die ich bereits Tanzstunde hatte, als Sie noch mit der Conjugation des Zeitworts aimer sich abquälten, über den wahren Werth der weiblichen Natur belehren. Sie wollen mir sagen, was Liebe ist. — Otto", diesmal legte sie ihre Hand und nicht den Fächer auf meinen Arm und sah mich mit einer wahrhaft rührenden Aufrichtigkeit an — „Sie wissen nicht, was Sie sprechen. Ich will Ihnen das Geheimniß verrathen, aber Sie müssen mir deswegen nicht böse sein. Denn ich begehe damit einen Verrath an meinem ganzen Geschlecht. Da derselbe aber auch mich betrifft, so werden Sie hoffentlich meine Uneigennützigkeit nicht in Zweifel ziehen. Die Liebe, wie Sie dieselbe verstehen, ist ein Rausch, und daher etwas sehr Gewöhnliches. Wie Sie wissen werden, sind die gemeinen Leute am häufigsten in diesem Zustande. Für den höheren Geist ist die Liebe nur eine Station, die er im Fluge pas-

Digitized by Google

sirt. Will er länger dort verweilen, so wird er sehr bald nach einer andern Zerstreuung suchen müssen. Denn, mein bester Herr Amoroso, Ihre vielgepriesene Liebe, von der Sie sich eine so große Wirkung auf Helenen's schwaches Gemüth versprechen, ist im Grunde ein sehr langweiliges Ding, womit man, wenn der Rausch verflogen ist, keinen Hund vom Ofen locken kann."

Ein kalter Zugwind strich über mein Gesicht. Ich blickte auf. Das Wetter hatte sich mit einem Schlage völlig verändert. Der Sturm hatte das Fenster aufgestoßen, mit lautem Geprassel fiel der Regen herein und benetzte die beiden schönen Bronceſiguren, welche auf der Etagère neben dem Spiegel standen. Ich erhob mich, um Abschied zu nehmen.

Der Zweck meines Kommens war in gewissem Sinne erfüllt. Ich nahm die Ueberzeugung mit fort, daß Julie nicht, wie ich annahm, aus einem niedrigen Rachegefühl, sondern aus wirklichem Pflichtbewußtsein unsere Trennung beabsichtigte. Aber ebenso gewiß war mir auch, daß diese Trennung nur mit dem Willen Derjenigen geschehen konnte, der ich mein Wort gegeben hatte. Und zwar mußte sie selbst, im Zustande völliger Freiheit, unbeeinflußt durch irgend ein Drittes, mir ihren Willen erklären. Nur so war es möglich, daß Julie mit der Definition, womit sie meine Empfindung widerlegen wollte, Recht haben konnte.

Aber ich sprach es nicht aus, was ich dachte. Fühlte ich doch, daß wir uns in diesem Puncte nie verstehen würden, daß sie, die Kluge, die Ueberlegende vielleicht Recht behalten würde. Recht mit dem Wort! Ob mit der That, wer wollte das entscheiden. Ich hatte während dieser kurzen halben Stunde, welche mir einen Einblick in ein bisher völlig verkanntes Gemüth gestattete, viel Neues erfahren, viel gelernt und manches vergessen. Aber auf dem Grunde meiner Seele stand mit klaren, unverlöschlichen Zügen der Name: „Helene", und so war dies auch das Abschiedswort, das ich an Julie richtete: „Grüßen Sie meine liebe Braut Helene."

Julie hielt die Hand fest, die ich ihr zum Abschied gereicht hatte.

„Otto", sagte sie dringender, „Ich kann Sie so nicht fortlassen. Ich weiß, ich ahne, was Sie vorhaben. Versprechen Sie mir, nicht eher etwas zu unternehmen, als bis ich nochmals mit meinem Bräutigam, mit dem Lieutenant gesprochen habe —"

In diesem Augenblick ging eine Thür. Eine Gestalt flatterte herein, eine weiße, zarte Gestalt. Eine süße Stimme rief meinen Namen. Zwei weiche, volle Arme schlangen sich um meinen Nacken; ich fühlte den Kuß ihrer warmen Lippen, den Druck ihres schwellenden Busens, ich hielt die Elfengestalt in meinen Armen und empfand den electrischen Schlag ihres zauberisch pulsirenden Lebens.

„Ich lasse Dich nie und nimmer", flüsterte sie, nur mir vernehmbar; „ich bleibe Dir treu. Traue Niemand, am wenigsten meiner Schwester. Es wird noch Alles gut werden."

„Helene!" rief eine scharfe, schneidende Stimme, „wie kommst Du hierher! Was willst Du?"

Sie löste sich sanft von mir los. Julie stand mit drohender Geberde vor uns.

„Bedenke, Helene", rief sie und hob die Hand wie zu einem Schwur, „was Du gelobt hast!!!"

Die zarte Gestalt zitterte und bebte wie die junge Fichte im Winter-

Digitized by Google

sturm. Aber es war nur ein vorübergehender Schreck, der sie erfaßte. Im gleichen Augenblick hatte sie sich schon wieder gefaßt. Alle Furcht, alle Demuth war aus ihren Zügen gewichen.

„Nichts habe ich gelobt", rief sie, die Arme von sich werfend. „Man hat mich verkauft an einen Unbekannten; man hat mit meinen heiligsten Rechten ein freventliches Spiel getrieben, um elender Geschäftsinteressen willen. Aber jetzt, wo ich zum Bewußtsein meiner Rechte erwacht bin, zerreiße ich diesen Vertrag. Ihm gehöre ich; nur mit seiner Bewilligung kann und werde ich in die alte Gefangenschaft zurückkehren."

Schluchzend warf sie sich an meine Brust. Die übermäßige Anspannung löste sich in einem Thränenstrom. Auch mir begannen die Augen feucht zu werden. Gewaltsam kämpfte ich diese Schwäche nieder; „kaltes Blut und eine sichere Hand", ich bedurfte sie für den morgenden Tag. Und selbst wenn dieser glücklich verlief, wer wußte, was uns dann noch bevorstand. Helene schien mein Schweigen falsch zu deuten. Sie richtete den Kopf in die Höhe und sah mich mit angstvollen Blicken an.

„Was ist Dir, Geliebter? Du sprichst nicht? Du antwortest mir nicht? Du willst mich doch nicht verlassen?"

„Verlassen muß ich Dich", erwiederte ich, mit Aufbietung aller meiner Kräfte mich zur Ruhe zwingend. „Aber nur auf kurze Zeit. Ich habe eine dringende Reise vor, die mich vielleicht auf einige Wochen von dieser Stadt fern halten wird. Sollte es mir nicht möglich sein, Dir während dieser Zeit directe Nachricht zukommen zu lassen, so beunruhige Dich nicht. Du wirst von anderer Seite erfahren, wie es mir geht."

Ich hatte schon zu viel gesagt. Eine namenlose Angst malte sich auf ihren Zügen. Sie faßte die Schulter ihrer Schwester, die mit über der Brust gekreuzten Armen am Fenster stand und finstern Blickes in das stürmende Wetter hinaussah.

„Es geht hier etwas vor", rief sie. „Ihr verbergt mir Etwas. O, ich sehe es Euch an, Ihr plant ein Fürchterliches. Julie, Schwester, habe Erbarmen mit mir. Sage mir, was es ist. Was soll geschehen? Verreisen will er? — Es ist nicht wahr. Er will sich schlagen. Aber mit wem? O, mein Gott! Mit wem?!"

Ihr Jammerton zerriß mir das Herz. Ich mußte mich abwenden, um nicht weich zu werden. Ein neuer Schrei machte mir das Blut in den Adern gerinnen. Hatte Julie das Geheimniß verrathen?! Hatte sie den Namen genannt?! Ich weiß es nicht; ich habe es nie erfahren können — Julie stand noch immer mit seitwärts gewandtem Antlitz unbeweglich wie eine Marmorstatue. Helene lag zu ihren Füßen, das schöne Haupt gegen die Sessellehne gestützt, kaum noch athmend, wie das Opfer des Henkers unter dem Fallbeil.

„Helene! Geliebte! Komme zu Dir! — Es ist ja Alles Lüge, Wahn und Trug. — Wer will uns trennen? Wer wagt es, uns zu trennen? — Ich bin ja bei Dir. Ich bleibe bei Dir! Ich werde nicht verreisen — Julie, o, mein Gott! Helfen Sie mir doch! Seien Sie barmherzig. — Sie stirbt! Sie haben sie gemordet. Mit Ihren Lügen, Ihrem Haß, Ihrer Eifersucht haben Sie sie gemordet."

Ich wußte nicht mehr, was ich sprach. Ich war außer mir. Ich fluchte Julien, fluchte mir selber, daß ich mich als Schwächling gezeigt in dem ersten Kampf, den ich mit den dunklen Mächten des Verhängnisses zu bestehen

Digitized by Google

hatte — mit jenem bankerotten Aberglauben, der sich immer wieder nur auf bankerotte Geister stürzt. — Ich fluchte dem ganzen elenden Menschendasein, das zusammengesetzt ist aus Unnatur, Heuchelei und Kraftlosigkeit; ich fluchte jener lächelnd einschläfernden Gottseligkeit, die sich gerade dann unserer Seele bemächtigt, wenn wir am meisten Veranlassung zum Mißtrauen und zur Wachsamkeit hatten. Ich riß ihr die Maske ab und zeigte ihr die jesuitische Statue ihrer wahren Fratze.

Julie stand hochaufgerichtet vor der zusammengesunkenen Gestalt. Keine Miene ihres Gesichts bewegte sich, nicht einmal ein Zucken der Wimper deutete auf ein mitfühlendes Herz. Nur bleich, bleich wie der Tod waren ihre Wangen, ihre Augen starrten ins Leere und ein leises Zittern ging durch ihre Stimme, als sie sagte:

„Ich werde mit dem Lieutenant sprechen. Ihr Leben soll geschont werden. Aber einen Denkzettel sollen Sie doch erhalten, der Ihnen einen Strich durch die Rechnung macht. Dafür werde ich sorgen."

Sie rauschte davon, ohne auch nur einen Blick auf ihre Schwester zu werfen. Ich hatte nur die dunkle Empfindung, daß ich sie tödtlich beleidigt hatte und daß sie mir mit gleicher Münze vergelten würde. Ich stand über Helenen gebeugt und lauschte ihren Athemzügen. Sie wurden allmälig regelmäßiger und ruhiger. Endlich schien sie eingeschlafen zu sein. Ich küßte sie auf die Stirn, legte sie sanft auf den Teppich nieder und verließ mit langsamen, fast feierlichen Schritten die Stätte, auf der ich zum letzten Mal Diejenige umarmt hatte, welche sich mir zu eigen gelobt hatte durch die Kraft des Herzens und der Natur, die mir aber fremd und entfremdet bleiben sollte durch den Willen der Menschen und die Feindschaft des Dämons."

Der Doctor machte eine Pause und trank in hastigen Zügen mehrere Gläser des starken Weines hinter einander aus. Der Justizrath sprach kein Wort und rührte sich nicht auf seinem Stuhl. Nur von Zeit zu Zeit brachte er die Cigarre zum Munde und ließ die feinen Rauchwolken langsam an seiner Nasenspitze vorbeiziehen.

„Meine Geschichte ist im Wesentlichen zu Ende", fuhr endlich gelassen der Doctor fort, „der Denkzettel, den mir Fräulein Julie angekündigt hatte, bestand in einer Lähmung des rechten Armes, die ich aus dem Duell mit dem Lieutenant davontrug und die mich zwang, dem Schwure untreu zu werden, den ich einst im kühnen Jugendmuth der Göttin Hygiëa und ihrem besten Freunde, dem olympischen Doctor Aesculap gethan. Sobald ich das Schreiben mit der linken Hand nothdürftig erlernt hatte, nahm ich brieflichen Abschied von meiner verlobten Braut, von der ich inzwischen nichts gesehen und gehört hatte, und blieb noch einige Zeit in Greifswald in der thörichten Erwartung, wenigstens einen Gegengruß der omnipotenten Julie zu erhalten. Nichts erfolgte. Ich wurde todtgeschwiegen. Begreifen Sie nun, Justizrath, warum mich zuweilen Gelüste anwandeln, wie sie vielleicht den Massenmörder Thomas beseelt haben mögen? Denn man mag sagen, was man will: mir war himmelschreiendes Unrecht geschehen. Nimmermehr hätte das Schicksal oder, wenn man es so nennen will, die Vorsehung zugeben dürfen, daß mir die Hand lahm geschossen würde. Wozu ist die Vorsehung sonst da? Oder hat sie so viel zu thun, daß sie sich um den Einzelnen nicht bekümmern kann? Aber dieser Einzelne, ist er nicht eigentlich der wahre und echte Repräsentant der ganzen Menschheit? — Doch die Vorsehung, wenn sie auch viel angegriffen wird, findet stets eine gute Vertheidigung in unserer eigenen

Digitized by Google

Brust. „Thor, der Du warst!“ rief es in mir, als ich den Greifswalder Studenten ausgezogen und mich unter die Berliner hommes de lettres begeben hatte, „jetzt, wo Deine eigentliche Aufgabe begonnen, wo Du sie aus den Klauen der Ungeheuer retten solltest, und wenn dabei nicht nur Deine rechte Hand, sondern Dein ganzes besseres Selbst in ihrem Rachen hängen geblieben wäre, jetzt machst Du Dich zu einem rechten Theaterspitzbuben, der hinter den Coulissen verschwindet, weil er die Polizei fürchtet. Du beklagst Dich über die Vorsehung, die Dir noch einen gesunden Arm und ein Paar recht gesunde Beine zum Ausreißen gelassen hat.“ Es waren grimmige Worte von Eisen, die ich mir in die eigene Brust schlug. Und ach! Schlimme Thatsachen folgten. Ich hörte, was ich nie hätte vernehmen sollen. Der Professor Helmsdorf, dieser Wurm im Holz der edlen Eissenhardt'schen Familie, hatte sich endlich so tief eingebohrt, daß man sein Ultimatum: „entweder gebt Ihr mir Euer Bestes, die schöne und keusche Helene, zum ewigen Angebinde, oder ich verwandle Euer Haus in einen Trümmerhaufen“, in ernsthafteste Erwägung ziehen mußte. Mit anderen Worten: Eissenhardt hatte seinen Shylock gefunden, und es fehlte an jener Vorsehung, welche wie in dem Shakespeare'schen Stück aus den Wolken herniedersteigt und sich in einen Weiberrock verwandelt, um den bedrängten Christen durch eine Hinterthür des Gesetzes entschlüpfen zu lassen. Eissenhardt gab, um nicht Alles zu verlieren, sein theuerstes Kleinod daran. Helene wurde das Opferlamm der Familie. Zwar leistete sie bis zum letzten freien Athemzuge Widerstand und erklärte, lieber betteln gehen zu wollen, als das Bett eines Schurken zu theilen. Da kam mein unglücklicher Brief, der sie an sich selbst irre machen mußte, da er voller Bitterkeit und Vorwürfe war. „Was habe ich denn verbrochen, daß auch er mir wehe thut!?“ Ihre Kraft war gebrochen und man wartete nicht ab, bis sie vielleicht einen andern, kühnern Entschluß gefaßt hätte. Man schleppte die Willenlose vor den Altar: der Priester sprach seinen Segen darüber; sie fühlte eine dürre Knochenhand die ihrige umspannen, sie empfand den Wolfsblick seiner kleinen, heißhungrigen Augen, sie hörte den röchelnden Athem seiner von wilder Begierde zerwühlten Brust und bald darauf fühlte sie nichts mehr. Ohnmächtig trug man sie in die Hochzeitskutsche. Ob sie jemals aus dieser Ohnmacht erwacht ist, habe ich nie erfahren können. Drei Monate darauf, nachdem die Hochzeit stattgefunden, war sie von allen irdischen Leiden erlöst. Der Allerbarmer hatte sie in seine Arme genommen.“

Schnell trank der Doctor den Rest seines Glases aus, nahm Hut und Stock und stürzte aus dem Local, ohne dem Geheimrath auch nur die Hand zum Abschied zu reichen. Sie hatten sich Beide zum letzten Mal gesehen. Wenige Tage später las man in den Berliner Zeitungen: „Der als Kunstkritiker und Redacteur des Feuilletons der N.-Zeitung in weitesten Kreisen bekannte Dr. Falten ist am Morgen des 1. März in seiner Wohnung todt aufgefunden worden. Es scheint ein Selbstmord durch Vergiftung vorzuliegen. Die literarische Verlassenschaft des Verstorbenen ist dem Geheimen Justizrath Wulfert ausgehändigt.“

Unter dieser Verlassenschaft fand sich das folgende Manuscript, welches der Justizrath im engern Kreise der Falten'schen Freunde mittheilte und wovon er dem Herausgeber eine Abschrift zu nehmen gütigst gestattete.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Hofleben im Exil.

Nach den Papieren eines Verschollenen.

Herausgegeben von Ritter S. v. O.

Vorwort.

„Ein Hofleben im Exil" enthält eine episodenhafte Darstellung von Begebenheiten und Situationen, welche den hannöver'schen Hof berühren und den Zeitraum von 1867 bis 1870 umfassen.

Der Autor derselben hat durchaus keinerlei, weder politische noch persönliche Tendenzen dabei verfolgt, sondern sich lediglich von dem Gedanken leiten lassen, einen hochinteressanten Stoff, den er theils aus bekannten historischen Thatsachen, theils aus Aufzeichnungen, die er in den Papieren eines Verschollenen vorgefunden, und aus eigenen Beobachtungen und Wahrnehmungen gesammelt hatte, in flüchtigen Skizzen dem lesenden Publicum nicht vorenthalten zu sollen.

Obgleich die einzelnen Kapitel in ihrer Zusammenstellung eher den Eindruck eines Quodlibets machen, das die nothwendige Abrundung einer fortlaufenden Erzählung vermissen läßt, so stehen sie gleichwohl in einem historischen und chronologischen Zusammenhange durch die Person des Regierungsrathes, der, in den Vordergrund gestellt, von dem Autor als Hauptfigur gewählt wurde, um mit dessen Entfernung vom Hofe den Abschluß dieser Schilderungen zu rechtfertigen.

Wenn der Autor die Meisten der in den kleinen Erzählungen handelnden Personen mit ihrem wahren Namen angeführt hat, so that er es in seiner Bescheidenheit in dem unverkennbaren Bewußtsein, Niemand von Allen, welche heute noch in der Gesellschaft Anspruch auf allgemeine Achtung erheben können, zu nahe getreten zu sein oder irgend eine Indiscretion damit begangen zu haben. Dahingegen wo Personen und Oertlichkeiten nicht mit ihren wahren Namen genannt sind, glaubte der Autor, und mit Recht, größeres Interesse dadurch zu erwecken, daß er dem Drange des Lesers, Mysteriöses selbst zu errathen, absichtlich einen größern Spielraum gewährte.

Der Herausgeber.

Erstes Kapitel.

Ein Sommertag.

Das Jahr 1866 war vorübergegangen, jenes welterschütternde Jahr, das blutige Ströme fließen ließ und Kronen zerbrach, wie morsches Holz. Ein eisiger Windhauch hatte über die Länder deutscher Nation geweht; ein zur Nothwendigkeit gewordener, kurzer aber blutiger Krieg hatte die Existenz von Tausenden vernichtet, hatte Elend als reichliche Saat ausgestreut und in seinem orkanartigen Wirbeln die erbliche Krone herabgerissen von manchem gefürsteten Haupte.

Die entthronten Herrscher flüchteten in befreundete Staaten, begleitet von ihren intimsten und vertrautesten Freunden und einem mehr oder weniger großen Anhang von Dienern, in deren Ergebenheit sie keinen Zweifel setzten.

Einer dieser Entthronten suchte und fand Zuflucht in der alten, deutschen Ostmark, und zu Ende des kurzen Kriegsjahres finden wir ein reizendes bei Wien gelegenes fashionables Dorf zur Residenz dieses gewesenen Herrschers erhoben.

Und alsbald sammelte sich Groß und Klein um dieses Centrum, und

Digitized by Google

wie sie der Welt sagten, daß sie nur zur Bewährung ihrer Treue gegen den angestammten Herrscher hierherkamen, so glaubten sie es eben dieser oberflächlichen Welt leicht verbergen zu können, daß das freundliche Dorf zu einem zweiten Coblenz ausersehen war.

Der Fürst aber spendete Wohlthaten und Gnaden überall, und während ein wenig gerechtfertigter Hochmuth so mancher ihm Nahestehenden Hoch und Gering abstieß, wurde das Dorf doch täglich wohlhabender und der Egoismus der Einwohner kleidete sich sogar zeitweise in das Gewand der Sympathie für das entthronte Königshaus. Der goldführende Pactolus schien aus den Ufern getreten und das Dörflein überschwemmt zu haben. —

Wir sind im Hochsommer des Jahres 1867, jenes Jahres, welches durch seinen reichen Ernteſegen die Verluste des vorhergegangenen so ziemlich deckte, ja fast vergessen ließ. —

In einem hohen, von Säulen getragenen, luftigen Glassalon eines großen Vergnügungslocals dieses Dorfes, einem gewissen Casino, finden wir an kleinen runden Tischen einzelne Gruppen dieser Fremdlinge, den Klängen einer vorzüglichen Militärmusik lauschend. Sie sind bemüht, sich des Lebens Last und Sorge möglichst erträglich zu machen und bei jenem Stadium einer ausgesuchten Mittagsmahlzeit angelangt, wo sich mit dem Genuß eines zuweilen höchst zweifelhaften Moccakaffees öfters eine gewisse geistige wie körperliche Erschlaffung des Menschen zu bemeistern pflegt. Nähern wir uns mit dem unveräußerlichen Recht des Schriftstellers und Historikers einer dieser Gruppen, um durch den Dunstkreis echter Havannacigarren hindurch ihre nähere Bekanntschaft zu machen.

Uns zunächst sitzt ein Herr, beiläufig im Alter von sechsunddreißig Jahren. Seine mittelgroße Figur ist schlank und fein gebaut, die Hand, welche die Cigarre hält, schmal und sorgfältig gepflegt, die hohe, fast zu breite Stirn von kurz gehaltenen, röthlich blonden, sehr spärlichen Haaren bedeckt. Blaue, in ihrem Blick nicht leicht ergründliche Augen, eine feingeschnittene Nase, frische Gesichtsfarbe, spöttisch emporgezogene feine Lippen, von einem rothblonden, sorgsam gepflegten Schnurrbart zum Theil verdeckt und ein spitz zulaufendes, aber doch kräftiges Kinn mit Knebelbart bilden das Ensemble eines auffallend erscheinenden Kopfes, dessen Ausdruck eines gewissen, offenbar von einer erkünstelten Bescheidenheit nur mühsam verborgenen Selbstgefühls nicht ermangelte.

Die Kleidung des interessanten Herrn ist fast von zu ausgesuchter Eleganz und es scheint eine gewisse kokette Absicht darin zu liegen, wie er die zahlreichen Breloques einer kunstvoll gegliederten Uhrkette zur Schau trägt.

Doch sehen wir ab vom Nebensächlichen! Ein flüchtiger Blick auf die denkende Stirn überzeugt uns, daß wir es mit einer geistigen Capacität zu thun haben, und daß dieser Mann es versteht, spielend zu ersetzen, was ihm die gesellschaftlichen Verhältnisse seiner täglichen, hocharistokratischen Umgebung neidisch vorenthalten möchten.

Als kleiner Assessor in einem großen, mit zahlreichen Talenten überflutheten Staate, erkannte Oscar Meding nur zu bald, daß seine bürgerliche Geburt seinem hochfliegenden Ehrgeiz vielfach hinderlich sein müsse. Klug und entschlossen hing er den Assessor an den Nagel, um sich bald darauf in einem secundären Staat als Regierungsrath und Leiter der Preßangelegenheiten anstellen zu lassen.

Wir wollen nicht behaupten, daß diese Stellung ihm genügt habe, aber

Digitized by Google

als erste Stufe betrachtet, kam sie ihm höchst gelegen. Sein Eifer wie sein Talent wurden bemerkt, — sein Wunsch, der höheren Politik näher zu treten, erfüllte sich binnen kurzem. Bald war er die Seele einer Partei, die nur im Anschluß an die damals den Ton angebende Macht das Heil des Landes erblickte, welches den Particularismus über die Einheit des großen Ganzen stellte. — Die von dem Landesfürsten beim Frankfurter Fürstentag eingenommene Haltung war wohl zum großen Theil nur ein Ausfluß der Gedanken unseres kleinen Assessors.

Wir wollen damit nicht gesagt haben, daß er schon in jener Zeit eine maßgebende Stimme bei den Regierungsactionen des secundären Staates besaß, gleichwohl hatte er es schon damals dahingebracht, daß ihm von dem herrschenden Hochadel, dessen Kraft eben in dem Aufrechthalten des Particularismus beruhte, die Fehler, ein Bürgerlicher und Ausländer zu sein, völlig verziehen wurden, indem er den patriarchalisch gesinnten Fürsten nur noch mehr und mehr in jene Richtung zu drängen suchte.

So sah man denn in der Politik dieses wie manchen anderen Mittelstaates ein Hin- und Herschwanken Platz greifen, welches, als die Ereignisse mit zwingender Gewalt zur Entscheidung drängten, den übelberathenen Fürsten wohl auf ein rühmliches Schlachtfeld, aber auch weit hinweg von dem angestammten Lande führte.

Diese Ereignisse waren überraschend schnell hereingebrochen und hatten bis in die weitesten Kreise so betäubend gewirkt, daß wohl mehr als eine große Elasticität des Geistes dazu gehörte, wenn man — besonders nach der Nichtannahme eines eigenhändigen Schreibens des Fürsten an seinen Gegner — sich noch den Illusionen einer friedlichen Restitution hingegeben hätte.

Es waren die Tage von Regensburg und Linz — Tage gerechten Zweifels und leiser Hoffnungen — welche mit dem Eintritt der Minister in die Mauern der Hauptstadt des östlichen Kaiserstaates zu der Ueberzeugung führen mußten, daß die Würfel gefallen seien und nur dann wieder zu Gunsten der entthronten Dynastie sich wenden könnten, wenn diese es verstünde, dem Gegner so mächtige Feinde zu schaffen, daß er seinerseits in eine Lage gebracht würde, welche der jetzigen des vertriebenen Fürsten nicht unähnlich sein dürfte.

Die Vorbedingungen dazu waren gegeben. Zwei Großmächte waren durch die Erfolge des Jahres 1866 gedemüthigt, viele andere Fürsten sahen sich in ihrer Eitelkeit schwer verletzt und die liberale Partei im großen Vaterlande erkannte, daß ihre Hoffnungen auf Jahrzehnte vertagt werden müßten, wenn der neugeschaffene Zustand der Dinge auf die Dauer von Bestand sein solle. —

Aus dieser Erkenntniß gingen alle jene Staatsschriften und Proteste an die Völker wie an die europäischen Großmächte hervor; — aus ihr entwickelte sich jener heimliche Krieg der Unterthanen des nun zu einer bloßen Provinz gewordenen Landes, ein Krieg, der sich in den tausenderlei Hindernissen bekundete, die den Eroberern, scheinbar unabsichtlich, überall bereitet wurden. Ebenso entsprangen aus dieser Anschauung die Vorbereitungen zu heimlichen Rüstungen, sowie heftige Fehden in der Tagesliteratur, — selbst die Bildung einer Legion von Emigrirten ganz nahe an den Landesgrenzen. — Parallel mit allen diesen Vorbereitungen aber gingen die rastlosen Versuche bei allen Mächten umher, um sich ihres guten Willens zu versichern, — ging das unausgesetzte Streben dahin, die Möglichkeit eines Conflictes zwischen dem

Digitized by Google

blutig gehaßten Gegner und den zwei meistbetheiligten Großmächten im Stillen herbeizuführen. —

Der freundliche Leser möge uns diese Abschweifung verzeihen, denn nur durch sie glauben wir einen allgemeinen Ueberblick über die rastlose Thätigkeit geben zu können, in welcher der Winter 1866/67 und das folgende Frühjahr für unseren Regierungsrath dahinging. Es kann mit vollem Recht behauptet werden, daß Meding die Seele der gesammten welfischen Widerstandspolitik in jener Zeit gewesen und daß alle jene Schritte zur Durchführung einer damals noch als möglich gedachten Restauration nur seiner unerschöpflichen Begabung in der Auffindung stets neuer Mittel und stets neuer Werkzeuge aus allen Classen der menschlichen Gesellschaft zu verdanken waren.

So war sein Einfluß bald derart gewachsen, daß man in ihm den rasch gestiegenen Emporkömmling völlig zu vergessen schien und daß er in diesem Augenblick mit der Vertretung des entthronten Fürsten bei dem Regenten der damals tonangebenden Continentalmacht betraut worden war und sich gegenwärtig infolge einer Berufung zur persönlichen Berichterstattung nur auf kurze Zeit am Hofe seines Herrn und Gebieters aufhielt. —

Neben dem vielleicht nicht ohne Absicht etwas eingehender geschilderten, nachlässig in einem Gartenfauteuil zurückgelehnten Regierungsrath, dessen Hauptgedanken anscheinend auf die Prüfung seiner wohlgepflegten Fingernägel, seiner Cigarre oder seiner Breloques gerichtet waren, sehen wir, im lebhaften Gespräch mit demselben, einen etwas älteren, untersetzten Herrn mit auffallend breiten und hohen Schultern, sowie etwas stark gewölbtem, kräftigem Rückenbau. Auf dem kurzen Nacken ruht ein unverhältnißmäßig großer Kopf mit einer breiten, beinahe viereckigen Stirn, dem ein eher unschönes Gesicht mit einem scharf ausgesprochenen Kinn und feinen, festgeschlossenen Lippen den Ausdruck der Klugheit und entschiedener Ausdauer verlieh. Wer doch diese kleinen, unruhigen Augen ergründen könnte! Doch sie sind durch eine goldene Brille geschützt und entziehen sich somit leichter einer schärferen und eindringenden Beobachtung.

Der Geschilderte ist Dr. Lex, Geheimsecretär des Fürsten. Von seinen weiten Reisen in transatlantischen Ländern brachte er einen Schatz von Erfahrungen und besonders von tieferer Menschenkenntniß mit heim und, nachdem er sich in seiner jetzigen, so einflußreichen amtlichen Stellung erst einmal festgesetzt hatte, wußte er in dem Fürsten sowohl die Vaterliebe, als auch die Eitelkeit des Componisten bald mit einem so großen Geschick auszubeuten, daß er eine nahezu unerschütterliche Gewalt in Händen hatte. Wir brauchen wohl nicht zu erwähnen, daß es auch an diesem Hofe, wie allerwärts, Parteien gab, von denen die eine die andere aus der Gunst der hohen Herrschaften zu verdrängen suchte; was aber auffallend blieb, war die Erscheinung, daß die augenblicklich siegreiche Partei sich jedesmal an unseren Geheimsecretär anzulehnen trachtete und er stets der Mann der Situation war.

Und man sagt, daß er den jedesmaligen Siegern nur selten und mit geringen Ausnahmen diesen Stützpunct entzogen habe.

„Ich glaube auch", wendete sich soeben der Geheimsecretär verbindlich, aber in halblautem, gedämpftem Tone gegen Meding, „daß das Aufsehen, welches diese leidige Angelegenheit gemacht, schlecht dazu angethan ist, die Sympathien für uns hier zu Lande zu steigern, um so mehr, als der Erschossene nach meiner Ansicht sich nur für die Ehre der Familie opferte. Außerdem kommt uns aber die Sache in diesem Augenblick doppelt unge-

Digitized by Google

legen, da wir wegen der Werbungen, wie auch wegen der Paß-Blankette gerade jetzt des guten Willens der hiesigen Behörden mehr denn je bedürfen."

„Wenn Sie die Angelegenheit von diesem Gesichtspunct aus betrachten", entgegnete Meding ebenso leise und mit einem flüchtigen Blick auf einen dritten, links von ihm sitzenden Herrn, „so mögen Sie zum Theil Recht haben. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß dieses Duell nicht blos vom Standpunct der beiden Betheiligten zu einer unabweisbaren Nothwendigkeit geworden war, sondern vielmehr die Frage dadurch entschieden wurde, ob die Seitenverwandten des Fürsten oder die Partei der Frau Oberhofmeisterin am Ruder bleibt. Aber ich glaube auch ferner, daß man selbst der ungünstigsten Lage noch Vortheile abzugewinnen im Stande sei, daß wir also z. B. in diesem Falle dem Lande, in dem wir uns augenblicklich aufhalten, durchaus keinerlei Rechnung zu tragen brauchen, indem wir zeigen, was wir wagen können, und dies scheint mir denn auch geschehen zu sein — oder ist's nicht so? Und wenn es nicht an dem wäre — was weiter? Die Paßangelegenheit darf uns nicht ängstigen, ein halbes Dutzend Ordenskreuze unter diesen eitlen und ehrsüchtigen Beamtenstand vertheilt, werden Wunder wirken; denken Sie an mich! — Schlimmer sieht es mit unseren chiffrirten Telegrammen aus, das ist ein harter Schlag, da wir dabei das Wichtigste — unsere Zeit — verlieren. Meine Verbindung von Paris mit hier auf das geringste Zeitmaß zu beschränken, habe ich doch von allem Anfang an als unabweisliche Bedingung hingestellt. Ich werde einen harten Stand am Ballhausplatze haben, wenn es unserm Minister nicht gelingt, dem Herzog in der Herrengasse begreiflich zu machen, daß er das Interesse seines Fürsten fördert, wenn er unsere Depeschen an sich adressiren läßt."

„Ihre Idee", erwiederte Lex, „scheint gut und werde ich nicht verfehlen, unseren allergnädigsten Herrn und Gebieter darauf vorzubereiten, damit er dieselbe als seinen Gedanken unserem Minister ans Herz lege. Doch erlauben Sie mir vorher noch eine Frage; sie betrifft unser von Ihnen dort gegründetes Blatt, und da will es mir denn scheinen, daß dasselbe gleich von vorn herein, wie man sagt, ein wenig zu stark in's Zeug ging. Der Superlativ läßt keine Steigerung zu und außerdem könnte er auch unseren dortigen Freunden am Ende unbequem werden. Unsere sogenannten Correspondenzen können sich, wie auch die von uns besoldeten hiesigen Blätter und die Organe der deutschen Publicistik, darin schon mehr herausnehmen, wohingegen die mit unserm Geld gegründete „Situation" auch unser finanzielles Interesse zu wahren hat, und da meine ich, daß der fortwährend wiederkehrende Superlativ dazu denn doch nicht recht angethan ist."

Das Gespräch war gegen das Ende unwillkürlich lauter geführt worden und hatte die Aufmerksamkeit eines dritten gegenüber sitzenden Herrn erregt, dessen wasserblaue, lauernde, schiefgeschlitzte Augen, sowie seine übrige Gesichtsbildung uns in Versuchung führen könnten, ihn als einen Sprößling der mongolischen Race zu bezeichnen. Es ist ein hochgewachsener, ungefähr vierzigjähriger Herr, dessen stets sichtbare, innere Aufregung, sagen wir lieber dessen fieberhafte Unruhe in fortwährendem Kampfe mit seinem Bestreben zu stehen scheint, sich eine gewisse, wie er glaubt, staatsmännische Haltung zu geben. Es ist Assessor Elster, der von Lex und Meding aus den niederen Verwaltungskreisen emporgezogen wurde und nun die Geschäfte eines Hofzahlmeisters versah.

„Gehen Sie mir doch mit Ihrem Journale, Meding!" mischte er sich

Digitized by Google

in trivialem Tone in die Unterhaltung. „So viel Mühe ich mir auch gebe, die Nützlichkeit desselben einzusehen, so wenig komme ich dabei zu einem günstigen Resultat. Das Haupterforderniß für ein Blatt sind die Abonnenten; ein Blatt darf nicht blos zehren, es muß auch nähren, und das thut die „Situation" nicht, trotz ihres nunmehr dreimonatlichen Bestehens. Nehmen wir aber auch an, daß es der Fall wäre, so macht eine Schwalbe noch keinen Sommer und ein Journal keine öffentliche Meinung. Ich bleibe nun einmal dabei, daß unser früheres Vorgehen, bereits bestehende und verbreitete Blätter für uns zu interessiren und uns tüchtiger Federn in allen Windrichtungen zu bedienen, bedeutend vorzuziehen war und", fügte er etwas zögernd hinzu, „auch weniger kostete."

„Wenn man Sie so reden hört", erwiederte Meding spöttisch, „so sollte man fast glauben, daß Sie darauf angewiesen wären, von dem Ertrage unseres Journals zu leben. Sie vergessen aber, daß es uns auf ein ansehnliches Geldopfer gar nicht ankommen darf, sobald wir ein Journal als politischen Hebel benöthigen. Glauben Sie mir, wir Alle werden nicht verhungern, wenn die „Situation" selbst das Dreifache von dem verschlingen sollte, was dafür ausgeworfen ist."

„Und dann dürfen Sie nicht aus den Augen lassen", fiel in schnarrendem, etwas wegwerfendem Ton der Vierte aus dieser Gruppe ein, welcher bisher schweigsam und anscheinend achtlos neben Meding seinen verdächtigen Mocca geschlürft hatte, „daß unsere gegenwärtige Lage eine bald vorübergehende ist, daß selbst unsere Gegner sich zur Auszahlung unserer Revenuen von den 21 Millionen bereit zeigen, und daß das, nebst unseren Renten aus der Londoner Bank und der Apanage unseres Monarchen, ein ganz artiges Sümmchen ausmacht, womit wir uns wohl die wenigen Monate, bis wir wieder in die Heimath kommen, werden behelfen können!"

„Nun denn, gar so wenige Monate, lieber Graf, dürften es doch nicht sein", entgegnete Lex, und ein fast unmerklich ironisches Lächeln streifte den so Angeredeten, um verständnißvoll auf Meding zu ruhen.

Graf Alfred-Wedel, der zweite Sohn der Oberhofmeisterin, vor Kurzem erst als Nachfolger seines älteren Bruders, welchem ein Aufsehen erregender Ehrenhandel mit einem sehr nahen Verwandten des Fürsten seine Stellung am Hofe gekostet hatte, zum Schloßhauptmann ernannt, dankte diesen Posten mehr den einflußreichen Beziehungen seiner Familie, als sonstigen hervorragenden Eigenschaften. Ihm galten die Schleichwege der hohen Politik nur als eitler Krimskrams und ebenso, wie er im Verständniß für die Freuden und Genüsse des Lebens den Cavalieren Karl's II. von England sich näherte, so erblickte er auch das Heil des angestammten Herrschers und das Glück seiner eigenen Kaste lediglich in der gewaltsamen Wiedereroberung des Verlorenen durch den Degen. Graf Wedel, eine volle, beinahe zu kräftige Gestalt, die wenig mit den Begriffen harmonirt, welche man der Welt seit Langem als den Typus alles Blaublütigen hinstellt, hatte sich vor wenigen Jahren mit der Tochter eines als sehr reich bekannten Bankiers vermält. Augenblicklich war er Strohwitwer. Man glaubte die Gattin in Petersburg, um bei ihrem noch reicheren Oheim Vereinbarungen wegen Flüssigmachung einiger Capitalien zu treffen, doch wußte man, daß sie ihre Reise mit einem größeren Umwege verbunden habe, da sie zuerst die Gemalin des Fürsten auf ihrem Landsitze, wo diese trotz der Ereignisse zurückgeblieben, aufgesucht hatte. Mit den Verhältnissen näher vertraute Personen flüsterten von gewissen, für

Digitized by Google

Kopenhagen bestimmten Geheimpapieren, deren Unterbringerin die Gräfin sein sollte. Es war ein Geheimniß, das, wie es so oft an den Höfen der Fall ist, Vielen bekannt war.

„Wenngleich ich mehr denn je", fuhr Lex dann fort, „in das Fortschreiten unserer Sache Vertrauen setze, da wir wohl Alle darüber einig sind, daß wir nicht blos die beiden großen Antagonisten unserer Gegner für unsere Zwecke gewinnen wollen, sondern vielmehr auf Medings Rath hin entschlossen sind, uns sogar der heterogensten Elemente, der Kirche und der weitgehendsten Demokratie, zu bedienen, — wenngleich ich, wie gesagt, an unserem endlichen Siege nicht einen Augenblick zweifle, so verkenne ich dennoch nicht, daß unser Weg bis dahin noch ein weiter ist, daß es vieler Geduld und noch größerer Behutsamkeit bedarf, um alle Hindernisse zu beseitigen."

„Ja, ja, wohl bedarf es einer Riesengeduld", fügte Meding hinzu, während er mit der minütiösesten Sorgfalt die Nägel an seinen Fingern bearbeitete, „liegt doch ein guter Theil der uns entgegenstehenden Hindernisse in uns selbst. Widerstreitet doch so manche hochstehende Ansicht unserem wahren Vortheil, und sind doch die fortwährenden Reibungen unter uns selbst, wenn es gilt, sich der Gunst unseres allergnädigsten Herrn zu versichern, schädlicher in ihren Folgen, als man glauben will. Selbst unser sonst so vorsichtiger — —"

„Still!" unterbrach hier der Geheimsecretär warnend den Sprechenden, indem er mit einem bedeutungsvollen Blick gegen den Ausgang in den Garten leise hinzufügte: „Quand on parle du soleil, on voit ses rayons."

Die kleine Gesellschaft erhob sich, um zwei sich dem Tische nähernde Herren zu begrüßen.

Der Eine, ein hochgewachsener, schlanker Mann, im Beginn des reiferen Mannesalters stehend, mit sorgfältig frisirtem, schon hie und da ergrauendem schwarzen Haar und ebenso gefärbtem, steifgedrehten, kleinen Schnurrbart, zeigte in seiner wenn auch nachlässigen Haltung den vornehmen Herrn, sowie die vielleicht allzu jugendliche Kleidung das Bestreben verrieth, den Jahren etwas abzuhandeln. Der kalte, spöttische Blick, welcher oft Diejenigen streifte, mit denen er in Verkehr kam, stand vollkommen im Einklang mit seiner auffallend scharf markirten, wir möchten fast sagen, mephistophelischen Nase. Man hätte sich aber in ihm getäuscht, wenn man von seinem Aeußern auf seinen Charakter geschlossen hätte, denn es lagen bereits nur zu viele Beweise nicht blos von seinem guten Herzen vor, sondern auch dafür, daß er gar oft von Jenen ausgebeutet wurde, die mit ihm in nähere dienstliche Berührung kamen. Es war dies der Graf Platen-Hallermund, gegenwärtig der einzige Minister des Fürsten, dessen Verdrängung aus diesem Vertrauensposten das Ziel eines Theiles der Cavalierspartei bildete und der, gestützt auf seine frühere Stellung als Gesandter an dem Hofe des nun an seinem Fürsten Gastfreundschaft ausübenden Monarchen, in diesem Augenblick mehr als jemals die Nothwendigkeit, ihn auf seinem jetzigen Posten beizubehalten, fühlen zu lassen vermochte.

Sein Begleiter, Legationsrath Victor Rudloff, um einige Jahre jünger als der Minister, entsprach dem Typus völliger Sorglosigkeit und sein Aeußeres kennzeichnete diesen Charakterzug. Es hieß von ihm, daß er ein tüchtiger Bureauarbeiter sei, aber auch, daß er außer der Zeit mehr als gewöhnlich den Genüssen der Tafel sowohl, wie den Freuden der Welt huldige und dadurch seinen Landsleuten vielfache Verlegenheiten bereite.

Digitized by Google

„Was bringen Excellenz uns für Nachrichten von Sr. Majestät?“ redete nach der ersten Begrüßung Graf Wedel den Minister an.

„Nicht die besten, meine Herren, — bedeutende Verstimmung! Doch kam ich absichtlich hierher, um Sie Alle zu sehen und zu informiren. — Majestät sind noch sehr erregt über den Ausgang des neulichen Zweikampfes, welcher dem allerhöchsten Herrn nicht blos den Neffen, sondern auch den Ueberlebenden kostete. In der Lage unseres Fürsten trennt man sich ungern von treubewährten Dienern. Und doch, als echter Edelmann — und das sage ich Ihnen, Herr Graf, zum Trost für Ihren Bruder“, schaltete der Minister ein, „hat der König nur zu sehr die unabweisliche Nothwendigkeit dieses Duells eingesehen. Sie dürfen Ihrem Bruder schreiben, daß, so schmerzlich Sr. Majestät der Verlust allerhöchstihres Neffen gewesen, es dieselbe fast ebenso schmerze, Ihren Bruder nicht in ihrer Nähe behalten zu können. Unsere Lage erheische aber Rücksichten, denen Se. Majestät Rechnung zu tragen nicht umhin könne. Die Angelegenheit bezüglich unserer Legion in Holland trägt auch nicht dazu bei, die Verstimmung zu mildern, um so mehr, als die letzten Berichte des dortigen Ministerresidenten, meines Neffen, uns eine größere Widerstandskraft bei der Regierung dieser Kaufleute, unseren Gegnern gegenüber, voraussetzen ließen. Doch ist die Angelegenheit soweit geregelt, daß unsere Legionäre nach Frankreich und nach der Schweiz dirigirt wurden. Legen Sie mir, lieber Meding“, wendete er sich dann an diesen, „noch heute Ihren Entwurf unseres Protestes an die Großmächte vor, dessen Druck — Dank Ihrem Schützling, dem Grafen Reymonti — der wackere Holzinger übernehmen will. Zu Ihrem Aufenthalte hier sind Ihnen nur noch wenige Stunden gegönnt; der Herzog Gramont reist morgen Nachmittag nach Paris und Sie müssen ihn in seinem Gefolge begleiten. Es ist dies um so mehr geboten, als es nicht bloß Ihrer eigenen Sicherheit wegen geschehen soll. Auch die Wichtigkeit der von Ihnen zu überbringenden Entwürfe und Vorschläge erheischt es, damit sie nicht durch unsere Sorglosigkeit gar Herrn Stieber in die Hände fallen, was wir vermeiden, wenn Sie in Gesellschaft des Botschafters die Reise machen. Hauptmann Düring begleitet Sie bis Straßburg mit den nöthigen Mitteln versehen, um die von den Herren Schweizern verlangte Caution für die Verpflegung unserer dortigen Legionäre in Bern zu übergeben. Sie, lieber Zahlmeister“, sagte der Minister, an Assessor Elster herantretend, „wollen sogleich den Herrn Legationsrath Rudloff zum Bankhause Weißenwehr Söhne in die Residenz begleiten, um den Betrag der Wechsel unseres treuen Bankiers Ehwald, welche heute einliefen und bei Sicht auf 265,000 Thaler lauten, zu erheben und in französisches Geld umzusetzen. Diese Summe übergeben Sie nebst der von mir unterschriebenen Instruction über ihre Verwendung an Hauptmann Düring, welcher davon 400,000 Francs in Bern als Caution hinterlegt, den Rest aber nach der Vorschrift über die weitere Vertheilung an Hauptmann Parvel in Basel und an Hauptmann Hartwig in Meaux für die Verpflegung unserer Leute verabfolgen wird. — Wenn wir dann noch Zeit finden, können wir ein Project eines gewissen Winter von hier bezüglich unserer eventuellen Anleihe von 4 Millionen besprechen, worüber dieser Herr uns die Vorschläge eines hiesigen Consortiums vorgelegt hat. Die bevorstehende Entrevue der beiden Monarchen, welche, wie ich höre, in Salzburg stattfinden soll, dürfte uns dann den Anlaß zu einer Entscheidung bieten. Sie aber, lieber Geheimsecretär, begleiten mich wohl eine Strecke; ich habe etwas mit Ihnen allein zu reden.“ Und indem er sich

Digitized by Google

zu Rudloff und Elster wendete, fügte er hinzu: „Und nun beeilen Sie sich, denn man erwartet Sie vor sechs Uhr in der Stadt", zu Meding aber sagte er mit einem freundlichen Lächeln: „Es ist mir leid, daß Sie heute wahrscheinlich auf den Besuch des Vorstadttheaters werden verzichten müssen, doch hoffe ich, daß Sie deshalb mit der hübschen Soubrette in keinen Conflict gerathen. — Nun aber, meine Herren", schloß er grüßend, „an unsere Arbeit!"

Fast eiligen Schrittes entfernte sich der Minister mit dem Geheimsecretär, während Rudloff und Elster sich gleichfalls beeilten, dem erhaltenen Auftrage nachzukommen. Die beiden Zurückbleibenden sahen einander mit gemischten Empfindungen an, und wenn auch Graf Wedel bezüglich des Einflusses seiner Familie auf den Fürsten beruhigt schien, so war ihm doch die Nennung des Namens Reymonti, eines Freundes und uneigennützigen Helfers von Meding, doch mehr als unangenehm aufgefallen, denn auch er gehörte zu jenen kleinstaatlichen Egoisten, welche Ausländern nur mit Mißtrauen entgegenkommen. — Medings Mißvergnügen aber war dadurch erregt, weil er sich in seinen gewohnten Zerstreuungen und Vergnügungen gestört sah.

„Aber sagen Sie mir doch, lieber Meding", begann Wedel nach einer Pause, „was Sie eigentlich an dem Grafen Reymonti für einen Narren gefressen haben? Was sollen wir mit all' den Fremden, die uns doch nur ausbeuten, um uns schließlich zu verrathen?"

Meding lächelte.

„Mein lieber Graf, mir scheint, daß Sie diesen Herrn falsch beurtheilen. Ich, der ich ihn Jahre lang kenne, bin seiner Loyalität sicher, und dann vergessen Sie die wesentlichen Dienste nicht, welche er uns seit unserem Hiersein bereits geleistet hat. Nur durch ihn wurden wir hier bei den Redactionen der verschiedenen Tagesblätter eingeführt, und nur durch ihn wurde unsere Verbindung mit den Hervorragendsten derselben ermöglicht, und zwar mit fast lächerlich geringem Kostenaufwand. Vergessen Sie ferner nicht, was er bei der Veröffentlichung unserer großen Staatsschrift leistete, die ohne ihn nie und nimmer eine solche Verbreitung erlangt hätte. Dabei ist er sehr uneigennützig, und wenn er auch für seine Wirksamkeit irgend eine äußere Anerkennung erwartet, so ist er doch eine viel zu loyale Natur, als das er fähig wäre — Nein! lassen Sie mich so etwas gar nicht denken, geschweige denn aussprechen." — Und indem er plötzlich von seinem Sitze emporschnellte, fügte er, mit einen Blick auf die Fahrstraße hinzu: „Ah! da ist ja die hübsche Badenfeld! Wo kommt die wieder her? Lassen Sie uns sehen, wohin sie fährt; begleiten Sie mich!"

Und ohne eine Antwort abzuwarten, eilte Meding aus dem Garten dem Wagen der Dame nach, welche nicht blos für eine Freundin des Geheimsecretärs, sondern auch für einen seiner eifrigsten Agenten galt. — — —

Zweites Kapitel.

Ein Abend bei der Fürstin.

Die Fürstin war so eben aus ihrem alten Lande, dem sie bisher treu geblieben, das sie jedoch, von der neuen Regierung veranlaßt, verlassen, zu ihrem Gemal zurückgekehrt.

Das Galadiner war beendet; das Fürstenpaar hatte sich in liebens-

Digitized by Google

würdiger Herablassung gegen seine Gäste erschöpft und der hierauf abgehaltene Cercle, während dessen der Kaffee präsentirt wurde, hatte nicht minder Gelegenheit geboten, manchen großen und kleinen Eitelkeiten etwas Schmeichelhaftes zu sagen

Als der Hof sich zurückzog, um in dem reservirten Parterre des Schloßgartens zu promeniren, wurden die bevorzugteren Persönlichkeiten eingeladen, an diesem Spaziergange Theil zu nehmen, während später ein größerer Thee angesagt war.

Das kleine Schloß, welches die Fürstin mit ihren beiden Töchtern bewohnte, während der Fürst mit dem Erbprinzen nach wie vor in der von uns erwähnten Villa blieb, strahlte heute Abend in glänzender Beleuchtung. Der Thee wurde in dem kleinen Eksalon genommen, welcher gegen den Park hinaus liegt und die prächtige Herbstnacht erlaubte es, daß der würzige Duft der Gartengewächse durch die offengehaltenen Fenster in die Gemächer hereinströmen konnte und so den Genuß erhöhte, welchen die Musik einer im Parke aufgestellten trefflichen Militärcapelle, abwechselnd mit den Chören eines gutgeschulten wackeren Gesangvereines der in den Salons versammelten Gesellschaft bereiteten.

Vor Allen aber war es der Fürst, welcher mit fast andächtiger Stimmung den Klängen deutscher Lieder lauschte, die in seinem Ohre einen so lebhaften Wiederhall fanden. Hatte er doch selbst, bei seiner reichen künstlerischen Begabung und durch ein schweres körperliches Gebrechen mehr auf innere Geistesthätigkeit angewiesen, dem eigenen Schaffensdrange nicht widerstehen können, zu welchem ihn die herrlichen Schöpfungen der drei größten Meister: Hayden, Mozart und Bethoven begeisterten.

So stand er auch jetzt mit erhobenem Haupte auf seinen Geheimsecretär gestützt da und ein Strahl freudiger Erregung zuckte über das blasse, ernste Antlitz, als die Melodie einer seiner eigenen Liedercompisitionen zu ihm heraufstönte. Seine Kinder hatten ihm an dem heutigen Festtage diese Ueberraschung bereitet, die gleichzeitig ebenso seinen Künstlerstolz wie sein empfindungsvolles Gemüth auf das Angenehmste berührte.

Es war ja heute des Fürsten Geburtstag.

In dem Salon, wo eben noch eine lebhafte Conversation, frei von jeder steiferen Etikette geherrscht, wo man gelacht, gescherzt und die Aufmerksamkeit zwischen der Bewunderung der zahlreichen Photographien, Albums, Künstlermappen und der Betrachtung kostbarer Nippsachen getheilt hatte, war plötzlich eine lautlose Stille eingetreten und alles lauschte gespannt dem Vortrage der fürstlichen Composition.

Und als nun nach Beendigung dieses Liedes ein rauschender Applaus aus dem im Parke theilnehmend versammelten Publicum erscholl, da löste sich auch rasch der Bann, der über der kleinen, geladenen Gesellschaft lag und ein Gemurmel ehrfurchtsvollen Beifalls ging von Mund zu Mund, während der Fürst voller Rührung seiner ihn umringenden Familie die Hände entgegen streckte, um ihnen Allen zu danken.

Die Musik- und Gesangsproductionen waren zu Ende, die Fensterflügel wurden geschlossen und es bildeten sich Gruppen zu ruhigerer Unterhaltung; die Prinzessinnen hatten sich ihres „Papa'chens Lex" bemächtigt, und da gab es gar manchen heiteren Scherz zu hören.

Die Gesellschaft schien ein Bild gemüthlicher Zusammengehörigkeit, eine Scene ächten deutschen Familienlebens darzustellen, und doch wogten die

Digitized by Google

Digitized by Google

Eine Oktobergrazie.

Nach dem Gemälde von Ch. L. Müller auf Holz gezeichnet von W. Reiche.

Digitized by Google

Digitized by Google

Leidenschaften darin hin und her und fanden unwillkürlich im Wort wie in der Geberde manchmal einen flüchtigen Ausdruck.

Die Damen conversirten, lächelten, verständigten sich durch Blicke und Winke, kritisirten und medisirten wohl auch unter dem Schutze ihrer spielenden Fächer hier wie anderwärts, und die Herren besprachen die neuesten Tagesereignisse, unter gleichzeitiger Erwägung der möglicherweise daraus resultirenden Eventualitäten, ebenso leichthin, wie jede andere Versammlung handwerksmäßiger Politiker. Aber die Schlange der Intrigue schlich, wie überall, auch hier heimlich zwischen den Parteien hindurch und man sah es allen diesen gleichgültigen, sich den Anschein der Blasirtheit gebenden Augen an, wie sie beinahe ängstlich und mit einer gewissen Verstohlenheit nach dem Gelingen eines geheimen Zieles spähten. — —

Die schöne, dem Geschlecht der Schulenburg entstammende Nichte des Ministers war im lebhaften Gespräch mit dem vor ihr stehenden Regierungsrath und ihre schwarzen, nicht zu auffallend schönen Augen ruhten scheinbar wohlgefällig auf seiner feinen, geschmeidigen Gestalt.

„Sie glauben somit meinen Worten nicht, Gräfin?" — frug Meding eben, wobei sich der Ausdruck seiner Mienen etwas verdüsterte.

„Nein, Herr Regierungsrath", entgegnete sie, „George sagte mir, er habe Sie gestern an ihrer Seite auf der Stadtpromenade gesehen. Weshalb verschwiegen Sie dies?"

„Ich hatte Ihnen nichts zu verschweigen; wenn ich irgend etwas Interesseloses übergehe, so darf Sie das nicht irre machen. Und wenn auch, so würde es Ihnen, Gräfin, doch keinen Anlaß bieten können zu irgend einem Mißtrauen. Sie wissen doch, wie sehr ich bemüht bin, Alles zu thun, was Ihrem Herrn Onkel, Alles was Ihnen selbst angenehm ist."

„Nur keine Schmeicheleien, lieber Regierungsrath!" lachte die Dame fast unmerklich erröthend. „Alle Welt weiß, daß Sie ausschließlich nur der Dame Politik huldigen und daß wir Anderen Ihnen nur als Mittel zum Zwecke dienen. Nicht wahr? — Uebrigens will ich Sie beruhigen; ich sprach heute mit dem Onkel über Ihre Angelegenheit. Ihre Wünsche werden erfüllt werden, wenn Sie den Seinen entgegenkommen."

„Ich wußte wohl, daß Se. Excellenz auf meine Bedingungen eingehen werden, wenn Sie, Gräfin, dieselben unterstützen"; und ein feiner spöttischer Zug auf seinen Lippen kräuselte sich rasch zu einem verbindlichen Lächeln, „gereichen meine Wünsche der Emigration doch nur zum Vortheile, denn nur ein völlig sicheres und ungenirtes Auftreten von meiner Seite kann uns den angestrebten Erfolg verschaffen. Uebrigens sind meine Forderungen wohl auch nicht so hoch gegriffen?"

„Desto exorbitanter erscheinen Sie aber dem Assessor!"

„Ah! also der ist diesmal mein Widersacher? — Er, dem ich allein und lediglich durch meine Fürsprache vom unbedeutenden Gesandtschaftskanzelisten zu der Stellung eines Hofzahlmeisters emporhalf? — Da werden freilich ernste Concessionen von mir erwartet werden und einer meiner angelegentlichsten Wünsche dürfte da wohl in die Brüche gehen. So großes Vertrauen Reymonti verdient, so sehr mißtraut Elster seinem klaren Blick, seinem klugen Verstande. — Der arme Mensch! Er war erst diesen Nachmittag bei mir. Sie hätten seine Dankbarkeit sehen sollen, als ich ihm meine Hoffnungen für ihn mittheilte."

„Das bedauere ich herzlich", lautete die kühle Antwort. „Was Sie für

Digitized by Google

ihn verlangen, ist unmöglich, wenn Sie nicht etwa Ihre eigenen Wünsche fallen lassen wollen."

„Aber, Gräfin, sehen Sie denn nicht ein, wie hart es für mich ist, zwischen meiner eigenen Zukunft und dem absichtlichen Uebergehen treu geleisteter Dienste eines Mannes wählen zu sollen, die ihm, wenn wir seine Hoffnungen zerstören, alles Zutrauen zu uns für immer rauben müssen?"

„Gleichviel! Es ist des Ministers wie des Assessors letztes Wort, und trotz aller meiner Vorstellungen ist nichts mehr daran zu ändern."

„Aber fürchtet man denn seine Feindschaft so wenig?"

„Wie sollte er wohl schaden können? Ist er doch in keines jener Geheimnisse eingeweiht, welche uns compromittiren könnten!"

„Und Sie wissen gar keinen Ausweg? Lassen Sie mich nochmals mit Ihrem Onkel darüber reden. Vielleicht, daß eine Mission — —"

„O, nicht doch! Muß ich Ihnen denn gerade heraus sagen, daß man ihn überhaupt nicht will. Uebrigens, was fürchten Sie?"

„O nichts — gar nichts; es sei denn das Bewußtsein, einen rechtlichen Mann unverdienter Weise gekränkt zu haben und uns den Vorwurf des Undanks zuzuziehen."

„Lassen Sie das unsere Sorge sein! George wird ihm schreiben und ihn in geeigneter Weise trösten."

Meding war verstummt. — Ob er wohl im Geiste voraus sah, daß auch er einst umsonst nach dem Lohne ausschauen würde für treue, wenngleich vielleicht minder uneigennützige Dienste? —

Forschend ruhten die Augen der jungen Dame auf den Zügen des vor ihr stehenden Mannes, als wollte sie den letzten Gedanken errathen, der sich hinter dieser gewölbten Stirne barg. Sie athmete sichtlich erleichtert auf, als einige lautere Stimmen im Nebensalon die peinlich werdende Scene unterbrachen.

Der Zahlmeister blieb Sieger — der Mann des Verdienstes war unterlegen! — —

„Papa'chen, Papa'chen Lex, geschwind an's Clavier!" hörte man die Stimmen der jungen Prinzessinnen drängend ausrufen, und „Papa'chen", ein tüchtiger Dilettant, ließ sich gern erbitten.

Wie das abgefallene dürre Laub, das der Herbstwind auf dem kahlen Boden in wirbelnden Kreisen dahinweht, so rauschte es unter den Schleppen der Damen, die herbeieilten, um ebenfalls ihren Antheil an dem bevorstehenden neuen Kunstgenusse zu haben und dem alten klugen Günstling der jungen Prinzessinnen ihre Sympathien zu bezeugen, während die Herren sich um den Erbprinzen drängten, um durch eine oder die andere spöttische Bemerkung über den von der Natur nicht eben bevorzugten Geheimsecretär wenigstens ihrem Aerger über den Erfolg Luft zu machen, den dieser muthmaßlich so eben wieder erringen sollte."

Und er hatte diesen Erfolg, „der alte Gnom", wie ihn Baron Adelebsen etwas derb, aber sehr bezeichnend nannte. Die reiche Gedächtnißfülle und die nicht unbedeutende Fertigkeit des kleinen Mannes ließen ihn ein Impromptü vortragen, welches allgemeinen Beifall fand, und als es gegen den Schluß in weichen Accorden melancholisch austönte, da wollte das Lob gar kein Ende nehmen. Man wußte nämlich, daß die letzten Motive den Compositionen des Fürsten entnommen waren.

Dieser selbst trat freudig erregt näher an Lex heran und frug ihn, woher er diese Melodien entlehnt habe.

Digitized by Google

„Indianische Weisen, Majestät, welche ich unter den Volksstämmen auf meinen Reisen im Westen Amerikas gehört", entgegnete der kluge Mann bescheiden.

Die hohe ritterliche Gestalt des jüngst noch mächtigen Herren richtete sich noch strammer auf und das ein starkes Selbstbewußtsein verrathende Gesicht, dessen intelligenter Ausdruck nur durch den glanzlosen Blick der Augen gestört wurden, leuchtete vor innerer Befriedigung.

„Ich hätte nicht gedacht", äußerte der Fürst, „daß meine musikalischen Gedanken so weite Verbreitung finden würden."

Von diesem Augenblicke an wollte man bemerkt haben, daß die wachsende Gunst des Fürsten gegen den Geheimsecretär sich immer mehr befestigte. — Eine rechtzeitig angebrachte, fein angelegte Schmeichelei hatte eine Ministerkrisis verhütet, denn auch Graf Platen erfreute sich gleich darauf der huldvollsten Ansprache des Fürsten, während Baron Holle, der Antipode des Ministers, sichtlich vernachlässigt sich zur Entschädigung einigen Trost in einem Gespräche mit dem Erbprinzen holte.

Auch die Fürstin wendete sich bald nachher mit einem verständnißreichem Blick an den Minister:

„Ich habe seit meiner Ankunft so viele Eindrücke auf mich einstürmen gefühlt, daß ich mich fast anklagen muß, einzelnen bis jetzt noch so wenig gerecht geworden zu sein. Es ist mir daher ein wahres Bedürfniß, Ihnen einen Beweis unseres besonderen Wohlwollens für Ihre Umsicht und Ihre bewährte Treue zu geben. Halten Sie sich auch ferner meiner vollsten Gewogenheit versichert."

„Majestät", entgegnete der Angeredete sichtlich geschmeichelt, „überhäufen mich seit meiner Amtsführung täglich mit unverdienter Huld und Gnade! Auch für die Ueberraschung, mit der ich heute früh allergnädigst bedacht und die mir durch die Oberhofmeisterin persönlich überreicht wurde, bitte ich meinen unterthänigsten Dank entgegenzunehmen."

„O, reden Sie nicht davon", erwiederte die Fürstin und ein feines Lächeln umspielte die gewöhnlich so ernsten Züge. „Ich weiß doch, wie sehr Sie die Erdbeeren lieben und da die Treibhäuser unseres Herrn Vetters deren so viele liefern, so war nichts natürlicher als daß man an Sie dachte. — Nun aber ein ernstes Wort", und mit gedämpfter Stimme fuhr sie etwas rascher fort: „Es hat mich aufrichtig gefreut, daß die Erkundigungen über den Erbprinzen H . . . so wenig günstig lauteten. Ich würde eine meiner Töchter nur sehr ungern in ein Land geschickt haben, dessen Regierung sich in der Behandlung unserer Interessen so wenig loyal gezeigt hat. Unsere Zukunft liegt allein in der richtigen Wahl unserer Allianzen und Sie würden mich verbinden, wenn Sie mir Ihre unumwundene Meinung über einen Gedanken sagen wollten, der mich schon lange beschäftigt. Es ist dieß", sagte sie noch leiser, „die Möglichkeit einer Verbindung mit Prinz A . . . Er ist zwar katholisch, kein Jüngling mehr, Witwer und hat schwere Schicksalsschläge erlebt, allein er ist selbst reich, hochgeehrt und sein Name ist mit goldenem Griffel in den Annalen seines Landes eingetragen. Auch sein Einfluß auf den Monarchen ist nicht zu unterschätzen, — denken Sie darüber nach — und dann", setzte sie mit einer unnachahmlichen Geberde hinzu, „ist er nicht, wie der uns vorgeschlagene — —"

„Verzeihung!" fiel der Minister abwehrend ein, „Eure Majestät wollen

Digitized by Google

sich gnädigst erinnern, daß von uns aus ein solcher Vorschlag nie gemacht wurde."

„Ich weiß es, aber man hat versucht, den Regierungsrath Meding hineinzuziehen, und dieser scheint sogar einen Augenblick geschwankt zu haben —"

„Nicht doch!" rief der Minister, alle Etikette vergessend, aus, „nicht doch, Majestät! — Nur eine gewisse Coterie versuchte durch Baron Holle, ohne daß dieser selbst die Intrigue ahnte, auf Meding einzuwirken. Fräulein von Wangenheim so wie Fräulein Rosenbaum haben durch ihre Mittheilungen an Dr. Lex darüber keinen Zweifel gelassen."

„Sie scheinen, wie immer, vorzüglich informirt zu sein, lieber Graf", sagte die Fürstin freundlich, sich zum Gehen wendend, „ich sehe, daß wir unsere Interessen keinen besseren Händen anvertrauen konnten. Doch vergessen Sie nicht, meinen Gedanken in Erwägung zu ziehen."

Der Minister erwiederte diese Aufforderung mit einer zustimmenden tiefen Verbeugung.

Es war spät geworden. Der Fürst hatte seiner Umgebung viel Freundliches und Huldvolles zu sagen gewußt. — Die Heiterkeit der fürstlichen Kinder hatte alle Anwesenden in eine fast fröhliche Stimmung versetzt.

Der Hof zog sich zurück. Ein gnädiger Gruß mit der Hand, in welcher die Fürstin einen kostbaren mit Perlen besetzten Fächer aus Straußfedern hielt, verabschiedete die Gesellschaft. (Schluß folgt.)

Die Winzerin.

(Hierzu die Illustration: Eine Octobergrazie.)

An dem Gitter blieb sie stehn,
Und da hab' ich scheiden müssen,
Und sie sprach: Auf Wiedersehn!
Aber ich: Auf Wiederküssen!

Frommer Wunsch! Wohl nicht so bald
Treff ich in den Vignen wieder
Diese knospende Gestalt,
Diese scheuen Augenlider.

Hoch ob ihrem Haupte schwankt'
Eine Last geschnittner Reben;
Der allein hab' ich's gedankt,
Daß sie mir den Raub vergeben.

Mit den braunen Händen just
Stützte sie des Bündels Schwere,
Hätte sonst gar wohl gewußt,
Wie man dreisten Näschern wehre.

Süße Frucht! Ich stahl sie mir
Aus der Ranken Irrgewinde,
Noch ein vogelfrei Revier,
Und so war's wohl keine Sünde.

Bald, Du wandelnd Rebstöcklein,
Wirst Du Deinen Winzer finden,
Der Dich hegt mit Dornen ein
Und sich eilt, Dich anzubinden.

Paul Heyse.

Digitized by Google

Aus der Gesellschaft.

Berlin.

Die Verlobungen in der kaiserlichen Familie bilden hier natürlicherweise das Tagesgespräch, namentlich ist unsere ganze Damenwelt in Aufregung, denn die nahe bevorstehenden Hochzeiten bieten eine Menge Gelegenheiten zur Befriedigung der Schaulust dar. Die Ausstattungen der Prinzessinnen werden nämlich mehrere Tage nach altem Brauch auf dem Schlosse ausgestellt und das Publicum erhält gegen Einlaßkarten Zutritt. Natürlicherweise macht nur das wirkliche Ewig-Weibliche, die Putzsucht, dieselben begehrenswerth, denn Männer wagen nicht, sich zu melden, es müßten denn Schneider sein, oder Anatomen des weiblichen Herzens, welche dort allerdings ein reiches Feld für psychologische Wahrnehmungen finden würden.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten selbst sind ebenfalls gegen Eintrittskarten dem großen Publicum zugänglich. Die Trauung in der Schloßkapelle kann man mit ansehen, wenn man es nicht scheut, einige hundert Stufen der schmalsten Wendeltreppe im dichtesten Gedränge emporzusteigen und schließlich aus der Vogelperspective auf die gekrönten Häupter hinabzusehen. Der Umzug des Brautpaars nach der Trauung führt durch die Säle der Bildergalerie des Schlosses und dort ist wenigstens eine bequeme Einrichtung für die Zuschauer getroffen; sie werden nur durch rothe Schnüre und einige Leibwachen in Galauniform von der Hofgesellschaft getrennt, können also nach Herzenslust Alles besehen, müssen aber in großer Toilette erscheinen. Für Damen, die niemals bei Hofe erscheinen können, ist gerade diese Vorschrift sehr anlockend, die ihnen gestattet, wenigstens einmal ebenso geputzt zu sein wie die allererste Gesellschaft. Es giebt Damen, die sich schon jetzt um Einlaßkarten bewerben, die allerdings später sehr schwer zu erlangen sind.

Die Verlobung der reizenden Prinzessin Elisabeth mit dem Erbgroßherzog von Oldenburg hat ein lebhaftes Interesse für dies reiche, aber ziemlich unbekannte Ländchen erweckt. Die hiesigen Zeitungen sind mit allerlei falschen Nachrichten darüber angefüllt. Es ist allerdings ein culturfernes Fleckchen Erde, wo smaragdgrüne Wiesen, goldene Rapsfelder und die Silberblüthe des Buchweizens gedeihen, wo aber auch der schwarze Moorrauch die Maisonne verhüllt und der Sommer erst im heißen Juli beginnt.

Im Hochsommer muß man Oldenburg als eine stattliche Residenz anerkennen. Die innere Stadt ist freilich alt und winkelig, aber die Ausläufer aller Thore zeigen die geschmackvollsten Villen in blühenden Gartenanlagen. Rings um die Stadt ist der ehemalige Wall mit doppelten Baumreihen zur Promenade umgestaltet und das großherzogliche Schloß liegt in einem großartigen Park. Doch bewohnt die Herrscherfamilie seit längerer Zeit niemals das Schloß, es knüpft sich eine unheimliche Sage an diesen Umstand. Die weiße Frau soll immer im Schlosse umgehen, wenn es bewohnt wird; einige rasche Todesfälle in der Familie haben jedenfalls dazu beigetragen, die Abneigung der Großherzöge vor dem alten, stattlichen Gemäuer zu befördern. Ein kleines, wohnliches Palais wird im Winter benutzt und im Sommer stehen die zahlreichen Lustschlösser zur Auswahl, die in köstlichen Buchenwäldern

Digitized by Google

liegen, wie Rastede, Güldenstein, Delmenhorst, Falkenburg, oder an herrlichen blauen Seen, wie Zwischenahn. Auch in Holstein, bei Eutin, weilt der Großherzog oft. Die herrliche Schaumburg im Lahnthal erbte er von seiner Mutter, einer geborenen Prinzessin von Anhalt-Bernburg-Schaumburg, sein jüngster Sohn residirt jetzt meistens dort. Der Erbgroßherzog wird voraussichtlich noch nicht sobald nach Oldenburg zurückkehren, da er hier noch im ersten Gardedragonerregiment eifrig seinen militärischen Neigungen obliegt. Er wird wahrscheinlich eins der vielen Schlösser in der nächsten Umgebung von Berlin als Residenz erhalten, Charlottenburg wird angeblich für die Prinzessin dieses Namens eingerichtet, aber Bellevue, Schönhausen, Monbijou, Oranienburg ꝛc. stehen zur Zeit ebenfalls ganz leer.

Die Verlobung der Prinzessin Marie mit dem Erbprinzen von Schaumburg-Lippe, welche schon durch alle Zeitungen bekannt gemacht wurde, ist noch nicht allerhöchsten Orts proclamirt, deshalb können wir noch keine Notiz davon nehmen und erwähnen die Sache nur als Gerücht. Als ein Juwel unter deutschen Residenzen müssen wir Bückeburg aber auch anerkennen. Es ist ein wahres Schmuckstädtchen und liegt an der schönsten Stelle des Herzens von Deutschland, im Wesergebiet, am Eingang zur romantischen Porta westphalica. Eine Prinzessin von Preußen würde sich gewiß glücklich dort fühlen, trotz des geringen Umfanges des Fürstenthums, namentlich aber die holde bescheidene Prinzessin Marie. Doch heißt es jetzt allgemein, daß ihr eine sehr stolze Krone zugedacht ist, wenn nicht etwa die fünfzehnjährige Tochter des Kronprinzen, Prinzeß Victoria gemeint sein sollte. Dem Alter nach würde sie allerdings besser für den österreichischen Thronerben passen.

Einige Hochzeitsfeste im high life sind auch noch zu erwähnen. Die Tochter des Generals von Derenthal vermälte sich mit einem Sprößling der freiherrlichen Familie von Stolzenberg in Hannover. Die Braut ist im gleichen Alter mit unseren bräutlichen Prinzessinnen und erhielt von denselben eigenhändig gearbeitete Geschenke zum Polterabend.

Die zweite Hochzeit findet in allernächster Zeit in dem classischen Schloß zu Tegel statt, dem Stammsitze der berühmten Familie Humboldt. Eine Urenkelin von Wilhelm, Agnes von Loë, wird sich dort mit dem Freiherrn von Diergardt vermälen, ältesten Sohnes des bekannten Millionärs dieses Namens. Sein jüngster Sohn feiert fast gleichzeitig seine Heirath mit einer Freiin von Reden-Esbeck.

In unserer hohen Diplomatie sind zahlreiche Veränderungen vorgenommen. Der bayerische Gesandte, Baron Pergler von Perglaß, hat seinen Abschied genommen, an seiner Stelle ist bereits Herr von Rudhardt eingetroffen, der früher in Paris war. Er ist ein noch junger Mann und hat sich soeben erst verheirathet mit der Witwe eines österreichischen Officiers, Frau von Putzlacher, die vor zehn Jahren hier eine gefeierte Schönheit war.

Die amerikanische Gesandtschaft wird gänzlich umgeändert, wie das bei jedem neuen Präsidenten der Republik geschieht. Wer Herrn Bancroft Davis ersetzen wird, ist noch unbestimmt, Herrn Nicholas Fish, der als Gesandter nach Bern geht, hat Herr Everett ersetzt. Man weiß, daß derselbe mit den Celebritäten Amerikas befreundet ist, namentlich mit Longfellow, und er soll die Absicht haben, die geistigen Beziehungen seiner Heimat auch in Berlin zu cultiviren und nicht bloß gesellig zu leben, wie so viele seiner Vorgänger.

Der portugiesische Gesandte Marquis des Rilvas hat das glänzende Hotel der Grafen Arnim am Pariser Platz bezogen und die vornehme Welt

Digitized by Google

rechnet bereits auf die Erneuerung der Zauberfeste, wie er sie bei seiner früheren Anwesenheit in Berlin zu veranstalten liebte. Seine schöne Gemalin mit den dunklen Augen sieht ganz aus wie eine Königin des Festes; sie liebt es, stets in malerischer Toilette zu erscheinen, mit einem Rubenshütchen oder in echt spanischer Mantilla, was zu ihrer eigenartigen Schönheit vortrefflich paßt.

Die türkischen Diplomaten wechseln hier unaufhörlich; die Versetzung Turkhan-Bey's nach Wien an Stelle Aleko Pascha's wird besonders von der vornehmen Damenwelt lebhaft bedauert. Der Bey oder zu Deutsch: „Graf" Turkhan war hier sehr beliebt; er vereinigte die feinen Manieren eines Weltmannes mit dem soliden Wissen eines Gelehrten. Ueber seinen Nachfolger ist noch nichts bekannt. Der türkische Botschafter Sadullah genoß erst kürzlich die Auszeichnung, vom Kronprinzen eingeladen zu werden. Ein Galawagen holte ihn vom Bahnhofe zu Potsdam nach dem neuen Palais ab, wo ein Gartenfest ihn erwartete. Die auszeichnende Höflichkeit des kronprinzlichen Paares hatte für die anderen Gäste etwas Peinliches, denn die russischen Sympathien, welche so natürlich bei uns sind, mußten während des türkischen Besuchs ganz zurückgehalten werden.

Im Allgemeinen hat unsere ganze vornehme Welt dieselben Ansichten wie das Herrscherhaus und Herr von Oubril empfängt täglich die theilnehmendsten Besuche. Er wohnt in einer melancholisch gelegenen Villa in diesem Sommer, um sich nicht von Berlin zu entfernen, sein Stadthaus unter den Linden hat leider keinerlei Gartenanlagen und nach Potsdam, wo er früher eine Villa besaß, kann er wegen der traurigen Erinnerungen nicht mehr gehen, die sich an den tragischen Tod seiner jungen Gemalin knüpfen; sie stürzte sich vor drei Jahren dort in's Wasser. Man wunderte sich damals, daß der ältliche Herr die Lasten seiner hohen diplomatischen Stellung nicht abschüttelte. Aber er ist mit Leib und Seele Diplomat und Diener seines Kaisers. Das russische Gesandtschaftshotel ist augenblicklich reich mit Blumen geschmückt und wird von der schaulustigen Menge belagert, welche die junge Großfürstin Wladimir mit ihrem kleinen Sohne auf dem Balcon zu sehen erwartet. Die reizende deutsche Prinzessin sieht sehr leidend aus und kehrt aus einem französischen Bade heim. Ihre mecklenburgischen Verwandten kamen hierher, um mit ihr einige stille Familientage zu verleben. Die beiden Prinzessinnen von Windischgrätz, ihre Cousinen, spielen mit dem kleinen Großfürsten, der den idyllischen Heiligennamen Cyrill trägt, wie mit einer Puppe. Es ist ein holdes Genrebildchen, welches, von dem blumengeschmückten, großen Balcon umrahmt, den Berlinern dort in die Augen fällt. Hoffestlichkeiten fanden diesmal nicht statt, die junge Großfürstin wünschte es nicht im Hinblick auf die blutigen Tage der russischen Armee.

Unsere militärischen Feste sind auch in diesem Jahre eingeschränkt worden, weil der Kaiser genug derartige anstrengende Freuden auf seiner Rheinreise genießen muß. Nur einige glänzende Paraden auf dem tempelhofer Felde fanden noch vor der Abreise des Hofes statt. Das bunte Bild, welches sich dort entrollt an solchen Tagen, spottet jeder Schilderung. Es war diesmal ganz besonders schönes Kaiserwetter, ein milder Sonnentag nach vielem Regen, also ohne Staub und ohne Hitze im Gefolge zu haben. Die meisten Insassen der tausenden von Wagen bekommen keinen Gesammteindruck, das Gedränge ist stets zu mächtig, man kann schon zufrieden sein, wenn es gelingt, die glänzende Suite, an deren Spitze die Heldengestalt des acht-

Digitized by Google

zigjährigen Kaisers ungebeugt vorüberfliegt, zu sehen. Ist man besonders glücklich, so kann man auch die Reitkunst der Kronprinzessin bewundern, die in dem Uniformsjäckchen ihres Husarenregimentes neben ihrem Gemal vorüberbraust. Die Hofwagen mit der Kaiserin und den Prinzessinnen in sommerlichen Toiletten fahren dagegen stets aus vorsichtiger Beachtung der zahlreichen Fußgänger so langsam, daß man sich an ihrem Anblick ruhig erfreuen kann.

Die Eröffnung der Kunstausstellung*) ist eine willkommene Gelegenheit, das intelligente Publicum Berlins wieder zu begrüßen. Es gehört zu den besten Freuden des großstädtischen Lebens, daß man im Verein mit Gleichgesinnten die Kunstschätze genießen kann. Freilich soll man sich die gehörige Seelenruhe zur Betrachtung derselben gönnen und nicht wie ein gejagter Schmetterling von Blume zu Blume fliegen, sondern langsam und fleißig wie eine Biene sich festsaugen, um Geistesnahrung zu gewinnen. Man sollte sich recht bald dadurch fixiren, daß man sich Lieblingsbilder aussucht, zu denen man immer wieder zurückkehrt. Freilich müssen solche den Stempel der Poesie tragen und es giebt leider nicht viele Farbendichter unter den modernen Malern. Graf Harrach hat sich als solcher schon früher bewährt und auch diesmal durch sein „Opfer Abrahams", ein Gemälde im großartigen Stil. Der lichtumwallte Kopf des Patriarchen ist wahrhaft schön, aus seinem Munde glaubt man Worte zu vernehmen, die halb wie Gebet, halb wie Schmerzensschrei lauten. Das jugendliche Opfer ahnt noch nichts von der Bitterkeit des Todes und sieht vertrauensselig in die Vateraugen.

Ein anderer Maler-Dichter, Graf Kalkreuth, hat ein hochpoetisches Landschaftsbild, „das Alpenglühen der Jungfrau" entworfen, es gehört nebst seinem köstlichen „Thunersee" zu den allgemeinen Lieblingsbildern. Im heitern Genre giebt es deren viel mehr, z. B. Meyerheim's „Affen-Akademie", Brütt's „Dorfmusikanten", Brausewetter's „Ferientour", Breitbach's „Kirmeslust und Leid", Becker's „Ungebetene Gäste", Eckwall's „Vor dem Bade" und das graziöse mythologische Genrebild von Adalbert Begas „Der erzürnte Amor". Karl Becker hat wieder zwei prächtige Bilder geliefert: „Willkommene Gäste" und „Kaiser Maximilian eine venetianische Gesandtschaft empfangend". Beide sind so voll Lebensreiz und Handlung, daß sie wie geschaffen sind, um als „lebende Bilder" dargestellt zu werden, wozu man Becker's Gestalten ja vorzugsweise gern wählt. Vor einigen Sonderbarkeiten verweilt man auch wohl länger, um die geistreiche Laune der Künstler zu studiren, wenn man auch nie angenehm davon erheitert sich fühlen kann. Lorentz Alma-Tadema hat wieder ein solches mehr abstoßendes als anziehendes Bild in seiner „Esquilinischen Venus" geleistet, man ist es von diesem Künstler schon gewöhnt, daß er darauf ausgeht, nicht nur das Zartgefühl, sondern auch den Schönheitssinn zu verletzen, um so komischer ist es, daß er von manchen Kritikern noch immer als Dame bezeichnet wird, wegen des Namens „Alma". Die „Penelope" von Eduard Bendemann ist auch mehr curios als interessant. Aber Ernst Fischer-Cörlin hat ein „Finale" geliefert, was Alles an Seltsamkeit übertrifft; auf einer riesigen Schneefläche liegt eine feuerrothe Figur, wie ein gekochter Hummer auf einem weißen Tischtuch anzusehen, man weiß nicht, soll es ein Mephisto oder ein Wahnsinniger sein. Die Grimassen, welche er macht, deuten auf letztere Vermuthung. Knaus hat diesmal auch nicht das

*) Ein ausführlicher Bericht über dieselbe folgt im nächsten Heft. Die Red.

Digitized by Google

Sonderbare vermieden, sein sonst so hübsches „widerspenstiges Modell" gefällt deshalb weniger, weil der Maler eine häßliche Carricatur geworden ist, während das Bildchen ein lebendiger Roman gewesen sein würde, wäre er als junger, schönheitsdurstiger Neuling dargestellt.

Die Damenporträts sind prädestinirte Lieblingsbilder des Publicums, die persönliche Schönheit gilt freilich mehr dabei als die künstlerische und das „Beiwerk" der Toilettenkunst wird sogar oft am höchsten geschätzt. Zwei Fürstinnen von Hugo Crola errangen bisher das größte Lob. Die Gräfin von Stolberg-Wernigerode, geborene Fürstin Reuß und die Prinzessin Sayn-Wittgenstein. Erstere in rothem Sammetcostüm, letztere im Gesellschaftsanzug. Plockhorst, Richter und Begas haben diesmal leider keine Damenporträts geliefert, in denen sie sonst excelliren.

Richter's Kaiserbild ist jedoch unstreitig das beste Porträt der ganzen Ausstellung, nächstdem Angeli's Prinz Friedrich Karl. Unbegreiflicherweise ist kein Bild der reizenden Prinzessin Friedrich Karl und ihrer drei jugendlich schönen, eben erblühten Töchter vorhanden. Ueberhaupt sind die Schönheiten von Berlin diesmal mehr als lebende Bilder zu bewundern.

Es gewährt einen bezaubernden Anblick, sie so zahlreich in den Räumen der Kunstausstellung versammelt zu sehen, namentlich wenn sie sich plaudernd in der Vorhalle aufhalten, wo rothe Vorhänge einen magischen Schimmer verbreiten.

Auch in dem Restaurationssaal sind sie viel zu finden, es ist allerdings dort sehr behaglich und zwanglos für die Damenwelt, die so selten den Muth hat, ein sogenanntes „Local" zu besuchen. Diese Neuerung trägt wesentlich zu dem starken Besuch der Ausstellung bei, denn man weiß, wie die Magennerven vom Sehen angegriffen werden. In früheren Zeiten zog man verstohlen ein Stückchen Brod aus der Tasche, um nicht ohnmächtig vor Hunger zu werden. So sehr man auch das provisorische Ausstellungsgebäude zu tadeln bestrebt ist, es bietet unendlich viel gute Seiten dar, nur soll man sich beeilen, in warmer Jahreszeit hinzugehen; kommen erst kalte Tage, so ist es freilich dort höchst unbehaglich, denn es sind keine Heizvorrichtungen in dem dünnen Fachwerkgebäude angebracht. H. v. N.

Wien.

Wie alljährlich verlegte auch dieses Mal der Hof seine Residenz nach Ischl, um inmitten der ewig grünen Tannen-, Buchen- und Ahornwälder und der smaragdenen Seen die tropische Hitze eines tropischen Sommers leichter zu überwinden, und wie alljährlich ahmte ein großer Theil der Geburtsaristokratie und der hohen Finanzwelt dem allerhöchsten Beispiele nach. Und war es bloßer Zufall oder promeditirtes Programm, das Leben in Ischl gestaltete sich heuer zu einem besonders aufgeregten, die Perle des Salzkammergutes erstrahlte während des Augusts von anno 1877 in den herrlichsten Lichtern. Die Entrevue der Kaiser Wilhelm und Franz Joseph vom 8., die Serenade des Wiener Männergesangvereins zu Ehren der Kaiserin Elisabeth vom 14., die glänzende Beleuchtung des Ortes, der Traun und der umliegenden Höhen vom 17., dem Vorabend des Geburtstags des Kaisers, die Decorirung des Marktes am 21., dem Geburtstag des Kronprinzen Rudolf — dazwischen Concerte, Reunionen ꝛc. ꝛc. — es fehlte

Digitized by Google

nur noch das Etablissement eines Blanc oder Benazet, um sich in einem wiedererstandenen Baden-Baden oder Homburg zu wähnen. — — Bis die vorliegenden Zeilen in den Druck gehen, ist die Entrevue der beiden Kaiser zwar schon längst vergessen und in das Archiv der politischen oder vielmehr unpolitischen (wurde ja bekanntlich zwischen den Monarchen kein einziges staatspolitisches Wort gewechselt) Denkwürdigkeiten eingereiht; allein der Tag vom 8. August brachte eine solche Fülle interessanter Momente mit sich, daß es kaum der Entschuldigung bedarf, wenn man etwas verspätet mit ein paar Worten auf denselben zurückkommt. Die Staffage war es wieder einmal, die die hiesigen höfischen Festlichkeiten auch für den Fernstehenden so anziehend als möglich machten. Die Umarmung der Kaiser an den Ufern des Wolfgangsees, die endlose Reihe der Equipagen, die die Monarchen, die Kaiserin, den Kronprinzen und die beiderseitige Suite nach Hallstadt brachten, die Fahrt auf dem spiegelglatten Hallstädtersee, das ländliche Gouter auf der das Wasser beherrschenden Terrasse — dies Alles sind und waren gar pikante Bilder, und manches unter ihnen verdiente ebenso durch den Pinsel eines Malers festgehalten zu werden, wie eine — Schlacht.

Ganz besonders wohl scheint sich Kaiserin Elisabeth hier zu fühlen und nach dem ungarischen Gödöllö ist Ischl zweifellos die von der hohen Frau am meisten bevorzugte Residenz. Allabendlich unternimmt die Kaiserin, begleitet von einem englischen Stallmeister ihren Ritt. Zuerst geht es die Fahrstraße durch den Wald von Laufen entlang, bald aber biegt die kühne Reiterin ein und zwar gegen eine weite Wiesenfläche hin, die mit „Hindernissen" aller Art, mit Zäunen und Gräben überreich versehen ist und diese Hindernisse werden von der Kaiserin in systematischer Strenge der Reihe nach genommen. Der Zutritt auf diese Wiese ist Jedermann verboten, aber aus der Ferne dringt das Auge manches Zudringlichen in den Circus im Grünen. Die Kaiserin soll, so erzählt man sich, kein sonderliches Behagen dabei finden, in dieser Weise sich beobachtet zu sehen, allein Wiese und Wald lassen sich leider nicht mit so hohen Wällen umgeben, daß nicht der Nerv des Auges seinen Weg dahin finden könnte.

Für den Vocalgesang hat Kaiserin Elisabeth ein besonderes Faible, daher ist sie stets bereit, eine Serenade, die ihr der Wiener Männergesangverein, diese Elitetruppe künstlerisch ausgebildeter Dilettanten, anbietet, entgegenzunehmen. Speciell sind es die harmonisirten Volkslieder der Deutschen und die vielen gelungenen Imitationen solcher Volksweisen, die im Ohre der hohen Frau stets einen angenehmen und langandauernden Nachklang finden und der Männergesangverein versäumt es daher nie, die Lorelei, die „Untreue", das „Aennchen von Tharau" ꝛc. ꝛc. in sein Serenadenprogramm aufzunehmen. —

Doch muß ich mich wohl auf eine Weile vom Hofe weg- und jener Gesellschaft zuwenden, welcher die spanische Etikette absolut fremd ist und die sich in ihren Freuden und Leiden zumeist ungezwungener giebt und glücklicherweise geben kann.

Diese Gesellschaft begnügt sich mit dem Casino und der Esplanade und findet auf der zumeist sonnigen Terrasse des ersteren und unter den schattigen Kastanienbäumen der letzteren Raum genug zur Medisance, zum Durchsprechen und Durchhecheln aller Verhältnisse, die Einen berühren oder auch gar nichts angehen. Wenn nur der Stoff zum Gespräch, zur Medisance da ist und nicht so bald versiegt . . .

Digitized by Google

Da ging ein junges Ehepaar ziemlich gleichgültig nebeneinander einher, auf der Alles umfassenden Esplanade nämlich — ich muß wohl für diese Erzählung die historische Vergangenheit anwenden, weil das besagte junge Ehepaar inzwischen nach Paris gereist ist, um sich auch in der französischen Hauptstadt zur Abwechslung ein paar Monate zu langweilen. Er verfügt über Millionen, Sie über alle Errungenschaften der modernsten, die Formen des menschlichen Körpers oft in so compromittirender Art auf dem Präsentirteller lagernden Toiletten; Er besitzt Equipagen, Jagdpferde und Jagdhunde, Sie die kostbarsten Steine, Perlen und Spitzen; Er besitzt Freunde en masse in der Sports- und Coulissenwelt, Sie besitzt — kein Kind, kein Kind, das ihr die Leere des Daseins ein wenig ausfüllen, das ihr über die Monotonie und die Wünschelosigkeit eines colossalen Reichthums hinüberhelfen könnte. Er hatte vor Kurzem noch eine zarte Liaison mit einer ersten Heldin einer ersten Wiener Bühne und aus dieser Liaison war ein zarter Sprößling entsprungen, ein Sprößling, dessen Augen so blau wie der Himmel, dessen Haare so goldig sind wie die eines Engels auf einem Tizian.

Die rechtmäßige Gattin wußte von der Liaison und zürnte nicht darob, sie wußte auch von dem kleinen, unschuldigen Engel und — beneidete das Weib, das ihren Gatten mit einem Pfande der Liebe beschenken konnte. Und sie ging zu der illegalen Nebenbuhlerin und bat sich von derselben die Gunst aus, das Kind erziehen und adoptiren zu dürfen, — gewiß ein heroischer Schritt, ein Schritt größter Selbstverleugnung, wenn nicht gar größter Verzweiflung. Aber die Maitresse kehrte den ganzen Stolz eines mütterlichen Herzens hervor und schlug der Bittenden die Erfüllung ihres Wunsches ab und die Kinderlose ging beschämt von dannen. — Man sieht, auch die moderne Welt liefert Stoff für einen Plutarch der Familie. Und es ist gut, sehr gut so, denn wovon sollte sich eine Schaar müßiger Kurgäste unterhalten, wovon sollten die Blätter der Esplanadenbäume wispern, wenn nicht von solchen Dingen? Ich habe diesen kleinen Zug eines intimen Familienlebens als Probe erzählt, ich könnte deren noch eine ganze Reihe geben, denn Wien ist oder vielmehr war in Ischl und mit dem Ortswechsel zieht eine lebenslustige Residenz ihren Humor, ihre Tugenden und ihre Laster nicht aus. Glücklicherweise fehlen auch die Verlobungen und die Bräute nicht und da ist denn auch für die wenigstens momentane Poesie des Lebens gesorgt. Ein Fürst Windischgräz verlobte sich mit einer Khevenhüller, ein Frankfurter Gutsbesitzer mit der schönen Tochter einer einst sehr schönen Mutter und gefeierten Repräsentantin der Berliner Tanzkunst, endlich eine schöne Tochter Judas mit einem vom Stamme Derer, die da sterben, wenn sie lieben. Da aber der Pariser Juwelier, der hierher zu freien kam, seine Rahel bekam, wozu sollte er sterben, zumal das Juwelengeschäft jetzt wieder zu blühen anfängt?

Und so reiht sich ein Ereigniß an das andere, eine Perspective an die andere, — Hof, Aristokratie, Gentry und ländliche Bevölkerung schlossen sich eng aneinander, um die sechs oder acht Wochen des Juli und August, die man gemeiniglich haute Saison nennt, zur interessanten Zeit zu gestalten und ob des kleinen Wien an der grünen Traun das große an der blauen Donau vergessen zu machen, bis die neue Saison des Herbstes sie zu neuen Freuden, neuen Schmerzen nach der Residenz ruft. Figaro.

Digitized by Google

Die Reise um die Neuigkeitswelt in 30 Tagen.

I.

Das Gebirge und die See haben wieder einmal — während der sommerlichen Reisezeit — ihre Schuldigkeit gethan und — wir können gehen, fortgeben von ihnen, die uns Kraft, Lust und Frische zurückgaben, als wir von der überstandenen „Saison" ermüdet waren, fort nach der Stadt, wo unserer nun auf's Neue das Vergnügen der Arbeit wartet und die Arbeit des Vergnügens. Ludus labor — doch in anderem Sinne, als dem der alten Römer.

Wieder erhebt sich der Vorhang zu einer „Saison" und der Reisende um die Welt der Neuigkeiten rüstet sich zu seiner Tour mit einer Empfindung des Zagens. Wird es ihm diesmal gelingen, den Ueberfluß an Stoff zu bewältigen, den seine Reiseeindrücke bieten?

Wer wagt, gewinnt — jacta est alea!

Ja, wenn der Reisende z. B. nur die Aufgabe hätte, über Petersburg zu plaudern — vielleicht, daß ihm seine diesjährige Pflicht sehr leicht gemacht wäre, denn eine Gesellschaft, der so der Schipkapaß auf die Nägel brennt, dürfte ausnahmsweise geringes Leben entwickeln; auch Paris, sich vorbereitend auf den Wettkampf aller Nationen, den die moderne Sprache „Weltausstellung" nennt, dürfte noch das Bedürfniß des sich Sammelns, des Haushaltens mit seinen Kräften für die Zeit, wo es gelten wird, Verschwender zu sein, fühlen. Dagegen Wien, wo es zum ersten Mal darauf ankommt, den jugendlichen Thronfolger in seiner erlangten Majorennität gesellig zu begrüßen — dagegen Berlin, wo am kaiserlichen Hofe doppelt, ja wohl dreifach, die Hymenäen erklingen sollen — und dagegen drittens London, welches voll ist von der außerordentlichsten Zeitung — was wird es nicht schon aus diesen drei Weltplätzen zu berichten und zu erörtern, zu constatiren und zu dementiren geben in der „Saison", die soeben ihre „Salons" öffnet!

Bleiben wir z. B. für den ersten Moment noch bei Berlin stehen — ist es nicht selbstverständlich, daß das Vorhandensein eines Paares bräutlicher Prinzessinnen den höfischen und aristokratischen Festlichkeiten der kommenden Monate einen Impuls und eine Weihe geben wird, höher noch als üblich? Als Prinzeß Charlotte, die eben Siebzehnjährige, sich dem Meiningen'schen Erbprinz Bernhard verlobte, ging durch alle Salons flüsternd die Frage: nun, und die schönen Töchter der schönsten Mutter, die Kinder des ritterlichen Friedrich Karl, werden sie nun nicht auch bald ihren Arm in den eines Bräutigams legen, nachdem die an Jahren jüngere Cousine es ihnen schon voraus gethan? Und wirklich — bald genug beglückwünschten Hof und Publicum eine zweite junge Braut, die Prinzessin Elisabeth, während Eingeweihte wissen wollen, daß demnächst auch deren ältere Schwester, Prinzessin Marie, durch ihres erhabenen kaiserlichen Großohms Mund als glückliche Versprochene werde verkündet werden. Drei Bräute auf einmal — es klingt wie der Titel eines Theaterstücks.

Dürfen wir es so nennen, so ist es ein Familienstück um so erbeiternderer und erhebenderer Art, als auf den höchsten Höhen der Gesellschaft die Familie wandelt, in der es sich abspielt! Wie anders als Berlin ist da London daran, an dessen Hofe sich eben ein Schauspiel vorbereitet, das sehr bedenklich in die schlimme Gattung der Spectakelstücke hinübergreift. Die Herzogin von Edinburgh, einzige Tochter Czar Alexander's, weilt schon seit Monden im Ausland — ist dies das Glück, welches sie an der Seite eines Gatten gesucht? Noch trauriger klingt, was soeben von der Prinzessin von Wales verlautet: sie will sich scheiden lassen! Das also wäre das Ende der „Rose von Dänemark"? Nun, der Himmel dieser Ehe war wohl kaum je ein wolkenloser. Doch daß es zu solchem Eclat kommen würde, hat man bisher noch nicht glauben mögen. Man wird ja erfahren, ob das Gerücht die Wahrheit vorausgesagt hat? Thatsache scheint vorläufig zu sein, daß die Prinzessin demnächst mit ihren jüngsten Kindern London auf unbestimmte Zeit verläßt und sich nach Kopenhagen begiebt. Der neuliche Aufenthalt des Königs von Dänemark, ihres Vaters, in der englischen Hauptstadt mag diesen Entschluß zur Reife gebracht haben.

Derjenige deutsche Prinz, dem Volkes Mund — denn noch ist ja die Braut-

Digitized by Google

schaft nicht proclamirt — Herz und Hand der preußischen Prinzeß Marie zuspricht, ist der Erbprinz von Schaumburg-Lippe. Sie wurde schon einmal fälschlich verlobt gesagt mit dem würtembergischen Thronfolger, Prinz Wilhelm, der seitdem Prinzessin Marie von Waldeck zum Weibe genommen. Jenes Gerücht entstand, als Prinz Wilhelm im vorigen Jahr für längere Zeit hier zum Besuche seines Oheims, des Prinzen August von Würtemberg verweilte, der bekanntlich Obercommandeur der gesammten in Berlin stehenden Garden und eine persona gratissima an unserem Hofe ist. Noch in den letzten Tagen hat Kaiser Wilhelm ihm in liebenswürdigster Weise einen eminenten Beweis seiner Huld gegeben. Prinz August war morganatisch vermält mit der am königlichen Opernhause engagirt gewesenen Tänzerin Bethge. Die Dame ist gestorben, aber es lebt eine Tochter aus dieser Ehe, und sie hat der Kaiser soeben in den Grafenstand erhoben. Sie trägt von jetzt den Namen einer Gräfin von Wartenburg.

Kaiser Wilhelm verleiht den Adel nur in seltenen Fällen, und noch stets war diese Auszeichnung dann eine durch die Verhältnisse motivirte oder in persönlicher Hinsicht verdiente. Um so mehr ist die Nobilitirung Rudolf Gottschall's als erfreuliches Zeichen aufzufassen, daß der Kaiser auch das dichterische und literarische Verdienst zu ehren weiß. Zu drei „Dichternobilitirungen" jüngster Zeit — Dingelstedt durch den Kaiser von Oesterreich, Hermann Schmid durch den König von Bayern, sowie Scheffel durch den Großherzog von Baden — also die vierte. Speciell wir Schriftsteller sollten uns der einem Collegen angethanen Ehre um so theilnehmender erfreuen, als Rudolf Gottschall, wie sein Diplom ausdrücklich besagt, „in Würdigung seiner Verdienste im Gebiet der deutschen Literatur" geadelt worden ist. Es liegt in dieser ersten derartigen vom Kaiser Wilhelm verliehenen Auszeichnung unstreitig eine Bewährung des Interesses, welches das neue deutsche Reich der Literatur entgegenbringt.

Die Vermälungen im high life Deutschlands nicht nur, sondern auch anderer Länder hatten sich in diesem Frühjahr förmlich gedrängt. Es ist oft so am Schluß einer Saison — die als Brautpaare die letztere mit ihren Vergnügungen, aber auch ihren Strapazen überstanden, die wollten den Sommer, die Reise- und Badezeit, nun zusammen als glückliche Flitterwochenehepaare verleben. Und jetzt am Beginn der neuen Saison steht das Erscheinen so manchen neuen Sterns in unseren ersten Gesellschaftskreisen in Aussicht: man wird in Berlin die Erbprinzessin von Ratibor, geborene Gräfin Breuner aus Oesterreich, sowie Prinzeß Heinrich XIX. von Reuß, Tochter des Herzogs von Ujest, in Wien z. B. Prinzessin Caroline von Thurn und Taxis, geborene Thurn und Taxis (eine Base ihres Gemals) und Gräfin Elisabeth Kinsky, geborene Gräfin Wilczeck, als neue Zierden der aristokratischen Salons hier und dort zu begrüßen haben. Aus den Kreisen der Plutokratie wäre die bevorstehende Trauung der zweiten Tochter des jüngst verstorbenen Spielpächters Blanc mit dem Prinzen Benjamin Rohan in Paris, sowie die für den 10. October in Frankfurt a. M. angesetzte Hochzeit „von „abermals zwei Rothschild's untereinander" zu erwähnen.

Adeline Patti, so heißt es, denke an eine Tournée durch Deutschland in der beginnenden Saison, seitdem sie keine Rücksichten mehr auf das französische Marquisat zu nehmen brauche. Wäre die Rolle, die sie im Proceß gegen ihren Gatten spielt, nur nicht eine ihr so wenig zur Ehre gereichende! Oder verdient sie etwa nicht, daß noble Gesinnung sie in Ungnade fallen läßt, seitdem sie auf jeden Stolz der Weiblichkeit dadurch Verzicht leistete, daß sie selbst ihre mit dem Marquis de Caux geschlossene Ehe für eine illegitime erklärt wissen will, d. h. also, daß sie mit einem wahren Cynismus dann zugebe, sie habe im Concubinat gelebt?

Auf einem kleinen Theater Berlins „mimen" jetzt „Thomas Holden's (eines Engländers) Marionetten". Dem, welcher hierin eine Profanirung der Bretter erblicken wollte, wurde entgegnet: „Lieber schon eine Puppencomödie als eine Ehebruchstragödie. Unserer moralischen Entrüstung über das sogenannte „Sittenstück" als dramatischen Abklatsch specifisch-französischer Zustände konnte wohl keine empfindlichere Lehre ertheilt werden, als durch den Proceß Fontaner, der soeben sich in Wien abgespielt hat. Der wohlgestaltete, jugendliche Dalmatiner erregte die Aufmerksamkeit einer Frau, der Gattin eines bekannten Malers. Die Leichtsinnige trug kein Bedenken, den namenlosen Burschen förmlich als ihren Liebhaber mit Decret und Gehalt anzustellen. Sie setzte ihm eine monatliche Apanage aus, aber noch bedeutend mehr wußte er von ihr zu erpressen. Er gelangte innerhalb drei Monaten in den Besitz von 20,000 Gulden. Jetzt ist er zu achtzehn Monaten Kerker verurtheilt. Man fand bei dem für seine Zukunft auf diese Weise Sorgenden

Digitized by Google

noch 14,000 Gulden. Sie wurden der Dame zurückgestellt mit dem Bemerken: „Was Sie sonst noch bei dieser Affaire verloren haben, können wir Ihnen nicht wiedergeben.“ „Die Schuld einer Frau“, „le supplice d'une femme“, ganz wie es im Buche des französischen Dramatikers steht! Und wir heben den ersten Stein auf?

In Berlin ist seit dem 2. September wieder die akademische Kunstausstellung, man darf sie wohl den „deutschen Salon“ nennen, geöffnet. Vorausgesetzt, daß Ihnen eine kundige Hand alle bemerkenswerthen Details berichtet, sei hier nur das allgemein Charakteristische hervorgehoben, daß diese Ausstellung ein neuer beredter Zeuge für die Tendenz ist, welche unsere moderne Malerei im Ganzen verfolgt: die alten Scheidungen, Historien-, Landschafts-, Genremalerei ꝛc. mehr und mehr zu beseitigen. Man ist nicht wie früher zufrieden, die Landschaft von einem, das Genre von einem andern Künstler gemalt zu sehen, nein, die bedeutenden Künstler halten es für ihre Aufgabe, nicht blos in einem oder dem andern Fache, sondern in der Verbindung mehrerer zu excelliren. Ein Stück Schelmerei steckt hier im Thierstück, ein großer Vorgang belebt dort eine Landschaft. Daß Ziel und Maß gehalten werde, daß ein ästhetischer, adeliger Sinn sich nirgends vermissen lasse, ist dabei doppelt nothwendig und, daß dies hier der Fall, doppelt erfreulich. Ein Haschen nach gesuchten oder unreinen Motiven ist nur in ganz vereinzelten Fällen auf der Ausstellung zu finden. Um so unbefangener darf das Nackte, wo es einmal hervortritt, die Schönheit des schönsten der irdischen Geschöpfe aussprechen und darstellen. Denn auch das muß man — womit ein Kritiker der „Nationalzeitung“ gewiß allen natürlich Empfindenden aus der Seele sprach — in Norddeutschland bei einer Ausstellung immer wieder betonen, daß es dem Künstler ein schwerer Verlust, ein schweres Hemmniß ist, daß ihm bei uns nicht die Schönheit der Körpernatur in naiver und unbewußter Unverhülltheit entgegentritt. Für ihn und in der That für Jeden, der sich an der Schönheit erfreut, ist daher eine Ausstellung wie diese ein seltener und großer Genuß.

Ein Stück „Volksmund“ bleibe hier nicht stumm und ungekannt: das telegraphische „Blitzmädel“ hat Zwillingsschwestern bekommen. In Coblenz nennt man die jungen Arbeiterinnen der großen Patronenfabrik „Patronatsdamen“ und in Gotha hat man für die Arbeiterinnen, die bei Perthes Landkarten coloriren, den Spitznamen „Coloradokäfer“ erfunden.

Der Monat August ist ein Monat der Selbstmordepidemie, und namentlich der Selbstmorde aus unglücklicher Liebe gewesen. Vielleicht trugen die letzten mörderlich heißen Tage dieses Monats auch das Ihrige bei, die Sinne jener Armen noch kränker zu machen. Eine vermeintliche Selbstmörderin entpuppte sich aber kürzlich in der Schwimmschule zu Baden bei Wien als arge Schelmin. Sie erregte durch ihr Erscheinen allgemeine Bewunderung; sie war vom Kopf bis zum Fuß in die Farbe der Unschuld gehüllt. Eine weiße Spitzenrobe, so duftig, daß Elfenkönigin Titania sie hätte anlegen können, ein weißes Hütchen mit weißen Rosen, weiße Handschuhe und weiße Atlasschuhe, weiße Seidenstrümpfe und weiße Kniebänder, wie eine Zeugin erlauscht hatte, als die Dame auf den Stufen zum Bassin ihre Robe emporraffte. Nun ist allerdings eine weiße Toilette an einem heißen Augusttag wohl noch angezeigt und nichts Excentrisches oder Ungewöhnliches; höchst überraschend wirkte es aber, als die Dame mit dem weißen Spitzenkleid, dem weißen Hütchen, den weißen Atlasschuhen und weißen Seidenstrümpfen, nicht zu vergessen einen weißen Sonnenschirm, jählings von der Treppe in's Wasser sprang, mit beiden Beinen so recht mitten hinein, ohne auch nur den mindesten Bestandtheil ihrer Garderobe früher abgelegt zu haben! Alles lief entsetzt zusammen, weil man wieder einen Selbstmordversuch muthmaßte; doch die Dame wies jede Hülfe energisch ab, indem sie erklärte, sie habe sich nur einmal den Spaß machen wollen, in voller Toilette zu schwimmen. Und richtig kam gleich das Kammermädchen mit einer zweiten vollständigen Toilette, mit welcher die Herrin nun ihr seltenes Schwimmcostüm vertauschte.

Apropos, Toilette — noch immer heißt die Parole Panzertaille und Justaucorps, noch immer sollen die Damen durch Kleid und Jupon oberhalb des Beinkleids wie mit Ketten gefesselt einhergehen, besser: nur trippeln, und an dem Fortschritt der Zeiten nicht ungehindert wieder Theil nehmen können à la Fatinitza: „Vorwärts mit frischem Muth“. Mit anderen Worten: die engen Roben und corsages collants schlugen bisher noch alle Attaquen ab und behaupten sich. Es waren aber nicht allein die Angriffe aus einigen Salons; auch die medicinische Wissenschaft zog mit dem ganzen Gewicht des gelehrten Ansehens zu Felde gegen

Digitized by Google

Cirraß, Corset und das neueste Modekleidungsstück: le peau de chevreau, eine im Hirn irgend einer verrückten Schneiderin entsprungene Foltermaschine, „Corset und Hemd in einem Stück."

Weniger eine Folter, als nur ein Curiosum ist eine andere modische Erfindung von der Noth gemacht, d. h. von dem Gebot, die Unterkleider wegen der Enge des Oberkleides auf ein Minimum zu reduciren: das sogenannte „chemise-pantalon", Hemd und Beinkleid in einem Stück.

Geradezu pietätlos ist indessen der Versuch zu nennen, die Herrschaft des ebenso historischen, wie ästhetischen Strumpfbandes zu stürzen und an seine Stelle ein Monstrum, einen sogenannten „Strumpfhalter" zu setzen. Haben unsere schönen Leserinnen diese Armatur, wie man sagen kann, diese Bandage, dies complicirte Unding schon gesehen? Und das will den Kampf wagen gegen das leichte und lose, das elegante und poetische Strumpfband, das in Geschichte und Kunst eine Rolle spielt, das im Liede lebt und von dem größten deutschen Sänger, von Goethe mehr als einmal verherrlicht worden ist? Man denke an das Gedichtchen: „Der Goldschmiedegesell", man denke vor Allem an Faust's entzücktes Verlangen: „Schaff' mir etwas vom Engelsschatz, gieb mir ein Halstuch von ihrer Brust, ein Strumpfband meiner Liebeslust!"

Man höre nur die umständliche Beschreibung eines Paares solcher Strumpfhalter, um gleich dadurch überzeugt zu werden, daß dergleichen wohl kaum eine Zukunft hat. Es sind breite, weiße Gummibänder, welche unterhalb der Hüfte an das Corset angeknüpft werden; an das andere Ende des Gummibandes ist mittels einer kleinen goldenen Schnalle ein kräftig gewebtes weißes Band so in die Mitte befestigt, daß zwei gleichlange Enden davon herabhängen, die in ein paar Klammern endigen, welche mittels einer elastischen Feder den Saum des Strumpfes fassen und diesen faltenlos straff (?) ziehen. Wie gesagt: eine Bandage, aber kein Band der Anmuth mehr und entzückender Grazie!

Auf Wiedersehen in vier Wochen, schöne Leserin! Erhalten Sie bis dahin eine freundliche Gesinnung und Erinnerung

Ihrem

Passepartout.

Salonpost.

W. R. in Cassel, A. J. H. v. W. St. und Genossinnen. Sie, meine Damen, sind Schuld daran, daß wir eine Salonpost eingerichtet haben. Sie haben durch Ihre Briefe, in denen Sie auf unsere grausame „Anatomie des Frauenherzens" replicirten, den Verkehr mit der Salonredaction eröffnet. Es folgten darauf so viel andere Anfragen über Alles und noch Einiges an den Salonredacteur, daß dieser, wenn er galant sein wollte, antworten mußte. Dazu soll ihm diese Rubrik dienen, welche hoffentlich einen regen Wechselverkehr zwischen Redaction und Lesern begründen und das Echo der Stimmung des Salonleserkreises sein wird. Wir rufen uns selbst ein herzliches „Glückauf" zu!

K. Dr. Triest. Arthur Stahl (Frau Franziska Voigtel) ist in Geistesumnachtung gestorben. In der Novelle „Ein vergessenes Wort" sind schon die Anfänge ihres Leidens erkennbar und somit bietet die Erzählung ein hohes psychologisches Interesse.

K. R. in Mitau. Wir bedauern, auf Ihre Zumuthungen nicht eingehen zu können. Ihre altmodische Orthographie und Ihre wunderliche Schreibart beweisen übrigens wieder, daß Sie in Rußland noch den „alten Styl" haben.

Dr. C. H. in B. Ihren Neigungen wird der in Kurzem erscheinende „Humoristische Hausschatz" von Ernst Eckstein, Verlag von Richard Eckstein in Leipzig, entgegenkommen. Derselbe soll eine Sammlung der vorzüglichsten deutschen Humoresken älterer und neuerer Zeit enthalten. Ihre Kenntniß der humoristischen Literatur scheint groß zu sein. Sie werden den Herausgeber dieses gewiß von allen Freunden des Humors willkommen geheißenen Unternehmens zu Dank verpflichten, wenn Sie ihn auf einige verborgene Perlen deutschen Humors aufmerksam machen wollen.

Hermann v. B. Nicht doch. Eine Frau kennt drei Arten zu lieben, je nachdem die Sinne, der Kopf oder das Herz betheiligt sind. Ausnahmsweise erhört ein

Digitized by Google

Weib ihren Anbeter noch aus Langeweile, Mitleid oder Neugier. Aber lieben kann eine Frau nur, wenn jene drei Factoren bei ihr in's Spiel kommen. Und Sie, gnädige Frau? Sie lieben gewiß nur Ihren seligen Mann und — den Salon.

Prem. Lt. v. S. in D. Sie werden die Wette verlieren. Der theuerste Bordeaux grand crû ist der alte Chateau Lafitte. Bei der großen Auction von 1872 wurde die Flasche 1811er mit 121 Francs, die Flasche 1834er mit 70 Francs, die Flasche 1848er — trotz des ominösen Jahrgangs — mit 65 Frcs. verkauft, und Baron Rothschild hat aus allen Jahrgängen noch genügenden Vorrath, um jährlich je 100 Flaschen von jedem ablassen zu können. Ebenso bedarf es nur eines Auftrages, um von dem Marquis de Lur-Saluces eine Anzahl Flaschen des unbestrittenen Königs aller Weine des Erdballs, des Chateau Yquem, 1834er und 1846er Gewächs à 120 und 105 Francs, zu beziehen.

Bertram W. in Stralsund. Unendliche Reimereien zu machen, dieselben Gedichte zu nennen, vom Salon dafür ein Pränumerandohonorar und sechs Gratisexemplare zu verlangen — das erinnert uns daran, daß die älteste Lyra ein mit Saiten bespannter Rindviehschädel war.

Cl. G. Nordhausen. Es war kein Unterofficier, sondern eine Waschfrau. Günther von Freiberg ist nicht das Pseudonym eines dichtenden Staatsanwalts, sondern der nom de guerre einer Frau von Treskow in Rom.

Salonlerche in Stuttgart. Ja, Franz Schubert hat geliebt und zwar unglücklich. Seine Liebe war die Comtesse Caroline Esterhazy; im Hause ihres Vaters war der unsterbliche Componist Musiklehrer. Seine Leidenschaft blieb unerwiedert. Als die Comtesse ihm einmal scherzhaft vorwarf, daß er ihr keines seiner Werke gewidmet habe, erwiederte Schubert: „Wozu denn, Ihnen ist ja ohnehin Alles gewidmet." Und dennoch trägt die Phantasie in F-moll (op. 103) den Namen der schönen Esterhazy.

Selma Roin in Gr. Gl. Wir wissen, Sie sind schön, aber die Welt will es nicht glauben. Ihre Nase, der wir eine Portion Weisheit wünschen, wird Professor Th. Weber in Halle curiren.

Amtmann W. in R. bei St. Im Arbeitszimmer des Kaisers befindet sich eine Büste und ein Oelgemälde Friedrich Wilhelms III., von der Königin Luise aber nur ein Oelbild.

Claudius in Fl. Sie werden dem behäbigen Herrn auch noch ferner, so lange die Götter seine langweilige Feder kritzeln lassen, in den verschiedensten Journalen begegnen.

Er schreibt in Nord und Süd, er schreibt nach West und Ost,
Ach, wenn er stirbt, wie viel verliert an ihm die — Post.

Bremer Musikant. Wir haben keine Beschäftigung für dergleichen Compilationsarbeiten. Wenn Sie gar nichts Besseres zu thun wissen, so übersetzen Sie Kant und Hegel in's Deutsche, legen Sie den Weg nach Constantinopel für den russischen Generalstab an oder erfinden Sie eine Trichine für den Coloradokäfer.

Hartmann in L. Die Commission für den Schillerpreis besteht aus folgenden Preisrichtern: Generalintendant von Hülsen, Professor Hermann Grimm, Dr. Julian Schmidt in Berlin, Oberbibliothekar Adolf Schöll in Weimar, Professor Hermann Hettner in Dresden, Professor Scherer in Straßburg.

C. Freifrau von G. in L. (Schlesien). Es wird nicht besser werden, meine Gnädige, als bis wir eine neue Gesellschaft haben. Unsere alte ist morsch und krankt an der ungesundesten, conventionellen Tyrannei. Der Geist, das Originelle kann nur dann zu Wort kommen, wenn die Schablonenform, sich zu geben und zu sprechen, aufgegeben wird. Wie sagt Goethe? „Denn was unterscheidet den Dummkopf vom geistreichen Menschen, als daß dieser das Zarte, Gehörige der Gegenwart schnell, lebhaft und eigenthümlich ergreift und mit Leichtigkeit ausdrückt, als daß jene, gerade wie wir es in einer fremden Sprache thun, sich mit schon gestempelten, hergebrachten Phrasen bei jeder Gelegenheit behelfen müssen.

M. Z. Project, Herr Z., wird gerade so ausgesprochen, wie es geschrieben wird. Es ist ein lateinisches Wort. Wenn Jemand „Proscheet" spricht, so durchzuckts uns immer so, als wenn wir Jemanden Fische mit dem Messer essen sehen.

Digitized by Google

Neueſte Moden.

Nr. 1. Wiege zum Zuſammenlegen.

Ein ſägebockförmiges braunes Holzgeſtell trägt den nur durch zwei einzuſchraubende Querſtäbe befeſtigten obern Wiegentheil, welcher aus einer Steppdecke von blauem Seidenſtoff und weißem Shirtingfutter beſteht. Letztere iſt 115 Centimeter

Nr. 1 Wiege zum Zuſammenlegen.

lang, 75 Centimeter breit, vermittels keilförmiger Ausſchnitte an den Ecken zur Wiege geformt und mit feſter Einfaſſung verſehen, durch welche an den Querenden die Stäbe geleitet werden. Zwei Volants mit Spitzen und ein Mullpliſſé garniren den Rand. Eine weißlackirte Eiſenſtange trägt die Mullgardine, welche in der obern Mitte mit breitem Saum verſehen und über die Stange geſchoben

Digitized by Google

wird. Matratzen, Kissen und eine blaue Steppdecke mit Couvertüre vollenden die innere Ausstattung.

Nr. 2. Tragekleidchen aus weißem Mull.

Dieses Tragekleidchen wird am Rande mit einem 20 Centimeter breiten Plissé garnirt, dessen Säume mit Spitzen abschließen. Ein 6 Centimeter breiter Plissé umgiebt den mit Schrägstreifen und Spitzen garnirten Halsausschnitt und eine breite Seidenbandschärpe die Taillenlinie. Die Nähte des Plissés, wie des obern Ausschnittsrandes und des mit Spitzen besetzten Aermels decken schmale aufgesteppte Mullstreifen.

Nr. 3. Kindertragmäntelchen.

Dasselbe ist von Caschmir mit seidegesteppten Vordertheilen. Eine Pelerine

Nr 2. Tragekleidchen aus weißem Mull.

ebenfalls mit seidenen Vordertheilen fällt über die Schultern herab. Wie die Vordertheile sind auch die Aermelaufschläge gesteppt.

Nr. 4 Damen-Nachtjacke

von feinem Percal, vorn reich mit gestickten Einsätzen garnirt, von denen abwechselnd der eine mit Valenciennes und der andere mit schmalen Rüschen bordirt ist. Gleiches Arrangement am Kragen und an den Manschetten.

Nr. 5 und 6 Caschmirkleid für Mädchen von 1 bis 2 Jahren. (Vorder- und Rückansicht.)

Vorder- und Rückentheile werden doppelt zugeschnitten, in den Seitennähten

Digitized by Google

vereint und in den Mittellinien sowie am untern Rande mit Futterstoff und einer gleichfarbigen Seidenstoffeinfassung versehen. Das Vordertheil erhält vom Halsausschnitt bis Saum languettirte Schnürlöcher, durch welche ein rothes Seidenband geschnürt wird, nachdem die Theile in der Mitte zusammengenäht sind. Das Rückentheil erhält oben einen 15 Centimeter langen Ueberschlag zum Knöpfen, einen Schleifenbüschel und von diesem an Schnürösen. Eine Seidenstoffeinfassung, Schleifen und Stickereistreifen garniren Ausschnitt, Aermel und Tasche.

Nr. 7. Damen-Nachtjacke.

von Percal, mit Plissés, englischer Stickerei und kleinen Rüschen an den Rändern, an den kleinen Taschen an der Seite und an den Manschetten garnirt.

Nr. 8. Untertaille mit Stickerei.

Bei getreuer Nachbildung ergiebt sich die panzerartige Form der Taille, welche

Nr. 3. Kindertragmäntelchen.

mit Fischbeinen gesteift, die modegerechte Form der oberen Toilette vermittelt. Die Brustausnäher werden ausgeschnitten und gleich den übrigen Nähten mit flachem Band besetzt, um die Fischbeine zwischen dem doppelten Stoff aufnehmen zu können. Gestickte Battist- und Spitzen-entre-deux sowie Striche bilden die Garnirung des Ausschnitts und des Aermels.

Nr. 9. Untertaille mit Spangenbesatz.

Die aus Shirting zuzuschneidende Taille wird nach den correspondirenden Zahlen zusammengenäht und auf der Innenseite der Längennähte, sowie auf den ausgeschnittenen Brustausnähern mit Band besetzt, um leicht biegsame Fischbeine einschieben zu können. Aufgesteppte Schrägstreifen bilden ein Plastron, welches an den Seiten von entre-deux und Spitzen begrenzt ist. Entre-deux und Spitzen umgeben den Halsausschnitt und dienen zu dem mit einem schmalen Stoffstreifen zu vervollständigenden Aermel.

Digitized by Google

Nr. 10 und 13. Frisirmantel. (Vorder- und Rückansicht.)

Ein 20 Cent. breiter Batistpliſſé garnirt den untern Rand bis unter die Rücken-

Nr. 4. Damen-Nachtjacke.

Nr. 5. Caſchmirkleid für Mädchen von 1 bis 2 Jahren (Vorderansicht)

Nr. 6. Caſchmirkleid für Mädchen von 1 bis 2 Jahren. (Rückansicht.)

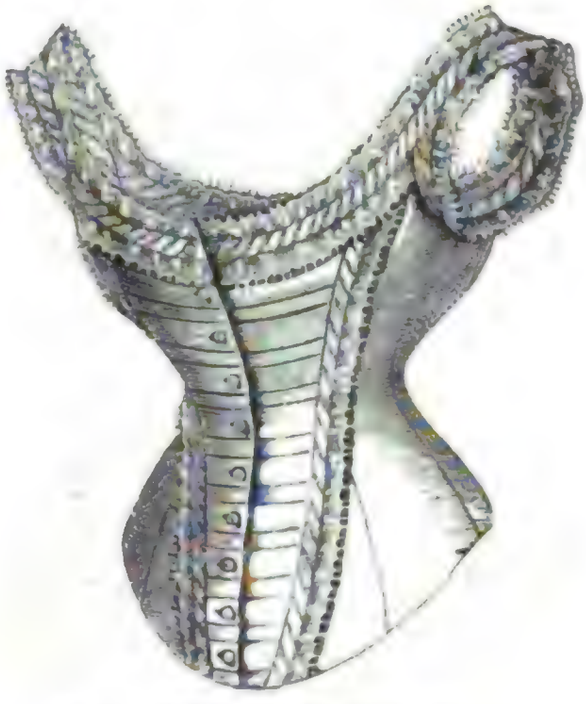
falte, und ein 16½ Cent. breiter Stoffſtreifen aus engliſcher Stickerei begrenzt den Pliſſé. Am Rande der doppelten Rückenfalte iſt der Stickereiſtreifen 20 Cent.

Digitized by Google

breit; ein 3 Cent. breiter Plissé bildet den Kopf. Die nach Angabe zuzuschneidende doppelte Rückenfalte wird bis zum Halsausschnitt abgeheftet, alsdann der kragen-

Nr. 7. Damen-Nachtjacke.

Nr. 8. Untertaille mit Stickerei.



Nr. 9 Untertaille mit Spangenbesatz.

förmige Stickereitheil bis unter die mittlere Falte festgenäht, und schließlich werden erst die Seitenfalten bis unter den Rand der Garnirung fortgeschnitten. Ein

Digitized by Google

Plissé und ein aufgesteppter Streifen decken die verbindende Naht. Der aus doppeltem Stoff zuzuschneidende Kragen ist in der Nackenmitte um 30 Cent. zu den Falten zu erweitern, vom Stern an aber flach anzusetzen.

Nr. 10 Frisirmantel. (Vorderansicht.)

Nr. 11. Latz auf dem Rücken zu knöpfen.

Der aus Piqué und einem Shirtingfutter zuzuschneidende Latz erhält an dem Rande eine Garnirung von Stickereistreifen, welche zwischen den doppelten Stoff geschoben und mit durchsteppt werden. Eine schmale Borde von Gräten- und

Nr. 11. Latz auf dem Rücken zu knöpfen.

Nr. 12. Latz mit entre deux.

Picotstichen aus offener Stickbaumwolle verziert den innern Rand des Latzes, dessen Vereinigung sich aus der im Rücken dargestellten Ansicht lehrt.

Als eine außerordentlich beliebte Garnirung für diese Latzform ist die Languettenstickerei zu empfehlen, welche eine an ihren Spitzen zusammenhängende Blättergnirlande darstellt, zwischen deren Blättern der Stoff fortgeschnitten wird.

Digitized by Google

Nr. 12. Latz mit entre-deux.

Mull- und Spitzen-entre-deux sind zu vereinen und am Rande durch bogenförmig eingesetzte Stickereien zu bereichern. Schmale aufgesteppte Batiststreifen

Nr. 13 Frisirmantel. (Rückansicht.)

verbinden die Nähte, und Spitzen bilden den äußern Abschluß des auf dem Rücken zu schließenden Latzes.

Nr 14 Hemdchen für Neugeborene.

Nr. 15 Offenes Hemd für Kinder von 6 Monaten.

In etwas größeren Proportionen zugeschnitten, eignet sich die Form für einen größern Kinderlatz, welcher alsdann in der Taillenlinie mit unterhalb des Latzes fortlaufendem Gurt versehen, durch Schärpenenden auf dem Rücken geschlossen

Digitized by Google

wird. Eine rockähnlich angekräuste Schürze aus Battist vervollständigt den Latz mit Gurt zu einem Ueberkleid.

Nr. 14. Hemdchen für Neugeborene.

Dasselbe ist ringsherum im Ganzen zuzuschneiden und hinten offen zu lassen. Einer englischen Layette entnommen, hat das Hemdchen außer dem Vorzug großer

Nr. 16 Morgenrobe aus weißem Piqué.

Einfachheit, welche für diesen Zweck gern berücksichtigt wird, kein besonderes Verdienst aufzuweisen. Die Theile sind mit flachen Saumnähten vereint und der Ausschnitt ist durch ein untergestepptes Band mit einem Bändchen zum Zubinden eingerichtet.

Nr. 15. Offenes Hemd für Kinder von 6 Monaten.

Das im vierten Theil mit Angabe des vordern Ausschnittes verbildlichte Hemd-

Digitized by Google

chen wird aus einer Stoffbreite (ohne Seitennaht) zugeschnitten. Der Aermel ist am Rande languettirt, der Halsausschnitt mit Schnure versehen.

Nr. 16. Morgenrobe aus weißem Piqué.

Das bis 122 Cent. Länge (104 Cent. Seitenlänge) zu berechnende Vordertheil nimmt derartig an Breite zu, daß der untere Rand 90 Cent. mißt. Am rechten Vordertheil ist der Taillenüberschlag zuzugeben und von der Taillenlinie an die Mitte in gleichmäßiger Richtung abzuschrägen. Das linke Vordertheil mit der bis zur Taillenlinie normalmäßigen Mitte nimmt in derselben Weise bis zum unteren Rande an Breite zu, als der rechte abnimmt. Englische Stickerei- und Piquéstreifen garniren den rechten Ueberschlag und das linke Vordertheil. Weiße Perl-

Nr. 17. Unterrock von Percal.

mutterknöpfe schließen die Vordertheile. Nachdem das Seitentheil (108 Cent. Länge, 63 Cent. Breite) mit dem Rückentheil verbunden ist, werden drei Falten nach innen gelegt, wonach die Sterne auf den Punct des Seitentheils passen. Auf dem Rücken der vom Halsausschnitt bis Rand 160 Cent. mißt setzt sich die Garnirung fort.

Nr. 17. Unterrock von Percal.

Dieses Modell zeigt an seinem untern Theil einen sehr hohen gekräuften Volant, welcher durch einen ebenfalls gekräuften Kopf gehalten wird. Der Volant selbst ist mit einem breiten, platten Schrägstreifen garnirt, welcher über einen gestickten Einsatz gesetzt ist. Unter letzterem tritt ein hohes, in der Mitte aufgenähtes Plissé hervor; diese ganze Garnirung endigt in einen scharf gezackten Streifen.

Digitized by Google

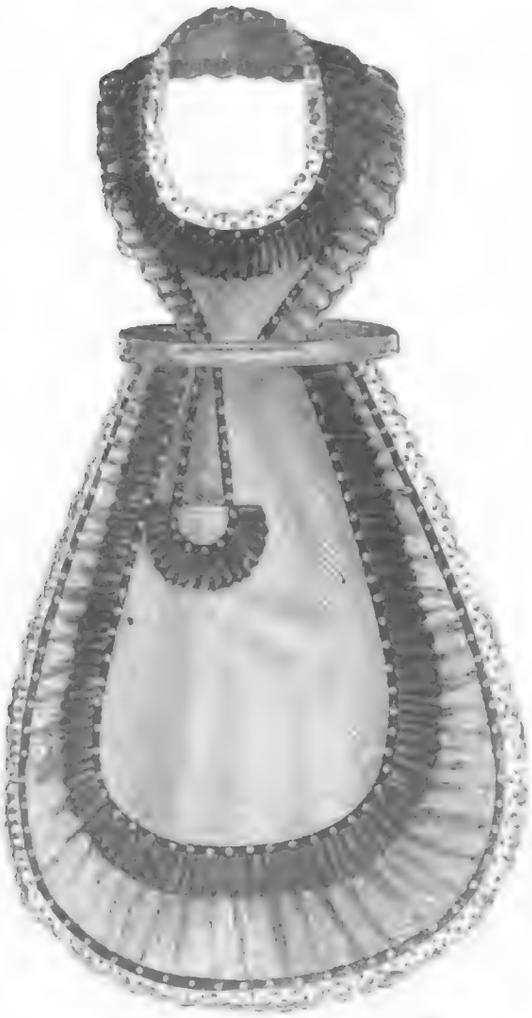
Nr. 18. Windelhose für Kinder von 6 Monaten.

Die Windelhose wird doppelt aus Flanell zugeschnitten und mit Ausnahme

Nr. 18. Windelhose für Kinder von 6 Monaten

Nr. 19. Unterrock aus weißem Piqué für Kinder von 2 bis 3 Jahren.

des oberen Querrandes mit einem 3 Cent. breiten Shirtingstreifen unterfüttert. Auf diesem Streifen sind die Knopflöcher und die Zwirnknöpfe anzubringen, welche,



Nr. 20. Schürze aus ecrufarbenem Leinen.

Nr. 21. Schürze aus grauem Piqué.

geschlossen, den unteren Theil der Windel zu Beintheilen formen. Der obere Querrand ist zwischen einen 4 Cent. breiten Bund aus Flanell und Shirting zu steppen, in dessen vorderen Theil eine Schnure angebracht wird.

Digitized by Google

Nr. 19. Unterrock aus weißem Piqué für Kinder von 2 bis 3 Jahren.

Zwei Stoffbreiten von je 62 Centm. Breite und einer Länge von je 50 Centm. werden zusammengenäht, am unteren Rande gesäumt und am oberen Theil der Nähte mit kleinen Armausschnitten versehen. Nachdem die Rückenmitte mit 40 Centimeter langem Schlitz ausgestattet ist, werden Vorder- und Rückentheile gleich-

Nr. 22. Hemd für Mädchen von 12 bis 14 Jahren.

mäßig in Tollfalten geordnet, deren Tiefe vorn wie hinten eine Breite von 22 Centm. vermittelt. Der obere Rand, Aermel, Armausschnitt und die 9 Centm. langen, 3 Centm. breiten Achseltheile sind mit einer Stoffeinfassung zu versehen und durch überwendliche Nähte zu verbinden. Hinten wird der Rock mit Bändern geschlossen.

Nr. 23. Hemd mit gestickter Passe für Mädchen von 8 Jahren.

Nr. 20. Schürze aus ecrufarbenem Leinen.

Der abgerundete Rand der Schürze ist mit einem nach unten an Breite zunehmenden Volant aus gleichem Stoff besetzt, welchen außer dem Schrägstreifen aus braunem Leinen mit weißen Puncten weiße Stickereistreifen garniren. Ein brau-

ner Leinenplissé deckt den Ansatz des Volants. Dieselbe Garnirung von Volant, Schrägstreifen und Plissé wiederholt sich an dem Latz.

Nr. 21. Schürze aus grauem Piqué.

Der Latz wird nach außen mit breiten, nach innen mit schmalen Spitzen besetzt, mit der Schürze vom Stern — Stern verbunden und auf der Rückenmitte durch eine Piquéschleife garnirt. Der zu berechnende Gurt erhält Schooßtheile, welche mit Zwischensatz und Spitzen besetzt und in Falten gelegt werden. Weiße Stoffknöpfe vollenden den Ausputz.

Nr. 24. Négligémantel.

Nr. 22. Hemd für Mädchen von 12 bis 14 Jahren.

Der Rumpf des Hemdes ist in der vorderen Mitte bis 80 Centm., an den Seiten bis zu 73 Centm. zu verlängern. Die Weite des ganzen Hemdes beträgt am Saum 165 Centm. Am Schlitz deckt ein 14 Centm. langer Ueberschlagsaum den Einschnitt, und languettirte Streifen garniren denselben, ebenso die Passe, welche auf dem Rücken 1 Centm. breit enger zu schneiden ist.

Nr. 23. Hemd mit gestickter Passe für Mädchen von 8 Jahren.

In der Mitte des Rückens wird der Rumpf 70 Centm., vom Quereinschnitt unter der Passe an 56 Centm. lang zugeschnitten. Am Rande der rechten Passen-

hälfte ist der Ueberschlag zuzugeben und mit Knopflöchern zu versehen. Plattstich-Arabesken garniren die Passe, welche am Halsausschnitt und dem Ueberschlag mit doppelten Languetten abschließt.

Nr. 24. Négligémantel

von rosa Flanell in Pelerinenform. Vorder- und Rückseite länger als die Seitentheile, welche durch geschmackvoll arrangirte Falten gewissermaßen die Aermel bilden. Die Ränder des vorn mittels Bandschleifen geschlossenen Mantels sind mit Clovisspitze besetzt.

Nr 25. Damen-Nachthemd.

Nr. 25. Damen-Nachthemd

von Percal. Der untere Theil endigt in einen großen gesteppten Saum; das Vordertheil ist seiner ganzen Länge nach offen. Die den vordern und untern Rand, den Hals und die Manschetten umgebende Garnirung besteht aus gefältelten Einsätzen und gekräuften Volants oder Rüschen, welche mit schmaler feiner Clovisspitze umrandet sind.

Nr. 26. Elegantes Damenhemd.

Hals- und Aermelausschnitt sind mit einem Valenciennesseinsatz und kleinen gestickten Schrägstreifen garnirt. Vorn in der Mitte ist ein dreieckiges Schild angebracht, in welches der Namenszug eingestickt wird.

Digitized by Google

Nr. 27. Damenhemd

von Batist. Die Garnirung besteht in einer hohen Valenciennes, welche à jour auf-

Nr. 26. Elegantes Damenhemd.

genäht ist, um das Einziehband durchziehen zu können, wobei dem Dessin der Spitze zu folgen ist.

Nr. 27 Damenhemd.

Nr. 28. Damenhemd mit offener Achsel.

Die in der Schnittform verbildlichte Passe wird zweimal doppelt zugeschnitten, mit Schnureinlagen der Länge nach durchsteppt, neben den Schnurlinien mit Grätenstichen und am Rande (siehe Abbildung) mit Madeirastickerei garnirt. Der Aermel-

Digitized by Google

rand erhält einen Futterstreifen und dieselbe Verzierung. Den Ansatz des Aermels an die Passe lehrt die Bezifferung. An Zuthat wird benöthigt: 2 Meter 50 Cent. Leinwand und 3 Meter 90 Cent. Madeirastickerei.

Nr 28. Damenhemd mit offener Achsel.

Nr. 29. Halbelegantes Damenhemd.

Der Halsausschnitt ist durchaus gefältelt und mit platter Litze besetzt; der obere

Nr. 29 Halbelegantes Damenhemd.

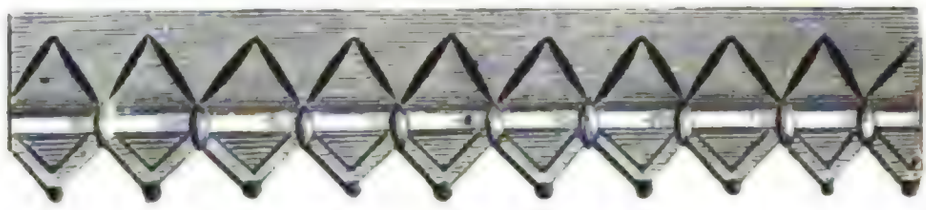
Rand desselben sowie der Armausschnitt sind mit kleinen gestickten Streifen und Plissés garnirt.

Nr. 30 und 31. Zierliches rundes Körbchen.

Der Körper dieses Körbchens nebst Deckel in Schweizer Genre besteht aus feinem Weidengeflecht. Zur äußern Ausschmückung gehören ausgeschnittene Strei-

Digitized by Google

sen von rothem Tuch, auf welches die betreffenden Verzierungen im Lanzettstich in algierischer Seide gestickt werden. Auf den Deckel kommt das aus rothem Tuch



Nr. 30 Dessin zu Nr. 31.

geschnittene und in erwähnter Weise bestickte Sternchen. Um die den Stern umgebende Garnitur wird ein Kreis von Halbkugeln aus dem übrig gebliebenen Tuch

Nr. 31. Zierliches rundes Körbchen.

mittels Stichen in gelber Seide befestigt. Die Einzelheit des Dessins Nr. 31 giebt die Garnitur des Sternchens.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Der kleine Paganini.

Nach dem Gemälde von A. Heyn auf Holz gezeichnet von W. Reiche.

Der Salon.

Am Vierwaldstättersee.

Aus dem Tagebuch eines Malers von **Z. von Reuß.**

I.

Liebreizendes, seeumschlungenes Beggenried!

Unter Deinem riesigen Nußbaume, den selbst ein Bädeker der Erwähnung werth hält, steht meine Staffelei. Von hier aus schaue ich über den blauen See hinweg, die grüne Alm hinauf bis dorthin, wo Thier- und Pflanzenleben erstirbt, wo nur moosumhüllte Baumreste zu finden, unter denen Adler, Gemse und Murmelthier wohnen.

Die Zweige des Riesenbaumes wölben sich über mir wie ein Tempel. Leichtgebogen und sich weit hinaus schwingend treten sie von unten herauf voll um den Stamm und gliedern sich oben zu gewaltigem Wipfel. Und schon reihen sich ringsum die herbstlichen dunkelgrünen Früchte, die so lockend ausgehängt sind und so kunstvoll erbeutet werden, und wecken lachende Kindheitserinnerungen.

Ja, zur Kindheit und Jugend sind meine Gedanken zurückgekehrt. Wie der Schiffer im Hafen, der den Sturm überwunden, sehe ich auf die letzten Monde zurück.

Und doch — auch der Sturm war schön! — — Wer möchte das Brausen der Leidenschaft ganz entbehren? — Wenigstens der Dichter, der Künstler kann es nicht — es ist ihm die göttliche Feuertaufe!

Heute Nacht sah ich Edith im Traume wieder. Liebeverlangend schauten mich ihre Augen an, ihre Lippen näherten sich den meinen — ich erwachte.

Es ist ein wunderbares ästhetisches Verständniß in diesem Weibe. Sie war es, die mein Bild zuerst auf der Ausstellung herausfand; mein Bild, mein Alles, was Neid und Mißgunst in einen entlegenen Winkel verbannt. Aus ihrem Munde stammte das erste verständnißvolle Urtheil. Und sie gab es so sicher, so einfach, und doch so königlich, daß es der Masse imponirte und anfangs nachgeredet, später nachempfunden wurde.

Sie ließ mein Bild ankaufen und in ihrem Salon aushängen, und die Tagesblätter verkündeten plötzlich mein Lob. Ich war bekannt geworden, hatte einen Künstlernamen erworben, fast ehe ich es ahnte.

Eines Tages trat ihr Verlobter in das traditionelle Dachstübchen, das ich mir zum Atelier umgeschaffen, und bat mich, die künstlerische Ausbildung seiner Braut zu übernehmen, da sie just nach meiner unbedeutenden Person als Lehrer Verlangen trage.

Ich zögerte anfangs, den Vorschlag anzunehmen. Denn ich hielt ihn für wenig mehr als eine Weiberlaune und hatte wenig Lust, deshalb die eigenen Studien zu unterbrechen.

Dennoch betrat ich einige Zeit nachher das hochgiebelige Patricierhaus — Neugier und Dankbarkeit zugleich ließen mich das Weib aufsuchen, das von der Vorsehung bestimmt schien, mein Schicksal zu machen.

Digitized by Google

Ich fand ein Weib, wie ich es bisher niemals gesehen. Edith Görner war voll Intuition und unmittelbarer Erkenntniß des Schönen.

Die reiche Patriciertochter war seit kurzem verlobt mit einem Manne, dem eigene Wahl, ebenso wie der Wunsch ihres Vaters sie zugeführt. Hugo Schomberg, ihr Verlobter, war ein Mann mit einem Kindergemüth, stark und vertrauend zugleich. Mit Freude sah er das innere Vergnügen, das Edith durch ein Fortschreiten ihrer künstlerischen Leistungen empfand, und mit Entzücken begrüßte er die gleichmäßigere frohere Stimmung seiner Braut und überhäufte mich dafür mit Güte.

In der That machte Edith Görner überraschende Fortschritte in der Landschaftsmalerei. Eine dichterische Auffassung und kunstverständige Anordnung wußte die gegebenen Elemente zu verschmelzen, und so war Alles was ihr Pinsel schuf, vom Hauch der Poesie beseelt.

Bald wurde die Zeit, die ich in Ediths Gegenwart zubrachte, meine einzige Zeitrechnung; die Lehrstunden wurden mir selbst zu künstlerischen Weihestunden! — Und meine Schülerin schien ähnlich zu empfinden.

Hugo Schomberg veranlaßte mich, seine Braut zu malen. Er war stolz auf Ediths Schönheit, auf ihren feinen, anerkannten Geschmack und die Huldigungen, die ihr beides eintrug.

Unbegreiflicherweise wählte ich zu dem Bilde das Loreleimotiv. Vielleicht veranlaßte mich dazu der Anblick ihres aufgelösten Goldhaars, was sie wie ein Wald umwallte, als ich einst unangemeldet in ihr Zimmer trat.

Ediths Verlobter verreiste in dieser Zeit. Er begab sich auf sein Landgut am linken Rheinufer, um sein Haus zum Empfang der jungen Gattin herzurichten. Denn die Hochzeit des verlobten Paares sollte im März stattfinden, und schon ging der Carneval zu Ende. Edith sollte an der Seite des Gatten auf eigenem Heim die ersten Veilchen pflücken. So wollte es der zärtlich Liebende. Ehe er schied, empfahl er die Braut meiner Fürsorge. Denn fast unbewußt waren wir Freunde geworden.

Edith gestattete mir während Hugos Abwesenheit regelmäßige Sitzungen, und so blieben wir viel allein. Ich vertiefte mich mehr und mehr in meine Arbeit und berauschte mich unwillkürlich an Ediths Schönheit. Und mit Entzücken fühlte ich durch beides meine Kraft wachsen! — Aber mit der Künstlerkraft wuchs auch das leidenschaftliche Liebesgefühl, was mich längst zu Edith, dem Weibe zog. Und es überwog bald.

Ich kämpfte schwer und lange. Die Versuchung in lockendster Gestalt trat an mich heran. Aber noch blieb ich stark! Der Sturm der Leidenschaft umbrauste mich, aber noch hatte ich Kraft ihm zu gebieten. Und wunderbar! Edith erschien mir plötzlich in Wahrheit als Sirene, und unwillkürlich gab ich dem Schiffer im Kahn die eigenen Züge.

Eines Tages — es war der erste Frühlingstag und die Lerche jubilirte draußen im Feld zum erstenmal — packte ich mein Ränzel und reiste ab. Ein Brief an Edith brachte mein Lebewohl an sie und meine Grüße an den Freund. — Ob Edith wohl zwischen den Zeilen zu lesen verstanden?

II.

Es ist merkwürdig, wie schnell man sich in das hochcomfortable, fast internationale, und doch so urwüchsige und eigenartige Schweizerleben hineinfindet.

Digitized by Google

Ich helfe Herrn Aloys Käsli, unſerm Wirth, die Roſen im Garten aufbinden und den Veltliner im Keller auf Flaſchen ziehen. Und dazu höre ich ihn die Gemeinde- und Cantonverhältniſſe mit ſachlicher Kenntniß und Gründlichkeit auseinanderſetzen.

Da ich dieſes Jahr der erſte Sommergaſt geweſen und bis jetzt hier geblieben bin, ſo genieße ich eben eines gewiſſen Vorzugs. Denn man pflegt es allgemein für ein gutes Omen zu halten, wenn der erſte Sommergaſt kein raſch vorübereilender Zugvogel iſt.

Jetzt, im Hochſommer, wird unſere Tiſchgeſellſchaft immer zahlreicher. In den Speiſeſälen herrſcht eine großartige Sprachverwirrung, durch die ſich nur der praktiſche Schweizer zu finden vermag.

Die Franzoſen ſind am meiſten vertreten, da die jetzigen franzöſiſchen Fachſchulferien eine große Anzahl Reiſende hierher geführt. Sie halten ſtreng zuſammen und dominiren ein wenig, da ſie von Haus aus das geſelligſte Element ſind. Bewundernswerth iſt die Elaſticität, mit der ſie ſich jeden Augenblick zum Vergnügen bereit zeigen. Unmittelbar nach dem Diner folgt ein Geſellſchaftsſpiel im Salon, dann eine gemeinſchaftliche Abendpromenade, darauf machen Monſieur und Madame ihr Piquet auf der Terraſſe des Hotels. Nach dem Souper beginnt der Tanz, den ſelbſt Diejenigen nicht verſchmähen, die den Tag auf Alpenwanderungen verbracht und die müden Füße mit Behaglichkeit in weitbauchige Schlafſchuhe ſtecken. Ja ſelbſt weißhaarige Damen und kahlköpfige Monſieurs ſah ich Abends miteinander an der Francaiſe theilnehmen. Es ſteckt eben eine wunderbare Verjüngungskraft ſowohl in jedem Einzelnen, ebenſo wie im Volke.

Unſere deutſche Mittagstafel iſt die kleinſte und in einen entlegenen Winkel des Speiſeſaales verbannt.

Es ſind faſt ſämmtlich in der Tretmühle der Alltäglichkeit Wundgeſchundene, die ſie bilden. Juriſten, die auf täglichen ausgedehnten Wanderungen den Actenſtaub von ſich zu ſchütteln ſuchen, Gelehrte mit hohen, blaſſen Denkerſtirnen, daneben als Gegenſatz zwei Rentiers mit rothglänzenden Vollmondsgeſichtern, und beurlaubte Militärs, die mit der Uniform nicht die ſoldatiſche Disciplin, wohl aber den militäriſchen Rang abgeſtreift zu haben ſcheinen und Menſchen unter Menſchen ſind.

Mein Tiſchnachbar und zugleich die liebſte Bekanntſchaft iſt ein deutſcher Profeſſor der Botanik, der hier Studien der Alpenflora macht.

Es iſt eine auffallende, kleine Erſcheinung in ſonderbarſter Toilette, die oft die Lachmuskeln unſerer hieſigen Franzöſinnen zu reizen ſcheint. Kahlköpfig, mit kurzem, dickem Halſe, großen, hervorſtehenden, blaubebrillten Augen und apfelgrüner Blouſe, erſcheint er allerdings im Graſe liegend wie ein rieſenhafter Laubfroſch. Dabei iſt er indeſſen ein rüſtiger Bergſteiger und kühner Schwimmer.

Ich habe ſchnell ſein Herz gewonnen durch ein Miniaturporträt ſeines ſiebzehnjährigen Töchterleins, was ich am letzten Regentage nach einer gelungenen Photographie entworfen. Mit neugierig geöffneten, verwundert fragenden Kinderaugen und dem lieblichſten Oval bot das jugendliche Antlitz den entzückendſten Studienkopf, deſſen wechſelnden, lebensvollen Ausdruck im holden Gegenüber zu ſtudiren indeſſen noch unendlich intereſſanter ſein muß! Aus Dankbarkeit läßt er mich die Briefe des holden Kindes leſen und ich ſchaue mit Entzücken in das junge Herz.

Auch anderwärts ſchafft mein Pinſel Freude. Neben dem „Nidwald-

Digitized by Google

ner Hof" wohnt der Schiffer, der mich faſt allabendlich auf den See hinausrudert. Sein einziger Bub ſtarb ihm kürzlich und die arme junge Mutter war untröſtlich. Ich beſaß glücklicherweiſe eine Skizze des Krauskopfes, da er mir häufig beim Malen zugeſehen. Um der armen Reſi eine Freude zu machen, führte ich ſie aus und das Bild hängt nun mitten unter den Heiligenbildern des Holzhäuschens, juſt über Reſi's Schutzheiliger. Und wenn die Reſi betet, ſo ſchaut ſie wohl nicht mehr nach dieſer, ſondern darüber hinweg gradwegs in ihren geſtorbenen Himmel hinein.

III.

Ich pflege jetzt häufig ausgedehnte Bergtouren mit Profeſſor Bertram zu machen. Denn dieſer iſt glücklicherweiſe trotz aller gediegenen Wiſſenſchaftlichkeit kein ſich ängſtlich iſolirender Stockgelehrter, und ſo ſcheinen ſich Wiſſenſchaft und Kunſt auch auf die Dauer in ihren beiden Repräſentanten wohl zu vertragen.

Auch heute ſtiegen wir die beträchtliche, ſich ſchroff erhebende Höhe hinter dem „Nidwaldner Hof" zuſammen hinan, ich mit meinem Skizzenbuche, er mit der Botaniſirtrommel.

Er vertiefte ſich bald gründlich in ſeine Specialität: die Mooſe, und ich ſuchte nach einem paſſenden Waldmotiv für ein demnächſt zu beginnendes neues Bild. Und ich war heute glücklicher als er.

Eine prachtvolle Edeltanne erhob ſich plötzlich auf einer Waldlichtung vor meinen bewundernden Blicken. Wie eine erhabene Pyramide ragte ſie weit über das niedere Laubholz hinaus. Ihre Wurzeln hatte ſie tief in das zerbröckelte Felsgeſtein geſchlagen, das von ſmaragdgrünem Sammetteppich überwuchert und von einer rieſelnden Quelle benetzt war.

Ich machte unwillkürlich Halt und ließ mich gefeſſelt auf das zerklüftete Felsgeſtein nieder, das roth eingebundene Skizzenbuch hervorziehend.

Der Profeſſor ſah mich faſt mit Neid an.

„Schon gefunden, was Sie ſuchen?" frug er faſt ein wenig verdrießlich. „Nun, Künſtler haben jederzeit und allerwegen Glück! — — Weiber, Kunſt und Glück vertragen ſich wohl — das weiß Jedermann!"

Ich lachte und zeichnete.

„Uebrigens war das Bergſteigen keine leichte Arbeit, es ging ſteil hinauf und wir haben uns dabei überhaſtet", fuhr er fort, indem er im Grünen niederſank und ſich den Schweiß von der Stirn wiſchte, welche von der Naſenwurzel bis über den Schädel hinaufreichte.

Ich lachte abermals, dreiundzwanzigjährig, übermüthig, und zeichnete weiter.

„Man wird alt!" entſchuldigte er ſich faſt vor meinem Uebermuthe. „Das halbe Jahrhundert iſt voll, der Rubicon überſchritten", erklärte er und putzte dabei die angelaufenen Brillengläſer mit dem Lederhandſchuh ab.

„Pah! Nur die Sorgen, nicht die Jahre machen alt!" ſagte ich halb übermüthig, halb tröſtend und zog dabei eine korbumflochtene Flaſche hervor, die ich in Herrn Käsli's Keller heute Morgen mit beſtem Veltliner gefüllt hatte. „Hier iſt ein Sorgenbrecher!"

Und der kleine Profeſſor mit den dünnen, ſpannlangen Beinen that einen Schluck, der ſelbſt einem Ritter von der Tafelrunde keine Schande ge-

Digitized by Google

macht hätte. Nun, auch die Ritter vom Geiſte ſind zuweilen lobenswerthe Zecher! Den kargen Reſt gab er mir zurück.

Ich leerte ihn auf das Wohl meines ſoeben gefundenen brillanten Waldmotivs, der Anblick der Edeltanne hatte mich faſt berauſcht.

Plötzlich fühlte ich ein wenig Ernüchterung. Das Motiv erſchien mir mit einem Male mehr blendend als feſſelnd. — Verdrießlich warf ich den Crayon hinweg; ich war überzeugt, die Skizze würde mir nicht gelingen, wenigſtens im gegenwärtigen Augenblick nicht.

„Blendwerk!“ rief ich ärgerlich, indem ich in die Höhe ſprang. Auch der Profeſſor hatte ſich erhoben und ſtieg nach der kurzen Raſt trotz des überſchrittenen Rubicons ſo rüſtig den ſteinigen Bergpfad weiter hinan, als ſei er ein fahrender Schüler.

Ich folgte unwillkürlich, Skizzenbuch und Crayon zurücklaſſend.

„Die Mooſe ſind das intereſſanteſte der ganzen Pflanzenſchöpfung, gleichſam ein Symbol der ewigen Erhaltungskraft“, ſagte er, ſich wieder in den Anblick des Sammetteppichs zu ſeinen Füßen vertiefend. „Der niedere Mooswald grünt noch im kalten Herbſte, ja ſelbſt im Froſte des Winters, wenn das Leben in der Natur ſich nicht mehr behaupten kann.“

Ich brach ein blaues Blümchen vom Rande des Waldpfades und bot es ihm dar. Denn ich fürchtete eine beginnende gelehrte Weitſchweifigkeit.

„Sind ſolche ſtille, blaue Blumen mit gelbem Stern in der Mitte nicht wie Erinnerung, Glaube, Beruhigung?“ frug ich verblümt.

Aber ich konnte meinem Schickſale nicht entgehen.

„Wiſſenſchaftlich bilden die Mooſe die zweite Ordnung der Kryptogamen“, docirte er wie auf dem Katheder.

Jetzt ſchnitt ich ihm die Rede dadurch ab, daß ich, ſtehen bleibend, ihm einen entzückenden Ausſichtspunct zeigte und die beginnende Abendkühle lobte.

Es half wenig.

„Ich ſuche eine beſondere Species dieſer wunderbaren Gebilde, ein Alpenmoos, und dies war der Grund, weshalb —“

„Weshalb Sie die Schweiz bereiſen?“ fiel ich todesahnend ins Wort.

„Ja wohl!“

„Heilige Mutter Gottes — darum?“

Der arme Profeſſor ſah mich verdutzt an. „Nun, nicht allein!“ entſchuldigte er ſich, meine Gedanken errathend. „Aber es iſt die einzige Species, die in meiner Sammlung kryptogamiſcher Gewächſe fehlt, junger Freund, und ich hoffe, ſie mit heim zu bringen.“

Ich wünſchte ihm daſſelbe, pflückte eine zweite blaue Blume und bot ſie ihm ſcherzend als Wünſchelruthe, um den geſuchten Schatz damit zu heben.

So ſtiegen wir im Wechſelgeſpräch immer höher hinan, bis das Sinken des Tages zur Rückkehr mahnte. Madame Käsli's wohlbeſetzte Abendtafel rief ihre Gäſte jederzeit rechtzeitig zurück. Auch erinnerte ich mich jetzt mit Verdruß des vergeſſenen Skizzenbuches.

Ein ſtark abſchüſſiger, kürzerer Waldpfad führte durch dichtes Gebüſch gerade auf die Waldlichtung zurück, wo ich Skizzenbuch und Crayon liegen gelaſſen. Wir beſchloſſen, uns Bahn zu brechen und ihn einzuſchlagen.

„Meteorologiſch erkannt ſind Wälder ein ſtehendes ſtilles Gewitter, weil ſie die Wolken und Erdelectricität fortwährend, wie heimlich athmend, aus-

Digitized by Google

gleichen", docirte Professor Bertram, obgleich zuweilen stolpernd, dennoch gewohnheitsmäßig und unverbesserlich von Neuem.

„Still! da — dort!" unterbrach ich meinen Begleiter unsanft.

„Was?"

„Dort, da — sehen Sie nicht?"

„Nun, was?"

„Die Dame dort", erwiederte ich fast ärgerlich und stehen bleibend.

„Sie haben Recht — auch ich sehe sie jetzt. Sie zeichnet, und hol's der Geier, es ist Ihr Skizzenbuch, Freund — — sie hat es gefunden!"

Es war genau, wie er sagte. Auf dem zerklüfteten Felsgestein, auf dem ich vorhin gesessen, saß ein weibliches Wesen — nein — eine blonde Fee, die Waldfee, und auf ihrem Schooß ruhte mein rotheingebundenes Buch. Es war kein Zweifel, die Frau vollendete die Skizze, die mir vorhin mißglückt war, denn sie erhob regelmäßig leise und sicher den Kopf und die Augen nach der Edeltanne, deren Haupt noch immer in Sonnenglorie leuchtete, während auf dem Gebüsch die Abendschatten lagerten.

Kein Laut unterbrach das Schweigen, die Vögel ruhten längst in ihren Nestern, nur die Quelle murmelte leise und eintönig, wie ein lallendes Kind.

Der Eindruck des ganzen Bildes war so überraschend, daß man an Spuk glauben konnte, zumal die tiefe Einsamkeit, die anbrechende Nacht und die gesammte Scenerie die Phantasie mächtig anregten.

In der That fuhr ich mir über die Stirn, um die Gedanken zu sammeln. Denn was ich an jener Stelle vor mir sah, es mußte ja Spuk sein! Die Dame, nein, die Waldfee, sie hatte ja Gestalt und Antlitz von Edith geliehen!

Das war ihre elfenhafte Gestalt mit der Haltung einer Königin, das war ihr blondes Nixenhaar, was in aufgelösten Locken über die Schultern fiel. Unwillkürlich drängte ich den vorwärtsschreitenden Professor zurück, um die Geistererscheinung nicht zu verscheuchen.

Es half wenig.

Das Weib, die Fee erhob sich jetzt dennoch, um zu gehen. Das Skizzenbuch sank dabei zur Erde und ruhte wie vorhin im Grase. Vorher hatte es ein längerer, prüfender und vergleichender Blick getroffen, der sich in ein stilles befriedigtes Lächeln verlor.

Leicht wie eine Elfe schwebte sie alsdann den Waldpfad hinab und verlor sich im Gebüsch.

Ich stürzte auf mein Eigenthum zu, der arme, etwas verblüffte Professor konnte mir kaum folgen. Hastig riß ich das Buch in die Höhe und warf den Blick hinein. In Wahrheit, meine Skizze war vollendet, vollendet in jeder Beziehung. Der Genius hatte sie angeweht. Die stolze Tanne, das Bild der Kraft, die gemacht schien, der Ewigkeit zu trotzen, auch sie hatte der Sturmwind getroffen! Die stärksten ihrer Aeste hatte er gebrochen, wie dünne, kraftlose Halme. Schlaff hingen sie herab auf das warme, farbige Leben der Waldblume zu ihren Füßen — — Meine unbedeutende Skizze war unter den Händen der Fee, nein, des Weibes, ein Meisterstück geworden.

„Es war Edith!" rief ich außer mir und küßte, ja, ich küßte leidenschaftlich das Blatt.

Digitized by Google

Der Profeſſor ſah mich durch ſeine blauen Brillengläſer hochverwundert an und ſchüttelte den kahlen Kopf. Ich glaube, er hatte nicht übel Luſt, mir den Puls zu fühlen.

IV.

Ja, es war Edith!

Heute Mittag ſahen wir an der deutſchen Mittagstafel zwei neue Couverts aufgelegt und der Garçon vertraute uns, daß wir einen Zuwachs unſerer Geſellſchaft zu erwarten hätten.

In der That erſchienen alsbald ein Herr und eine Dame, Hugo und Edith!

Die Begrüßung zwiſchen uns Männern war die herzlichſte. Hugo ſchüttelte mir die Hand wie einem Bruder, und ich fühlte mich durch den offenen natürlichen Ausdruck ſeiner Wiederſehensfreude ſo gerührt, daß ich ſie voll zurückgab. Er erzählte, daß er mit Edith zur Saiſon in Interlaken geweſen, und am geſtrigen Tage über die Brünigalp herübergekommen und einige Tage hier zu raſten gedenke. Die Ausſicht, unverhofft hier mit mir zuſammen zu ſein, ſei eine Freude und Ueberraſchung, für die er und ſein Frauchen dem Schickſal von Herzen dankbar ſeien. „Doch, a propos, ſeit wann iſt es Sitte und Brauch, ſeine Freunde zu verlaſſen, juſt in dem Augenblicke, wo ſie unſerer am meiſten bedürfen?“ ſetzte er hinzu. „Sie ſollten unſer Hochzeitsgaſt ſein, wie Sie wiſſen —“

Ich ſtotterte in höchſter Verlegenheit eine wahrſcheinlich ſehr ungeſchickte Entſchuldigung.

„Meine — unſere Gedanken ſuchten Sie in Italien?“ frug Edith jetzt und erhob zum erſten Male voll den Blick zu mir. Ich ſchaute wieder in dieſe Augen, die ſo ſtrahlend ſein konnten, und doch ſo farblos waren. In ihrem Antlitz hatten mich als Künſtler überhaupt dieſe wunderbaren Augen jederzeit am meiſten gefeſſelt. Sie waren von jener unbeſtimmten Farbe, die je nach Seelenſtimmung und augenblicklicher Empfindung zu wechſeln vermag, vom freundlichen Blau bis zum tiefſten Schwarz. Man konnte in Ediths Augen tief hineinſehen und ſah dennoch wie in ein tiefes Gewäſſer niemals auf den Grund.

„Edith hat Recht, Sie müſſen Italien ſehen!“ nahm Hugo jetzt das Wort, „jeder Künſtler ſchuldet es ſich.“

„Ich bin arm — “

„Bah! ein Aufenthalt in Italien koſtet kein Königreich.“

„Meine beiden letzten Bilder ſind noch unverkauft geblieben —“

„So werde ich ſie für unſern neueingerichteten grünen Salon ankaufen, was meinſt Du, Liebchen?“

Edith ſchien zu fühlen, daß ein auf dieſe Weiſe geſchloſſener Handel mir nicht erwünſcht ſein möge, und brach das Geſpräch ab, indem ſie aus ihrer Vaterſtadt zu erzählen begann. Hugo trat zur Seite und ließ uns allein. Zum erſten Mal ſtand ich ihr wieder Auge in Auge gegenüber und mit Entzücken trank ich den Anblick ihrer Geſtalt. Und ebenſo begierig lauſchte ich ihren Worten und mehr noch ihrer Stimme. Ich fühlte plötzlich, wie ſehr ich heimliche und uneingeſtandene Sehnſucht empfunden nach dieſem ſchönen durchgeiſtigten Antlitz, nach dieſer leiſen und doch ſo klaren Stimme. Dieſe unbewußte Sehnſucht — ich hatte ſie oft genug mit in die Nachtruhe

Digitized by Google

hinüber genommen. Und die Geſtalten meiner Träume hatten alsdann Ediths Geſtalt getragen und mit ihrer Stimme geredet, wie ja der Traum jederzeit das vorzuführen liebt, was nicht voll und klar gedacht, ſondern nur leiſe und unbewußt empfunden worden iſt. Und da mir Geſtalt und Stimme aus meinen Träumen nahe und bekannt geblieben, ſo hatte ich jetzt faſt auch ein Traumgefühl, was durch das Ungewöhnliche unſerer plötzlichen Begegnung verſtärkt wurde.

Ich theilte ihr mit, daß ich ſie geſtern geſehen und an der Meiſterſchaft, mit welcher ſie die Skizze vollendet, erkannt habe.

Sie lächelte erröthend und erklärte durch ein unwiderſtehliches Gefühl gezwungen worden zu ſein, den Stift zu ergreifen und das Bild zu vollenden, da auch ſie ſich durch das Motiv gefeſſelt gefühlt.

Hugo trat wieder an Edith heran, um ſie zur Tafel zu geleiten. Allgemein wurde eine Vermehrung unſerer deutſchen Geſellſchaft mit Genugthuung empfunden, ſchon um der dominirenden franzöſiſchen Converſation ein Gegengewicht zu bieten. So ward die Unterhaltung bald lebhaft und allgemein.

Ruſſen und Türken, Badeleben und Börſencourſe, Hotelrechnungen und Reiſeleben zogen als moderne Schattenbilder an dem geiſtigen Auge der Tiſchgeſellſchaft vorüber. Am Reiſen und Reiſeleben blieb es unwillkürlich haften.

„Die Reiſeluſt iſt der körperliche Trieb nach Bewegung, der geiſtige nach Abwechslung, dünkt mich, und wohnt jedem Menſchen inne", nahm ich, ein wenig auf die Sache eingehend, das Wort. „Die Intelligenz entwickelt ihn zwar, ruft ihn aber nicht hervor."

„Sie haben Recht!" entgegnete ein kürzlich eingetroffener Heidelberger Profeſſor, „auch die Völkerwanderung iſt einſt aus ihm entſtanden, und es ſind noch immer ihre Wellenſchläge, die den modernen Völkerſtrom allſommerlich durch die Welt treiben."

„Und doch genügt er dem Geiſte ſo wenig!" ließ ſich Ediths klare Stimme jetzt vernehmen. „Das gewöhnliche Reiſen erſcheint in Wahrheit wie das Blättern in einem ſchönen Buche, bei welchem man die Blätter mit den Füßen umſchlägt, wie einſt ein geiſtreicher Mann geſagt hat. Zum Leſen kommt man dabei nicht viel! — Zum genußreichen Reiſen gehört auch ein gewiſſes Sicheinleben in die veränderte Umgebung, zum ſinnlichen Schauen muß ein geiſtiges Erkennen kommen!"

„Ihre dargelegte Anſicht läßt uns eine längere Dauer Ihres Aufenthaltes erhoffen, gnädige Frau?" frug Ediths Tiſchnachbar.

„Vielleicht!" Ihr Blick traf den meinen als ſie antwortete: „Ich gedenke hier ein wenig Studien in der Landſchaftsmalerei zu machen."

„Sie ſind Künſtlerin?"

„Ich liebe die Kunſt, das iſt Alles!"

V.

Hugo iſt ein wenig Langſchläfer. Edith hingegen ſcheint Morgenkühle und Morgenſtimmung zu lieben und iſt früh wach. Und anſtatt zu warten, bis der Senner die Milch hinunterbringt, ſteigt ſie faſt immer in leichter Morgenkleidung zur nächſtgelegenen, zum „Nidwaldner Hof" gehörigen

Digitized by Google

Matte hinauf, um ſie ſich ſelbſt zu holen. Wie von ſelbſt bin ich ihr Begleiter geworden.

Solch eine Morgenwanderung auf die Alm iſt aber auch ein Hochgenuß. Die Luft iſt alsdann von einer Knospenfriſche, die das Luftbad ſcheinbar zum Verjüngungsbade macht und der Appetit durch die lebhafte Bewegung ſo geſchärft, daß ſelbſt die wenig reinliche Ausſtattung der Sennhütte keinen Ekel aufkommen läßt.

Zurückkehrend empfängt uns Hugo auf der Terraſſe, woſelbſt er das Frühſtück einnimmt und ſich an meiner Stelle mit Herrn Käsli über Cantonangelegenheiten unterhält, oder Unterweiſung in der italieniſchen Bienenzucht empfängt und mit Frau Käsli über den Milchertrag ihrer Kühe plaudert.

Und wie einen wiedergefundenen Schatz pflegt er alsdann ſein Weibchen zu begrüßen und ungenirt, ja, ein wenig ſchallend, auf die Wange zu küſſen, obgleich Edith den ſchönen Kopf zur Seite wendet . . . Verdrießt ſie das Lächeln unſerer braven Wirthsleute, das verſtändnißvolle Schmunzeln des Mannes, die ſtille Bewunderung der Frau, oder —?

Mit höchſtem Eifer hat ſie ihre Studien in der Landſchaftsmalerei von Neuem begonnen. Sie arbeitet unter dem Nußbaume an meiner Staffelei und an derſelben Stelle, wo ich bis jetzt geſeſſen und auf den grünen Kryſtallſpiegel des Sees hinausgeſchaut habe. Ich richte dabei mit meinen beiden, oft leiſe zitternden Händen den feinen Kopf, damit ihr Auge in gerader Richtung den Theil auffaßt, den ſie aufnimmt. Aber ich kann es nicht hindern, daß in ſolchem Augenblicke das Blut ſich mir ungeſtüm zum Herzen drängt und daß auch ihre Wangen ſich mit dunkleren Farbentönen bedecken . . .

Die krausköpfige Kinderſchaar, die ſonſt immer hier am Strande umherlungerte und anfangs durch Ediths wunderbare Schönheit noch mehr angezogen ſchien, iſt plötzlich verſchwunden. Ich glaube, eine gewiſſe ſtolze Unnahbarkeit hat ſie vertrieben.

Hugo angelt während des Morgens immer einige Stunden und iſt höchlich befriedigt, ſein Frauchen in ihr zuſagender Weiſe beſchäftigt zu ſehen. Kurz vor Mittagszeit erſcheint er dann gewöhnlich in unſerer Nähe, ſtrahlend und ſtolz, als ob er Petri Fiſchzug gethan. Meiſt ſind es einige rothgeſprenkelte, aber etwas ſchwindſüchtige Forellen, die er für Edith gefangen und in Madame Käsli's Küche abgeliefert hat, um ſie zur Mahlzeit zurichten zu laſſen. — Der kleine Profeſſor iſt eiferſüchtig. Seit Ediths Anweſenheit iſt er gezwungen, ſeine weiten Bergtouren allein zu machen, um das kryptogamiſche Unkraut zu ſuchen. Und er ſieht Edith dafür zuweilen mit einem Blicke an, als wollte er ſie vergiften. Als ich ihm neulich in vielleicht überſchwenglichen Lobeserhebungen von ihrer eigenartigen Begabung für die Kunſt ſprach, zuckte er die Achſeln und pries die ſprödere Wiſſenſchaft glücklich, die bis jetzt beſſer Hausrecht gehalten und nicht wie die Kunſt „Weibern und allem Geſindel“ ihre Pforten geöffnet.

Auch die arme Reſi grollt mir. Sonſt ſaß ich manch Stündlein mit den jungen Schiffersleuten zuſammen und hatte es bald ſo weit gebracht, die zungenbrecheriſche Sprache zu verſtehen, die den Schweizerkehlen ähnliche Schwierigkeiten zu bereiten ſcheint, wie dem ausländiſchen Ohre. Dafür lag allmorgendlich ein Strauß Alpenroſen nebſt Veilchen aus Madranenthal auf meiner Staffelei. Und ich hatte mich ſo an die Liebesgabe gewöhnt, daß ich

Digitized by Google

sie zum Gelingen meines Tagewerks fast nothwendig erachtete. — Seit Edith meine Stelle an der Staffelei und all mein Denken eingenommen, geht mir die Rest geflissentlich aus dem Wege. Vielleicht habe ich ihren Gruß übersehen.

Ich bin eine Mücke, die zum Lichte flattert. Einmal bin ich der Flamme entgangen, jetzt aber . . .

Eine geistreiche Frau hat die Liebe im Leben des Mannes eine Episode, im Leben der Frau das Schicksal, ja das Leben selbst genannt. Doch auf den Künstler paßt das nicht! Der Künstler denkt wie ein Mann und empfindet wie das Weib. Was aber hat die Liebe mit dem Denken zu thun?

Ich denke nicht mehr. Ich empfinde nur und sehne mich zu lieben, zu sterben — —

Edith hat ihre Malstudien plötzlich aufgegeben. Fehlt es ihr an Ausdauer? Oder vermag sie, gleich mir, das stete Zusammensein, den unmittelbaren Verkehr, die gegenseitige Gefangenschaft nicht mehr zu ertragen, ohne zu fürchten, daß die aufgestaute Hochfluth der Leidenschaft den schwachen nur mühsam und künstlich erhaltenen Damm überfluthet? Ich ahne, der Kampf tobt in ihrem Innern, gleichwie in mir — auch sie ringt trotz Hugo's Güte, trotz aller seiner Vorzüge, mit einer wildemporwachsenden, hoffnungslosen Leidenschaft. O räthselvolles Menschenherz!

Hugo spricht plötzlich von Abreise.

„Deine Wangen sind hier blasser geworden, Liebchen", sagte er heute Abend, als er neben Edith auf der Terrasse stand.

„Wie meinst Du, Hugo?" frug Edith wie abwesend.

„Ich fürchte, Dein übergroßer Eifer greift Dir die Nerven an, Du bist zu hastig, Kind!"

„Du irrst — mir fehlt nichts", stammelte die Angeredete.

„Glaube nicht, mich zu täuschen, Liebchen, Du bist krank, wenigstens nahe daran, es zu werden. Die Liebe hat scharfe Augen. Ich beginne mich um Dich zu ängstigen! — Eine Veränderung der Luft und des Aufenthaltes wird Dir jedenfalls gut thun — was meinst Du, wenn wir den Weg über den Gotthard nehmen und ein wenig nach Italien hineinschauen?"

Ich stand zu fern, um Ediths Antwort zu vernehmen, denn sie ward nur geflüstert, ja gehaucht. Aber ich sah deutlich, wie die Geliebte schwankte und sich an die Brüstung der Terrasse lehnte.

Hugo rief mich plötzlich zu sich heran. Ich erschrak bis in's tiefste Herz.

„Sagen Sie doch, Freund, wann legt am Morgen das Dampfschiff hier an?" frug er. „Sie wissen ja, ich bin ein wenig Langschläfer. Sie aber scheinen mir einiges Talent zu einem guten Haushahn zu haben. Ich höre Ihre Stimme zeitig auf dem Corridor und sie erschreckt Edith zuweilen ein wenig, dünkt mich —"

Ich fiel ihm in die Rede und sagte ihm Bescheid, aber ich hatte Mühe, dabei ein Beben meiner Stimme zu verbergen.

„Ich möchte Sie eigentlich einladen, unser Begleiter zu werden, um Italien kennen zu lernen — wahrhaftig, der Gedanke wäre eigentlich vortrefflich! Was meinst Du, Kind?" wandte er sich plötzlich, von seinem eigenen Gedankengange überrascht, an Edith.

Digitized by Google

„Ja — vortrefflich — Hugo!“ stotterte diese in höchster Erregung.

„Aber ein neuvermältes Paar ist lieber allein, wie Jedermann weiß, nicht wahr, Edith? . . . Noch können Sie dies nicht vollständig begreifen, aber Sie werden es auch erfahren. Nicht wahr, Liebchen?“

Edith hatte den Kopf noch nach der Seite gewendet. Fürchtete sie sich zu verrathen? Ach, es hatte wenig Gefahr — der starke Mann hier vor uns hatte ein Kindesherz und war mühelos zu täuschen. Nach meinem Herzen aber stürmten und drängten aufrührerische Blutwellen, so daß ich die rechte Hand unwillkürlich gegen die Brust preßte, damit Hugo, der dicht neben mir stand, die lauten Schläge nicht vernehmen sollte.

Edith hatte sich wieder an die Brüstung gelehnt. Sie war erbleicht, ja, erstarrt zu Marmor.

Mit einem Male bemerkte ich den Professor. Die kurzen Beine etwas amerikanisch von sich gestreckt, lag er auf niedrigem Stuhl und las im Schatten des blaugestreiften Sonnenzeltes die „Nidwaldner Zeitung“. Aber das leichte Blatt war augenblicklich achtlos zur Erde geglitten und die runden blaubebrillten Augen hatten sich gleich zwei offenen Feuerschlünden gegen meine Person gerichtet. Und scharfe Blitze zuckten daraus hervor.

„Hol der Geier alle Weiber und Künstler!“ knirschte er.

VI.

Ich habe keine Zeitrechnung mehr. Ich glaube aber, es ist lange, daß — — — — — — — — — — — — — —

Der Stift wurde mir aus der Hand genommen, wie einem Kinde. Und ich ließ es ruhig geschehen, denn ich fürchte mich ein wenig vor dem blaubebrillten Manne, der mir regelmäßig den Puls fühlt und den milden Schweiß von der Stirn wischt, der mir aus allen Poren bricht, wenn er mich durch das Zimmer geleitet. Ja, ja ich fürchte mich ein wenig vor ihm und thue willenlos, was er verlangt. Er zuerst hieß mich ans Fenster treten und richtete den umflorten Blick ins Freie hinaus. Und seit jenem Augenblicke beginnt mein Auge allmälich mit der süßen Sehnsucht der Genesung in den Garten hinaus zu schweifen — der Raum des Zimmers wird mir zu eng! Denn die Natur draußen scheint ein neues, malerisches farbenbunteres Gewand angelegt zu haben! That sie es, um mein Künstlerauge zu locken? . . . Auch die Blumen auf dem Tische sind feuriger, strahlender, duftloser — solche Gaben spendet nur der Herbst! Und hängt dort nicht eine dunkle Traube am Fenster? Es dünkt mich so kurze Zeit, daß das Rebengelände nur ein freundlicher Schmuck der Umfassungsmauer war. Jetzt aber scheint die Traube reif zu sein — sie reizt den lechzenden Gaumen — — — — — — — — — — — — — —

Nun aber soll mir der Professor den Stift nicht wieder aus der Hand nehmen. Ich behalte ihn, bis der Pinsel ihn ablöst. Du stilles, verschwiegenes Blatt Papier hier unter meinen zitternden Fingern bist ja mein einziger Vertrauter!

Es war vor dem Tage, an dem Hugo mit Edith abreisen wollte. Ich zwang mich, sie nicht zu sehen — vierundzwanzig Stunden lang — obgleich mein ganzes Denken und Sein ihr entgegenstrebte. Und auch sie schien mich zu meiden.

Digitized by Google

Am Nachmittage ſtieg ich die Höhe hinauf und es war der Weg nach Schönegg, den ich wählte. Halbwegs liegt ein Waldkirchlein, wie ich mich erinnerte. Ein armes, kleines, ſtylloſes, baufälliges Waldkirchlein, mit einem häßlichen buntgemalten Marienbilde. Ich, der Proteſtant, lenkte dorthin plötzlich die Schritte — ob ich beten oder fluchen wollte, ich weiß es nicht! Aber ich dachte mit einem Male im Gehen, daß wenn ich glücklich die Trennung von Edith überſtände — dann wollte ich eine andere Madonna für das arme Kirchlein malen und die ſollte die Züge der Geliebten tragen und Reſis holden, mütterlichen Ausdruck. Bis dahin war wohl das erwartete Kindlein auf Reſis Arme gelegt . . . Man ſagt zwar, die modernen Maler verſtehen es nicht, Madonnen und Heiligenbilder zu malen. Ich aber wollte es dennoch thun, und es würde mir ſicher gelingen, wenn, ja wenn mich die Madonna jetzt vor mir ſelbſt errettete! — — So ungefähr dachte ich.

Plötzlich, wie aus der Erde hervorgewachſen, ſtand Edith vor mir. Stieg ſie auch nach dem Waldkirchlein hinauf? — Ich glaube nicht!

Wir ſahen uns an und erſchraken unwillkürlich vor einander, als ſähen wir plötzlich den Geiſt, den wir doch heimlich gerufen. Sie verſuchte nicht mehr, ſtark zu ſein — es wäre ihr auch mißlungen.

Erſchöpft ließ ſie ſich auf einen Felsblock am Wege nieder, ähnlich wie vor wenig Wochen, als ſie meine Skizze vollendete. . . Aber der Bach, der das Felsgeſtein umſpülte, war nimmer das ſanfte, murmelnde Gewäſſer, was den Mooſteppich der Waldlichtung benetzte, es war ein ſchäumender, brauſender Gießbach, deſſen Wellen ſich unter uns in leichtem Sprühregen löſten, um ſich erſt tief unten in der Thalſohle wieder zu ſammeln. Und der Donner des Gewäſſers konnte nicht ſtärker ſein, als das Brauſen der Leidenſchaft in unſerer Bruſt!

Und anſtatt vor der Madonna, kniete ich vor Edith nieder.

Sie bedeckte ihr Geſicht mit den Händen, ich aber nahm ihre Hände und bedeckte damit mein eigenes Antlitz. Meine Seele war im Fieber, ich fand keine Worte, keinen Athem — ich trank ihre Seele aus ihren Händen.

„Edith!“ ſtammelte ich endlich.

„Heinrich!“

„Schlägt die Trennungsſtunde wirklich?“

„Trennung —?“ — — ſie fuhr hoch in die Höhe. „Nein, ſie darf nicht ſchlagen, ſoll nicht ſchlagen!“

„O, daß Du wahr redeteſt!“

„Ich rede wahr — ſieh mich an, ſehe ich aus, als ob ich ſie zu ertragen fähig wäre?“

Ich antwortete nicht, ich erhob nur unwillkürlich den Blick von Neuem zu ihrem ſchönen Antlitz und erſchrak bis ins tiefſte Herz über den Ausdruck deſſelben und die Veränderung, die die letzten beiden Tage hervorgebracht. — Wie konnte ich auch von dem ſchwachen Weibe verlangen, was mir ſelbſt zu leiſten immer unmöglicher wurde?

„Nein, ich ertrage ſie nicht!“ fuhr Edith in höchſter Leidenſchaft fort.

Am Rande des ſchäumenden Gießbachs, der die Schleppe ihres Kleides benetzte, wuchſen hellblaue Vergißmeinnicht, ebenſo wie neben ſeinem ſanftern Bruder auf der Waldlichtung. Faſt unbewußt brach ich einen blauen Stern und hielt ihn Edith entgegen, ähnlich, wie ich neulich gedankenlos bei Profeſſor Bertram gethan. Ja, ich wiederholte unwillkürlich die Frage: „Sind

Digitized by Google

solche stille, blaue Blumen, mit gelbem Stern in der Mitte, nicht wie Glaube, Beruhigung — verklärte Erinnerung, Edith?"

„Laß das kindische Spiel", fuhr sie auf, „es kann uns Beiden nicht genügen!"

„O, Du hast Recht", rief auch ich und schleuderte die Blume hinweg, „es nährt, aber es stillt nicht die Liebe."

„So höre, was ich Dir sagen will!"

„Meine Augen hängen an Deinen Lippen, rede Geliebte!"

„Man nennt mich ein Glückskind. Denn das Schicksal warf mir den Tand in den Schooß, den die Thoren irdisches Glück nennen. Ich habe Schönheit, Reichthum, Talent — gab es mir dies Alles, um ein Recht zu haben, mich an dem Mangel leiden zu lassen, was mein Herz begehrt? — Ich verachte seine Gaben und will nicht entbehren, dulden, verschmachten! Meine Seele strebt allein nach der Erfüllung ihrer Liebessehnsucht —"

„O, meine Edith", rief ich hingerissen aus und bedeckte im Wahnsinn ihr Antlitz mit glühenden Küssen.

„Es gilt den raschen Entschluß die Ketten zu brechen und ich — will sie brechen!" fuhr sie fort.

Von ihrer Kühnheit überrascht schaute ich voll zu ihr auf, um im nächsten Augenblicke die Geliebte wieder an die Brust zu ziehen.

„Höre weiter, Heinrich! — laß mich Dir meinen Plan darlegen, laß den Ungestüm!" sagte sie, sich meinen Armen entwindend. „Mein Besitz reicht für uns Beide und ist mein freies Eigenthum. Hugo hat niemals Theil daran gehabt noch verlangt. Wir suchen einen Winkel der Erde, einen stillen Winkel — dort leben wir uns und der Kunst. Der gutmüthige Thor, den ich meinen Gatten nenne, er wird eine Andere finden, die ihn liebt, wie ich ihn lieben — möchte. Rede, Heinrich, Geliebter — willst Du, wie ich will?"

„O, Edith, mein Himmel, mein Alles!" stammelte ich von Sinnen, ja ich —"

„Hol's der Geier — ich habe es gefunden! Hier — da — sehen Sie, Jünger der göttlichen Kunst, das ist es: das Alpenmoos! — Bin ich nicht ein Glückskind? Meine Sammlung der Kryptogamen ist die vollständigste, die je in einem Privatbesitz gewesen. Was starren Sie immer geradeaus, sehen Sie doch, Freund!"

Diese entzückten Worte — es sprach sie ein runder, plumper, kugelförmiger Gegenstand, der plötzlich die Anhöhe herab zu unsern Füßen niederkollerte. Jetzt ruhte er im Grase — ein riesenhafter Laubfrosch!

Edith, vor der ich noch immer kniete, erschrak, wie wenn ein ekelhaftes Gewürm, oder in Wahrheit solch ein grünes, rippenloses, wetterprophezeiendes Amphibium ihren Körper gestreift.

„Ja, hier ist es!" wiederholte Professor Bertram vergnüglich, indem er ein dunkelgrünes Pflanzenbüschel mit erdigen Wurzeln in die Höhe hob, um es triumphirend zu zeigen. „Wie wird sich meine kleine Angelika mit mir freuen!"

Ich hatte mich erhoben und stand, starr wie eine Bildsäule, an einen Baumstamm gelehnt. Dabei hatte ich ein Gefühl, als wenn eine eiskalte Sturzwelle über mich dahinfluthe. Meine Blicke suchten Edith; die Stirn der Geliebten war finster, ja drohend zusammengezogen.

„Ich sah Sie von oben nach dem Waldkirchlein hinaufsteigen, Freund,

Digitized by Google

und eilte geradewegs bergab Ihnen entgegen, um Ihnen den ersehnten Schatz zu zeigen. Ich habe ihn ohne Wünschelruthe gefunden!"

Ich stand noch immer stumm und starr und antwortete nicht. Aber der Professor ließ sich nicht beirren. Ohne meine Entgegnung abzuwarten, wandte er sich an Edith. „Doch, a propos, gnädige Frau, ich glaube, dort kommt Ihr Herr Gemal zu uns heran. Er war mein Begleiter auf der heutigen Wanderung; ich aber eilte ihm triumphirend voraus, um meinen gefundenen Schatz zu zeigen . . . er vermochte nicht, mir zu folgen. Sie aber erwarteten ihn sicher — nun ich liefere ihn ohne Schaden zurück —"

Edith sprach keine Silbe, sie wandte nur stolz und verächtlich das Haupt. In ihren Augen aber, glaube ich, blitzte wilder Haß.

In der That kam Hugo jetzt ein wenig echauffirt aber heiter und strahlend heran. Er trug einen großen Strauß Alpenblumen, den er unterwegs für Edith gesammelt und bei deren Pflücken er sich vermuthlich verweilt, und legte ihn der Gattin in den Schooß.

„Schau, Kleine — Du bist mir entgegengekommen?" sagte er entzückt und nicht wenig stolz und geschmeichelt und küßte Ediths Hand. „Aber Du scheinst erregt? Oder bist Du erschöpft? Das Bergsteigen hat Dich angestrengt! — Nun, für einen herzhaften Kuß trage ich mein Frauchen auf meinen Armen in's Thal hinab, wie ein Kind. Darf ich, Liebchen?"

Dabei hatte er sich zu voller, stattlicher Höhe aufgerichtet und die muskelstarken Arme ausgebreitet, um die leichte, süße Last aufzuheben.

„Rühr' mich nicht an", sagte Edith indessen gebieterisch, „laß!"

Ueberrascht, ja ein wenig verletzt trat Hugo zurück. „Was fehlt Dir, Kleine, habe ich Dich beleidigt? . . . Du hast Recht, ich bin jederzeit zu schnell, mein Liebeseifer verletzt Dich!" setzte er fast wehmüthig hinzu.

„Komm zurück, ich will hinweg von hier", unterbrach Edith die Rede, „komm, der Tag beginnt zu sinken."

Augenscheinlich strebte sie von Professor Bertram hinweg. Und auch ich empfand in diesem Augenblicke ein Gefühl lebhafter, unwiderstehlicher Abneigung gegen den gelehrten, still vergnüglichen Pflanzensammler. Um so verdrießlicher war es mir begreiflicherweise, als er sich beim Abwärtssteigen wie eine Klette an meinen linken Arme hing, um mich als Bergstock zu benutzen.

Hugo stand dicht an Edith's Seite, um die Schwankende zu stützen. Er erschien neben der Gattin immer hochaufgerichtet und größer, stolzer als sonst, Edith hingegen trotz ihres normalen Wuchses fast elfenhaft zart und klein. Er nahm ihre Hand und legte sie in seinen starken Arm, auf der andern Seite stützte sie sein handfester Touristenschirm. So ging's in's Thal hinab, dem „Nidwaldner Hof" zu. Ich wünschte den pflanzensammelnden Professor an den Nordpol und machte einen ohnmächtigen Versuch, ihn wenigstens von mir zu schütteln. Ja ich knirschte heimlich die Zähne zusammen, während aus Edith's Augen stille Schlangenblitze hervorzuckten — — Der Mann mit dem Kindergemüth an ihrer Seite bemerkte es nicht.

Endlich, nach halbstündigem Abwärtssteigen waren wir am „Nidwaldner Hof" angelangt. Der kleine, grüne Professor gab mich frei, aber er wich noch immer nicht von meiner Seite.

Auch Edith löste befreit den Arm aus dem des Gatten.

„Komm auf Dein Zimmer, Kind, um bis zur Abendtafel ein wenig

Digitized by Google

zu ruhen", ſagte Hugo, „ich werde Dich ſpäter in den Speiſeſaal hinabgeleiten. Du biſt angegriffener, als Du zugeſtehen magſt, komm, Liebchen."

„Ich mag, kann nicht hinein, die Luft drinnen würde mich tödten!" ſagte Edith, „laß mich hier bleiben, Hugo —"

„Nun, wie Du willſt. Doch nimm die Bank und lehne Dich hier an meine Seite. Ja, Du haſt Recht, wir wollen hier bleiben!"

„Ueberall, nur nicht hier!" ſagte Edith widerſprechend und ſchaute ſich verächtlich rings um. Ich ſah, die Nähe des Profeſſors verdroß ſie noch immer und erhöhte ihren Unmuth. „Fühlſt Du nicht, wie die Luft ſchwül, bedrückend, tödtend — mein Kopf brennt . . ."

In der That laſtete auch auf mir neben dem innern Verdruß ein gewiſſes unerklärliches körperliches Unbehagen, das beengend auf Nerven und Sehnen drückte und das Gemüth als ahnungsvolle Bangigkeit zuſammenſchnürte.

Edith hatte ſich plötzlich ſchnell erhoben und war an das nachbarliche Fiſchergehöft getreten. Nur ein dünner, niedriger Breterzaun trennt es vom „Nidwaldner Hof".

Der junge Schiffer ſtand am Strande und flickte das beſchädigte Netz, während Reſi das blüthenweiße Linnen im Graſe netzte. Der Schifferrudi hatte auch Edith zuweilen auf den See hinausgerudert.

„Löſe Deinen Kahn, Rudi", rief ſie hinüber, „ich will auf den See hinaus, noch nie ſah ich ihn ſo ſchön! Komm eilig —"

Der Schifferrudi hielt einen Augenblick die Arbeit an und ſah ſich nach der Dame um. Aber er ſchüttelte wenig entgegenkommend das Haupt.

„'S beſſer, wenn's all'weil laſſe, 's Wetter paßt mer nit in den Kram", ſagte er, in die Weite hinausdeutend. „Bleiben's z' Haus, Madame — "

„Fürchteſt Du Dich?" frug Edith verächtlich.

„Fürchte? I wüßt nimmer!" ſchüttelte der Rudi verwundert den Kopf.

„So nimm ſchnell und komm, Du ſiehſt, ich bedarf Deiner", rief Edith, indem ſie die Börſe hervorzog und ohne Wahl daraus entnahm, was die feinen Finger faßten. Es blinkte in ihrer weißen Hand wie Goldglanz.

Und der Schifferrudi war beſiegt.

„I glaub, 's wird noch ein Weili halte, 's Wetter", ſagte er, indem er ſich nochmals prüfend umſchaute. Aber die Prüfung war wenig eingehend mehr, der Goldglanz hatte ihn geblendet. „I mein, in d'r Nacht wird er komme, der Föhn . . . Gelt?"

„Um alle Heilige wille, rühr's Geld nit an, hörſt, Rudi", trat die Reſi ſchnell und athemlos zu dem Gatten heran. „Soll's Kindli, was i trage, vaterlos z'r Welt komme? Gelt? — Dabei ſtieß ſie Edith's Gabe mit dem Fuße von ſich in den Sand hinein, um die Lockung Rudi's Augen zu entziehen. „O, thu's nit, Rudi, i bitt ſchön!"

„Komm, Schiffer, ich will, ich muß hinaus, dort liegt das Fährgeld", drängte Edith.

„Und i leid's nit, Madame!" ſprach Reſi jetzt beſtimmt und energiſch. „'S Lebe meines Rudi iſt mer um Gold und Schätzli nit feil!"

Edith wandte ſich. Sie fühlte, daß ſie nichts erreichen werde. Dennoch gab ſie ihren einmal gefaßten Plan nicht auf.

Aber ein Erſatz für den Schifferrudi war augenblicklich ſchwer zu fin-

Digitized by Google

den. Ich triumphirte. Ich werde ſie ſelbſt auf den See hinausrudern — ich — o Edith! Geliebte! . . . dachte ich mit ſtillem Entzücken und ſchaute bald auf das ſchöne Weib, bald auf das durch Geſchichte und Poeſie geadelte herrliche Gewäſſer.

Der Profeſſor, der mich als Delinquenten bewachte, ſchien meine Gedanken zu errathen. Er hing ſich plötzlich wieder an meinen Arm, um mich in's Haus zu ziehen.

„Kommen Sie doch, Jünger der göttlichen Kunſt, was ſtehen Sie hier und halten Maulaffen feil? . . . Mich dünkt, aus dem Souterain ſteigt ein appetitlicher Duft und — hol's der Geier — das vermaledeite Bergauf- und Bergabklettern hat mir Löwenhunger gemacht! Sind Sie nicht ſeit Wochen mein Tiſchnachbar? Einer vermag ohne den Andern gar nicht mehr fertig zu werden."

Meine Geduld war bis auf das letzte Atom erſchöpft.

„Ich bleibe hier!" ſagte ich beſtimmt und machte mich frei, um mich zu Edith zu wenden.

Die Geliebte ſtand am Landungsplatz. Sie hatte den leichten Sommerhut abgenommen, er hing an ihrem Arme, während die Schleppe ihres Kleides lang und ſchwer in's Waſſer tauchte. Im enganliegenden mattblauen Sommergewande erſchien ſie in der That wie eine Nixe, welche dem trügeriſchen, naſſen Elemente entſtieg. Auch ihre aufgelöſten blonden Locken flatterten nixenartig im Winde und ſchienen mir heimlich zu winken. Und ſie thaten es nicht vergebens — ich eilte dem Strande zu.

Doch Hugo war mir zuvorgekommen.

„Du biſt eigenſinnig, Kleine", ſchalt er, „ich wünſchte, Du ließeſt die Grille fahren und bliebeſt hier."

„O, laß mich hinaus!" bat Edith jetzt faſt flehentlich. „Ich erſticke —"

„Bleib!"

„Sahſt Du den See jemals ſo ſchön und ruhig und klar? Und wie kühl weht die Luft daher —"

„Nun, ſo werde ich Dich ſelbſt hinausrudern, Trotzköpfchen, — wie daheim auf unſerm Strom — — Ach, ich wünſchte, wir wären erſt wieder daheim", ſetzte er in plötzlicher Sehnſucht, oder ſtiller, ahnungsvoller Bangigkeit faſt wehmüthig hinzu.

Dabei hatte er indeſſen bereits geſchickt den Patentverſchluß gelöſt, der das größte und bequemſte Boot des „Nidwaldner Hof" an dem Landungsplatz feſthielt. Es tänzelte faſt graciös auf der ſpiegelklaren, ſaphirblauen Fluth.

„O, Du biſt gut", ſchmeichelte Edith.

„Meinſt Du?" lachte Hugo vergnügt. „Ich glaube beinahe, ich habe Dich ein wenig verwöhnt, Kleine! Komm, lege Dich hier auf die Bank zu meinen Füßen und lehne den Kopf gegen meine Knie. Ich will Dir ein Lied ſingen — wie einem unruhigen Kinde — ein Lied von unſerm Rheine!"

Dabei hatte er, um ſich freier bewegen zu können, die leichte Touriſtenjupe von ſich geworfen und Edith damit bedeckt. Dann ergriff er kräftig die Ruder und lenkte das Boot auf den See hinaus.

Ich ſchaute ihm nach, wie es ſtolz wie ein Schwan auf der Spiegelfläche des Waſſers dahin glitt. Es nahm von dem heimelichen Geſtade Beggenrieds den Weg dahin, wo jählings die beiden Mythenzinken, des Landes Schwyz groteske Wahrzeichen, wie zwei dunkle koloſſale Geiſterthürme in den

Digitized by Google

Aether hineinſtarren. Die Luft hatte allmälig einen wunderbaren Grad von Klarheit und Durchſichtigkeit erhalten, ſo daß das gegenüberliegende Rigigebirge viel näher erſchien.

Plötzlich ſchien ein unruhiges Leben überall rege zu werden. Von fernher tönte das Rauſchen der Wälder, und die Bergbäche toſten mit größerer Schmelzwaſſerfülle dem Thale zu.

Horch, da erſchallen hoch oben zwei heftige Stöße — dann folgt plötzliche tiefe Stille der Lüfte. Nur Hugos Geſang tönt aus der Ferne leiſe, leiſe an mein Ohr — wollte er nicht Edith damit in den Frieden, in den Schlaf ſingen? Thörichtes Beginnen! Kann die ſanfte Melodie dem Sturm gebieten? — Und dennoch lauſchte auch ich der Stimme lange, lange — wider Willen gefeſſelt... Mit einem Male wurde es hinter mir lebendig, Geräuſch und Menſchenſtimmen weckten mich aus brütender Betäubung. Verwundert ſchaute ich mich um.

Herr Käsli mit den Knechten und dem Hausperſonal eilte durch Garten, Hof und Ställe. Und aus dem Hauſe hörte ich lebhaftere Bewegung.

Die Lichter des Speiſezimmers, welches nach der Terraſſe hinausging, waren bereits entzündet geweſen, aber ſogleich wieder ausgelöſcht worden. „Der Föhn! Der Föhn!“ klang es plötzlich von allen Seiten.

Richtig, da zog auch ſchon die Feuerwache der Gemeinde raſch von Haus zu Haus, um ſich vom Auslöſchen des Feuers zu überzeugen, da bei der ſommerlichen Ausdörrung alles Holzwerks ein einziger verwahrloſter Funke großes Brandunglück ſtiften könnte.

Blitzſchnell war die tiefe, unheimliche Luftſtille, die bedrückend auf der Natur lagerte, ins ſchärfſte Gegentheil umgeſchlagen. Trockene, heiße Windfluthen brachen von den Höhen ins Thal hinab und ſchwollen zu raſenden Orkanen an, die ganze Natur in höchſten Aufruhr verſetzend. Die klare Spiegelfläche des Sees dort vor mir ſchlug plötzlich Wellen wie das Weltmeer, und auf ihnen daher, dem Lande zu, ſchwamm ſturmgetrieben das Boot wie eine Nußſchale.

Ich verſchlang es mit den Augen.

Da legte ſich eine bekannte Hand feſt auf meine Schulter, der Profeſſor ſtand hinter mir und ſah gleich mir auf das toſende Gewäſſer hinaus. „Thörichtes, frevelhaftes Beginnen!“ hörte ich ihn ſagen.

„Still!“ gebot ich nach Athem ringend. Ich vermochte es nicht, die Stimme zu hören, meine Pulſe drohten zu ſpringen. Einen Augenblick ſpäter aber ſah und hörte ich überhaupt nichts mehr von Allem was mich umgab, denn meine Seele rang dort, kaum zwanzig Schritte noch vom Ufer, an Hugo's und Edith's Seite mit dem Vernichtung drohenden Elemente.

Ich ſtand plötzlich am Landungsplatz, um ein zweites Boot zu löſen. Da — mein Haar ſträubte ſich aufwärts — geſchah das Entſetzliche vor meinen Augen, Hugos Boot ſchlug um.

Ich war in das Rettungsboot geſprungen und ſtand hoch aufgerichtet ſtieren Blickes nach Edith gewandt. Aber ich war nicht allein, Profeſſor Bertram und der Schiffer Rudi waren an meiner Seite.

„Vorwärts!“ ſagte der Schiffer Rudi.

„Vorwärts!“ antwortete der Profeſſor.

Um uns brandete und wogte es wirbelziehend, und ziſchend löſten ſich rings umher die aufgeregten Wellen in ſchneeweißen flockigen Schaum. Das umgeſtürzte Boot trieb dort vor uns, und angeklammert an ſeine Planken

Digitized by Google

hing Hugo, Edith im Arme. Aber seine Kraft schien erschöpft — das Unvermeidliche geschah, die theure Last entglitt. — Was nun folgt, ist nur unklar meinem Geiste eingeprägt geblieben. Nur wie durch einen Nebel sah ich später Hugo durch den Schifferrudi ins Boot gezogen werden, sah Edith's Gestalt mit den Wellen kämpfen, sah ihr blondes Nixenhaar — es winkte mir nicht vergebens. „Edith ich komme!"

VII.

Ich hatte meine Kraft überschätzt. Die Erinnerung an das Entsetzliche übermannte mich. Doch bleibt wenig mehr hinzuzufügen.

Als ich nach Stunden, Tagen oder Wochen zum ersten Mal und vorübergehend die Besinnung zurückerhielt, lag ich in diesem Zimmer. Der blaubebrillte Mann saß an meiner Seite, die Uhr mit dem Secundenzeiger in der Hand, um die Pulsschläge zu zählen.

Und neben ihm stand Hugo, wie ich glaube, in Reisekleidung.

„Wird er genesen?" frug er den Professor. Seine tiefe, klare Stimme klang wie eine Glocke an mein krankhaft gereiztes Ohr.

„Ich hoffe!"

„Nun so scheide ich mit leichterem Herzen", antwortete er, indem er sich über mein Lager beugte.

Aber der Schleier vor meinen Augen konnte nicht vollständig zerrissen sein. Der blühende starke Mann erschien mir plötzlich als Greis, sein Haar war weiß.

„Ein Opfer war also dem Schicksal genug — o Edith, meine treue, kleine Edith, warum konnte ich Dich nicht retten?"

Dieser Name, gerade aus Hugo's Munde, und die Erinnerung an Alles, was der Katastrophe vorangegangen war, ließen meine Nerven aufs höchste erbeben und führten mir bald das wüste Traumleben wieder zurück, das mich seit unbestimmter Zeit umspannte. Jugend und Lebenskraft ließen es dennoch abermals verschwinden. Ein Gefühl stillen, wunschlosen, friedenvollen, zumeist körperlichen Wohlbehagens beginnt allmälig die Brücke zum Leben zu schlagen — der neugeborene Geist schwebt darauf ins neugeschenkte Dasein hinüber!

— — — — — — — — — — — — — — —

„Es wird endlich Zeit, daß ich an die Heimkehr denke", sagte der Professor kürzlich, „der Winter rückt heran. Angelika, der ich die traurige Geschichte geschrieben, freut sich Ihrer Rettung, die der Himmel durch uns gelingen ließ. Sie meldet sehr ernsthaft, daß das ganze Haus gewaschen und gesäubert. Kein Stäubchen sei zu finden, die Dielen weiß wie Schinkenteller! Wenn ich indessen mit der Rückkehr säume, so ginge das Rumoren nächstens von Neuem los, und ich platzte mitten in die bunte Wirthschaft hinein. Hols der Geier, das wäre ein schlechter Spaß."

Ich mußte unwillkürlich lächeln.

„Ich weiß nicht, welchen Narren ich an Ihnen gefressen, Jünger der göttlichen Kunst. Wahrlich, der Abschied wird mir nicht leicht werden! Darum schlage ich Ihnen vor, kommen Sie mit mir nach Hause, die kleine Angelika mag Sie gesund pflegen. Die Krankenpflege ist eine Kunst, welche

Digitized by Google

ich gelten laſſe, ſelbſt die Weiber haben dazu Talent, — wenigſtens die braven!"

Ich drückte dem Freunde ſtumm und gerührt die Hand. Aber ich konnte mich nicht entſchließen, ſeiner Einladung zu folgen. Ich ſehnte mich nach Einſamkeit, Sammlung, Thätigkeit — die Wunde mußte erſt ausbluten, ehe ſie verheilen konnte. Und die Heilung, ich fühlte es, ſie würde am beſten der Kunſt gelingen!

Da traf ein Brief aus Deutſchland ein. Er brachte die Nachricht von dem Verkauf meiner beiden letzten, einer norddeutſchen Ausſtellung anvertrauten Bilder, und den neuen Auftrag eines bekannten münchener Kunſthändlers. „Wir reiſen dennoch zuſammen, Freund", ſagte ich hocherfreut zu dem Profeſſor. „Das Schickſal ruft mich aufs neue, und niemals folgte ich dankbarer ſeinem Rufe! Ich ſehne mich nach Einkehr und ſtillem Schaffen."

Der Profeſſor ſchien mich zu verſtehen.

„Später indeſſen —"

„Nun?"

„Eile ich zu Ihnen, Freund, Bruder, Vater — alſo: Auf Wiederſehen!"

Ich möchte wiſſen ....

Ich möchte wiſſen, ob der Baum
Den Frühling kann vergeſſen,
Der ihm dereinſt als ſel'ger Traum
Im grünen Schooß geſeſſen.

Ob's nicht, wenn er entblättert ſteht
Im Schnee und Sturmeswüthen,
Ihm manchmal durch die Zweige geht
Wie Grüße welker Blüthen.

Ich möchte wiſſen, ob der Fluß
Mit ſeinen kalten Fluthen
Nicht unterm Eiſe denken muß
Vergang'ner Sommergluthen.

Ob's nicht, wie Schimmer und wie Strahl
Aufblüht in ſeinem Innern
Und durch die Wellen zuckt manchmal
Wie ſchmerzliches Erinnern.

Ich möchte wiſſen, ob mein Herz
Die Liebe kann vergeſſen,
Die ihm mit Luſt und Qual und Schmerz
Tief innen hat geſeſſen.

Ob's alle mit dem letzten Kuß,
Ob's alle mit dem Scheiden
Und dann das Herz erſtarren muß
Für Wonnen und für Leiden,

Ob's nimmer wieder fühlt das Glück,
Das ihm ſo jäh entriſſen,
Sich ſeinen Frühling träumt zurück? ...
— Das möcht' ich gerne wiſſen!

Hartwig Köbler.

Digitized by Google

Der diesjährige Berliner „Salon".

Von G. F.

Mein Freund von der Admiralität brachte von seiner letzten Seereise einen Insulaner mit, den ein Schiffbruch auf ein einsames Eiland verschlagen. Es genirte ihn, daß dieser Salas y Gomez so wenig au fait war — und er führte ihn in die Kunstausstellung. Mit einem Schlage enthüllte sich dem Unwissenden unser Thun und Treiben; er sah in diesem gemalten Mikrokosmos unsere Neigungen und Leidenschaften, unsere Geschichte und Politik, unser Wohnen und Wandern at last not at least unsere Kunst. Seine Phantasie flog durch alle Breiten von Bellermanns „Orinoccoufer", bis zu Eckenbrechers „Normegfjord"; Kalckreuths „Jungfrau" glühte, der Rheinfall stürzte. Die berühmtesten Weiber der Welt, Penelope, Judith, Lucretia, Julia, Capulet, vornehme Gräfinnen und Bankierstöcher, welche den Krach überdauert, machten ihm die Honneurs. Von der schrecklichen, polizeilosen Zeit bis zu Herrn von Madai, den ihm Maler Kraus vorstellte — ein ganzer Geschichtscursus. Da war der ausgesetzte Moses, der abgesetzte König Lear und der von Gott eingesetzte Kaiser. Heidnische Schönheit, christliche Liebe, jüdische Toiletten zogen in bunter Reihe an ihm vorüber. Aus Brendel's und Mali's Schafheerden" blickt ihn die heimische Fauna an, aus zarten Stilleben lockte die Flora des Landes nebst obligatem Gemüse.

Der Insulaner lernte sich orientiren, und als ihm sein Freund noch Otto von Leixner's Anweisung gab, in sechzig Stunden Kenner zu werden, hätte ihm Keiner angesehen, daß er noch vor wenig Monden unter „Larven die einzig fühlende Brust" gewesen. Dies Büchlein Leixner's lege ich Dir ans Herz, lieber Leser. Für 30 Pfennige erfährst Du, wie man durch Blick, Miene und Wort zum Kunstkenner wird. Für den Berichterstatter freilich sieht es nun traurig aus; er imponirt nicht mehr mit gelehrten Fachausdrücken, und er verspricht daher, Dich mit „Perspective, Lichteffecten, Clair obscur" ꝛc. ꝛc. zu verschonen, Worte, bei denen sich die Meisten doch nichts denken. Er will Dir nur ein Wegweiser durch die Menge des Gebotenen sein und Dich vor einer embarras de richesse bewahren.

Wie das Publicum aus einer neuen Oper einige leitende Melodien, gewisse zur Popularität prädestinirte Arien herausfindet, so wurden nach den ersten Tagen der Ausstellung Zugbilder bekannt, um welche man sich sammelte. Der berühmte Name thut dabei gleich viel als der Gegenstand und eine pikante Behandlung. Vorgänge des wirklichen Lebens, zumal von der Seele eines echten Humoristen wiedergespiegelt, werden stets die Lacher und Bewunderer auf ihrer Seite haben. Heißen diese Humoristen Knaus und Vautier, so weißt Du, wem der Lorbeer des Beifalls grünt.

Vautier hat mit seinem „Gang zur Civiltrauung" einen Griff ins volle Menschenleben gethan. Schlage im obgenannten Kennerdictionnaire nach, ob wir von Vautier's Farbe kalt oder warm, dünn oder pastos sagen? Kalt und nüchtern ist die alte Gerichtshalle mit dem Ziegelflur, der Balkendecke,

Digitized by Google

den hölzernen Bänken vor der Thür, der ausgetretenen Treppe zur Rechten. Im Hintergrund erscheint ein Geschichtsschreiber von Anno Eins mit dem Actenbündel. Ein Wappen über der Thür verkündigt das Standesamt. Der öffnende Bote pafft gemüthlich weiter und hat weder in Anzug noch Ausdruck richterlichen Ernst. Dennoch scheint die Gesellschaft schwäbischer Bauern von der Wichtigkeit des Ortes erfüllt. Der Brautvater macht ein nachdenkliches Gesicht. Gerichtliche Acte im Allgemeinen und dieser im Besondern erwecken seinen Respect. Die Brautschwester aber wittert in dieser Civiltrauung den leibhaftigen Satan. Das junge Ding ist noch nicht lang aus der Kinderlehre; Ehrwürdens Dogmen klingen in ihrer Seele. Aengstlich hält sie die Braut an der Schulter zurück. Ob man auch wirklich verheirathet ist ohne Kanzel und Altar? Die Braut legt schüchtern den Finger auf den Mund, der Bräutigam aber, ein junger Bursch, geht frisch drauf los. Er ist der Mann der Neuzeit; vermuthlich liest er die Gartenlaube und weiß, daß Standesamt über Kirche geht. Dieser Gruppe folgt ein Paar, das über das kanonische Alter längst hinaus ist. Die Bäuerin (Witwe und Hofbesitzerin) ist augenscheinlich mit den Civilstandsregistern vertraut, und im Bewußtsein für alle Zukunft die erste Geige zu spielen schreitet sie resolut Hymens bürgerlich gewordenen Hallen zu, während er, zaghaft den Sprung in die Ehe zu wagen, halb im Sturm mitgenommen wird. Ein älterer Bauer und ein junges Paar auf der Bank, das ironisch zuschaut und seine eigenen Zukunftsgedanken für sich hat, sind Auerbach-Vautiers'sche Figuren aus ganzem Guß. Knaus concentrirt die lustige Handlung noch mehr als der sinnige Vautier. Im Vordergrund eine urgemüthliche Malergestalt von einer Gruppe Dorfkinder umgeben. Der auf Motive jagende Kunstjünger, den die Pfeife im Munde nicht ausgeht, sitzt auf einem Stein, die Mappe auf den Knien und sucht mit zwei Aepfeln einen kleinen Hemdenmatz zum Modellstehen zu bewegen. Vergebens, der Bengel schreit wie toll, zerrt im Eigensinn das Hemd in die Höhe und steht nun recht, wie Gott ihn geschaffen, als Act. Zwei junge dörfliche Raufbolde zerren den Widerspenstigen dem Maler entgegen. Vielleicht helfen dem Trotzkopf die bewußten Aepfel zur Erkenntniß. Die Scenerie ist idyllisch, ein Dorf im Grünen, die Gruppe selbst auf freiem Feld, im Hintergrund ein Hirt mit seinen Schafen.

Etwas Meyerheimisch geleckt sind Breitbach's „Kirmeslust und Kirmesleid.“ Das frohe Crescendo des Morgens, der Mädchen und Burschen in ausgelassener Laune fortziehen sieht und das Decrescendo des Abends mit Katzenjammer und Mädchenthränen, Liebeslust und Leid sind in eine etwas verklärende poetische Beleuchtung gerückt, die mehr Dichtung als Wahrheit.

Kretzschmer verwerthet in seinen „dankbaren Patienten“ die alten Modelle der schneeweiß gewaschenen Dorfkinder, die einmal der Großmutter, ein ander Mal dem Schulmeister, diesmal zur Abwechslung dem Doctor mit Kuchen und Blumenstrauß gratuliren. Kretzschmer ist Professor und hat die kleine Medaille. Als Kenner mußt Du mindestens einen succès d'estime bei der Anmerkung kl. Med. constatiren. Der großen Medaille gegenüber ist der Rest ehrfurchtvolles Schweigen, auch wenn Du in den sauern Apfel beißen mußt. Kennerschaft oblige!

Auch in bäuerlichen Kreisen, aber auf einen tiefern Gemüthston gestimmt, bewegt sich Hiddemanns „Westphälische Begräbnißfeier.“ Um den schwarzen, mit weißer Decke behangenen Holzsarg sind die alten Freunde des

Digitized by Google

Verstorbenen versammelt, markige Figuren wie aus Immermann's Oberhof; aus ihren Gesangbüchern lesen sie das Sterbelied, Frauen und Mädchen nehmen halb gerührt, halb neugierig an der ernsten Feier Theil, die Kinder treiben in der traurigsten Stunde ein unbefangen Spiel mit den Hühnern, die sich auf die Tenne verlaufen. Ein Herzton geht durch den schlichten Vortrag.

Paul Wilhelm Meyerheim malt in fast Meissonierschen Verhältnissen „Großmutters Dachstube" und den „Korbflechter in der Parterrewohnung", weder neue noch originelle, aber fein empfundene Sujets. Pikanter ist „en passant" von Treuenfels. Ein italienischer Eseltreiber benutzt sein bunt beladenes Thier als Piedestal, um dem schwarzäugigen Liebchen über eine hohe Gartenmauer hinweg einen eiligen Kuß zu geben. Pyramus und Thisbe! Jordan bringt diesmal auch ein Motiv aus Italien. Sollen wir wirklich glauben, daß die frommen Väter Roms die Milch der frommen Denkart trinken? Der dicke Pater sitzt mit der unschuldigsten Miene im römischen „Haupt-Milch- und Sahnebureau." Jordan ist glücklicher, wenn er das Leben der nordischen Schiffer behandelt; frühere Ausstellungen wissen von edleren malerischen Thaten zu berichten.

Albert Conrad hat weder einen Professortitel noch eine Medaille als empfehlendes Beiwort, aber sein Genrebild: „Erst bezahlen" verdient eine Auszeichnung von Humors wegen. Musikanten haben im Wirthshaus gezecht; — die Kunst zehrt bekanntlich — nun kommt der bittere Schlußsatz. Erst bezahlen, ruft die derbe Wirthin und hält das blanke Blechinstrument als Pfand fest. Vergebens flehen die Blicke des Künstlers von der Guitarre, vergebens sucht der Brummbaß in den Tiefen der Westentasche. Kaum ein Hosenknopf, geschweige die Schätze des Mammon!

Rosenthals: „Wer zuletzt lacht, der lacht am besten", ist aus dem Holzschnitt der Gartenlaube ja bekannt, um des Weiteren darauf einzugehen. Es steckt ein unfehlbarer Lachreiz in der Situation des hoffärtigen, zu Fall gebrachten Schusterjungen. Weniger vertraut als mit dieser Species zeigt sich Rosenthal mit den Allüren einer Pensionsvorsteherin. Die Dame in seinem „alarmirten Pensionat" ist in Ausdruck und Haltung outrirt. Der ganze Vorgang leidet an Dunkelheit. Ein Besen fliegt gegen die Thür der Pensionsküche, ein schwarzer Kater macht einen salto mortale hinein. Haben Studenten die Hand im Spiel oder der Gottseibeiuns? Die jungen Mädchen in improvisirten Toiletten — die Kleinen noch im Nachtröckchen — dringen mit nicht ganz aufrichtiger Kampfbereitschaft gegen den grausen Feind. Jedes Hausgeräth wird zur Waffe. Von der Pension ist nur ein Schritt in das Boudoir. Kein Geringerer als Gustav Richter malt eine derartige Studie: „Beim Abstäuben!" Eine sehr nahe stehende Dame saß ihm Modell. Wir sahen sie schon ein Mal in sehr decolletirter Toilette. Hier hüllt ein bräunlicher Morgenrock mit Watteaufalte (Watteaufalten sind von rechtswegen Monopol des Rococomalers Erdmann) die corpulente Gestalt ein. Sie war beschäftigt mit einem Plumeau Gemälde abzustäuben und versenkt sich dabei mit mütterlicher Innigkeit in ein entdecktes Kinderbild. Darüber bleibt der Federwedel liegen. Vom Zimmer sieht man nur einen goldgesternten, blauen Vorhang, spürt indeß jenen Duft vornehmer Eleganz, der Malerhäusern der Neuzeit eigenthümlich sein soll. Richter hat die Ausstellung außerdem mit einem Porträt des Kaisers geschmückt. Der Kaiser trägt Kürassieruniform; dennoch tritt das stets so stark betonte Militärische

Digitized by Google

zurück und macht einem liebenswürdigen, geistigen Ausdruck Platz. Bülow's zweites Porträt des Kaisers ist prächtiger, wenn auch nicht gemalt, doch durch schmückendes Beiwerk, Kroninsignien und Kaisermantel. Die Reichsbank konnte es haben! Es schmückt ihre goldenen Hallen.

Adolf Menzel war freigiebiger als sein Freund Richter. Sein „gelegener Moment am Kamin" kommt uns sehr gelegen. Es handelt sich in diesem Kabinetsstück um ein Kabinetsgeheimniß. In der Tracht Gustav Adolf's ist eine kleine Gesellschaft um den Kamin versammelt. Während ein Cavalier gedankenlos in das Kaminfeuer starrt, das ihn röthlich bestrahlt, versucht eine Dame durch Blick und Wort seinem Gegenüber das wichtige Geheimniß abzulocken. Hinter dem Stuhl des dem Feuer zugewandten Herrn steht eine junge Dame, welche Horchen nicht für eine Sünde hält. — Im Aquarellensaal Nummer 866 — 874 eine ganze Menzelgalerie: Drei Studien aus südlichen Kirchen, Altäre, Kanzeln in schwerem Rococo, buntfarbig im Weihrauchduft verschwimmend; eine dem Handwerkerleben abgelauschte Aquarelle: „auf dem Bau", ein Bildchen des „Wigwams" von der wiener Weltausstellung, eine Studie nach Marmor, ein Damenporträt und eine „Siesta", Federzeichnung eines Gründers in seiner Hängematte, semitische Familie im Garten. Der gelegenen Augenblicke sind noch mehr. Wilhelm Amberg, der bekanntlich einen sehr feinen Pinsel führt, malt ein Pärchen in der Einsamkeit einer Parkallee. Werther küßt seine Lotte unbelauscht von neugierigen Blicken. Sentimental in Gestalt und Ausdruck entspricht auch das Costüm, Ende des achtzehnten Jahrhunderts, dem schwärmerischen Charakter des Ganzen.

Karl Hoff erzählt in gleich elegantem Ton „Die Geschichte einer Eroberung." Das alte Lied vom gelehrten Hofmeister, der mit großem Eifer seiner Schülerin einen Kriegsschauplatz erklärt. Ein junger Blessirter, vermuthlich von diesem Kriegsschauplatz gekommen, erobert indeß im Sturm das Herz der jungen Schönen. Kein Schipkapaß, kein russisch-türkischer Krieg! Ein altfranzösischer Salon, Tracht Ludwig XV.

Ueber alle diese Zierlichkeit ragt Gussow's schweres Geschütz wahrhaft monumental. Als Kenner hast Du bei Nennung dieses Namens an drastische Darstellung, derbsten Realismus zu denken. Daß dieserhalb Gussow das Porträt einer alten Dame ausstellt, das mit wunderbarer Lebenswahrheit auch eine feine Auffassung verbindet, wird die einmal ausgegebene Parole nicht wesentlich ändern. Indeß man hat sich nachgerade an diesen derben Realismus gewöhnt; der leidenschaftlichen Streiter sind weniger. Es fehlen ja überhaupt die eigentlichen Zankäpfel der Ausstellung, wie Gussow's Kätzchen und Böklin's verrückt phantastische Meeresidylle sie im vorigen Jahr boten. Gussow's Hauptbild „Willkommen" ist nur eine Variation des Kätzchens. Derselbe alte Bauer mit der Pelzmütze, die Bäuerin, die Magd mit Backen so roth als die brennende Liebe in der Guirlande, die zu Ehren des heimkehrenden Jochen oder Peter geflochten wurde. Dieselben glühend schwarzen Augen, mit denen eine Mutter sie anständigerweise gar nicht ausgehen lassen sollte, dasselbe eben frisch vom Trödler geholte gelbe Taschentuch, das des Malers besonderes Leibstück zu sein scheint, denn es kehrt als Kopfputz eines kleinen Studienkopfes zum dritten Mal wieder. Neu ist an dem Bild nur die starke Blondine mit prächtigen Lichtern auf dem vollen Scheitel und der dicke, kleine Bengel, der mit seinen breiten, kurzen Händen an der Planke hinauf will, um auch etwas zu sehen. Ein Frauenbild aus dem Arbeiterstand hat die grauenhafte Knochenplastik des Todes an sich. Ein anderer

Digitized by Google

weiblicher Kopf, eine Broncefigur haltend, leistet in blauem Hintergrund, Colorit und einer Haarfarbe, die schwärzer als schwarz, das Unmögliche. Man könnte bei Gussow an lebende Bilder glauben, welche die schweren Goldrahmen nur mühsam zurückhalten. Zwei Schülerinnen Gussow's, Helene Büchmann und Adele Tobias gehen im Porträt des Meisters Wege. Wir leben in der Zeit der Specialitäten; Liebermann pflegt die besondere der alten Weiber, seit seine ungewaschene Gänse rupfende Gesellschaft so viel Beifall gefunden.

„Schön ist häßlich, häßlich ist schön", singen die Macbethschen Hexen, die jedenfalls weniger abschreckend sind, als die Basen der „Klatschgeschichten." In diesen Liebermannschen Weibern liegt die Petroleuse der Zukunft. Grützner, der Baßbuffo der Ausstellungen, malt am liebsten schmerbäuchige Mönche, sehr tendenziös, wahre Pamphlete auf Kirche und Geistlichkeit. „Einst" und „Jetzt" führen wiederum in das bekannte Klosterlocal. Auf einer hölzernen Treppe sitzt der bärtige Mönch, ein edles Antlitz und malt auf Goldgrund die Gestalt des Heilands nebst diversen Heiligen. Zu Füßen der Leiter liegen Karten und Folianten. Es ist die Zeit des Eckehard, die Zeit Roswitha's, Tage der Klosterblüthe. Und „Jetzt!" O Pius und Antonelli, die Ihr auch hier in römischen Gärten lustwandelt, wohin sind Kunst und Wissen? Aus dem edlen Klosterbruder ward ein schwerfälliger Wanst, den purer Vandalismus treibt, die fromm geschmückte Kirchenwand mit dem kalkigen Maurerpinsel zu restauriren. Sein Maß muß ihn bei diesem Geschäft stärken und nach vollbrachter Sündenarbeit wird er beim Salvatorfaß ausruhen! Grützners Carton-Cyclus zu Ritter Falstaff mit den Figuren des Pagen, der Frau Fluth, den Rekruten und allen Scenen aus dem Leben des tollen Cumpans sprudeln von Laune und lassen uns kaum Zeit, das eingehende Studium des Orts und des Zeitgeistes von früher zu bewundern.

Den modernen Zeitgeist erfaßt Knut Eckwall, dessen Bilder wie warme Semmeln abgehen sollen. „Berliner Feuerwehr", „Sommernachmittag" eines Berliner Spießers und seiner Ehehälfte auf einer Bank des Thiergartens, ein intimes Kinderstubenbild „vor dem Bade", gefallen dem Publicum wie Skarbinas „Herbstverlegenheiten", eine hübsche Illustration zu unseren Moden. Zwei Dämchen nebst dazu gehöriger Mutter wollen über einen aufgeweichten Reitweg des Parkes. Mühseliges Beginnen mit der Tunika von heut: Auch sie scheinen „mit geschlossenen Füßen zu gehen und bewegen sich von Ort zu Ort", gleich Faust's Gretchen. Der talentvolle Kuntz aus Wien hat ein heikles Thema gewählt, den Maler und sein Modell im Atelier. Das Modell ist weiblich und scheint im Evacostüm gemalt zu werden; in einer Kunstpause fühlt sie evaisch, daß ihr das Feigenblatt fehlt und zieht togaartig ihr Gewand über die schönen Glieder. Ungleich höher gefaßt ist „des Bildhauers Modell" von Alma Tadema. Auf einer schmalen Bildfläche erscheint das Modell der Esquilinischen Venus in Gestalt eines Mädchens von vollendeten Formen. Unbekleidet ruht dennoch der Zauber züchtigen Wesens auf der Haltung und dem gesenkten, etwas beschatteten Antlitz, das nichts von der Langeweile regelmäßig antiker Schönheiten verräth. Mit einem Arm hält sie ein Schilfrohr als schwanke Stütze umfaßt und versucht ein Rosaband, das ihr seidiges Blondhaar umschlingt, um dies Rohr zu winden. Sie steht auf einer gedeckten hölzernen Tonne, und dieses Holz ist wahres Holz wie der Marmor der Wand mit dem reliefgezierten Fries wahrer Marmor ist. Aber marmorkalt muß auch das Herz

Digitized by Google

des Künstlers sein; mit Tadema'scher Objectivität erblickt er in dem jungen Weibe nichts als das Urbild seines im Schatten stehenden, fast vollendeten Götterbildes.

So ruhig vornehm ist Bendemann's „Penelope.“ Nur daß ein tiefer Schmerz das Haupt der Fürstin von Ithaka beugt. Sehnsucht und Kummer haben sie vom Schlaf erweckt. Ihr zu Füßen liegt ein reichlicher Garnvorrath im Arbeitskorb, das nächtlich aufgetrennte Gewebe. Ein lilarothes Gewand verhüllt den Oberkörper, eine Decke, unseren modernen Reisedecken nicht unähnlich, schützt sie gegen die Kühle der Nacht. Die Schlummerrolle könnte der Decke ähnlich einem unserer Magazine entnommen sein. Frau Penelope hat auf ihrer antiken Chaise longue ein ganz bequemes Lager. Hinter der Säulenreihe des Hintergrundes naht sich der erlösende Held und Gemal mit dem göttlichen Sauhirten, die Lampe auf hohem Gestell wird eine Scene frohen Wiedersehens beleuchten.

Oedipus und die Sphinx von August von Heyden hat einen modernen seelischen Zug. Diese Sphinx muß des Oedipus Herz in banges Schweigen versetzen, auch ohne ihre räthselhafte Aufgabe ist sie ein gefährliches Frauenzimmer, und die Tatzen ihres thierischen Theils vielleicht weniger fürchterlich als die großen, tiefen Augen. Der götterhafte Königssohn harrt am Fuße des Felsens ihrer Fragen. Düsteres Gebirge und schwärzlicher Himmel vollenden das Geheimnißvolle des Vorganges.

Hermann Knackfuß schließt sich mit seinen anmuthigen „Erstlingsfrüchten“ glücklich der Richtung Tadema's an. — Trotz confessionsloser Schule, trotz Strauß und Darwin müssen religiöse Stoffe noch immer große Anziehung besitzen. Graf Harrach, von dem man am wenigsten Derartiges vermuthet, malt „das Opfer Abrahams“ mit kühner Verve. Ein räumlich großes Gemälde, das durch seine Beleuchtung den ganzen zweiten Saal beherrscht. Grelle Strahlen durchbrechen die schweren Wolken des gewitterhaften Himmels in dem Augenblick, als eine Stimme vom Himmel dem geprüften Erzvater das Opfer erläßt. Gebunden liegt der geängstigte Isaak auf dem Holzstoß, als wie auf ein Stichwort der Widder hervorspringt. Gebirge, Gestrüpp, die Gestalten gleichmäßig in gelbrothes Licht getaucht! Der Kopf des Patriarchen hat merkwürdig bewegliche Muskeln, das Zurückwerfen seines Hauptes ist ein Turnerkunststück. Man lernt sich erst orientiren, daß an dem Bart auch noch ein Gesicht sitzt. Nach Delaroche's bekannter Aussetzung des Moses weiß uns Plockhorst nicht viel Neues oder Besseres zu sagen. Die Auffindung an den Stufen eines egyptischen Palastes spricht für ein ernstes Studium altegyptischen Lebens. Durch den geistreichen Ebers angeregt? Wer besser malt, der Dichter-Gelehrte Ebers oder der Professor Plackhorst bleibt eine offene Frage. Siehe Laokoon, Grenzen der Dichtkunst und Malerei.

Gentz eröffnet uns einen Blick in das Gewölbe eines egyptischen Wundermannes unserer Tage. Ein junges, liebeskrankes Mädchen sucht einen Koranspruch als Heilmittel gegen ihre Leiden. Riefstahl läßt eine Procession auf dem Forum Romanum feierlich vorüberziehen; Kuntz' Pilgerin wandert nicht en masse nach Lourdes oder Marpingen. Allein in der Wildniß drückt sie die Lippen auf den Fuß des Erlösers. Rosen und Disteln wuchern um das Kreuz; sie selbst ist eine duftige Rose in dem poesievollen Bildchen. Protestantische Stoffe lehnen die Poesie kühl ab. Wenigstens singen uns die „Zillerthaler auswandernden Protestanten“ von Mathias Schmid herz-

Digitized by Google

lich wenig. Wie anders hat Defregger des tiroler Volkes Leid, und Lust kund gethan!

Aus dem Rauhen Hause oder dem Wupperthal stammt Günther's „Im Gefängniß." Man verschone das Publicum mit derartigen Bildern! Nicht Mitleid, sittlichen Ekel erlangt man. Ein dem Gesetz verfallenes Weib lehnt auf der Bettkante des ärmlichen Lagers; ihr Haar ist wirr, und Trotz in dem Verbrechergesicht hört sie nur gezwungen der salbungsvollen Rede des Pastors zu, der ganz gewiß die christliche Sanftmuth nicht gepachtet hat. Viel seelischer stellt Eduard Schulz in „Verlorener Ehre" (auch durch Gartenlaubenholzschnitt bekannt) die Nachtseite der menschlichen Gesellschaft dar. Ich erwähne hierbei noch dieses Malers „Herrenstübchen". Ein Honoratiorenzimmer der Kleinstadt mit Kleinstadttypen; ein bepelzter Fremder muß sich mit einer kleinen Tischecke zum Mahl gegnügen lassen. Das ist der vornehmste Club von Winkelheim, man ist unter sich, nur die hübsche strickende Kellnerin hinter dem Ofen darf des Winkes der Herren gewärtig sein.

An historischen Bildern ist kein Ueberfluß. Die meisten Darstellungen beschäftigen sich mit der jüngsten kriegerischen Vergangenheit. A. von Werner's Proclamirung des deutschen Kaiserreiches nimmt eine Wand völlig ein. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man über das Vielgenannte, Vielgepriesene noch ein Wort verlieren. Neu sind die Skizzen zu den Wandmalereien des Rathhauses von Saarbrücken. Die genrehaft erfaßten Porträts des Kronprinzen, Prinzen Friedrich Karl, Moltke's und Bismarck's heben sich auf blau-goldenem Hintergrund. „Sturm auf den Spicherer Berg" und „Ankunft des Kaisers in Saarbrücken", lebensvolle Episoden des Feldzuges, werden die Erinnerung an jene Tage auffrischen. Die Schlachtenmaler Hünten, Freyberg, der schwungvolle Faber du Faur, Emele, endlich der sehr individuell gestaltende Kolitz schreiben die Chronik des französisch-deutschen Krieges. Die Franzosen suchen ihre Revanche auch in Kunstsachen durch permanente Nichtbeachtung unserer Ausstellungen. Von Ausländern bringt der Belgier Edouard de Biefve drei Bilder. Vergiß nicht lieber Leser, daß Biefve sehr berühmt ist, wenn Dir auch seine Gräfin Egmont, geborene Sabine von Bayern, in ihrem Kummer über die Gefangenschaft des Gemals nicht sonderlich behagen will. Sabine und Klärchen, schon im Namen Prosa und Poesie! So wenig legitim das Verhältniß sein mag, Klärchen, die glühende Tochter ihres Vaterlandes, ist uns das echte Weib im Geist Egmont's, das Weib von Goethe's und von Volkes Gnaden. „Wilhelm I., der Moltke Niederlands, seine Kriegspläne überlegend", nennt sich Biefve's zweite historische Schöpfung. Für einen Mann, der sein Volk im Herzen trägt, ist dies Diplomatengesicht sehr glatt und kalt. Sein Landsmann Emile Wanters bringt eine Episode der belgischen Geschichte, deren Mittelpunct die jungfräuliche Maria von Burgund ist.. Karl Becker findet bei einem Empfang der venetianischen Gesandtschaft durch Kaiser Maximilian Gelegenheit die prächtigsten Sammetmäntel in Pupur und Carmoisin, Schauben und Federbaretts zu malen. Der historische Keim verschwindet darüber. „Willkommene Gäste", ein Wandgemälde, hat dieselben Costümvorzüge neben liebenswürdigen anderen Eigenschaften.

Als Altmeister unter den Porträtmalern wiederholen Angeli „Bildniß des Prinzen Friedrich Karl" und treffende Porträts der höheren Gesellschaft,

Digitized by Google

Graef, der weimarische Leon Pohle, Biermann, Grün, (Porträt des Kronprinzen), Dr. Otto Heyden, Lasch, Adalbert und Oskar Begas ihren alten Ruhm. Griepenkerl malt seinen Landschaftskunstbruder Rudolf Alt, dem wir nächst Menzel die schönsten, meist architektonischen Aquarellen verdanken. Dielitz und Schick stellen Kinderbilder aus; Schick hat im ersten Saal die anziehende Gestalt eines altdeutschen Mädchens, die in „süßen Gedanken“ die Blätter der Gretchenblume zerpflückt. Er liebt mich? liebt mich nicht. — Auf Goldgrund einem Heiligenbilde gleich ist Suchodolskis „Mohrenprinz“ dem Publicum zur Schau gestellt. Der Prinz sieht traurig in die deutsche Gesellschaft; unwillkürlich stand die Gestalt des armen Prinzen von Dahomey aus Daudets Roman „Jack“ vor mir. Auch dieser hat sein Cri-Cri verloren und wird das Opfer irgend einer Quälmethode.

Lieber lesender Freund, ich sehe Dich gähnen und Dein: „mein Freund, kannst Du nicht länger sein?“ mir ironisch zurufen. Aber verbiete Du der Sonne zu scheinen, Lasker-Reden zu halten! Es wird fortgemalt mit Grazie in infinitum! Wozu wären die Rundreisebillets, Stangen und Riesel? Ein Heer von Landschaften leuchtet von den Wänden herab und ich als Berichterstatter muß doch von dem Besten ihrer Art ein Wort reden, von den Achenbach, von denen Oswald drei Gemälde mit italienischen Motiven in gewohnter Meisterschaft bringt, während Andreas „Ostende im Mondschein“ und „Maria in Scheveningen“ malt. Apropos Scheveningen ist nicht mehr als sechs Mal vertreten. Nach Achenbach versuchen sich noch Theodor Hagen, Albert Hertel mit zwei Bildern, Wilhelm Mesdag (Abfahrt und Rückkehr des Rettungsbotes) an diesem fashionablen Badeort. Douzette (Rotterdam, Mondnacht), Eugen Dücker, „Strandbilder“, Hermann Eschke „Watcombe und Freshwater bay auf Wight“, Edmund de Shamphelter wetteifern in schlichten und reicheren Motiven die Stimmungen des nordischen Meeres wiederzuspiegeln. Die Schweiz beanspruchen Kalckreuth „Thunersee mit Mönch“, Figur und Jungfrau, Otto von Kameke, „Roselaui, Obersee“, Valentin Ruths „Herbstlandschaft in der südlichen Schweiz.“ Von Lichtenfels bringt die Skizze einer Dolomitgruppe des Schlern bei Bozen; Dressler-Berlin macht Einem das Herz schwer mit seinen Bildern vom Posilipp, von Capri, der Riviera di ponente; und Körner erfüllt uns mit Sehnsucht nach dem Land, wo die Citronen blühn. „La fontano di Sosso und unter Palmen“ ringen mit Papes Ansichten vom „Garda- und Luganersee“ um die Krone. Saltzmann, Spangenberg, Milberg, Deiters, Moritz Erdmann, Koken holen aus aller Herren Ländern das Thema ihrer künstlerischen Leistungen. Ganz einzig steht ein „Jonischer Abend“ von Professor Max Schmidt da. Du fühlst den weichen Hauch der Luft, der Meer und Küste (Insel Korfu und albanische Küste) umschmeichelt und glaubst Dich auf eine Insel der Seligen versetzt. Den Vogel der landschaftlichen Ausstellung aber hat Karl Scherres abgeschossen. „Wenn Kunst sich in Natur verwandelt, so hat Natur mit Kunst gehandelt.“ Keine Reize des Südens bestricken das Auge. Dem melancholischen Charakter Ostpreußens entstammen: die „Ueberschwemmung“ und „Einsame Hütten im Moorlande.“ Aber wer je ein flaches überschwemmtes Land gesehen mit einsam ragendem Hüttchen, dem schwärzlichen Regenhimmel, die kahl ihre Aeste in die Dämmerung ausstreckenden Bäume, der weiß, daß hier die lautere Naturwahrheit redet.

Digitized by Google

Die Landschaften mit Staffage, Redouten vertreten: Eugen Bracht, Motive aus der Lüneburger Haide, Joseph Brandt mit einem höchst charakteristischen, „Ukrainischen Fuhrwerk“, Brausewetter, „Landsknechte auf der Wanderschaft“, Chelminski, „Jagdbilder zur Zeit Friedrich des Großen“, Flamm, Geibel mit genreartigen Thüringer Bildern, Nikutowski „Dorfbrand“, Stryowski mit poetischen Bildern der Weichsel, wahren Weichselmärchen, endlich Werner Schuch, bei dem die Leidenschaft der Handlung mit dem düstern Charakter der Leidenschaften harmonirt.

Landschaften mit zoologischer Staffage bringt Baisch aus München, Mali mit seinem reizenden „Frühling“, Malchin, Adolf Lier. Brendel's Schafställe fehlen so wenig als Kröners und Ockels Wild. Paul Meyerheim malte fünf Bilder für den Speisesaal des Herzogs v. Ratibor, Thierstücke, ist aber besonders originell in seiner „Affenakademie“, Affen im Act- und Zeichensaal mit allen Gesten des Malers und Modells, eine Satire auf die Kunst.

Wie vielseitig Paul Meyerheim ist, das beweist seine Porträtleistung: „Das Bild seines verstorbenen Vaters E. Meyerheim.“ Schlicht und lebenswahr ist der Maler bei seiner Arbeit wiedergegeben, das Taschentuch guckt aus seinem Hausrock, der graue Strumpf unter dem ledernen Hausschuh hervor; an der Wand sieht man bekannte Skizzen zu seinen Genrebildern. Revenons à nos moutons oder besser auf Steffecks Pferdestudien und die mit Ungestüm hinfliegenden Renner des tallentvollen Hallatz.

Ich schließe mit dem „Finale“ von Fischer-Cörlin, dem phantastischen Gemälde eines jungen Malers, der im weiten Schneefeld den Narren mit der Schellenkappe als Todesbeute hinsinken läßt. Was auch die Menge als Richterspruch darüber sagen wird: ein großer Wurf ist dem Maler nicht abzusprechen.

Aquarellen, Kupferstiche, architektonische Entwürfe, Saal auf Saal folgen den Oelbildern. Endlich bunt durch die Bildersäle vertheilte Bildwerke, vorwiegend Büsten. Die besten Namen, Karl und Reinhold Begas, Echtermeyer, Hähnel, Siemering, Sußmann, Hellborn, Wagmüller sind vertreten!

Aber ich bin nur für die Farbe engagirt und überlasse Gyps und Marmor einem Collegen, der besser mit dem Meisel Bescheid weiß.

Digitized by Google

Ein Hofleben im Exil.

Nach den Papieren eines Verschollenen.

Herausgegeben von Ritter S. v. O.

(Schluß.)

Drittes Kapitel.

Das goldene Kalb.

Das Jahr 1869 brachte der Bevölkerung der großen Residenz eine jener moralischen Epidemien, wie sie sich in fast allen Staaten des alten Welttheiles zu Zeiten kundgaben.

Das Goldfieber hatte ihre Bewohner ergriffen und, wie Spaniens reiche Silberflotten und Law's trügerisches System und der Schwindel der Goldmacher überall einer Seuche gleich gewüthet, so sollte auch das Jahr 1869 in dem großen Kaiserstaate reiche Opfer fordern für einen neuen, fast noch unerhörteren Schwindel.

Die Gründungswuth war ausgebrochen mit allen ihren Symptomen größter Gefährlichkeit. Waren es anfänglich nur massenhafte Versicherungsgesellschaften gewesen, so bot das Frühjahr die Erscheinung von dem eben so starken Auftreten neuer, oft auf zweifelhaftester Basis gegründeten Banken.

Der Gegner des entthronten Fürsten hatte im verflossenen Jahre diesem Letzteren durch Aufhebung des Septembervertrages den Bezug der Revenüen von zwei und zwanzig Millionen Thalern abgeschnitten, da er, wohl nicht ganz unbegründet, behauptete, daß diese Einkünfte in einem ihm feindlichen Sinne ihre Verwendung fänden. Die Emigration mußte also jetzt an Ersparnisse denken. Man schlug dem Fürsten vor, seine Zustimmung zu dem Ankaufe einer größeren Besitzung oder doch wenigstens eines Palastes zu ertheilen.

Die Geneigtheit des hohen Herrn zu diesem Antrage scheiterte an dem immer größer werdenden Einflusse des Zahlmeisters, der seine eigenen Pläne verfolgte und erklärte, daß ein solcher Ankauf die Summe der dem Fürsten noch gebliebenen, anderweitigen Revenüen nur noch mehr schmälern würde.

Diesem ersten Vorschlage folgten andere.

Man war bei der Projectenmacherei angelangt und war auf dieser abschüssigen Bahn immer weiter gegangen. Die Folgezeit sollte das Unheilvolle dieses Vorgehens an den Tag bringen.

Plötzlich und unerwartet trat der Fürst mit einer höchst ansehnlichen Summe, wenn auch nicht persönlich, der Gründung eines jener neuen Bankinstitute bei, welche, den buntschillernden Eintagsfliegen gleich, kaum entstanden, von schwindliger Höhe wieder in ihr Nichts versinken sollten.

Als seine Vertreter ließ er den Grafen Wedel, Dr. Elster und Dr. Wippern in den Verwaltungsrath wählen. Auch ein juristischer Vertreter des Fürsten wurde der Administration beigegeben.

Digitized by Google

Noch nie hatte man in der Residenz ein so reges Leben und Treiben im Geschäft sich entwickeln gesehen. Glich die Börse, wie allerwärts, früher einem geschäftigen Bienenkorbe, so gab es jetzt für das Toben und Schreien in der Strauchgasse keinen auch nur annähernd passenden Vergleich mehr. Alle Banken hatten zum Vertrieb ihrer Actien Consortien gebildet, und es schien, als ob keine Actiengesellschaft es erwarten könne, daß ihre Papiere an der Börse cotirt würden.

Immer heftiger griff das Fieber um sich, alle Stände betheiligten sich an der Anbetung des goldenen Kalbes. Der Reiche wollte Millionär, der Wohlhabende reich, der Arme wohlhabend werden; Jedermann speculirte. In wenigen Tagen wurden riesige Summen gewonnen, die Niemand verlor — eine natürliche Erscheinung bei den imaginären, künstlich emporgeschraubten Werthen, wofür man aber im Rausche der Illusionen blind blieb. — Mit geringen Ausnahmen waren alle neuen Papiere gleich sehr gesucht — mit geringen Ausnahmen glaubte alle Welt zu profitiren und Schätze zu sammeln.

Einige Papiere freilich wußten sich, obwohl ohne wirkliche Berechtigung, eine besondere Beliebtheit zu erwerben und unter diesen einzelnen stand die Bank, an der sich der Fürst betheiligt hatte, oben an; sie war eines der am meisten bevorzugten Institute.

Die Reclame beherrschte den Markt der Börse, täglich brachten die Tagesblätter den Abschluß der großartigsten Geschäfte dieser oder jener Bank und täglich bewiesen sie, welch einen ungeheueren Gewinn diese oder jene Gesellschaft aus ihrem neuesten Unternehmen ziehen müsse.

Es war ein tolles Jagen, um die höchste Prämie zu erringen, ein wahres Wettrennen mit Hindernissen!

Vier Monate hatte dieser Goldregen gedauert, seit vier Monaten sah man die Herren Elster und Wippern, jeden einzeln, im elegantesten unnummerirten Zweispänner vornehm dahingestreckt täglich zur Stadt fahren und dem schweren Berufe eines Verwaltungsrathes einer unerhört glücklichen Bank obliegen, nachdem sie noch vor fünf Monaten sich selten die Ausgabe einer gemeinschaftlichen Fahrt im Omnibus gegönnt. Sie waren nun Beide reich geworden — reich durch fremdes Geld! —

Die Actien dieser fürstlichen Goldquelle, welche nur mit Achtzig statt mit Zweihundert eingezahlt waren, boten ja dem Besitzer ein Agio von Zweihundertvierundachtzig! —

Alle Welt staunte, die Contremine schien vernichtet, weil es an Effecten fehlte. — Da lieferten plötzlich zwei bekannte, in der Baisse engagirte Häuser über zwei Millionen in wirklichen Effecten dieser Bank an ihre Käufer ab! —

Ein Schrei des Entsetzens flog durch die Strauchgasse — alle Welt suchte nach der Erklärung dieses Räthsels — der Sturz des künstlichen Gebäudes erfolgte mit einem Male! — So rapid die Papiere fast aller neuen Banken auch gestiegen waren, so war jetzt ihr Fallen doch noch rapider — lawinenartig — bei denen der fürstlichen Bank nur noch mehr als bei den anderen. —

Manch riesengroßes Vermögen war weggefegt und wie von einem Abgrund verschlungen — viele Hunderte, die heute in der Früh noch im Ueberflusse schwelgend erwacht waren, sahen sich am Abend zu Bettlern geworden.

Eines Morgens sprach man es leise, dann immer lauter und lauter aus, Elster und Wippern befänden sich in arger Verlegenheit, es habe eine gericht-

Digitized by Google

liche Haussuchung bei ihnen stattgefunden, da sie den Contremineurs die Mittel zur Lieferung der Actien verschafft haben sollten, indem sie, als Bewahrer der Cassaschlüssel, die genannten Effecten aus dem Cassentresor, wo sich die reservirten fürstlichen Actien befanden, entnommen hätten.

Der Fürst ließ das Vermögen der zwei ungetreuen Diener mit Beschlag belegen. Elster, als der Unvorsichtigere, ward dadurch zum Bettler — Wippern hingegen, der klüger gewesen, kaufte sich kurz hierauf unter fremdem Namen eine größere Besitzung in einem der Comitate eines Nachbarlandes.

Viertes Kapitel.

Ein Gesandter in partibus.

Zwischen einer kleinen Gruppe neugebauter Häuser in der Rue Mansard in Paris fällt ein zwischen Hof und Garten gelegenes kleines Hotel in die Augen, dessen geschmackvolle Einfachheit durch den dazu gehörigen schattenreichen Garten es zu einer reizenden Idylle gestaltet.

Es ist die Wohnung des Regierungsrathes Meding, der es als geheimer Abgesandter seines Herren seit fast drei Jahren hier versucht, den Beherrscher eines großen, mächtigen Landes für die Restauration seines Fürsten zu interessiren. —

Nachdem wir ein Vorzimmer und einen Wartesalon durchschritten, finden wir in einem dritten Gemache, dem geschmackvoll eingerichteten Arbeitszimmer des Regierungsrathes, diesen selbst. Er ist noch in der Morgentoilette, im persisch gemusterten, seidenen Schlafrocke, die feine Cigarre rauchend und in einem niedrigen Fauteuil halbliegend bequem zurückgelehnt, eifrig mit der Durchsicht der neuesten Zeitungen des In- und des Auslandes beschäftigt.

Die gelesenen und für ihn nicht mehr wichtigen Blätter liegen achtlos zerstreut auf dem Parket um seinen Sitz umher, während einzelne andere, der Ehre des Rothstiftes gewürdigt, angesammelt auf dem danebenstehenden, schwarzen und mit Elfenbein ausgelegten Rococotischchen ruhen. —

An einem offenen Schreibsecretär, nahe bei einem Fenster, arbeitet ein älterer, hagerer Herr mit jenem Fleiße, der sonst nicht das Wahrzeichen der echten Büreaukraten zu sein pflegt. Vertieft in die ihm übertragene Arbeit, achtet er nicht auf die Liebenswürdigkeiten, deren ihn Snuff, der weiße Bullterrier, des Hausherrn Lieblingshund, würdigt, ja, er überhört selbst hie und da eine der Fragen, durch welche sein Chef ihn zeitweise in seiner Thätigkeit unterbricht.

Es ist ein alter treuer Diener des Fürstenhauses, der schon mehr als zwanzig Jahre in derselben Stellung, ohne Wunsch und Ehrgeiz, seine Fähigkeiten dem Wohle seines Herren widmet.

Eine halbgeöffnete Flügelthüre gestattet den Einblick in ein kleineres Nebengemach, in welchem zwei Herren von anscheinend militärischer Haltung gleichfalls mit der Abfassung von Berichten beschäftigt sind.

„Oho!“ ruft plötzlich unser Regierungsrath so laut aus, daß dem am Fenster Schreibenden fast die Feder entfällt. „Das ist doch zu stark — das nenne ich in der That dem Publicum und mehr noch dem guten Landtage zu viel zumuthen! Hören Sie, lieber Hallberg“, wendete er sich direct an seinen Kanzler und Geheimsecretär, „was man wieder für neue Entdeckungen

Digitized by Google

über unsere Umtriebe im Lande gemacht haben will, und wie diese wieder als Vorwand für neue Steuererhöhungen herhalten sollen. Es wäre zum todtärgern, wenn es nicht gar zu lächerlich wäre! — Doch, es ist besser, Sie lesen es später selbst."

Der Regierungsrath legte das Journal, nachdem er den fraglichen Artikel roth angestrichen, auf den kleinen Tisch. Hallberg, der den Kopf bei der Ansprache erwartungsvoll gegen Meding hin gewendet hatte, machte mit demselben eine stumme Verbeugung und setzte seine Arbeit eifrig fort. — Es herrschte nun wieder tiefe Stille im Gemache, bis sie Meding neuerdings unterbricht, sei es um Hallberg mit einem Zurufe zu apostrophiren oder eine launige Bemerkung an die Herren im Nebenzimmer zu richten, wozu ihm die Lectüre zuweilen Anlaß bietet. — — —

Die Thüre des Salons öffnete sich leise und der eintretende Diener meldet im ehrerbietigen Tone die Anwesenheit einiger Bittsteller.

„Wie spät ist es denn schon?" frug der Hausherr, von seinem Blatte aufschauend, und ohne eine Antwort abzuwarten fährt er fort: „Führen Sie die Besuche in den Wartesalon. — Martin soll mich im Schlafzimmer ankleiden und Sie entschuldigen mich draußen ein paar Minuten mit dringender Arbeit."

Mit einer tiefen Verbeugung verließ der Diener das Gemach.

„Sobald Sie mit Ihrem Berichte fertig sind", wandte sich Meding abermals an den Kanzler, „wollen Sie gefälligst die Rechnungen unseres Homme d'affaires Mr. Trépassé durchgehen. Ich würde es selbst thun, allein ich kann diese Besuche nicht abweisen. — Die Befehle unseres gnädigsten Herrn sind zu positiv und außerdem liegen diese Audienzen zu sehr in unserem Interesse, als daß man sie vernachlässigen dürfte. Jedenfalls ist es eines der besten Mittel, in Deutschland moralische Eroberungen zu machen."

Der Kanzler hatte zustimmend mit dem Kopfe genickt und der Regierungsrath hierauf, durch eine Tapetenthüre verschwindend, das Zimmer für einige Augenblicke verlassen. Man hörte nichts als das Rauschen der emsigen Stahlfeder Hallbergs, während ein Diener die auf dem Boden herumliegenden Preßerzeugnisse sammelte und wegräumte.

Ein Druck auf die hellklingende, silberne Handglocke im Schlafgemache Medings war das Zeichen, daß die Toilette beendet sei und der Empfang beginnen könne.

„Lieber Hallberg", warf der rasch eintretende Regierungsrath flüchtig hin, „übernehmen Sie auch heute wieder gefälligst das Protokoll der Audienzen!"

„Meine Arbeit ist ohnehin in der Hauptsache beendet", entgegnete dieser willfährig, indem er den noch nassen Bericht in die Trockenmappe legte und das Audienzenprotokoll zur Hand nahm.

Die Thüre wurde durch den Diener von außen geöffnet.

Ein großer, hagerer Mann, in aufrechter Haltung und mit offenem ehrlichen Gesichtsausdrucke, in reinlichem, wenn auch ärmlichen Anzuge, trat entschlossen über die Schwelle und ein etwas linkischer Bückling deutete auf die Ungewohnheit mit gekrümmtem Rücken zu grüßen.

„Ich heiße Heinrich Rollmann, Herr Rath, war Feldwebel im 13. Bataillon und habe unseren Feldzug mitgemacht. Meine Papiere hier sind in bester Ordnung. Ich blieb seit der Auflösung unserer Armee stets mit unserer Regierung in Verbindung, habe mehrfach geheime Befehle, die mir ertheilt wurden, nach Vorschrift weiter verbreitet, wurde aber bei der Vertheilung unserer letzten Proclamation vor vier Monaten von der Polizei ver-

Digitized by Google

Digitized by Google

[illegible] will, und wie diese wieder [illegible] sollen. Es war zum [illegible] — Doch, es ist besser Sie [illegible]

[illegible] das [illegible] nachdem er den fraglichen Artikel [illegible] den kleinen [illegible], der den Kopf bei der [illegible] gegen Meding [illegible] hatte, machte mit demselben [illegible] Bewegung und [illegible] Arbeit eifrig fort. — Es herrschte [illegible] Stille im [illegible], bis sie Meding neuerdings unterbricht, [illegible] mit [illegible] Zurufe zu apostrophiren oder eine launige [illegible] Zimmer zu richten, wozu ihm die Lectüre [illegible]

[illegible] sich leise und der eintretende Diener [illegible] Bittsteller.

[illegible] der Hausherr, von seinem Blatte [illegible] fährt er fort: „Führen Sie [illegible] im Schlafzimmer ankleiden [illegible] Minuten mit [illegible] Arbeit“ [illegible] der Diener [illegible]

[illegible] sich Meding aber [illegible] unseres Homme [illegible] es selbst thun, allein ich [illegible] unseres [illegible] Herrn [illegible] zu [illegible] unserem [illegible] jedenfalls ist es eines der [illegible] zu machen.“

[illegible] Kopfe genickt und der [illegible] das Zimmer für [illegible] Rauschen der emsigen [illegible] Boden herumliegender [illegible]

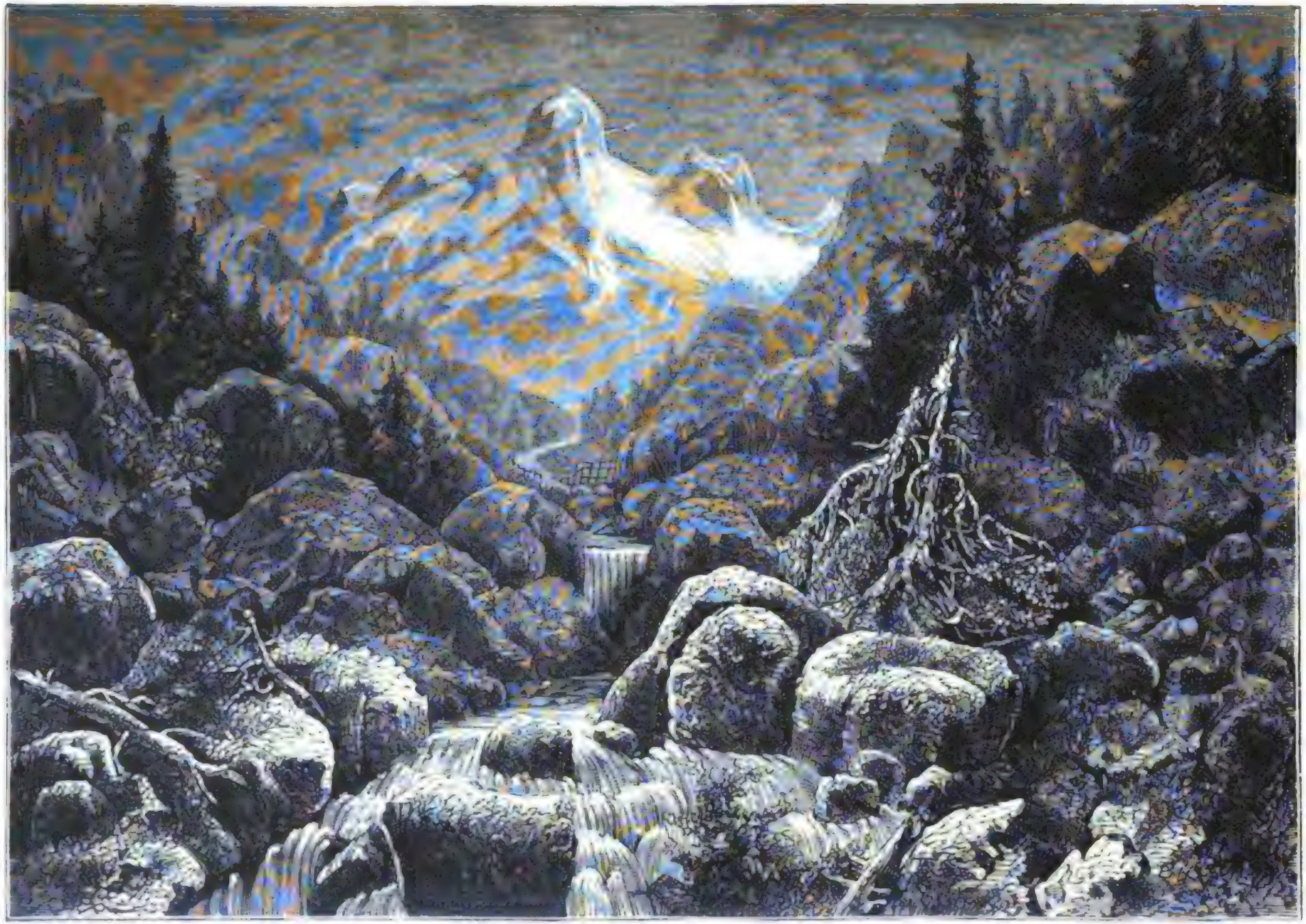
[illegible] im Schlafgemache [illegible] sei und der Empfang [illegible]

[illegible] rath flüchtet [illegible] „[illegible] der [illegible]“ [illegible]“, entgegnete [illegible] Trockenmappe legte und [illegible]

[illegible] und mit offenem [illegible] Anzuge, trat [illegible] Ungewohnt [illegible]

[illegible] im 13. [illegible] Papiere hier sind in [illegible] Armee stets mit [illegible] Befehle, die mir [illegible] aber bei der [illegible] von der Polizei [illegible]

Digitized by Google



Höllenthal bei Hartenkirchen

Digitized by Google

Digitized by Google

haftet. Ich habe drei Monate hinter Schloß und Riegel sitzen müssen und wurde auf zwei Jahre unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Ich bin außerdem Tischler von Profession — aber es traute sich seitdem kein Meister mehr mir Arbeit zu geben. Da habe ich mich um Hülfe in der Noth an unser Comité gewendet. Ich erhielt Reisegeld und eine Legitimation und gelangte glücklich über die Grenze. Ich wollte nun gehorsamst bitten, mir Gelegenheit zur Arbeit zu verschaffen oder, wenn das nicht geht, mich in die Legion aufzunehmen."

„Ihr Name ist mir nicht unbekannt", entgegnete der Regierungsrath. „Unser früherer Polizeidirector, Geheimrath Mahlfeld, erwähnte Sie öfters vortheilhaft in seinen an den Minister gelangten Berichten. Sie scheinen ein braver Mann und ein treuer Patriot zu sein — das sind empfehlende Eigenschaften. Lassen Sie Ihre Papiere hier. Se. Majestät, unser allergnädigster Herr, nimmt sich jedes braven Deutschen an und wir brauchen Männer von Ihrem Schlage! Fragen Sie in drei bis vier Tagen wieder an; verhält sich Alles wie Sie sagen, so soll für Sie gesorgt werden. Und nun gehen Sie mit Gott. — Doch", fügte Meding noch rasch hinzu, als der frühere Feldwebel sich empfahl, „Sie dürften nicht zu stark bei Casse sein; es ist ein theures Leben hier — ich entledige mich daher nur eines allerhöchsten Auftrages, wenn ich Ihnen hiermit im Namen Sr. Majestät einstweilen fünf Thaler behändige. Trachten Sie, sich damit vorläufig ein Unterkommen zu verschaffen — dann kommen Sie täglich gegen sechs Uhr Abends in meine Küche. Ich werde Auftrag geben, daß für Sie stets ein Stück Fleisch und eine gute Suppe da ist. — Danken Sie mir nicht", schloß er mit einer abwehrenden Handbewegung, „denken Sie immer daran, daß unser König, soweit er es vermag, keinen Deutschen, am wenigsten einen treuen Unterthanen im Stiche läßt."

Eine leichte, aber freundlich gemeinte Kopfbewegung sagte dem treuen Diener seines Fürsten, daß er für heute entlassen, aber auch, daß er in der Fremde nicht verlassen sei. —

Nach ihm trat eine ältere, anständig in dunkle Farben gekleidete Dame mit der dem unverschuldeten Unglücke eigenthümlichen Schüchternheit ein, wobei sie sich tief vor dem Regierungsrathe verbeugte.

„Sie sind, wenn ich nicht irre", begann er freundlich und ermuthigend auf die Dame zuschreitend, „Frau von Unwerth, die mir neulich eine Bittschrift für unseren allergnädigsten Herrn übergeben?"

„Ja, Herr Regierungsrath", lautete die leise gesprochene Antwort, während die Bittstellerin sich abermals verbeugte und schüchtern hinzufügte: „Und Sie waren so gütig —"

„Es freut mich, Ihnen gute Nachrichten geben zu können. Se. Majestät erinnerte sich des tapferen Verhaltens Ihres seligen Gatten und haben befohlen, daß Ihnen eine Pension ausgezahlt werde, die dem Betrage gleichkommt, den Sie beim Ableben Ihres Gatten aus der Witwenkasse bezogen hätten, wenn diese durch die politischen Ereignisse für Sie nicht unzugänglich geworden wäre. Weiter haben Se. Majestät angeordnet, daß diese Pension Ihnen vom Todestage Ihres Mannes an gerechnet nachträglich ebenfalls aus allerhöchst ihrer Privatchatoulle flüssig gemacht werde."

„Welche große Gnade, welch eine Wohlthat für mein armes Kind! Gott segne den edlen Fürsten und vergelte es ihm reichlich, was er an mir

Digitized by Google

Armen gethan hat. Wie soll ich Sr. Majestät, wie kann ich Ihnen jemals danken, daß —"

„Danken Sie dem hochherzigen Fürsten, welcher, selbst so unglücklich, doch immer nur an das Wohl seiner Unterthanen denkt, indem Sie ihn in Ihr Gebet einschließen. Für die Freude, Ihnen diese Mittheilung machen zu können, bedarf es mir gegenüber wahrlich keines Dankes. Herr Hallberg hier wird die Güte haben, alle Ihre Angelegenheiten zu ordnen, — und nun leben Sie wohl, gnädige Frau, und halten Sie sich meiner herzlichen Theilnahme versichert." — Und die Dame bis zur Thüre begleitend, fügte er halblaut hinzu: „Wenn es Ihnen paßt, würde es meine Frau sehr freuen, Sie heute bei uns zu Tische zu sehen. Unsere Eßstunde ist sieben Uhr."

Hierauf folgten drei dem niederen Handwerkerstande angehörende Männer.

Man sah es diesen hohen, kräftigen Gestalten an, daß auch sie den schweren Kampf ums Dasein kämpften. Wie sich aber in ihren bleichen Zügen die Noth abspiegelte, so erkannte man dennoch, daß mehr das Hervortreten ihrer schüchternen Befangenheit, als das Drückende ihrer Lage ihrer äußeren Erscheinung Eintrag that.

Diese drei martialischen Gestalten waren nach ihrer Entlassung aus dem aufgelösten Heere ihrem Berufe als Handwerker wieder nachgegangen, doch hatten auch sie ihrer Meinung nach so Manches von der eingetretenen Wendung der Dinge und den daraus entspringenden Maßregeln, die sich dem Auge des niederen Volkes leicht als Plackereien darstellen, zu leiden. — Das neue Landwehrsystem hatte sie zum Wanderstabe greifen lassen, heimlich hatten sie die Grenze passirt und hofften nun in der großen Weltstadt hier Arbeit zu finden. Ein glücklicher Zufall ließ sie in einem kleinen Wirthshause einen Landsmann treffen. Die Muttersprache bildet aber in der Fremde ein Band, welches rasch zusammenführt — von da bis zu dem Winke, sich an den Regierungsrath zu wenden, war nur ein Schritt. Sie hatten gleich jedem Andern, ob würdig oder nicht, von diesem fünf Thaler erhalten, hatten sich einige Tage in der Küche Medings gütlich gethan, und nachdem ihre Papiere und Antecedenzien sich in Ordnung und als gut erwiesen, war es ein Leichtes gewesen, ihnen Arbeit und durch sie die Hauptsache, ein ehrlich verdientes Brod zu verschaffen.

Heute nun waren sie gekommen, ihren Dank abzustatten, und Meding hatte sie freundlich aufgenommen.

„Es freut mich", sagte er schließlich, als er sie verabschiedete, „daß ich drei so wackeren Männern nützlich sein konnte, aber den eigentlichen Dank schulden Sie Sr. Majestät, unserem unglücklichen, allergnädigsten Herrn. Leben Sie wohl, es soll mich immer freuen, zu hören, daß es Ihnen gut geht; vergessen Sie aber nicht, daß wir auf Sie rechnen, wenn es gilt, Sr. Majestät wieder zu allerhöchst Ihren Rechten zu verhelfen."

Und noch einmal öffnete der Bediente die Flügelthür, um mit einem eigenthümlichen Blicke einen kleinen Herrn von unansehnlichem und zugleich wenig vertrauenerweckendem Aeußern einzulassen.

Er war schon von ziemlich vorgerücktem Alter mit fast weißem, kurz geschorenem Haar und einem Vollbart — eine eigenthümliche, halb an Genialität, halb an Narrheit streifende Erscheinung; — und wie er sich jetzt tief vor dem mächtigen Regierungsrathe krümmte und wie seine Kleidung von so manchem Schicksalswechsel Zeugniß ablegte, so sah man es ihm auch an,

Digitized by Google

daß er — den die Sturm- und Drangperiode des Jahres 1848 in verhältnißmäßig glücklicher Lage getroffen und mit sich fortgerissen — seitdem im Umschwung des Glückes und der allgemeinen Gesinnungen manchen schweren Schlag erlitten und so manche Täuschung erlebt haben mochte.

Er war der Sohn eines braven Predigers aus dem nördlichen Deutschland und hatte in Halle studirt, als ihn, wie so viele seiner Comilitonen, das Jahr 1848 aus seiner Carrière riß. Seine gesellschaftliche Stellung wurde dadurch nicht verbessert und das Verhältniß zu seinem alten Vater arg getrübt, weil er persönlich an ein paar bekannten Aufstandsversuchen Theil nahm. Dann weilte er lange Zeit als Flüchtling in der Schweiz und träumte, wie so Viele vor ihm, von großen Erfolgen in der Publizistik. Enttäuschung folgte auf Enttäuschung — der Vater starb — die letzte sichere Hülfsquelle versiegte.

Es folgten Jahre unerforschten Elends. Er war nicht energisch genug, dem Aeußersten zu trotzen; das Gespenst der Noth schreckte ihn — seine Gesinnung wankte. Er wurde ein Lohnschreiber der Publizistik — seine Feder gehörte dem Meistbietenden. Das Leben war gerettet — aber um welchen Preis! — —

Auch heute sehen wir Adolf Deker auf einem seiner Geschäftsgänge, wie er selbst mit edelm Pathos sagte. Er war schon ein alter Bekannter unseres Regierungsrathes, welchem er oft seine Pläne von einer Verbindung der Demokratie mit der Emigration entwickelt, mit dessen Kindern er oft stundenlang gespielt und wofür er sich dann in der Bedientenstube ehrlich satt gegessen hatte.

Meding erschrak daher auch keineswegs, als der Republikaner, für welchen er sich jetzt gab, aus den Tiefen seiner weiten Brusttasche ein etwas voluminöses Manuscript hervorzog und mit demselben, wie in der Ballade Möros mit dem Dolch im Gewande, den armen Regierungsrath bedrohte. Es war dies zum Mindesten die zehnte Bearbeitung des stehenden Themas: „Ueber ein Zusammengehen der Demokratie mit den vom deutschen Cäsarismus bedrohten Elementen".

Seiner Pflicht eingedenk, nahm Meding denn auch diese Elucubration eines halbverschrobenen Gehirnes freundlich lächelnd entgegen, während er dem Literaten nur im Vorübergehen bemerkte, daß er fürchten müsse, im Archive seines Fürsten eine Ueberschwemmung herbeizuführen, wenn er diese Fluth von englischen, französischen und deutschen Schriften aus der Feder aller Derjenigen einsenden wollte, welche sich dem Interesse Sr. Majestät so ergeben zeigten.

„Sie gestatten mir daher wohl", schloß der Regierungsrath seinen Satz, „daß ich Ihre Schrift vorher durchsehe und dieselbe, wenn sie neue Argumente enthält, erst dann zur allerhöchsten Kenntnißnahme einschicke!"

„Herr Regierungsrath", entgegnete der an solche Höflichkeiten nicht sehr gewöhnte Republikaner, „sind stets so wohlwollend, daß ich nur meinen tiefgefühlten Dank aussprechen kann. Ich bin fest überzeugt, daß —"

„Lassen wir das jetzt, lieber Doctor, und gehen wir auf das Reelle über. Es versteht sich von selbst, daß Sie ein Honorar beanspruchen."

Eine verlegen-dreiste leichte Verbeugung des einstigen Ultrademokraten bestätigte, was der Scharfblick Medings vermuthet hatte.

„Ich kann selbstverständlich", fuhr dieser fort, „darüber nicht eher eine Entscheidung treffen, bis ich Gelegenheit gefunden, den Aufsatz zu prüfen.

Digitized by Google

Die Schrift ist lang — mindestens zehn Bogen, wie mir scheint. Damit Sie aber vorläufig meinen guten Willen sehen, werde ich —"

„O Excellenz sind zu gnädig!"

„Regierungsrath! Hören Sie? nur einfacher Regierungsrath! — Ich werde also, natürlich nur vorläufig, Ihre Kosten decken", fuhr der unterbrochene Rath fort, „und bitte Sie daher, diese zwei Napoleondor's freundlich anzunehmen."

„Herr Regierungsrath!" rief der Penny a liner freudestrahlend aus — „Sie sind ein edler Mann, ein würdiger Vertreter Ihres Fürsten."

„Ei, ei, lieber Doctor! Sie schmeicheln, und das paßt nicht für einen Helden aus dem Jahre 1848, der jetzt noch für seine Ueberzeugung darbt und leidet", bemerkte Meding spöttelnd, setzte aber sogleich begütigend hinzu: „Es ist gut, daß nur wir Zwei hier, die wir Sie kennen, Sie allein hörten und daß wir wissen, Ihr dankbares Herz habe gesprochen. Doch nun Adieu, lieber Doctor, Sie haben sich lange nicht mehr bei meinen Kindern sehen lassen. Herr von Lehmann — Sie wissen, unser früherer Hofschauspieler — ist viel aufmerksamer."

„Die Arbeit — die Arbeit!" entschuldigte sich im Fortgehen der verschämte Bittsteller.

Meding sank erschöpft in einen Fauteuil.

„Lieber Hallberg", sagte er mit fast kläglicher Stimme, „es ist die höchste Zeit, daß wir den guten Doctor bald als ständigen Mitarbeiter bei irgend einer befreundeten Redaction anbringen. Alle vier Wochen zehn Bogen, das ist zu viel!" und ein lauter Seufzer folgte diesem Ausrufe.

Der Kanzler lächelte still vor sich hin — es trat eine Pause ein, die ein Diener mit der Meldung unterbrach, daß es zwölf Uhr sei und der Herr Regierungsrath für diese Stunde das Coupé bestellt habe.

„Lassen Sie schnell das Frühstück serviren, ich komme sogleich in den Speisesalon hinüber", lautete der Befehl für den abgehenden Diener.

„Ich verlasse Sie auf eine Stunde", sagte nun Meding, indem er sich von seinem Sitze erhob, zu seinem Kanzleichef gewendet. „Lassen Sie sich nicht mehr stören. Unsere Correspondenz muß noch heute mit dem Abendcourierzuge nach Brüssel. Heidemann soll die Depesche an Professor Peperry dort persönlich übergeben. Wenn es Ihnen möglich, so schließen Sie Trépassé's Rechnungen revidirt bei; es liegt mir sehr viel daran. Da der Zahlmeister Dr. Knypp Alles zu hoch angesetzt findet, so mag er sich also selbst überzeugen, — sonst wird meine Stellung unhaltbar. Ich schreibe noch heute unserem Minister selbst darüber und werde den Brief Ihrem Packete beilegen."

In ernster Stimmung und mit gesenktem Haupte verließ der Regierungsrath das Arbeitszimmer.

Er hatte seit einiger Zeit viel Unglück gehabt und eine gewisse Unsicherheit über seine eigene Lage ließ ihn oft nachdenklich erscheinen.

Fünftes Kapitel.

Ein Traum.

Die Pläne und Entwürfe, welche den Regierungsrath in die große Weltstadt geführt hatten, sollten nunmehr rasch ihrer Erfüllung entgegen-

Digitized by Google

reifen. Die Situation schien zu einer Entwickelung zu drängen — die Throncandidatur in Spanien die Entscheidung herbeizuführen.

Und dennoch konnte Meding der Dinge, die da kommen sollten, sich nicht recht erfreuen — jener Ereignisse, welche er zwar nicht hervorgerufen, zu deren mosaikartiger Gestaltung er aber geduldig Stein um Stein gesammelt, zu deren endlichen Durchbruch seine stets rastlosen Bemühungen wohl ihren guten Theil beigetragen hatten, nicht recht froh werden.

Allein es war nicht bloß für die gesammte Emigration, sondern fast noch mehr für ihn persönlich eine schwere Zeit herangekommen! Seine eigene Stellung war von seinen heimlichen Gegnern langsam, aber um so sicherer untergraben worden. Seine vielfältigen Klagen, nicht genügend mit den zur Vertretung seines Fürsten erforderlichen Mitteln ausgestattet zu sein, hatten die Geduld des Ministers sowie seines Organes, des neuen Zahlmeisters, endlich erschöpft. Der Fürst wurde allmälig aufgebracht über die offenbaren Mißerfolge seines Vertreters, und den geheimen Feinden Medings gelang es endlich — nachdem dieser in Meaux, bei Gelegenheit einer Taufhandlung im Namen des Fürsten zu offen auf den Abschluß einer Alliance hingedeutet, zu dem es nicht gekommen war — ihm in der Person des Baron Malortie gleichsam einen Mentor an die Seite zu stellen. Mit den ausbleibenden größeren Dotationen trat aber an Meding die Nothwendigkeit heran, seinen eigenen, auf eine größere Repräsentation eingerichteten Haushalt mehr und mehr einzuschränken und fast alle zu seiner Verfügung gestellten Gelder nur den Intentionen des Fürsten gemäß zu verwenden.

Ernste Sorgen waren damit über ihn hereingebrochen.

Ein letzter Entschluß war in ihm gereift und mit überzeugender Klarheit hatte er in einem directen Schreiben dem Fürsten die Situation geschildert, die daraus hervorgehenden Consequenzen deutlich präcisirt und schließlich die Einstellung seiner Thätigkeit als unabweisbar bezeichnet, wenn die Gnade des Fürsten, jetzt im Augenblicke der Entscheidung, seinen Anschauungen nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen wollte.

Dieses Actenstück war, wie Meding wußte, nun schon seit acht Tagen dem Fürsten vorgelesen worden — allein dessen Erledigung ließ noch immer auf sich warten, während Herr von Malortie sich immer mehr und mehr in den Vordergrund drängte.

Meding, der den Ernst der politischen Lage mit sicherem Blicke erkannt hatte, arbeitete in diesen Tagen erwartungsvoller Spannung unermüdlich weiter.

So finden wir den Regierungsrath auch heute, lange nach Mitternacht, in seinem Arbeitszimmer, eifrig mit der Abfassung dringlicher Berichte beschäftigt. Seine Züge sind ernst, die bleiche sorgenvolle Stirn ist gerunzelt, die Cigarre in seinem Munde längst erloschen, ohne daß er sich dessen bewußt zu sein scheint; — all sein Sinnen ist nur der Erfüllung seiner Pflicht zugewandt. Gleichwohl will es ihm nicht gelingen, den geistigen Blick von der Betrachtung über das Gefahrvolle seiner eigenen Lage abzuziehen, die er zwar nicht selbst verschuldet, deren Entscheidung er aber durch sein Schreiben an den Fürsten beschleunigt hatte. Ernste Zweifel und Besorgnisse über die Zweckmäßigkeit dieses Schrittes steigen in ihm auf — da stockt die bisher rasch über das Papier eilende Feder und zeitweise wendet sich sein Blick in Gedanken vertieft nach aufwärts. — Die Abspannung seiner Nerven wird immer mehr sichtlicher — endlich sinkt er erschöpft in den Lehnstuhl zurück,

Digitized by Google

die ermatteten Augen schließen sich, die noch nicht eingetrocknete Feder entgleitet den erschlaffenden Fingern.

Da erscheint ein Diener mit einer telegraphischen Depesche, der den Ermüdeten aufschreckt. Eine freudige, bedeutungsvolle Nachricht läßt ihn alles Uebrige vergessen. Die schwere Wolke, welche so lange über dem Haupte seines Monarchen gelagert, hatte sich zertheilt — ein fürstliches Wort hatte zur Entscheidung durch die Waffen geführt; der Monarch, bei welchem Meding accreditirt war, hatte sich gleichzeitig offen zu Gunsten des Vertriebenen ausgesprochen. Mächtige Heersäulen bewegten sich gegen die Grenzen des von dem gemeinsamen Feinde beherrschten Gebietes. Ein Aufruf des Fürsten berief alle Getreuen des angestammten Landes unter die Fahnen, um sich als Hülfscorps an die Seite des Alliirten zu stellen. Meding erhielt den Befehl, sich ungesäumt in das große Hauptquartier zu begeben und dort als Regierungscommissär die Interessen seines Fürsten zu wahren.

Die Abreise war erfolgt, mehrfach stießen die Heere der Kriegführenden heftig aufeinander — glänzende Siege waren erkämpft — jetzt standen die Verbündeten vor den Mauern jener Stadt, die der Fürst mit seinem Gefolge vor nunmehr vier Jahren nächtlicher Weile verlassen hatte. Die Thore der einstigen Hauptstadt des Landes öffneten sich dem Regenten, der nun wiederkehrte, um den Einzug in das Haus seiner Väter zu halten.

Die Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten die ausgedehnten Reihen der aufgerichteten weißen Zelte des großen Heerlagers, in welchem sich frisches Leben regte, und erheiterte die Stirn all der Krieger, die in dem anbrechenden Tage das Ende so vieler Mühen, den Lohn ihrer Treue erblickten.

Auch Meding sah mit dem Gefühle treu erfüllter Pflicht dem kommenden Morgen entgegen, doch war für ihn an Ruhe noch nicht zu denken, selbst als schon lange wieder ringsumher lautlose Stille herrschte. So wie einst in jener Nacht in seinem Arbeitszimmer in der Weltstadt, so saß er auch heute in seinem Zelte über seine Arbeiten gebeugt, zu welchem ihm die treue Freundin, seine Studirlampe, Licht spendete.

Die von ihm vertretene Politik hatte gesiegt, das Bewußtsein, sich sagen zu können, wieviel er zu den großen Erfolgen beigetragen, erfüllte seinen Geist mit stolzer Freude — war ihm der reichste Lohn für alle Mühen! —

Das Tageslicht eines schönen, sonnigen Morgens beleuchtete das krankhaft zuckende Antlitz des Schläfers.

Eine zarte Hand legte sich auf seine Schulter und eine sanfte Stimme, an welcher er seine Gattin erkannte, weckte ihn mit liebevollem Vorwurfe aus schweren Träumen.

Erstaunt blickte der Regierungsrath um sich her — grausam malte sich die Enttäuschung in seinen Zügen, als er erkannte, daß er sich immer noch in seinem Arbeitszimmer in Paris befand.

„Lieber Freund", sagte seine Frau, ihn besorgt betrachtend, „Du hast nun wieder eine Nacht Deiner Pflicht gegen den Fürsten geopfert, durch Untergrabung Deiner Gesundheit aber Deine Pflichten gegen uns vernachlässigt."

„Mein Gott, Elise! Was ist geschehen? War das Alles nur ein böser Traum?"

„Ich weiß nur, daß es schon acht Uhr Morgens ist, daß wir Dich beim Frühstück vergebens erwarteten, daß Deine Lampe noch brennt — Du kalt

Digitized by Google

und erstarrt bist, weil Du anstatt zu Bett zu gehen, wieder einmal zu lange hier gearbeitet hast. — Das kann und darf nicht so fort gehen! Nun aber ermuntere Dich und lies diesen Brief des Ministers, welcher soeben abgegeben wurde. Baron Adelebsen ist mit dem Frühzuge angekommen, schickte ihn hierher und wird um neun Uhr Dich besuchen."

„Der Flügeladjutant?" fragte Meding verwirrt.

„Allerdings. Aber lies nur erst, was man Dir schreibt."

Mit zitternder Hand entsiegelte Meding die Depesche des Ministers, eine Leichenblässe überzog plötzlich die von der Nachtwache ohnehin entfärbten Wangen Medings. Stumm reichte er der Gattin das verhängnißvolle Blatt hin.

Es war seine Entlassung und der kurze Befehl, nach Uebergabe aller Geschäfte an Baron Adelebsen seinen Aufenthalt in Luzern zu nehmen.

„O wie schön", sagte Meding mit einem trüben Lächeln auf seine Frau blickend, „war mein Traum. Warum mußtest Du mich wecken!" —

Es war der 10. Mai des Jahres 1870.

Elster und Wippern sind verschollen. — Meding ist von geträumter Höhe herabgestürzt und ein Sensationsromancier à la Ratcliffe Gödsche geworden. Sein Traum sollte sich nicht erfüllen!

Der ungerechtfertigten Kriegserklärung folgten keine fränkischen Triumphe — die siegreichen Banner Deutschlands warfen vielmehr in den Staub, was verderblicher Uebermuth ihnen entgegen zu stellen gewagt hatte.

Ein Kaiserreich war gefallen — in seinem Sturze begrub es auch die Hoffnung auf die Restauration des entthronten, unglücklichen Fürsten.

Digitized by Google

Professors Antigardinenpredigten.

Von **Ernst Eckstein.**

I.

Als er in Abwesenheit seiner Gattin ein hübsches Dienstmädchen gemiethet hatte.

Thekla! Ehegespons! Laß ab vom schnöden Gezänke,
Das wie kymmerischer Dunst rings mir die Lüfte beklemmt!
Hör' es zum zwanzigsten Mal: Du irrst, o Genossin des Torus!
Unsinn ist der Verdacht, den Du im Busen genährt!
Nicht in erotischer Gluth, vom Sohn Kytherens geblendet,
Nur als Aesthetiker traf keusch ich die sinnige Wahl.
Sieh', für edle Gemüther ist Schönheit höchstes Bedürfniß,
Während der niedere Sinn leicht sich am Rohen erbaut.
Denkst Du, es gelte mir gleich, wenn stets in die Fülle des Großen,
Das mir die Seele bewegt, grinsend die Fratze sich drängt,
Wie sie Karline besaß, die entsetzliche, blöde ancilla,
Die mit dem Blatterngesicht schielende Augen verband?
Trau'n, wie ein heulender Sturm, der die herbstlich schwellende Saat knickt,
Fegte Karline mir stets alle Gedanken hinweg.
Aber ein blühendes Kind, umstrahlt vom Schimmer der Charis,
Küßt wie ein sonniger Strahl tausend Ideen uns auf;
Heiterer fächelt die Luft, und ein Zug hellenischer Reinheit
Weht wie vom Geiste Homer's fromm durch das stille Gemach.
Wärst Du zu Hause gewesen, so hätt' ich in flüsternder Rede:
„Miethe das Mädchen!" gesagt, wie es dem Gatten gebührt.
Doch Du vergnügtest Dich fern bei der Hofrathswittwe im Kränzchen —
Drum als erprobter Gemal wog ich den raschen Entschluß.
Denke die Lage Dir nur: Ganz plötzlich klingelt die Schelle;
Jäh aus dem Traume geschreckt, fahr' ich vom Sessel empor,
Eile zu öffnen, und sieh! mit anmuthsvoller Geberde,
Züchtig die Blicke gesenkt, tritt das entzückende Kind
Zögernd herein und empfiehlt sich verschämt als „Mädchen für Alles",
Während die Rechte das Buch scheu zur Lectüre mir beut.
Sorgsam las ich es durch, und ich fand manch treffliches Zeugniß:
„Fleißig und ehrlich und brav" hieß es auf Pagina drei . . .
Freilich, es klagte da Einer, die niedliche Dirne sei naschhaft, —
Aber, beim ewigen Zeus, wäre die Sünde so groß?
Selbst ja nasch' ich begeistert am Thaukelch attischer Weisheit,
Während mein redliches Weib deutsche Novellen benascht.
Ja, noch gestern erstandest bei Koch Du Buttergebacknes,
Das Du mit vielem Genuß flott aus der Tasche verzehrt.
Naschen ist Menschengeschick: schon Eva naschte den Apfel;
Leicht drum schien der Verstoß; und so vergab ich ihn leicht.

Digitized by Google

„Schwatzhaft" rügte ein Zweiter; „vergeßlich" klagte ein Dritter,
Während ein Vierter das Kind schier als Kokette verschrie,
„Eitel" sie nannte und Hang zu Luxuskleidern ihr zuschrieb,
Wie sie der schlichtere Sinn dienenden Mädchen verwehrt.
Leichtlich hätte ein Mann, vom Eindruck solchen Gewäsches
Peinvoll niedergedrückt, rasch ihr den Rücken gekehrt —
Nicht so ich: dem besonnenen Blick enthüllte der Kern sich,
Und ich erkannte den Werth dieser vortrefflichen Maid.
„Schwatzhaft", raunte ich still . . . Mich grämt's nicht, kleine Therese:
Hat doch mein keusches Gemal längst mich ans Schwatzen gewöhnt.
Ob Du beim Kochen mir schwatzest, ob stumm Du die Speisen bereitest,
Mir sei Beides genehm, wenn nur die Suppe geräth.
„Aber vergeßlich!" rufst Du, o Thekla, „aber vergeßlich!"
Wirklich? Prüfe Dich selbst! Wäre Vergessen so schlimm?
Reiche Gemüther vergessen. Im Meere verlieret ein Strom sich,
Während das kleine Gefäß ängstlich den Tropfen bewahrt.
Meinst Du, es habe sich Plato, der göttliche Forscher, entsonnen,
Was ihm des Tages zuvor irgend ein Lasse gesagt?
Ja, ich behaupte noch mehr — durch Facta will ich's belegen:
Rasches Vergessen beweist immer ein christliches Herz.
Fromme Naturen vergessen das Weh der erlittenen Unbill,
Während gehässiger Sinn lang die Erinnerung wahrt.
Schickst Du Theresen zu Markte, so gieb die Befehle ihr schriftlich:
Schreiben erleuchtet den Geist, Schreiben erzieht den Geschmack,
Uebt in der Orthographie, und befestet Grammatik und Satzbau:
Mündlich mangelt dem Stil oft der rhetorische Schwung.
Nur zum Heile gereicht, wie Du siehst, der verzeihliche Fehl Dir,
Den ich als Göttergeschenk drum zu begrüßen geneigt.
Vollends dünkte mir plump der zelotisch-kindische Vorwurf,
„Eitel" zu sein, und ich sah schleunig darüber hinweg.
Läppische Tautologie, ein Mägdlein eitel zu nennen:
Salomo hat ja bereits „Alles ist eitel!" gesagt.
Soll dies knospende Wesen, im Lenz der beglückenden Jugend,
Nicht an dem eigenen Reiz hoffend die Seele erfreun?
Soll sie den Putz nicht lieben? da selbst die olympische Venus
Perlen und Edelgestein gern in die Haare verwob,
Ach, und den Schönheitsgürtel, den magischen, welcher mit Sehnsucht
Götter und Menschen erfüllt, hold um die Hüften gelegt?
Thekla, bleibe gerecht, und vergiß den gewaltigen Zopf nicht,
Den Du im vorigen Herbst drüben bei Lerse geholt!
Denke des schimmernden Zahns, da rechts in der häßlichen Lücke:
Weil Du den echten verlorst, hast Du den falschen erborgt.
Traun, und der mächtige Cul, aus Roßhaarwülsten gefertigt,
Der zum titanischen Bausch hinten die Robe Dir bläht, —
Soll er verhäßlichen, sprich? Auch Du bist eitel, o Thekla,
Eitel im ethischen Sinn, eitel wie jedes Geschöpf!
Kurz, es bedünkte mich gut und den Daseinszwecken entsprechend,
Wenn ich das Blumengesicht schleunig zur Sclavin gewann:
Die mir das Mal berrichte und sorgend das Lager bereite,
Wenn von des Tagwerks Last müde die Stirne mir sinkt;

Digitized by Google

Die mit beflügelter Bürste die Stadtsandalen mir wichse,
Welche des niederen Volks Rede „die Stiefel" benennt;
Die mir in heiliger Frühe die Zeitung bringe zum Lager,
Oder die Monatsschrift classischer Philologie;
Die mir durch artigen Gruß den ermatteten Busen erfrische,
Wenn sich der Alltagsstaub dumpf auf die Seele mir senkt;
Die mich an Hellas gemahne, an Zeus' blauäugige Tochter,
An das heroische Volk, an die olympische Zeit.
Deßhalb spendete flink ich des Aufgelds klingenden Thaler;
„Schaffe nur", sprach ich gerührt, „Koffer und Kiste herein!
Ehe die Sonne versinkt an der steil aufragenden Bergwand,
Kehrt mir die Theure zurück, die ich zur Gattin erkor . . .
Sorge, daß Alles geordnet ihr kritisches Auge erfreue,
Wenn die Gebieterin itzt forschend die Laren begrüßt.
Hier dies Zimmer ist Deines: Gepackt schon hat die Karline;
Jäh, wie der Löwe das Schaf, scheuch' ich die Bettel davon!"
Also geschah's. Du kehrtest zurück und Du fandest Theresen,
Traulich im blinkenden Nest, während das Blatterngesicht
Längst von dannen geeilt, in der Tasche die fällige Löhnung . . .
Jedes vernünftige Weib fände die Sache charmant;
Spräche gerührt: „Mein Freund, o wie dank' ich's Deiner Gewandtheit,
Die mir des Hausfrauthums schwierigste Frage gelöst!"
Doch statt dessen bestürmt Dein Wahn mit schnödem Geschwätz mich,
Faselt von blöder Moral, dudelt von Treue und Pflicht,
Schiebt mir Gedanken ins Herze, die nie mein Busen gezeitigt,
Dichtet verborgene Gluth schnöder Gelüste mir an!
Schäme Dich, thörichtes Weib, so bitter den Gatten zu kränken,
Der sich in stoischem Ernst früh der Askese befliß!
Soll Dein herbes Gekeife die Wahrheit wieder verdunkeln?
Willst Du das nächtliche Mahl würzen mit Jammergeheul?
Ach, schon salzig genug winkt dort der gesalzene Häring:
Salzige Thränen dazu wäre des Salzes zuviel.
Komm' und entsage dem Groll und der boshaft wühlenden Skepsis:
Freu' Dich der rüstigen Magd, die uns Fortuna geschenkt!
Nicht aus erotischem Trieb — noch einmal sei es beschworen —
Nur als Aesthetiker traf keusch ich die sinnige Wahl!

II.

Als seine Gattin ein Bild anstößig fand, mit welchem er sein Studirzimmer geschmückt hatte.

Wie? Dieses Bild, das echter Kunstgeschmack
Hier aufgehängt, erregt Dir Aergerniß,
Weil kein Gewand den schönen Leib umfluthet?
Nein, Thekla, nein, was diesen Punkt betrifft,
Wird nie mein frei'res Urtheil sich verändern.
Die Nacktheit ist das heil'ge Recht der Kunst,

Digitized by Google

Und nur des Pöbels mangelhafte Bildung
Nennt sittenlos, was rein und göttlich ist.

Zum alten Hellas wende doch die Blicke . . .
Wie schritt die keusche Jungfrau durch Athen?
Nur halb verhüllt, und wenn die schlanken Glieder
Sich beugten, ward der ganze Zauber bloß,
Mit dem Natur sie liebend ausgestattet:
Der Marmorleib, der Alabasterbusen,
Das edle Bein, aus lichtem Schnee geformt . . .
Du freilich, Thekla, — ja, die Götter wissen's —
Du wandelst besser im geschloss'nen Wamms,
In Schleppgewändern, reich an dunklen Falten;
Ich danke Zeus, daß wir nicht Griechen sind . . .
Denn wo die Brust der goldnen Aphrodite
Sich wonnig hebt . . . Ich schweige schon, ich schweige!

Doch deshalb, Thekla, schmähe nicht das Einst,
Und nicht die Kunst, die sich am Einst begeistert!
Hast Du von Sparta's Mädchen nie gehört?
Dort rang die Jungfrau nackend mit der Jungfrau,
Ein Schürzchen nur, ein leichtes, um die Lenden.
Es war, als ob Diana mit den Nymphen
Im stillen Hain am Tummeln sich erfreue!
Und sieh, im Cirkel feierlich geschaart,
Saß rings der Bürger andachtsvolle Menge . . .
Nicht nur die Alten, deren kühl'res Blut
Dem Liebreiz trotzte; auch die Jugend schaute
Der holden Kinder engverschlungnes Spiel.

Ja, mehr noch — ob Du zweifelst oder nicht —
Das Factum, Thekla, wirst Du nicht vertilgen:
In Chios — kennst Du Chios? — Nein, Du kennst
Nur Eingemachtes und zerriss'ne Strümpfe —
In Chios . . . dicht vor Asiens schöner Küste,
Bei Smyrna liegt die heit're Wunderinsel,
Die weinberühmte — hast Du selber nicht
Bei Schulzen's neulich Chierwein getrunken? —
Im stolzen Chios ließ man ungescheut
Die nackte Jungfrau ringen mit dem Jüngling,
Und wer's gewahrte, fand es schön und gut!

Du freilich wärst, so rüstig Dein Gemüth,
Für solchen Kampf vom Schicksal nicht gewappnet,
Und jeder Jüngling gäbe sich besiegt,
Noch eh' der Herold in das Horn gestoßen . . .

Nein, Thekla, sittlich waren jene Mägdlein,
Nicht feil und frech . . . Und auch die Männer waren's!
Wie? oder meinst Du, classisch sei identisch
Mit cynisch? Thekla, Kind, Du blasphemirst!

Sprich, hast von Zeuxis niemals Du vernommen?

Digitized by Google

Nein! Zeuxis fährt ja Zwiebeln nicht herum,
Bei Zeuxis giebt's Manschetten nicht zu kaufen . . .
Was habt Ihr in der Schule denn getrieben?
Geh'! Ford're doch Dein theures Geld zurück!
Ein Maler war der unbekannte Zeuxis,
Ein Götterſohn! Und da er einſt gewillt,
Die vielbeſung'ne Helena zu malen,
Da ſagte Kroton's edler Magiſtrat:
„Nimm aus der Schaar der freigebornen Mädchen
Die ſchönſten fünf, und laß die nackten Dir
Modelle ſein zur ſchönen Helena,
Auf daß Dein Kunſtwerk makellos gedeihe!"

Dich, Thekla, freilich hätt' er nicht gewählt,
Denn Parzen pflegte Zeuxis nicht zu pinſeln . . .

Nein, Thekla! jeder Aufſchwung des Gemüths
Zum Hellenismus, zur befreiten Höhe
Des Ideals, er ſcheint Dir abzugeh'n.
Bedenke doch, es kannten ſelbſt die Götter,
Die Götter nicht, was, feig erröthend, Du —
O, plumper Ausdruck! — Zucht und Scham betitelſt.
Nicht nur der Kypris reizumblühter Leib,
Nein, auch Minerva's tugendſtrenge Anmuth
Entblößte ſich dem Blick des ſchönen Paris,
Der, hoch entzückt, den gold'nen Apfel wog.

Und Du, ein ſchwaches, ſtaubgeformtes Weib,
Du, Thekla, die geborne Tepelmann
Aus Preußiſch-Eylau, wagſt profan zu nennen,
Was einſt der Hera lobenswerth erſchien?
Geh', Thekla, nimm den Bügelſtahl zur Hand,
Und plätte Dir die friſchgewaſchnen Hemden,
Der deutſchen Tugend Hülſel und Symbol!
Stopf' Dir die Binden, Thekla, und die Hoſen,
Und drill' Dir neues Fiſchbein ins Corſet!
Das ziemt dem Weib, das meinem Adlerflug
Nicht folgen kann, der dunklen Sperlingsſeele,
Die nur der Proſa Alltagskörner pickt.
Laß mich allein im ſtillen Heiligthume!
Verſchwiſt're mit der deutſchen Tugend Dich:
Ich aber geh' vergnügt zu meinen Göttern . . . !

Digitized by Google

Farbenästhetik.

Von **H. Beta.**

II.

Der gleichzeitige Contrast.

Um richtig zu sehen und Farben in ihren schönen und häßlichen Wechselwirkungen sicher beurtheilen und danach wählen und zusammenstellen zu lernen, muß man sich zunächst von den Ausdrücken: Ergänzungsfarben, Farbencontraste, Farbentöne, Farbenschattirungen, Harmonie u. s. w. klare Vorstellungen bilden.

Nachdem das Wesen der Ergänzungsfarben dargestellt worden ist, gilt es, von dem noch wichtigeren des *Contrastes* eine richtige Vorstellung zu begründen.

Je zwei Farben unmittelbar nebeneinander erscheinen dem Auge möglichst ungleich, besonders an ihren Berührungspuncten. Diese Erscheinung nennt man den *gleichzeitigen Farbencontrast* zum Unterschied von dem in der Zeit folgenden, nachherigen oder allmäligen und dem gemischten Contraste.

Zwei Farben oder ein- und dieselbe Farbe in verschiedenen Tönen unmittelbar nebeneinander erscheinen an ihren Berührungspuncten oder überhaupt in nicht zu breiten Flächen nebeneinander möglichst ungleich, d. h. anders, als wenn man jede Farbe allein oder gehörig von einander getrennt sieht. Diese Aenderung für das Auge, dieses Einwirken der beiden sich berührenden Farben nennt man den gleichzeitigen Contrast, der sowohl einen Contrast des Tones oder der Farbe selbst sein kann. Contrast des *Tones* besteht in der dem Auge erscheinenden gesteigerten Kraft oder Intensität der beiden Farben neben einander, Contrast der *Farbe* in der dem Auge erscheinenden Veränderung, die beide Farben selbst auf einander ausüben, so daß sie uns wie wirklich *anders gefärbt*, in eine andere Farbe überschillernd vorkommen.

Um sich selbst von dem Contrast des Farben*tones* einer Farbe zu überzeugen, theile man irgend ein Stück Pappe in zehn bis zwölf gleiche, gradlinige Theile, streiche sie alle gleichförmig mit einer Tusche, lasse das Ganze trocknen und gebe allen Streifen, mit Ausnahme des ersten, einen zweiten Anstrich mit derselben Tusche. Ist dieser trocken, wird das Ganze, mit Ausnahme des ersten und zweiten Streifen, wieder übertuscht. So fahre man fort und überstreiche immer einen Streifen weniger, bis endlich der letzte Streifen noch einen Anstrich mehr bekommt, als alle übrigen. So haben wir zehn bis zwölf gleichfarbige, aber bis zum Zehn- bis Zwölffachen gedunkelte oder getönte Streifen vor uns, nach der einen Seite immer einen dunkler, wie den andern, nach der andern immer heller.

Nach der Art nun, wie wir diese Tonstufen nebeneinander abdunkelten, müßte jeder Streifen als eine *gleichförmige* Fläche erscheinen. Aber man sehe sie sich in einer bestimmten Ferne an, und sie werden wie *cannelirt*, wie

Digitized by Google

gefurcht aussehen, mit Erhebungen und Senkungen. Das kommt daher, daß der je hellere Streifen neben dem dunkleren in seiner angrenzenden Helligkeit bis in die Mitte *herauf*- und von der anderen Seite her durch den noch helleren Nachbar von ihm her bis zur Mitte *herabgestimmt* wird. Dieses Herauf- und Herabstimmen durch bloße Nachbarschaft und Berührung für unser Auge ist der gleichzeitige Contrast des Farbentons. Um diesen zu sehen, kann man auch jede Farbe statt der Tusche nehmen und sie in Streifen immer dunkler abtönen. Interessanter und wichtiger ist der Contrast verschiedener *Farben* in unmittelbarer Berührung. Um sich auch davon durch ein eigenes Experiment zu überzeugen, nehme man zwei Streifen verschieden gefärbten, unsatinirten Papiers von gleicher Breite und Länge und zerschneide jeden wieder in zwei gleiche Hälften und lege sie dann so nebeneinander, daß zwei verschiedenfarbige Streifen sich unmittelbar berühren und die beiden anderen Hälften mit je gleicher Farbe daneben liegen. Sind die verschiedenen Farben möglichst gleich im Ton (also etwa ebenso tiefes Blau als tiefes Gelb u. s. w.) und werden sie einige Secunden fest in einem ruhigen Lichte betrachtet, so erscheinen die beiden inneren Streifen von ihren Berührungslinien an etwas anders gefärbt als die beiden äußeren Streifen, obgleich deren Farben mit denen der je benachbarten Streifen ganz gleich sind.

Das ist Farbencontrast, der durch Berührung zweier verschiedenen Farben optisch, d. h. für das Auge entsteht.

Professor Chevreuil, der berühmte französische Farbenlehrer und Vorsteher der Gobelins-Manufactur, theilt eine Reihe von Beobachtungen mit, die er auf die angegebene Weise über diesen gleichzeitigen Farbencontrast gemacht hat. Danach schillern Roth und Orange nebeneinander in Veilchenblau und Gelb, Roth und Blau in Gelb und Grün, Roth und Indigo in Gelb und Blau, Orange und Gelb in Roth und Hellgrün, Gelb und Grün in Hellorange und Blau, Gelb und Blau in Orange und Indigo, Grün und Blau in Gelb und Indigo, Grün und Indigo in Gelb und Veilchenblau, Grün und Veilchenblau in Gelb und Roth u. s. w.

Daraus ergiebt sich nun das wichtige Gesetz, daß zwei verschiedene Farben nebeneinander sich sowohl im Ton, als in der Farbe selbst für das Auge etwas verändern und zwar so, daß sie durch diese Berührung *möglichst ungleich erscheinen*, durch Einwirkung aufeinander sich nach Kräften einander entgegensetzen, da jede der beiden Farben für das Auge *die* Farbenstrahlen neutralisirt oder unsichtbar macht, die sie mit der anderen gemein hat.

Da diese Aehnlichkeiten in unmittelbarer Berührung von je zwei Farben verloren gehen, müssen diese sich dann auch um so mehr von einander unterscheiden. Dieser Niederschlag der Aehnlichkeiten hebt also den Unterschied desto strenger hervor. Und darin besteht, genauer gesagt, der gleichzeitige Contrast.

Bei diesen Erscheinungen des Contrastes kommt Alles auf die *Ergänzungsfarben* an, deren Wesen wir im vorigen Artikel erklärt haben. Die Veränderungen der sich berührenden Farben sind nämlich genau dieselben, welche sich ergeben, wenn sich mit jeder von beiden Farben die *ergänzende* der sie berührenden Farbe vermischt.

Orange und Roth nebeneinander schillern ins Gelbe und Veilchenblaue, wie erwähnt ward. So verwandelt die Ergänzungsfarbe des Rothen, Grün, dem Orangenen beigemischt, dasselbe in einen gelblichen Schimmer, und Blau, Ergänzungsfarbe des Orangenen, giebt, gemischt Roth, einen veilchenblauen

Digitized by Google

oder amaranthenen Schein im Rothen. Roth und Gelb spielen nebeneinander ins Veilchenblaue und Grüne. So giebt auch Gelb mit Roth gemischt einen grünen Schein, weil Grün Ergänzung des Rothen ist, und Roth sticht, in Verbindung mit Indigo, Ergänzung des Gelben, ins Veilchenblaue. Indigo und Gelb ergänzen einander. Deshalb spielt Roth, mit Indigo gemischt, in's Orangegelbe, und Grün, Ergänzung des Rothen, hebt Indigo in's Blaue.

Wie Roth und Veilchenblau nebeneinander ins Gelbe und Indigofarbige spielen, so zieht auch das Gelbe (Ergänzung des Veilchenblau) das Rothe durch Beimischung ins Orangene.

Orange und Grün nebeneinander schimmern ins Hellrothe und Blaue. Letzteres, Ergänzungsfarbe des Orangenen, giebt, dem Grünen beigemischt, in diesem Grün einen bläulichen oder weniger gelben Schein, als dem Grün allein eigen ist. So wird auch Orange durch Roth, die Ergänzung des Grünen, weniger gelb oder glänzend hellroth.

Gelb und Blau werden durch gleichzeitigen Contrast nebeneinander orange- und indigofarbig. So wird auch Indigo Ergänzung des Gelben, dem Blau beigefügt, Veilchenblau ergänzt das pommeranzenfarbige Gelb. Deshalb wird auch Gelb, dem Blauen beigefügt, pommeranzenfarbig.

Grün neben Blau schimmert ins Gelbe und Indigofarbige. Grün ist Ergänzung des Rothen, und das Rothe, Ergänzung des Grünen, sticht mit Blau ins Indigofarbige. Orange, Ergänzung des Blauen, schimmert, dem Grünen beigemischt, mit diesem ins Gelbe.

Das sind einige Beispiele von Wechselwirkungen der Ergänzungsfarben und der gleichzeitigen Contraste, die sich natürlich leicht vermehren lassen und uns in mancherlei bestimmten Verhältnissen des praktischen Lebens und seiner Verschönerung wieder begegnen werden. Zunächst haben wir an dem Gesetze genug, daß die Farben nebeneinander sich durch gleichzeitigen Contrast, durch Wirkung der Ergänzungsfarben im Auge gegenseitig läutern, durcheinander verschiedener und lebhafter werden.

Da nun Farben in allen möglichen Tönen und Schattirungen vorkommen, sind auch die Erscheinungen ihrer Wechselwirkungen ganz unbegrenzt. Aber einige von Chevreul gemachte Beobachtungen werden für das Studium mit eignen Augen von großem Nutzen sein. Deshalb theilen wir einige derselben mit. Sie beziehen sich auf Berührung weißer oder schwarzer oder grauer Körper mit farbigen.

Weiß giebt jeder daneben gebrachten mehr Glanz und Sättigung. So wird Roth neben Weiß dadurch gehoben, daß die Ergänzung desselben, das Grün, welches Roth allein gesehen im Auge hervorruft (es duldet nichts „Farbiges" ohne dessen Ergänzung) vom weißen verschluckt, aufgesogen oder neutralisirt wird. Der Glanz des Orangefarbigen neben Weiß kommt daher, weil letzteres die durch Orangene hervorgerufene Ergänzung Blau in sich aufnimmt. Dasselbe gilt vom Blau und Weiß, Grün und Weiß, Indigo und Weiß, Grüngelb und Weiß, Veilchenblau und Weiß, so daß man als Regel aussprechen kann: Weiß giebt jeder Farbe mehr Glanz und Sättigung. Dies gilt auch von Schwarz und Weiß, die, obgleich beides keine Farben, sich doch wie Ergänzungsfarben verhalten.

Schwarz bildet neben farbigen Körpern sowohl Contraste des Tones als der Farbe. Da es kein vollkommenes Schwarz giebt, das gar keine Lichtstrahlen zurückwirft, sondern immer etwas weißes Licht von schwarzen Körpern

Digitized by

in die Netzhaut des Auges gelangt, erscheinen schwarze Körper, deren Licht mit dem des farbigen Körpers daneben sich im sehenden Auge mischt, immer mehr oder weniger von der Ergänzungsfarbe des Körpers daneben verändert. Dadurch wird jeder Farbenton durch Schwarz daneben geschwächt, wie durch Weiß verstärkt. So wird Roth neben Schwarz heller, verliert seinen bräunlichen Ton und das Schwarze wird durch die Ergänzungsfarbe des Roth, durch Grün, matter, Orange wird neben Schwarz gelblich und das Schwarze bläulich, weil Blau Ergänzung der Orangefarbe ist. So wird auch Grün neben und auf Schwarz gelblich, oft „verschossen", das Schwarze bläulich oder röthlich.

Bemerkenswerth in Farben neben Schwarz ist, daß sich letzteres durch die dunklen Farben bleicht oder aufhellt, weil die Ergänzungen der dunklen Farben meist hell sind. Als Beispiel nehme man Blau und Schwarz. Letzteres wird durch Blau hell, weil die Ergänzungsfarbe des Blauen Orange ist, und das Blau spielt nicht selten in einen grünlichen Ton.

Farbige Körper mit Grau werden in der Regel durch letzteres besser gehoben, als durch Weiß, besonders wenn die Töne des Grauen entsprechend gewählt sind. Roth wird durch die Nachbarschaft des Grau reiner, das Grau grünlich. Orange blaut seinen grauen Nachbar und wird selbst glänzender, gelbstrahlender. Veilchenblau giebt dem Grau daneben einen gelblichen Schein und wird selbst etwas heiterer, lebendiger.

Unter Grau wird hier ein normales verstanden, d. h. eine Mischung von möglichst reinem Schwarz und Weiß.

Was nun die farbig schattirten Grau's betrifft, so erhöhen sie sich stets durch die Ergänzungen daneben angebrachter Farben bedeutend. So wird bläuliches Grau durch Berührung mit Orange einen merklich höheren blauen Ton erhalten, gelbliches Grau neben Orange eine grünliche Färbung annehmen.

Aus allen diesen Wechselwirkungen von Farben, die nebeneinander gleichzeitige Contraste hervorrufen, damit Ergänzungsfarben im Ton sowohl, als in der Farbe selbst, ersieht man die Wichtigkeit einer genaueren Kenntniß der Farbenlehre, namentlich des gleichzeitigen Contrastes, durch welchen sich erklärt, warum man sich in Darstellung bestimmter Farben oder in Auswahl derselben so leicht irren kann, und daß es schwer ist, mit unseren üblichen Farbestoffen reine, bestimmte Farben zu erzeugen, ja daß selbst die einfachen: Roth, Gelb und Blau sich vor unseren Augen mischen und das Auge täuschen können.

So spielte Roth neben Orangeroth ins Purpurne und letzteres ins Gelbe. Dasselbe Roth neben Purpur wird bläulich, letzteres orangen. Also kann ganz derselbe rothe Stoff je nach der Nachbarschaft sowohl purpurn als orangen scheinen. So wird Gelb neben Orange grünlich, dasselbe Gelb neben grünlichem Gelb orangenfarbig. Blau neben grünlichem Blau wird veilchenblau und letzteres gelblich, dasselbe Blau neben Veilchenblau grünlich, letzteres röthlich.

So viel vom gleichzeitigen Contraste und dem Spiel der Ergänzungsfarben dabei. Es machen sich aber in unseren Augen auch noch nachherige oder allmälige, außerdem gemischte Contraste geltend, deren Gesetze und Geheimnisse man ebenfalls kennen muß, ehe wir Sicherheit in der Zusammenstellung harmonischer und verschönernder Farben in Kleidung und dessen Ausschmückung, in der Wahl unserer Tapeten, Gardinen, Möbelbezüge, Bilder-

Digitized by Google

rahmen und der Bilder selbst und sonstiger Verschönerungen unserer Häuslichkeit gewinnen können.

Die große Wichtigkeit der Sache ist wohl noch einiger Mühe werth, da diese sich nur auf's Schönste und Reichlichste lohnen kann.

Nach den Contrasten folgen noch die nöthigsten Sätze der Harmonielehre. Und dann sind wir gerüstet, Kleidung und Ausschmückung desselben, wie unserer Zimmer u. s. w. selbstständig vorzunehmen, in Farben harmonisch und melodiös zu componiren und uns stets mit nie verklingender, stiller Musik zu umgeben. (Schluß folgt.)

Wenn der Sultan nach Ispahan reist.

Von **Th. B. Aldrich.** Deutsch von **E. O. Hopp.**

Wenn der Sultan, Schah Zaman,
Verreist in die Stadt, nach Ispahan,
Bevor er noch gekommen so weit,
Wo das Palmenwäldchen Schatten ihm leiht,
An das dreißigste, letzte Palastthor,
Springt sein Liebling, die „blühende Rose", empor,
Und in des Sultans Lieblingsraum
Wird ein herrlich Fest bereitet;
Würfel von Eis sind ausgebreitet,
Syrup getränkt mit würzigem Schaum,
Scherbet und Datteln mit Zucker umgossen,
Aepfel und Quitten, in Halеb entsprossen,
Köstlich schwellende Saftlimonen
Mit Aprikosen, reife Citronen,
Und des Weines röthlich schimmernde Fluth,
Den der Schah allein schlürft wohlgemuth.
Nubische Sclaven mit Schüsseln eilen,
Fische und leckres Fleisch zu vertheilen,
Was nur den Gaumen kitzeln mag,
Wird gastlich gereicht an dem festlichen Tag.
Veilchen und Myrthen und Rosenpracht,
Daß dir das Herz im Leibe lacht,
Streut man über die Mosaik
Der Zimmer aus; es schallt wie Musik
Die Fontaine, die bunt und lustig springt,
Daß rings der Harem wiederklingt,
Dem ein üppiger Farbenglanz sich entringt.
Und die sammtbraune Fürstin löst ihre Locken,
Mit Henna färbt sie die Nägel reich,
Und die Lippen beißt sie, — sie schwellen so weich! —
Vor der eigenen Schönheit steht sie erschrocken —
O armer Sultan, du darfst nicht frohlocken,
Für dich nicht schmückt sich die „blühende Rose",
Ein Anderer kommt, daß mit ihr er kose,
Und nicht der Sultan, Schah Zaman,
Der verreist in die Stadt, nach Ispahan.

Digitized by Google

Und sie winkt mit der zarten, der rosigen Hand,
Und die tanzenden Sylphen aus Samarkand,
Sie schweben, wie Nebel vom Feenland;
Und zur Musik, nach gefälligem Takt,
Hebt sich und senkt sich, von Lust gepackt,
Die schwellende Brust, wollüstig und nackt.
Des Orients blühendes, glühendes Blut
Scheint aus der Augensterne Glutb;
Doch inmitten des Edens, schön und stolz,
Wo der Wohlgeruch schwebt vom Sandelholz,
Wo die Myrrbe schwängert die laue Luft,
Und der Aloë wogt und des Moschus Duft,
Auf seidenem Divan sitzt die Lose,
Die Haremsfürstin, die „blühende Rose",
Und schlürft den Wein von Astrakban,
Und ihr Schatz sitzt bei ihr, daß bold er kose —
So ist's, wenn der Sultan, Schah Zaman,
Verreist in die Stadt, nach Ispahan.

Seh' ich nun brennen ein glänzend Licht,
Das flackernd und funkelnd die Nacht durchbricht,
Wo drüben des Nachbars Wohnhaus steht,
Weiß ich so sicher, wie mein Gebet,
Weiß ich so gut, als man sagen es kann,
Daß der arglose Sultan, Schah Zaman,
Ist verreist in die Stadt, nach Ispahan!

Die Geschichte einer Frau.

Nach mündlichen und schriftlichen Mittheilungen herausgegeben von Adolf Rutenberg.

(Schluß.)

Es ist um die Zeit der Fliederblüthe und der Nachtigallen. An einem schönen Maientage, zur fashionabeln Promenadezeit, wimmelte es auf den parquetirten Fußwegen des Berliner Thiergartens von feingekleideten Menschenkindern, welche gekommen sind, zu bewundern und bewundert zu werden. „Ganz Berlin", oder doch ein gutes und vielleicht das beste, jedenfalls das schönste Stück von „ganz Berlin" versammelt sich zwischen ein und zwei Uhr Mittags an den Brennpuncten des Großen Gartens und ergießt sich von hier aus caskadenartig, rauschend und kokettirend, lachend und schwatzend, Bekanntschaften anknüpfend und befestigend, vor allen Dingen aber im Hochgenuß des eigenen Werthes schwelgend, in die verschiedenen Laubgänge, eine Polonaise unter freiem Himmel, ein auf die Straße verpflanzter Salon mit Veilchenduft und Blüthenstaub.

Toiletten, Gesichter, Uniformen, Geheimräthe, Künstler, fahrende und reitende Dandys, Schönheiten und Berühmtheiten jeder Art und jeden Grades, Alles ist in Bewegung, Alles wogt und wallet und brauset durch einander. Wem die Wintercampagne Orden und Ehrenzeichen eingebracht hat, der versäumt sicher nicht diese Gelegenheit, sein Licht vor der Welt leuchten zu lassen. Und wer ein Lächeln gerettet hat aus den Stürmen des Lebens, der läßt es im Sonnenschein daherglänzen, ohne auf die spöttischen Mienen der Skeptiker zu achten, welche selbst dem schönsten Maientage keine absolute Bewunderung zollen. Gesundheit und Jugend feiern ihre unbewußten Triumphe, Reichthum und Geist drängen sich nebeneinander in die Reihen und suchen sich den Rang abzulaufen. Aber es ist ein friedliches Wettrennen, man ist im Freien gemüthlicher, als im geschlossenen Raume, wo man sich nicht ausweichen kann und ein zu enger Frack, eine zu heiß genossene Tasse Thee den besten Humor verdirbt. —

Ein schlank und hochgewachsener Cavallerieofficier bahnte sich einen Weg durch das glänzende Gewühl. Es war ein junger, schöner Mann, blond und blauäugig, auf dessen kräftig gewölbter Brust mehrere Orden, darunter das eiserne Kreuz erster Classe, den bevorzugten Günstling des Kriegsgottes anzeigten. Leicht und sicher schritt er durch die Menge, unbekümmert um die vielen bewundernden Blicke, mit denen so manches schöne Auge bald aufblitzend in schalkhafter Lust, bald halbersterbend in glühender Sehnsucht seine Aufmerksamkeit zu erregen suchte. Weder die enggeschnürte Panzerrobe der jugendlichen Grazie, noch das malerisch drapirte Mantelet der reiferen Schönheit schienen sein Interesse auch nur in vorübergehender Weise zu fesseln. Mehreren Kameraden, die ihre Reiterkünste in der Allee producirten, warf er einen flüchtigen Gruß zu; vor einigen wappengeschmückten

Digitized by Google

Equipagen, die im scharfen Trabe vorbeisausten und in deren leichtfedernden Polstersitzen sich schöngeschmückte Frauen wiegten, legte er die Hand an die Mütze und erhielt dafür ein bezauberndes Lächeln oder eine graciöse Fächerschwenkung zum Gegengruß. Aber unaufhaltsam schritt er seinem Ziel entgegen, jenem abgelegenen, stillen Theile des Parkes zu, wo der elegante Flaneur nicht hinkommt mit seinen Lackstiefeln und das leise Geflüster in den Zweigen nicht übertönt wird durch das frou-frou der schönen Berlinerinnen. Hier ist der Aufenthalt des philosophischen Theils der guten Gesellschaft. Den Hut in die Stirn gedrückt, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, den durchdringenden Blick nur selten auf die Gegenstände der Außenwelt gerichtet, ganz vertieft in die Lösung der großen Fragen, welche das Welträthsel und die Existenz des Menschengeschlechts betreffen, schreiten sie langsam und bedächtig auf und nieder — die schwere Cavallerie der Geistercaravane. Leichter beschwingtes Volk mischt sich dazwischen, Dichterlinge und musikalische Welteroberer, die letzteren leicht kenntlich an dem wallenden Lockenhaar und der einer Standarte gleich in die Höhe gerichteten Nase, die ersteren umgeben von dem Nimbus der verkannten Größe, mit genial geschlungenem Halstuch, dessen beide Flügel geknickt auf die von Liedern erfüllte Brust herabhängen. Die Frühlingsluft scheint an dieser Stelle, wo hochragende uralte Bäume einen breiten, wenig benutzen Fahrweg einfassen, leiser zu athmen. Es ist, als verstände sie die Gedanken der Einsamen und hätte Achtung vor ihren Idealen. Nur aus dem nahgelegenen zoologischen Garten, diesem enfant gâté aller Parteien, schallt zuweilen das donnerähnliche Brüllen des großen afrikanischen Löwen herüber und weckt Reminiscenzen an Beethovens neunte Symphonie in dem Herzen des sich sicher fühlenden Culturmenschen. —

Hier, an dieser Grenze zwischen Kunst und Natur, wo der Park anfängt in den Wald überzugehen und das Spazierengehen zu einem wirklichen Wandern wird, lag, versteckt hinter einer Reihe alter Fichten und Lärchenbäume und zum Ueberfluß durch eine hohe epheuumrankte Mauer gegen den Staub und das Getöse der Fahrstraße geschützt, die Villa des Generals von Blittersdorf, umrahmt von einem saubern Blumen- und Ziergärtchen. Es war ein altes, im Zopfstyl erbautes Haus mit spitzem Ziegeldach, ganz unähnlich den modern geschniegelten Gebäuden gleichen Ranges, welche man vom Promenadenwege aus hinter geschnörkelten Eisengittern bewundern konnte. Vom Garten aus führte eine Freitreppe auf einen Altan. Aber es waren nur wenig Stufen und der Altan, den jetzt ein säulengetragener Ueberbau beschützte, mochte in früheren Zeiten als Vorflur gedient haben, wo der erste Bewillkommnungsgruß zwischen dem Hausherrn und seinen Gästen ausgetauscht wurde. Jetzt blickte man durch eine mit großen, tief herabreichenden Glasscheiben versehene Flügelthür in das Innere eines mit behaglichem Comfort ausgestatteten Wohnraumes. Eine junge Frau im eleganten Promenadenanzug, ein kokettes Häubchen auf dem modisch frisirten Kopfe, war eben damit beschäftigt, die beiden Flügelthüren zu öffnen, um den von leichten Winden getragenen Balsamdüften des Gartens freien Zuzug in die winterlich angekränkelte Stubenluft zu verschaffen. Der alte General, im weitumfassenden Hausrocke, die wärmende Decke über die gichtischen Füße gebreitet, saß in einem bequemen Polsterstuhl und blies aus einer kurzen Campagnepfeife mächtige Rauchwolken in die Atmosphäre. Die junge Frau wandte sich zu ihm. Die Maisonne beleuchtete ihre classisch schönen Gesichtszüge und glitt hernieder an den tadellosen Formen ihrer von einem grauen Seidenkleide engumschlos-

Digitized by Google

jenen Figur. Sie strich mit der Hand über sein kurzgeschnittenes, aber noch volles graues Haar, er sah zu ihr auf, und wie sie ihn so holdselig, so verführerisch anlächelte, nahm er die kurze Pfeife aus dem Mund und legte sie auf den Tisch, auf welchem einige Bücher und Zeitungen lagen. Sie neigte sich zu ihm und begrub ihre rothen frischen Lippen in seinen grauen Schnurrbart, dann küßte sie ihn dreimal auf die Stirn und überreichte ihm mit einer tiefen Verbeugung ein niedliches kleines Bouquet von Maiblumen und Heckenrosen, welches sie bis dahin in der linken Hand hinter dem Rücken verborgen gehalten hatte. Er nahm es mit einem Lächeln, das seinen grotesken Zügen einen Ausdruck unverwüstlichen Humors verlieh. Dann athmete er mehrmals tief auf, indem er das Bouquet abwechselnd an das rechte und linke Nasenloch hielt und endlich bat er seine Frau, die Blumen im Knopfloch seines Rockes zu befestigen, was diese mit der ihr eigenen graciösen Geschicklichkeit ausführte.

„Und Du hast Dir selbst die Mühe gemacht, liebe Julie? Der Garten ist feucht. Mit Deinen dünnen Schuhen wirst Du Dir nasse Füße geholt haben."

„Wenn es nach Dir ginge, lieber Mann, so setzte ich mich jetzt in einen großen Pelz gewickelt hinter den geheizten Ofen und tränke ein halbes Dutzend Tassen heißen Fliederthee." Sie lachte so laut über diesen Einfall, daß ihre schönen hellblauen Augen, die einen so eigenthümlichen Contrast zu dem blauschwarzen Haare bildeten, sich mit Thränen füllten und die feine Weiße ihrer Wangen in liebliches Roth überging.

„Sieh her! Männchen!" Sie hob den Saum ihres langen Gewandes so weit in die Höhe, daß zwei winzig kleine Füße, in durchbrochenen Seidenstrümpfen und weit ausgeschnittenen Lackschuhen steckend, bis zu den Knöcheln sichtbar wurden. „So könnte ich durch das Adriatische Meer wandern, ohne auch nur einen Schnupfen davon zu holen. Als kleines Mädchen bin ich manchmal, zum großen Aergerniß meiner guten alten Amme, die aber doch stets bei allen Erziehungsconflicten auf meiner Seite stand, mit nackten Füßen durch den Schnee gelaufen; später habe ich mich in allen körperlichen Uebungen, Schwimmen, Reiten, Tanzen, nicht nur vor meinen Altersgenossinnen ausgezeichnet, sondern auch manchen Herrn der Schöpfung durch meine Leistungen tief in den Schatten gestellt."

„Ja Du bist eine kleine Hexe", bestätigte lächelnd der General. „Ich habe es ja an mir selbst erfahren."

Die junge Frau legte ihre beiden Hände auf die Schultern ihres Gatten, bog den Kopf etwas zur Seite und sah ihm mit einem tief forschenden Blick in die klaren grauen Augen, deren aufsteigende Pupille ihnen einen ungemein charakteristischen Ausdruck verlieh.

„Die Leute", sagte sie, „zerbrechen sich die Köpfe, was uns zusammengeführt haben mag. Sind wir denn nicht eigentlich geboren für einander? Das Wunderbare dabei scheint mir nur das zu sein, daß erst ein großer Krieg kommen mußte, um zwei so friedliebende Seelen, wie wir Beide sind, mit einander bekannt zu machen." Der alte Kriegsheld klopfte der Sprecherin auf die im Eifer des Gesprächs sich lebhafter röthende Wange.

„Friedliebend ist gut gesagt. Du hättest auch die Silbe „fried" fortlassen können. Denn abgesehen davon, daß Du jung, schön und gut bist, während mich außer meinem Alter und meiner mir täglich vor Augen stehenden Gottseibeiunsvisage auch das Bewußtsein drückt, daß ich Deine Güte in

Digitized by

schnödem Egoismus mißbrauche, sind wir beide Kinder desselben Geistes. Das heißt: wir haben in der Schule nichts gelernt, was wir nicht längst wieder vergessen hätten. Was aber das Gerede der Leute anbetrifft —"

„Georg", unterbrach die schöne Frau den Redseligen, indem sie drohend den Zeigefinger der rechten Hand in die Höhe hob und ihr Antlitz in strenge Falten legte. „Habe ich Dir nicht ein für alle Mal verboten, Vergleichungen anzustellen, die, gelinde gesagt, unpassend, in Wahrheit aber höchst verletzend für meine Eigenliebe sind? Willst Du es denn immer und immer wieder hören, was ich Dir bereits bei unserm ersten Begegnen gestand, daß ich es als eine Gnade des Himmels betrachte, an Deinem Herzen die lange ersehnte Zufluchtsstätte gefunden zu haben, daß Du mein Alles bist, meine ganze Welt, und daß, wenn man in unserm Verhältniß von einem Opfer sprechen will, dieses Opfer nur auf Deiner Seite sein kann?!"

Sie sank zu seinen Füßen nieder und verbarg weinend ihr Antlitz in seinem Schooß. Dem tapferen Haudegen war offenbar nicht ganz behaglich zu Muthe. „Da habe ich etwas Schönes angerichtet. Und gerade heute, an unserm Hochzeitstage. Julie! Liebes Weibchen! Sei doch vernünftig. Verdirb Dir die schönen Augen nicht." Er fuhr sanft mit seiner rauhen großen Hand über ihren Rücken und machte einen schwachen Versuch, ihre Stirn, die sie fest auf seine Knie gepreßt hatte, in die Höhe zu heben.

„Julie!" sagte er dann mit einem wunderbar sympathisch klingenden Ton in seiner rauhen Stimme. „Wenn Du nicht gleich vernünftig wirst und mir einen Versöhnungskuß giebst, so theile ich die ganze Scene Herrn von Burxdorf mit."

Die runden Schultern machten eine zuckende Bewegung. Sie erhob sich langsam, wischte die Thränen von Augen und Wangen, strich mit der Hand mehrmals über den gewellten Scheitel und sagte mit einem reizenden Kräuseln des kirschrothen Lippenpaares: „Was bedeutet nur die Erwähnung des Herrn von Burxdorf? Sage aufrichtig, lieber Mann, sind Dir seine Besuche unbequem?"

Die Blicke des alten Haudegens irrten zweifelnd auf dem wieder marmorweiß gewordenen Antlitz seiner Frau umher, als suchten sie dort die passende Antwort für die aufgeworfene Frage. Aber dieses Antlitz blieb ruhig und kalt, wie der Spiegel eines Hochgebirgssees. Es lag sogar etwas wie verächtliche Theilnahmlosigkeit auf den scharfgezogenen Brauen und um die lebhaft gespannten Nasenflügel.

„Wenn ich ganz offen sein soll, liebes Kind: Ja!" sagte er, den Strauß in seinem Knopfloch mit plötzlichem Interesse näher in Augenschein nehmend. „Herr von Burxdorf ist zwar einer unserer talentvollsten Stabsofficiere und außerdem einer der liebenswürdigsten Cavaliere unserer Armee, aber —"

„Halt", unterbrach sie ihn und legte die rosenfingrige Rechte auf seinen Mund. „Mehr bedarf es nicht. Nur Deinen Entschluß wollte ich wissen, nicht die Gründe, die mir so völlig gleichgültig sind, wie das Gerede der Leute, von dem ich vorhin sprach."

Mit einer energischen Bewegung drückte sie auf den neben der Entréethür befindlichen Knopf des Haustelegraphen. Gleich darauf tauchte ein schwarzgekleideter Mann von militärischem Ansehen hinter den Glasscheiben auf und nahm eine vorschriftsmäßige Frontstellung ein.

„Bringen Sie mir meine Schreibmappe hierher, Anton, und sagen Sie der Sabine, daß wir in einer halben Stunde essen wollen." Der Diener

Digitized by Google

schnarrte ein „befehlen" heraus, machte eine tadellose Kehrtwendung und verschwand im Innern des Hauses.

„Was willst Du thun, liebes Kind?" fragte besorgt der General. „Du willst doch nicht etwa dem Obersten unser Haus verbieten?"

Sie sah ihn groß an, mit jenem Blicke, welcher ihren Augen so eigenthümlich war, gebietend und bittend zugleich, aber unwiderstehlich, dem Blick der geborenen Herrscherin.

„Es war gar nicht so gemeint, liebes Kind", sagte er, ihre Hand streichelnd, wobei sie ein leises Zittern seiner Finger empfand. „Ich wollte nur sagen, daß Burxdorf — etwas — zu häufig kommt. Man könnte ihm bei nächster Gelegenheit andeuten, daß er seine Besuche in angemessenen Zwischenräumen wiederholen möchte. Ganz entbehren können wir dieselben nicht auf diesem vorgeschobenen Posten der Berliner Gesellschaft. Wer würde sonst überhaupt noch kommen, wenn er befürchten müßte, daß man ihm den Stuhl vor die Thür setzt. Und dann", fügte er schalkhaft lächelnd hinzu, „was soll aus meiner Partie Piquet werden?! Es giebt keinen Sterblichen, der so geistreich spielt, wie unser Oberst."

Sie war inzwischen an den Tisch getreten, auf welchem der diesmal geräuschlos im Hintergrunde vorüberschwebende Anton die Briefmappe ausgebreitet hatte. Bei den letzten Worten ihres Gatten wandte sie den Kopf herum.

„Ich werde nicht schreiben, da Du es so haben willst. Aber sobald Herr von Burxdorf wieder erscheint, werde ich meine Migräne bekommen. Du wirst ihn allein empfangen. Und wir werden dieses Manöver so lange wiederholen, bis — nun bis die Zungen unserer Nachbarn sich beruhigt haben."

Der Greis lächelte. „Der arme Burxdorf", sagte er mit aufrichtigem Bedauern. „Was wird er für ein Gesicht machen?! — Aber Du hast vollkommen Recht, liebe Julie. Wir müssen ihm ein Bischen die Zähne weisen. Nur heute nehme ich aus. Der heutige Tag gehört uns nicht allein. Ohne Burxdorf wären wir vielleicht nie Mann und Frau geworden."

Er brummte noch mehrere „Hm! Hm's" und „Armer Burxdorf", sagte er vor sich hin und vertiefte sich dann in die Lectüre eines Journals, sein gewöhnliches Mittel, um kurz vor dem Mittagessen einige stärkende Züge aus dem Borne Schlaf zu thun.

Die schöne Frau hatte die Schreibmappe zusammengeschlagen und stand mit über der Brust gekreuzten Armen an dem Tisch, den Flug der Schwalben verfolgend, welche unter dem Dach des alten hochgiebligen Hauses mehrere Nester hatten und vor wenigen Tagen angelangt waren, um von der alten liebgewordenen Heimatsstätte wiederum Besitz zu ergreifen. Allmälig verdunkelte sich ihre schmale weiße Stirn und sie machte eine Bewegung mit der Hand, als wollte sie ein Etwas, das dort Platz zu greifen und ihre Freuden zu zerstören drohte, gleich einem bösartigen Insect verscheuchen. War es die Erwähnung des Obersten von Burxdorf, welche ihren Gedanken diese Richtung gegeben hatte? Sie war dem General in die Rede gefallen, als dieser ein gewisses Aber über den Character des talentvollen, noch jugendlichen Officiers aussprechen wollte. Die Reputation Burxdorf's war in jüngster Zeit durch ein Ereigniß erschüttert worden, welches in den Hof- und Adelskreisen der Residenz ein peinliches Aufsehen erregt hatte und dessen Schatten sogar bis in die Blittersdorf'sche Villa gefallen waren. Der Name einer

Digitized by Google

hochstehenden Dame war bei dieser Geschichte arg compromittirt worden; es hatte ein Rencontre gegeben zwischen dem Gatten dieser Dame und dem Obersten, wobei ersterer eine Verwundung erhielt, deren Eigenthümlichkeit ihn später veranlaßte, sich selber das Leben zu nehmen. Nur die ausgezeichneten Verdienste, welche sich Burxdorf im letzten französischen Kriege durch seine Umsicht und sprichwörtlich gewordene Tapferkeit erworben, rettete ihn von schmachvoller Cassation, aber in der „guten Gesellschaft" war er, wenn schon nicht unmöglich, doch zu einem entschiedenen enfant terrible geworden, dem man, wo es sich irgend thun ließ, so weit wie möglich aus dem Wege ging. Der General vermochte es nicht über sich, diesem Interdicte auch für die intimen persönlichen Beziehungen, die ihn seit 1870 mit dem Obersten verbanden, unmittelbare Folge zu geben. Vielmehr bewahrte er demselben nach wie vor eine freundschaftlich dankbare Gesinnung und fuhr fort, den liebenswürdigen „Schwerenöther" bei sich zu empfangen. Dies hatte eine besonders delicate Veranlassung. Burxdorf war der Freiwerber des Generals bei dessen jetziger Gattin gewesen. Als derselbe der barmherzigen Schwester, der er im Lazareth zu Pont à Mousson zum ersten Mal in die schönen Augen gesehen, nach Beendigung des Krieges Herz und Hand antrug, stieß er auf einen so entschiedenen Widerspruch, daß er sich in seiner Liebespein dem unwiderstehlichen Burxdorf anvertraute und um dessen Vermittlung bat. Burxdorf, damals in andern Banden schmachtend und deshalb zu einem guten Werke wohlaufgelegt, wandte eine Kriegslist an. Er wußte die spröde junge Dame unter irgend einem Vorwand in das Hotel zu locken, in welchem der General wohnte. Letzterer, im Hinterhalt sich versteckt haltend, benutzte den günstigen Moment, sich seiner Angebeteten zu Füßen zu werfen, wobei er zwar endlich die süße Genugthuung der Erhörung, aber doch auch sehr erhebliche Schmerzen in seinen steifgewordenen Gelenken empfand.

Dachte Frau von Blittersdorf an diesen Augenblick, der ihrem Lebensschicksal eine plötzliche entscheidende Wendung nach oben gegeben hatte? Dachte sie dabei auch an Denjenigen, der ihr ihre zukünftige Stellung als verheirathete Dame der „großen Welt", als Excellenz, als unumschränkte Gebieterin über eine Jahresrente von 100,000 Mark in einem so verführerischen Lichte darzustellen wußte, daß sie in der Verblendung der Sinne einen Schritt that, den sie vielleicht schon längst von Herzen bereut hatte? Und wenn sie an Burxdorf dachte, mit welchen Gefühlen geschah es? Stellte sie Vergleichungen an? Machte sie sich Vorwürfe, daß sie so rasch zur That gewesen war, dem schönen Mann, der so vortrefflich zu unterhalten wußte und ihr an den langen Winterabenden so oft ein heißersehnter Gast gewesen, einen so entschiedenen Absagebrief auszustellen? Oder war es ihr mit diesem Verbannungsdecret gar nicht ernst gewesen? Glaubte sie den Widerruf in der Hand zu haben, da sie ja nichts Schriftliches gegeben hatte?

Die schöne Frau ließ die Arme herabsinken. Die Schwalben waren sämmtlich zu Nest geflogen und ließen ihr munteres Gezwitscher von der Dachfirst ertönen. Sie setzte sich, schlug die Schreibmappe wieder auf und langte ein beschriebenes Blatt Papier hervor, welches sie lange und aufmerksam betrachtete und dabei hin und wieder einen allerliebsten kleinen Seufzer in die Luft entsandte. Es war ein Brief des Mannes, mit dem sich ihre Gedanken gerade beschäftigten. Und es war nicht der einzige; die Schreibmappe wurde zu wiederholten Malen geöffnet und zeigte ein ganzes Päckchen gleichartig gestalteter, mit derselben schlanken und energischen Handschrift

Digitized by Google

bedeckter und mit derselben Initiale geschmückter Briefbogen. Kurz vor der Zeit, wo unsere Erzählung beginnt, war diese Correspondenz zwischen dem Obersten und der Generalin entstanden, Niemand wußte, wieso oder wodurch! Niemand wußte überhaupt um diesen Briefwechsel, nicht einmal Sabine, das Zöschen der schönen Frau, welche der General aus Paris mitgebracht hatte und die das von ihren Landsleuten geplante Rachewerk zunächst an dem früheren Feldwebel Anton begann, dessen kugelfestes Herz sie mit den Brandraketen ihrer dunklen Blitzaugen längst in Flammen gesetzt hatte. Sabine war selbstverständlich die Vertraute des schönen Burrdorf, aber dennoch war dieser vorsichtig genug, dem Zöschen nur das anzuvertrauen, was jede Frau als strengstes Geheimniß bewahrt: Küsse und Schmeicheleien — klingende Münze besaß der arme Don Juan nicht — niemals aber ein ernstes Wort. Aber der kluge Oberst hatte sich einen Feind geschaffen, zwar einen ehrlichen, aber einen unversöhnlichen: Anton. Dieser stand auf seinem Posten wie eine Schildwache, bereit in jedem Augenblick, wo der gehaßte Nebenbuhler ins Lager seines Herrn dringen würde, ein lautes: „Halt! Wer da?" ertönen zu lassen.

Trotzdem war es zu einem Briefwechsel gekommen. Welche Bedeutung demselben beizumessen, darüber schienen die Correspondenten selbst nicht einig. Der Oberst freilich betrachtete die feinen duftenden Billets seiner „barmherzigen Schwester" wie ebenso viele Stufen zu dem großen Ziele, das er sich gesteckt hatte, als er die Schwelle der Blittersdorf'schen Villa überschritt. Sie jedoch nahm die parfümirten, geflammten oder geäderten Couverts, welche der Freund ihres Gatten aus der Brusttasche seines Uniformrockes hinter dem Orden des heiligen Georg hervorzog, mit einer Miene entgegen, als handle es sich um die Erfüllung irgend eines Auftrages, mit dem eine zärtliche Gattin den geliebten Mann zu überraschen gedenkt, und wozu sie keinen geeigneteren Vermittler, als den Hausfreund en titre auserwählen kann.

Dachte Frau von Blittersdorf daran, wie es nun mit dieser Correspondenz werden würde, nachdem sie dem Obersten die Möglichkeit geraubt, sein eigener postillon d'amour zu sein? Oder dachte sie an eine entferntere Vergangenheit? An eine Zeit, wo sie noch nicht gebunden, sondern frei war, absolute Herrin ihrer Handlungen? Ach! nur zu frei —

Hinter den Spiegelscheiben ließ die silberne Stimme einer Pendule vier Mal ihren Lockruf ertönen. Das eiserne Gartenpförtchen bewegte sich in seinen Angeln und fiel klirrend in das Schloß. Auf dem zur Veranda führenden Kieswege wurden die festen Tritte eines Mannes vernehmlich. Frau von Blittersdorf hob den schönen Kopf langsam in die Höhe, die Augen mit der Hand gegen das grelle Sonnenlicht beschattend. Ein unbekannter junger Mann in Lieutenantsuniform stand unweit der Freitreppe und machte eine etwas steife militärische Verbeugung. Es war derselbe junge Krieger, den wir bereits auf der Thiergartenpromenade betrachteten. Er hatte auch die Station der Dichter und Philosophen glücklich überwunden und nicht ohne Mühe, nach mehrmaligem Zurechtfragen, theils falschen, theils undeutlichen Bescheiden, war es ihm endlich gelungen, den Eingang zur Villa Blittersdorf zu entdecken.

Die Generalin, ohne sichtbare Zeichen einer Ueberraschung, schloß die Schreibmappe mit einem kleinen Schlüssel, der an einem rothseidenen Bändchen um ihren Hals hing, und erwiederte sich erhebend den Gruß des Ankömmlings mit einem leichten Neigen des Kopfes. Einen vielsagenden Blick

Digitized by Google

auf ihren festschlafenden Gatten richtend schlüpfte sie dann auf den Fußspitzen, das lang nachschleppende Seidenkleid nach vorn zusammenfassend, bis auf die Mitte der Treppe dem Lieutenant entgegen, um diesen nach dem Zwecke seines Besuches zu fragen. Der junge Mann, durch die Eleganz und blendende Schönheit der Dame in offenbare Verlegenheit gesetzt, zog den Fuß, den er schon zum Besteigen der Treppe erhoben hatte, zurück und sagte, unwillkürlich den flüsternden Ton der Fragerin annehmend, er wolle, wenn seine jetzige Anwesenheit nicht willkommen sei, in einer halben Stunde wiederkommen. Das bescheidene Wesen des Jünglings gefiel der schönen Frau. Sie streifte ihn mit einem wohlwollenden Blick, worauf er die Augen niederschlug und wie ein Schulknabe erröthete.

„Darf ich nicht wenigstens Ihren Namen erfahren?“ lispelte sie mit einem ermuthigenden Lächeln.

„Ich bin —“ Im nämlichen Augenblick wurde die Salonthür mit Geräusch geöffnet. Anton erschien und verkündete mit kräftigen Baßtönen, daß die Suppe bereits aufgetragen sei. Der alte General fuhr jählings aus dem Schlafe empor, rieb sich die Augen und schaute blinzelnd in die bereits ziemlich schräg einfallenden Strahlen des Tagesgestirns.

„Donnerwetter! Da hat mich der verfluchte Kerl, der Anton — Ah! verzeihe, liebes Kind, Du bist noch hier! Warum habt Ihr mich aber so lange schlafen lassen?! Und wer ist denn der dort, der so ordonnanzmäßig an der Treppe steht? Wollen Sie nicht näher treten, Herr Lieutenant?“

Mit einem Satz hatte der Lieutenant die vier bis fünf Stufen übersprungen und stand nun hochaufathmend neben der jungen Frau.

„Onkel! Erkennen Sie mich denn gar nicht wieder?!“

„Donnerwetter, ja! Warum stehst Du aber auch so bildsäulenähnlich da! An mein Herz, Junge, guter, lieber Junge. Du hast mir noch gefehlt zu meinem Glück. Nun sind wir zu Drei und nun bleiben wir zu Drei. Wie aber hast Du es möglich gemacht, schon jetzt loszukommen? Du hast doch nicht etwa meine Protection benutzt? Bei Herrn von Manteuffel würde sie Dir freilich wenig genutzt haben. Nun, wir wollen Deine Ankunft sofort mit einer solennen Maibowle feiern. Du hast sie redlich verdient. Nicht wahr, Junge, es ist schön in dem schönen Frankreich? Aber hier ist es doch besser. Du sollst es gut haben bei Deinem alten Onkel — was sage ich, Onkel — Vater, Bruder, Freund —“ Der Alte konnte vor tiefinnerster Rührung nicht weiter sprechen. Und auch dem jungen Mann, sowie dem getreuen Anton standen die Thränen in den Augen. Nur auf Juliens Antlitz war dieselbe olympische Ruhe zurückgekehrt, mit der sie vorhin den unbekannten Jüngling gemustert hatte. Sie wartete augenscheinlich darauf, daß ihr Gatte sich auf seine gesellschaftliche Pflicht besinnen und ihr seinen Neffen — den sie allerdings aus seinen Erzählungen bereits zur Genüge kannte — auch förmlich vorstellen würde. Aber nichts dergleichen geschah. Die beiden Männer schienen ganz mit sich selbst beschäftigt. Curt von Truested — dies war der Name des Lieutenants — hatte sich einen Stuhl neben den Sitz des Generals gerückt und erstattete demselben einen kurzen, durch die liebkosende Heftigkeit des Alten oft unterbrochenen Bericht über seine jüngsten Erlebnisse bei der deutschen Occupationsarmee in Frankreich, über einige Avancements in derselben, lauter Dinge, die zwar für den General von hohem Interesse sein mußten, aber die Nerven seiner Gattin in eine höchst reizbare Stimmung versetzten. Dieser junge Mensch schien im Puncte der gesellschaftlichen

Digitized by Google

Bildung durch das Kriegs- und Lagerleben völlig verwildert zu sein. Wie hätte er sonst die allerersten Anstandsrücksichten gegen eine Dame, die noch dazu die Frau seines Onkels war, so ganz außer Acht setzen können? Nicht ein Wort, nicht einen Blick hatte er für sie. Ja, es kam sogar soweit, daß er ihr im Eifer des Gesprächs den Rücken zuwendete, und endlich rief er, ihre Anwesenheit völlig vergessend, mit einem roh und rauh klingenden Gelächter aus:

„Du bist ja inzwischen Ehemann geworden, Onkel. Wo ist denn Deine Gattin? Sie soll ja ein wahrer Ausbund von Schönheit und Tugend sein."

Und der Alte seinerseits stimmte in das Lachen seines Neffen aus vollem Herzen ein. Frau Julie stand mit flammendem Antlitz hinter der Gruppe, ihre Augen brannten; sie machte eine rasche Bewegung und verschwand mit flüchtigen Schritten hinter der Salonthür.

Die beiden Männer hatten nichts davon bemerkt. „Sie war ja vorhin hier", sagte der Alte. „Hast Du sie nicht begrüßt? Sie wird uns am Mittagstisch erwarten. In der That ist es hohe Zeit, daß wir an die Suppe kommen. Du bist natürlich für heute unser Gast."

„So war also die junge Dame, die mir vorhin zulächelte, meine — Tante?"

Der General nickte.

„Das ist aber höchst fatal!" rief, über und über roth werdend, der Lieutenant. „Ich habe ihr ja nicht einmal die Hand geküßt."

„Du hast Dir wohl eine etwas andere Vorstellung von meiner Frau gemacht?" fragte mit verschmitztem Lächeln der Alte, indem er, von Anton gestützt, auf die Salonthür zuging.

Curt antwortete nicht, denn sie stand am Eingang des Eßzimmers, das stolze, von üppigen schwarzen Flechten eingerahmte Haupt hoch erhoben, eine unnahbare Schönheit. Der General nahm seinen Neffen bei der Hand und sagte, ohne seine Frau anzusehen: „Das ist Curt von Truested, Lieutenant bei der Garde, Inhaber des eisernen Kreuzes erster Classe und ein Goldherz, nur ein Bischen aus dem Leime gegangen durch die Gewohnheiten des Lagerlebens. Er wünscht Dir die Hand zu küssen."

Curt machte eine etwas ungeschickte Bewegung, um sich des zur Ausführung eines Handkusses erforderlichen Körpertheils der schönen Frau zu bemächtigen. Diese aber schien die letzten Worte ihres Gatten überhört zu haben. Mit einem stolzen Neigen des Kopfes deutete sie an, daß ein näheres Bekanntwerden mit dem jungen Manne zur Zeit von ihr nicht für schicklich erachtet werde. „Nehmen Sie vorlieb, Herr Lieutenant", sagte sie förmlich. „Die deutsche Kost wird Ihnen nach einem fast zweijährigen Aufenthalt im gesegneten Frankreich zwar ungewohnt, aber sicherlich nicht unschmackhaft vorkommen."

„Im gesegneten Frankreich", lachte der General. „Du weißt doch besser, liebe Julie, daß wir oft Wochen lang im eigentlichen Sinne des Wortes von den Früchten des Feldes gelebt und unsern Durst an dem Waldquell gestillt haben."

„Ich kann doch der Tante nicht so Unrecht geben", bemerkte mit einem schüchternen Seitenblick der Lieutenant. „Die französische Küche —" Er vermochte den Satz nicht zu vollenden: ein durchbohrender Blick aus den großen Augen der Generalin hatte ihn dermaßen verwirrt, daß er sich über den Suppenteller beugte und sich schweigend damit beschäftigte, den Inhalt

Digitized by Google

desselben auszulöffeln. „Was mag das nur zu bedeuten haben", fragte er sich bei jedem Löffel. „Das hat zu bedeuten, daß Du mich „Tante" genannt hast, Du abscheulicher Mensch", erwiederten die ingrimmig klirrenden Ohrgehänge der schönen Frau. „Die Gewohnheiten des Lagerlebens scheinen ihn in der That völlig entmenscht zu haben."

„Du wolltest eine Bemerkung über die französische Küche machen", schnarrte der General, indem er über den Rand seines Tellers zu Curt hinübersah.

„Diese Suppe ist so vorzüglich", erwiederte der Lieutenant, indem er den geleerten Teller vor sich hinschob, worauf der Diener denselben von Neuem zur Hälfte füllte. „Danke, Anton — Ja, so vorzüglich, daß ich ganz vergessen habe, was ich sagen wollte."

Der übrige Theil der Mahlzeit verlief, ohne daß der Lieutenant eine Gelegenheit fand, das verlorene Terrain in der Gunst seiner Tante wieder zu erobern. Der General hatte sich zum zweiten Male erinnert, daß Curt gerade am Jahrestage ihrer Hochzeitsfeier eingetroffen sei, woraus sich dann in ganz natürlicher Folge eine Geschichte dieses Tages und derjenigen Ereignisse, die ihn unmittelbar und mittelbar herbeigeführt hatten, entwickelte. Auch der Name des Obersten von Burxdorf wurde erwähnt.

„Du wirst ihn heut Abend bei uns sehen, wobei ich voraussetze, daß Du keine anderweiten Engagements eingegangen bist. Uebrigens wäre es für alle Betheiligte das Bequemste, wenn Du Dich für die ganze Zeit Deines Urlaubs bei uns einlogirtest. Wir haben Platz für eine ganze Compagnie."

Curt warf einen schnellen Blick zur Seite auf die marmorglatte Stirn der gnädigen Frau. Er glaubte zu bemerken, daß der Marmor einige Falten bekam, als der General von der Einquartierung in der Villa sprach.

„Gestatte mir, lieber Onkel", sagte er freimüthig, „mein eigener Herr zu bleiben. Die Rücksicht auf einige Kameraden verlangt, daß ich mich in der Nähe unserer Kaserne niederlasse, und überdies ist mein Zimmer schon bestellt und eingerichtet."

„Nun, wie Du willst, mon garçon. Aber die Menage werden wir Dir verabreichen. Und Deine freien Abende gehören ebenfalls uns. Es ist mir Bedürfniß, mich einmal gründlich mit Dir auszusprechen."

Und nun gab der General einen durchaus wohlgemeinten, stellenweis aber sehr in die Länge gezogenen und in jedem Sinne erschöpfenden Abriß von der Jugendgeschichte seines Neffen, schilderte dessen Pagen- oder Cadettenstreiche, wie er nach frühzeitigem Verlust beider Eltern sich auf den Weg gemacht habe, seinen Onkel aufzusuchen — eine Fahrt à la David Copperfield, schaltete der Erzähler ein — wie er dann als siebzehnjähriger Lieutenant unter dem Commando desselben Onkels seine erste Parade bestanden und was der schönen Erinnerungen mehr waren.

Curt hörte mit Andacht zu. Ein leiser Zug von Wehmuth verbreitete sich über das Gesicht des Generals, als er auf die gegenwärtige Zeit zu sprechen kam. Ein Tropfen Bitterkeit mischte sich in das süße Gedenken der Vergangenheit. „Mein Stamm geht mit mir zu Grunde", sagte er leise. Curt streckte ihm die Hand entgegen. „Ich verstehe Dich, lieber Junge", sagte er noch leiser. „Aber —" er blickte scheu nach dem Platze seiner Gattin hinüber. Sie hatte sich unbemerkt erhoben und war an ein Fenster getreten. „Sie wird es nicht wollen", flüsterte der Alte vertrauensvoll. „Ich habe mit ihr zwar noch nicht darüber gesprochen, aber ich fürchte, sie wird nicht

Digitized by Google

damit einverstanden sein. Lassen wir also vor der Hand die Sache noch auf sich beruhen. Kommt Zeit, kommt Rath."

Schweigend besiegelten Beide ihr Einverständniß durch einen Händedruck. So leise sie auch gesprochen hatten, aus einem einzigen Worte hatte Frau Julie den Gegenstand ihrer Unterhaltung errathen. Mit dem, dem Weibe eigenthümlichen Instinct ahnte sie, daß das allzuinnige Einverständniß zwischen Onkel und Neffen ihrer eigenen Stellung gefährlich werden konnte, ganz abgesehen noch davon, daß die Absichten, mit denen der Lieutenant gekommen war, und die jedenfalls auf einem früher verabredeten Plane beruhten, nothwendigerweise mit ihren eigenen Interessen in Widerspruch gerathen mußten. So viel war klar, daß der General den Sohn seiner verstorbenen Schwester sehr lieb hatte. Der alte Narr! Hatte er doch während der ganzen anderthalbstündigen Mahlzeit nur für ihn Augen und Ohren gehabt, seine Rede nur an ihn gerichtet, ihm zärtlich die Wangen gestreichelt und ihn ein Mal über das andere „mein lieber Sohn" genannt. Frau Julie ballte die kleine Hand und biß die Zähne zusammen. „Sollte sie am Ziel ihrer Wünsche noch von einem Knaben aus dem Sattel gehoben werden? Alles kam darauf an, welchen Grad von Festigkeit und Widerstandsfähigkeit dieser Knabe beweisen würde, wenn man ihn auf die Probe stellte. Sie hatte während des Tisches, wo man ihre Anwesenheit kaum zu bemerken schien, ihre ganze Beobachtungsgabe aufgewendet, um aus der Physiognomie des Lieutenants seine Charaktereigenschaften zu ergründen. Sie glaubte ihn für einen guten, ehrlichen, aber keineswegs thatkräftigen Menschen halten zu dürfen. —

Sie hatte sich so sehr in diese Gedanken vertieft, daß sie sich halberschreckt umwandte, als sie ihren Namen nennen hörte. Der Diener stand neben ihr und präsentirte ihr eine Tasse Kaffee. Sie wies ihn gebieterisch ab.

„Wir haben unsern Mokka längst geschlürft, liebes Kind, und uns, wie Du siehst, bereits dem Laster des Rauchens ergeben."

In der That rauchte nur der General, während der Lieutenant, die vom Feuer noch unberührte Cigarre in der Hand haltend, mit einer Verbeugung sich der schönen Frau näherte und um die Erlaubniß bat, dem Beispiel des Hausherrn zu folgen. „Er scheint doch nicht völlig entartet zu sein", dachte Frau Julie und senkte, zum Zeichen der Gewährung, die weiße Stirn.

„Aber", bemerkte sie, „es ist draußen eine so herrliche Luft, daß es eine Sünde wäre, den Sonnenuntergang nicht vom Balcon aus zu beobachten. Nicht wahr, liebes Männchen?"

„Doch nicht, Liebe!" erwiederte der General. „Ich habe eine bessere Idee. Vom Sonnenuntergang verspreche ich mir auch auf unserm Balcon keine große Wirkung. Mein Vorschlag ist der, daß Ihr Beiden, Tante und Neffe, die zwei Stunden bis zur Kaminplauderei zu einer Spazierfahrt durch den Thiergarten benutzt, wo es für unsern heimgekehrten Krieger mancherlei Neues zu sehen giebt. Ich selber werde inzwischen versuchen, für den Abend neue Kräfte zu sammeln.

Frau von Blittersdorf blickte ihren Gemal etwas befremdet an. Er hatte seinen Vorschlag in einem Tone gemacht, der anzudeuten schien, daß ihm ein Widerspruch dagegen höchst unangenehm sein würde. Diese Art, ihren Willen im Voraus mit Beschlag zu belegen, war ihr neu. Der Lieutenant verhielt sich schweigend und schien seine Entschließung ganz von der ihrigen abhängig machen zu wollen.

„Einverstanden also", rief der General, indem er dem Diener einen

Digitized by Google

Wink gab, die Equipage vorfahren zu lassen. „Ihr werdet Euch köstlich amüsiren. Uebrigens", setzte er mit jovialem Lächeln zu, „hat die Sache keine Gefahr. Curt ist verlobter Bräutigam und wird uns keine Veranlassung zur Eifersucht geben. Adieu, mes chers. Pünctlich um acht Uhr erwarte ich Euch."

Er küßte seine Gattin auf die Stirn und entfernte sich.

Die Zofe trat herein und fragte nach den Befehlen der gnädigen Frau. „Erwarte mich in meinem Zimmer", lautete die Antwort. Und zu dem Lieutenant gewendet: „Dix minutes, monsieur, et je suis à vous."

Dix minutes!! Es dauerte eine volle halbe Stunde, ehe sie wieder erschien. Sie hatte eine prachtvolle Robe aus dunkelrothem Sammet, mit tiefem, herzförmigem Ausschnitt angelegt. Am Hals und den halbentblößten Armen funkelte reiches Geschmeide und auf den rubinrothen Lippen lag ein königliches Lächeln, welches siegreich in die Ferne leuchtete. Vor dem Spiegel ordnete sie die Falten ihres Dolmans, bei dessen Umlegen ihr die Zofe behülflich war. Curt, der unbeachtet daneben stand, kam sich sehr arm und niedrig vor. Er hatte nicht einmal gewagt, der schönen Frau seine Dienste anzubieten. Sie rauschte an ihm vorüber mit einem Blick, welcher deutlich sagte: „Ob Sie mich begleiten oder nicht, ist mir völlig gleichgültig." Er folgte ihr mit zögernden Schritten, gesenkten Hauptes, indessen mit dem guten Vorsatz, wenigstens beim Einsteigen in den Wagen die Rechte des Ritterdienstes zu üben. Auch hierbei hatte er aber entschiedenes Unglück. Als er am Wagenschlag anlangte, saß sie bereits im Fond des eleganten Landauers und empfing ihn mit den ungnädigen Worten: „Sie lassen auf sich warten, cher cousin. Es sollte mir leid thun, wenn der Dienst, den Ihnen mein Gemal auferlegt hat, Sie einer interessanteren Beschäftigung entzieht." Er stammelte eine Entschuldigung, und da der Wagentritt bereits aufgeschlagen war, so verlor er beim Einsteigen das Gleichgewicht und wäre sicherlich der schönen Tante auf den Schooß gesunken, wenn er nicht durch die energische Unterstützung, die ihm der allzeit dienstfertige Anton angedeihen ließ, noch zur rechten Zeit das Niveau des Sitzes erreicht hätte. Dort saß er nun steif und gerade wie ein Bolzen, mit lebhaft gerötheten Wangen, unvermögend, seinem Gegenüber in die Augen zu sehen, die sich allerdings hinter dem Fächer hervor einen andern würdigeren Gegenstand der Beobachtung zu suchen schienen. „Was für ein Mensch, nicht nur unbedeutend, sondern geradezu tölpelhaft. Und er ist verlobt! Der General hätte auch keine unpassendere Gelegenheit wählen können, mich von diesem Umstand in Kenntniß zu setzen. Was geht mich die Verlobung eines mir völlig unbekannten jungen Menschen an."

Eine Viertelstunde etwa fuhren sie dahin, ohne daß zwischen ihnen auch nur ein Wort gewechselt wurde. Frau von Blittersdorf schaute bald rechts bald links zum Wagen hinaus, wie Jemand, der sein Alleinsein in Mitten einer chaotischen Massenbewegung als eine seltene Wohlthat empfindet.

Aber sie war zu sehr Weib, um der Lust, die Wirkung ihrer Reize in unmittelbarster Weise zu erproben, lange Widerstand zu leisten. Sie erinnerte sich allmälig ihres Begleiters und würdigte ihn sogar hin und wieder eines flüchtigen Seitenblicks. Er saß zwar noch immer unbeweglich in derselben Position des gescholtenen Schulknaben, aber die Beleuchtung der untergehenden Sonne hob alle Vorzüge seiner jugendlichen Erscheinung auf das Glücklichste hervor. Und Frau von Blittersdorf fand, daß in dem dichten, leicht-

Digitized by Google

gelockten Blondhaar des jungen Mannes seltsame Lichtreflexe zitterten, daß der trefflich gepflegte Schnurrbart an Weiche und Fülle nichts zu wünschen übrig ließ und daß der kräftig gebräunte Teint seiner Wangen wie ein natürlicher Firniß auf einer zarten, elastischen Haut saß. Im Zimmer, wo sie mehr das Profil des jungen Mannes studirte, waren ihr diese Einzelheiten entgangen. Eine Regung des Mitleids ging durch ihr Herz.

„Sie sind mir doch nicht böse, Cousin?“ sagte sie mit einem reizenden Verziehen der Mundwinkel.

„Ich bin böse auf mich selbst“, erwiederte er und blickte ihr treuherzig in's Gesicht. „Ich war mehrmals recht ungeschickt und habe daher um Ihre Verzeihung zu bitten, gnädigste Tante.“

„Die Ihnen hiermit gewährt wird.“ Schnell streifte sie den Handschuh von der Rechten und überließ ihm lächelnd vier mit blitzenden Ringen geschmückte Finger, die er nach einander an seine Lippen drückte.

Sie lachte und berührte seine Schulter mit dem zusammengeklappten Fächer. War es Zufall oder Absicht? Ihr Fuß hatte den seinigen berührt. Seine Zehen empfanden den Druck eines feinen Stiefelabsatzes. Es war ein Gefühl, als ob ein electrischer Funke ihn durchzuckte. Als er seinen Platz änderte, zog sich das Stiefelchen zurück; aber es kam in gewissen Zwischenräumen wieder, es schien die Fragen, die man an ihn stellte, eindringlicher zu machen und zugleich für das Interesse, das man an seinen Antworten nahm, in seiner Art Dank zu sagen. Genug, es war ein sehr munteres, zutrauliches Stiefelchen von einer entzückenden Feinheit und Kleinheit. Er hätte es gar zu gern ein Mal in der Hand gehabt! —

„Und nun, lieber Cousin, erzählen Sie mir etwas von Ihrer Braut! Wie sind Sie mit ihr bekannt geworden? Wie oft schreiben Sie sich in der Woche? Ich bin stets neugierig, das Allergenaueste über dergleichen Angelegenheiten zu hören.“

Sie hatte sich behaglich in die schwellenden Kissen zurückgelehnt, ihre rechte Hand spielte mit einer langen goldenen Kette, die ihr über Schultern und Brust herniederhing: ihr ganzes Wesen erschien plötzlich verändert, beruhigt, aufgeklärt.

Curt erzählte, was ihm von seiner Verlobung mit Fräulein von Hirschfeld, Tochter des Generals gleichen Namens, gerade einfiel. Wie er als blutjunger Lieutenant auf dem ersten Officiersball, den er in seiner damaligen Garnisonstadt Görlitz mitmachte, das junge Mädchen kennen gelernt, wie sie ein halbes Dutzend Tänze zusammengetanzt und sofort die Wahrnehmung gemacht hätten, daß ihre beiderseitigen Lebensanschauungen vortrefflich harmonirten. Dann die ersten Präliminarien einer tieferen Verständigung außerhalb des väterlichen Hauses in befreundeten Familien, ein sich daran anknüpfender Briefwechsel und im Frühling des großen Kriegsjahres kurz vor der Scheidung auf ungewisses Wiedersehen das Geständniß unverbrüchlicher Treue.

„Und ist Ihr Fräulein Braut schön, geistreich? Wie ist die Farbe ihres Haares? ihrer Augen? Welche Talente besitzt sie? Ich bitte, Herr von Truested, beschreiben Sie mir die junge Dame auf das Genaueste!“

Statt aller Antwort zog der Lieutenant ein kleines rothledernes Täschchen mit der Aufschrift: „visitos“ aus der Brusttasche seines Rockes hervor und entnahm demselben eine Photographie, die er seiner Tante präsentirte. Sie betrachtete dieselbe mit Interesse.

Digitized by Google

Kreuzverleihung eines geistlichen Ordens.

Digitized by Google

„Ein echtes, deutsches Gesicht. Etwas starke Züge, aber frei von jeder Affectation."

„O! sie ist —"

„Ein Engel, natürlich. Dieser Versicherung bedarf es nicht. Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück, Herr von Trueſted. — Aber da fällt mir ein, warum bringen Sie Ihre Urlaubszeit nicht bei Ihrem Fräulein Braut zu?"

Sie sprach diese Frage leichthin, wie etwas vollkommen Nebensächliches und blickte dabei über den Kutschenrand. Curt war feuerroth geworden. Die Frage berührte das Geheimniß, welches den Gegenstand des Gesprächs zwischen seinem Onkel und ihm gebildet hatte. Der General hatte ihm das Versprechen abgenommen, zu Niemand, ohne Ausnahme, von dieser Sache zu sprechen, am wenigsten aber seiner Frau auch nur die geringste Andeutung darüber zu machen. Zum Glück bemerkte sie seine Verlegenheit nicht. Er hatte Zeit, sich zu sammeln, wobei ihm der Umstand zu Hülfe kam, daß sie in scheinbarer Zerstreutheit das photographische Bildniß hatte zu Boden fallen lassen. Er bückte sich darnach und berührte dabei ihren Fuß, den er in plötzlicher Aufwallung der Gefühle einen Augenblick in seiner Hand hielt und zärtlich drückte. Sie zuckte zusammen und stieß einen kleinen nervösen Schrei aus. Er bat tausendmal um Entschuldigung und sah ihr treuherzig in's Auge. Aber in ihren Blicken schimmerte es wie fernes Wetterleuchten. „Monsieur Curt, Sie sind ein gefährlicher Mann", lächelte sie, ihren Fächer auf seinen Arm fallen lassend.

„Sie wollen mir also nicht antworten?" fragte sie bald darauf, als sie Arm in Arm über den weiten Platz schritten, der sich um die große Siegessäule ausdehnte. Die Ehrlichkeit des Lieutenants gestattete es nicht, daß seine Tante die Frage noch ein Mal wiederholte.

„Es giebt gewisse Dinge, gnädigste Frau", sagte er fest und förmlich, „über die man, da es von den Mitwissern gewünscht wird, unbedingt Stillschweigen beobachten muß, wenn man nicht den Namen eines indiscreten Schwätzers verdienen will. Ein solches Ding ist es, weßwegen ich mich, nach einer flüchtigen Begrüßung meiner Braut, sofort nach Berlin begeben habe. Ob mein Aufenthalt lang oder kurz sein wird, läßt sich bisher nicht absehen. Jedoch werde ich nicht verfehlen, wenn es ohne Verletzung meiner Gewissenspflicht geschehen kann, Ihnen künftighin eine weniger räthselhafte Antwort zu geben."

„Hu! Hu! Das klingt ja ordentlich graulich!" lachte die schöne Frau, in hohem Grade erstaunt über die plötzliche Ernsthaftigkeit des „guten Jungen", dessen Geheimniß sie trotzdem zu durchschauen glaubte. „Sie werden doch in keine staatsgefährliche Verschwörung verwickelt sein, Herr Lieutenant?" Er schüttelte energisch den Kopf. Er fing an, Furcht vor der Frau zu bekommen, die an seinem Arme hing. Er fühlte ihre Ueberlegenheit; er fühlte, daß er zum Verräther werden könnte, wenn sie es wollte. Ein Schauer erfaßte ihn, als sie jetzt die breiten Stufen zum Denkmal hinaufstiegen und sie sich wie ermüdet fester auf ihn stützte. Er fühlte diese kleine, zarte Hand, die sich wie eine eiserne Klammer um seinen Arm spannte. Er fühlte, wie ihr vom Winde getriebener Schleier sich um seinen Nacken schlang. Er wollte ihn abschütteln; aber das leichte Gewebe wurde plötzlich zu einem Netz aus Eisendraht. Er vermochte den Kopf nicht zu bewegen und mußte die Hand gebrauchen, um sich von den luftigen Banden frei zu machen.

„Aber Sie reißen mir ja meinen Schleier in Stücke!"

Digitized by Google

Digitized by Google

Kreuzverleihung eines geistlichen Ordens.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erſchrocken ließ er ihren Arm los und betrachtete mit Zeichen wahrer Herzensangſt die ſaubere Filetarbeit, die jetzt zu einem Knäuel zuſammengewirbelt über ihren Rücken hinabhing.

„Nun! Seien Sie nur wieder gut; es hat nichts zu bedeuten.“ Schmeichelnd lehnte ſie ihre Bruſt an ſeinen Ellenbogen und ſah zu ihm auf mit einem ſo übermüthig ſeligen Ausdruck in den langbewimperten Augen, daß er unwillkürlich die kleine Hand ergriff und herzhaft drückte. Und Hand in Hand umwandelten ſie den Rundbau, von deſſen hoher Marmorwand des genialen Malers Fresken wie die lebendige wiederauferſtandene Zeitgeſchichte mit ernſthaften Zügen herniederblickten. „Wie Mann und Frau“, ſagte ſie mit einem leiſen, aber ſeltſam vertraulichen Accent. Der junge, tapfere Krieger erbebte zum erſten Male in ſeinem Leben unter den widerſtreitenden Gefühlen, die ſeine Bruſt aufregten. Was wollte ſie von ihm? Wollte ſie ſich zwiſchen ihn und ſeinen Oheim drängen? Aber nein, nein! Es war Blasphemie, das nur zu denken. Nur das Ungewohnte der Situation war es, was ihn ſo beengte. Er war niemals ein ſogenannter Damenheld geweſen, ſeine frühzeitige Verlobung, wie ſie ihm das Innerſte einer reinen weiblichen Seele aufſchloß, noch ehe er zum Vollbewußtſein ſeines eigenen Werthes gelangt war, hatte ihn gleichzeitig verhindert, dieſen Werth im leichten loſen Spiel der Koketterie gegen nichts bedeutende Galanterien behaupten zu lernen und nicht bei jedem Zufall des Daſeins le tout pour le tout einzuſetzen. Daher kam es, daß er beim erſten Anlaß ſtrauchelte, wo ein Anderer vielleicht nur den Reiz einer großangelegten Natur bewundert hätte. Je provocirender man ihn behandelte, um ſo zurückhaltender wurde er. An der Seite ſeiner Tante aber empfand er wirkliche Furcht. Dieſelbe ſteigerte ſich in einem bedenklichen Grade, als bei der Wiederankunft in der Villa das Verhängniß völlig über ihn hereinbrach. Der General hatte während ihrer Abweſenheit, infolge allzureichlichen Weingenuſſes während der Mahlzeit, einen ziemlich heftigen Anfall ſeines gichtiſchen Leidens gehabt, welcher noch andauerte und ihn zu jeder Geſelligkeit unfähig machte. Der Oberſt war da geweſen, hatte ſich aber unter Zurücklaſſung eines ungeheuren Tellerbouquets, welches die Zofe triumphirend vorzeigte, wieder entfernt. „Mille choses à votre madame“ waren ſeine letzten Worte geweſen. „Ce qui signifie, qu'il y a un billet pour madame la baronesse“, flötete das Zöfchen, indem ſie auf das Bouquet deutete. Frau Julie befahl ihr, ſich zu entfernen und dem Herrn Lieutenant zu ſagen, daß ſie ihn in ihrem Boudoir erwarte. Die Verehrung des Herrn von Burxdorf war ihr plötzlich ſehr gleichgültig geworden, und während ſie das duftende Briefchen erbrach und die eleganten Schriftzüge, welche ſtets das nämliche Thema behandelten, mit wenigen Blicken überflog, vergegenwärtigte ſie ſich noch einmal die Eindrücke der ſoeben zurückgelegten Spazierfahrt. Die anfängliche Schüchternheit ihres Neffen hatte ſich auf dem Rückwege in eine merkwürdige Verſchloſſenheit und abwehrende Haltung verwandelt. Seine Schweigſamkeit hatte einen Grad erreicht, der unheimlich wurde. Zugleich vermied er es offenbar, ihr in's Auge zu ſehen, ihre Hand, oder auch nur ihr Kleid zu berühren. „Er fürchtet ſich alſo, das iſt klar. Die Furcht kann zu einer gefährlichen Gegnerin werden, wo es ſich nicht um einen offenen ehrlichen Kampf, ſondern um eine Ueberliſtung oder Ueberrumpelung handelt. Vielleicht gelingt es, ſeine Furcht zu zerſtreuen. Durch Liebenswürdigkeit? Nein. Durch Kälte? Nein. Aber durch Offenheit. Ich werde ihm offen und frei erzählen, in welchen Feſſeln ich ſchmachte an

Digitized by Google

der Seite dieses gichtbrüchigen alten Mannes. Ich werde ihm ein Bild entrollen von den Leiden eines Weibes, das mit einem liebeglühenden Herzen an diesen ausgetrockneten Stamm gebunden ist! Ich werde Feuer in seine Seele werfen, das ganze höllische Feuer, das sich seit einem Jahre in meinem Herzen angesammelt hat. Und wenn ihn die Flammen nicht sogleich erfassen, ein Funke wird sicherlich bis auf den Grund seiner ehrlichen deutschen Seele dringen, ein Fünkchen, ein Körnchen Leidenschaft und — und — und" —

Der arme Curt! Mit seltsamen Gefühlen betrat er das Gemach, in welchem die Zauberin, vom Halbdunkel einer Astrallampe umschmeichelt, das weiße Antlitz ganz von schwarzen Locken umgeben, die sich schlangenartig über Busen und Nacken ringelten, schmachtend aus halbgeöffneten Augen ihn anblickend, auf einem Divan ruhte. Die ungewohnte Beleuchtung, der starke Geruch, den das Bouquet verbreitete und das flackernde Kaminfeuer, dessen röthliche Reflexe an den Wänden hin- und wiederspielten, fielen ihm auf die erregten Nerven. Er kam vom Krankenlager seines Oheims. Statt des muntern, lebenslustigen Greises, dem er vor kaum zwei Stunden die Hand gedrückt und dessen Stimme kräftig und voll klang, wie die einer so eben aufgezogenen Glockenuhr, hatte er ein Gespenst zu sehen geglaubt, mit eingesunkener Brust nach Athem ringend, ein armes, gebrochenes Menschenkind, dessen Stunde abgelaufen war, und das selber nichts sehnlicher wünscht, als endlichen Stillstand und Befreiung von dieser jammervollen Körperlast. Es war nicht viel gesprochen worden zwischen Oheim und Neffen und das Wenige in Zeichen und Tönen, die kaum ihnen selbst verständlich waren. Nur so viel ließ sich aus den Geberden des Alten vernehmen, aus der Art, wie er mit den zitternden Armen nach einem großen Schreibpult deutete und dann die Hand seines Neffen convulsivisch an sein Herz preßte, daß es sich um eine Vermögensfrage handelte, über welche ein im Pulte verwahrtes Papier den nöthigen Aufschluß ertheilen sollte. — Mit diesem Bild vor der Seele betrat er das Boudoir der schönen Frau. Er war nach dem, was er gesehen und gehört hatte, auf wilde Schmerzensausbrüche, auf Thränen und Wehklagen gefaßt.

„Sie sind auch leidend, liebe Tante?" sagte er mit dem ganzen Aufgebot seiner Kraft gegen die in ihm aufsteigende Stimmung krankhafter Hingegebenheit ankämpfend. „Die Fahrt hat Sie angegriffen, Sie bedürfen der Ruhe und werden es mir Dank wissen, wenn ich dem Wunsche des Onkels, Ihnen Gesellschaft zu leisten, nicht nachkomme."

„Bleiben Sie. Es ist Nichts als ein Bischen Migräne. Das viele Wagengerassel, der Staub und dann die plötzliche Nachricht von dem Unwohlsein des Generals hat meine Kopfnerven stark angegriffen. Aber mir ist schon besser. Ihre Gegenwart, lieber Cousin, hat etwas Beruhigendes für mich und fast möchte ich jetzt auf den Vorschlag meines Gatten zurückkommen, Ihnen in unserm Hause Quartier zu bereiten."

Die Worte stahlen sich wie leiser Hauch der ersterbenden Seele über ihre Lippen. Man sah kaum, daß die letzteren sich bewegten. Aber ihre großen Augen waren jetzt ganz geöffnet und ruhten voll mit einem unsäglichen Ausdruck des Schmerzes auf dem jungen Mann. Die alte Angst regte sich in ihm. Er zitterte heftig. Nicht viel fehlte, so wäre er vor ihr laut weinend in die Knie gesunken, wie ein Kind, das um Verzeihung für einen begangenen Fehler bittet.

„Sie zittern? Ist Ihnen nicht wohl?"

Digitized by Google

„Mir — ist — ganz — wohl."

„Helfen Sie mir ein Bischen, mich aufrecht zu setzen! So, ich danke. — Aber Ihre Hände sind ja kalt wie Eis. Im Ernst, lieber Curt, Ihr Aussehen ängstigt mich. Nehmen Sie dort aus der Crystallflasche ein Schlückchen italienischen Weines. — Bitte, thun Sie mir den Gefallen —"

Er wankte nach der Etagère, auf welcher eine mit goldigem Weine gefüllte Flasche und Gläser standen. Er goß eines der größten bis an den Rand voll und trank es mit einem Zuge aus. Wie flüssiges Erz strömte der starke feurige Wein durch seine Adern, seine Pulse begannen zu hämmern, wie im Fieber, und vor seinen Augen schwebte eine weiße Gestalt mit dunkeln Augen und rothen Lippen. Und er sah, wie ihre Arme sich verlangend nach ihm ausstreckten. — Wie ein Wahnsinniger stürzte er aus dem Zimmer, zum Hause hinaus. — Erst am Gartenpförtchen machte er Halt. Die kühle Abendluft gab ihm seine Besinnung wieder und langsam kehrte er durch den Park nach der Stadt zurück, gleich einem Nachtwandler, der nicht weiß, was mit ihm geschieht.

— —

Es war um die Rosenzeit. Der erste Schmelz und jener jungfräuliche Zauber, der uns im Monat Mai entzückte, war längst von den Bäumen und Sträuchern des Thiergartens gewichen und hatte sich mit den Villenbewohnern und Equipagenbesitzern auf die Wanderschaft begeben zu entfernten Quellnymphen und zu den Gebirgsgottheiten, wo die Freiheit und die gute Luft zu Hause sind. Das frische, freudige Aussehen des Maiengrüns war verschwunden. Das Laub der hochragenden Eichen, der breitästigen Linden und der Flieder- und Hollundersträucher trauerte in Sack und Asche, denn seit vierzehn Tagen war kein Thautropfen vom ewig heitern Himmel auf die Erde gelangt. Frischer und grüner, als in dem öffentlichen Theile des Parks sah es in den dicht daran grenzenden privaten Gärten und Gärtchen der Reichen aus, hinter deren eisernen Stacketgittern der wohlgepflegte und aus nieversiegender Quelle getränkte Rasen mit den zierlich zugeschnittenen Buchsbaumhecken auf die stiefmütterlich behandelte Natur da draußen aristokratisch vornehme Seitenblicke warf. Auch in dem Gärtchen vor der Villa Blittersdorf strömte ein üppiger Blüthen- und Blumenflor seine berauschenden Wohlgerüche in die Lüfte. Auf einem kunstvollen Sprudel, der sich bald in Gestalt eines Trichters, bald eines fächerförmigen Gewächses um seine eigene Achse drehte, tanzte eine silberne Kugel im glitzernden Sonnenlicht, während die hochaufschießenden Wasserstrahlen Tausende von diamantnen Thauperlen unter Gras und Blumen verstreuten.

In einem der Hinterzimmer, geschützt gegen belästigende Sonnenstrahlen und zudringliches Geräusch der Welt, lag der General auf den weichen Polstern einer Causeuse, angethan mit einem prächtigen Schlafpelz aus dunkelgrünem Sammet und reichem Schnurenbesatz, die kranken Beine dicht eingehüllt in wärmende Decken und Tücher. Der arme, alte Herr. Er hatte sich von dem Schlage, der ihn bei der ersten Wiederkehr seines Hochzeitstages getroffen, nur langsam und mit Mühe erholt. Sein derbes, wettergebräuntes Gesicht war ganz klein und blaß geworden: es fehlte das gute und gesunde Lächeln, der Wiederschein inneren Wohlbehagens. Ein finsterer Ernst sprach aus den tiefen Falten der Stirn und eine unendliche Bitterkeit lag um das hermetisch geschlossene Lippenpaar. Er konnte sich nicht bewegen, er konnte den Arm nicht rühren ohne eine Empfindung, als ob ihm die Gelenke lang-

Digitized by

sam ausgedreht würden. Wie lange sollte dieser Zustand noch dauern! Und ach! er konnte nicht rauchen, weder Pfeife, noch Cigarren. Seine durch die furchtbaren Schmerzen und den unausgesetzten Gebrauch des Opiums stark angegriffenen Nerven vertrugen das süße Gift des Nikotins nicht mehr. Nach den ersten Zügen schon überfiel ihn ein Schwindel, eine Kraftlosigkeit, daß er seufzend das geliebte, sorgenzerstreuende Rohr aus der Hand legen und zu irgend einem Journal oder einem langweiligen Schmöker greifen mußte, um nur nicht immer an ein und dasselbe zu denken. Zu jeder Zeit des Tages, wenn das trübe Lämpchen seine matten Strahlen auf die Bettdecke ergoß, oder wenn die Landschaft draußen im hellen Sonnenschein lag, waren es die Gedanken, die gleich schwarzen, unermüdlichen Vögeln sein Haupt umkreisten, oder gleich ekelen dickbäuchigen Spinnen ihr grausiges Gewebe über ihn ausbreiteten. Der General dachte an seine Frau und die Veränderung, die mit ihr in den letzten Wochen, eigentlich, wie er sich zusammenrechnete, seit Beginn seiner Krankheit vorgegangen war. Zwar an jenen äußerlichen Aufmerksamkeiten, die ihr so zu sagen zur zweiten Natur geworden waren, ließ sie es nach wie vor nicht fehlen. Sie benahm sich ganz wie die barmherzige Schwester im Lazareth von Pont-à-Mousson. Niemals fehlte der frische Blumenstrauß auf seinem Frühstückstisch. Sie selber erschien pünctlich zur nämlichen frühen Stunde, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Auch während des Tages kam sie öfters, legte ihm die Kissen zurecht, trocknete den Schweiß von seiner Stirn und drückte ihre rothen frischen Lippen auf sein abgemagertes Antlitz. Selbst des Nachts kam sie zuweilen. Wenn der Schlaf sein Lager floh und seine Schmerzen den höchsten Grad erreichten, dann schwebte eine Gestalt in langem, weißem Gewande geräuschlos zur Thür herein, beugte sich über den Todtkranken und sprach Worte des Trostes und der Hoffnung in sein Herz.

Aber dennoch war eine Veränderung mit ihr vorgegangen, eine tiefe, durchgreifende Veränderung. Die Hand, mit der sie seinen Puls befühlte, oder seine fieberheiße Stirn berührte, war kalt. Kalt war auch der Hauch ihres Mundes und der Blick ihres Auges. Niemals kam ein Wort der Klage oder ein Seufzer der Unzufriedenheit über ihre Lippen. Und dennoch glaubte der Kranke zu fühlen, daß sie das, was sie that, nur im Bewußtsein ihrer Pflicht that, daß sie diese Pflicht, der sie anscheinend mit so guter Manier nachkam, innerlich als eine Last empfand. Ihre Stimme, sonst wahres Labsal für sein liebebedürftiges Herz, hatte einen harten, ja grausamen Klang angenommen. Es war klar, daß ein Etwas, ein Gedanke, eine Person zwischen sie und ihn getreten war, eine Gestalt, die ihn verdrängte, mit einem Wort: ein glücklicher Nebenbuhler. Dies war der Punct, auf dem seine fiebernde Phantasie haftete; dies waren die schwarzen Vögel, die mit ihren ehernen Fittigen seine Stirn streiften! Ach! warum mußte er gerade jetzt krank werden! Jetzt!!! Dieses Wort peinigte ihn wie ein schmerzhafter Zahn. Er sprach es unablässig vor sich hin. Er ballte die Fäuste; er hob seinen Oberkörper krämpfig in die Höhe, wie der verwundete Panther, der den Jäger herannahen sieht, um ihm den Todesstoß zu versetzen. Jetzt!!! Warum gerade jetzt, im entscheidenden Augenblicke, wo die Krisis an ihn herantrat, die lang befürchtete Krisis. „Es muß ein Ende haben!“ Wie oft hatte er auch diese Worte vor sich hingesprochen. Und dann war es, als ob ein Stück der alten wilden Energie, die Bronceader seiner Natur, in den alten, siechen Körper zurückkehrte und ihn mit neuem Leben erfüllte. „Ich werde mir Ge-

Digitized by Google

wißheit verschaffen.“ Worüber? Wodurch? Wer war es, dessen Namen er zwischen den Zähnen zerbiß? Wem galten die gräßlichen Flüche, die er ausstieß, wenn der geistige Schmerz eine Höhe erreichte, gegen welche alle Körperpein Labsal und Erquickung war? Niemand! Das Unbekannte, das Furchtbarste unter allen Uebeln der Gegenwart, drückte auch den grimmigsten Trotz seiner Seele zu Boden. Alle Vermuthungen zerschellten an dem unverrückbaren Felsen der logischen Unmöglichkeit. Er hatte mit Burxdorf angefangen und war bei Curt stehen geblieben.

Zwischen seiner Frau und seinem Neffen bestand seit dem Tage ihrer Bekanntschaft ein feindseliges Verhältniß. Mit heimlicher Befriedigung gestand er sich, daß diese Feindschaft nicht unbegründet war. Er selber hatte seiner Frau Mittheilungen von gewissen Vermögensarrangements gemacht, die er bereits vor seiner Verheirathung zu Gunsten des selber mittellosen Lieutenants getroffen und seitdem nicht widerrufen hatte. Er hatte ihr ferner mitgetheilt, daß es noch jetzt seine ernste und wohlüberlegte Absicht sei, wenn ihm Gott wieder zu neuen Lebenskräften verhelfe, seinen Neffen an Kindesstatt anzunehmen, um einen Erben seines Namens und des Majoratguts Blittersdorf zu haben. Diese Mittheilung war ihm ganz besonders schwer geworden. Aber nun, da es überstanden war, fühlte er doch eine innere Befriedigung. Sie wußte nun, woran sie sich zu halten hatte. Unter diesen Umständen fiel es ihm auch nicht auf, daß die Besuche Curt's in seinem Zimmer seltener und immer seltener wurden. Er fand darin nur einen neuen Ausdruck der Abneigung, die zwischen seiner Frau und ihrem künftigen Adoptivsohn herrschte. Denn wenn er ihn besuchte, mußte er Anstandshalber auch ihr eine Visite machen. Und diese Wahrnehmung hatte in seiner jetzigen Lage etwas Wohlthuendes für ihn. Im Uebrigen hoffte er auf die Zukunft.

Curt's Urlaub war auf unbestimmte Zeit verlängert worden, man beabsichtigte, ihn im Generalstabe anzustellen. Und war er erst dauernd in Berlin fixirt, so ließ sich Alles bequem arrangiren. Auf Curt's Ergebenheit konnte er unbedingt vertrauen: es gäbe ja keinen Gott in der Welt, wenn auch dieser von ihm abfiele. —

Es war um die Rosenzeit. Das Zimmer war erfüllt mit süßen Düften. Ein von der Generalin selbst gebundener Strauß von rothen und weißen Rosen stand am offenen Fenster, aus der Ferne klangen die Spielweisen einer Orchestercapelle herüber, oft und stets gern gehörte Melodien aus der Jugendzeit, Zurufe einer fröhlichen Vergangenheit. Wie gute alte Bekannte nickten sie ihm zu, winkten ihm Grüße aus jenem stillen Lande, wo einige seiner besten Freunde bereits Ruhe gefunden hatten. Und er! er war allein zurückgeblieben: o, wenn er wenigstens einen wahrhaften Freund an der Seite hätte. Er lächelte: eine angenehme Müdigkeit sank auf seine durch andauernde Schlaflosigkeit fieberhaft gerötheten Augen. Sein Haupt fiel zurück, ein sanfter Schlummer hatte seine Freundesarme um den Verlassenen geschlungen.

Frau von Blittersdorf saß in ihrem Boudoir. Die Flügel des großen Fensters waren weit geöffnet, aber die gleich einem weißen Segel im Winde sich blähende Marquise hielt den allzuheftigen Luftzug ab, und hohe Topfgewächse bildeten eine blühende Mauer gegen das aufdringliche, indiscrete Tageslicht. Die schöne Frau war nicht allein. Zu ihren Füßen in halbliegender, halbkniender Stellung befand sich ein junger Mann, dessen Kopf fast in

Digitized by Google

ihrem Schooße ruhte und dessen schöne dunkle Augen mit dem Ausdruck unverkennbaren Entzückens zu ihr aufblickten. Ihre weißen Finger wühlten in seinem kurzen, aber starken, wenig gekrausten Blondhaar, ihre Blicke begegneten den seinigen und strahlten die Seligkeit zurück, die ihnen entgegenfluthete. Sie beugte sich zu ihm nieder und küßte ihm Stirn und Nacken, und er schlang seine Arme um ihren Hals und zog ihre Lippen auf die seinigen, die sich begierig daran festsaugten und Seele gegen Seele austauschten. So saßen die Beiden schon seit einer Stunde: es war das Fest der Versöhnung, der Wiederfindung des Paradieses, das sie alltäglich zu dieser Frist feierten. Es war still um sie her. Die ab- und zugehende Luft verwehte ihre Seufzer in die Fernen. Nur wenige abgerissene Laute, wie sie die Liebe spricht, dem Ohre kaum vernehmlich, nur verständlich dem Herzen, stahlen sich in seltenen Zwischenräumen über ihre Lippen.

Eine Stunde sagte ich? Das einzige menschliche Wesen, welches hierüber hätte genau Auskunft geben können — denn es war gesagt worden, daß die gnädige Frau vor Ablauf einer Stunde für Niemand ohne Ausnahme zu sprechen sei — die erfahrene Kammerzofe Sabine, hatte ihren Posten im Vorzimmer längst verlassen. Sie hielt es für angemessener dem Beispiel ihrer Herrschaft zu folgen und den ehemaligen Feldwebel Anton, der bisher nur in weiten Kreisen der Bewunderung sie umschwärmt hatte, etwas näher in den Bereich ihrer kleinen zierlichen Gestalt zu ziehen. Ein höchst geeignetes Terrain hierfür bot die hinter dem Hause unmittelbar unter dem Fenster, welches zum Schlafzimmer des Generals gehörte, versteckt gelegene, die Aussicht auf das freie Feld gestattende Geisblattlaube. Dorthinein war Sabine geschlüpft, als sie, das Ohr am Schlüsselloch, sich überzeugt hatte, daß die gnädige Frau ihrer nicht mehr bedürfte. Anton empfing sie mit offenen Armen. Sabine, als kluge Evastochter, sträubte ein Wenig das Gefieder und girrte mit der Miene einer unter den Klauen des Adlers erliegenden Taube: „Mais, monsieur Anton.“ Indessen der tapfere Feldwebel ließ sich nicht irre machen, sein Herz brannte lichterloh und er hatte sich geschworen, lieber seinen Schnurrbart abschneiden zu lassen, als noch länger Junggeselle zu bleiben. Ein Schwur, den bekanntlich noch jeder Mann von fünfunddreißig Jahren gehalten hat. Mit einem Blick gegen den Himmel ergab sich endlich Sabine in ihr Schicksal. Nachdem jedoch die ersten Gluthen sich einigermaßen gekühlt hatten, ergriff der getreue Kammerdiener seines Herrn das Wort, um „eine Angelegenheit, die ihm längst auf der Seele brannte, zur Sprache zu bringen.“ Er machte dabei eine Bewegung des Kopfes nach dem Fenster, welches zum Zimmer des Generals gehörte. Das niedliche Zöschen schien mit einer derartigen Erörterung durchaus nicht einverstanden. Sie bedeckte mit dem Zeigefinger der rechten Hand ihr winzig kleines Mündchen, ließ das höchst bewegliche Augenpaar einige Mal im Kreise herumrollen und sagte dann mit einem sehr energischen Tone: „laissons cela.“ Aber Anton, als tapferer Vertheidiger der Rechte seines Herrn, wich und wankte nicht. Mit einer kurzen wirkungsvollen Ansprache eröffnete er das Gefecht. Was denn daraus werden solle?! Es sei doch ein Scandal, daß man es wage, einem so würdigen, tapfern Herrn in seinen vier Pfählen Hörner aufzusetzen. Ob denn so etwas in Frankreich auch erlaubt sei? Wenn es ihm passirte, er würde dem Musje — und wenn er tausend Mal Lieutenant wäre — mit dem ersten besten Eselskinnbacken den Schädel einschlagen. Sabinchen schien gerührt. Sie zupfte lächelnd ihre seidene Tändelschürze zurecht, deren Glätte

Digitized by Google

und Frische durch die stürmischen Liebesbezeugungen des ehemaligen Feldwebels stark gelitten hatten. „Wenn man's recht nimmt, monsieur Anton, so ist es eine Sünde, was Madame an ihrem guten Manne begeht. Aber", sie warf ihm von der Seite einen Blick zu, der einem Landsturmsaufgebot Concurrenz machen konnte — „sie lieben sich ja doch. Und dann sind der Herr General ein alter gichtbrüchiger Mann und sie ist so jung und so hübsch, ach! eine so elegante Frau. Und er ist ja doch auch ihr Cousin, es bleibt also in der Familie. Und am Ende, lieber monsieur Anton, was gehts uns an?!" Sabine hatte ihre guten Gründe, weshalb sie so entschieden die Partei des jungen Lieutenants verfocht; die Gründe waren so gut, so klingend und so allgemein gültig, daß sie in gleicher Weise auch für den Obersten von Burxdorf gesprochen hätte, wenn dieser galante Herr bei ihrer Herrschaft Sieger geblieben wäre. Anton, der nichts von diesen Gründen wußte, hörte ihr aufmerksam zu, schien aber von dem, was sie sagte, nicht sehr überzeugt zu werden. „Gerade darin, Mamsel Sabine", sagte er, den Finger an die Nase legend, „gerade darin besteht das Schandbare, daß dieser Herr von Truested ein so naher Verwandter unseres Generals ist und ihm eigentlich seine ganze Carrière zu verdanken hat. Was meine eigenen Wünsche angeht, so stimmen dieselben viel eher zu dem jetzigen Verhältniß der gnädigen Frau, als zu dem mit dem Obersten, der mir eine ganz besonders verhaßte Person war." Die kleinen Augen des getreuen Anton leuchteten bei der Erwähnung des früheren Gegenstandes seiner Eifersucht in unheimlicher Weise und er zerbiß einen von jenen Flüchen zwischen den Zähnen, welche in ihrer ganzen markerschütternden Tendenz nur dem rekrutendrillenden preußischen Unteroffizier zu Gebote stehen. Sabine, sichtlich geschmeichelt durch diesen Ausbruch germanischen Mannestrotzes, ließ ihr wohlgepflegtes Händchen mit den langen spitzen Nägeln sanft streichelnd über die Schulter ihres Anbeters gleiten und wendete noch einmal ihre ganze Beredsamkeit auf, um die finstern Gedanken, welche in der Seele ihres Geliebten sich festzusetzen drohten, ein für alle Mal aus dem Felde zu schlagen. „Was wollen wir armen Dienstboten thun, wenn die Herrschaft mit dem Bösen im Bunde steht. Wir können nur zu Gott beten, daß er ihr Herz wenden und Alles zum Guten leiten möge. Sehen Sie, lieber Herr Anton", sie betonte das „lieber" in einer Weise, daß Anton nicht umhin konnte, seinen Arm um ihre Taille zu schlingen und die beiden großen Zöpfe, die über ihren Rücken hingen, in pendelnde Bewegung zu setzen. „Wenn Sie auch dem Herrn einen Wink geben wollten, oder wenn ich der Frau wollte zu verstehen geben, daß sie ihrem Liebhaber wenigstens außerhalb des Hauses Rendezvous geben sollte, es würde doch kein Resultat haben. Der Herr würde Ihnen nicht glauben, sondern Sie wahrscheinlich aus dem Dienste jagen. Und mir würde man ganz gewiß sofort den Dienst aufkündigen. Dann wäre unser schönes Verhältniß gestört und wir könnten lange warten, bis wir wiederum einmal zusammenkämen." Die letzteren Erwägungen fielen bei dem liebenden Anton auf einen fruchtbareren Boden. Er ließ sich endlich, trotzdem er im Innern immer noch nicht überzeugt war, von der gewandten Französin das heilige Versprechen abnehmen, Nichts in der Sache zu unternehmen, ohne sie vorher um Rath zu fragen. Nachdem der Friedensschluß durch einige Küsse besiegelt war, ging man Arm in Arm noch ein halbes Stündchen im Garten spazieren und verfügte sich dann ein Jeder auf seinen Posten, um den Dingen, die da kommen würden, gefaßt entgegenzusehen.

Digitized by Google

Obgleich es inzwischen bereits völlig dunkel geworden war, fand Sabine die Thür zum Boudoir ihrer Herrin noch immer fest verschlossen.

Neugierig lauschte und lehnte sie ihr Ohr an das Schlüsselloch. Aber immer blieb Alles still. Sie zündete eine Kerze an, setzte sich mit übereinandergelegten Beinen in einen Sessel, holte aus der Tasche ihres Kleides ein niedliches, kleines Portemonnaie hervor und begann den Inhalt desselben in ihrem Schooß auszubreiten. Es war ein Dutzend winziger Münzen, die sie beim Schein der Kerze eine nach der andern aufmerksam betrachtete, aber es waren lauter Goldmünzen. Sabinchen seufzte. „Am Golde hängt, nach Golde drängt doch Alles! Ach! wenn werden wir endlich so viel erspart haben, daß wir mit Anstand einen eigenen Herd gründen können."

Nachdem sie ihren Schatz genugsam beäugelt hatte, versteckte sie ihn wieder sorgfältig in ihrem Täschchen und lehnte sich mit dem abandon einer großen Dame in den Sessel zurück. Eine halbe Stunde mochte sie so verträumt haben, als im Nebenzimmer zweimal die Glocke der Generalin ertönte. Das Zöschen rieb sich den Schlaf aus den Augen, reckte den Oberkörper in die Höhe, reinigte die schmalen Sohlen ihrer Stiefelchen auf einer neben der Thür liegenden Decke und trat mit zierlichen Schritten ein.

Die gnädige Frau war allein. Sie hatte bereits das Nachtgewand angelegt und saß mit dem Rücken gegen die Thür vor ihrem Schreibtisch.

„Du kannst zu Bett gehen, Sabine. Ich bedarf Deiner nicht mehr." Ein zierlicher Knix und ein „des rêves agréables" war die stehende Antwort der Zofe. „Apropos, Sabine, Monsieur le général, comment est-il?" „Son excellence dort depuis une heure." Damit war die Audienz zu Ende.

Frau von Blittersdorf hatte kaum die Lippen bewegt. Sie saß unbeweglich, mit starren Augen den Fußboden fixirend. Die Nachtwinde wehten kühler herein. Vom fernen Gewässer ertönte der Ruf der Unke und durch die Luft ging es bisweilen wie Geseufz eines schwer Leidenden.

Frau von Blittersdorf stand auf und schloß das Fenster. Die weiße Gestalt mit dem lang herabhängenden, rabenschwarzen Haar machte einen gespenstischen Eindruck. Als ihr ihr Bild aus dem Spiegel entgegentrat, erfaßte sie kaltes Entsetzen. Es ist nicht gut, wenn der Mensch in dergleichen Augenblicken seine eigene Gestalt sieht. An Stelle der früheren Unbeweglichkeit trat ruhelose Hast. Das Zimmer schien sie zu beengen. Sie öffnete eine Seitenthür und dann noch eine und begann, obgleich es bereits auf Mitternacht ging, mit großen Schritten die drei an einander grenzenden Räumlichkeiten zu durchmessen.

Sie befand sich augenscheinlich unter der Herrschaft eines Gefühls, welches sich sehr gegen ihren Willen ihrer bemächtigt hatte. Sie mußte sich gestehen, daß der junge unbedeutende Mensch, der Lieutenant von Truested, mit dem sie noch vor wenigen Wochen glaubte verfahren zu können, wie der Bildner mit dem Thon, den er entweder nach seinem Willen modelt oder als unbrauchbar wegwirft, anfing, ihr gefährlich zu werden. Unter ihren eigenen Händen hatte sich der Thon zu einem lebendigen, selbstständigen Wesen gestaltet, welches die Hand zurückstieß, die ihn lenken wollte. Längst war sie im Besitz jenes Geheimnisses, welches, wie sie sich einzureden glaubte, die erste Veranlassung gewesen, warum sie sich der Seele des Jünglings bemächtigte. Sie hatte den Schlüssel nicht aus seiner, sondern aus den Händen ihres Gatten empfangen.

Digitized by Google

Dadurch hatte ihre Taktik indessen keine wesentliche Aenderung erfahren. Es galt nun so zu manövriren, daß der Lieutenant entweder zu einem freiwilligen Verzicht vermocht wurde — wozu keine Aussicht vorhanden war — oder sich in den Augen seines Onkels derartig compromittirte, daß jene ihm zugedachte Wohlthat zu einer Unmöglichkeit wurde. In diesem Sinne hatte Frau von Blittersdorf ihre Rolle als Märtyrerin bis zu einem Puncte fortgeführt, wo die Katastrophe unausbleiblich war. Diese aber brach herein mit einer Gewalt, die das mit großer Kunstfertigkeit errichtete Gebäude ihrer Koketterie unbarmherzig über den Haufen warf. Curt hatte den ersten süßen Lockrufen der Circe einen mannhaften Widerstand entgegengesetzt, mannhaft deswegen, weil er, weit davon entfernt, die Komödie, die man mit ihm spielte, zu durchschauen, vom ersten Erblicken des verführerischen Weibes mit einer Leidenschaft zu kämpfen hatte, die seine ruhige, durchaus an normale Verhältnisse gewöhnte Natur in ihren Grundvesten erschütterte. Ein tiefes Mitleid mit der schönen Unglücklichen war das erste Gefühl, dem er sich rückhaltlos überließ. Sie nannte ihn ihren Tröster, den Befreier aus den Banden der Einsamkeit. Aber schnell riß sie ihm auch diese Maske ab. Er wurde ihr rettender Engel, ihr starker Hort in schwachen Augenblicken. Die Figur Burxdorfs war es, mit der sie diesen Schachzug bewirkte. Der galante Oberst hatte seit der Erkrankung des Generals an der Thür ihres Boudoirs mehrmals vergeblich um Einlaß gefleht, aber ein Mal war es ihm doch gelungen, die „Grausame" zu überraschen. Curt kam dazu und störte das tête-à-tête. Der Oberst, als kluger Stratege, trat einen geordneten Rückzug an, schien aber seine Position noch keineswegs für unhaltbar zu betrachten. Denn am nächsten Tage fand Curt seine Tante in Thränen aufgelöst, vor ihr lag eines der goldgeränderten Burxdorf'schen Billets, welches die denkbar kunstvollsten Umschreibungen des Themas vom in Liebe sich verzehrenden Herzen enthielt. Wie ein zum Tode verwundetes Reh flüchtete die schöne Frau in die Arme ihres cher cousin. „Schützen Sie mich gegen diesen Mann — und gegen mich selber", setzte sie leiser hinzu, indem sie seine Hand mit Thränen benetzte. Curt war sofort bereit, mit seinem Degen den Verräther zu bestrafen, der schon soviel Unglück über edle Frauenseelen gebracht. „Nur das nicht, lieber Curt", hauchte sie fast athemlos. „Ich bitte, ich beschwöre Sie, schonen Sie Ihr theures Leben. Ich würde vergehen, wenn Ihnen von diesem Elenden ein Leids widerführe." Selbstverständlich fand eine Herausforderung statt, die indessen zu keinem Resultate führte, da Burxdorf, Schulden halber plötzlich cassirt, aus Berlin spurlos verschwunden war. Nunmehr wurde aus dem Rettungsengel der jugendliche Halbgott, zu dem sie mit Bewunderung emporblickte. „Ein Leben für ihn, mit ihm, durch ihn, ein verdoppeltes, verdreifachtes Leben. Eine Seligkeit ohne Ende. An diesem Herzen wollte ich ihn halten. Nichts, nichts in der Welt sollte ihn mir entreißen. Mit klopfenden Pulsen sah ich ihn kommen, meine Gedanken umschwärmten ihn, wo er auch weilte. In seinen Armen wollte ich noch einmal gut und fromm werden." Mit dergleichen Bruchstücken von Liebesraserei, die sie in ihrem Boudoir verstreut liegen ließ, suchte sie der Phantasie des Jünglings das Ziel ihrer Wünsche unverlöschlich einzubrennen. Das Mittel war schlecht gewählt. Denn dem tapfern Lieutenant fehlte jeder Sinn für ästhetische Reizungen.

Eines Tages kam er zu ungewohnter Stunde. Er wollte sie überraschen. Aber eine Frau, die sich auf dem Kriegspfade befindet, ist stets ge

Digitized by Google

rüstet, dem Angriff des Liebhabers zuvorzukommen. Er fand sie auf dem Sopha ausgebreitet, leidend, schmachtend, wie an jenem ersten Abend, wo sie ihn von ihrer traurigen Vergangenheit und ihrer noch traurigeren Gegenwart unterhielt. Ein blüthenweißes Négligécostüm umschloß lose ihren zur Liebe geschaffenen Körper, hier einen Einblick in die unverhüllte Natur gestattend, dort die plastische Schönheit der verborgenen in herrlichen Contouren zeigend. Mit einem unbeschreiblichen Ausdruck der Ermattung streckte sie ihm eine wie in Alabaster gemeißelte Hand entgegen. „Ich leide, mein Freund", hauchte sie, „aber ich leide mit Recht. Denn ich habe mich mit Bewußtsein in einen Kampf begeben, in dem ich unterliegen mußte." Sie warf den Kopf zur Seite, um ihre hervorstürzenden Thränen zu verbergen, dabei glitt die Stickerei ihres Nachtgewandes von der Schulter und ihre herrliche Büste trat glänzend aus der Umhüllung hervor. Curt schien von allen diesen Wundern nichts zu sehen. Er hörte nur den aus tiefster Seele hervordringenden Schrei des nach Liebe verschmachtenden Weibes. Er beugte sich über sie und mit einer Stimme, in der sein ganzes Herz nachzitterte und nach Fassung rang, sagte er: „Julie! Ich gehöre Dir mit Leib, Seele und Allem, was mein ist. Willst Du nun auch die Meine sein?" Sie lag schon in seinen Armen; ihre Antwort erstickte in den wilden, glühenden Küssen, die sie austauschten.

Ihre Liebe war nun gerade einen Monat alt, oder richtiger, sie verjüngte sich von Tag zu Tage. Curt liebte zum ersten Male wahrhaft und wirklich. Die Liebe erfüllte all sein Denk- und Empfindungsvermögen, für andere Gedanken blieb kein Raum übrig, das Feuer der Leidenschaft verzehrte sie im Entstehen. Am allerwenigsten waren es Vorwürfe des Gewissens, oder sogenannter moralischer Katzenjammer, der ihn peinigte, er war ein Held auch in der Sünde, oder wenn man will, im Bösen. Oberflächlich wurde dieser Gegenstand ein Mal von ihm berührt.

„Ich habe", sagte er mit seiner starken Stimme, unbekümmert, ob ihn Jemand hörte, „mit der Vergangenheit gebrochen. Mein bisheriges Leben war ein Träumen, ein Vegetiren. Und sollte ich in diesem Augenblick zu Grunde gehen, weil ich der Rache verfallen bin, ich würde die Stunde segnen, wo ich Dir zuerst begegnete, Geliebte. Was ist die Rache?! Eine edle Leidenschaft, wo es sich um große Zwecke der Menschheit handelt, wo es gilt, das Recht, die Freiheit zurückzuerobern, oder ihre Räuber zu strafen; aber ein elendes, kleinliches, ränkespinnendes Ungeheuer, wo es sich gegen die Rechte des Herzens richtet. — War es mein Fehler, daß ich zu lieben glaubte, wo mich ein hübsches Gesicht, eine zierliche Gestalt, ein poetisches Mitempfinden inmitten einer langweiligen, häßlichen, philisterhaften Umgebung fesselten? Nein! es war einzig und allein die Schuld der Umstände. Ist der Pilger strafbar, der auf der Wüstenwanderung seine Flasche mit fauligem Wasser füllt und, an die Stätte des Ueberflusses gelangt, die Flasche fortwirft und seinen Geist mit köstlichem Weine erfrischt?"

Frau von Blittersdorf war innerlich erschrocken vor der Kühnheit und Rücksichtslosigkeit der Leidenschaft, die sich in diesen Bildern entfaltete. Sie fürchtete nichts mehr als den Dämon, der unerbittlich, grausam wie die Elemente, seinem Ziele zustrebt. Sie suchte sich damit zu trösten, daß bei den jungen, kaum dreiundzwanzigjährigen Manne, nachdem die Flamme ihre Höhe erreicht, sich allmälig nach dem Gesetze der Natur — wir wollen sagen, der gewöhnlichen Natur — ein ruhig und gemüthlich brennendes Feuer entwickeln würde, auf dem ihre schönen Augen mit Wohlgefallen ruhen könn-

Digitized by Google

ten, ohne geblendet zu werden. Sie versuchte es zuerst mit einem majestätischen Lächeln. Sie wollte ihn zu ihren Füßen sehen, als Liebenden zwar, aber als den gehorsamen Knaben, der auf die Winke seiner Herrin lauscht. Sie versuchte es, zu befehlen, sie verweigerte die ferneren Zusammenkünfte in ihrem Hause, sie bestimmte auswärtige Rendezvous in der Oper und da diese bald geschlossen wurde, in entfernt belegenen, wenig besuchten Localen. Aber Curt, so wenig er empfänglich war für die Lockungen der erhitzten Phantasie, so sehr Alles, was er that, aus einem vollen und ganzen Herzen kam, so wenig war er gewillt, den Untergebenen auch nur zu spielen, oder auf Bedingungen einzugehen und sich Zugeständnisse abhandeln zu lassen. „Le tout pour le tout" war sein Wahlspruch. Die Thür, die er eines Tages verschlossen fand, erbrach er mit Gewalt. „Denjenigen, der mir den Weg zu Dir versperrte", sagte er mit einer Entschiedenheit, die nur der Leidenschaft möglich ist, „würde ich ohne Bedenken ermorden und wenn es mein liebster Freund wäre." Sie wollte ihn zurückstoßen, vor ihm fliehen, sie blieb kalt, wenn er glühte, sie verlachte seine Liebesschwüre, sie versuchte es sogar, ihn eifersüchtig zu machen. Sie beschwor aufs neue das Gespenst des schönen Obersten herauf, sie breitete die Correspondenz vor ihm aus, die sie mit dem berüchtigten Don Juan geführt. Er warf nicht einmal einen Blick hinein. Sie wurde boshaft. Sie las ihm einige Briefe vor, aber sie las nicht die wohltönenden unbedeutenden Phrasen, nicht die schön geschnörkelten Perioden des geschriebenen Textes, sondern sie dichtete einen eigenen Text hinzu, wie sie ihn zu ihrem Zweck gebrauchte. Aber ihr Geist besaß nicht Elasticität genug, um dieses Spiel bis ans Ende zu treiben. Die Liebe des Jünglings behielt die Oberhand. Sie war so stark, daß sie instinctiv den Betrug herausfühlte und in dem vorgehaltenen Spiegel nur ihr eigenes Bild sah.

Nunmehr griff Frau von Blittersdorf zu einem verzweifelten Mittel. Sie riß den Schleier von ihrer Vergangenheit, der, wie sie sich selbst mit heiligen Eiden geschworen, in Ewigkeit ruhen bleiben sollte. Es war ein geistiger Selbstmord, den sie beging. Sie wagte es nicht, ihren Geliebten dabei anzusehen. Ihre Stimme hatte zuweilen einen schweren, klirrenden Ton, ähnlich der nachschleppenden Kette des Galeerensträflings. Sie war vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben aufrichtig, ganz und gar Wahrheit und Wirklichkeit.

Sie erzählte ihm von ihrer jüngeren Schwester, von der aufopfernden Liebe derselben, von dem Haß, der sie selbst erfüllte und von der Rache, die sie dadurch ausführte, daß sie die Unglückliche mit kaltem Blut einem reichen, alten Wüstling überlieferte, während ein anderes, in heiliger Liebe erglühendes Herz, das Herz eines armen, aber braven und tüchtigen Studenten mit verletzendem Spott zurückgewiesen wurde. Warum? Weil sie, die ältere und schönere sich von jenem Jüngling verschmäht sah. Und sie liebte ihn nicht, nein, sie war überhaupt der wahren hingebenden Liebe, welche jeden Fehler des Weibes entschuldigt, nicht fähig. Sie wollte nur über ihn triumphiren, sie wollte ihn zu ihren Füßen sehen, aus ihren Händen sollte er die Hand ihrer Schwester empfangen. Und als diese starb, am gebrochenen Herzen starb, bald nachdem sie die Frau jenes Wüstlings geworden, da fühlte sie keine Reue, sondern nur eine entsetzliche Bitterkeit. Nun stand sie allein da, arm, ohne Liebe, mit einer schweren Schuld beladen. Der alte, reiche Mann wagte es nicht, ihr schamlose Anträge zu machen, er wollte sie kaufen,

Digitized by Google

wenn auch nur auf kurze Zeit, nur für eine Nacht. Aber der Preis war ihr zu niedrig, sie lachte ihn aus und ging in die Fremde. Entweder Alles, oder Nichts, war ihr Wahlspruch. „Vor dem All, wie ich es damals verstand", so endigte sie schwer aufathmend ihre Beichte, „rettete mich der Rest von Ehrgefühl, der noch in meiner Brust nistete, das einzige Erbtheil einer von Grund aus guten und nur durch verkehrte Erziehung verdorbenen Natur. Meine Heimat wurde also das Nichts."

Curt sah sie fragend an, mit Augen, aus denen ein unendliches Mitleid sprach, ein tiefes Weh über die Selbstverstummungsversuche einer Menschenseele, die aus Mangel an Liebe glaubt, daß Liebe überhaupt Thorheit und Wahnsinn sei.

„Nur Du, mein Freund", setzte sie sanfter hinzu, indem sie ihr Haupt an seine Brust lehnte und ihn fest umklammerte, „Du bist mir geblieben. Dich habe ich gefunden. Du gehörst mir. Aber", rief sie aus, sich plötzlich von ihm losmachend und ihn zurückstoßend, „fürchtest Du Dich nicht vor mir, bin ich Dir nicht ein Gegenstand des Abscheus geworden? Meine Seele ist vergiftet, — denn niemals kann sie Verzeihung erlangen — ich habe meine Schwester gemordet, meine süße, kleine Helene! Ach!"

Schluchzend sank sie in sich zusammen, ihre Gestalt krümmte sich unter den wuchtigen Schlägen, die aus einem kleinen, eingesunkenen Grabhügel am fernen Strande der Ostsee auf ihr Haupt herniederfielen. Curt sah traurig vor sich nieder. In welchen Abgrund des Gemüths hatte sie ihn schauen lassen. Ach! und nicht nur die Schuld der Geliebten war es, die ihn schwindeln machte. Zum ersten Mal erhob auch in seinem Innern die beleidigte Menschheit ihre anklagende Stimme. Auch er hatte Verrath geübt an dem, der ihn liebte wie ein Vater. Er hatte es ruhig mit ansehen können, wie derselbe Mann, dessen Hände sich mit denen seiner sterbenden Mutter vereinigten, um den verwaisten Knaben zu segnen, sich in stillem, unausgesprochenen Herzenskummer verzehrte. Er hatte diese nämlichen Hände geküßt und dann war er davongeschlichen wie ein Elender an das Lager der Wollust, hatte in den Schätzen gewühlt, die einem Andern gehörten. Das Werk der Rache begann auch gegen ihn, auch an ihn hefteten sich die Furien, und peitschten ihn durch Träume, die zur ewigen Nacht des Wahnsinns zu führen drohten.

„Ich kann nichts bereuen, Geliebte", sagte er, Blick und Stimme zu möglichster Festigkeit zwingend. „Aber es muß etwas geschehen, um ähnliche Scenen, wie die heutige, unmöglich zu machen. Wir müssen dieses Scheinleben endigen und mit unserer Liebe vor die Oeffentlichkeit treten."

„Nimmermehr", rief sie entsetzt, sich vom Boden aufrichtend und scheu nach allen Seiten umblickend, als sei ihr Geheimniß bereits verrathen. „Es würde ihn tödten, erführe er, was wir an ihm gethan."

„Und doch bleibt uns nichts Anderes übrig", sagte der Lieutenant nach einigem Besinnen. „Sollen wir uns länger der Discretion zweier Dienstboten aussetzen?"

„Für Sabine bürge ich", erwiederte die schöne Frau, die Hand aufs Herz legend. „Sie ist eine mir treu ergebene Seele, auf die ich mich unter allen Umständen verlassen kann. Und was den Diener Anton anbetrifft, so wird er nicht eher sprechen, als bis er gefragt wird."

„Und wenn man ihn fragt, wenn — der General, der sicherlich längst Verdacht geschöpft hat —"

Digitized by Google

„Er wird nicht", unterbrach ihn Frau Julie, die sich nun völlig erhoben hatte und zärtlich ihre Arme um seinen Hals schlang. „Du siehst zu schwarz, Curt. Der General denkt nicht im Entferntesten daran. Er beschäftigt sich mit ganz anderen Dingen, er studirt das Generalstabswerk über den französischen Krieg und liest seine Zeitungen, von seiner Seite haben wir nichts zu befürchten."

„Aber die Welt", warf er ein, „die tausend Augen, welche aus der Ferne, ohne daß wir es ahnen, auf uns gerichtet sind. Ein Zufall außerdem, ein Lufthauch, mein Kommen, mein Gehen, unsere Stimmen können uns verrathen."

Sie lachte. Sie schien ihre frühere Unbefangenheit wieder gewonnen zu haben.

„O über Euch Männer! Liegt nicht gerade in diesem Geheimnißvollen, in dieser Möglichkeit des Verraths, in diesen Schrecknissen, die uns umlagern, ein großer Reiz unserer Liebe? Und Du willst, daß wir diesen Strom von Poesie in das alltägliche Fahrwasser der seichten Prosa ablenken sollen! Heraustreten in die Oeffentlichkeit! O pfui! Curt, daß sie mit Fingern auf uns weisen! daß die Philisterwelt ihr Zetermordio anstimmt und die alten Klatschbasen sich vergnügt die Hände reiben! O bleiben wir, wie wir sind. Zerreißen wir den Zauber nicht, mit dem eine gütige Gottheit unsere Seele in einander verstrickte. Lieben wir uns!"

Sie war vor ihm niedergekniet und hob bittend ihre Hände zu ihm empor. Er vermochte nicht zu widerstehen. Er zog sie an seine Brust; er nannte sich ein über das andere Mal einen Thoren, einen Feigling und sie ein Heldenweib, eine groß angelegte Natur. „Die Frau ist doch die Krone der Schöpfung", endigte er enthusiastisch. Sie schieden. Er hatte sich in eine solche Aufregung hineingesprochen, daß er nicht einmal bemerkte, wie sie beim Abschiedskusse ihm statt des Mundes nur die Wange bot, und wie sich die Pupille ihres Auges zu einem kleinen schwarzen Stern zusammengezogen hatte, der mit einem eigenthümlich stechenden Ausdruck seinen Fortgang begleitete.

Sie triumphirte, endlich war er gebändigt. An diesem Faden, den sie heut geknüpft hatte, und der freilich noch dünn und lose war, den sie aber durch fleißiges Bearbeiten stark und fester zu machen hoffte, konnte sie ihn lenken, wie und wohin sie wollte. Aber der Triumph dauerte nicht lange, die Anstrengung, die sie der letzte, schwerste Kampf gekostet hatte, machte sich fühlbar. Erschöpft warf sie sich in einen Sessel.

„Ach! Das Leben ist hart. Das Bischen Freiheit, dessen wir bedürfen, erkaufen wir mit unsäglichen Qualen. Und was ist diese Freiheit: die Herrschaft des Gefangenen über seinen Wärter. Ein Ehemann, der uns mit Eifersucht plagt und ein Geliebter, dessen Liebe sich wie ein eherner Panzer um unsern Leib legt. — Sollte er sich wirklich nur mit Strategie und höchstens mit Burxdorf beschäftigen?"

Sie nahm ein Nachtlicht und betrat den Hausflur. Geräuschlos, wie ein Schatten, glitt sie über den Estrich. Durch einen langen, mittelst mehrerer kleinen Lämpchen matt erleuchteten Corridor gelangte sie in ein Hinterzimmer, von wo sie einen Blick in den Garten warf. In der Geisblattlaube schimmerte ein helles Kleid und ihr feines Ohr vernahm süßes Gekose und Stimmengeflüster. Sie lächelte befriedigt und ging auf den Fußspitzen bis zu einer Thür, durch deren Spalte ein schwacher Lichtschein auf die gegenüber-

Digitized by Google

liegende Wand fiel. Sie horchte lange und aufmerksam. Dann öffnete sie vorsichtig. Der General saß halb aufgerichtet in seinem Bett und hatte eine Landkarte vor sich aufgeschlagen. Er streckte ihr die abgemagerte Rechte entgegen."

„Du hattest Besuch? von wem?"

„Curt war bei mir", erwiederte sie mit einem Engelslächeln. „Er läßt Dich schön grüßen und wird Dir bald einen langen Besuch abstatten, um über seine demnächstige Anstellung im Generalstabe mit Dir zu sprechen."

Der Alte nickte. Eine unsichtbare Hand entfernte langsam die Maske des Schmerzes, die sein Gesicht verfinsterte.

„Es scheint mir, als ob er in letzter Zeit mich auffallend vernachlässigt. Er erwartet ja wohl seine Braut in den nächsten Tagen?!"

Wie kam er auf diesen Gedanken? Wollte er damit einen Wunsch ausdrücken, oder hatte doch bereits ein bestimmter Verdacht bei ihm Wurzel gefaßt? Sie erachtete es als einen Fingerzeig der Vorsehung, daß gerade in diesem kritischen Moment der Name von Fräulein von Hirschfeld genannt wurde. Curt hatte mit ihr noch nicht förmlich gebrochen, nur seit vierzehn Tagen zwei von ihren Briefen unbeantwortet gelassen. Der Schaden ließ sich wieder gut machen. Er mußte sein altes Verhältniß als verlobter Bräutigam beibehalten. Er mußte den Ring wieder anstecken, den sie ihm selbst vom Finger gezogen.

„Ich werde nicht ermangeln", redete sie zutraulich, „dem Herrn Lieutenant Deinen Wunsch mitzutheilen. Vielleicht, daß er sich dann häufiger hier sehen läßt."

„Nein, nein, nein!" rief der Alte abwehrend, „laß ihn nur. Er weiß am Besten, was er zu thun und zu lassen hat. Gute Nacht. Sage dem Anton, daß er sich bereit halten soll."

Erleichterten Herzens verließ die schöne Frau das Gemach, es ging mit dem General zu Ende. Das Gift der Eifersucht hatte sich in seine Seele festgesetzt und mußte um so tiefer eindringen, als ihm sogar der Muth fehlte, seinen Verdacht auszusprechen. Wenn das so fortging, konnte er den Sommer unmöglich überleben. Sie mußte daher darauf denken, daß der hermetische Verschluß, hinter welchem die Seele des Generals athmete, ihn immer mehr von der greifbaren Wirklichkeit entfernte und daß, wenn diese endlich über ihn hereinbräche, der Schlag ein tödtlicher war.

Auf dem Flur begegnete ihr Anton. Die Figur des getreuen Kammerdieners gefiel ihr nicht. Seine Augen hatten etwas respectwidriges. Aber ein Ersatzmann war schwer zu finden und dann hatte Anton den großen Vorzug, daß er durch Sabine regiert werden konnte.

„Guten Abend, gnädige Frau!" sagte er im tiefsten Baß. „Alles ruhig im Hause."

„Wo hast Du denn gesteckt? Dein Rockärmel ist ja ganz mit Kalkstaub bedeckt. Und wer hat Dich denn so schön frisirt?"

„Gnädige Frau sind zu gütig", sagte der geschmeichelte Anton. „Ich frisire mich immer selber."

„Und diese Haarschleife hast Du auch von Dir selber?" Es war das „Strumpfband seiner Liebeslust", eine kleine kokette Schleife aus rothem Sammet, die einst in Sabinens dunklem Haargelock eine vortreffliche Wirkung geübt, nun aber im Besitz des liebenden Hausgeistes einen etwas kopfhängerischen Charakter angenommen hatte. Sie guckte verrätherisch aus einer Seiten-

Digitized by Google

tasche seines Livréerockes. Seine Augen wurden feucht, als er auf das Verlangen der gnädigen Frau ihr diesen kostbaren Schatz ausliefern mußte, ohne die geringste Zusicherung des baldigen Rückempfanges.

„Ich werde mit Sabine sprechen", lauteten die strengen Worte. „Jetzt aber eile auf Deinen Posten. Der General erwartet Dich."

Sabine befand sich gleichfalls auf ihrem Posten. Sie hatte hinter einer Thür lauschend das ganze Gespräch mit angehört. Sie wußte genau, was das zu bedeuten hatte. Die gnädige Frau bedurfte ihrer Dienste und sie war entschlossen, dieselben so theuer wie möglich zu verkaufen. Sie hatte sich längst einen bestimmten Plan entworfen, wie sie klugerweise die Situation der Generalin für sich ausnützen könnte, und diesen brachte sie heut zur Ausführung. Sie erwartete die Generalin in ihrem Boudoir, wo sie bereits Alles für die Nachttoilette zurecht gelegt hatte. Frau von Blittersdorf kam hereingerauscht, der Zug des beleidigten Frauenstolzes auf dem bleichen Antlitz. „Ehe Du mich entkleidest, habe ich ein Wort mit Dir zu sprechen", — sie zeigte ihr die rosasammetne Schleife — „was hast Du mit diesem Anton vorgehabt? Du weißt, wie ich über dergleichen Vertraulichkeiten zwischen Dienstboten denke."

„Wie gnädige Frau darüber denken, weiß ich nicht; aber soviel ist gewiß, daß wir nichts Unrechtes thun, wenn wir uns in Ehren lieb haben."

Frau von Blittersdorf wollte entrüstete Augen machen. Die Zofe kam ihr zuvor.

„Herr Anton hat mir einen Antrag gemacht. Ich habe mir Bedenkzeit ausgebeten. Aber, da mir Herr Anton eine sehr passende Partie zu sein scheint — er ist ein ruhiger, solider Mensch und bezieht eine Invalidenpension von 15 Mark monatlich, so gedenke ich seinen Antrag anzunehmen, vorausgesetzt, daß die gnädige Frau nichts dagegen hat."

„Also heirathen wollt Ihr?" lachte sie. „Nun meinetwegen. Obgleich Ihr etwas Gescheidteres thun könntet. Ihr seid Beide arm."

„Wir rechnen auf die Güte unserer gnädigen Herrschaft."

Diesmal machte Frau von Blittersdorf in der That sehr erstaunte Augen. Aber was half es ihr!? Sie bedurfte der Zofe jetzt mehr als je. Vielleicht nach einem Monat nicht mehr. Aber in diesem einen kritischen Monat lag die Entscheidung.

„Nun wohl", sagte sie mit einem verächtlichen Aufwerfen der Oberlippe, „so mache Deinen Preis."

„Wir wollen kein Geld, gnädige Frau", antwortete die Zofe mit einer empfindlichen Betonung der Worte. „Lieber wäre uns ein fester, einträglicher Posten im Civildienst, eine Castellansstelle im Staatsministerium oder auch in irgend einem königlichen Schlosse. Dem Herrn General wird es nicht schwer halten, uns eine solche zu verschaffen."

Also soweit war der Scharfsinn dieser Person bereits vorgedrungen. Sie fühlte, das Schiff sei im Sinken und daß man gut daran thue, zeitig den sichern Hafen aufzusuchen.

„Du sollst das Gewünschte haben", sagte die Generalin in kurzem, befehlshaberischen Tone. „Aber dafür erwarte ich, daß Du erstens Niemand etwas davon wissen lässest, bis die Sache geordnet ist, und daß zweitens während der Krankheit meines Gemals keine fremde Person Zutritt zu demselben erhält, es sei denn mit meiner Bewilligung." — „Auch Herr von Truested nicht? —" Dieser am allerwenigsten. Und drittens werden sämmtliche an die Adresse des Generals eingehenden Schreiben oder Packete, oder was es sonst

Digitized by Google

sei, zunächst mir vorgelegt. Der Herr ist in einem Zustande, wo die geringste aufregende Nachricht seinen unmittelbaren Tod zur Folge haben kann", fügte sie gleichsam zur Erläuterung hinzu. Sabine machte eine ihrer graciösesten Verbeugungen und begann dann damit, der schönen Frau die üppigen Haarflechten zu lösen.

Frau von Blittersdorf schlief diese Nacht sehr schön in ihren weichen, seidenen Betten, sie hatte einen wonnevollen Traum von einer großen Hochzeit, bei der ein König die eine Hauptrolle spielte und sie die andere. Leider fehlte Sr. Majestät die linke Hand, und da sie, die glückliche Braut, ihm zur linken Hand angetraut werden sollte, machte der Oberceremonienmeister den Vorschlag, sofort einem anderen Mann das betreffende Körperglied abzuhacken, um damit die leere Stelle bei dem königlichen Bräutigam auszufüllen. Lächelnd gab die Braut ihre Zustimmung zu dieser Operation, die denn auch von dem Oberhofmedicus unter Assistenz einiger Collegen auf der Stelle an einem bildschönen Jüngling aus dem Gefolge des Königs vollzogen wurde. Standhaft erduldete das Opfer die furchtbaren Qualen, ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken. Als aber das Werk vollendet war und man ihm das blutige Zeichen der königlichen Gunst präsentirte, ergriff er dasselbe und schleuderte es mit wohlgezieltem Wurf der künftigen Herrscherin in das Antlitz, worauf diese aus ihrem Traum erwachte.

„Was man doch für curioses Zeug zusammenträumt", dachte sie und fuhr mit der Hand über das Gesicht. Es war ganz feucht, zwar nicht von Blut, aber von Thränen.

Der General verzeichnete eine schlaflose Nacht in seinem Tagebuch, das er, seit dem Beginn seiner Leiden, über den Verlauf derselben führte und in welches er alle einzelnen Symptome mit der Genauigkeit eines Kassenrendanten eintrug.

Die Physiognomie, welche der getreue Anton ihm gestern Abend gezeigt hatte, war ihm während der ganzen Nacht gegenwärtig gewesen. Der Diener wußte etwas, denn er war gegen seine sonstige Gewohnheit auffallend schweigsam und vorsichtig in seinen Aeußerungen, als fürchte er eine Thatsache zu verrathen, deren strenge Geheimhaltung man ihm auf die Seele gebunden hatte.

Frau von Blittersdorf überzeugte sich bald, daß das von ihr eingeschlagene Verfahren nothwendigerweise in kurzer Frist zum Ziele führen mußte. Dies gab ihr Muth und Standhaftigkeit, auch im Kampf mit dem Dämon, dessen Launen, wie sie wußte, unberechenbar waren, die einmal eingenommene Position zu behaupten.

„Lieber Curt", girrte sie, als der Lieutenant zur gewöhnlichen Feierabendstunde ihr Boudoir betrat. „Wir müssen uns trennen, versteht sich nur auf einige Zeit, voraussichtlich nur auf wenige Wochen. Aber Du mußt mir dies Opfer bringen. Ein Verräther hat sich in diese Mauern eingeschlichen. Der General befand sich heut Morgen in einer solchen Aufregung, daß ich das Schlimmste befürchtete. Ein Brief, den er durch die Post erhielt, scheint die Ursache gewesen zu sein. Von wem er kommt, wer weiß es! Vielleicht ist es die Rache dieses teuflischen Burrdorf, obgleich Sabine versichert, daß die Handschrift eine ganz andere gewesen. Leider hat der General den Brief sofort verbrannt. Aber wir müssen unter diesen Umständen einen kleinen Waffenstillstand eintreten lassen. Der General ist ein so furchtbarer Hypochonder. Und er hat plötzlich ein

Digitized by Google

so feines Gehör bekommen. Jedes geringste Geräusch erscheint ihm verdächtig."

Obgleich Curt das vor ihm ausgebreitete Lügengewebe zu durchschauen glaubte, so hatte er doch nicht den Muth, dasselbe mit einem einzigen Schlage zu zerreißen, wie er bei früheren Zauberkünsten der schönen Frau gethan. Wohl regte sich in ihm der Dämon, als das Wort „trennen" über ihre Lippen kam, er sprang auf und machte seinem Unmuthe in einigen ziemlich abgebrauchten Redensarten: „das ist unmöglich", „das überlebe ich nicht", ꝛc. Luft, wobei er, mit den Sporen klirrend, von der Thür zum Fenster und von dem Fenster zur Thür schritt. Endlich warf er sich resignirt in einen Sessel und fragte mit einem übelangebrachten Scherzwort: „Können wir uns denn nicht an einem andern Orte sehen, als in der Höhle des Löwen?"

Frau Julie, die ihn lächelnd beobachtet hatte, warf die beiden dicken schwarzen Lockenzöpfe, die sich schlangenartig über ihre Schultern ringelten, mittelst eines sehr determinirten Kopfschüttelns in den Nacken und sagte:

„Ich habe Alles wohl überlegt. Es giebt kein anderes Mittel, um einer Katastrophe aus dem Wege zu gehen. Und diese wollen wir doch so weit wie möglich hinausschieben."

Curt meinte, daß, wenn die Katastrophe unvermeidlich sei, man sich mit derselben jetzt ebensogut abfinden könne, wie nach vierzehn Tagen. Er komme auf seinen früheren Vorschlag zurück, ein Ende zu machen mit der Geheimthuung und den Knoten zu zerschneiden, den man doch nie lösen könne. Aber er sprach dies in jenem unbestimmten Tone, der den Widerspruch nicht nur herausfordert, sondern sogar begünstigt.

„Es geht nicht, es geht absolut nicht."

Beschämt schlich er davon, die Augen an den Boden geheftet. Er fühlte den Triumph, der in ihren Blicken lag, er wagte es nicht, ihr den Sieg streitig zu machen.

Am nächsten Tage erhielt er einen Brief, worin ihm bestimmte Verhaltungsmaßregeln für die Zeit des Exils gegeben waren. Besonders wurde ihm eingeschärft, sich nicht etwa in der Nähe der Villa blicken zu lassen. Auch Briefe und Sendungen waren ihm untersagt. Kein Bouquet, kein zartsinniges Opus des Conditors, durch welches allerhand Contrebande eingeschmuggelt werden könnte, waren ihm erlaubt. Genug, es war eine Quarantaine, wie für ein Schiff, das aus einem von der Pest heimgesuchten Lande kommt.

Acht Tage trug der Lieutenant die schmachvolle Fessel. Dann versuchte er es noch ein Mal, sich als der Löwe mit unbeschnittenen Krallen zu zeigen. Er betrat die Villa, wie eine Schöne den Tanzsaal, oder auch wie der redliche Besitzer seinen Grund und Boden: frei, offen und ungestört. Auf dem Hausflur waren Sabine und Anton in einem heftigen Zwist verwickelt. Es handelte sich um einen Brief, den der getreue Kammerdiener, da er die Adresse seines Herrn trug, diesem überliefern wollte, während das Zöschen mit Worten und Geberden ihren Herzallerliebsten die Unzulässigkeit dieses Verfahrens klar zu machen suchte.

„Sie kommen gerade zur rechten Zeit, Herr Lieutenant", meinte Anton, in dem sich die alte militärische Ader regte. „Es ist ein Brief für den Herrn General mit der Post eingegangen. Sabine behauptet zwar, er sei für die gnädige Frau bestimmt. Aber, obschon ich die französische Schrift auf dem Couvert nicht recht lesen kann, das Wort welches vor excellence steht — sehen Sie einmal zu, heißt es Madame oder Monsieur!"

Digitized by Google

Curt betrachtete das einen ausländischen Poststempel tragende Couvert mit großer Aufmerksamkeit, die Handschrift war anscheinend verstellt und doch kam sie ihm bekannt vor.

„Es heißt offenbar Monsieur, nicht Madame", entschied er zu Gunsten des Kammerdieners. „Auch steht ja hier: „chevalier de l'aige etc.", Ritter des Adlerordens." Uebergeben Sie das Schreiben unverzüglich dem General. Es scheint eine Nachricht zu sein, die nicht aufgehalten werden darf."

Curt sprach die letzten Worte mit einem so befehlenden Ton, daß der Diener trotz der immer heftiger werdenden Protestationen Sabinens sich eiligst mit dem verhängnißvollen Schreiben entfernte.

„Um Gotteswillen, Herr von Truested", rief Sabine, verzweiflungsvoll die Hände ringend. „Was haben Sie angerichtet! Die gnädige Frau hat es mir auf die Seele gebunden, daß der Herr General vor jeder geringsten Aufregung bewahrt bleiben müsse, weil es sein Tod sein könne. Seit acht Tagen ist kein Brief an die Adresse Sr. Excellenz angelangt, den die gnädige Frau nicht zuerst geprüft hätte, ob auch nichts Schädliches darin stand. — O mein Gott! was wird sie sagen, wenn sie hört, was in ihrer Abwesenheit passirt ist. Sie wird mich aus dem Dienst jagen. Ich bekomme dann keine Stellung wieder. Ich muß betteln gehen."

Der Lieutenant suchte die laut Jammernde zu beruhigen. Er nehme jede Verantwortung auf sich. Der bewußte Brief sei jedenfalls unschädlich. Der General werde nicht daran sterben. Aber die Zofe wollte auf nichts hören. Der Brief sei ihr höchst verdächtig vorgekommen und es sei dieselbe Handschrift, die sie schon auf mehreren andern in diesen Tagen eingelaufenen bemerkt habe. „Jedenfalls eine unangenehme Nachricht", schloß sie, Augen und Wangen mit einem koketten Tüchlein fächelnd. „Madame hat die Briefe immer verbrannt."

„Wahrscheinlich, weil sie von keiner Bedeutung für den General waren", meinte der Lieutenant, ohne gerade sehr von der Wahrheit dieser Meinung durchdrungen zu sein. Anton, das Bewußtsein, etwas Wichtiges durchgesetzt zu haben, auf seinem breiten Gesicht wiederspiegelnd, reckte, indem er gravitätisch hervortrat, seinen Hals so weit über die Cravatte hinaus, daß man befürchten mußte, er werde sich eine Muskelverrenkung zuziehen.

„Der Herr General schlafen noch", sagte er flüsternd und die Finger auf den Mund legend. „Ich habe das Schreiben auf seinen Tisch gelegt. Er muß es sehen, so wie er die Augen aufmacht."

Wie ein Blitzstrahl zuckte es über das Gesicht der Zofe. Sie machte dem Lieutenant einen ihrer graciösesten Knixe und sagte, mit dem Finger nach dem Garten deutend: „Dort kommt die gnädige Frau, Herr von Truested. Ich bitte, mich bei ihr für einen Augenblick zu entschuldigen." Und indem sie an ihm vorbeihuschte, murmelte sie nur ihm verständlich: „ich werde den Brief wieder zu erlangen suchen.

Frau von Blittersdorf trat herein im eleganten Promenadenanzug, majestätisch, mit einem Blick die Situation überschauend. Curt war ihr einige Schritte entgegen gegangen und Beide standen einander gegenüber, augenscheinlich von demselben Gedanken ergriffen, daß die Katastrophe unmittelbar bevorstand.

„Ich hielt es nicht länger aus", stammelte endlich der Lieutenant, unfähig, den Blick ihrer starren Augen länger zu ertragen. „Ich mußte Dich

Digitized by Google

sehen, Dich sprechen. Verzeih mir.“ Er streckte ihr bittend die Hand entgegen. Sie erwiederte nur mit einem kaum merklichen Schütteln des stolzen Hauptes. „Folgen Sie mir, Herr Truested“, sagte sie streng und so laut, daß der in einiger Entfernung stehende Anton unwillkürlich wiederum die Finger auf den Mund legte.

Drinnen im Zimmer folgte zunächst eine leidenschaftliche Scene. Der Lieutenant, durch die eisige Ruhe der Generalin aus allen seinen Vorsätzen herausgeschreckt, hatte kaum die Thür hinter sich geschlossen, als er sich mit jenem Ungestüm, welches das sicherste Zeichen einer überwältigten Natur zu sein pflegt, ihr zu Füßen warf und in die zügellosesten, unmännlichsten Klagen über die Unerträglichkeit ihrer beiderseitigen Trennung ausbrach. Sie blieb aufrecht stehen, ohne ein Glied zu rühren. Auf ihrem kalten, entschlossenen Gesicht war höchstens der Ausdruck tiefen Bedauerns zu lesen. Leise klopfte es an die Thür.

„Stehen Sie auf“, sagte die schöne Frau, „Sie compromittiren mich.“ Er gehorchte wie ein Kind, das keinen Willen hat. Sabine trat herein.

„Ich kann den Brief nicht erlangen“, sagte sie, ohne im Geringsten auf die gänzlich veränderte Miene des Lieutenants zu achten. „Der Herr General waren bereits wach.“

„Was für einen Brief?!“ rief Frau von Blittersdorf mit allen Zeichen des höchsten Erschreckens.

„Es ist einer von jenen Briefen“, rapportirte die Zofe, „wie die gnädige Frau mehrere in diesen Tagen empfingen. Ich wollte ihn zurückbehalten, aber der Herr Lieutenant waren da und befahlen, daß er dem Herrn General überbracht wurde.“

Frau von Blittersdorf hatte unter Aufbietung all' ihrer Willenskraft ihre Fassung völlig wiedergewonnen. „Du kannst gehen“, sagte sie ruhig. „Es wird nichts von Wichtigkeit gewesen sein.“

Wie zwei Statuen standen die Beiden einander gegenüber. Man hörte einen schweren, schlurfenden Schritt, ein Stöhnen wie eines Schwerverwundeten, untermischt mit Fluchen und wildem Gezeter. Vor der Thür machte es Halt. „Oeffnen Sie!“ sagte kaum hörbar Frau von Blittersdorf. Curt stand unbeweglich. Im selben Augenblick geschah ein Stoß gegen die Thür, so daß sie weit aufsprang und man die hochaufgerichtete Gestalt des Generals, welche die Oeffnung fast ausfüllte, erkennen konnte. Er stand mit vorgestreckten Armen, wie Einer, der im Dunkeln seinen Weg tastend sucht. In der rechten Hand hatte er einen mächtigen Knotenstock, die linke zerknitterte ein Stück Papier. Auf seinem breiten Gesicht waren die Spuren der Krankheit völlig verwischt; nur Zorn herrschte dort, blasser, grausamer Zorn. Keiner der beiden Schuldigen vermochte den wilden Blick seiner Augen zu ertragen, die sich mit fressender Gier im Zimmer umherwälzten. Bart- und Haupthaar umstarrten seinen Kopf wie spitzige Eisen: an ein Entrinnen, eine Vertheidigung war hier nicht zu denken. Man mußte das Urtheil gesenkten Hauptes widerstandslos erwarten. Und das Fürchterlichste war, daß er nichts sprach. Als er mit einem einzigen Ruck dicht vor ihnen stand und das Papier in der Faust hoch emporhielt, da war Alles gesagt: das Urtheil lautete auf Tod, auf lebendigen Tod.

Zuerst freilich schien er eine andere Absicht zu haben. Er schwang den Stock wie eine Keule über ihren Häuptern, aber gleich darauf warf er ihn verächtlich in die Ecke.

Digitized by Google

„Ich sterbe erst morgen", sagte er mit grimmiger Gewißheit. „Ich werde also Zeit haben, auf eine Strafe zu denken, die Eurem Verbrechen gemäß ist. Ich habe meine Hände stets nur zu ehrlichem Kampf erhoben, ich will sie nicht durch die Züchtigung zweier Elenden beschmutzen. Bis morgen seid Ihr hier Gefangene: dann sollt Ihr hören, was beschlossen ist. Habt Ihr mich verstanden?"

Sie antworteten mit einem tieferen Senken der Augenlider.

Der Alte drehte sich auf den Hacken herum. Während er sich der Thür näherte, schwankte er wie ein Trunkener. Es schien, als wollten die Kräfte, die er bis zum Aeußersten angespannt hatte, nicht ausreichen, seinen Racheplan durchzuführen. Es schien, als sollte die kluge Rechnerin im letzten entscheidenden Moment doch Recht behalten. Obwohl unter der Wucht des Schlages fast erliegend, hatte sie doch ihre Position standhaft behauptet; keine der Bewegungen ihres Gatten war ihr entgangen. Als er zusammenzubrechen drohte, war sie mit einem Sprunge an seiner Seite, ergriff seinen Arm und wollte ihn, indem sie gleichzeitig die Thür schloß, in das Zimmer zurückziehen. Aber der alte Held hatte die augenblickliche Schwäche schon überwunden. Er murmelte einen derben Commisfluch zwischen den Zähnen, der im Herzen des auf dem Corridor Posten stehenden Anton wiederhallte, versetzte seiner Frau einen Faustschlag in das Gesicht, der sie zu den Füßen des noch immer in völliger Apathie verharrenden Lieutenants niederstreckte und entfernte sich mit demselben schlürfenden, aber festen und zermalmenden Schritt, mit dem er gekommen. Gleich darauf wurden sämmtliche Ausgangsthüren des Hauses verschlossen. Anton mußte in dem dem Boudoir der schönen Frau benachbarten Zimmer ein Lager für seinen Herrn zurecht machen.

Es war nicht, wie er sagte, seine Absicht zu schlafen; er benutzte die Nacht, um diejenigen schriftlichen Anordnungen zu treffen, die er seinen beiden Gefangenen bereits als seinen letzten Willen angekündigt hatte. Aber er wollte sie wenigstens in seiner Nähe haben, wenn der Tod an sein Lager trat. Sie sollten sehen, wie ein tapferer und ehrlicher Mann, wennschon ein Thor und Betrogener, seinen Geist aufgiebt. Dieses Bild sollte sich für ihre Lebenszeit in ihr Gedächtniß prägen.

Und so geschah's. Er starb vor ihren Augen. Er ließ sie eintreten, als kaum das erste Morgenroth sichtbar war. Auf seinem bleichen Antlitz aber zitterten die Strahlen des dämmernden Frühlings wie blutiges Mahnen einer schrecklichen Zukunft. Sein Neffe wollte beim Anblick der plötzlichen Verwandlung des Greises im überströmenden Gefühl seine Hand ergreifen. Aber ein einziger Blick schnitt ihm die Bewegung ab. Hier war kein Verzeihen möglich.

Im Testament, das der Alte über Nacht geschrieben, war sein ganzes, höchst bedeutendes Vermögen seiner Frau und seinem Neffen vermacht, aber mit der Bestimmung, daß Beide sechs Monate nach seinem Tode die Ehe nach katholischem Ritus eingehen mußten, widrigenfalls die Frau nur den Pflichttheil, der Lieutenant aber gar nichts erhielt. Außerdem war festgesetzt, daß, wenn eins von Beiden auf eine nicht natürliche Weise um's Leben kommen sollte, der überlebende Theil nur eine den allerbescheidensten Lebensansprüchen genügende Rente erhalten, das ganze übrige Vermögen aber wohlthätigen Anstalten verfallen sein sollte.

Digitized by Google

III.

„Sie wissen, meine Herren", begann der Director des Kreisgerichts zu S. in der Niederlausitz seinen Vortrag vor dem in pleno versammelten Richtercollegio, „Sie wissen, daß vor ungefähr einem Jahre eine Voruntersuchung bei dem hiesigen Gericht schwebte, welche das Duell zwischen dem Lieutenant a. D. von Truested und dem Sohne des Grafen Brüll zum Gegenstand hatte und wobei es darauf ankam, festzustellen, ob der Tod des Erstgenannten als unmittelbare Folge eines von seinem Gegner erhaltenen Degenstichs oder unter Hinzutritt eines andern, dem jungen Grafen von Brüll nicht zur Last fallenden Ereignisses eingetreten sei. Das Resultat der Untersuchung war trotz der nicht genug anzuerkennenden Umsicht und Energie, welche unser lieber, inzwischen aus dem Justizdienst geschiedener College Stahlknecht der Aufklärung dieser höchst verwickelten und delikaten Angelegenheit widmete, kein völlig zufriedenstellendes. Es wurde kein genügendes Material zur Erhebung einer Anklage erbracht, wenigstens nicht insoweit dabei das allgemeine Strafrecht concurrirte, da mit Rücksicht auf den Stand der beiden Duellanten als Reserveofficiere das Militärgericht sich gleichfalls mit der Sache befaßt hatte. Der College Stahlknecht äußerte damals bei der Berathung seine Meinung dahin, entweder habe der Verstorbene seinen Gegner zum Duell gezwungen, um auf cavaliermäßige Weise ein ihm unerträglich gewordenes Leben zu endigen, und da ihm dies nicht vollständig gelungen, sich dann später selber den Tod gegeben. Oder aber es liege ein Verbrechen vor, so ungeheuer nach Plan und Ausführung und gleichzeitig so verstockt in den Motiven und durch günstige Umstände gegen jede Entdeckung gesichert, daß man am besten die Sache so lange auf sich beruhen lasse, bis ein glücklicher Zufall, den herbeizuführen Angelegenheit der Geheimpolizei bleiben müsse, einiges Licht über gewisse dunkle Puncte verbreitet habe. Das Collegium bestätigte die Ansicht des erfahrenen Criminalisten und seitdem sind in der Sache von Seiten des Gerichts keine weiteren Erhebungen veranlaßt worden. Neuerdings hat jedoch der Staatsanwalt mit einem Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens dem Untersuchungsrichter ein neues Beweisstück überreicht, welches allerdings, wenn die Richtigkeit der darin angegebenen Thatsache bestätigt wird, einem sehr bestimmten Verdacht Raum geben würde. Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes und um unsererseits sofort einen sichern Standpunct gegenüber der neuen Wendung einnehmen zu können, will ich für diejenigen Herren, denen die Einzelnheiten der früheren Verhandlungen nicht mehr gegenwärtig sein sollten, einen kurzen Bericht über die bisherigen Ermittelungen vorausschicken."

Der Director nahm ein voluminöses Actenstück zur Hand, welches auf einem neben seinem Platz befindlichen Repositorium lag, blätterte darin, räusperte sich und begann seinen Vortrag:

„Am Morgen des 20. Mai vorigen Jahres wurde der praktische Arzt Dr. Albinus in P. nach der unweit der Stadt belegenen, damals dem Lieutenant von Truested und seiner Ehefrau, früher verwitweten Generalin von Blittersdorf gehörigen Villa, bekannt unter dem Namen: „Schloß Steinkirch", gerufen, da angeblich der Herr von Truested plötzlich tödtlich erkrankt sei. Der Arzt erschien sofort und fand den Kranken halb angekleidet auf seinem Bett liegend, die entblößte Brust und die Kleider mit Blut überströmt, das Antlitz todtbleich, aber ruhig, wie Jemandes, der seine Rechnung mit dem Leben

Digitized by Google

abgeschlossen hat und nur darauf wartet, daß eine höhere Hand sie quittire. Bei dem Eintritt des Arztes jedoch bewegte sich der Kranke: er erkannte ihn und schien etwas sagen zu wollen. Aber nur unartikulirte Laute drangen zwischen den Zähnen hervor, die gleich darauf hörbar zusammenschlugen, um sich nie wieder zu öffnen. Albinus constatirte eine Degenstichwunde, die mitten durch das Herz ging und es unerklärlich erscheinen ließ, wie der Lieutenant, nachdem er verwundet wurde, überhaupt noch eine Minute hatte leben können.

Es war Niemand da, an den sich der Doctor hätte wenden können, um eine irgendwie befriedigende Auskunft zu erhalten. Der Diener, der ihn holte, war spurlos verschwunden. Frau von Truested erschien nur auf einen Augenblick mit stummer, verzweiflungsvoller Miene, das Urtheil des Arztes zu hören. Er hatte keine Antwort auf ihre Frage: ihr Zustand flößte selber die größte Besorgniß ein. Er sorgte nur dafür, daß sie so bald wie möglich wieder das Lager aufsuchte, von dem sie durch die Ahnung des Entsetzlichen aufgeschreckt worden war. Dort überließ er sie den sorgsamen Händen ihrer Kammerzofe. Im Uebrigen begnügte er sich, den Leichenbefund vorläufig festzustellen. In dem betreffenden Bericht, den der Doctor noch am selben Tage der Polizeibehörde einreichte, wird einleitend bemerkt, daß der Lieutenant von Truested nach einem umlaufenden Gerücht die tödtliche Wunde in einem Degenduell mit dem Sohn des Grafen von Brüll davongetragen haben solle; daß der Befund dieser Annahme zwar nicht geradezu widerspreche, daß aber doch wünschenswerth sei, Aufklärung darüber zu erhalten, wie so in einem ehrlichen Duell ein zweifacher Stoß genau dieselbe Stelle treffen könne. Denn erst durch einen zweiten Stoß, dessen Spur man bis in die Mitte des Wundcanals deutlich verfolgen könne, sei die Wunde zu einer tödtlichen geworden, da die Kraft des ersten Stoßes durch den Widerstand einer Rippe bedeutend abgeschwächt worden. Es sei aber ferner höchst auffällig, daß die Richtung des den Tod verursacht habenden Stiches nicht horizontal, sondern von oben nach unten gehe, so daß man fast mit Sicherheit annehmen könne, der Lieutenant habe diesen zweiten Stoß am Boden liegend empfangen, was doch sicherlich gegen allen und jeden, selbst dem amerikanischen Duellcomment, verstoße. — Die gerichtliche Obduction der Leiche, die am zweiten Tage nach Eintritt des Todes vorgenommen wurde, bestätigte den Befund und die gutachtliche Aeußerung des Dr. Albinus in allen Puncten und stellte außerdem noch fest, daß der Verstorbene bei Lebzeiten ein durchaus gesunder, sehr kräftiger Mann gewesen sein müsse, der ohne dazwischentretende Unglücksfälle hundert Jahre hätte alt werden können.

Die beiden in den vorstehenden Berichten erwähnten Hauptpersonen des Dramas, der Graf Moritz von Brüll, Lieutenant der Reserve bei einem Dragonerregiment, und die Witwe des Verblichenen wurden an Ort und Stelle von dem Untersuchungsrichter vernommen und machten folgende Aussage:

1) Der Graf Brüll.

Als unmittelbarer Gutsnachbar des Herrn von Truested habe er denselben öfter auf seiner Besitzung besucht und sei stets in der freundlichsten und liebenswürdigsten Weise aufgenommen worden. Dies sei auch am 19. Mai der Fall gewesen, wo jedoch wahrscheinlich infolge eines Briefes, den Truested im Laufe des Abends durch die Post erhalten, eine Verstimmung bei

Digitized by Google

demselben eingetreten sei. Nachdem sich die gnädige Frau in ihr Schlafzimmer zurückgezogen, hätten Beide noch bei einer Flasche Wein etwa eine Stunde zusammengesessen, ohne daß es möglich gewesen sei, die frühere lebhafte Unterhaltung wieder in Fluß zu bringen. Plötzlich sei Truested wie ein Besessener aufgesprungen, habe im Beisein des aufwartenden Dieners derartig beleidigende, übrigens durch nichts motivirte Redensarten gegen ihn, den Zeugen, ausgestoßen, daß er, als Officier und Edelmann, nicht umhin gekonnt, Genugthuung durch sofortigen Widerruf oder durch die blanke Waffe zu verlangen. Truested sei jedoch noch ausfallender in seinem Benehmen geworden, habe auch sogleich ein Paar anscheinend schon bereit gehaltene scharfgeschliffene Degen herbeigebracht und dieselben mit der Aufforderung, einen zu wählen, auf den Tisch gelegt. Vergeblich sei sein Protestiren gewesen, daß dies nicht die Art sei, einen Ehrenhandel zum Austrag zu bringen, daß sie wenigstens bis zum nächsten Tag damit warten wollten, um Secundanten und einen Arzt aufzusuchen. Mit höhnischem Gelächter und brutalen Worten habe Truested ihn zum Aeußersten gereizt: er habe endlich eine Klinge genommen, mit dem festen Vorsatz jedoch, sich einem völlig Fassungslosen gegenüber lediglich auf die Vertheidigung zu beschränken. An einer abgelegenen Stelle des Schloßparkes angelangt, habe Truested ihm nicht die Zeit gelassen, eine regelrechte Position zu wählen, sondern sei sofort wie ein Wahnsinniger über ihn hergefallen, wobei er seine eigene Brust entblößt und ihm zugerufen habe, nur zuzustoßen, denn einer von ihnen Beiden müßte auf dem Platze bleiben. Bei dem ungleichen und schwachen Mondlicht habe man kaum auf drei Schritte weit etwas genau unterscheiden können. So sei es gekommen, daß Truested in seine, des Zeugen, Degenspitze hineingerannt sei und sich die Doppelwunde zugezogen habe, ohne daß er selbst etwas anderes gethan, als die Ausfälle seines Gegners mit dem horizontal nach vorn gestreckten Rappier abzuwehren. Mit dem Stich im Herzen habe der Verwundete gleichwohl noch sein Zimmer im Schloß aufsuchen können; dort aber sei er zusammengestürzt. Nunmehr habe man es für nöthig gehalten, der Frau von Truested Kunde von dem traurigen Ereigniß zu geben und nach einem Arzt zu schicken, der freilich nichts mehr retten noch aufhalten konnte.

Auf die Frage: ob er wisse, worin das höchst auffallende Benehmen des Lieutenants von Truested seinen Grund gehabt habe und ob etwa die Vermuthung sich rechtfertige, daß Eifersucht die Haupttriebfeder seiner sonderbaren Handlungsweise gewesen, antwortete der Zeuge, wie sich erwarten ließ, mit einem sehr entschiedenen: „Nein", und suchte vielmehr die tiefere Ursache jener plötzlichen Verstimmung des Verstorbenen aus einigen Vorkommnissen seines vergangenen Lebens zu erklären, welche, so wenig der letztere dies anerkennen wollte, nach der Aussage anderer Personen ihn doch bestimmt hatten, seinen Abschied aus dem Militärdienst zu nehmen.

„Nebenbei will ich hier nur gleich bemerken", unterbrach der Director seinen Vortrag, „daß nach dem Ergebniß der Beweisaufnahme, wie es heut zu Tage liegt, allerdings Grund genug für den Herrn von Truested vorhanden war, mit dem Grafen von Brüll die Degen zu kreuzen. Objectiv wenigstens ist außer allem Zweifel gestellt, daß zwischen dem Grafen und der Herrin von Schloß Steinkirch die allerintimsten Beziehungen obwalteten. Man hat ermittelt, daß sie an dritten Orten Zusammenkünfte gehabt haben und daß er sogar zuweilen bei Abwesenheit des Herrn von Truested der Frau desselben halbe Nächte lang Gesellschaft geleistet hat, wobei von

Digitized by Google

den Herrschaften leider nicht immer der Dienerschaft gegenüber die nöthige Vorsicht beobachtet worden ist. Dennoch bleibt ein Rest des Unerklärlichen im Benehmen des Lieutenants zurück. Denn angenommen selbst, daß in dem vom Zeugen Brüll erwähnten Briefe unzweideutige Enthüllungen über die Untreue seiner Frau enthalten waren, wo bleibt der Grund für die offenbare Gleichgiltigkeit, die Truested in Beziehung auf sein eigenes Leben an den Tag legte?

2) Die Witwe von Truested, in erster Ehe mit dem General der Cavallerie von Blittersdorf verheirathet gewesen.

Die Aussage dieser Zeugin ist von keinem großen Belang. Nach einer Randbemerkung des Raths Stahlknecht war die Dame allerdings bei ihrer ersten Vernehmung in hohem Grade leidend und wiederholten Ohnmachtsanfällen ausgesetzt. Indessen hat auch ein zweites im Gerichtslocal fortgesetztes Verhör kein besseres Resultat ergeben.

Ein seltsam beängstigendes Gefühl, sagt sie, habe sie in jener Nacht bis gegen zwölf Uhr wach erhalten. Ein verworrenes Geräusch von Stimmen sei bis zu ihr in das am oberen Flur belegene Schlafcabinet gedrungen. Da sie aber die Stimme ihres Mannes erkannte, auch gleich darauf die Hausthür geöffnet und wieder geschlossen wurde, so sei sie in der Annahme, der Graf Brüll habe sich verabschiedet, alsbald fest eingeschlafen, aber schon nach einer Viertelstunde durch ihr Kammermädchen Sophie wieder geweckt und mit dem entsetzlichen Ereigniß bekannt gemacht worden. Im Uebrigen könne sie nur die Aussage des Grafen Brüll bestätigen. Sie habe ihren Gatten sprach- und fast besinnungslos gefunden. Auch der Graf habe sich wie ein Wahnsinniger geberdet, und aus seinen unzusammenhängenden Redensarten habe sie nur so viel mit Klarheit entnommen, daß er zwar sich selbst auf das Heftigste anklagte wegen seiner Nachgiebigkeit gegen einen der blindesten Eifersucht entstammenden Einfall, daß er aber laut betheuerte, an dem Unglück selbst kein Verschulden zu haben.

Mit den Andeutungen des Grafen Brüll über das Vorleben ihres Gatten bekannt gemacht, behauptete Frau von Truested, keine Kenntniß von diesen Dingen zu haben und fügte hinzu, daß sie Herrn von Truested, einem Wunsche ihres verstorbenen ersten Gemals folgend, geheirathet und niemals Anzeichen einer Verstimmung oder Reizbarkeit an ihm bemerkt habe.

„Da es Angesichts des Officierstandes des Grafen Brüll", setzte nach einer kleinen Pause der Director seinen Vortrag fort, „nicht zu unserer Competenz gehörte, über das vorliegende Vergehen des Zweikampfes ein Urtheil zu fällen, vielmehr in dieser Hinsicht die Militärbehörde die Sache in die Hand zu nehmen hatte, so wäre, ohne ein neues accidens, die Untersuchung für geschlossen zu erachten gewesen, wenn nicht die Aerzte nach wie vor und trotz der entgegenstehenden Brüll'schen Aussage die Ansicht aufrecht erhalten hätten, daß es eine factische Unmöglichkeit sei, mit einer Stichwunde, wie sie der Lieutenant von Truested erhalten, einen Weg von mehreren hundert Schritten zurückzulegen, ja sogar eine Treppe von etlichen zwanzig Stufen hinaufzusteigen, ohne zusammenzubrechen.

Man fand also Veranlassung, neue Recherchen nach der angedeuteten Richtung hin vorzunehmen. Durch den Augenschein, den man bald nach geschehener That zu Protokoll gebracht hatte, war bereits festgestellt, daß ein sehr erheblicher Bluterguß nicht an der Stelle, wo der Zweikampf vor sich gegangen war, sondern in jenem Zimmer, wo der Verletzte seine letzten Augenblicke verbrachte, statt-

Digitized by Google

gefunden haben mußte. Auch auf dem Wege vom Kampfplatz nach dem Sterbeort fanden sich nur geringe Blutspuren vor und eine genaue Untersuchung der noch deutlich erkennbaren Fußstapfen führte zu dem unzweifelhaften Resultat, daß der tödtlich Verwundete aufrechten Ganges und festen Schrittes in das Haus zurückgekehrt war. Schon hierdurch war der Verdacht entstanden, daß ihm der tödtliche Stoß erst im Zimmer, womöglich im Schlaf, beigebracht worden sei. Einige Unterstützung fand diese Muthmaßung in der Aussage des Dieners, Carl Fix, eben jenes Menschen, in dessen Gegenwart Truested die beleidigenden Aeußerungen gegen den Grafen Brüll ausgestoßen hatte. Fix hat, nachdem beide Gegner das Schloß verlassen, sich im Garten aufgestellt und das Duell aus der Ferne beobachtet. Dasselbe hat nur wenige Minuten gedauert und will der Zeuge gehört haben, wie sein Herr sagte: „Es ist nichts. Ich verlange Fortsetzung." Fix bekundet auch mit aller Bestimmtheit, daß der Lieutenant, ohne auch nur zu schwanken, den blanken Degen in der Hand, beständig die Fortdauer des Duells fordernd, auf dem geradesten Weg zum Schlosse zurückgekehrt ist und erst auf der Treppe wenige Augenblicke Halt gemacht hat, um anscheinend neue Kräfte zu sammeln. Der Graf soll niedergeschlagen ausgesehen und mehrmals einige französische Worte wiederholt haben, worauf Herr von Trúested jedesmal heftig den Kopf schüttelte. Fix, der aus dem Kriege in Frankreich einiges Verständniß des Französischen mitgebracht hat, behauptet, es habe sich zwischen Beiden darum gehandelt, ob die gnädige Frau geweckt werden sollte. Nunmehr kommt die kritische Viertelstunde, für welche uns auch die Fix'sche Aussage keinerlei genügende Aufklärung über das Vorgefallene giebt. Herr von Truested verschloß sein Zimmer hinter sich. Der Graf, der sich inzwischen wieder völlig gefaßt hatte, befahl dem Diener, anscheinend um ihn auf einige Zeit zu entfernen, sofort den in der Stadt wohnenden Doctor Albinus herbeizurufen. Fix befolgte diesen Befehl auch insofern, als er den Kutscher, der im Stalle schlief, mit der Ausführung beauftragte und selber auf jenen geräumigen Vorflur zurückkehrte, an welchem die Zimmer der obern Etage belegen sind. Der Graf war im Schlafcabinet der gnädigen Frau. Beide führten eine sehr erregte Unterhaltung, aber so leise, daß der Zeuge die Worte nicht unterscheiden konnte. Dann verabschiedete sich der Graf, ohne noch einmal mit Herrn von Truested gesprochen zu haben. Die gnädige Frau aber begab sich in das Zimmer ihres Gatten. Fix, der sich hinter einem Mauervorsprung versteckt hatte, um von dem Grafen nicht gesehen zu werden, beobachtete zunächst, wie dieser eine Weile an der Thür des Herrn von Truested horchte, dann befriedigt nickte und, die Lippen wie zum Pfeifen spitzend, leichten Schrittes davonging. Fix stellte sich nun auf den Lauscherposten. Beide Eheleute sprachen ziemlich laut, aber sie bedienten sich der französischen Sprache und redeten so schnell, daß der Zeuge absolut nichts Zusammenhängendes verstehen konnte. Nur das Wort: „achever" soll von beiden Seiten, namentlich von dem Lieutenant, mehrmals wiederholt worden sein. Dann trat eine Pause ein, während welcher etwas geschah, wovon der Zeuge sagt, daß ihm dabei die Haare zu Berge standen und eiskalte Schauer über den Rücken liefen. Ein Wimmern, ein Stöhnen war vernehmlich, wie wenn an Jemand eine höchst schmerzhafte Operation vorgenommen würde. Dann aber war Alles still. Der Schlüssel im Schloß wurde herumgedreht. Gleich darauf traf auch der Arzt ein. Im Zimmer war Niemand außer dem mit Blut überströmten kaum noch athmenden Herrn von Truested.

Digitized by Google

Auf Grund dieser allerdings sehr gravirenden, aber doch völlig vereinzelt dastehenden Auslassung des Zeugen Fix wurden sowohl die Witwe von Truested wie auch der Graf von Brüll auf's Neue confrontirt; sie blieben indessen in allen Puncten bei ihren früheren Angaben stehen, wennschon sie nicht leugnen konnten, daß sie gewisse Beziehungen zu einander unterhalten hatten, die indessen nach ihrer Meinung nur freundschaftlicher Natur gewesen seien und mit Genehmigung des Verstorbenen bestanden hätten.

Die bis in die entferntesten Verwandten- und Bekanntenkreise der Familie Truested und Blittersdorf ausgedehnte Beweisaufnahme, die den Zweck hatte, das erforderliche Licht über die anteriore des Lieutenants von Truested zu verbreiten, war von gar keinem Resultat. Man stieß überall auf die entschiedenste Abneigung, freiwillig auch nur das Geringste zur Aufklärung des Gerichts beizubringen. Genügendes Material zur Anwendung von Zwangsmaßregeln gegen die Zeugen hatte man nicht in Händen. So blieb denn der eigentliche Vorgang, auf den die Anklage hätte basirt werden können, in Dunkel gehüllt. Man reponirte die Acten in der Hoffnung, daß die Zeit, der Zufall und mit Hülfe des letztern vielleicht die Polizei, der man die Ueberwachung der betheiligten Personen ganz besonders an's Herz legte, den Schlüssel der räthselhaften Geschichte an's Tageslicht fördern würden."

Und diese Hoffnung", endigte der Director seinen Vortrag, „hat sich in gewissem Sinne erfüllt. Den fortgesetzten Bemühungen des Berliner Polizeicommissars Baschine ist es gelungen, jenen höchst wichtigen Brief, den Truested wenige Stunden vor seinem Tode erhielt, im Original herbeizuschaffen.

Schloß Steinkirch wurde nämlich bald nach den erzählten Begebenheiten verkauft. Ein reicher Particulier aus Dresden war der Ersteher. Er ließ das alte Gebäude niederreißen, um an dessen Stelle einen geschmackvollen Luxusbau aufzuführen. Bei den Abbrucharbeiten nun, denen der Commissar beiwohnte, fand man im Schlafzimmer des Herrn von Truested in einem eingemauerten Schränkchen jenes verhängnißvolle Stück Papier. Dasselbe zeigt in der Mitte ein dreieckiges, scharfkantiges Loch von etwa einem Viertelzoll Durchmesser und an den Seiten Schmutzflecke, welche sehr wohl von Blut herrühren können. In einem sehr scharfsinnigen Bericht weist der Commissar nach, daß an der Stelle, wo das Schränkchen eingemauert war, das Bett des Herrn von Truested stand; daß dieser also, der während des Duells den Brief bei sich getragen haben muß, woher das dreieckige Loch zu erklären, denselben später in den Schrank legte, als an einen Ort, wo seine Wiederauffindung die meiste Wahrscheinlichkeit gegen sich hatte. Warum er es nicht seiner Frau übergab, darüber werden sich die Herren Collegen am besten selbst ein Urtheil bilden, wenn sie vom Inhalt des Schreibens Kenntniß genommen haben."

Der Director entnahm einer rothen Mappe ein mit groben Schriftzügen bedecktes ungeschickt gefaltetes Stück Papier und händigte dasselbe dem ihm zunächst sitzenden Richter aus mit der Bitte, es zur Besichtigung im Kreise herumgehen zu lassen. Nach einer kurzen Pause, während welcher das Schriftstück allseitig mit kritischen Blicken betrachtet wurde, forderte er einen der Herren auf, den Inhalt des allerdings nicht schön, aber lesbar geschriebenen Briefes vorzutragen. Derjenige Richter, welcher das Papier gerade in Händen hatte, kam der Aufforderung nach und las Folgendes:

„Berlin, 18. Mai 187 .

Digitized by Google

Mein bester Herr Lieutenant! Sie machen mir den Antrag, da Sie eine große Jagd und einen schönen Wildstand haben, als Leibjäger in Ihre Dienste zu treten. So verlockend das auch klingt und so wenig behaglich ich mich in meiner jetzigen Stellung bei einem großen Bankier, wo ich den ganzen Tag keinen ruhigen Augenblick habe, befinde, so muß ich Ihnen doch erklären, daß zwischen Ihnen und mir auf ewige Zeiten keine Gemeinschaft sein kann. Sie und Ihre saubere Frau Gemalin haben meinen alten guten General zu Tode gehetzt. Sie haben ihm, der wie ein Vater an Ihnen gehandelt hatte, Ihren Dank wie der leibhaftige Gottseibeiuns abgetragen. Und das Testament haben Sie auch vernichtet. Wenigstens Sabine behauptet es. Sie sagt, es sei in allen guten Häusern Sitte, daß den Dienstboten von ihrer Herrschaft für deren Todesfall ein Geschenk gemacht würde für Anerkennung geleisteter Dienste. Mir ist davon freilich nichts bewußt. Aber Se. Excellenz waren ein so liebevoller Herr, daß sie ihren Anton im Testament sicher nicht vergessen haben würden. Sie aber haben uns damals ganz und gar schlecht behandelt; Sie haben uns den Abschied gegeben ohne ein Wort des Dankes für unsere oft bewiesene Treue und Aufopferung. Und wir wollen also mit Ihnen nichts mehr zu thun haben. Es wird sich schon Jemand finden, der diese Schandthaten ein Mal an das Licht bringt."

Nachdem er geendigt, gab der Richter den Brief dem Director zurück, der ihn der rothen Mappe sorgfältig wieder einverleibte.

„Wunderbarerweise", sagte er, „weist das Schreiben statt einer Unterschrift nur drei Kreuze auf. Indessen hat man ermittelt, daß der sich selbst Anton nennende Schreiber Kammerdiener beim verstorbenen General von Blittersdorf gewesen ist. Man hat diesen Anton auch richtig aufgefunden, aber von ihm ebenso wenig wie von seiner Frau, einer geborenen Pariserin, die früher Zofe bei der Frau von Blittersdorf war, hat man eine sichere Auskunft über die in dem Brief gemachten Andeutungen erhalten können. Möglich bleibt es ja immer, daß das Schreiben nur eine allerdings mit großer Vorsicht gelegte Falle war, um die Mitwissenschaft eines Geheimnisses, die in der That nicht existirte, vorzuspiegeln und den Adressaten zu bestimmen, das Schweigen des Mr. Anton und seiner Ehegattin mittelst einer entsprechenden Leistung in baribus zu erkaufen. Ich für meine Person muß gestehen, daß ich bei wiederholter Lectüre des Briefes den Eindruck empfangen habe, als läge hier, innerhalb der Mauern der einst vom General von Blittersdorf zu Berlin bewohnten Villa, der Schlüssel zu der ganzen dunkeln Affaire. Jedenfalls wäre damit das höchst auffallende Benehmen des Herrn von Truested gleich nach Empfang des Briefes zur Genüge erklärt. Der Staatsanwalt geht aber noch weiter. Er behauptet, daß die Hauptschuldige in der ganzen Angelegenheit die jetzige Witwe Truested sei. Sie wäre im Brief allerdings mit dem charakteristischen Beiwort: „sauber" bezeichnet, das bedeutet im ironischen Sinne ungefähr: schmutzig in Geldangelegenheiten. Damit war vielleicht gemeint, daß die Schuld an der Beseitigung des Testaments ihres ersten Gatten, in dem möglicherweise bedeutende Legate zu Gunsten anderer Personen ausgesetzt waren, in erster Linie der Frau Truested beizumessen sei. Aber der Staatsanwalt ist nunmehr der Ansicht, daß dieselbe auch ihrem zweiten Gatten, als dieser besinnungslos auf seinem Bett lag, die eigentlich tödtliche Wunde beigebracht habe. Sie habe offenbar gefürchtet, daß ihr Gatte, der wohl die bessere Hälfte dieser „saubern" Ehe repräsentirte, an ihr zum Verräther werden könnte. Eine so günstige Gelegenheit wie das

Digitized by Google

Duell mit dem Grafen wollte sie nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Der Graf, dessen Zeugniß von ausschlaggebender Wichtigkeit war, wurde mit in das Geheimniß gezogen, und erscheint darnach der Antrag der Staatsanwaltschaft, gegen die Witwe Truested die Haft und Voruntersuchung wegen Verdacht des Gattenmordes und der Urkundenvernichtung zu beschließen, allerdings als das äußerste durch die Umstände gebotene Mittel, um diese Sache endlich einmal zum Abschluß zu bringen."

Mit diesen Worten erklärte der Director, daß die Discussion eröffnet sei.

Einer der Richter, ein Mann mit starkergrautem Haupthaar, aber mit jugendlich glühendem Antlitz, sprang auf, stieß seinen Stuhl zurück und gab durch eine energische Handbewegung vorweg zu erkennen, daß er mit der vom Director entwickelten Schlußansicht durchaus nicht einverstanden sei.

„Mit Verlaub, Herr Director. Ich dächte, wir hätten mehr zu thun, als die schmutzige Wäsche gewisser aristokratischen Kreise auszuwaschen. Was kümmert uns diese ganze Degenstichaffaire, bei deren Untersuchung selbst der eingefleischteste Criminalist ein parfümirtes Taschentuch an die Nase führen muß? Mögen ihre Wurzeln immerhin bis in die höchsten Geschellschaftsschichten verlaufen, für uns ist es sicher nichts Neues, daß es auch in diesen höchsten Schichten Schurken und Elende giebt, die nicht einmal den Muth zu einem reellen Verbrechen haben. Die Frage kann doch nur sein: Was ist innerhalb der Viertelstunde passirt, wo Madame und Monsieur de Truested bei einander waren? Der Zeuge Fix hat das Wort: „achever" gehört. Das heißt, wenn mich mein bischen Französisch nicht im Stich läßt, auf Deutsch: „vollenden oder den Garaus machen". Nun wohl, wenn ich auch beim Vorlesen des halbanonymen Briefes die Ueberzeugung gewonnen habe, daß Madame la Baronesse eine Person ist, zu der man sich jeder That versehen kann, welche weder Muth noch Ehrlichkeit verlangt, habe ich dadurch in unserm concreten Fall den geringsten Anhalt für die Annahme gewonnen, daß sie ihrem theuren Gatten mit höchst eigenen Händen den Hals abgedreht, oder vielmehr ihn mit dem Fleuret abgestochen hat, wie man gewisse Thiere absticht? Ich bitte sehr um Entschuldigung, meine Herren, meine Ausdrucksweise mag nicht ganz passend sein. Aber ich habe leider, als unser Verehrter College Stahlknecht den Fall Truested bearbeitete, denselben mit ihm nach allen erdenklichen Richtungen hin durchgesprochen oder richtiger: durchgekäut und sind wir schließlich zu der übereinstimmenden Ansicht gelangt, daß es das Vortheilhafteste für die anständigen Leute sei, das Gesindel seinem Schicksal zu überlassen. Ich stimme für Ablehnung des Antrags der Staatsanwaltschaft."

„Ehe ich einem zweiten Redner das Wort gebe", erhob der Director noch einmal seine Stimme, „ersuche ich die Herren erst dringend, die Angelegenheit mit größerer Ruhe und Objectivität, als leider vom Herrn Collegen Brandrup geschehen, zu behandeln. Der Richter, als der berufene Vertreter der gesetzlichen Ordnung, darf sich nach keiner Richtung hin durch Standesvorurtheile beeinflussen lassen, weder nach oben noch nach unten. Auch ich bin weit davon entfernt, in dem uns vom Staatsanwalt übersandten Brief an und für sich ein ausschlaggebendes Beweisstück zu erblicken. Aber wir müssen bedenken, daß schon bei der ersten Weglegung der Acten der Verdacht gegen die Witwe Truested ein sehr dringender war, und damals, wie ich hier in Parenthese nachträglich bemerken will, nur durch einen auf den Staatsanwalt von hoher Stelle aus ausgeübten Druck beseitigt wurde. Jetzt, wo

Digitized by Google

wir das Heft wiederum in Händen haben, würde es meines Erachtens schon aus Rücksichten der Justizpolitik, um mich so auszudrücken, erforderlich oder doch in hohem Grade wünschenswerth sein, die Einleitung der Untersuchung zu verfügen."

Es war vergeblich aufgewendete Beredsamkeit. Nach dem Director sprachen nur noch drei Richter, kurz aber mit schneidender Ironie sich gegen die Zumuthung der Staatsanwaltschaft verwahrend, der Phantastik Zutritt in den Gerichtssaal zu gestatten. Nach allen stattgehabten Verhandlungen und Ermittelungen sei fast bis zur absoluten Evidenz dargethan, daß der Lieutenant von Truested, von gewaltigem Lebensüberdruß angepackt, nach fruchtlosem Bemühen im Duell seinen Tod zu finden selber den Garaus gemacht habe. Uebereinstimmend, mit Ausnahme der Stimme des Directors, adoptirte das Richtercollegium diese Ansicht, die auch auf Beschwerdeführung des Staatsanwalts in höherer Instanz bestätigt wurde.

Später ging noch ein Polizeibericht ein, worin nachgewiesen wurde, daß der Briefschreiber Anton und der Diener Fix gemeinschaftliche Sache gemacht hätten, um sich in den Besitz eines Theils der höchst bedeutenden Blittersdorf'schen Erbschaft zu setzen. Dieser Bericht wurde einfach zu den Acten gelegt.

Beim Dichter des Ekkehard.

Von **Friedrich von Goeler-Ravensburg.**

Was Schiller in seiner „Theilung der Erde" über das Loos des Dichters sagt, ist eine nur allzuoft bestätigte Wahrheit. Dem Dichter wird ja doch meist als Lohn für sein unschätzbares Wirken und Schaffen nur Ruhm und Ehre und dies sogar oft nur spärlich, oft erst nach dem Tode zu Theil, sonst aber muß er auf anderen Lohn verzichten, und wie mancher in materiellem Elend zu Grunde gegangen ist, weiß Jeder. Um so erfreulicher und erhebender ist es, wenn einem dieser Kämpfer für das Ideal auch einmal noch ein anderer Preis gewährt ist, wenn ihm das Geschick auch materiellen Wohlstand und Lebensgenuß bescheert, und am meisten erfreulich, wenn er nicht einem Familienerbtheil oder Fürstengunst, sondern allein den Werken seines Genius diese Güter verdankt.

Solche Gedanken und Gefühle erfreulicher Natur bewegten mich, als ich im verflossenen August die Villa Seehalde bei Radolfzell betrat, um den Dichter des Ekkehard aufzusuchen. Denn zu jenen ausnahmsweise Begünstigten gehört Meister Scheffel. Ruhm und Ehre hat er geerntet und ist bei seinem vorigjährigen Jubiläum gefeiert worden, wie kaum ein anderer Dichter der Gegenwart; er hat sich aber auch eines materiellen Wohlstandes zu erfreuen, der ihm erlaubt, das Leben zu genießen. Zwar hatte er von Hause aus Vermögen, ein stattliches Wohnhaus in Karlsruhe als Familienerbtheil; aber den größten Theil seines dermaligen Besitzes verdankt er doch den Werken seiner Feder. Das ist begreiflich, wenn man bedenkt, wie viele Auflagen seine Dichtungen erlebt haben; denn von seinem „Ekkehard" erschien in diesem Jahre die dreiundzwanzigste, von seinem „Trompeter von Säkkingen" sogar die sechsundfünzigste Auflage. Welch andere Dichtung hat in vierundzwanzig Jahren sechsundfünfzig Auflagen erlebt?!

Digitized by Google

Wenn in Karlsruhe die Sommerwärme den Aufenthalt unliebsam macht, dann schließt der Meister Bücher und Hefte und zieht hinauf an den prächtigen Bodensee, wo er sich in Radolfzell eine zweite Heimat gegründet hat. Dort vermag er in vollem Maße die Ruhe zu genießen, die kaum einem Anderen so nöthig ist, als einem Dichter.

„Das menschliche Gehirn gleicht einem Saiteninstrument; wenn es übermäßig gespielt wird, zerspringen die Saiten, nur daß bei ersterem keine Reparatur mehr möglich ist. Nun giebt es aber kaum eine anstrengendere, aufreibendere Thätigkeit, als die des Dichters, der mit voller Kraft seiner Seele und aus seinem Innersten heraus schafft. Da werden alle Kräfte des Geistes in gleicher Weise angespannt. Deshalb sind für ihn Ruhepausen nöthiger als für irgend einen Anderen." So oder ähnlich sprach sich Scheffel gegen mich aus. „Wollte ich ein paar Jahre lang das aufreibende Schaffen rastlos fortsetzen, so würde ich wohl eine Anzahl Bände zu Stande bringen, aber mit mir wäre es dann am Ende."

Am nördlichen Ausläufer des schönen Bodensees, dem Zeller See, liegt Radolfzell, ein badisches Städtchen mit 1600 Einwohnern, in herrlicher Lage, mit weiter Aussicht auf den See. Schon von weitem sichtbar erhebt sich hier auf einer vom See leicht ansteigenden Anhöhe ein weißes Gebäude. Der Fremde erfährt auf seine Anfrage (oder liest es in seinem Bädeker): Das ist die Villa Seehalde und gehört dem Dr. von Scheffel. Dies ist des Dichters Tusculum! Und ein reizendes fürwahr! Eine geschmackvolle, elegante Villa, rings umgeben von einem hübschen, großen Garten, der sich bis an das Seeufer hinunterzieht. Der Garten selbst ist zum großen Theile mit Reben bepflanzt und Weinberge bilden auch zumeist die Umgebung der Villa. Der Boden ist zwar mit seinem harten Geröll nicht ganz günstig für die Rebe, aber „es wächst doch ein guter Tropfen Wein darauf." Der Seewein macht sich allerdings leicht in Kopf und Beinen fühlbar, ist auch etwas herbsäuerlich von Geschmack, aber doch ein trefflicher Wein, kräftig und erfrischend wie die Seeluft, in der er gewachsen. Und daß Meister Scheffel einen besonders guten hier zieht, kann ich nach manchem dort getrunkenen Glase bezeugen. Wenn man im Unterstock an den stattlichen Kellerräumen vorbeigeht, da hat man seine Freude daran und gewinnt die Ueberzeugung: hier kann einer wohl „feuchtfröhlich veralten."

Die übrigen Theile des Gartens sind hübsch und nützlich angelegt; Gemüse, Obstbäume und Sträucher, überhaupt allerlei Eßbares gedeiht hier vortrefflich. Der Garten bildet unten das Ufer des Sees. Ein Badehäuschen zwischen Bäumen versteckt, ladet zum Bade im freien See ein; ein Kahn liegt daneben, bereit uns auf den Wellen schaukeln zu lassen. Nicht weit davon, unter einem Apfelbaume, steht eine Bank, ein reizender stiller Ruheplatz, so recht zum Sinnen und Träumen geeignet. Dort kann man lange sitzen und hinausschauen auf den prächtigen See; ein paar Schritte entfernt plätschern die Wellen am Ufer und singen ihre uralte Melodie.

Das Wohnhaus hat zwei Stockwerke und ein Untergeschoß für Küche und Keller. Es ist ohne übertriebenen Luxus, aber geschmackvoll, bequem und wohnlich eingerichtet. Herrlich ist die Aussicht, die es bietet; auf der einen Seite auf die Berge des Hegaus mit ihren alten Burgen; auf der andern Seite auf den See mit seinem prächtigen, landschaftlichen Hintergrund. Und der See selbst bietet einen vielfach wechselnden, stets von neuem interessirenden Anblick. Ungemein großartig ist er beim Herannahen eines Gewitters,

Digitized by Google

wenn die schweren Wolken den Himmel bedecken und durch den Lichtreflex vielfarbige helle Schlaglichter über den See hinziehen. Zwei Puncte, die der Dichter in seinem Ekkehard mit dem Zauberglanze der Poesie verklärt und für allezeit dem deutschen Volke lieb und werth gemacht hat: Den Hohentwiel und die Insel Reichenau hat er hier stets vor Augen und kann sie alle Morgen wie alte Freunde begrüßen.

Außer der Seehalde hat der Dichter hier noch ein anderes Besitzthum, ein prächtiges Landgut, die Mettnau, etwa eine halbe Stunde östlich von der Seehalde, ebenfalls am Ufer des See's gelegen. Die Bewirthschaftung dieses Gutes oder die Aufsicht darüber macht dem Dichter viel Freude und er findet sich vortrefflich in die Rolle des „Gutsbesitzers", wie er auch seinen Garten und Weinberg mit Liebe pflegt. Dafür hat er auch die Genugthuung, auf seinem Tische allerlei eigene Producte zu haben. Das Geflügel liefert die Mettnau (wahrscheinlich auch Milch und Eier), das Gemüse wächst im Garten, die Fische fängt der Gärtner im See und den Wein, der hier wächst, haben wir schon erwähnt.

So lebt hier der Dichter im Verkehr mit der Natur, ziemlich zurückgezogen, in ländlicher Stille. Als belebendes Element hat er aber seinen Sohn Victor bei sich, einen reizenden Jungen von etwa zwölf Jahren, dem nach seinen Karlsruher Gymnasialstudien die frische Seeluft, das Rudern und Schwimmen vortrefflich bekommt. Mit großer Liebe und Hingebung widmet sich der Dichter der Erziehung dieses Sohnes, der ja seine ganze Familie ausmacht. Er interessirt sich selbst für die Spiele, die derselbe mit seinen jungen Kameraden hier betreibt, und machte mich darauf aufmerksam, wie in den Kindern eine merkwürdige Erfindungsgabe liege, wie sie sich ihre Spiele und alles dazu nöthige selbst ersinnen und alle möglichen Situationen, Räuberüberfälle und Indianerkämpfe erdenken. Dabei müsse man sie aber ganz ungestört lassen, da jede Einmischung von Erwachsenen ihnen die Freude daran verderbe.

Daß die ländliche Stille zu öfteren Malen durch Besuche unterbrochen wird, ist selbstverständlich. Freunde und Bekannte, mitunter auch Fremde, werden sich die Gelegenheit gewiß nicht entgehen lassen, wenn sie in der Nähe sind, den liebenswürdigen Dichter in seinem reizenden Tusculum zu besuchen. Sie finden hier die freundlichste und zuvorkommendste Aufnahme, ich wenigstens muß gestehen, daß ich mich noch selten eines so warmen, herzlichen Empfanges zu erfreuen hatte als auf der Villa Seehalde. Es hat sich bei Manchem die falsche Ansicht eingeschlichen, als sei der Dichter „abstoßend" oder „menschenfeindlich". Nichts thörichter als das! Wenn er gegen Fremde, gegen persönliche Besuche oder schriftliche Mittheilungen sich zumeist, besonders in Karlsruhe, abweisend verhält und sie sehr kurz abfertigt, so ist dies nur ein Act der Nothwehr und Selbsterhaltung. Denn sonst würde er davon in solcher Art in Anspruch genommen, daß von einem Arbeiten und Schaffen keine Rede mehr wäre. Was einem „berühmten" Mann alles zugemuthet wird, davon weiß Scheffel zu erzählen. Mit befreundeten Personen, selbst mit Fremden, die eine besondere Veranlassung zu ihm führt, ist der Dichter aber auch so freundlich und liebenswürdig, wie man es selten findet, besonders aber wenn er auf Villa Seehalde verweilt. Da erhält er denn auch oft merkwürdige Besuche. So besuchte ihn z. B. kürzlich ein deutscher Kaufmann, der seit langen Jahren in Kesanlik am Balkan, dem „Rosenparadiese", lebte und mit Rosenöl handelte, jetzt aber nach Zerstörung

Digitized by Google

des blühenden Ortes im russisch-türkischen Kriege in die Heimat zurückkehrte. Nun sei ihm, sagte er, Gelegenheit geboten, einen jahrelang gehegten Wunsch zu erfüllen: Den Hohentwiel und den Dichter des Ekkehard aufzusuchen. Er ließ als Andenken ein kleines Fläschchen Rosenöl, den zehnten Theil seines ihm übrig gebliebenen Vermögens zurück.

Daß der Dichter mitunter auch Damenbesuche erhält, ist nicht zu verwundern, da ja gerade das schöne Geschlecht so sehr für seine Dichtungen (ich meine nicht das Gaudeamus!) schwärmt. Während meines Aufenthaltes erhielt Scheffel eine Postkarte von einem ihm befreundeten Professor aus Bonn, welcher anfragte, ob er am nächsten Tage mit einer Pensionatsvorsteherin aus Bonn und mehreren Pensionärinnen derselben, welche besonders für den Dichter schwärmten, ihn besuchen dürfte. Ich war bei diesem Besuche zwar nicht mehr zugegen, aber ich sehe den Dichter im Geiste bei dem „Damenkaffee auf der Mettnau." Meister Scheffel hat sich angelegentlich besonnen, wie er die Damen gut unterhalten werde, und wenn sie ihre Stammbücher mitbrachten und recht schön darum baten, hat er ihnen gewiß einige Verse hineingeschrieben. Er zeigte ihnen jedenfalls auch das merkwürdige Exemplar des Ekkehard, das er kürzlich erhalten. Selbiges Exemplar hat nämlich geraume Zeit im Eise der arktischen Region gelegen. Vor mehreren Jahren war es von einer Nordpolexpedition als Bestandtheil der Schiffsbibliothek mitgenommen worden; das Schiff ging im Eise zu Grunde und der Ekkehard lag mit anderen Büchern Jahre lang darin begraben. Diese Bücher wurden dann von der Expedition, bei der Dr. Bessel betheiligt war, aufgefunden und mitgenommen, und nach der Rückkehr schickte Dr. Bessel den im Eise ziemlich wohlconservirten und nur etwas bräunlich gewordenen Ekkehard an den Dichter, als neues Beispiel für das habeat sua fata libelli!

Daß die geistige Nahrung auf der Villa Seehalde nichts zu wünschen läßt, ist natürlich. Es läßt sich ganz trefflich plaudern mit dem Dichter, über was man will, Kunst, Wissenschaft, öffentliches Leben oder anderes. Ueberall erfreut sein treffendes, sicheres Urtheil, das gleich entfernt ist von gelehrter Pedanterie wie von dichterischem Ueberschwall, ebenso wie sein frischer Humor, seine echte Gemüthlichkeit und sein kernhaft deutsches Wesen. Aber auch von der leiblichen Nahrung gilt das Gleiche. Des edeln Weines von der Seehalde thaten wir schon Erwähnung, müssen aber noch hinzufügen, daß der Dichter eine treffliche Bowle damit zu bereiten weiß, zu der er das Recept selber erfunden hat. Auch sonstige gute und interessante Getränke sind hier zu finden, Geschenke vom Jubiläumstage, Scheffel-Wein, Jubiläums-Champagner und echter „Bactrer-Schnaps" aus dem „Schwarzen Wallfisch." Auf dem Büffet steht unter vielen anderen Gläsern und Krügen ein schönes Krüglein, das eine sehr beherzigenswerthe Inschrift für alle Vegetarianer enthält: „Schon Doctor Luther spricht: Wasser allein thut's nicht."

Alles in Allem genommen, hier ist ein Haus, in dem nicht nur der Geist und der Humor eines Dichters, sondern auch eine echt süddeutsche Gemüthlichkeit und Behaglichkeit herrscht, und jeder Besucher wird die hier gewonnenen Eindrücke zu den freundlichsten seines Lebens zählen. Und wenn er auch nur wenige Stunden bei dem liebenswürdigen Wirthe verbracht hat, so wird er doch gewiß wie wir mit dem Wunsche von dort scheiden, daß der Dichter sich noch lange Jahre der schönen Muße erfreuen möge auf seinem reizenden Tusculum am Zeller See.

Digitized by Google

Wie musikalisch er ist!

Digitized by Google

Aus der Gesellschaft.

Baden-Baden.

In früherer Zeit galt unsere schöne Badestadt für eine Dependance von Paris, jetzt kann man sie mit noch mehr Berechtigung als eine solche von Berlin bezeichnen. Wenn sonst halb Paris in Baden-Baden war, so ist jetzt ganz Berlin dort. Namentlich aber findet man „die Gesellschaft" dort. Nicht nur der ganze Hofzirkel des Kaiserhauses, auch die besten Namen der Kaiserstadt glänzen in unseren Badelisten. Man begegnet überall bekannten Gesichtern, und freut sich, daß statt der Linden und des Thiergartens, die herrliche Decoration des Oosthales zur Staffage dieser Begegnungen dient. Der Promenade vor dem Conversationshause läßt sich an Schönheit nichts vergleichen. Man sitzt, geht und plaudert dort, wie in einem Salon, oder man sieht träumerisch das reizende Bergpanorama an, das sich dort von allen Seiten aufbaut. Die Kirche im Vorgrund, die Villen im Wald halb versteckt, und hoch oben auf dem Bergesgipfel das alte Schloßgemäuer mit seiner märchenhaften, geheimnißvollen Schönheit der Vergangenheit. Das neue Schloß, welches ebenfalls auf einer ansehnlichen Höhe liegt, ist dagegen ein lebensvolles, heiteres Bild der Gegenwart und verschönt die Aussicht, trotz der wenig malerischen, modernen Bauart. Die zahllosen Fenster, im Sonnenschein blitzend und der herrliche Park mit seinen hohen Baumwipfeln, die flatternde Fahne, welche die Anwesenheit des Landesherrn anzeigt, geben der Gegend einen eigenthümlichen Reiz. Es ist übrigens sehr schwer zu entscheiden, welcher Aussichtspunct der schönste ist. Der Blick nach Lichtenthal bietet dem Naturfreund fast noch mehr herrliche Bergformationen, als die Thalseite, welche sich nach dem Rhein öffnet. Dabei hat Baden-Baden neben seinen reichen Naturschönheiten das Glück, daß diese durch großartige Bauten noch erhöht werden. So hat ein Prinz Solms-Braunfels dort kürzlich eine Ritterburg vollenden lassen, welche von allen Seiten gesehen wird, und eine wahre Zierde Badens geworden ist. Die Pracht dieses malerischen Baues hat zu dem Scherz Veranlassung gegeben, Geisterhände hätten die Steine zusammengefügt und die Zeichnung des Plans entworfen. Derselbe ist jedoch vom Baumeister Oppler und von dem genialen Prinzen selbst erdacht worden. Das Innere entspricht vollkommen der schönen Außenseite, alle Einrichtungen sind stilvoll und getreu nach den strengsten Anforderungen der Archäologie. Die Solmsburg gehört jetzt deshalb auch zu den beliebtesten Sehenswürdigkeiten Badens; die Fremdenzüge dieses Sommers und Herbstes richteten sich mit Vorliebe dorthin. Der erlauchte Besitzer gestattet stets die vollständigste Besichtigung und man begegnet ihm sogar oft, indem er selbst das Führeramt übernimmt, irgend eine Prinzessin am Arm, die als Touristin sein Zauberschloß besuchte. Man kann auf diese Weise die vornehmste Gesellschaft Badens im engsten Zirkel beisammen sehen, denn im Bankettsaal der Solmsburg findet sehr oft ein Fest statt, wobei es den Fremden gestattet ist, als Zuschauer zu erscheinen.

Wer aber die Gesellschaft in ihren Glanzmomenten sehen will, der versäume es ja nicht, die Octoberrennen in Iffezheim mitzumachen. Es ist die günstigste Jahreszeit, schon weil die herbstliche Kühle die Sommerqualen von Hitze und Staub verdrängt hat, besonders aber auch, weil Kaiser Wilhelm dann stets in Baden weilt und die Officiere aller deutschen Regimenter die herbstlichen Urlaubstage gern dort zubringen; auch ist Baden um diese Zeit

Digitized by Google

das Reiseziel aller heimkehrenden Sommertouristen, und aller nordischen Zugvögel, die nach Nizza, Meran oder Rom eilen. Der Zusammenfluß von großen Reichthümern und noch größeren Namen ist deswegen leicht erklärlich. Unsere Badestadt wird alsdann auch die Residenz gar vieler hoher Häupter; der Großherzog von Baden bezieht das neue Schloß, welches auch den anwesenden fürstlichen Besuchen gastliche Aufnahme gewährt. Das deutsche Kaiserpaar wohnt aber noch immer im Mesmerschen Hause an der Promenade, wo bereits vor länger als einem Vierteljahrhundert die Kaiserin Augusta als Prinzessin von Preußen residirte. Damals war es eine kleine, einstöckige Gartenwohnung, jetzt ist es ein so hohes Haus, wie es kaum in Paris oder Berlin eins giebt. Aber wenn auch viel größer, schöner ist es nicht geworden, der Garten ist auf ein Minimum verschwunden, Seitengebäude, Ställe, Remisen, Restaurants und Nebenhäuser machen sich breit darin, und die Kaiserin hat dort gewiß nicht viel reinere Luft als in ihrem Lindenpalais in der Großstadt Berlin. Nur die schöne Aussicht von den Balcons des Mesmerschen Hauses hat man nicht verbauen können, und auch die Lichtenthalerallee nicht. Dorthin lenkt die Kaiserin jeden Morgen ihre Schritte; sie geht zu Fuß, nur von einer Hofdame begleitet, in dieser herrlichen Baumreihe oft stundenlang umher, aber ein eigener Gartenplatz, wo sie ungestört und ungesehen Luft genießen könnte, wäre ihr doch gewiß lieber. Die Stadt Baden hat diesen Wunsch errathen und einen herrlichen Bauplatz am schönsten Punct der Lichtenthaler Allee der hohen Frau zum Geschenk dargeboten. Doch soll es noch unentschieden sein, ob nicht die Wohlthätigkeitsneigung der Kaiserin denselben als ein Asyl für arme Kranke benutzen wird.

An den Octoberrenntagen hat also Baden-Baden, wie gesagt, ein ganz besonders festliches Ansehen, vom frühen Morgen an bewegt sich das vornehme Publikum vor dem Conversationshause, man geht Wetten ein, bespricht die berühmten Pferde und betrachtet die eleganten Négligétoiletten der zahlreich versammelten Damen. Um einen hübschen Miethwagen zur Fahrt nach Iffezheim zu erlangen, sind große Geldopfer nöthig; 30 bis 60 Gulden werden gefordert; man sagt hier noch nicht Mark, besonders nicht bei solchen Gelegenheiten, wo man die althergebrachten Preise nach alter Münzsorte beibehalten möchte. Ein „hübscher" Wagen ist allerdings ein Haupterforderniß zur Fahrt nach Iffezheim, es ist das nothwendige Piedestal für schöne Frauen und schöne Toiletten, aber auch als Herr mag man sich nicht in einer Gepäckdroschke oder Postkutsche dem Publikum zeigen, welches wie auf einer Zuschauertribüne längs des Weges auf gemietheten Stühlen sitzt und jeder eleganten Equipage zujauchzt. Es giebt hier glücklicherweise eine Menge niedlicher Einspänner und anständiger Landauer, in denen man an dem Wagencorso nach Iffezheim theilnehmen kann, vorausgesetzt, daß man sie frühzeitig bestellt und gut bezahlt. Den Glanzpunct der Fahrt bilden natürlicherweise die „eigenen" Equipagen; man sieht kaum in Paris und Wien, — das stolze Berlin besitzt leider nur sehr bescheidenen Wagenluxus — solche herrliche Viererzüge, wie hier zu Dutzenden vorhanden sind. Die meisten werden von ihren Besitzern eigenhändig gelenkt, der Fürst von Fürstenberg, der Herzog von Hamilton, einige russische Fürsten und einige holländische Nabobs zeichneten sich besonders dabei aus. Aber die Equipagen des Großherzogs werden durch nichts übertroffen, die Viererzüge strahlen von Silber, die goldbordirten Lakaien und Jockeys in scharlachrothen Livréen schimmern fast meilenweit und erregen die lauteste Bewunderung. Die Fahrt dauert nur eine

Digitized by Google

Stunde, so rasch fliegt und sauft man an einander vorüber, Heiterkeit und Vergnügen umgaukeln jeden Wagen, die herrliche Gegend im ungewohnten Sonnenschein dieses trüben Jahres lachte gleichsam Allen ein fröhliches Willkommen zu. Iffezheim ist indessen nur ein ärmliches, häßliches Dörfchen, man ahnt nicht, daß der berühmteste Rennplatz Deutschlands hinter demselben liegt. Man hat immer Noth, dem Fremden über den ersten schlechten Eindruck hinwegzuhelfen, wenn man in Iffezheim ankommt.

Eine herrliche Buchenallee führt aus der Dorfstraße auf den Rennplatz, wo drei herrschaftlich eingerichtete Tribünen die Schaulustigen aufnehmen. Für den Hof und seine Gäste ist ein besonders reich decorirter Pavillon bestimmt, aber die hohen Insassen mischen sich nicht selten unter die zahlreichen Anwesenden, welche auf dem Wiesenplan sich möglichst dicht an die Barrièren drängen, um die Reiter besser sehen zu können. Das bunte Gewühl von vornehmer Welt und Toilettenpracht ist ein echter vanity fair, ein Eitelkeitsmarkt, wie er im Buche steht. Aber es finden sich auch viel edle Erscheinungen darunter, die den ernsten Beobachter interessiren, z. B. der Großherzog von Baden, dessen königliche Haltung, dessen liebenswürdig-heiterer Gesichtsausdruck und männlich-jugendliche Schönheit das Herz erfreuen, neben ihm seine hohe Gemalin, die Tochter des deutschen Kaisers, wie die Anmuth neben der Kraft, sie ist ebenfalls noch sehr jugendfrisch und besitzt einen wahrhaft mädchenhaften Liebreiz neben der Würde einer so treuen Landesmutter, wie sie es ist. Der junge Erbgroßherzog, bereits volljährig, hat viel Aehnlichkeit mit ihr, während Prinzessin Victoria, noch im Backfischalter, welches auch auf den Stufen eines Thrones seine Unbequemlichkeiten haben soll, dem Großherzog gleicht. Das Kaiserpaar zu sehen, gelang uns nur auf Augenblicke beim Ein- und Aussteigen, denn der Nordostwind blies so heftig auf der Rennbahn, daß der schützende Pavillon nicht verlassen werden durfte. Der Kaiser schien sich jedoch vortrefflich zu befinden, er sieht im bürgerlichen Rock fast noch kräftiger aus als im militärischen. Kaiserin Augusta hatte ihren wundervollen Toilettentact wieder glänzend bewährt, sie trug hellgraue Seide mit dunkelrothem Band verziert und einen Hermelinmantel. Letzterer war besonders zweckmäßig, denn Pelzwerk allein konnte gegen den kalten Herbstwind schützen, der trotz des herrlichsten Sonnenscheins und des grünsten Blätterschmucks der Baumwipfel an Eis und Schnee erinnerte.

Die meisten Damen hatten aus Verzweiflung über diese Kälte theilweise ihre prächtigen Toiletten geopfert, indem sie sie mit grauen Regenmänteln, wollenen Tüchern, ja sogar mit Pferdedecken verhüllten. Einige Hofdamen machten jedoch eine Ausnahme und bewiesen wieder die alte Wahrheit, daß die passendste Toilette auch immer die schönste ist. Freifräulein von G. zeigte sich in einem warmen, langen Paletot von weißem Doublestoff, der sich an den Seiten und vorn über einem kirschrothen Unterkleid öffnete, dazu einen weißen Filzhut mit rothen Früchten. Prinzessin von Tr. trug ein grünes Sammetkleid, dazu einen Frack von demselben Stoff und eine warme Weste von gelbem, dickem, ungeschorenem Seidenzeug. Gestickte Dolmans und Doublejacken waren zahlreich vorhanden, aber vorherrschend waren, wie gesagt, häßliche Regenmäntel und wollene Tücher.

Das kühle Wetter war dem Rennen günstiger als den Zuschauern, doch erlassen wir uns, die Einzelheiten aufzuzählen, da der Salon kein Sportblatt ist. Das Herrenreiten erregte natürlicherweise die meiste Aufmerksamkeit. Mit wahrer Leidenschaft stürmten die Herren vorüber, jeder

Digitized by Google

Einzelne erinnerte an Hennebergs berühmtes Gemälde „Die Jagd nach dem Glück". Mit keuchender Brust, mit fliegendem Haar, ohne Kopfbedeckung, Gluth in den Augen und auf den Wangen, jagten sie auf den schweißtriefenden Rennern vorüber, flogen über die Hindernisse und stürzten oft nahe dem Ziele. Als Sieger und Gewinner des kostbaren Kaiserpreises ging Freiherr von Kramm aus dem Wettkampf hervor. Er ist bereits bekannt als Matador aller Renntage. Der prächtige Goldpokal, den er gewann, wird seinem Trophäentisch im Schlosse zu Driburg die Krone aufsetzen. Seine Gemalin ist bekanntlich eine westfälische Erbtochter, Gräfin von Sierstorff-Driburg.

Einer der sonst stets glücklichsten Reiter, Obristlieutenant von Rosenberg, stürzte diesmal kurz vor dem Ziele. Lieutenant Suermond-Cockrill, Sohn eines Millionärs in Aachen, war der zweite Sieger. Neben ihm verunglückte Lieutenant von Oehlenschläger, er wurde so heftig gegen einen Baum geschleudert, daß er kopfüber stürzte und das Nasenbein zerbrach. „Schade, daß wir versäumten, diesen Unglücksfall zu sehen", sagten einige Damen, als wären sie Zuschauer bei einem spanischen Stiergefecht.

Am Abend des Rennens hatte die gute Gesellschaft noch Lust und Kraft, einen Ball in den Prachtsalons des Conversationshauses mitzumachen. Dort kamen denn auch endlich die bisher verhüllten Toiletten zur Geltung; es ist sehr reizend, die jungen Damen tanzen zu sehen in dieser Phantasietracht, halb Ballkleid, halb Reitcostüm. Die Federhüte und Hackenstiefelchen mit dem aufgeschürzten Schleppkleide mögen nicht ganz bequem bei Polka und Galopp sein, aber sehr kleidsam sind sie. Die Herren tanzen auf diesen improvisirten Bällen ebenfalls im zwanglosen Anzug des Touristen und im Zuschauerraum herrscht ganz und gar das Reisecostüm vor. Die prachtvollen Räume des Conversationshauses eignen sich indessen auch vollkommen für Galabälle, die auch im Laufe des Winters dort veranstaltet werden. Einen schöneren Saal, wie der gelbe Tanzsaal, hat kaum ein Königsschloß aufzuweisen, und noch prächtiger ist der rothe Saal, der Abends bei Gaslicht wie in bengalischen Flammen strahlt.

Die Quintessenz der guten Gesellschaft versammelt sich in den Hofconcerten auf dem neuen Schloß und in den Soiréen, welche Kaiserin Augusta in ihren kleinen, aber prächtigen Salons veranstalten läßt. Es wird als ein wahrer Glücksfall betrachtet, dazu „befohlen" zu sein. Vor dem blumengeschmückten Portal steht schon lange vor Ankunft der ersten Wagen das schaulustige Publicum, um wenigstens die interessanten Gäste aussteigen zu sehen. Für die Damen ist dies nicht angenehm, sich auf diese Weise einer nicht immer delicaten Kritik auszusetzen, aber die Polizei ist hier sehr tolerant und ignorirt die Schaulust der Badegäste. Die einzelnen Herren haben es bequemer, wenn sie zu Fuß im Palais Mesmer erscheinen, denn ein Wagen ist an solchen Abenden schwer zu erlangen. Im Balconsaal, dem einzigen größeren Raum der Kaiserwohnung, versammeln sich die Gäste, nur die fürstlichen Herrschaften werden in das blaue Zimmer, eigentlich das Boudoir der Kaiserin, geführt, um nebst dem Gefolge zugleich mit der hohen Frau unter den Gästen zu erscheinen. Der Kaiser bewohnt nur drei Zimmer links vom Balconsaal; zwei davon werden bei den Soiréen geöffnet und mitbenutzt.

Der Hauptreiz der Kaisersoiréen besteht in ihrer Kleinheit; wer die großen Zirkel im Berliner Palais kennen gelernt hat, wird dies begreiflich finden.

Digitized by Google

Das Untergehen in der Menge ist für die wenigsten Capacitäten schmeichelhaft, aber wenn man auch jeden persönlichen Anspruch auf Bemerktwerden überwunden hat, so will man doch noch gern sehen, beobachten und hören, wie es im kleinen Raum so leicht und genußreich zu haben ist. Wenn auch der gesellschaftliche Anstand verbietet, die Einzelheiten der Wahrnehmungen zu verrathen, so darf man doch einen allgemeinen Ueberblick sich und Anderen gestatten.

Wie gern würde man namentlich als Maler thätig sein können, um einige Damenporträts zu entwerfen. Der malerische Anblick wird durch die jetzigen Moden bedeutend erhöht; die weißen Toiletten sind stets vorherrschend in den Badener Soiréen, was ein großer Vorzug für diejenigen Damen ist, welche kühn genug waren, eine andere Farbe zu wählen. Eine dunkelrothe Toilette oder eine himmelblaue nimmt sich auf dem weißen Untergrunde bezaubernd effectvoll aus. Die immer noch schöne Herzogin von Hamilton mit ihrer Tochter, der reizenden Erbprinzessin von Monaco, die Fürstin von Fürstenberg, die Prinzessin von Baden, eine Cousine des Großherzogs, die Fürstin von Troubetzkoi mit zwei Töchtern, die Gräfin Flemming, die Gräfin Oriolla mit Töchtern, die Hofdamen Gräfinnen von Münster und von Schimmelmann und noch einige Engländerinnen mit unaussprechlichen Namen würden wir gern unter unsere Porträtfiguren aufnehmen, wenn es erlaubt wäre.

Unter der Herrenwelt fesselten uns die Charakterköpfe des Fürsten von Fürstenberg, des Prinzen Reuß, des Fürsten Radziwill, des Herzogs von Ossuna, des Prinzen Solms, der Grafen Lehndorf, von Alten, von Flemming, von Metternich, der achtzigjährige Graf Lorrea, die beiden Herren von Bülow, einer Cabinetsrath des Kaisers, der andere Militärbevollmächtigter in Paris, der Baron Korff ꝛc.

Von einer Gesellschaft im allerengsten Kreise waren wir leider ausgeschlossen, hörten aber genaue Berichte davon, es war eine Kindtaufe, wozu der deutsche Kaiser geladen war. Die kleine Nichte des Millionärs Aufm Ordt erhielt den schönen modernen Namen „Wilhelma". Die Eltern, Herr und Frau Keßler aus Nizza, kamen ganz besonders hierher, um in der Villa des Onkels die Ehre der kaiserlichen Pathenschaft zu erlangen. Herr Aufm Ordt ist so glücklich, die Gunst des wohlthätigen Kaiserpaares zu besitzen, weil er seinen Reichthum stets darbietet, wo sich die Armuth zeigt.

B. v. B.

Wien.

Die Ateliers für Damenroben haben unendlich viel zu thun, Beweis, daß die Ehe- und andern Männer viel Geld verdient haben müssen, die Tapissiers und Decorateure sind mit Bestellungen überhäuft, Beweis, daß man für das Salonleben des kommenden Winters große Dinge im Schilde führt. Die Residenz hat wieder Kraft und Muth bekommen dem Luxus zu fröhnen und die Heuchelei der Armuth ist einigermaßen außer Façon gerathen. Der großartige Getreideexport, dessen sich unsere Agriculturprovinzen zu erfreuen hatten, brachte nach Ungarn und Galizien colossale Summen Goldes, ein Theil dieses Goldes strömt durch die verschiedensten Rohre zum Herzen des Reiches, das Herz fühlt reines, üppiges Blut in sich; man athmet auf, die Fiaker fliegen gleichwie in den halbvergangenen Zeiten blitzschnell durch die Straßen und — so komme ich in meinem Rondo wieder auf den An-

Digitized by Google

fang zurück — die Ateliers und die Tapissiers und Decorateure haben fabelhaft viel zu thun und die Damen beklagen sich, daß sie aus ihrem ersten (bekanntlich besucht jede Dame ein erstes Geschäft) Magazin nichts fertig erhalten können. Man sieht, sofort mit dem bessern Befinden, stellt sich auch die Sorge, der Kummer ein, die Sorge um breite Volants, der Kummer um die enge Tunique. — Eine specielle und nicht zu übersehende Bereicherung wird die fashionable Saisonbewegung in den Künstlersoiréen des Hofoperntheaters erfahren. Seit etwa sieben Jahren bildeten die sogenannten „Künstlerabende" der Gesellschaft der Musikfreunde den Centralpunct für die aristokratische, für die Bürger- und die Künstlerwelt. Die hohe Aristokratie, an ihrer Spitze mehrere Erzherzöge, besuchten die Concerte, mit denen jene acht programmmäßigen Künstlerabende regelmäßig eingeleitet wurden, entfernte sich aber stets nach dem letzten Tone und die Bourgeoisie nahm die zweite und bessere, wenigstens amüsantere Hälfte für sich in Anspruch und tanzte bis zum frühen Morgen. Ja, wenn es eine Statistik über die zur Ehe führenden ersten Annäherungen gäbe, würden die Künstlerabende mit starken Ziffernreihen figuriren. Nun aber werden diese Abende einen großen Schlag erhalten, denn der Kaiser genehmigte im Interesse des Pensionsfondes der Oper, daß für deren Abende das prächtige Opernhaus sammt seiner Bühne und den meisten seiner Nebenräumlichkeiten zur Abhaltung von Soiréen mit Tanz transformirt werden dürfe. Man denke sich nun die glanzvollen Räume des glanzvollen Hauses am Opernring mit tausend und tausend eleganten Damen und Herren angefüllt, man denke sich das gesammte artistische Personal des Hauses als mitwirkende Kräfte, man denke sich endlich die „Philharmoniker", d. h. das Orchester der Oper, das seinesgleichen in der Welt kaum haben dürfte, als executirende Concert- und manchmal auch Tanzmusiker und man wird sich einen beiläufigen Begriff von Dem machen können, was die Künstlersoiréen des Hofoperntheaters zu bieten im Stande sind. Diese Soiréen werden nicht Ball, nicht Reunion, nicht Concert und nicht dramatische Production sein, sondern alle diese Kathegorien großstädtischen Amüsements und großstädtischer Anregung in sich vereinigen und zusammenfassen und wehe, dreimal wehe dem Manne, der seiner geliebten Frau oder seiner angebeteten Cousine den Weg zu den Abenden der Oper nicht bahnen sollte . . . Das wäre mehr als eine Unterlassungssünde, das wäre ein Scheidegrund für die gröblich vernachlässigte Gattin und eine Ursache des Zerwürfnisses zwischen Cousin und Cousine.

Das Burgtheater hat seinen Feldzug mit einem halben Erfolg eröffnet und mit einem completen Scandal. Die „Reise nach Riva" von Wilbrandt, nach der Novelle dieses Dichters „Fridolin's heimliche Ehe", hat ebensowenig gefallen und ebensoviel Befremden in gebildeten und sittlichen Kreisen hervorgerufen, wie die Erzählung. Man ist auf die dramatische Behandlung des sehr delicaten Stoffes nicht eingegangen und wäre in einigen Journalfeuilletons das Lustspiel nicht als höchst verfänglich und unsittlich verurtheilt worden, so hätte es die Regie des Hoftheaters wahrscheinlich schon nach der dritten Reprise gänzlich zurücklegen müssen. Aber so ist's und so war's schon in manchen Fällen: das Publicum der Premiere lehnt eine Novität ab, die Kritik zerfleischt diese Novität und sagt, daß man dieselbe schon im Interesse der jungen Mädchen nicht hätte aufführen sollen, — und siehe da! Das Publicum, das speciell für den Hautgoût des modernen und antiken Lebens feine und genußfähige Zungen- und Gaumennerven besitzt, läßt

Digitized by Google

sich die Umfänglichkeit um keinen Preis entgehen. Ob nun aber das neueste dramatische Product Wilbrandt's noch ein halb Dutzend Mal mehr, als man erwartet, gegeben wird: den Weg der Unsterblichkeit wird es dann doch nicht betreten und die Reise nach Riva dürfte sehr bald die Reise nach der verstaubten Theaterbibliothek angetreten haben. — Der beleidigte Autor hat sich übrigens bereits dadurch gerächt, daß er dem Burgtheater definitiv den Rücken gekehrt und sich mit dem Stadttheater in Verbindung gesetzt hat. Director Dingelstedt ist in Ungnade gefallen und Director Laube mit der Gunst des Verfassers von „Arria und Messalina" beehrt worden. Hoffentlich ist diese Gunst für das Theater an der Seilerstätte, allwo Laube sein strammes und bewegliches Regiment führt, kein Danaergeschenk. Wilbrandt hat sich mit seinem jüngsten Opus einmal auf Irrwege begeben und wer weiß, ob der richtige Weg so leicht wieder zu finden ist. —

Da hat das Operntheater mit seinem am Namenstag des Kaisers, d. i. am 4. October zum erstenmale gebrachten „Landfrieden" von Ignaz Brüll einen weit glücklicheren Wurf gethan. Bei Werken von in librettistischen, wie musikalischen so einfachen, man möchte fast sagen, kleinen Diction, kann von einem großen, sensationellen Erfolg keine Rede sein, aber das dreiactige Ding (Bauernfeld, von dem das Originallustspiel herrührt, und Mosenthal, der allezeit flinke Opernbuchmacher — Gott habe ihn selig, der das Lustspiel für die Partitur präparirt und Ignaz Brüll, der die Noten ersann, mögen mir das Wort „Ding" verzeihen, aber ich finde den Ausdruck nicht gar so unpassend und hart) hat die Beifallsklatscher auf seiner Seite und wird mit guten Cassenerfolgen fortgegeben. Allerdings ist die Ausstattung in Bezug auf Costüme und Decorationen, wie überhaupt die ganze äußere mise en scene und die künstlerische Interpretation bewundernswerth, und wie die Leute in Schaaren der „Königin von Saba" nachlaufen, weil sie den veritablen Salomonischen Tempel mit dem damaligen (?) Ceremoniell dem profanen Auge darbietet, so werden sie sich auch den Landfrieden anhören, weil es darinnen gar so viel — zu sehen giebt. Der Fackeltanz im dritten Acte allein, in musikalischer Hinsicht wohl sehr matt, sichert der Oper in allen Städten einen gewissen Erfolg, zumal wenn der populäre Kaiser Max I. und seine ganze augsburger Umgebung in treu historischem Costüm erscheint und so das deutsche Publicum ein Stück gemüthliche Weltgeschichte an seinen Sinnen vorüberziehen sieht. Ignaz Brüll ist entschieden ein Kind des Glücks; mit seinem dramatisch-musikalischen Erstlingswerk, dem „goldenen Kreuz", wußte der junge Mann den deutschen Hof, die Bevölkerung der deutschen Metropole im Sturm für sich zu erobern und um das erste Aufführungsrecht der zweiten Oper, „der Landfrieden", stritten sich drei Intendanzen herum: Die Wiener, Berliner und Münchner. Die Originalität Brüll's ist in seinem jüngsten Opus, das die Zahl 30 an der Stirn trägt, nicht sehr weit her, er nimmt das Hübsche und nimmt den Effect, wo er es zunächst findet und ihm ist keine Oper zu neu oder zu alt, aus der er nicht irgend eine Phrase, irgend eine Wendung nähme, ist also in dieser Hinsicht von jedem Stolze frei, aber was Brüll für sich vollauf in Anspruch nehmen kann, das ist die Fertigkeit in der Masse, die Gewandtheit in der Aufgipfelung von lärmmachenden und für den Augenblick mit fortreißenden Finales und Actschlüssen. Ignaz Brüll, der Sohn sehr wohlhabender Eltern, hat den Kampf des Lebens niemals gekannt, er denkt sich daher wohl auch, warum soll ich es mir gerade in einer Partitur schwer machen?!

Digitized by Google

Die Wiener Künstlerwelt en pension hat mit dem zu Anfang dieses Monates erfolgten Ableben der Baronin Dingelstedt eine ihrer anerkanntesten Persönlichkeiten verloren. Die Jenny Lutzer — so hieß bekanntlich die Gattin des Directors unseres Hofschauspiels vor ihrer Heirath — die Jenny Lutzer der vierziger Jahre war natürlich in der durch ein fortschreitendes Leiden verunstalteten Baronesse nicht mehr zu erkennen; aus der eleganten, feingestaltigen Soubrette, die der Liebling des Prager und des Wiener Operntheaters war und überall, wo sie als Gast erschien, die Herzen im Sturme eroberte, war ein verrunzeltes, zusammengeschrumpftes Weibchen geworden, das sich beim Gehen eines Stockes bedienen mußte. Das Singen hatte die einstige so gefeierte Susanne schon längst aufgegeben und so sonnte sich Baronin Dingelstedt, deren Silhouette in der Celebritätengalerie des Hofoperntheaters als vierte in der großen Reihe angebracht ist, lediglich in der Stellung ihres Gatten und in dem Vergnügen, während der Saison eine Serie von Cercles abzuhalten, die alle Novitäten der Residenz in ihre Nähe brachte. — Fast gleichzeitig mit der einstigen „Lutzer" in Wien ist die Titjens in London gestorben und der Tod dieser Letzteren wurde bei allen älteren Kunstenthusiasten der Residenz sehr lebhaft beklagt. Es sind jetzt schon nahezu zwanzig Jahre, daß Therese Titjens, die Primadonna mit den Glocken in der Stimme und dem Phlegma im Spiel Wien verließ, aber wir zählen sie noch immer zu den unseren. Als die Tietjens auf dem Zenith ihres Wiener Rufes stand, kam die Dustmann (Luise Meyer) ins alte Kärnthnerthortheater, und sofort hatten sich Parteien gebildet, die ihrer Leidenschaft für die eine oder die andere der beiden hochdramatischen Sängerinnen den kräftigsten Ausdruck verliehen. Die Partei der Meyerianer gewann schließlich die Oberhand und das war der Hauptgrund, warum Therese Titjens so rasch alle ihre feinen Verhältnisse löste und für immer den Continent verließ. Zwanzig Jahre nur! Und heute ist die Eine todt und die Andere ist Veteranin.

Zum Schlusse meiner heutigen Indiscretionen sei doch noch à la hate der „Halleiner Idylle" gedacht, die schon seit mehreren Wochen in Aller Mund. In jenem Hallein, das von keinem richtigen Touristen verlassen wird, ohne vorher in dessen Bergwerk eingefahren zu sein, ließ sich vor etwa vier Jahren eine bekannte Pianistin auf einige Wochen nieder, um hier in der idyllischen Ruhe des kleinen und schmutzigen Bergstädtchens einem Wesen der Zukunft das Leben zu schenken. Der Gatte — ein berühmter Cellist — blieb bei der Gattin bis über die Stunde der Gefahr. Das Zukunftswesen war ein Mädchen, und zwar ein wohlgebildetes, hübsches und gesundes Mädchen. Nach einigen Wochen nun verließ das Gattenpaar wieder das Städtchen, aber das Kind blieb zurück, blieb allein zurück unter fremden, theilnahmslosen Menschen und die Eltern begnügten sich damit, für das Kind, das sie einem kleinen Salinenbeamten anvertrauten, einen Monatsbeitrag von etlichen Gulden auszuwerfen. Mutter und Vater haben das Kind seit dessen Geburt nicht ein einziges Mal mehr gesehen und wenn der kleine Salinenbeamte einmal etwas Wärmeres für das unglückliche Geschöpf anschaffen möchte, wendet er sich an das Virtuosenpaar, erhält aber in der Regel keine Antwort. Die Sache, mittlerweile in Wien ruchbar geworden, rief daselbst große Sensation hervor und sofort bildete sich ein Frauencomité zum Schutz für das verlassene Würmchen und nun hat dieses Würmchen statt einer Mutter gleich ein halbes Dutzend! Sollte man diese Halleiner Idylle für möglich halten?

Figaro.

Digitized by Google

Die Reise um die Neuigkeitswelt in 30 Tagen.

Für die Wintersaison stehen dies Jahr in Berlin viele fürstliche und distinguirte Besuche in Aussicht. Man erwartet den Präsidenten Grant, vielleicht auch den Kronprinzen von Dänemark mit seiner schwedischen Gemalin, dem Enkelkind der verstorbenen jüngsten Schwester Kaiser Wilhelms, der Prinzessin Friedrich der Niederlande — man erwartet vornehmlich den Kronprinzen von Oesterreich, Erzherzog Rudolf, welcher kommen soll, dem deutschen Herrscher für die Verleihung eines Regiments zu danken und zugleich um — — „doch das ist nicht so kurz zu fassen!"

Es muß befürwortet werden, daß wir — ohne irgend für die Wahrheit einzustehen — nur gewissen Lesern nacherzählen, die das Gras wachsen hören auf und an den Höfen. Ein österreichisches Blatt, das „Pester Journal", ist's zuerst und bisher allein gewesen, welches die sensationelle Mittheilung gebracht: Kronprinz Rudolf wird um die Hand der dritten Tochter Prinz Friedrich Karls von Preußen, der am 25. Juli 1860 geborenen Prinzessin Louise Margarethe werben!

Soll wirklich schon für den soeben Großjährigen, soeben in die Welt Eingeführten an eine Begleiterin durch Welt und Leben gedacht werden? Denkt man am preußischen Hofe schon an eine Gemalin für den gleichalterigen, noch nicht 20 Sommer alten Prinzen Wilhelm? Und sollte der Thronfolger der „Apostolischen Majestät" eine Glaubensmischehe schließen? Denn die Tage, wo deutsche Prinzessinnen ihr Bekenntniß wechselten, sind wohl dahin. Die Königin-Mutter von Bayern, auch eine preußische Prinzeß, trat zum Katholicismus erst während ihres Witwenstandes über und die Großfürstin Wladimir von Rußland, die Mecklenburgerin Marie, ist die erste aus Deutschland nach Petersburg gekommene Großfürstin, welche Protestantin geblieben ist inmitten der griechisch-katholischen Czarenfamilie.

Freilich — man denkt über solche religiöse Mischehen jetzt wohl allenthalben anders, an Höfen nicht minder und in der ersten Gesellschaft. Hat doch soeben der Herzog von Norfolk, das Haupt der katholischen Partei in England, eine Protestantin, Lady Flora Hastings, als Gattin heimgeführt.

Das Gerücht von einer anderen fürstlichen Verlobung kommt aus Paris, wo man die Prinzessin Thyra von Dänemark mit dem Kronprinzen Ernst August von Hannover verlobt sagt. Die Prinzessin, geboren am 29. September 1853, also soeben 24 Jahre alt, ist das fünfte der sechs Kinder König Christians IX. von Dänemark und der Prinzessin Luise von Hessen-Cassel; sie ist die Schwester der Prinzessin von Wales, der künftigen Czarewna, wie des Königs der Hellenen. Ein bescheideneres Loos, als das der Geschwister, würde ihrer an der Seite eines Depossedirten, der es im günstigsten Fall noch zum Erben des Braunschweiger Landes bringen dürfte, harren — vielleicht aber demungeachtet ein glücklicheres!

Nicht blos Gerücht, sondern eine Thatsache ist die auf Schloß Solza stattgefundene Verlobung des Grafen Georg Larisch-Mönnich mit Baronesse Marie von Wallersee. Die noch sehr junge Dame hat eine interessante Herkunft; sie ist die Tochter des Herzogs Ludwig in Bayern, Bruders der Kaiserin von Oesterreich und ältesten Sohnes Herzog Maximilians, der zu Gunsten seines jüngeren Bruders Karl Theodor dem Successionsrecht im Majorat entsagte, um in Augsburg 1857 mit einer bürgerlich geborenen Darmstädterin, Henriette Mendel (die 1859 vom bairischen König zur Freifrau von Wallersee erhoben wurde), vor den Altar zu treten. An dem Umgang mit dem liebenswürdigen Sprößling dieser Ehe hat die erlauchte Tante, Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, ein herzliches Gefallen besonders seit der Zeit gefunden, welche ihr die eigene Tochter nach München in's Haus des Gatten entführte. Im stets ersehnten Stillleben zu Gödöllo fehlte Baronesse Marie niemals an der Kaiserin Seite und man wußte, daß in der von der ritterlichen Frau dort erbauten Reitschule mit ihrem dressirten „Fuchs" der kleine Springhengst der lustigen Nichte um die Wette seine Kunststücke machen durfte.

Wir kommen noch einmal auf ein Gerücht zu sprechen: Victor Emanuels zweiter Sohn, Herzog von Aosta und Exkönig Amadeo von Spanien, der schon immer die frömmste Ader hatte im Schooße der Familie des „Re galantuomo" und dessen Abstehen vom Weltlichen seit dem Tode seiner ihm ungemein theuer gewesenen Gattin immer offener zu Tage trat, soll neuester Nachrichten zufolge ernstlich daran denken, Mönch und Priester zu werden. Natürlich würde im Vatican dafür gesorgt werden, ihm so schnell, als nur thunlich, den Cardinalshut zu verleihen,

Digitized by Google

und da spinnen sich denn auch gleich die kirchlichen und politischen Conjecturen und Combinationen weiter und weiter: Wie, wenn nach Pio Nono's Tode der Herzog-Cardinal von Aosta aus dem Conclave als gewählt hervorginge? Ein Sohn Victor Emanuels auf St. Petri Stuhl — das wäre allerdings die frappanteste Entwickelung und Lösung der „römischen Frage", die wohl kaum der kühnste politische Speculant sich hätte denken mögen!

Daß Prinzessin Marie Reuß, die Gemalin unseres Botschafters bei der Pforte, des Großherzogs von Weimar Tochter, eine ausgezeichnete Erziehung im kleinen Ilm-Athen genossen hat und in allen schönen Künsten, Malerei, Musik, Poesie nicht nur, sondern auch in den noblen Passionen, Reiten, Jagd u. s. w. bewandert ist, war bekannt. Aber erst seit Versetzung des Prinzen nach Constantinopel erfuhr man, daß sie auch das hohe Roß der Diplomatie zu tummeln versteht, daß sie zum Theil die Geschäfte ihres Gatten zu leiten scheint und in die diesseitige Politik ganz eingeweiht sich zeigt. Man hörte vor einigen Monaten, Prinz Reuß habe bei seiner Antrittsaudienz im kaiserlichen Palast zu Dolmabagdsche die Wahrnehmung gemacht, daß Sultan Abdul Hamid im Besitze der „schönsten Augen" sei, und er habe dies seiner Gattin nicht verschwiegen. Seitdem schon war eine Entrevue der Prinzessin mit dem Großherrn im Werke, doch verzögerte sie sich, und da sie nun endlich stattgefunden, hat der herbe Ton, den unser Botschafter ob des bösen Falls von Salonichi neuerdings bei der Pforte anstimmen mußte, die Wirkung erzielt, daß der Empfang des prinzlichen Paares beim Sultan zwar ein äußerst höflicher, aber durchaus kein eigentlich freundlicher war. Prinzessin Reuß wurde auch der Sultana vorgestellt, bei der sie jedoch nur einige Minuten verweilte. Eine tscherkessische Sclavin, des Französischen mächtig, leistete Dolmetscherdienst.

Während „Prinz Lulu" und „Prinz Plon-Plon" wieder mehr als früher von sich reden machten, hat sich ein dritter Napoleonide — freilich auf sehr eigenthümliche Art — gleichfalls aufs Neue in den Mund der Leute gebracht. Prinz Peter Napoleon verließ Brüssel und Belgien, doch vergaß er, seine Schulden zu bezahlen. Die fürstlichen Mobilien wurden in einer salle de ventes der Vorstadt Ixelles öffentlich versteigert. Ob der Prinz sich nach London zurückgezogen, wo bekanntlich seine Frau als Putzmacherin lebt, ob er nach Bulgarien gegangen, um dem Czar aus der Verlegenheit zu helfen — bei Beginn des türkischen Krieges bot er Rußland seine Dienste an — oder ob er nach Rom pilgerte, da er seit einigen Jahren fromm geworden und nur noch mit den Jesuiten verkehrte, konnte man bis jetzt nicht in Erfahrung bringen. In Brüssel wurde der Prinz gänzlich ignorirt. —

Strousberg kam — und Fürst Putbus ist gegangen. Wir wollen die sensationelle Affaire nicht noch sensationeller aufbauschen und glauben, daß auch hier die Sache Anfangs schlimmer aussah, als sie wirklich war oder ist. Trotzdem bleibt ein „Fleck in der Pfirsich". Der Fürst reiste plötzlich nach Italien, weil plötzlich die österreichische Creditactie in die Höhe ging — da muß man denn doch gestehen, daß ein ganz sonderbarer Geschmack dazu gehört, einen großen Namen und ein großes Vermögen in die Schanze zu schlagen, um eventuelle Börsendifferenzen einstreichen zu können. Man findet es begreiflich, wenn Leute, die an Reichthum nicht gewöhnt, denselben zu erringen und den errungenen durch waghalsige Speculationen zu vergrößern suchen; daß aber ein Cavalier, der in der Fülle des Reichthums aufgewachsen, über ein Majoratseinkommen von fast einer halben Million Mark zu verfügen hat, dem Spielteufel nicht Widerstand zu leisten vermag, muß selbst in unserer Epoche auffallend erscheinen; ein Fürst Putbus hätte es doch wahrlich nicht nöthig gehabt, sich als Fixer der österreichischen Creditactie zu ruiniren.

Mit einem höchst originellen Schreiben an die deutschen Blätter hat der „gestürzte Eisenbahnkönig" seine Wiederkehr bezeichnet. „Ich wende mich", so heißt es in seinem offenen Briefe, „an die gesammte Presse mit der Bitte, mich ferner nicht zum Gegenstand ihrer unausgesetzten Beobachtungen zu machen . . . ich wünsche, ruhig und den Verhältnissen entsprechend thätig zu sein, möchte nicht unnöthiger Weise in die Oeffentlichkeit treten, enthalte mich deshalb selbst jeder Aeußerung über Das, was mir außerhalb Preußens wiederfahren, und ersuche, mich vorläufig als gänzlich für die Presse uninteressant und für das Publicum unbedeutend zu betrachten . . . ich glaube, was ich gelitten und ertragen, sollte genügend sein, selbst Feindschaft zu versöhnen, und hoffe, daß alle anständigen Journale gern meiner Bitte Gehör geben werden, wenn sie überhaupt mein Thun und Lassen besprechen wollen, dies nur dann zu thun, wenn ihnen zuverlässige Mittheilungen zu Gebote stehen." Ja, hat der Mann nicht vollkommen Recht? —

Digitized by Google

Nicht blos Bücher, auch Bilder haben ihre Schicksale. Unsere Leser kennen aus der Reproduction das wunderliebliche Genrebild von Ludwig Knaus: „Die heilige Familie". Im vorjährigen Berliner „Salon" hing das Original, bezeichnet auf dem Rahmen als „Eigenthum der Kaiserin von Rußland". Es war dann noch in verschiedenen anderen Städten ausgestellt und ging endlich an seinen Bestimmungsort ab, von wo es indeß zur höchsten Ueberraschung des Künstlers wieder zurückkam; ob die Czarewna vielleicht Bedenken getragen, während Rußland in einen schweren und großen Krieg verwickelt sei, 50,000 Rubel für ein Gemälde hinzugeben? Der Meister bot nun sein Werk einer amerikanischen Dame an, die früher lebhaftes Verlangen danach getragen — diese antwortete, jetzt sei die Summe, welche sie darauf habe wenden können, schon anderweit verausgabt — genug, „die heilige Familie" steht von Neuem in dem Knaus'schen Atelier und harrt auf einen Käufer.

Eine erschütternde Kunde dringt aus München zu uns: Eduard Kurzbauer, der geniale Maler der „Ereilten Flüchtlinge" und anderer, sei es ernster, sei es heiterer Genrebilder, schwebt schon seit zwei Wochen zwischen Leben und Tod. Er hat Entsetzliches zu leiden. Von den Augenhöhlen herunter bis zu den Lippen hat man ihm auf beiden Seiten den Kopf förmlich aufgeschnitten, um den vom Knochenkrebs inficirten Oberkiefer sammt Zähnen und Gaumen herauszunehmen und dafür ein Gerüst von Elfenbein, Kautschuk und Vulkanit einzuführen. Seine blühende Frau und zwei Kinder bitten vergeblich, zum Lager des Gatten und Vaters gelassen zu werden. Professor Nußbaum, ein intimer Freund des Künstlers, hat an ihm den unabweisbaren Liebesdienst der Operation vollzogen und es ist begreiflich, daß er der Familie vor der Hand einen Anblick ersparen will, der sie mit unsäglichem Jammer erfüllen müßte. Es ist ein tragisches Geschick, das sich an die Fersen von zwei unserer besten Genremaler heftet. Defregger war lange ganz gelähmt und er wurde erst, nachdem die berühmtesten Professoren ihre Kunst vergeblich eingesetzt hatten, durch ein tiroler Bäuerlein geheilt. Gebe Gott, daß auch Kurzbauer genese, ein Stolz nicht nur der Kunst, sondern auch der Wissenschaft!

Die Entscheidung über die Concurrenzentwürfe für Freskomalereien im Kaiserhause zu Goslar ist von der bestellten Jury nun getroffen: Der erste Preis fiel der Arbeit von Hermann Wislicenus, Director der Düsseldorfer Akademie, zu; den zweiten trug der gemeinschaftliche Entwurf von Georg Bleibtreu und Eduard Geselschap davon, und ein zusätzlicher dritter Preis fiel an Hermann Knackfuß (vorjährigen Prämiirten in Berlin, jetzt in Düsseldorf).

Mancherlei wäre von notablen Persönlichkeiten der Theaterwelt zu melden. Josefine Gallmeyer und Marie Geistinger scheinen es sich Beide in den Kopf gesetzt zu haben, der Welt zu zeigen, daß das Sprichwort: „Jung gefreit hat Niemand gereut", eigentlich auch anders lauten könnte. So hat aus sich Marie Geistinger eine Frau Kormann und die „fesche Pepi" eine Frau Siegmann machen lassen. Ihr Gemal ist z. B. Mitglied des Hamburger Thaliatheaters und ein Sohn der etwa vor Jahresfrist in Berlin verstorbenen Schauspielerin Walter (v. Seusel). — Frau Commissionsräthin Wallner hatte nach dem Tode ihres Gemals sich mit einem Grafen zu Dohna verlobt. Kaum minder nun, als damit, daß dies Verlöbniß bald genug ihrerseits wieder gelöst wurde, hat sie Welt und Gesellschaft jetzt damit überrascht, daß ganz still und ohne jedes vorherige Bekanntwerden, in einem Berliner Standesamt ihr Aufgebot mit einem „königl. Amtmann von Zanthier" erfolgt ist.

Eine Primadonna, die Großmama ist, gehört wohl nicht zu den gewöhnlichen Dingen. Frau Marie Wilt in Wien ist eine solche ungewöhnliche ihres Geschlechts und Berufes; soeben hat der Gatte ihrer einzigen Tochter ihr ein Enkelchen, das Erstgeborene, in den Arm gelegt. — Hans von Bülow will sich nach jahrelangem Wandern in Hannover fesseln lassen, wo durch den plötzlichen Tod C. L. Fischers die Kapellmeisterstelle am Hoftheater erledigt ist. Bekanntlich fungirt dort sein zukunftsmusikalischer Gesinnungsgenosse Bronsart von Schellendorf als Intendant. — Das silberne Jubiläum als Lehrerin ihrer Kunst begeht am 15. November Frau Adele Peroni, die Witwe Adolf Glaßbrenners in Berlin, zu deren Füßen als Schülerinnen gesessen haben Zerline Würzburg, Marie Seebach, Ida Pellet, Charlotte Wolter, Kathi Frank, Toni Janisch und viele, viele andere „Sterne" und „Sternchen" noch!

Die jüngste Tragödie in Pest dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen: Aurel Perczel, Sohn des ungarischen Justizministers, ein schöner, stattlicher Mann von viel versprechendem Talent und seit einem Jahre ausübender Ad-

Digitized by Google

vocat, fiel im Duell mit Professor Ladislaus Wagner, einem hervorragenden Gelehrten im Gebiete der Agriculturchemie und landwirthschaftlichen Wissenschaft, der in Jenes Blute seine durch ihn gekränkte Gattenehre wieder rein zu waschen suchte. Auch er sagte also nur zu sich: „tue — le!" und nicht mit Alexander Dumas: „tue — la!" Frau Etelka Wagner, die, trotzdem sie schon seit Längerem verheirathet war, noch immer zu den Beautés der Stadt und der Gesellschaft zählte, ist eine Tochter des ehemaligen Secretärs des Nationalcasino, Stuller. Ihr Gatte dürfte kaum das 36. Lebensjahr überschritten haben. Er gehörte durch Mitarbeiterschaft an der „Nationalzeitung" u. A. auch der deutschen Presse an. Das Duell fand auf eine Distanz von 20 Schritt statt. Beide feuerten gleichzeitig ihre Pistolen ab und Perczel stürzte in demselben Moment zusammen. Wagner giebt an, daß er zu dem Zweikampfe, welche sechstägige Ausgleichsbemühungen der Secundanten nicht verhindern konnten, moralisch gezwungen worden sei. Er suchte den Tod und stellte sich dem Gegner mit voller Brust gegenüber, so daß ihn die Sachverständigen aufmerksam machten, er möge sich nicht so exponiren, sich vielmehr — wie üblich — ein wenig seitwärts wenden Frau Wagner hatte für denselben Tag dem Gemal ihre Rückkehr von Aussee angezeigt. —

Besonders reich ist das Todtenregister des verflossenen Monats. Auf ihrer stillen Weinbergsvilla in Wachwitz bei Dresden schloß die Augen eine königliche Dulderin, die dem Treiben der Welt seit Jahren schon — abgesehen nur von Werken der Wohlthätigkeit — entfremdete Königin-Witwe Marie von Sachsen, Friedrich Augusts II., des 1854 in Tirol verunglückten Herrschers, Gemalin. In Dresden selbst stand das letzte Schmerzens- und Sterbelager von Julius Rietz, Mendelssohn's berühmten Schüler und Nachfolger, einem unfehlbaren Musikgelehrten und unübertroffenen Orchesterleiter. In Leipzig verschied Geheimrath Wunderlich, einer der ersten Kliniker und s. Z. mit ein Chorführer der „neuen Medicin". In Pankow (bei Berlin) starb Julius von Hennig, Mitbegründer der nationalliberalen Partei, langjähriger hervorragender Parlamentarier, auch Stadtrath in Berlin, wohin er nach Verkauf seines Grundbesitzes in der Provinz Preußen verzogen war. Julius von Hennig war in der Berliner höheren Gesellschaft eine vielbekannte und beliebte Persönlichkeit. Mit ihm ging wieder einer der „neuen Serapionsbrüder", der Genossen vom Stammtisch bei Lutter und Wegener dahin. Hier galt er als großer Kenner von Rothweinen, als Gourmand mit einer Zunge von unbestrittener Autorität und als Schnupfer eines direct aus der Türkei bezogenen Tabaks, dessen Aroma einziehend Laster sich auf seine Reden vorbereitete und den Präsident Forckenbeck kurzweg „göttlich" nannte.

In Paris endete das Leben Leverrier's, des großen Astronomen und Entdeckers des Planeten „Neptun", sowie dasjenige des Grafen Clary, eines der treuesten und opfermuthigsten Anhänger des Bonapartismus. Er war im Exile der Adjutant Napoleons III. und nach dessen Tode bei dem jetzigen Prätendent. Clary ist kaum vierzig Jahre alt geworden; er starb an einem Leiden, zu welchem sein Aufenthalt in Mexico den verhängnißvollen Grund gelegt hatte. Nach seiner Rückkehr von da wurde er Ordonnanzofficier des Kaisers und beirathete Mlle. Marion, ein Ehrenfräulein der Kaiserin. Während seiner militärischen Laufbahn zeichnete er sich durch Intelligenz und Muth aus. Bedeutende Revenuen hätten ihm in Frankreich ein sehr angenehmes und sorgenloses Leben ermöglicht, doch ging er nach Chislehurst, wo er nicht aufhörte, der entthronten Familie seine unermüdlichen loyalen Dienste zu weihen. Vor einigen Wochen erst hatte er sie verlassen, um im Süden Heilung zu suchen. Da ereilte ihn in Paris der Tod.

Auch der „Hellenische Thiers" ist todt und dieser Dahintritt des Admirals und Ministerpräsidenten Kanaris muß für sein von ihm so geliebtes Vaterland als ein ebenso schwerer Schlag gelten, wie für Frankreich das Ende des Expräsidenten. Der greise Patriot repräsentirte das Bindemittel in dem vielfach vom Parteikampf zerfetzten Staate. Er bildete gleichsam das Zeichen, in dem sich Alle nothdürftig zusammenfanden. Auf welche Art wird nun die in Folge seines Todes gesteigerte Verwickelung der innern und äußeren Situation des Königreiches ihre Lösung erfahren?

Aus Venedig endlich, wo er auf der Durchreise von Rom verweilte, kam die Kunde vom Tode des bekannten Domherrn und päpstlichen Prälaten Johann von Kozmian, des Führers der polnischen ultramontanen Partei in der Provinz Posen. Der „Curver poznanski" beklagt diesen Sterbefall als einen „unersetzlichen Verlust" für Kirche und Vaterland; dem großen Publicum war Kozmian, wie

Digitized by Google

bekannt, hauptsächlich dadurch bekannt geworden, daß er seiner Zeit einen reichen Peterspfennig, mit welchem er nach Rom gesandt worden, in Homburg verspielte! Das war die „Rückseite der Medaille". Passepartout.

Neueste Salonlectüre.

Leichtsinnige Lieder von Alfred Friedmann. Hamburg, J. F. Richter. — Ein starkes vollblütiges Naturell, das bei Heinrich Heine in die Schule gegangen ist. Was den Dichter macht, ein ganzes, von einer Empfindung volles Herz hat Friedmann, nur mit der kleinen Variante, daß seine eine Empfindung sich in viele kleine Separatempfindungen spaltet. Friedmann ist in der erotischen Lyrik ein ausgesprochener Muselmann, aber ohne das Phlegma des Osmanen. Unser Leichtsinniger redet oft von seinen „Mädchen" und seine Liebesobjecte sind so vielnamig, wie die Heine's. Ein elegantes Formtalent, das oft sehr geschickt einen schwächlichen Inhalt deckt, berührt durchweg in diesen Gedichten sehr angenehm. Am glücklichsten ist Friedmann in Mirza Schaffy'schen Formen (vrgl. Seite 28—33), wo einer glühenden Empfindung die meisterhafte Form entspricht. Auch den unvergänglichen Sehnsuchtston, diese Grundtonart deutscher Lyrik, weiß der Poet z. B. in „Paris" (S. 217) voll und rein anzuschlagen. Originell in seiner grauenhaften Lüsternheit ist das erzählende Gedicht „Der Leichenschänder", das nicht nur die Form der Braut von Korinth hat, sondern auch im Inhalt an jene anklingt. In Summa sind diese „leichtsinnigen Lieder" zuweilen pointelos und reimklingelnd, aber durchweg schön geformt und adelig in der Gesinnung, zuweilen auch die heiße Gluth unbefriedigter Sehnsucht athmend, die im Genuß nach Begierde verschmachtet. Langweilen werden die leichtsinnigen Lieder wohl Niemanden, dessen Blut noch rollt und der sich an elegant gekleideter Lyrik erfreuen kann. H.

Aus einer Kaiserzeit. Französische Erinnerungen eines Journalisten von Arthur Levysohn. Grünberg in Schlesien. Verlag von W. Levysohn 1878.

A tout seigneur tout honneur: Bücher, wie das vorliegende, verdienen in der That besondere Anerkennung, zumal durch den Salon, für den einst die Mehrzahl dieser reizenden Feuilletons geschrieben wurde. Der Verfasser beleuchtet mit seltener Unparteilichkeit die Zustände des Kaiserreichs; namentlich der Presse, diesem Mund des Volkes widmet er eingehende Capitel. Mitten in den blendenden Erscheinungen der napoleonischen Zeit stehend, hat er nicht einen Augenblick seinen objectiven Standpunct verloren. Mit einer Ironie und Schärfe, welche an die kritischen Arbeiten Heinrich Heine's erinnert, geißelt er die Gesinnungslosigkeit, welche heut zu dieser, morgen zu jener Fahne schwört, doch ein Wort der Anerkennung für wahres Talent und unbestechliche Charaktere kommt ihm gern und freudig von der Feder. Er hat einen sehr intimen Blick hinter die Coulissen des Welttheaters gethan; aber er theilt uns seine Erfahrungen nicht aus Scandalsucht mit, eher leitet ihn ein halbpädagogisches Interesse. Da ist die Presse, welche den Börsenschwindel nährte, die socialistischen Schuster, die Lebensläufe in rapid auf- und absteigender Linie: tout comme chez nous. Besonders plastisch treten einige Gestalten: l'homme-guirlande, der edenlose de la Guerronnière; der Volkstribun Raspail; Emile Ollivier, le coeur léger hervor. Andere wie Gambetta, die erst nach dem Sturz des Kaiserthums ihre Rolle begannen, sehen wir im interessanten Stadium des Werdens. Zwei Kapitel gehören der schönen Literatur an, die über Jules Janin, den Kritikerfürsten und Erckmann-Chatrian; ein Anhang giebt ein lebendiges, frisches Bild aus den Tagen der Occupation und dem Hauptquartier in Versailles. Hat der Autor sich in Frankreich die prägnante und pikante Behandlung angeeignet, so hat er auch sein deutsches Gemüth hinübergerettet; durch die Abschnitte: Das elsässer Dichterpaar und ein „Mann über Bord" klingt ein warmer Herzton.

G. F.

Digitized by Google

Salonpost.

K. K. in St. Der Nimbus der gelehrten Würde und Langenweile, das Professorenthum in der Literatur, ist für den „gebildeten" Deutschen so anbetungswürdig, daß so geistlose und schwerfällige Journale, wie das von Ihnen genannte, darin ihre Rechnung finden. Börne hat es schon die Erbsünde des Deutschen genannt, Alles zu gründlich zu betreiben und das Schwerfällige mit dem Gediegenen zu verwechseln. Die Deutschen erreichen später als andere Völker ein Ziel, es sei in Kunst, Wissenschaft oder im bürgerlichen Leben. Nicht etwa, daß sie den kürzesten Weg nicht kennten, oder zu träge fortwanderten — sie haben nur darum einen längeren Weg zum Ziele, weil sie weiter herkommen. Sie gehen überall von Grundsätzen aus, und ist ein Fettflecken vom Rockärmel wegzubringen, studiren sie die Chemie vorher, und studiren so lange und so gründlich, bis der Rock darüber in Lumpen zerfällt.

L. Fr. in C. Von Ihren Entgegnungen auf die Anatomie des Frauenherzens finden wir die nachstehende am drolligsten:

Wollt Schwestern Ihr Männerherzen bethören,
So müßt Ihr auf folgende Rathschläge hören:
Dem schüchternen Mann kommt freundlich entgegen,
Dem Kühnen hold verwirrt und verlegen.
Soll Euch der schöne Mann umschmachten,
Dürft Ihr ihn scheinbar nicht beachten.
Den Eiteln für Euch zu gewinnen,
Mögt Ihr ihn mit Schmeicheleien umspinnen.
Den festen, ernsten, geistreichen Mann
Nur natürliche Anmuth besiegen kann —
Doch den Männern, ohn' Ausnahm', am besten gefällt,
Wenn es heißt: „Das Mädel hat riesig viel Geld".

Wir fürchten in unserm ganz ergebenst männlichen Gemüthe, daß Sie Recht haben!

H. F. in Frankfurt a. M. Sie wollen in Ihrer Villa in B. die (sic!) Männer der Zeit und des Verdienstes in literarischer, wissenschaftlicher und commercieller Hinsicht in Bild oder Stein vertreten sehen? Sie wollen also das Capitol, wo die Dichter gekrönt wurden, mit dem Capital, das unzählige Doppelkronen zählt, vereinigen? Schaffen Sie sich die Büsten von Bismarck, Bebel und Rothschild an.

G. V. in Mailand. Sie kennen ja die alte horazische Weisheit: **Naturam expellas furca tamen usque recurret.** Heyse drückt dasselbe sehr hübsch so aus — und Sie werden's als Lebenskenner unterschreiben:

Das Blut beherrscht uns insgesammt,
Was man auch mag von Bildung munkeln,
Und wer von einer Katze stammt
Der fängt die Mäuse im Dunkeln.

H. V. R. in W. Ihre langathmigen Verse sprechen denselben Gedanken aus, den Richard Wagner in seinen Nibelungen etwas glücklicher ausgedrückt hat:

Nicht Gut, nicht Geld,
Noch göttliche Pracht;
Nicht Haus, nicht Hof,
Noch Herrscher Prunk;
Nicht trüber Verträge
Trügender Bund,
Noch heuchelnder Sitte
Hartes Gesetz:
Selig in Lust und Leid
läßt — die Liebe nur sein!

A. P. in Th. Wir wünschen uns viele solcher Leser.

Die Philister, die Beschränkten,
Diese geistig Eingeengten,
Darf man nie und nimmer necken.
Aber weite kluge Herzen
Wissen stets in unsern Scherzen
Lieb' und Freundschaft zu entdecken.

Digitized by Google

Dr. Wilhelm Gr. in W. Dem Manne kann, soll und muß geholfen werden. Wenden Sie sich an den Secretär des Schillervereins, Dr. Julius Grosse in Dresden. Il est trop difficile de penser noblement, quand on ne pense que pour vivre.

K. B. in Spandau. Der Gensdarmenmarkt in Berlin hat seinen Namen nicht von der Gensdarmerie, sondern von dem bis 1806 existirenden Regiment Gens-d'armes, das seine Ställe an jenem Platz hatte. Das Regiment Gens-d'armes galt als Eliteregiment und entsprach etwa dem heutigen Gardecürassierregiment. Seine Uniform waren chamoisfarbige Collets mit Roth und Gold und dunkelblauen Westen. Aus den nach der Schlacht bei Jena geretteten Depots und Ranzionirten wurde das heutige sechste Cürassierregiment gebildet.

Anna B. in B. Die sind sehr selten. Wenden Sie sich an den Lettenverein. Heutzutage geben zehn Gerechte auf $16^2/_3$ Gramm.

Fr. B. Casino in W. Das Virchow sich auf der Münchener Naturforscherversammlung gegen den Darwinismus und dessen durch Ernst Häckel gezogene Consequenzen ausgesprochen hat, ist ein bedeutsames Zeichen der Zeit. Virchow hat aber nur gesagt, die Descendenzlehre sei noch durch nichts bewiesen. Virchows Wort findet sein Gegenstück in Dubois-Reymond's berühmten „Ignorabimus" (Und sehe, daß wir nichts wissen können, würde der alte Dr. Faust, Ehrenmitglied der Naturforscherversammlung übersetzt haben), das der hochverdiente Gelehrte gegenüber gewissen ewig unergründlichen Vorgängen das Menschenorganismus anwandte. Sapienti sat!

Guido N . . g. Der Fürst Prora in Spielhagens Romanen soll nicht gerade der Fürst Putbus sein, allein er mag vielfach dem Dichter bei der Gestaltung dieser Figur vorgeschwebt haben.

K. v. H. in S . . . w. Ihren Wünschen wird Rudolph Lindau's Schrift: Die preußische Garde im Feldzuge 1870—71, Berlin 1872, Mittler und Sohn, Kochstraße 69, entsprechen. Die ruhige, klare und dabei warme Darstellung Lindau's, der, soviel wir wissen den Feldzug im Stabe des Prinzen August von Würtemberg mitgemacht hat, erhebt sich weit über die Dutzendrelationen jener denkwürdigen Zeit und wird Sie anregend informiren.

G. W. in Berlin. Wir haben die Porträts der neuen Minister des Innern und des Handels bereits bestellt, aber wenn sie fertig werden, müssen Sie in der Wilhelmsstraße oder sub Otto von Barzin durch die Expedition des Staatsanzeigers erfragen.

Edelweiss in I. Sie machen Ihre Verse (unter denen wir einige alte Bekannte neu aufgeputzt bemerkten) aus Vergnügen? Dann ist das ein sehr unerlaubtes Vergnügen.

Anna und Otto Berger in G. Die deutsche Kronprinzessin bezieht aus ihrer Heimat eine Jahresapanage von 8000 Pfund, die Großherzogin Alice von Hessen ebendaher eine solche von 6000 Pfund.

M. St. Wenn Sie Ihr Lustspiel einreichen wollen, so wenden Sie sich an Director Hein in Berlin. Es ist jetzt die Zeit, wo in Berlin die Hoftheaterschwalben heimwärts ziehn. Ueber Director Hein wird Ihnen außerdem Herr Friedrich Haase (Firma: Seydelmanns Nachfolger) genügende Auskunft geben.

Ch. L. Frankfurt a. O. Das werden wir Beide nicht ändern! Das ist ja eben die Erbsünde des deutschen Bildungsphilisterthums, daß ihm das, was ihm durch Anmuth und Grazie ein wohlgefälliges Lächeln abnöthigt, doch weniger imponirt, als das durch schwerfälligen Doctrinarismus Würdevolle. Stellen Sie den deutschen Gebildeten vor die literarische Alternative: Anmuth oder Würde? so wird er sich für die letztere entscheiden, nur damit er um Gotteswillen nicht vom Nachbar Professor für „unwissenschaftlich" gehalten wird. So nur ist es möglich, daß sich gewisse Journale von abgelegten Vorträgen abgelebter Universitätsprofessoren nähren und das genre ennuyaux pflegen. Den meisten „gebildeten" Lesern ist ein Knopf von der Toga Mommsens werthvoller, als eine Locke von der hohen Stirn Spielhagens. Was das von Ihnen genannte Journal betrifft:

Wer wird nicht diese Zeitschrift loben?
Doch wird sie Jeder lesen? Nein!
Wir werden weniger „gehoben",
Doch fleißiger gelesen sein.

H. G. in Wien. Das an Laube's Stadttheater aufgeführte Drama Cossa's „Messalina" ist dasselbe, aus dem wir seinerzeit im Salon (1877, Heft 7.) einen Act mittheilten. Der Text zu „des Adlers Horst" ist nicht wie die Neue freie Presse irrthümlich angiebt, von E. Devrient, sondern von Holtei.

Digitized by Google

Br. H. in Minden. Das literarische Parlament wird noch diesen Herbst im Salon wieder eröffnet werden. Die Saison wird wohl Stoff genug geben.

Dr. B... in Koburg. Besten Dank! Als Salonpoststephan haben wir für unsere christlichen Leser den Wahlspruch: Colosser Kapitel 4, Vers 6, für unsere heidnischen, zu denen Sie auch zu gehören scheinen, Papa Horazens:

Ridiculum acri
Fortius et melius magnas plerumque secat res.

A. R. Prag. Wenn Herr Karl Braun über Aristarchi Beys feuilletonistische Ungenauigkeiten in der „Neuen freien Presse" herzieht, so — kennen Sie wohl die Geschichte von dem Glashause und den Steinen.

Anna W. in Hannover. Sind Sie etwa die Anna aus der „Weißen Dame?" Dann erlauben Sie uns, Ihnen mit Georg Brown zuzusingen:

Ich kann es nicht verstehen,
Ich kann es nicht verstehen,
Doch die Dame möcht' ich sehen,
Die dies Briefchen hat verfaßt.

Alter Salonfreund in Kopenhagen. Wenn die Dame, für die Sie eine Neigung hegen, Ihre „angeborene Schüchternheit" dadurch zu heben meint, daß sie Sie durch Weintrinken zu animiren sucht und das Aeußere Ihres „Gegenstandes" Ihrer enthusiastischen Schilderung entspricht, so antworten Sie der Schönen die Worte Rousseaus, als dieser sich in ähnlicher Lage befand: „Vous n'avez pas besoin du vin pour m'enivrer." Sie wird dann von Ihrem männlichen Muth besser denken.

Gr v. E. Ueber das numerische Verhältniß der Deutschen in Rußland zu den Russen theilen wir Ihnen Folgendes mit. Russki Mir (Russische Welt) hat sich mit der Frage beschäftigt, wie in Rußland, wo die Bevölkerung deutscher Abstammung sich nach seiner Angabe zur übrigen wie $1^1/_0$ zu 100 stellt, die Deutschen in der Staatsorganisation vertreten sind. Auf Grund „officieller" und wie es den Anschein hat, zuverlässiger statistischer Daten berechnet das den Deutschen bekanntlich nichts weniger als gewogene Blatt den Procentsatz des deutschen Elements in den Ressorts der Civil- und Militär-Administration und constatirt, daß die Deutschen in der Civil-Administration 32 Procent, in dem höheren Commando der Truppen 41 Procent ausmachen, Des Ferneren ist der Procentsatz der Deutschen: im Reichsrath 36, im Senat 33, im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten 57, im Ministerium des Innern 27, im Ministerium der Volksaufklärung 28, im Finanz-Ministerium 27, im Ministerium der Domainen 34, im Ministerium der Communicationen 34, in der Reichscontrole 18, im Marine-Ministerium 39, im Kriegs-Ministerium 46, unter den Ministern und Chefs der Hauptverwaltungen (Reichscontrole, Post, Telegraph) 62 und im Hof-Ministerium unter den Adjutanten des Kaisers 39.

David M. in Breslau. Ach, wie so bald verhallet der Reigen!

Er will der Poet des Tages sein!
Meint er für heute — so mag es sein.

Fr v. N. in M. Gerdauen. Unser Botschafter in Rom, Robert von Keudell, ist nicht der Verfasser des Romans „Aus der Gesellschaft", der in den vierziger Jahren in der ostpreußischen Gesellschaft soviel Aufsehen erregte, sondern dessen älterer Bruder Rudolf von Keudell, der 63 Jahre alt 1871 in Berlin starb. In Robert von Keudells Fußstapfen auf dem Bismarckwege scheint Herr von Kurowsky, auch ein Ostpreuße, zu treten.

Digitized by Google

Neueste Moden.

Nr. 1. Madras-Fischü.

Die Garnirung dieses graziösen Fischüs, welches sich sehr wohl für eine leichte Gesellschaftstoilette eignet, besteht aus farbiger Guipüre und einer Crêpe lisse-Rüsche.

Nr. 1. Madras-Fischü.

Nr. 2 und 3. Costüm für Mädchen von 10 bis 12 Jahren. (Vorder- und Rückansicht.)

Dieses Costüm ist von elfenbeinfarbenem Wollencrêpon mit maron- und elfenbeinfarbenen Galons und Passementeriemotiven. Der kurze Rock ist vorn glatt und auf der Rückseite in Hohlfalten gelegt. Umgeben ist derselbe von einem maronfarbenen Faillepliſſé. Besatz und Garnirung sind aus der Abbildung klar ersicht-

Digitized by

lich. — Runder maronfarbener Strohhut mit elfenbeinfarbener Faille-drapirung und Feldblumenbouquet.

Nr. 4. Costüm von Foulard und grauem Stoff.

Der Faillerock schmiegt sich mit den beiden Rückbahnen unterhalb der Taille glatt an; zur Garnirung dienen zwei Plissés, von welchen der obere aus grauem Stoff, der untere aus meerblauem Foulard besteht. Die untere Partie der Schürze ist von einer gefältelten Draperie von grauem Stoff überdeckt, welche unter dem zu jeder Seite und in der Mitte vertical geschnittenen Foulardvolant befestigt ist.

Nr. 2. Costüm für Mädchen von 10 bis 12 Jahren. (Vorderansicht.)

Der Ueberrock reicht vorn nur bis zur Garnitur der Schürze herab, von wo an er nach den Seiten abschweift und sich in zwei Bahnen verlängert, welche, sich immer weiter von einander trennend, die Falten der Schleppe sehen lassen. Der Rand ist mit einem doppelten Röllchenbesatz garnirt, welcher sich auf dem hintern Rande der Bahnen wiederholt und somit doppelte über einander geknöpfte Bahnen simulirt. Blaue Knöpfe und übereinander gesetzte Schleifen von blauem Foulard auf der Rückseite. Taschen mit gestickten Galons; auf dem Rücken ein gleicher Galon in Fächerform, wie auch auf der Manschette in Braceletform. Die Manschette selbst geht in zwei Plissés aus, von denen das eine von Foulard, das andere von grauem Stoff ist.

Nr. 5. Damenschlafrock.

Dieser Schlafrock von Nansouk schmiegt sich bequem der Taille an Den Schluß von oben bis unten herab bildet ein gefältelter und gewundener doppelter Streifen. Ein anderer quergefältelter, sich nach unten verbreitender Streifen zu jeder Seite simulirt die Achselbänder, wo sie auf den den untern Rand des Rockes garnirenden Volant stoßen; dieser Volant ist eine in bauschige Falten gelegte Stoffschräge mit breitem Saum und wird oben durch einen ebenfalls breiten, zwei Mal gesteppten Streifen befestigt. Der Halsausschnitt ist wie das Vordertheil mit einem dop-

Nr 3. Costüm für Mädchen von 10 bis 12 Jahren. (Rückansicht.)

pelten Plissé garnirt. Der Ellbogenärmel zeigt ein in der Mitte durch ein gesteppptes Streifchen gehaltenes Plissé.

Nr. 6 und 7. Blumentopfständer.

Auf einen Streifen von brasilianischen Canevas werden vier lange Carrés gestickt. Die Umrahmung wird durch eine schwarz und gelbe griechische Einfassung im Kreuz- oder Tapisseriestich auf vier Canevasfaden gebildet. Auf der Mitte wird ein Medaillon von rothem Tuch in Lanzettstich in weißer, blauer und gelber Seide gestickt. Die Stepperei, mit welcher die Application auf dem Canevas befestigt wird, geschieht in grüner Seide und die Zweige in den Ecken des Canevas im russischen Stich in olivengrün, roth und weiß. Die Mitte des Medaillons ist leer

Digitized by Google

und nur mit einem gelben und rothen Stern bestickt. Das so weit fertige Canevasstück wird auf einen mit Percal gefütterten Carton gezogen und die Naht, mit welcher es an das schwarzlackirte Buchsbaumgestell mit weißen Knöpfen geheftet wird, mit einer Schnur überdeckt. — Nr. 7 giebt die Hälfte des Dessins.

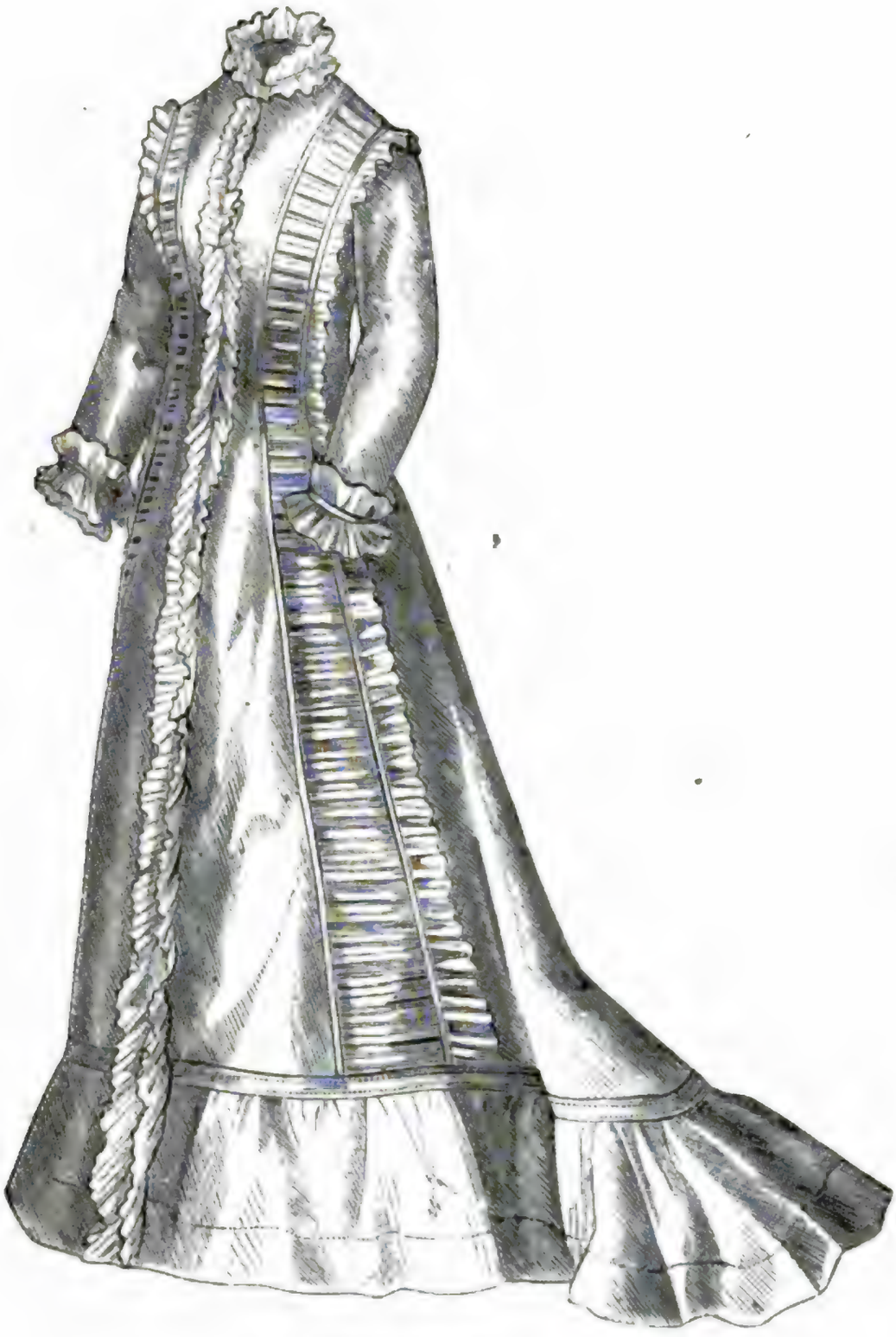
Nr. 4. Costüm von Foulard und grünem Stoff.

Nr. 8 und 9. Uhrenhalter mit Dessin.

Die Stickerei, von welcher Nr. 9 das Dessin in voller Größe giebt, wird auf mit Calicot gefüttertem rothen Caschmir im Hochstich ausgeführt. Die oberen Blumenblätter der drei Stiefmütterchen sind violett und die beiden unteren gelb mit violetten Lanzettstichen darauf. Die Einfassung ist weiß im russischen Stich mit gelben und schwarzen Ecken und blauen Rauten. Um die Arbeit auf das

Digitized by Google

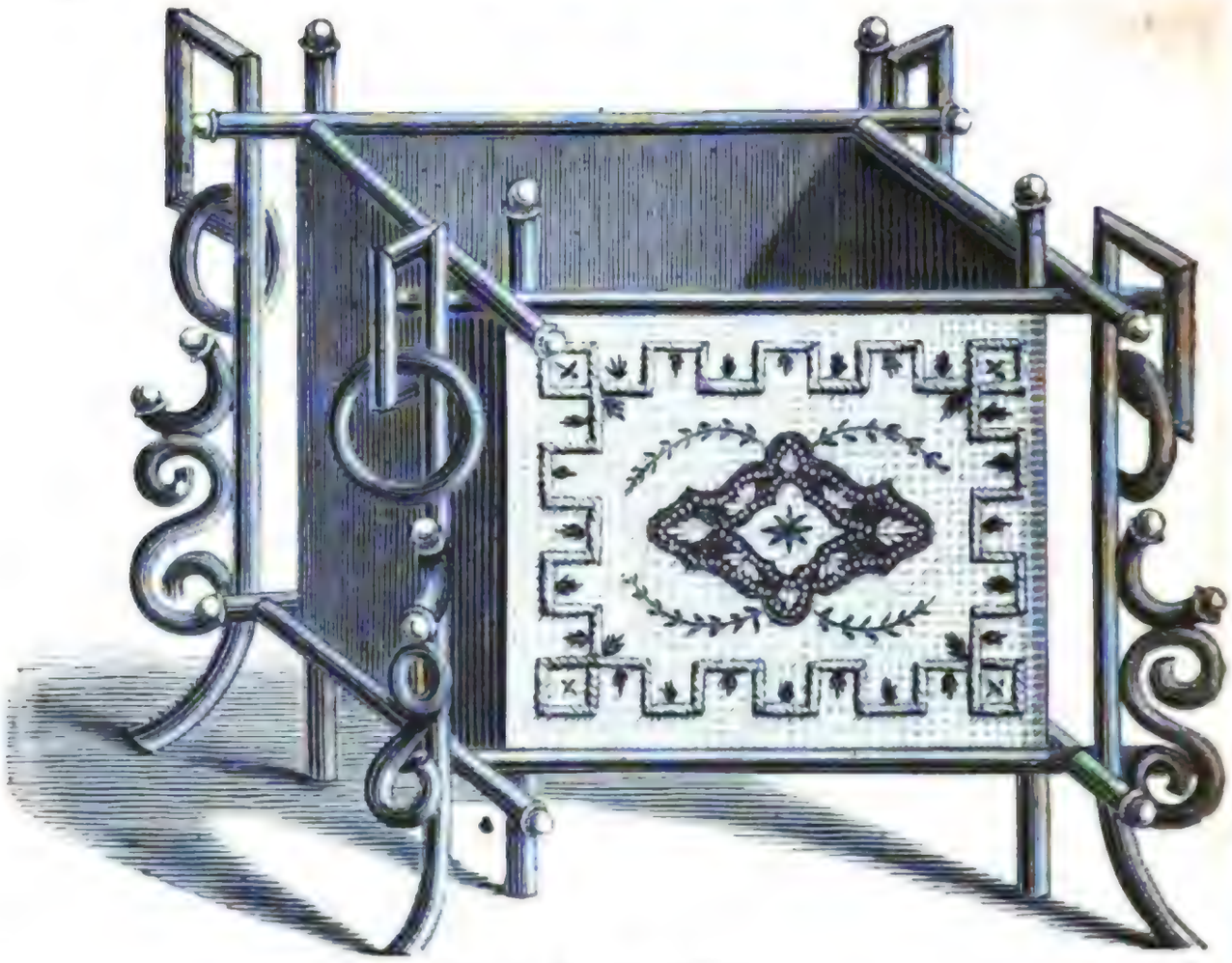
schwarzlackirte Bambusgestell mit weißen Knöpfen aufzuziehen, wird sie auf ein Stück mit Watte bedeckten und mit rothem Atlas gefütterten Carton gespannt. Um die Nähte zu verdecken wird eine kleine Schnur darüber genäht. Das Ganze wird dann mit großen Stichen an die vier Ecken des Bambusrahmen gebeftet.



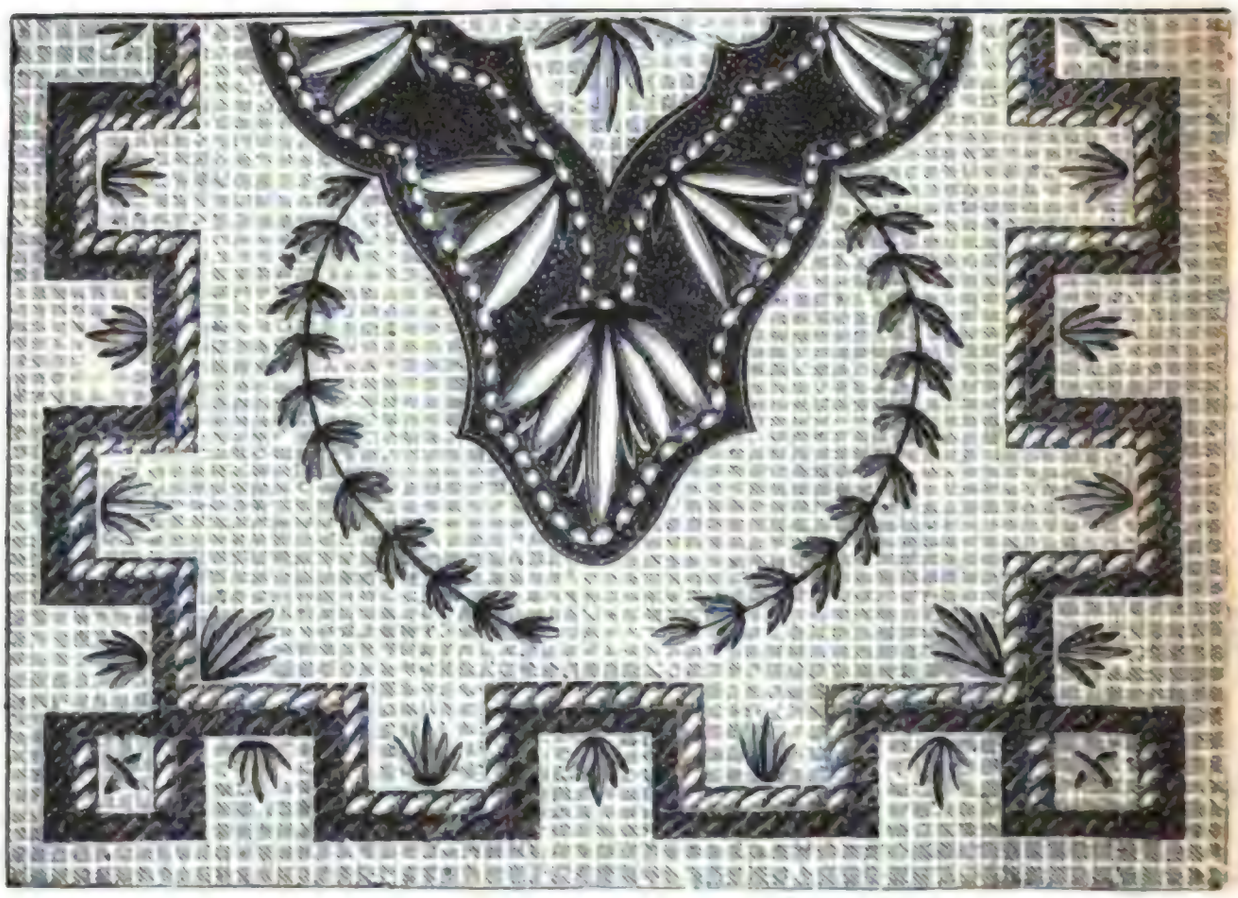
Nr. 5. Damenschlafrock.

Nr. 10. Promenadentoilette. (Vorder- und Rückansicht.)

Moosgrüner Seidenstoff mit feinen Sammetfäden durchzogen und glatter Sammet. — Der Sammetrock von dunkler Farbe hat gar keine Garnirung. Polonaise in Prinzeßform vorn schräg geschnitten, wo sie mit drei Reihen in Quasten endigenden Schnuren garnirt ist; die letzte dieser Schnuren hält die Draperie. An der entgegengesetzten Seite verlängert sich das Vordertheil der Polonaise, um auf der



Nr. 6. Blumentopfständer.

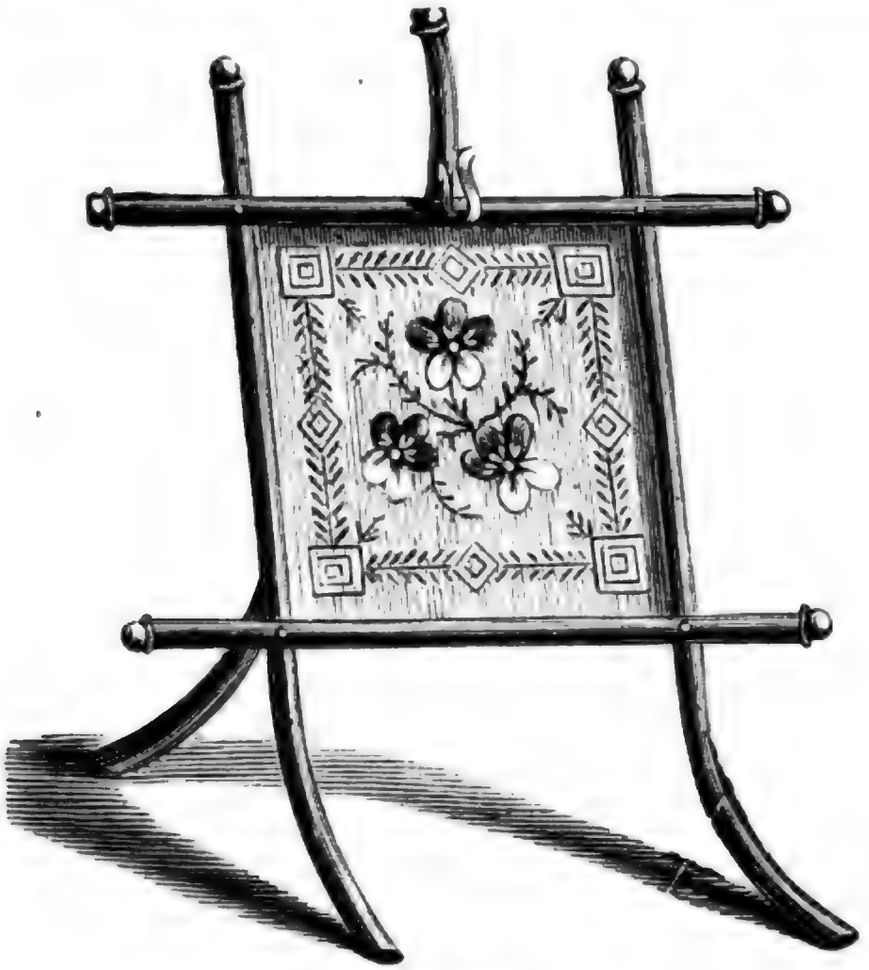


Nr 7. Dessin zu Nr 6.

Rückseite eine große Draperie zu bilden. Auch hier werden diese Draperien an der einen Seite von Schnuren mit Quasten gehalten. Ein aus den gleichen Ele-

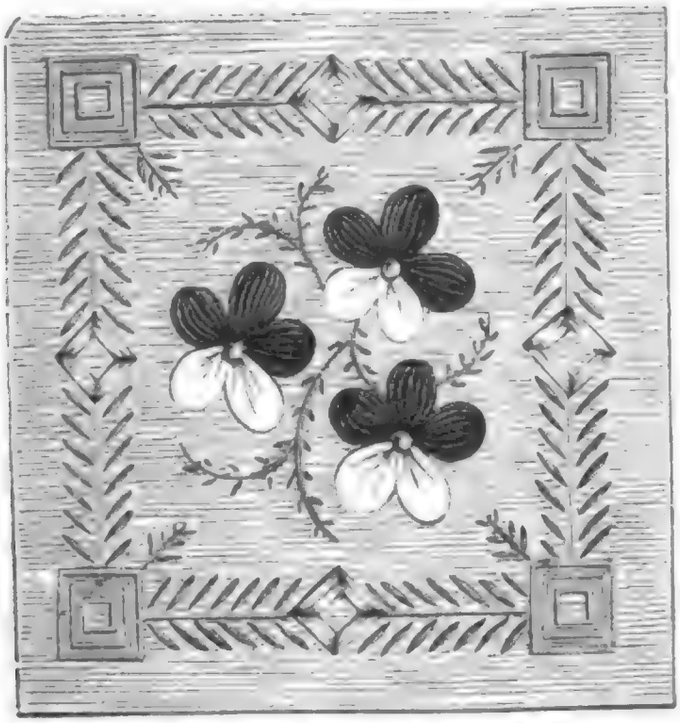
Digitized by Google

menten zusammengesetztes Motiv findet sich am Ende der Draperien auf der Hüfte der andern Seite. Durchbrochene Passementerie und schöne Quastenfransen an



Nr. 8. Uhrenhalter.

allen Rändern der Polonaise. Der untere Theil der Aermel ist mit einem mit Sammet eingefaßten Revers garnirt. — Breiter ausgelegter Leinwandkragen. — Schwarzer Filzhut mit Failledraperie und weißer Blume.



Nr. 9. Dessin zu Nr. 8.

Nr. 11. Costüm für ein Kind von 4 bis 5 Jahren,

von façonnirtem und satinirtem Seidenstoff, garnirt mit weißen ausgezackten Faille-

Digitized by Google

Nr. 10. Promenadentoilette. (Vorder- und Rückansicht.)

Digitized by Google

rüschen und weißen Bändern. Zu jeder Seite der Tasche eine Reihe silberplattirte runde Knöpfchen. Dieselbe Verzierung vorn an den Seiten eines Faillegilets.

Nr. 12. Costüm für ein Mädchen von 4 bis 6 Jahren.

Dasselbe besteht aus einer auf dem Rücken geschweiften und vorn schräg zuzuknöpfenden Blouse von ostindischer Leinwand oder der Jahreszeit angemessen wärmer haltenden Stoff. Der untere Rand ist 15 bis 20 Centimeter hoch in gleiche Doppelfalten gelegt. Dieser einen Volant bildende Streifen ist mittels einer Stoffschräge mit dem untern Theil der Blouse verbunden. Der obere und untere Ansatz der Schräge ist durch eine kleine gekräuste Spitze verdeckt. — Mit schmaler

Nr. 11. Costüm für ein Kind von 4 bis 5 Jahren.

Litze eingefaßte Tasche, unten mit einer Spitze und an den Seiten mit vier Knöpfen garnirt. Der Rand des schrägen Schlusses der Blouse ist mit gleicher Spitze eingefaßt und längs herab hinter der Knopflochreihe eine schräge Stofflitze aufgenäht. Am Halsausschnitt ebenfalls eine Litzenschräge. — Die mit Litze besetzten Aermelaufschläge sind mit einer schmalen Spitze umrandet. Die spitzen Ausläufe der Manschette werden durch Knöpfe in der Weise festgehalten, daß die äußere Naht sichtbar bleibt. Unterhalb der Tasche und zu jeder Seite der Rückennähte mit der Stofffarbe übereinstimmende Failleschleifen.

Nr. 13. Reisetoilette.

Robe von Phantasiewollenstoff. Rock mit drei Volants und einem gefältelten

Digitized by Google

Kopf garnirt. Großer Ueberrock von indischem Caschmir, dessen Garnirung beliebig ist. Diejenige, welche auf der Abbildung ersichtlich ist, ist zwar sehr hübsch, aber etwas kostspielig; statt deren könnten auch zwei Reihen starker Holzknöpfe aufgesetzt werden. Jene besteht aus Passementerieknöpfen mit einer Flockseidenquaste. Es bedarf eines Dutzend solcher Knöpfe und vier kleinere für die Aermel. Für die Strippen sind zwölf Meter Passementerieschnur erforderlich.

Nr. 14. Kleidchen für Knaben von 3 bis 4 Jahren.

Das Kleidchen ist aus einfachem und carrirtem Oxford dergestalt herzustellen, daß zuerst das Futter zum ganzen Kleidchen zuzuschneiden und alsdann mit dem Oxford, sowohl dem carrirten als dem glatten in Schrägstreifen nach der Abbil-

Nr. 12. Costüm für ein Mädchen von 4 bis 6 Jahren.

dung zu besetzen ist. Kragen und rings um den unteren Theil des Kleidchens sich windende Schärpe, welche, auf der Rückseite in einer breitfallenden Schleife mit nach rechts herabhängendem Ende abschließt, sind von dem gleichen glatten Oxford. — Selbstverständlich kann das Kleidchen auch von jedem anderen der Saison entsprechenden Stoff angefertigt werden.

Nr. 15. Gehäkelte Spitze.

Die Länge der Anschlagkette ist beliebig. Umgewendet, 5 Kettenm., oben 4 M übersprungen, 1 einfache M. in die 5. Ueber die ganze Länge wiederholt — Zu jeder Seite dieser Reihe 1 Doppelm. in die Mitte der 5 Km., 3 Km., 2 Doppelst. in die nämliche M., 4 Km. Wiederholt. — In gleicher Weise auf der andern Seite und auf den beiden Seiten dieser letzten Reihe 1 Dm. oben auf das 2. Dst., 6

Digitized by Google

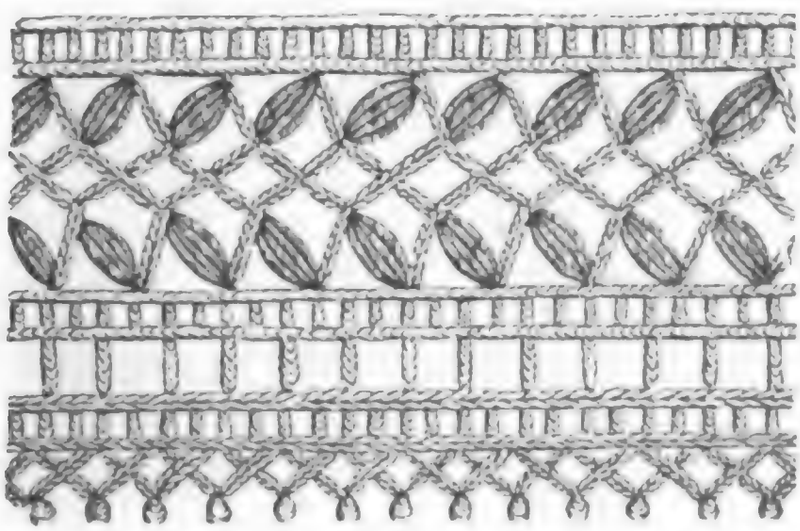
Nr. 13 Reisetoilette

Digitized by Google

Km. Wiederholt. — 1 Stäbchenreihe in folgender Weise: 1 St., 1 M. überspr., 1 Km. Wiederholt. — Für oben: 1. Reihe. 3 Km für das 1 Dst., *, 3 Km., 3 M. überspr., 1 Dst. in die nächste. Bis zum * wiederholt. — 2. Reihe. 1 drei-

Nr. 14. Kleidchen für Knaben von 3 bis 4 Jahren.

faches St, 1 M überspr., 1 Km. Wiederholt. — 3. Reihe. 1 Dm. in die Mitte der 5 Km., 1 Picot von 6 Km., 1 einf. M. in die 2. Km. Wiederholt.



Nr 15. Gehäkelte Spitze.

Nr. 16. Taschentuch von Linonbattist,

ringsum mit einem gestickten und gefältelten Volant garnirt. Den Kopf desselben bildet ein mit dem Dessin des Volants übereinstimmend gestickter flacher Einsatz.

Digitized by Google

Nr. 17. Herrenoberhemd.

Dasselbe ist aus feiner Leinwand gefertigt, das Plastron ist schmal gefältelt und die Mittelfalte glatt. Die Aermel endigen in eine gerade Manschette mit doppelten Knopflöchern.

Nr. 16 Taschentuch von Linonbattist.

Nr. 17. Herrenoberhemd.

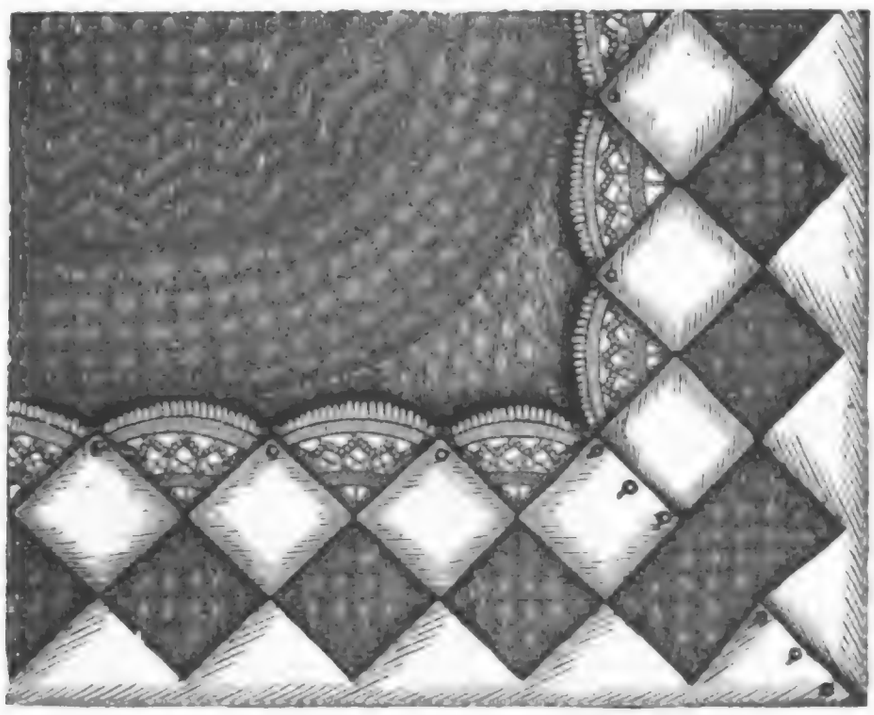
Nr. 18. Russisches Herren-Nachthemd.

Nr. 18. Russisches Herren-Nachthemd.

Bei diesem Hemd von glattem Percal ist das Plastron glatt und die Mittelfalte in russischem Genre farbig gestickt. Der Kragen ist durch einen nach gleichem Muster gestickten schmalen Streifen ersetzt. Form und Garnirung der Manschetten zeigt die Abbildung

Nr. 19. Ueberzug (Couvertüre) zu Steppdecken.

Die nach der Steppdecke zu berechnende Leinenfläche ist 28 Centm. länger und breiter zu schneiden, zuvor aber zu berechnen, daß sich regelmäßige Einschnitte in Zwischenräumen von 28 Centm. ermöglichen. 14 Centm. tiefe Einschnitte werden nach innen von einem 2 Centim. breiten Futterstreifen begrenzt, und aus den ein-



Nr. 19. Ueberzug (Couvertüre) zu Steppdecken.

Nr 20. Beinkleid für Damen.

Nr. 21. Beinkleid für Knaben von 10 bis 12 Jahren.

geschnittenen Theilen halbe Zacken gebildet, 20 Centm. große doppelte Stoffvierecke und irische Spitzen, welche unter ersteren fortlaufen, vollenden die Garnirung.

Nr. 20. Beinkleid für Damen.

Die in vorderer wie hinterer Beinhälfte veranschaulichte Form wird doppelt

Digitized by Google

zugeschnitten, in bekannter Weise zusammengenäht und am Rande mit Säumchen und aufgesteppten, mit Stickereistreifen begrenzten Dreiecken garnirt Ein gleicher Streifen deckt den Ansatz, und ein Tollfaltenvolant fällt darunter hervor. Die hintere Beinhälfte ist mit Schnure zu versehen, die vordere zwischen einen Gurt zu steppen.

Nr. 21. Beinkleid für Knaben von 10 bis 12 Jahren.

Die einzelnen Theile werden doppelt zugeschnitten, die Beintheile am unteren Rande nach Abbildung mit einem Futtertheil, Knöpfen und Knopflöchern, die vorderen Beinausschnitte mit einem 2 Centm. breiten Futterstreifen versehen. Die Beintheile werden vereint, in Falten gelegt und zwischen den Gurt gesteppt, welcher vorn mit Knöpfen zu schließen ist.

Nr. 22. Theater- und Dinerhäubchen.

Nr. 22. Theater- und Dinerhäubchen.

Dasselbe ist aus einem Streifen von äußerst feiner Stickerei und einer 6 Centimeter breiten Valenciennes, deren Dessin mit dem des Streifens harmonirt, in ersichtlicher Form zusammengesetzt Zu dem in Schluppen mit sehr langen Enden gelegten Band wird schöne himmelblaue Serge gewählt. Das Blumenbouquet besteht aus himmelblauen Tausendschönchen mit etwas bronzirten Blättern.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zum Glück nicht von Stein!

Nach dem Gemälde von H. Leffow.

Digitized by Google

Der S[illegible]

Die Frauen des [illegible]

[illegible]

[illegible]

Digitized by Google

Der Salon.

Die Frauen des Grafen Sillern.

Novelle von **Theodor von der Ammer.**

I.

Gräfin Claudia von Sillern saß auf der vor der Nachmittagssonne geschützten Veranda an der Ostseite des Schlosses. Nachdenklich blickte sie, ein illustrirtes Journal unbeachtet im Schooße haltend, auf die dunklen Tannenwälder und die hügeligen Wiesen, welche in malerischem Wechsel mit den in der Sonne glänzenden Kirchthürmen der zwischen Obstgärten versteckten Ortschaften ein anmuthiges Bild boten, dem sie aber wenig Theilnahme schenkte. Von Zeit zu Zeit nippte sie aus einem Glase Zuckerwasser, das auf einem silbernen Cabaret vor ihr stand.

Gräfin Claudia von Sillern erwog, ob die gefeierte Tragödin Claudia Berg klug gehandelt habe, als sie vor einem Jahre dem schönen und reichen Grafen Sillern auf Ostdorf die Hand zum Ehebunde reichte. Je länger sie darüber sann, desto mehr verfinsterten sich die Züge der jungen Frau. Ein Bedienter unterbrach ihren Gedankengang durch die Anmeldung des Baron Wendingen.

„Baron Wendingen?“ frug die Gräfin, den Diener erstaunt anblickend. „Sie sagten ihm doch, daß der Graf nicht hier ist? Zu mir will Baron Wendingen nicht.“

„Vergeben, Frau Gräfin!“ lautete die Antwort. „Der Herr Baron begehrten eben zu Ihnen. Er wisse, daß der Herr Graf abwesend sind, habe aber mit Ihnen Besonderes zu besprechen.“

„Mit mir? Nun wohl! Führen Sie den Herrn in das Orangeriezimmer!“

Nach diesen Worten schritt die Gräfin langsam dem südlichen Flügel des Schlosses zu, dessen Wand entlang ein langgestreckter Glaspavillon in geschmackvoller Anordnung eine reiche Sammlung von Orangenbäumen enthielt. Der anstoßende kleine Salon hieß deshalb das Orangeriezimmer. Gräfin Claudia von Sillern war eine große, imponirende Dame von beiläufig fünfundzwanzig Jahren. Die modisch enge Kleidung, dazu ein leise wiegender Gang brachte die plastischen Formen der vollen Büste, der kräftig gezeichneten Hüften deutlich zur Geltung. Ein breiter, schwarzer Gartenhut mit gelben Bändern einfach geziert, bedeckte das schwarze Haar, das sich in dichten Löckchen unter dem Hute über die hohe Stirne drängte, während es rückwärts in Gestalt eines üppigen Zopfes auf den von einem durchsichtigen schwarzen Sommerstoffe bedeckten Nacken fiel. Die starken Brauen gaben den großen, schwarzen Augen, die etwas tief in ihren Höhlen lagen, ein entschlossenes Gepräge, welchem die fast zu breite Nase, der kräftige Bau des Kinnes und des sinnlichen Mundes noch ein besonderes Merkmal männlicher Energie zugesellte. Ohne eine tadellose Schönheit zu sein, übte die Gräfin durch die vornehme Majestät ihrer ganzen Erscheinung, durch den Zug männlicher Willenskraft, der doch die Reize der Weiblichkeit nicht verdrängte, eine

Digitized by Google

ungemein fesselnde Wirkung aus, die durch das ungewöhnlich, geistreiche Gepräge der unregelmäßigen Gesichtszüge wohl bis zum Bezaubernden sich steigern konnte.

Als sie das Orangeriezimmer, einen mit einfacher Bequemlichkeit möblirten, an den Wänden aber mit werthvollen englischen Stichen aus dem Sportleben gezierten Salon, betrat, harrte ihrer bereits Baron Wendingen, ein hagerer alter Herr mit weißem, militärischem Schnurrbarte, einer goldenen Brille auf der stark gekrümmten Nase, in fast stutzerhaft eleganter Toilette.

„Ich bin erstaunt", begann die Gräfin eintretend mit tief klingender Altstimme, „den Freiherrn von Wendingen nach mir begehren zu hören. Was Wichtiges kann es sein, das Sie zu der verschrieenen „Komödiantin" führt?"

Der Baron küßte ihre Hand und erwiederte auf die seltsame Begrüßung: „Ich sehe zu meinem Bedauern, die Einsamkeit, zu der Sie sich freiwillig verurtheilt haben, hat Ihr Gemüth verbittert. Vor Allem möchte ich daher bitten, meiner Versicherung Glauben zu schenken, daß weder ich noch irgend Jemand der Freunde Ihres Herrn Gemals den Anlaß zu solcher Verstimmung geboten haben will. Es herrscht nur eine Stimme, daß es endlich gelingen möge, unseres Sillern geistreiche Gemalin von den Sympathien zu überzeugen, welche ihr von allen Seiten entgegengebracht würden, könnte sie sich endlich entschließen, die ihr gebührende Position einzunehmen."

Während sie dem Freiherrn den Platz an ihrer Seite auf der Ottomane bot, erwiederte die Gräfin mit einem spöttischen Zucken der Mundwinkel:

„Erlauben Sie mir, daß ich vorläufig an diesen Sympathien noch einige Zweifel hege. Sie sprechen hier eine galante Phrase oder Sie wissen nicht, was geschehen ist."

„Aber, beste Gräfin, was ist denn geschehen? Einige ältere Damen und ein paar vorwitzige junge Gänschen haben etwas medisirt! Wer ist der Medisance nicht ausgesetzt? Fragen Sie irgend Jemanden von uns, ob er nicht schon unter diesem nothwendigen Uebel einer unterhaltungsbedürftigen, aber stoffarmen Gesellschaft gelitten hat? Dazu können Sie es unseren alten Damen nicht verübeln, daß sie in ihrem beschränkteren Erfahrungskreise gewisse Bedenken, die auch manches Gute in sich tragen, nicht so leicht überwinden, wie wir erfahrenen Männer. Und diese jungen, vorwitzigen Dämchen, die ein oder das andere Mal sich in nicht eben zu rechtfertigender Weise witzig zeigen wollten? Das wird doch eine so geistvolle Dame, wie Sie, nicht besonders touchiren?"

„Sie sind ein ausgezeichneter procurateur du diable, Herr Baron! Wenn Alles so harmlos gewesen wäre, glauben Sie, in meiner Seele würde diese Erbitterung Platz gegriffen haben, ich würde kein anderes Wort zu Ihrer Begrüßung gefunden haben? Man hat mich auf das Unverzeihlichste beleidigt und kann es mir daher nicht verübeln, wenn ich gegen die Glieder einer Körperschaft, deren Mehrzahl ich als meine Beleidiger betrachten muß, selbst dann nicht den Ton zuvorkommender Freundlichkeit finde, wenn ich Ihnen als Einzelnen keine Schuld beimessen kann."

„Was, Gott sei Dank, bei mir sicher der Fall sein dürfte. Es liegt mir Alles daran, in Ihren Augen nicht nur als der Freund Ihres Gatten,

Digitized by Google

sondern auch Ihnen gegenüber als ein Mann zu erscheinen, der von Herzen Ihr Bestes will."

Forschend ruhte das Auge der Gräfin einen Augenblick auf der Gestalt Wendingen's, dann sagte sie:

„Ich bin zwar überrascht, bei Ihnen ein solches Interesse für meine Person zu finden, allein ich habe keinen Grund, an Ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln. Vergeben Sie mir also den wenig freundlichen Empfang und seien Sie mir herzlich willkommen."

Damit reichte sie Wendingen die Hand, welche dieser, sich verneigend, leise drückte.

„Ich danke Ihnen, Gräfin, für dieses Vertrauen", sagte er. „Erlauben Sie mir, daß ich es sogleich dazu benütze, Ihnen zu zeigen, wie Ihr Verhältniß zu unserer Gesellschaft auf einem beklagenswerthen Mißverständniß beruht. Sie konnten es unserem Kreise nicht verübeln, daß er bei Ihrem Entrée eine abwartende Haltung einnahm, da Sie als völlig Fremde uns gegenübertraten. Außerdem — beste Frau Gräfin — die Aristokratie ist nicht allein eine gebildete Gesellschaft geradeweg, sondern neben Dem, was man so unter „Bildung" im gewöhnlichen Sprachgebrauche versteht, sind es noch eine Reihe von Formen und Sitten, Besonderheiten und Nüancen, welche nothwendig zu dem Begriff eines aristokratischen Auftretens gehören und welche der nicht aristokratisch Erzogene bei aller Bildung nicht besitzt, sondern erst durch große Uebungen erwerben kann."

Gräfin Claudia's schöner Mund lächelte malitiös, als sie sagte:

„Diese besonderen Zuthaten zu den allgemein gültigen Gesetzen der Bildung scheinen bei dem hiesigen Landadel vor Allem darin zu bestehen, daß man gegen Neulinge, wie ich es war, nicht blos reservirt — so lächerlich ich dies schon finde — sondern noch etwas Anderes ist, was eine sonderbare Nüance der allgemeinen-Lebensart wäre. Erlassen Sie mir das richtige Wort dafür. Oder wie nennen Sie es, wenn nicht nur einige, sondern alle Damen der Nachbarschaft meine Besuche abwiesen und, als sie nothgedrungen Gegenbesuche machten, sich in meinem Hause in die Ohren zischelten, mich, die Hausfrau, in einer geradezu empörenden Weise vom Scheitel bis zur Fußsohle betrachteten, und in die Conversation kaum bemäntelte Sottisen mischten? Wie nennen Sie es gar, wenn Herren, Freunde meines Gemals, in meinem Salon, so daß ich es hören muß, über mich in einer Weise kritisiren, wie über irgend eine galante Dame der Residenz?"

Die Gräfin hatte die spöttische Miene abgelegt und war in einen zornigen Eifer gerathen, der ihre Wangen röthete und ihre Augen höher erglänzen machte.

Baron Wendingen fühlte sich nicht ganz bequem.

„Es mag ja Manches — wie ich schon sagte — vorgekommen sein, was ich lebhaft bedaure", sprach er mit bedächtigen Pausen, „allein wenn Sie bedenken, wie unangenehm es Ihr Herr Gemal empfinden muß, daß der Kreis, dem er durch Geburt und durch lange Gewohnheit angehört, von Ihnen feindlich gemieden wird, während er doch den lebhaften Wunsch hegt, Sie eben dort eine glänzende Stellung einnehmen zu sehen, so wären diese Schwierigkeiten leicht zu überwinden und der Triumph schließlich ohne Zweifel für Sie ein glänzender." Ich gebe zu, daß Sie, Frau Gräfin, an größere Selbstständigkeit als andere junge Damen gewöhnt sind."

Digitized by

„Gewiß! Wenn ich auch sonst alle Theatergarderobe ablegte, als ich Sillern's Frau wurde, das Eigentliche des Künstlerblutes ist mir geblieben — eine größere Willenskraft, eine festere Lebensanschauung, eine schärfere Beobachtung von Menschen und Dingen, als es bei Damen der Fall ist, die bis zum Hochzeitstage an der Rockfalte Mama's gehangen haben."

„Dann muß es Ihnen aber schwer fallen, sich dem Willen eines Mannes unterzuordnen?"

„Unterordnen? So verstehe ich die Ehe nicht. Mann und Frau theilen Leid und Freud' gleich miteinander und ergänzen sich durch den gegenseitigen Austausch ihrer Gesinnungen und Meinungen; in diesen selbst aber stehen sie gleichgeordnet nebeneinander. Jedes hat seine eigene Willenssphäre, in die das Andere nicht übergreifen soll. Für die beiden Sphären das richtige Band zu finden, ist die Lebenskunst in der civilisirten Ehe, nicht das lähmende Unterordnen eines Willens, eines Geistes unter den andern."

„Und Sillern vermag mit Ihnen diese schwierige Kunst, ein solches Gleichgewicht zu erhalten, immer durchzuführen?" frug Wendingen und seine bebrillten Augen hefteten sich so fest auf das Antlitz der Gräfin, daß diese ihn mit erstauntem Blicke frug:

„Wie kommen Sie zu dieser Frage, Herr Baron?"

Baron Wendingen hüstelte erst ein wenig, ehe er antwortete:

„Ich habe mit Sillern über dieses Thema schon öfter gesprochen und glaubte, daraus entnehmen zu müssen, etwas schwärmerisch wie er ist, wäre sein höchstes Ideal einer Frau gerade ein sich freiwillig unterordnendes, vertrauensvoll an ihn sich schmiegendes Geschöpf, das sich ganz abhängig von ihm fühlt."

„Glauben Sie?" frug die Gräfin murmelnd und blickte nachdenklich in ihren Schooß. Eine große Pause entstand, bis endlich Baron Wendingen sagte:

„Ich glaube, daß um so mehr diese freiwillige Unterordnung von einer so selbstständigen, geistesstarken Dame, wie Sie, bei Sillern einen großen Zauber ausgeübt hätte."

„So glauben Sie, daß wir jetzt nicht glücklich sind?" frug die Gräfin mit hochgerötheten Wangen.

„Ich habe davon nicht gesprochen", erwiederte Wendingen mit lebhaft abwehrender Geberde. „Doch", setzte er aufathmend hinzu, „da Sie die Frage so direct stellen, so will ich es als Freund nicht unterdrücken. Ich glaube es nicht nur, ich weiß es gewiß, daß Sie und Sillern nicht glücklich sind."

„So hat Sillern Sie in's Vertrauen gezogen und Ihnen gesagt . . .?"

„Sillern hat mich vollkommen in die Verhältnisse eingeweiht. Eben diese, von Ihnen vorher dargelegte Auffassung der Ehe, welche, aus Ihrem großen Selbstständigkeitsgefühl hervorgehend, die Anschauung nur weniger Menschen sein dürfte, hat allmälig zu Reibungen Veranlassung gegeben, die progressiv häufiger wurden."

„Es ist richtig, in der jüngsten Zeit widersprachen wir uns häufig lebhaft", fiel die Gräfin zögernd, die rosigen Nägel ihrer Finger betrachtend, ein.

„Eben diese häufigen Differenzen, denen Sie vielleicht gar keine so große Bedeutung beilegten, griffen Sillern's empfindsame Natur mehr an als etwa ein einmaliger bedeutenderer Conflict, nach welchem, wie nach einem Gewittersturm, die Gemüther sich wieder geklärt hätten. Ihm erschienen sie

Digitized by Google

als zahllose, quälende Mückenstiche, die ihm die Lebensfreude vergällten und zu deren Abwehr er um so weniger ein Mittel zu finden wußte, als er nur zu bald erkannte, daß das Uebel in der eigenthümlichen Beschaffenheit der beiden Charaktere lag und darum unheilbar war."

„Ja", sagte die Gräfin nachdenklich und eine Thräne drängte sich aus ihrem Auge, „es ist wahr, wir haben uns getäuscht, schwer getäuscht, es war ein verhängnißvoller Irrthum. Aber kann man mir eine Schuld beimessen? Ich habe Sillern aufrichtig geliebt und meine Liebe ist trotz mancher Mißhelligkeit nicht geschwunden."

„Eben weil auf keiner Seite irgend ein Grund des Vorwurfs vorhanden ist, wurde die Lage für Sillern eine so schwierige, daß er bei einem Freunde Rath und Beistand suchte. Ihm allein dünkte der Weg unfindbar aus einem Zustande, der ihm wenigstens unerträglich ist."

„Glauben Sie, ich leide nicht gleich stark mit ihm? Ich habe Nächte durchweint und vergebens gesucht den Riß, der unmerklich zwischen uns entstanden war, durch die beste Liebe auszufüllen. Was bleibt uns Anderes als gemeinsam dulden, was nicht mehr gut zu machen ist? Wissen Sie einen besseren Rath? Wie dankbar wollte ich Ihnen sein!"

Der Baron betrachtete eine Weile aufmerksam das Parket des Fußbodens und spielte dabei mit der Rechten auf seinem Knie, ehe er die Antwort fand:

„Ich denke mit Sillern, daß nur ein radicales Mittel den schwierigen Conflict lösen kann."

„Und welches?"

Baron Wendingen betrachtete sorgfältig die Nähte seiner Handschuhe und sagte:

„Ich muß — mit Sillern — darin . . . darin übereinstimmen, daß — daß, wie die Dinge liegen — unter diesen keine Aenderung in Aussicht stellenden Verhältnissen — nicht wohl eine andere Abhülfe denkbar erscheint, als in dem gegenseitigen offenen Zugeständniß, daß beide Theile in leidenschaftlicher Uebereilung es versäumt haben, erst sich zu prüfen, ob die nothwendigen Eigenschaften einer Uebereinstimmung der Geister in der That vorhanden waren. Frau Gräfin werden mit uns der Ansicht sein, daß ein solches Zugeständniß nur den wirklichen, bisher gegenseitig geheim gehaltenen Gedanken entspricht, deren offener Ausdruck allein die Frage löst."

„Und diese Lösung?" frug die Gräfin erbleichend. „Das klingt ja, was Sie da sagen, wie ein Vorschlag zur — zur . . . Trennung?"

Mit Mühe hatte sie das letzte Wort über die Lippen gebracht. Ihr Busen wogte heftig und angstvoll waren die Augen auf den Baron gerichtet, welcher mit zögernder Stimme bedächtig die Achseln zuckend sagte:

„Ich wollte das Wort, welches so gerne den Beigeschmack einer gewaltsamen Katastrophe an sich trägt, nicht gebrauchen. Sillern denkt natürlich nicht daran, einen in diesem Falle völlig unstatthaften moralischen Zwang gegen seine Gattin, für die er nur die edelsten Gefühle hegt, ausüben zu wollen: er meint vielmehr, bei Ihnen eine gleiche Auffassung der Situation zu treffen, welche in der delicatesten Weise zu einer gütlichen Vereinbarung führen könnte."

Die Gräfin lächelte bitter mit bleichen Lippen, während ihre Augen sich thränengefüllt nach Oben richteten.

Digitized by Google

„Die gleiche Auffassung! Als wüßte er nicht, wie innig ich ihn liebe!“ flüsterte sie.

Dann wendete sie sich an den Baron:

„Ueberzuckern Sie die Pille nicht! Ich weiß jetzt, was mein Gatte will. Nur hätte ich es tactvoller gefunden, wenn er von seinem jedenfalls länger gehegten Plan mir eine Andeutung gegeben hätte, statt scheinbar harmlos nach der Stadt zu fahren und erst aus Ihrem Munde mich das Ungeahnte erfahren zu lassen!“

„Sie mißverstehen die Discretion Ihres Herrn Gemals“, wandte der Baron ein. „Seinem Zartgefühle widersprach es, der Gattin, die nichts begangen hatte, als daß ihre Geistesrichtung nicht zu der seinen paßte, einen so inhaltsschweren Vorschlag zu machen. Darum schwieg er und überließ es dem Freunde, den ihm zu schmerzlichen ersten Schritt zu thun.“

„Das heißt, er schämte sich aus guten Gründen, seiner Frau, deren treue Liebe er deutlich sehen mußte, einen solchen Antrag zu stellen und wählte dazu einen fremden Mund.“

„Frau Gräfin verwerfen Sillern's Proposition? Bedenken Sie die Zukunft, Ihre eigene Ruhe! Sie machen sich und Sillern unglücklich!“

Die Gräfin warf einen langen, durchdringenden Blick auf Wendingen, der mit dem lebhaftesten Eifer gesprochen hatte.

„Wer sagt Ihnen, ob ich verwerfe oder annehme, Herr Baron?“ sagte sie, das Haupt in den Nacken zurückwerfend. „Sie haben als Vertrauter meines Gatten Ihre Aufgabe gelöst. Ich danke Ihnen dafür. Ich bin mein eigener Vertrauter und werde nicht durch fremden Mund mit meinem Gatten über meine Herzensgeheimnisse sprechen.“

„Sehr wohl!“ sagte der Baron in auffallend kühlem Tone. „Darf ich dann morgen auf die Ehre rechnen, Sie bei mir in Wendingen zu begrüßen, wo Sillern als mein Gast weilt? Dort können Frau Gräfin ungestört sich mit Ihrem Gemal besprechen.“

Die Gräfin erhob sich mit heftiger Bewegung. Zornige Röthe färbte die noch eben bleichen Wangen.

„In Wendingen?“ frug sie scharf. „Auf fremdes Terrain also floh er, hoffend, dort werde die Gattin sich kürzer fassen müssen und nicht viel Zeit mit Erklärungen und peinlichen Fragen verlieren können? Ah! Das ist wohl eine der famosen Usancen, von welchen Sie vorhin sprachen?“

Baron Wendingen hatte sich, dem Beispiele der Dame folgend, gleichfalls erhoben.

„Aber Frau Gräfin wollen doch bedenken“, sagte er, „daß es für Sie Beide peinlich wäre, während eine solche Angelegenheit schwebt, hier tête à tête zu sitzen?“

„Sie haben Recht, Herr Baron! Es wäre peinlich, wenn wir unter uns eine gütliche Uebereinkunft hätten! Da ist es freilich besser, man thut dies in einem fremden Hause, wo jedes Kammerkätzchen in der Küche debattiren kann, warum Graf Sillern erst allein kam, dann seine Gattin nachfolgte, was sie miteinander so lange allein in einem ihnen vom Herrn Baron selbst geöffneten Gemache zu besprechen hatten, was er und was sie für Gesichter machten. Sie haben Recht, es ist besser so. Man hat dann schneller in der Nachbarschaft bei den Cercles etwas für die Medisance!“

„Ich begreife, daß Frau Gräfin gegenwärtig in erregter Stimmung sind, allein bei ruhiger Ueberlegung werden Sie anders urtheilen. Hinsichtlich der

Digitized by Google

Gefahr einer Indiscretion mögen Sie sich auf meine Arrangements getrost verlassen! Ich darf also Ihren Besuch morgen erwarten?"

„Und wenn ich nicht käme?"

„Wird Sillern geduldig warten, bis Sie von sich hören lassen!" erwiederte Wendingen in einem Tone, der einen kaum hörbaren spöttischen Beiklang hatte.

„Ich komme nicht!"

„Aber Frau Gräfin!" rief jetzt, die Form seiner vorigen Rede bereuend, der Baron. „Sie erschweren dadurch die Angelegenheit, die für Sie doch ebenso wichtig ist!"

„Ich komme nicht, Herr Baron! Für das Uebrige lassen Sie mich sorgen!" erwiederte die Gräfin mit strenger, tiefklingender Stimme.

„Ich werde Sillern Ihren Entschluß mittheilen, meine Gnädigste, und bedauere nur, in keiner angenehmeren Angelegenheit die Ehre gehabt zu haben. Doch lassen Sie mich die Hoffnung mitnehmen, daß nicht der Vertreter der Sache für dieselbe selbst bei Ihnen büße!"

Mit diesen Worten verabschiedete sich der Baron unter einer ceremonielen Verbeugung.

„Leben Sie wohl, Herr Baron!" sagte die Gräfin, ihm höflich die Hand reichend, welche dieser küßte.

II.

Als Baron Wendingen das Orangeriezimmer verlassen hatte, sank die Gräfin gebrochen auf den nächststehenden Stuhl. Es dauerte lange, bis der unendliche Schmerz Erleichterung in heißen Thränen fand. Nach einer Weile versiegte der in milder Heftigkeit den Augen entquollene Strom. Sie trat an das hohe Fenster. Die brennende Stirn in den an das Fensterkreuz gestützten Arm gedrückt, überließ sie sich der auf sie einstürmenden Gedankenfluth. Es kam ihr jetzt räthselhaft vor, wie sie das Ungeheure, Unglaubliche hatte hören können ohne in einen lauten Verzweiflungsschrei auszubrechen, wie sie sogar noch über das Entsetzliche und in solcher Weise hatte sprechen können.

Sie vermochte jetzt nicht, die Lage zu überdenken, gar Pläne, Entschlüsse zu fassen. Die Gedanken, die ihr Gehirn sich überstürzend gebar, sie drehten sich nur um Eines — um ihre unendliche, zärtliche Liebe zu dem Gatten. Hatte sie längst erkannt, daß sie sich nicht mehr verstanden, wie in der schönen Zeit der jungen Liebe und im ersten Halbjahre ihrer Ehe, sie hatte nicht aufgehört, ihn zu lieben, gerade so wie vordem. Um so bitterer hatte sie daher den stets sich erweiternden Riß mit dem nagenden Bewußtsein einer getäuschten Lebenshoffnung empfunden, aber das Traurige geduldig getragen, ja, je mehr sie um ihre Liebe bangte, desto leidenschaftlicher geliebt. Dieser tückisch bereitete Schlag aber schmetterte sie nieder. Doch unterdrückte sie jeden Gedanken, der für den Gatten einen Vorwurf bilden konnte und bereute, Wendingen gegenüber Aeußerungen gethan zu haben, die wie ein solcher klangen. Ihr selbst drängten sich Vorwürfe, Zweifel auf, daß das Unheil nur entstanden sei, weil sie die Liebe, die sie empfand, so wenig lockend hatte äußern können. Sie verwünschte den starken Geist, der sie nicht zart und schüchtern sich unter die Fittiche des Gatten bergen ließ, sie verwünschte ihre

Digitized by Google

Künstlerlaufbahn, die diesen starken Geist groß gezogen und aus ihr statt eines naiven, weltfremden Mädchens ein scharfblickendes, erfahrenes Weib gemacht, das nicht des Gatten mehr als Führers bedurfte, sie haderte mit der Schöpfung, die sie nicht zu einer anmuthigen, zierlichen Sylphide, sondern zu einer stolzen, majestätischen Walkyre gestaltet hatte.

Nicht länger mehr vermochte sie den wilden Sturm, der ihr Inneres durchtobte, zu ertragen. Ihr Gehirn glühte, ihre Brust drückte ein erstickender Alp, das Herz drohte zu zerspringen. Es litt sie nicht mehr in dem Raume. Sie stürzte hinaus in's Freie. Flüchtig eilte ihr Fuß über die vielverschlungenen Kieswege. Kein freundlicher Blick fiel auf die prächtigen Blumen in den reichen Bosquets, die sie sonst mit liebendem Auge zu beobachten pflegte. Die Schwäne im Teiche, gewohnt von ihrer schönen Hand gefüttert zu werden, eilten vergebens an's Ufer, denn die sonst so gütige Freundin ging achtlos an ihnen vorüber. Der zierliche Damhirsch, in einem kleinen Gehege am Eingange des Waldparkes, sprang von seinem Ruheplatz unter drei schattigen Fichten auf und eilte im gestreckten Galopp über den Wiesenplan. Aber vergebens streckte er das schön geschmückte Haupt über die Einzäunung, vergebens trabte er längs derselben hin, die Herrin als Bettler verfolgend.

An ihrem Lieblingssitze auf einer Bank, deren Lehne aus einem grotesk gewundenen, noch mit der Rinde bedeckten Aste gebildet war, sank die Gräfin schwer seufzend nieder. Eine gewaltige Buche breitete über ihrem Haupte ein schattiges Dach, durch welches die Sonnenstrahlen nur gebrochen auf den weichen Moosgrund drangen, ein kokettes Spiel mit dem Schatten des knorrigen Stammes trieben. Rings um die schöne Buche erhoben sich hohe, dunkle Fichten, deren leises Rauschen wie der erhabene Ton der Orgel in einer gothischen Cathedrale klang. Hier, in stiller Waldeinsamkeit, saß sie, den Arm auf die Lehne gestützt, die weißen Finger gruben sich in die dunklen Stirnlocken, und die Augen finster auf das munter mit den Sonnenstrahlen buhlende Moos gerichtet, träumte sie von vergangenem Glück, beklagte sie das Leid der Gegenwart.

Nahende Tritte weckten sie aus ihrem Brüten. Sie ließ die Hand matt auf die Lehne sinken und wendete langsam den bleichen Kopf, dem der Schmerz ein noch edleres Gepräge verliehen hatte.

Es war eine possirliche Gestalt, die vom schmalen Gangsteig zwischen den Fichten her gerade auf die Gräfin zukam. Ein grauer Cylinderhut, dem man schon von Weitem an der bräunlichen Farbe und den tiefen Narben manche erlittene Strapaze ansah, war weit zurück in's Genick, aber, wie lustige Burschen es lieben, etwas schief nach der rechten Seite auf einen Kopf mit faltenreicher Stirn und einem kleinen Augenpaare, das listig unter dicken, grauen Brauen hervorzwinkerte, gesetzt. Der typische Schwung der Nase verrieth sofort die Race des Besitzers von Hut und Kopf. Dieselbe wurde noch deutlicher bezeichnet durch den grauen Bart, welcher als Collier von einem Ohre zum andern unter dem Kinn hindurch lief. Das fleischlose Gesicht war von Runzeln kreuz und quer gekennzeichnet und gelblichbraun gefärbt. Beinkleider und Rock des Mannes spielten dieselbe zweifelhaft graue Farbe wie der Hut. Erstere schlotterten in unendlicher Weite um den mageren Inhalt, letzterer hing faltenreich, mit riesigen Seitentaschen und weißen Beinknöpfen versehen bis fast an die Knöchel herab. Frappirend war die tadellos weiße Weste, an welcher eine dicke Uhrkette von Talmigold mit rie-

Digitized by Google

figen Berloques hing. Die Weste ließ das weniger saubere blau und weiß gestreifte Hemd ziemlich weit sichtbar, um den Hals war ein grellrothes Seidentuch als Cravatte mit bis an das Kinn reichender Schleife und weit abstehenden Enden geschlungen. Ueber der Achsel hatte der komische Alte einen stark gefüllten Quersack, weshalb er in gebückter Haltung, auf den derben Knotenstock gestützt, einherschritt. An der linken Seite trug er noch eine Ledertasche und ein wollener Regenschirm war über den Rücken schräg gebunden. Als er etwa zehn Schritte noch von der Gräfin entfernt war, blieb er stehen, zog den Hut und rief mit heller, näselnder Stimme, wobei er so freundlich lächelte, daß die beiden Eckzähne des sonst zahnlosen Mundes sichtbar wurden:

„Ergebenster Diener, gnädigste Frau Gräfin! Heißes Wetter heute! Sehr heiß! Haben sich gnädigst an ein kühles Plätzchen zu setzen geruht!"

Nun zog er, immer näher kommend, ein orangegelbes, weißgetupftes Taschentuch, sich den kahlen Scheitel trocknend.

Isaak Leopold, so hieß der Mann, beschäftigte sich damit, von Gut zu Gut hausirend die auf den Jagden erbeuteten Wildfelle zusammenzukaufen. Jetzt, zur Sommerszeit, wo er nur Ueberbleibsel der Jagdsaison oder schlecht behaarte Waare bekam, dehnte er sein Geschäft auch auf Ziegen- und Kitzfelle aus, ohne Katzenbälge zu verschmähen. Die Leute behaupteten, außer den Fellen im Quersack habe er in dem großen rothen Portefeuille, das er auf der Innenseite seines Rockes zu tragen pflegte, noch dieses oder jenes Wechselchen eines geldbedürftigen Bauern, wie böse Zungen behaupteten, auch von diesem und jenem jungen Herrn der benachbarten Güter.

Die Gräfin, welche im Winter mit dem originellen Juden, wenn er auf das Schloß kam, gerne ein Späßchen gemacht hatte, wollte ihn heute mit einem einfachen Kopfnicken abfertigen.

Leopold blieb dicht vor ihr stehen, sah sie an, schüttelte den grauen Kopf und sagte:

„'S ist nicht mehr Winter: Merk's am Geschäft und merk's, weil die gnädigste Frau Gräfin nicht mehr will kennen den Leopold, mit dem sie so gerne gemacht hat 'n Bisl ebbes Gspaßettl! 'S ist zu heiß heute!"

„Es ist nicht mehr Winter!" flüsterte die Gräfin und nickte leise mit dem Kopf.

Der Jude aber fuhr fort:

„Thut mer leid, daß de gnädigste Frau Gräfin heute nicht sind was mer sagt dispanirt wegen die Hitz' oder vielleicht wegen aner Verdrießlichkeit. Hätte gehabt zu sprechen was ganz Specielles mit der gnädigsten Frau Gräfin!"

„Sie mit mir etwas Specielles?" frug die Gräfin, ärgerlich über die Zudringlichkeit des Juden, nicht mit der freundlichsten Miene.

„Freilich", sagte Leopold, die Achseln emporziehend und eine fürchterliche Grimasse schneidend, „was wird der Jüd' Leopold mit 'ner so vornehmen, so 'ner schönen Dame zu reden haben! — Aber 's kommt vor gar Verschiedenes in der Welt und der Leopold, wenn er mit seinem Sack am Buckel herumzieht zum Schnorren! hört Verschiedenes von Dem, was vorkommt. — Seh'n Se, gnädigste Frau Gräfin, weil ich merk', daß Se sind ungeduldig und möchten forthaben den Leopold, will ich Ihnen nichts sagen, als was dieses: lassen Se den Herrn Gemal nicht so viel herumfahren und reiten mutterseelenallein in de Nachbarschaft zu den anderen Herrschaften,

Digitized by Google

als wär' er gar nicht verheirathet und hätt' keine so schöne und liebenswürdige Frau Gemalin. Glauben Se mir, 's ist nicht gut! Habe die Ehre zu sein Ihr ergebenster Diener, gnädigste Frau Gräfin!"

Er zog seinen Hut und stellte sich an, unter devoten Verbeugungen weiter zu gehen.

Die Gräfin aber hatte sich rasch erhoben und, während eine lebhafte Röthe ihre Wangen färbte, frug sie, sich einige Schritte dem Juden nähernd:

„Was bedeutet das? Was schwatzen Sie hier?"

„Was werd' ich schwatzen!" antwortete der Jude stehen bleibend und setzte wieder seinen Hut auf. „Hab' ich wollen geben der gnädigsten Frau Gräfin einen guten Rath!"

„Einen guten Rath? Wozu?"

„Na! Machen Se nur kein so wüthiges Gesicht, gnädigste Frau Gräfin! Ich will's Ihnen sagen, weil Se sind so freundlich gewesen und haben etliche Mal gelacht über den Leopold und gemacht ebbes 'n Gspaßettl!"

Leopold griff nach diesen Worten in seine große Ledertasche und zog ein langes und breites Etui aus Juchtenleder hervor. Er öffnete dasselbe mit einem Druck des Fingers und hielt es der Gräfin hin, vor deren Blicken sich auf weißem Sammetgrunde ein Collier, ein Paar Ohrringe und ein Armband zeigten, welche in schwerer goldener Fassung große, wunderbar leuchtende Smaragden, von glitzernden Brillanten umgeben, enthielten.

Die Gräfin warf einen verwundert fragenden Blick auf den Juden welcher listig lächelnd sagte:

„Haben Se so was Schönes schon gesehen, gnädigste Frau Gräfin? Unter Brüdern ist er werth seine 2000 Thaler, der Schmuck; hergeschenkt, rein hergeschenkt ist er um 2000 Thaler. Wenn ihn aber will kaufen die gnädigste Frau Gräfin, kriegt Se ihn um die Lumperei von 300 Thalern, so wahr ich heiß' Isaak Gottesleben Leopold. Wollen Se so was versäumen, um die Bagatelle von 300 Thaler, einen Schmuck, wo ist werth 3000 Thaler unter Brüdern? Sehen Se, so ein Feuer, so eine geschmackvolle Fassung! Gott, müßte das sein eine Freude, so einen Schmuck zu sehen an einer so schönen Frau wie die gnädigste Frau Gräfin!"

Die Gräfin stampfte ungeduldig mit dem kleinen Fuß und sagte:

„Was habe ich mit dem verdächtigen Handel zu thun? Beantworten Sie meine Fragen!"

„Gott! Sind Se ungeduldig!" erwiederte der Jude. „Hören Se, gnädigste Frau Gräfin, der Schmuck gehört einer vornehmen Dame aus der Nachbarschaft, wo ist in Geldverlegenheiten, weil se wird gepfändet, wenn se nicht kann bezahlen eine Rechnung von 300 Thalern an das Modegeschäft, wo sie kauft ihre Kleider. Die Dame hat mir gegeben den Schmuck, ihn zu verkaufen um 300 Thaler, weil nichts darf erfahren der Herr Gemal. Darum will se ihn nicht bringen lassen in die Stadt, wo se mehr bekäme; aber se würden fragen, von wem ist der Schmuck ꝛc. und die Dame hat gesagt, es ist keine Zeit mehr zu verlieren, in drei Tagen soll ich bringen das Geld. Diese Dame hat ein Töchterchen, ich sag' Ihnen, gnädigste Frau Gräfin, ein Töchterchen wie'n Engel, wie'n Engel sag' ich. Da kommt nun oft Ihr gnädigster Herr Gemal, der Herr Graf, gefahren oder geritten auf Besuch. Der Herr Papa von dem Töchterchen haben immer sehr viel zu thun in der Oekonomie oder im Pferdestall. Da gehen der Herr Graf mit der Mama

Digitized by Google

und dem Töchterchen spazieren in Wald und die Frau Mama suchen Blumen und haben dabei sehr oft das Unglück, daß sie weit wegkommen vom Herrn Grafen und vom Töchterchen, daß diese nicht mehr sie erschreien können und wenn sie dann allein nach Hause kommen, sind die Frau Mama schon längst daheim und lachen über die Verirrung im Walde recht herzlich. Manchmal bleiben die Herrschaften zu Hause. Dann belieben die Frau Mama zu stricken oder zu häkeln und belieben dann gnädigst einzuschlafen vor Müdigkeit, während der Herr Graf mit dem Töchterchen sich unterhalten. Da schwatzen die Leute in der Küche und im Stalle allerhand Zeug, was ich mein', daß dem Herrn Grafen und dem Fräulein nicht sehr gut sei. Darum hab' ich gerathen, Se sollen den Herrn Grafen nicht immer lassen allein!"

Die Gräfin hatte die Rechte krampfhaft auf die Ruhebank gestützt, in ihrem Gesicht wechselte dunkle Röthe mit fahler Bläße, die Lippen waren krampfhaft geschlossen, die Augen hingen mit verzehrender Begier an den Lippen des Juden, der mit gemächlicher Ruhe erzählte.

„Sie lügen! Das ist nicht wahr!" rief sie jetzt mit bebender Stimme.

„Was soll ich lügen? Werd' ich erfinden so eine Geschichte im eigenen Kopf! Wie sollt' ich das können? — Ich will Ihnen nennen den Namen der Dame, wenn Sie kaufen den Schmuck."

„Ich kaufe den Schmuck! — Den Namen! Den Namen!" rief die Gräfin und griff nach dem Etui, das Leopold noch immer in der Hand hielt.

Dieser lächelte schlau und sagte:

„Hab' ich mir's gedacht, gnädigste Gräfin werden nicht versäumen die gute Gelegenheit so ebbes Schönes zu kaufen um den Spottpreis von 400 Thaler!"

„Den Namen! Den Namen!" rief die Gräfin wiederum.

„Darf ich gleich gehen zum Herrn Verwalter und erheben die 500 Thaler?"

„Nein! Nein! Kommen Sie mit mir! Ich zahle Ihnen den Preis! — Aber jetzt den Namen! Den Namen!"

„Wird er Ihnen schön stehen der Schmuck! Wird es heißen: „Ist die Frau Gräfin von Sillern doch eine schöne Frau!" Ach so! Hätt' ich beinah' vergessen zu sagen, daß der Schmuck gehört der Frau Baronin von Wendingen!"

„Wendingen! Wendingen sagen Sie?" rief die Gräfin und ihr ganzer Körper zitterte bei dem Tone dieses Wortes.

„Na! Da brauchen gnädigste Frau Gräfin nicht so aus der Fassung zu kommen! Das ist schon oft dagewesen und wird noch oft da sein! Se werden jetzt schon wissen, was Se zu thun haben!"

Aber er erschrak, als sie die Hände von den Augen nahm und diese unter der düster gefalteten Stirne in wildem Feuer glühten, während sie tief aufathmend mit entfärbten Lippen zwischen den Zähnen knirschte:

„Ja, ich weiß es!"

Aengstlich fragend sah er auf die ihm wie vom Wahnsinn verzerrt dünkenden Züge der Dame. Sie aber schob ihn vorwärts und hastig rief sie:

„Kommen Sie, Leopold, kommen Sie! Ich will Ihnen diese Nachricht gut bezahlen!",

So rasch eilte sie durch Park und Garten dem Schlosse zu, daß der

Digitized by Google

alte, von seinem Quersack beschwerte Jude ihr nur keuchend, weit hinter ihr zurückbleibend, folgen konnte.

Erschöpft, mit heftig auf- und niederwogender Brust trocknete sich Leopold den Schweiß von der Stirn, als er im Boudoir der Gräfin stand, welche ein Schubfach ihres zierlichen Secretärs öffnete.

„Welchen Preis nannten Sie?" frug sie, aus einem Portefeuille ein Packet Banknoten nehmend.

„600 Thaler mit Verlaub, gnädigste Frau Gräfin!" hauchte der immer noch athemlose Jude.

„Hier sind 600 Thaler und noch 100 dazu, damit Sie keine Silbe darüber der Baronin verrathen, daß ich den Schmuck besitze!"

„Soll mich Gott strafen, wenn se hört ein Wörtche, die Frau Baronin! Werd' ich schon finden zu sagen, wem ich habe verkauft den Schmuck!" rief Leopold und griff nach den Banknoten.

„700 Thaler! 'S ist in Richtigkeit! Meine verbindlichste Danksagung, gnädigste Frau Gräfin, und wenn ich wieder einmal was hab' so zufällig unter der Hand, bin ich so frei! Gehorsamster Diener, gnädigste Frau Gräfin!"

Mit diesen Worten schob sich unter wiederholten Bücklingen gegen die ihm den Rücken kehrende Gräfin, die Banknoten in seine große Brieftasche steckend, Leopold der Thüre zu. Während er langsam und kopfschüttelnd die Treppe hinabschlich, tönte aus dem Boudoir der Gräfin die Klingel, welche die Zofe berief.

„Als diese bei der Gebieterin eintrat, erschrak sie über das verstörte Aussehen derselben.

„Frau Gräfin sind unwohl?" frug das Mädchen mit schüchterner Besorgniß.

„Nein! Lasse meine Koffer vom Speicher holen und packe Alles, was mir gehört, Alles! Bis morgen Abend hast Du Zeit, nicht länger!"

Die Stimme der Gräfin klang barsch befehlend.

„Verreisen wir?" frug die Zofe, von dem ungewohnten Tone befangen.

„Ja!" war die kurze Antwort.

Das Mädchen zog sich zurück und suchte vergebens das Räthsel des Benehmens der Gräfin zu lösen. Marie war nicht blos Zofe, sie war mehr Gesellschafterin der Gräfin, welche sie bei einem Gastspiel in einer Provinzstadt als die ohne Talent in kleinen Rollen beschäftigte Tochter des Souffleurs kennen gelernt und dieser Misère entrissen hatte, indem sie sie als ihre Zofe und ständige Begleiterin auf ihren Gastreisen engagirte. Da Marie nicht ohne feinere Bildung war, denn sie hatte in einer höheren Töchterschule eine gute Erziehung genossen, wurde sie bald mehr Freundin als Dienerin, ein Verhältniß, das auch nach der Verheirathung der Gräfin bestehen blieb, denn auch Graf Sillern sah das muntere, hübsche Mädchen gern. Um so mehr gab ihr das Benehmen der Gräfin zu denken, das sie weniger kränkte als im Zusammenhange mit dem bleichen, verstörten Aussehen derselben als Folge eines ungewöhnlichen Vorkommnisses besorgt machte.

Indessen saß Gräfin Claudia an ihrem Secretär. Vor ihr stand das geöffnete Schmuckétui. Unverwandt blickte sie auf dasselbe und je länger sie es ansah, desto mehr wetteiferten ihre Augen mit dem leuchtenden Feuer der Smaragden. Doch war es nicht der bezaubernde, ruhige Glanz eines schö-

Digitized by Google

nen Auges, sondern die lodernde Flamme einer tobenden Leidenschaft, welche dem heiteren Gefunkel des Geschmeides begegnete. Um die Lippen hatte sich ein bitter höhnisches Lächeln gelegt, der Kopf war auf die zur Faust geballte Hand gestützt. So saß sie brütend da, das lebenswahre Bild der von Jason betrogenen Medea.

III.

Des anderen Vormittags fuhr Baron Wendingen's Jagdwagen mit diesem und dem Grafen Sillern in den Schloßhof von Wendingen ein. Wendingen war unmittelbar nach seiner Unterredung mit Gräfin Claudia in das nahe Landstädtchen gefahren, wo ihn der Graf erwartet hatte. Dort hatten sie sich so lange berathen, daß Wendingen, der mit seinen Pferden nicht gerne Nachts fuhr, den Grafen bestimmte, zu übernachten und erst andern Tages zu fahren.

Angekommen geleitete der Baron seinen Gast sogleich in das Empfangszimmer seiner Frau. Diese war jedoch noch bei der Toilette und nur Baronesse Irene begrüßte die Herren.

„Meine Frau wird alsbald erscheinen!" sagte der Baron entschuldigend. „Indessen bitte ich, Dich mit Irene zu unterhalten."

„Ich überlasse Freund Sillern einstweilen Dir, mein Kind!" wendete er sich dann an seine Tochter. „Ich will nach der Mama sehen."

Baronesse Irene war eine liebliche Mädchenblume von achtzehn Jahren. Reiches, aschblondes Haar umrahmte einfach frisirt und mit einer rosafarbenen Schleife geschmückt ein zartes, feingeschnittenes Gesichtchen, dessen blendend weißer Teint an den Ohren, den Schläfen und der kleinen Nase das blaue Geäder durchschimmern ließ, während die blühenden Wangen und die vollen Lippen in gesunder, frischer Röthe glänzten. Das helle, graublaue Augenpaar sah kindlich unschuldig, mit leise schwärmerischem Anfluge in die Welt. Unter dem weißen, mit gestickten Bordüren reich ausgeschmückten Kleide waren die knospenden Reize der schlanken Gestalt für ihr Alter fast zu wenig ausgeprägt.

Einen lebhaften Contrast zu dieser Elfengestalt bot der ihr gegenüberstehende Graf Sillern, dem sie zum Willkommen herzlich die Hand schüttelte.

Weit über Mittelgröße, eine breite, athletische Gestalt, welche der militärisch geschnittene, bis an die Knie reichende dunkle Gehrock noch mehr hervorhob, war der dreißigjährige Graf eine außerordentlich sympathisch berührende, aristokratische Erscheinung mit vornehmen Gesichtszügen, von einem wohlgepflegten dichten blonden Vollbarte umrahmt, lebhaften blauen Augen und einer klugen Stirne, die das ganz kurz geschnittene Haupthaar höher und breiter erscheinen ließ.

„Nun, Baronesse Irene, werde ich Ihnen nicht lästig werden, wenn ich einige Tage hier bleibe und so unbescheiden bin, so lange Ihre liebenswürdige Gesellschaft in Anspruch zu nehmen?" frug Graf Sillern.

„O, gewiß nicht!" erwiederte das Mädchen mit einer Handbewegung auf den nächsten Fauteuil hinweisend. „Sie wissen doch, daß Sie bei uns stets ein gern gesehener Gast sind. Doch wie kommt uns das Vergnügen eines mehrtägigen Besuches?"

„Ihr Papa hat mich einer Angelegenheit wegen auf einige Tage zu sich gebeten", erwiederte Sillern mit einiger Befangenheit.

Digitized by Google

„Ach, Geschäfte! Da werden wir dann wenig von Ihnen haben!“

„Nicht doch, Baronesse! Sie werden sich vom Gegentheil überzeugen!“

„Das ist schön von Ihnen! Doch, was sagt Ihre Frau Gemalin dazu, daß Sie sie so lange allein in Ostdorf lassen?“

Eine kleine Pause entstand im Gespräche nach dieser harmlosen Frage des jungen Mädchens.

„Was dachten Sie sich wohl, als ich in der letzten Zeit so häufig hierher kam?“ frug der Graf nach einer Weile, der Baronesse in die Augen sehend.

„Was ich mir dachte? Daß sich Ihre Frau recht langweilen muß, wenn sie so oft allein ist.“

Sillern biß sich auf die Lippen. Er hatte auf ein verwundertes Stillschweigen oder auf eine Gegenfrage gerechnet. Jetzt hörte er eine ihm in dem ruhigsten Tone gegebene, ihm sehr unbequeme Antwort.

„Sie dachten also nie daran, daß ein besonderer Grund meiner Besuche vorhanden sein könnte?“

„Welcher Grund anders, als daß Sie sich mit guten Bekannten unterhalten wollten?“ erwiederte Irene und sah jetzt den Baron erstaunt an.

„Zu den anderen Nachbarn kam ich lange nicht so häufig. Wußten Sie das nicht?“

„Nein! Und wenn ich es gewußt hätte, was hätte ich darin Auffallendes sehen sollen?“ sagte das junge Mädchen und die völlige Unklarheit darüber, zu welchem Zwecke der Graf solche Fragen stellte, brachte sie in eine solche Verlegenheit, daß sie roth wurde.

Sillern bemerkte dies.

„Was wohl suchte ich hier?“ fuhr er mit erregter Stimme fort. „Glückliche, erheiternde, ungetrübte Stunden — und ich fand sie. Sie, Baronesse, ließen Sie mir finden!“

„Sie sind nicht glücklich?“ frug Irene und ein seelenvoller Blick aus ihren hellen Augen, ein Blick der innigsten Theilnahme traf den Grafen.

„Doch — doch!“ erwiederte dieser mit einem feurigen Blicke. „Ich bin es, wenn ich hier, wenn ich bei Ihnen bin, Irene!“

„Herr Graf!“ rief Irene mit einem halb ängstlich bittenden, halb entrüstet verweisenden Blicke.

Ueberraschung, Entrüstung und bange Scham jagten ihr das Blut zu Kopf, hemmten ihren Athem und ließen vor ihren Augen sich Alles nebelhaft im Kreise drehen, daß sie umzusinken glaubte. Aber noch ein anderes Gefühl hatte Theil an dieser beklemmenden Verwirrung. Die häufigen Besuche des Grafen hatten soviel Gelegenheit gegeben, sich nach allen Richtungen auszusprechen, sich gründlich kennen zu lernen und sie hatte ihn liebgewonnen, freute sich jedesmal, wenn er kam und seine Unterhaltung zog sie der jedes Andern vor. Sie wußte aber, daß er verheirathet war und daher dachte das arglose Kind niemals an ein anderes Gefühl als das einer freundschaftlichen Zuneigung, wenn sie auch einmal scherzweise zu den Fräulein von Klauenburg, ihren intimsten Freundinnen, gesagt hatte: „Wenn ich heirathe, möchte ich einen Mann haben, wie Sillern ist!“

Jetzt aber, so entsetzlich ihr solche Worte aus dem Munde eines verheiratheten Mannes klingen mußten, überwältigte sie trotz der Entrüstung und Beschämung mit einem Male das Gefühl, daß dieser Mann ihr näher stand, als sie bislang gewußt hatte. Sie fühlte es an dem Schmerze, den

Digitized by Google

sie darüber empfand, ihn wegen des Wortes, das sonst, wie sie deutlich ahnte, ihr entzückend gewesen wäre, als ihren Beleidiger, als einen in ihren Augen Unwürdigen verdammen zu müssen.

Als ahnte er die Vorgänge in der Seele Irenen's, sagte der Graf:

„Ich weiß, welches Wort auf Ihren Lippen schwebt. Doch sprechen Sie es nicht aus! Niemals wäre ich so unwürdig gewesen, so zu Ihnen zu reden, ehe ich das Gefühl, das mir diese Worte in den Mund gab, ohne Sie zu beleidigen gestehen durfte."

Jetzt erhob sich Irene von Ihrem Sitze und mit einem von Entrüstung leuchtenden Blicke, aber an allen Gliedern bebend, sagte sie mit erstickter Stimme:

„Herr Graf! Wie können Sie einer Dame Gefühle gestehen dürfen, die nur Ihrer Frau gehören? Wie können Sie es wagen, zu behaupten, ein so schimpfliches Geständniß dürften Sie mir ohne mich zu beleidigen machen?"

„Um's Himmels willen, Baronesse, beruhigen Sie sich!" rief der Graf. „Hören Sie mich an, ehe Sie mich verurtheilen!"

Irene stand von ihm abgewandt und das Battisttuch an die Lippen gepreßt, kämpfte sie die Thränen, die sich aus ihren Augen drängen wollten, zurück.

„Ich darf Ihnen ja jetzt von meiner lang verschlossenen Liebe sprechen, da ich dem Augenblicke entgegensehe, wo meine Frau in aller Form darauf Verzicht leistet. Ich muß Ihnen davon sprechen, denn mein Glück, die Ruhe meiner gepeinigten Seele hängt davon ab, ob Sie die Stelle einnehmen wollen, die jene Andere zu meinem und ihrem Verhängnisse nicht auszufüllen vermochte."

Irene wendete sich wieder dem Grafen zu.

„Sie wollen sich von Ihrer Frau trennen?" frug sie. Ihr eben hochgeröthetes Gesicht war bläsſer geworden.

„Ihr Herr Vater hat ihr gestern meinen Antrag überbracht und ich zweifle nicht an der Annahme desſelben. Dies ist die Angelegenheit, deren Lösung ich hier abwarte."

„Diese!" murmelte Irene.

Dann blickte sie zu Boden.

„Und warum wollen Sie sich von Ihrer Frau trennen?" frug sie, ohne den Blick aufzuschlagen, kaum hörbar.

„Wir haben aufgehört, uns zu verstehen. Ich erkannte, daß, was mich einst begeistert zu ihren Füßen hingerissen hatte, dieser mannweibliche, überstarke Geist, in der Ehe mir und ihr zum Fluche wurde. Ich habe gelitten, viel gelitten! Da trat Ihre sanfte Engelsgestalt . . ."

„Halten Sie ein! Um Gottes willen schweigen Sie! So bin ich Unglückliche es, die ahnungslos zwischen Sie und Ihre Gattin trat, welche der gerechte Vorwurf Ihrer Frau treffen wird, ihr das Herz des Mannes geraubt zu haben. Als gewissenlose Kokette . . ."

„Irene! Wohin denken Sie? Meine Frau ahnt nichts von diesem Vorgange in meinem Herzen. Kein Vorwurf kann und soll Sie treffen!"

„Um so schlimmer, Graf! Hinter dem Rücken dieser Frau, die nichts verbrochen hat, als daß sie von Ihnen nicht mehr geliebt wird, sprechen Sie mir von Liebe, während noch das heilige Band Sie fesſelt? Das ist unrecht von Ihnen, Graf! Ich darf es nicht hören. Wie stünde ich da vor dieser

Digitized by Google

Frau, wenn sie mir gegenüberträte? In den Erdboden müßte ich versinken vor Scham in dem Bewußtsein, Betheuerungen von Ihnen angehört zu haben, die sie noch mit vollem Rechte sündhaft nennen kann. Ich hätte Theil an dieser Sünde!"

„Ach, Irene! Wie schmerzt es mich, Ihr jugendlich harmloses Gemüth mit solchen Zweifeln quälen zu müssen! Aber ich will ja nichts, nichts von Ihnen, als daß Sie mich anhören, daß Sie erfahren, wie's hier in meinem Herzen aussieht und daß Sie mich hoffen lassen auf eine Zeit, wo kein banger Zweifel Sie verhindert, mir zu sagen: „Ich liebe Dich!" Mag ich Unrecht thun, wenn ich jetzt schon Ihnen davon spreche! Aber haben Sie Mitleid mit mir und bedenken Sie, daß es eine Erquickung, eine Beruhigung für mich ist, mein Herz vor Ihnen ausschütten und aus Ihren Augen wenigstens Hoffnung lesen zu können!"

Irene war nach diesem Gefühlsausbruche des Grafen gänzlich verändert. Mitleid und Liebe in den feuchtschimmernden Augen trat sie auf ihn zu, faßte seine beiden Hände und mit einem innigen Blicke sagte sie sanft:

„Warum, Graf Sillern, hat unser harmlos schöner Verkehr eine so schlimme Wendung genommen? Hätte ich dies geahnt, ich hätte Sie geflohen und hätte ich in die weite Welt fliehen müssen! Sie leiden? Glauben Sie mir, ich fühle mit Ihnen, wenn Sie das beruhigen kann. Das Mitgefühl aber, das ich Ihnen gewähre, verlange ich auch für mich. Darum sprechen Sie von Dingen nicht, die ich wenigstens jetzt nicht hören darf! Meine Eltern nennen mich „das Kind". Haben Sie Erbarmen mit einem Kinde und quälen Sie es nicht mit einer zu schweren Last!"

Wie sie ihn ansah so rührend bittend, mit solcher Sanftmuth, glich sie wirklich einem Engel, einem Engel, dessen schöne Seele sich offenbarend den Grafen, der zu schwach sich zu beherrschen den Sturm des Zweifels, der Gewissenspein in dieses Heiligthum jagen wollte, tief beschämte. Stumm küßte er ihr die Hand.

Ihre Bitte konnte er um so leichter erfüllen, als jetzt die Eltern eintraten. Die Baronin Wendingen, eine hagere Dame mit feinen Zügen im bleichen Gesicht, warf auf die Beiden einen flüchtigen Blick aus den großen braunen Augen, die aus den Höhlen etwas zu sehr hervortraten. Sie bemerkte bei Beiden die Spuren einer vorhergegangenen Gemüthsbewegung.

Das nun sich entwickelnde Gespräch drehte sich um die gleichgültigsten Dinge von der Welt, um Vorkommnisse in der Gesellschaft, um die bevorstehende Heuernte, Pferde und Ochsen, Dienstboten und Zeitungsnachrichten. Irene war sehr schweigsam. Graf Sillern sprach nicht mehr als das Nothwendigste, so daß nur der Baron und vor Allem die auch in Landwirthschaft und Politik sachkundige Baronin die Kosten der Unterhaltung bestritten.

Nach einer Stunde etwa erhob sich die Letztere unter dem Vorwande, vor dem Luncheon noch etwas die Toilette corrigiren zu wollen. Auf ein Zeichen der Mutter that Irene das Gleiche.

Die Baronin geleitete ihre Tochter in deren Zimmer, dort ließ sie sich auf das kleine Divan nieder und sagte:

„Liebes Kind! Ich habe mit Dir Wichtiges zu bereden. Sillern hat Dir gesagt von seiner Neigung, von seiner bevorstehenden Trennung?"

„Ja, Mama!"

„Was hast Du ihm erwiedert?"

„Er möge solche Reden unterlassen."

Digitized by Google

„Und warum das?"

„Weil ich es für unrecht halte, so etwas von einem Manne anzuhören, der nicht frei über sich verfügen kann."

„Er wird es aber in kürzester Zeit können."

„Drum will ich mir erst in meinem Gewissen klar werden, ob das Bewußtsein mich zwischen zwei Eheleute gestellt zu haben mir nicht verbietet, die durch dieses Verhängniß herbeigeführte Trennung zu meinem Vortheile zu benützen."

„Du bist nicht die alleinige Ursache. Hast Du eine Neigung für Sillern?"

„Ich bin ihm immer gut gewesen."

„Um so besser! Alles Uebrige sind unpraktische Pensionatsideen! Es ist dringend nöthig, daß Du Sillern heiratheſt!"

„Davon hat er vorerst noch nicht gesprochen!"

„Närrisches Kind! Natürlich kann er dies erst, wenn er seine Scheidung durchgesetzt hat. Vorläufig genügt seine Liebeserklärung."

„Wenn er davon sprechen sollte, müßte ich erst in meinem Gewissen klar sein, ob ich ihn heirathen darf und müßte zudem erst die Sicherheit haben, daß weder seine geschiedene Frau noch irgend Jemand mir einen Vorwurf machen kann."

„Niemand wird Dir einen Vorwurf machen, sondern man wird Sillern Recht geben, daß er eine Verbindung gelöst hat, die von Anfang an eine Thorheit war, und eine andere, wie sie für ihn paßt, schließt. Was Dein Gewissen anlangt, so sind dies bedeutungslose Scrupel, welchen eine ernste Pflicht, die Pflicht gegen Deine Familie gegenübersteht. Du mußt wissen, daß unsere Verhältnisse derart sind, daß, wenn wir nicht bald unsere Gläubiger durch Deine Heirath mit dem reichen Grafen Sillern vertrösten können, Du mit Deinen Eltern in einer Vorstadt der Residenz wohnen und Du Dich mit Clavierunterricht, ich als französische Sprachlehrerin und Dein Vater als Pferdemäkler uns ernähren müssen. Du siehst, wie wichtig Deine Heirath ist!"

Irene war leichenblaß geworden, und den Kopf auf die Brust gesenkt, ließ sie ihre Mutter weitersprechen:

„Sillern's Frau hat den Vorschlag, zu einer Besprechung hierher zu kommen, nicht angenommen. Es ist zwar bei ihrem extravaganten Wesen bestimmt zu erwarten, daß sie, nur um die Heldin spielen zu können, in die Scheidung willigt, allein trotzdem ist es nothwendig, vorsichtig zu sein und nicht etwa durch Schwierigkeiten Sillern's Neigung zu durchkreuzen und, energielos wie er ist, ihn am Ende, wenn er hier kein Resultat hofft, mit seiner Frau sich versöhnen zu lassen. Du wirst daher in Zukunft derartige Reden, wie er sie heute geführt, nicht nur ruhig anhören, sondern ihm ermuthigende Antwort geben."

Die Baronin machte eine Pause und ließ ihr Auge über die Gestalt der Tochter gleiten. Dann fuhr sie fort:

„Leider bist Du noch ganz in den Pensionatsbegriffen befangen und hast gar keines jener Talente, welche in der Welt dazu gehören, ein sort zu machen. Sillern ist in Dich sehr stark verliebt, die Schwierigkeit der Verhältnisse erhöht noch seine Leidenschaft. Es wäre gut, dies in einer Weise zu benützen, welche ihn noch mehr fesselt und ihm den Rückweg, wenn er je daran denken sollte, unmöglich, die Scheidung von seiner Frau zu einer um

Digitized by Google

jeden Preis zu erzielenden Nothwendigkeit macht. In den wenigen Tagen seines Hierseins werdet Ihr möglichst allein sein und von meiner Seite ist Dir jede Freiheit gewährt, wenn Du sie nur zu benutzen verständest. Du weißt jetzt, mein Kind, was Du zu thun hast. Arrangire Deine Toilette und komme bald!"

Damit erhob sich die Baronin und einen Blick auf die noch immer gesenkten Kopfes auf dem Stuhle sitzende Tochter werfend, verließ sie das Zimmer.

Diese warf sich in verzweifelter Trostlosigkeit, entsetzt über die Aufschlüsse und Rathschläge der Mutter, auf das Bett und schluchzend verbarg sie das Gesicht in den weichen Kissen. Lange lag sie so dem unbändigsten Schmerze hingegeben, ehe sie sich aufraffte und ihre Toilette ordnete.

Der Luncheon verlief ziemlich schweigsam.

Die Baronin war ärgerlich, daß Irene sich so alterirt, mit rothgeweinten Augen dem Grafen präsentirte. Dieser war betrübt darüber, Irene, wie er glaubte, durch sein rasches Vorgehen so angegriffen zu sehen. Der Baron warf zornige Blicke auf seine Gattin, die er richtig im Verdachte hatte, der Tochter gegenüber allzu eifrig in der Vorbereitung ihres Planes gewesen zu sein.

Die kleine Gesellschaft war noch versammelt, die Herren aßen ein Stückchen Roquefort zum alten Cognac, als der Bediente meldete, die Gräfin Sillern sei eben vorgefahren.

Irene erblaßte, die Herren sprangen von ihren Sitzen auf und warfen sich erstaunte Blicke zu. Nur die Baronin beherrschte ihre Ueberraschung.

„Bleiben Sie hier!" sagte sie zu Graf Sillern. „Ich werde die Gräfin empfangen", und verließ eilig das Speisezimmer.

Dieses führte unmittelbar in das Vestibule des Schlosses, wo ihr Gräfin Claudia in dunkler Kleidung, bleich, aber ohne jedes Zeichen der Erregung entgegentrat.

„Willkommen, liebe Gräfin!" sagte die Baronin. Diese erwiederte mit einem kalten Gruße und ließ sich stumm in einen kleinen Salon gegenüber dem Speisezimmer führen.

Dort bot ihr die Baronin an ihrer Seite auf dem Sopha von schwarzem Ledertuche Platz mit den Worten:

„Ich bedaure, daß keine angenehmere Ursache Sie in mein Haus führt, Gräfin! Doch seien Sie versichert, so weit in dieser Angelegenheit die Erfahrung einer älteren Frau Ihnen dienlich sein kann, können Sie über mich verfügen!"

„Ich danke Ihnen, Frau Baronin!" erwiederte Gräfin Claudia mit einer leichten Neigung des Kopfes. „Ich habe bereits endgültig meine Handlungsweise beschlossen. Der eigenthümlichen Einladung des Grafen zu einem Rendezvous an einem dritten Orte leiste ich nur Folge, weil besondere Umstände, die erst nach der Unterredung mit Ihrem Herrn Gemal mir bekannt geworden sind, mich dazu veranlassen."

Während die Gräfin dies sprach, hatte Baronin Wendingen ihre Blicke auf ein dicht mit weißem Papier verhülltes und mit einer dünnen Seidenschnur umwundenes Packet geheftet, welches schon bei dem Eintritt derselben ihr aufgefallen war und auf welchem diese jetzt mechanisch mit den in helle Handschuhe gehüllten Fingern spielte. Mit nicht zu unterdrückender Neugierde beschäftigte sich die Baronin im Geiste damit, wozu wohl bei dieser

Digitized by Google

Angelegenheit die Gräfin sich mit einem solchen Handgepäcke versehen haben mußte, was in demselben auf die Sache Bezügliches etwa enthalten sein könnte.

„Es war mir sehr angenehm", fuhr die Gräfin in dem bisherigen kühlen Tone fort, „Sie sofort allein zu sprechen, Frau Baronin! Mein Aufenthalt wird nur ein sehr kurzer sein, aber ich muß vor Allem an Sie die Bitte richten, einige Worte unter vier Augen mit der Baronesse sprechen zu können."

Als sie dies sagte, richtete sie einen vollen Blick auf die Baronin, welche die Augen senkte und lächelnd erwiederte:

„Beste Gräfin, ich weiß nicht was meine Tochter hier . . . Aber doch! Vermuthlich haben Sie hier Papiere, welche Sie indirect Ihrem Herrn Gemal retourniren wollen! Allein, dazu brauchen Sie meine Tochter nicht in's Vertrauen zu ziehen, ich werde Ihnen diese Gefälligkeit ebenso bereitwillig erweisen."

„Von Papieren, Frau Baronin, ist hier nicht die Rede. Wie könnte ich auch eine Dame mit einem solchen Auftrag belästigen, die ich gar nicht kenne. Allein es hängt meine entgültige Entscheidung von der Bekanntschaft und einer vertraulichen Unterredung mit der Baronesse ab."

„Aber in der That, ich begreife nicht . . .", erwiederte die Baronin beunruhigt von den Worten und noch mehr von dem kalt forschenden Blick der Gräfin.

„Das ist sehr natürlich, da Sie nicht wissen, daß ich Alles weiß."

Jetzt wurde die natürliche Bläße der Baronin noch gesteigert. Aber sie wahrte ihre Ruhe und sagte:

„Ich verstehe Sie nicht, meine Liebe!"

Gräfin Claudia riß rasch die Schnur an dem Packete auf, entfaltete die papierne Hülle und nach einem leisen Druck des Zeigefingers lag der Smaragdschmuck offen vor den Augen der Baronin.

„Vielleicht klärt dies Ihre Unwissenheit ein wenig auf!" sagte die Gräfin mit ruhiger Kälte und schob das Etui der Baronin zu.

Ein Ah! entfuhr ihren Lippen und Entsetzen war in ihren Augen zu lesen.

Aber sofort sammelte sie sich wieder und frug mit geschickt gespieltem Staunen:

„Was soll das? Sie haben mich wirklich ganz verblüfft. Aber mir ist vollkommen unverständlich, was Sie damit wollen."

„Ihnen Ihr Eigenthum zurückstellen, Frau Baronin! Ich habe es zwar um 600 Thaler gekauft, allein ich mache keine weiteren Ansprüche darauf. Die Summe war mir nicht zu hoch, dafür eine Kupplerin aus der vornehmen Gesellschaft kennen zu lernen!" sagte Gräfin Claudia mit einer verächtlichen Geberde gegen die Baronin die Hand neigend.

„Frau Gräfin!" rief diese von ihrem Sitze aufspringend und die zitternde Hand auf den Tisch gestützt, maß sie mit wüthenden Blicken die Gräfin, welche, die Lippen höhnisch aufgeworfen, ihr ruhig in's Auge sah und ihr erwiederte:

„Spielen Sie nicht die Entrüstete! Wir sind unter uns, Niemand hat es gehört, daß ich Sie beim richtigen Namen nannte und Sie ersparen sich jetzt die Mühe, heucheln zu müssen!"

„In meinem Hause . . .", zischte die Baronin.

Digitized by

„In Ihrem Hause mache ich mir das Vergnügen, Sie zu entlarven!“ erwiederte Gräfin Claudia. „Oder wollen Sie leugnen, daß Sie den Schmuck verkauft haben, daß Sie nach dem Grafen Sillern fahnden, um sich vor dem Ertrinken zu retten?“

„Dieser Schmuck hat nie mir gehört!“ preßte die Baronin mühsam hervor.

„Wie? Mit solchem Leichtsinn geben Sie eine solche Kostbarkeit auf? Damit retten Sie ja doch sich nicht mehr vor dem Brandmal, das ich Ihnen aufgedrückt! Sie vergaßen wohl, daß hier auf der Innenseite des Armbandes ein Datum steht: „Wendingen, 10. März 1856. Sehen Sie?“

„Der Geburtstag meiner Tochter!“ murmelte gebrochen die Baronin.

„Gräfin! Gräfin!“ sagte sie dann mit zitternder Stimme. „Sie sollen die 600 Thaler haben, die Sie bezahlten! Gleich! Heute noch! Aber dieses Wort, dieses schreckliche Wort nehmen Sie zurück! Ihr Gatte liebt meine Tochter! Ich kann nichts dafür!“

Gräfin Claudia erhob sich jetzt von ihrem Sitze und trat vor die von ohnmächtiger Wuth und hülfloser Schande niedergeschmetterte Baronin und mit einem Blick, dem diese nicht zu begegnen wagte, sagte sie:

„Nein! Nicht um ein Vermögen widerrufe ich dieses Wort, das Sie als Erinnerung an die Comödiantin nicht vergessen werden! So wollte ich Sie sehen, gebrandmarkt von mir, zu Boden geschmettert von der Schande, ohnmächtig wie ein ertappter Dieb! Das ist meine Rache! Jetzt, stolze Freifrau von Wendingen, sind Sie frei! Nur Ihre Tochter will ich sehen. Ist sie eine gelehrige Schülerin der Mutter, dann läßt die Liebe, die ich noch für den treulosen Gatten hege, mich ihn mit allen Mitteln vor seinem Verderben bewahren. Ist sie zu ihrem Glück nicht das Ebenbild der Mutter, dann möge Karl sehen, ob er mit ihr glücklicher wird, als er mit mir zu sein vermochte.“

„Sie sollen sie sprechen!“ stieß sie hervor und eilte aus dem Salon.

Erschrocken sahen die beiden Herren und Irene auf die in der höchsten Erregung, mit fieberhaft glänzenden Augen hereinstürzende Baronin.

„Die Gräfin will Dich sprechen!“ rief sie Irene zu.

Diese erwiederte erbleichend:

„Mich! O Gott! Ich kann nicht!“

„Du mußt, Du mußt, mein Kind!“ rief die Mutter. Doch faßte sie sich jetzt, sich die Gegenwart des Grafen wachrufend, soweit, ruhiger hinzuzusetzen:

„Wir sind es der Gräfin schuldig! Es ist ein nothwendiger Liebesdienst, den Du ihr erweist!“

Als Irene zagenden Schrittes sich entfernt hatte, frugen beide Herren gleichzeitig:

„Was giebt es?“ — „Warum bist Du so erregt?“

„Ach, die Gräfin weiß, daß Sie Irene lieben. Sie ist furchtbar erregt und hat mich unter Thränen gebeten, das Kind sprechen zu dürfen. Sie willigt in Alles. Aber meine Nerven haben furchtbar in diesen wenigen Minuten gelitten“, erwiederte die Baronin, sich rasch in die alte Rolle findend.

Unterdessen war Irene in den Salon getreten. Hocherröthend, gesenkten Hauptes, mit pochender Brust stand sie vor der bleichen, gebietenden Gestalt der Gräfin Claudia, die sie zum erstenmal sah, und ihre Augen wurden thränenschwer, als sich die dunklen, ernsten Augen der Gräfin kalt prüfend auf sie richteten.

Digitized by Google

Eine peinliche Secunde war es gewesen, bis die Gräfin Irene die Hand reichte mit den Worten:

„Ich danke Ihnen, Baroneſſe, daß Sie gekommen ſind. Wir müſſen einander ſprechen. Fürchten Sie nicht, daß ich als Feindin vor Ihnen ſtehe, Sie mit unverdienten Vorwürfen quäle. Sie haben ein reines Herz und das lautere Mädchengemüth leuchtet von Ihrer Stirne. So können Sie getroſt dieſe Hand als die Hand einer Freundin drücken. Jetzt ſagen Sie mir offen, wie eine Freundin der anderen: „Lieben Sie meinen Gatten?“

Laut ſchluchzend ſank Irene zu den Füßen der Gräfin nieder und ihre Knie umfaſſend, ſtammelte ſie:

„Verzeihung, Gräfin! Verzeihung! Ich habe ſchwer gefehlt gegen Sie!“

„Stehen Sie auf! Was plaudern Sie da?“ ſagte die Gräfin ſanft, einen unendlich milden Blick auf die weinende Irene werfend. „Wie haben Sie gegen mich gefehlt? Daß Sie den Grafen Sillern lieben? Dafür können Sie nichts. Ich weiß, wie es kam.“

„Sie wiſſen es und haben kein gerecht mich tadelndes Wort, keinen ſtrafenden Blick für mich? Nein, Gräfin, nein! Sie dürfen mich nicht ſo ſchonen! Ich hätte die Gefahr meiden ſollen und ich hätte ſie meiden können. Meine Pflicht wäre es geweſen, zu rechter Zeit zu bedenken, wohin der ſtändige Verkehr mit Ihrem Gatten führen mußte. Ich aber dachte an nichts als an mein Vergnügen und da, als er mir heute geſtand, wie er fühle, da bemerkte ich es erſt, wie mich ſelbſt die Gefahr umſtrickt hatte. Das iſt meine Schuld und gegen dieſe dürfen Sie nicht ſo mild verfahren. Aber ich will es gut machen. Sagen Sie, was ich thun muß, Alles, Alles will ich thun!“

Gräfin Claudia legte ihre Hände auf die Schultern der Baroneſſe und ſah ihr freundlich in die Augen.

„So alſo iſt es gekommen? Nun, liebe Freundin, ich weiß es noch beſſer. Sie wollen Alles thun, was ich ſage?“

„Alles!“

„Nun, dann kommen Sie jetzt und führen Sie mich zum Grafen.“

„Ja, ich führe Sie zu ihm und ſage —“

„Das laſſen Sie mich ſagen.“

„Daß ich ihn nicht liebe, daß er — —“

„Was? Das wollten Sie ihm ſagen? Nein, nein, mein Kind! Gerade das Gegentheil will ich ihm ſagen, daß er Sie glücklich machen ſoll, daß ich willig den Platz in ſeinem Herzen räume für ein Weſen, welches geliebt zu werden verdient, daß ich das Glück, auf das er mit Ihnen hofft, nicht hindern will, da ich doch weiß, daß er es mit mir nicht mehr findet.“

„Gräfin! Das dürfen Sie nicht! Wir müſſen unſer Unrecht ſühnen und daran dürfen Sie uns nicht hindern!“

„Laſſen Sie das, Baroneſſe! So würden Sie die Dinge erſt recht zum Unglück geſtalten. Ich habe meinen Gatten heiß geliebt und noch liebe ich ihn jetzt, wo ich für immer von ihm gehe. Aber eine Thörin nicht nur, eine Frevlerin iſt die Frau, die den Mann, der ſie nicht mehr liebt, noch an ſich zwingen will. Geſtern dachte ich noch anders, aber ſchwere Tage laſſen uns über Nacht klüger werden. Wären Sie, wofür ich, verzeihen Sie es mir jetzt, Sie ungeſehen gehalten habe, eine Kokette, ſo wäre es meine Frauenpflicht, ſo lange als möglich, mit allen meinen Kräften, ihn von ſeinem Verderben abzuhalten. Aber da ich ſehe, er kann hier das ihm fehlende

Digitized by

Glück finden, soll ich ihn verhindern? Mein Glück ist hin, mag er widerwillig an mich gefesselt sein, mag er die gewünschte Freiheit haben. So sei er frei!"

Irene sank an die Brust der Gräfin.

„Ich darf nicht! Ich darf nicht!" sagte sie weinend.

„Sie dürfen, wenn ich, die Einzige, die ein Recht auf ihn hat, es Ihnen abtritt. Dächten alle Frauen wie ich, es gäbe weniger unglückliche Ehen. Doch Eines noch! Ich wünsche Ihnen von ganzer Seele den vollen Segen des Himmels. Aber dies versprechen Sie mir, wenn einmal eine Stunde kommen sollte, in welcher Sie einer erfahrenen Freundin bedürfen dann denken Sie an mich. Wollen Sie mir dies versprechen?"

„Ja!" hauchte Irene und legte ihre Hand in die der Gräfin.

„So, jetzt kommen Sie!" sagte diese, nahm den Arm der Baronesse und verließ mit ihr den Salon.

Die drei Personen im Speisezimmer blickten erstaunt auf, als die Gräfin in stolzer Haltung, mit erhobenem Haupte die in banger Verwirrung zu Boden blickende Irene an der Hand haltend eintrat.

Doch alsbald senkten sich die Köpfe in ängstlicher Erwartung des Kommenden.

Graf Sillern, mit dem Rücken gegen einen Fauteuil gelehnt, dessen Lehne seine Rechte erfaßt hatte, murmelte dumpf:

„Claudia!" und wagte nicht das Auge zu seiner Gattin zu erheben, die mit Irene gerade auf ihn zuschritt.

„Ja Claudia", sagte diese, vor ihm stehen bleibend, mit klangvoller ernster Stimme, das Auge starr auf ihn gerichtet, „Claudia, die Du so schwer gekränkt, die aber mit Niemand rechten will über das Leid, das ihr geschehen, um dieses reinen Engels willen. Dich bezauberte die vom Bühnenglanze umflossene Künstlerin, der die Natur die Gabe verliehen hatte, in ihren Schöpfungen die Herzen zu rühren und zu erschüttern, dem Dichterworte lebensvolle Gestalt zu geben. Im Salon der Schauspielerin fesselte Dich das junge Mädchen, das über Dinge urtheilte, welche ihre Altersgenossinnen kaum ahnen, das in die Welt sah mit dem Ernste, mit dem Scharfblicke, den nur Männer zu haben glauben. Du nanntest dieses Mädchen „Göttin". Es wurde Dein Weib. Die Bühnenlichter waren ausgelöscht und vom hellen Tage beleuchtet zeigte sich Dir eine willensstarke Frau, die als geistig selbstständige, gleichberechtigte Genossin sich an Deine Seite stellte. Das vertrugst Du nicht. Die „Göttin" wurde Dir ungemüthlich. Dein Herz suchte ein anderes Ziel. Man half Dir es finden. Ich will Dir jetzt helfen, es festzuhalten. Sei frei, und aus meinen Händen nimm dieses edle Geschöpf, das Dich lieben will! Mach' es glücklich, ich sage Dir, Karl, mach' es glücklich! Erst dann, wenn Du dies nicht thust, trifft Dich mein Fluch! Jetzt segne ich Euch. Seid glücklich und vergeßt mich!"

„Claudia!" rief der Graf mit erschütternder Stimme.

Irene, von deren Umarmung sich die Gräfin rasch losgewunden hatte, lag schluchzend an seiner Brust. Diese aber ging, ohne den Baron und die Baronin eines Blickes zu würdigen, der Thür zu. Dort blieb sie noch einmal stehen, warf einen langen, vielsagenden Blick auf das von ihr vereinte Paar und verschwand.

„Diese Frau soll ich Ihnen ersetzen?" stammelte Irene.

„Sie werden es, Irene!" war die Antwort.

Digitized by Google

„Lassen wir sie jetzt allein!“ sagte die Baronin zu ihrem Gatten, welcher den tiefen Eindruck nicht zu verbergen vermochte, den das Geschehene auf ihn gemacht hatte.

Er folgte seiner Frau, welcher er auf dem Vestibule die Bemerkung machte:

„Wahrlich, eine solche Frau hat Sillern nie verdient, da er sie um eines Kindes willen, wie Irene, verlassen kann!“

„Ich glaube gar, Du bist böse auf ihn, wenn er Irene heirathet?“ erwiederte dagegen die Baronin mit einem wenig natürlich klingenden Lachen.

IV.

„Graf Karl von Sillern auf Ostdorf und Wendingen hat sich kürzlich, wie wir hören, mit der Tochter des Freiherrn von Wendingen vermält. Die Trauung wurde in aller Stille auf Schloß Wendingen vollzogen. Graf Sillern war bekanntlich zuerst mit der gefeierten Tragödin Claudia Berg vermält, welche nach der vor mehreren Monaten erfolgten gerichtlichen Scheidung sich wieder der Bühne zugewendet hat. Aus zuverlässiger Quelle erfahren wir, daß unsere Hoftheaterintendanz die gefeierte Künstlerin, welche gegenwärtig in ganz Deutschland auf ihren Gastreisen enthusiastischen Beifall findet, wieder für die hiesige Hofbühne, deren Perle sie bis zu ihrer Verheirathung war, zu gewinnen Aussicht hat.“

So hieß es in dem Localblatte der Residenz unter den „Vermischten Nachrichten“. Vier Wochen darauf trat „Frau“ Claudia Berg von einem fanatischen Beifallsjubel und einem fast nie gesehenen Bombardement mit Kränzen und Bouquets begrüßt vor demselben Publicum auf, dessen Schooßkind sie als Fräulein gewesen war. Der Intendant hatte nach langer Mühe die Bedenken des Königs, die geschiedene Frau eines der ersten Aristokraten seines Landes auf der Hofbühne wirken zu lassen, überwunden und die Majestät versäumte auch jetzt wieder, wie früher, keine Vorstellung, in welcher die Berg auftrat. Beim Publicum gewann die Künstlerin durch das Intermezzo ihrer einjährigen Ehe einen romanhaften Anstrich, den die Aristokratie, nachdem sie anfangs die Sache scandalös gefunden hatte, nachdem der sogenannte Scandal in allen Routs genügend besprochen war, besonders pikant fand.

Claudia Berg benutzte ihre Stellung als Frau vor Allem dazu, ihren Salon zu einem Sammelpuncte der Geistesaristokratie aller Nüancen zu machen. Gaben sich bei ihr in Folge dessen Schriftsteller, Künstler, kunstsinnige Staatsbeamte und Cavaliere Rendezvous, bei welchen Bonmots und geistreiche Debatten an der Tagesordnung waren, so zeigten sich in dieser bunten Gesellschaft auch die unvermeidlichen Cavallerielieutenants, die es als zum Sport gehörig betrachteten, der ersten Größe des Hoftheaters den Hof zu machen, wäre es auch nur gewesen, um in diesem oder jenem Salon sagen zu können:

„Versichere Sie, Comtesse, ist eine charmante Person, diese Berg. Kenne sie sehr gut, bin wie Hausfreund dort. Ganz amüsantes Volk, diese Theaterleute.“

Frau Berg, welche mit bezaubernder Grazie des Geistes den sie umgebenden Cirkel lenkte und immer aufs Neue durch einen zündenden Funken

Digitized by Google

die Electricität der Geister in Bewegung zu setzen wußte, behandelte diese Parasiten ihres Salons mit einer herablassenden Freundlichkeit, welche häufig genug einen sarkastischen Beigeschmack bekam, der von den also Behandelten nicht bemerkt, den anwesenden Rittern vom Geiste aber ein heiteres Lächeln verursachte.

Heute war die Zahl der Besucher zur gewohnten Nachmittagsstunde eine sehr geringe. Frau Berg hatte gestern die Judith gespielt und man glaubte ihr nach dieser Anstrengung einen Ruhetag gönnen zu müssen. Nur zwei tägliche Besucher hatten sich eingefunden, Graf Alphons von Königsstedt, Premierlieutenant a. D. von dem Gardereiterregiment und der junge Rechtsanwalt Dr. Held. Graf Königsstedt, ganz Dandy, tadellos von der peinlich glatten Frisur bis zu den wiener Handschuhlederstiefeletten mit vorspringendem gelben Sohlenrande, gehörte zwar auch unter die Kategorie jener Parasiten in diesem Salon, doch wich er von seinen Kameraden im Dienst dadurch vortheilhafter ab, daß er den Gardestalljargon und die „feschen" Reiteralluren mit dem Genre des blasirten Cavaliers à la Jokeyclub vertauschte, nur zuweilen begegnete ihm eine fatale Erinnerung an die Gardecaserne.

Doctor Held bildete trotz seiner ebenfalls sorgfältigen Toilette mit dem dichten, sich eigensinnig gegen die breite Stirn vordrängenden braunen Lockenhaar, dem Zwicker mit dem massiven, schwarzen Horngefäße, dem starken braunen Schnurrbarte, dessen Enden nicht stramm gedreht waren und dem Backenbarte, der en coteletzes in langen, dünnen Strängen mit den Spitzen bis an die Mitte der Brust reichte, gegen Königsstedt einen merkbaren Contrast. Auch war die schmale Cravatte und vor Allem der lange schwarze Candidatenrock so wenig cavalierement, daß die römisch gebogene Nase, der gewinnende Zug um die voll unter dem Schnurrbart hervortretenden Lippen, der bräunliche Teint, die kräftige, ebenmäßige Gestalt in den Augen einer Dame von Distinction der Erscheinung des eleganten Königsstedt mit dem rosigen Gesicht, dem flotten, hellblonden Schnurrbart und den blaugrauen Augen, welche die schönen Lider mit den langen Wimpern so interessant halb zu bedecken pflegten, um desto effectvoller zu wirken, wenn sie sich einmal zu einem offenen Blicke herbeiließen, nicht die Wage hätte halten können.

Graf Königsstedt war im Begriff gewesen, sich zu verabschieden, nachdem er eine halbe Stunde lang Frau Berg mit Complimenten überschüttet hatte, die diese lächelnd hinnahm, und eben bestrebt, einen effectvollen Abgang vorzubereiten, indem er versicherte, er habe, soviel er mit Bühnenkünstlerinnen verkehrt habe, noch nie einen so hohen Grad von Verehrung für eine Künstlerin gehegt, wie für die Gnädigste, als der Eintritt Held's ihn in der Weiterführung zur Schlußkatastrophe störte. Er fühlte sich veranlaßt, noch nicht auf die Abschiedsrede loszusteuern, sondern zu bleiben.

„Willkommen, lieber Freund!" sagte die Künstlerin, dem Anwalte vom Sopha aus herzlich die Hand schüttelnd. Sie waren hoffentlich gestern im Theater?"

„Das versteht sich doch!" erwiederte dieser und machte dann dem Grafen ein steifes Compliment, das noch steifer erwiedert wurde.

„Nun", fuhr Frau Berg fort, „wo bleibt die Kritik? Man hat Sie, nebenbei bemerkt, hinter den Coulissen im Verdacht, die malitiös witzigen Recensionen in der Morgenzeitung ständen Ihnen nicht ganz ferne."

Digitized by Google

„Ein Verdacht, meine Gnädigste, der mir sehr schmeichelhaft ist, denn ich finde diese Berichte ganz außerordentlich geistreich. Allein unter dem Vielen ‚was mir abgeht, geht mir das Talent zum Feuilletonisten am Meisten ab.“

„Danken Sie Ihrem Gott! Ein Feuilletonist ist ein beklagenswerther Mensch. Ihn macht der Hunger boshaft; wenn auch nicht der physische Hunger, so doch der geistige des Stoffmangels, der ihn mindestens jeden Monat einmal befällt. Es bleibt ihm dann nichts übrig, als boshaft zu werden, wenn er auch sonst das sanfteste Lamm ist. Die Herren haben es mir selbst zugestanden, es sind Leute darunter, die die Schüchternheit selbst sind, aber mindestens einmal im Monate schreiben, als wären sie leibhafte Satane. Doch Sie geben sonst wenigstens mündlich ein scharfes Urtheil ab, das den Kenner verräth. Ich bin neugierig, was Sie über meine Judith sagen.“

„Offen gestanden, gnädige Frau, Ihre Judith war im Ganzen eine großartige Leistung, im Einzelnen aber hege ich manche Bedenken.“

„Aber, verehrtester Herr Doctor“, fiel hier Graf Königsstedt ein, „das Spiel der Gnädigsten war doch ganz außerordentlich, pyramidal!“

„Im letzteren Falle wäre es für Sie doch etwas zu hoch gewesen!“ meinte Frau Berg.

„O!“ erwiederte der Graf. „Für Sie, meine Gnädigste, würde ich jede Höhe mit Gefahr meines Halses erglimmen.“

„Es könnte doch Höhen geben, die für Sie nicht ersteigbar sind!“ sagte Frau Berg.

Der Graf drehte graziös den Schnurrbart und mit einem koketten Blicke sagte er:

„Geduld und Ausdauer, ein begeistertes Herz als Führer, vermögen Vieles!“

„Keinenfalls ersteigen Sie damit die Höhe des guten Geschmackes, wie es scheint!“ entgegnete ihm Frau Berg in einem nicht mehr scherzhaften Tone.

„Ah, meine Gnädigste! Sie sind grausam! Ist nicht meine Anwesenheit hier der beste Beweis meines guten Geschmackes?“

„Keinesfalls aber Ihre Worte, die vielleicht anderswo geschmackvoll gefunden werden!“ sagte Frau Berg.

Graf Königsstedt sah einen Augenblick verblüfft auf, dann erhob er sich mit den Worten:

„Die Gnädigste sind heute wohl indisponirt? Ich werde mir ein anderes Mal die Ehre geben, das Gespräch über den guten Geschmack fortzusetzen!“

Mit einer militärisch strammen Verbeugung empfahl er sich.

„Es wird mich sehr freuen, wenn Sie sich inzwischen darüber orientiren, was man in meinem Salon unter geschmackvoller Conversation versteht, Herr Graf!“ erwiederte Frau Berg mit einer förmlichen Verneigung.

Draußen biß sich Königsstedt ärgerlich auf die Lippen.

„Daran ist der Actenwurm Schuld!“ murmelte er. „Vor ihm will sie die Difficile spielen. Bah! Jetzt will ich sehen, ob ich in Ostdorf auch über den guten Geschmack belehrt werde.“

„Den zudringlichen Gecken haben Sie gut behandelt“, sagte Doctor

Digitized by

Held. „Wie Sie diese Leute nur um sich ertragen können, verehrte Freundin, das hat mich schon lange gewundert."

„Deswegen kommt er doch morgen oder übermorgen wieder", antwortete Frau Berg. „Diese Herren sind nicht so empfindlich, wenn sie hier und da zurechtgewiesen werden. Königsstedt ist mir nicht einmal der Unangenehmste. Er braucht häufiger als die Anderen eine kalte Douche, aber er ist wenigstens nicht gar so einfältig wie seine Kameraden."

„Diese Umgebung kann Ihnen aber doch keinen Genuß gewähren und in dem schönen Kreise, den Sie um sich gesammelt haben, sind diese Figuren doch wahrlich entbehrlich!"

„So spricht der Laie. Die geistreiche Gesellschaft von Künstlern und Schöngeistern, die sich um mich sammelt, nenne ich meine Freunde, die mir werth sind, die mich als Künstlerin und als geistiger Anregung bedürftiges Weib fesseln und anziehen. Das Uebrige sind Bediente, die ich brauche und damit bezahle, daß sie hier aus- und eingehen können. Ihre Uniform ist meine Livrée."

„Ich verstehe aber nicht, wozu Sie diese Bedienten brauchen, wenn sich die bedeutendsten Vertreter des Adels, der Kunst, der Presse, der ganzen gebildeten Bevölkerung Ihre Freunde nennen?"

Frau Berg lächelte und die Schulter des Anwaltes leicht berührend, sagte sie:

„Sie kennen die Bühne noch wenig, lieber Freund! Diese Leute, die das Hoftheater als ihre Domäne betrachten, weil sie weniger Entrée zahlen und mit ihren Uniformen Staffage machen, nützen einer Künstlerin durch den geräuschvollen Applaus, den ich als Publicum unanständig nennen würde, durch das Geschwätz in allen Salons und auf allen Bällen, durch die Kränze und Bouquets, mit denen sie nicht auszeichnen, sondern vor dem Publicum renommiren wollen, mehr zur Popularisirung eines Namens, als die geistvollste Kritik in einem Journal, als die scharfsinnigsten Discussionen des gebildeten Herrenpublicums in den Abendclubs oder im Café. Deshalb hindert mich nichts, die Einen ebenso zu verachten, wie die Anderen hochzuschätzen. Auf der Bühne ist eben gar viel Prosa und das ist ein Stück davon. Berühmtwerden ist bei uns nicht blos Sache der Kunst, sondern leider auch Sache des Geschäftes. Ich aber habe nichts als meinen Ruhm, was mir am Herzen läge."

„Das glaube ich Ihnen nicht!" sagte Doctor Held nachdrucksvoll und sah ihr forschend in's Gesicht. „Die herzlose Kokette kenne ich, an das Weib, das nichts im Herzen hegt, als das Gefühl des Ehrgeizes, glaube ich nicht."

„Wie richtig denken Sie! Nicht anders habe auch ich einmal gedacht! Aber, wenn nichts Anderes mehr geblieben ist, wenn die Ideale des Herzens zertrümmert sind, was dann?"

„Dann sucht es neue. Ein Mann kann durch schlimme Herzenserfahrungen versteinert werden, ein Weib sucht unbewußt nach neuen Blüthen, denn ihm ist ja des Herzens Leben des Lebens Quintessenz. Nur das Laster kann diese stets neu erwachende Sehnsucht in seinem Sumpf ersticken und selbst hier taucht es oft noch an die Oberfläche."

Frau Berg schüttelte den Kopf.

„Das ist Alles so klar, so einleuchtend. Jeder glaubt ja gerne daran, an die unendliche Empfänglichkeit des weiblichen Herzens. Aber es giebt

Digitized by Google

Tiefen in demselben, unergründliche Tiefen und was dort hineingefallen ist, kommt nicht mehr heraus. Ich wünsche es auch nicht einmal."

„Sie täuschen sich selbst. Eben darum hängen Sie sich so leidenschaftlich an den Gedanken ehrgeiziger Wünsche, weil Sie vergebens die Sehnsucht nach einem andern Gefühl zu unterdrücken streben."

„Sie glauben in meiner Seele lesen zu können, weil Sie meine traurige Ehestandsgeschichte kennen. Aber Sie gehen sehr irre mit Ihren scharfen, psychologischen Schlüssen. Mir wäre nach dem Erlebten der Gedanke entsetzlich, noch einmal könnten jene Gefühle wiederkehren, die mir so viele Schmerzen gekostet haben. Nein, ich will nichts mehr davon wissen! Ich will sie ein- für allemal begraben haben, diese lockenden Kobolde. Ich ärgere mich nur über meine Schwäche, wenn in einsamen Stunden weiche Rückerinnerungen mich überfallen. Aber ich weiß es, einige Zeit noch brauche ich und auch diese sind verschwunden. Dann bin ich zufrieden, auf einer Höhe stehend, wo nur der Blick nach Aufwärts mich noch entzückt."

Doctor Held beugte sich gegen Frau Berg vor und mit einem wie mitleidig scheinenden Blicke sagte er:

„Welche Gedanken! So suchen Sie Ihr Ideal? Das halten Sie für jenen Glückszustand, den die Hellenen als olympische Ruhe priesen? O wie beklage ich Sie, daß die bittere Erfahrung eines verhängnißvollen Ereignisses solche Spuren hinterläßt! Was wird das Ende sein, wenn Sie gewaltsam sich immer mehr und mehr in diesen Selbstbetrug hineinleben? Mitten unter Sie verehrenden, Ihnen begeistert entgegenschlagenden Herzen fühlen Sie sich vereinsamt, freudelos und die wilden, trostlosen Aufregungen ruheloser Ruhmsucht sind die bösen Geister, mit denen Sie leben. Glauben Sie doch nicht, daß ein Ruhm, der mit solcher gieriger Hast eines Betäubung suchenden, sich selbst vernichtenden Geistes gesucht wird, jenes erhabene, innerlich beglückende Gefühl eines als verdienten Lohn gewonnenen Zieles gewährt! Sie sind kein Mannweib, Sie sind keine jener häßlichen, verkrüppelten Naturen, die man „dämonisch" nennt. Sie sind eine fein empfindende, kräftige Frauenseele! Oeffnen Sie die Augen! Unterdrücken Sie nicht die Elemente, die so reich in Ihrem Inneren ruhen! Begehen Sie keinen Selbstmord!"

Erstaunt, halb verwirrt blickte Frau Berg auf den immer wärmer, dringlicher sprechenden Anwalt.

Dieser fuhr ihre Miene bemerkend fort:

„Sie staunen! Sie denken wohl, was erlaubt dem Verehrer der Künstlerin diesen kühnen Griff in das Innenleben der Frau? Nun wohl! Zürnen Sie mir, verbannen Sie mich, wenn Sie wollen, aus Ihren Augen, weil ich Ihnen gestand, daß die Künstlerin nicht, daß die Frau es ist, die mich täglich hierher lockt — daß ich Sie liebe, gnädige Frau! Nichts hätte dieses Wort über meine Lippen gezwungen als die Enthüllungen Ihres Herzens, als meine Angst und meine — Hoffnung!"

Frau Berg hatte sich erhoben. Sie stand vor Doctor Held mit einem Blicke, der strafenden Zorn oder wilden Schrecken ausdrücken konnte. Dann ging sie, ihm den Rücken wendend, auf den Blumentisch zwischen den beiden Fenstern zu. Mit der Hand die Blätter der Palmen und Coniferen betastend, blieb sie stumm stehen, bis nach einer Weile Doctor Held, den Hut in der Hand, dicht vor sie hintrat und sagte:

„Ich habe Sie erzürnt, gnädige Frau! Verzeihen Sie mir, vergessen Sie es! Ich werde Ihnen nicht mehr lästig fallen!"

Digitized by Google

„Ich zürne Ihnen nicht, mein Freund!“ erwiederte die Künstlerin, seine Hand ergreifend und ihm ruhig, offen in's Auge sehend. „Sie lieben mich, sagten Sie. Ich glaube es Ihnen und es freut mich, daß gerade Sie mich lieben, weil ich Sie in dem ganzen Kreise meiner Freunde besonders achte! Kommen Sie so oft Sie wollen und zu jeder Stunde ist Ihnen mein Haus offen. Lieben Sie mich und gerne ist Ihnen gewährt, was Sie glücklich macht, aber ich will Sie nicht lieben. Jetzt gehen Sie, mein Freund! Im Augenblicke ist der Rapport zwischen uns irritirt. Morgen auf Wiedersehen!“

Er küßte ihr leidenschaftlich die Hand, sie küßte ihm die Stirne. Er sprach kein Wort, als er ging, aber sein Auge hing fragend an ihrer Gestalt. Sie stand am Blumentische, spielte mit den Blättern und lächelte, ohne ihn anzusehen.

„Ich will nicht herzlos sein! Man soll von mir nicht sagen, ich sei eine Männerfeindin! Es ist schön, Jemand glücklich zu machen! Er solls werden im vollsten Maße, wenn er will! Aber mein Puls soll nicht höher gehen, die Ruhe, die Ruhe einer leidenschaftslos ihre Gunst als wohlwollendes Geschenk gewährenden Göttin will ich mir wahren. Ich will es, ich werde es können! — — — Koketterie? Das ist es nicht. Ich werde ihn nicht quälen, ich werde nicht heucheln. — — — Unweiblich? Ist es unweiblich, ein Glück gewähren, das man selbst nicht als Glück empfindet? Ist leidenschaftliches Empfinden weiblich, selbstloses Geschenk unweiblich?“

V.

Es war wieder Sommer und die Circles bei Frau Berg waren spärlicher geworden. Held kam selten am Nachmittag. Des Abends aber, wenn die Geschäfte erledigt waren, sehr oft erst nach Beendigung des Theaters, lenkte er gern seine Schritte durch die gaserleuchteten Straßen nach ihrer Wohnung.

In dem kleinen Boudoir saß Frau Berg auf den Seidenpolstern einer himmelblauen Ottomane in einem reizenden Négligé, die plastischen Arme halb entblößt; die prächtige Büste hob sich unter dem duftig zarten, reich gestickten Stoffe in deutlichen Contouren hervor, das dunkle Haar fiel frei über das weiße Gewand herab.

Die kleinen Füße ruhten in himmelblauen mit Arabesken von Goldschnüren gezierten Pantoffeln auf einem Schemmelchen, während die schmale weiße Hand den Thee aus dem Samowar in die Tassen goß. Ihr gegenüber auf einem Fauteuil saß Doctor Held. Sie plauderten von Kunst, von Literatur, von Diesem und Jenem bald ernst, bald heiter. Nur von Liebe wurde nicht gesprochen. Es war ein eigenthümliches Verhältniß zwischen Beiden. Frau Berg zeigte sich keineswegs kalt oder spröde, sie kam den Aeußerungen der Zärtlichkeit ihres Freundes mit einer deutlichen Wärme entgegen, quälte den Verliebten niemals durch zurückweisende Launen, in ihren Augen, auf ihren Lippen schwebte ein Ausdruck der Zufriedenheit, der sich bis zur Freude steigerte; aber niemals hörte Held das Wort Liebe aus ihrem Munde, niemals klang der anmuthige Ton eines zärtlichen Namens an sein Ohr, viel weniger daß sie ihm eine Zärtlichkeit aus eigenem Antriebe geboten hätte. Niemals verließ sie den Standpunct rein positiver Gewährung. Doch fühlte sich Held

Digitized by Google

unendlich glücklich. Sein eigenes Naturell war lebhaft ohne jemals leidenschaftlich zu werden, fein empfindend ohne Sentimentalität, in ihm selbst lag ein glückliches Maß der Seelenruhe, der inneren Beschränkung, wodurch sein Gemüth stets wohlthätig zurückgehalten wurde von den sich überstürzenden Wallungen des Blutes und deren excentrischen Aeußerungen, die allzu feurigen Naturen eigen sind.

Während jedoch Held mit freudigem Gefühle wahrnahm, welch' wohlthätigen Einfluß er auf die Geistesrichtung der Geliebten gewonnen hatte, gab diese allerdings nicht die harmonische Ruhe in ihrem Verhältniß zu ihm auf, allein sie vermochte sich bald des Gefühles einer wirklichen, das Maß der Freundschaft übersteigenden Neigung zu ihm nur mehr mit Scheingründen, die sie sich selbst vortäuschte, zu erwehren. Aus der ihre Gunst gnädig gewährenden Göttin wurde das hingebende Weib, das nicht blos Zärtlichkeiten duldete, sondern selbst zärtlich empfand. Entscheidend kam diese naturgemäße Wendung zum Durchbruch während der Theaterferien. Held hatte es möglich gemacht, sich um diese Zeit in seinen Geschäften von einem vertrauenswerthen, jungen Juristen vertreten zu lassen und lebte mit Frau Berg in idyllischer Zurückgezogenheit auf einem von dem Strome der Sommerfrische seltener berührten Gebirgsdörfchen. Marie begleitete das Paar als eine auch Doctor Held lieb gewordene Kameradin, welche das trauliche Beisammensein nicht nur nicht störte, sondern durch ihre muntere Laune, ihre harmlosen Scherze die Unterhaltung würzte. Mit richtigem weiblichen Instinct verstand sie es, dem hier in der erfrischenden Umgebung einer herrlichen Landschaft neu auflebenden Paar, der Gebieterin stets Held's zärtliche Liebe in den lebhaftesten Farben darstellend, den Doctor durch Neckereien aufstachelnd, zuweilen auch durch ein tactvolles, geräuschloses Betreten eines Seitenweges oder durch die Entdeckung einer üppigen Erdbeerstaude und ähnliche geschickte Manöver rechtzeitig blind oder taub zu sein, gewissermaßen als die Flamme schürende Amorette zu dienen. Nur ungern verließ man nach sechs Wochen die Stätte ungestört glücklichen Beisammenseins und als man wieder einige Zeit in der Hauptstadt war, beklagte man, was man verloren hatte und empfand man, was man sich geworden war. Frau Berg versuchte nicht mehr, sich selbst zu täuschen. Sie liebte Held mit der ganzen Seele, mit vollster Gluth.

Eines Tages im Spätherbste erschien ein unerwarteter Gast.

Frau Berg saß allein in ihrem Boudoir, als Marie purpurroth im Gesicht und seelenvergnügt lachend eintrat mit den Worten:

„Denken Sie sich nur! Herr Müller ist da und will mich heirathen!"

„Was für ein Herr Müller?" frug Frau Berg.

„Nun! Der Verwalter von Ostdorf! Er kommt als Buchhalter auf das Staatsgut in Wörth und will mich zur Buchhalterin haben! — Darf ich ihn hereinbringen!"

„Ja, aber Kind . . ."

Marie war schon davon und alsbald erschien sie mit Müller, einem noch sehr jungen, wohlgewachsenen Manne von intelligentem Aeußeren.

Etwas verlegen verbeugte er sich vor der Künstlerin, die ihm die Hand reichte mit den Worten:

„Willkommen Herr Müller! Welche Ueberraschung bereiten Sie uns!"

„Ich habe die Stelle als Buchhalter in Wörth bekommen und bin in

Digitized by

der Lage eine Frau zu ernähren. Fräulein Marie glaubte ich, sei mir nicht ganz abgeneigt. . ."

„Und davon sagtest Du mir gar nichts, Marie?"

„Ja, ich habe ihn schon gerne gesehen. Aber er hat nie etwas gesagt und da konnte ich nicht wissen, daß es ihm gerade so geht."

„Und jetzt?"

„Jetzt hat er gesagt, daß er mich heirathen will. Wenn er mich nimmt, wie ich gehe und stehe, ich hätte ihn schon voriges Jahr geheirathet, wenn er es gewollt hätte."

„Nun, Herr Müller, so ganz wie sie steht, sollen Sie sie nicht bekommen. Ein bischen Aussteuer wollen wir schon besorgen. Sie bekommen eine brave Frau und ich verliere eine liebe Gefährtin. Aber wie habt Ihr das so schnell abgemacht?"

„Müller ist ja schon seit einer Stunde in meinem Zimmer! Ich habe ihm zufällig selbst geöffnet und da hat er gleich verlangt, erst mit mir allein zu sprechen, und eigentlich waren wir sehr schnell fertig mit dem, was wir uns zu sagen hatten."

„Ich gratulire Euch von Herzen! Herr Müller, ich kenne Sie als braven Mann, Sie werden den kleinen Schatz, den Sie mir rauben, nach Gebühr zu schätzen wissen. Wenn soll denn schon geheirathet werden?"

„Zu Frühjahr hoffe ich meine Frau in ein geordnetes Hauswesen zu bringen!"

„Nun, bis dahin ist die Aussteuer längst fertig! Gehe jetzt, Marie, und sorge, daß Dein Bräutigam mit uns eine Tasse Kaffee bekommt!"

Das junge Brautpaar drückte in herzlichen Worten seinen Dank für Frau Berg's generose Bereitwilligkeit aus. Diese erwiederte:

„Ich habe einmal eine gewisse Summe für einen nicht eben liebevollen Zweck verwendet, die mir später zurückerstattet wurde. Noch liegt sie unberührt in meinem Schreibtisch. Sie soll jetzt einem Werke der Liebe gelten!"

Marie küßte Frau Berg die Hand. Diese drückte ihr einen warmen Kuß auf die Stirn.

Bald stand der Kaffee auf dem Tische. Müller rauchte eine gediegene Cigarre, welche ihm Frau Berg von dem Vorrathe angeboten hatte, welcher immer bereit stand, da sie gewohnt war, bei den weniger besuchten Nachmittagscirceln den Herren Cigarren zu offeriren. Nach einer langen Unterhaltung über die Heirathsangelegenheit frug sie endlich:

„Wie steht es denn in Ostdorf?"

Müller war erstaunt über die Ruhe, mit welcher sie diese Frage stellte. Er zuckte die Achseln:

„Schlimm, sehr schlimm, gnädigste Gräfin!" erwiederte er.

„Nennen Sie mich nicht so, lieber Müller! Ich bin die Hofschauspielerin Frau Berg. Doch erzählen Sie, erzählen Sie! Ich habe ein größeres Interesse daran, als Sie vielleicht glauben."

„Es ist eine sehr traurige Geschichte, gnädige Frau! Baron Wendingen starb bald nach der Hochzeit am Schlagfluß. Nach seinem Tod zeigten sich die Verhältnisse in Wendingen in einer ganz unbegreiflichen Weise zerrüttet, so zerrüttet, daß Jedermann es unbegreiflich fand, wovon die Herrschaften bisher gelebt hatten. Die Gläubiger, darunter eine große Anzahl der gemeinsten Wucherer, erschienen wenige Tage nach dem Tode des Baron's. Die Baronin scheint ihnen tapfer Stand gehalten zu haben. Als sie sich wieder

Digitized by Google

entfernt hatten, blieb der Herr Graf eine volle Woche unausgesetzt in Wendingen und Ende der Woche war das herabgekommene, ausgesaugte Gut in seinem Besitze. Die Gläubiger wurden mit Ausnahme der k. Bank, welche die erste Hypothek hatte und diese auf den Grafen umschreiben ließ, sämmtlich befriedigt. Nach kurzer Zeit machte ich die Wahrnehmung, daß der Graf in einer ziemlich gedrückten Stimmung sich befand, auch Baronesse Irene, die jetzt oft mit ihrer Mutter nach Ostdorf kam, erschien sehr melancholisch. Um so höher aber trug die Baronin den Kopf, die damals schon Wendingen und Ostdorf zu befehlen begann. Nach der Vermälung erst, die sehr im Stillen vor sich ging, schaltete und waltete sie auf beiden Gütern mit einer den Bediensteten sehr empfindlichen Herrschsucht. Es kamen öfter Klagen dem Herrn Grafen zu Ohren, die dieser aber mürrisch und ärgerlich zurückwies. Gegen seine junge Frau, von welcher ein Zug der Trauer nicht weichen wollte, war er von der größten Aufmerksamkeit. Die sanfte, stille Dame mit ihrer schwermüthigen Miene war bei den Leuten, denen sie mit beinahe schüchterner Milde begegnete, sehr beliebt im Gegensatze zu der herrischen, immerfort commandirenden und zankenden Mutter. Niemandem konnte die schwüle Luft unbemerkt bleiben, welche jetzt in Ostdorf ständig wehte. Sie nahm bedeutend zu, als die Herrschaften in bitterster Weise belehrt wurden, daß die benachbarte Gesellschaft die eigenthümliche Geschichte der Scheidung und Wiederverheirathung des Grafen mit verschiedenem Mißfallen beurtheilte. Man sagte sich ostensibel von den Herrschaften von Ostdorf los, die nach kurzer Zeit vollkommen vereinsamt waren. Dem Grafen ging dies sehr zu Herzen. Er wurde von Tag zu Tag finsterer. Die Gräfin konnte man oft mit rothgeweinten Augen sehen, dabei schwand ihr jugendliches Aussehen in raschester Weise. Der Graf ging jetzt häufiger als sonst nach der Residenz."

„Hierher? Daß ich ihm nie begegnet bin!" unterbrach Frau Berg den Erzähler.

„In der allerletzten Zeit war er sogar fast ständig hier und dies war etwa das Bedauernswertheste. Er hatte zuweilen Officiere und Cavaliere aus der Stadt mitgebracht, welche mehrere Tage in Ostdorf wohnten. Es wurde glänzend dinirt, bis zum Morgen Champagner getrunken. Die Baronin schien darüber sehr erfreut und that das Möglichste, daß die Herren häufige Gäste wurden. Warum der Graf von jetzt an so oft auf mehrere Tage in die Residenz ging, weiß ich nicht. Die Herren aber ließen sich dadurch nicht stören, sondern kamen auch in seiner Abwesenheit. Besonders ein gewisser Graf Königsstedt schien mit Vorliebe sich gerade diese Tage auszusuchen."

„Königsstedt sagen Sie?" unterbrach Frau Berg den Verwalter neuerdings.

„Ja, Königsstedt heißt er, er ist Premierlieutenant außer Dienst von dem Gardereiterregiment."

„Ganz richtig! Erzählen Sie weiter!"

„Die Baronin war gegen ihn von einer auffallenden Aufmerksamkeit, weniger die junge Frau Gräfin, welcher er entschieden den Hof machte. Es muß nun hier etwas Absonderliches, ein düsteres Geheimniß obwalten. Es mag vor vierzehn Tagen gewesen sein, als ich die Gräfin in einer bei ihrem sonst stillen und sanften Benehmen mir wunderlich erscheinenden Aufregung wie eine Verzweifelte durch den Park eilen sah. Etwa fünf Minuten darauf — ich stand noch an derselben Stelle — kam athemlos der Jude Leopold auf mich vom Parke her zugerannt und schrie mit heiserer Stimme: „Die junge Frau ist in den Teich gesprungen!" Ich fühlte, daß ich erblaßte. Was

Digitized by

meine Füße vermochten lief ich nach der Stelle. Als ich hinkam tauchte der Kopf der Gräfin noch einmal bis an die Augen in die Höhe. Ich warf den Rock ab und sprang hinein. Es war dort bei dem Dickicht amerikanischer Weiden, gerade an der tiefsten Stelle. Die Gräfin mußte sich durch das Dickicht gedrängt und an den Weiden, die vielfach geknickt waren, sich in's Wasser hinabgelassen haben. Ich brachte sie ohnmächtig in's Schloß. Die Baronin sagte sofort zu mir:

„Wie können Sie „gesprungen" sagen? Sie wird aus Versehen „gefallen" sein."

Der Graf kam Abends nach Hause. Noch auf der Stelle mußte ein reitender Bote den Juden suchen. Dieser war noch in der Nachbarschaft und kam alsbald in's Schloß.

Des anderen Morgen's trat der Graf ungewöhnlich bleich in mein Zimmer und sagte tonlos mir die Hand reichend:

„Ich danke Ihnen, Müller! Ich werde Sie belohnen nach Verdienst! Uebrigens meine Frau ist, wie Leopold sah, in den Teich gefallen, nicht gesprungen! Sie werden, wenn Sie anders hören, dies berichtigen."

Dann ging er. Desselben Tages noch sprach ich den Juden. Auf meine Frage erwiederte er:

„Ja, ja, sie ist gefallen! Hab' mich im Schrecken nur ungeschickt ausgedrückt. Was wird eine so junge, reiche Frau von selbst ins Wasser springen? Sie ist gefallen, Herr Verwalter, über die Weiden hinüber ist sie hineingefallen!" Dabei sah er mich mit den Augen zwinkernd von der Seite an und grüßend ging er weiter."

„Entsetzlich!" rief Frau Berg. „Aber weiß man denn gar kein Motiv dieses Selbstmordversuches? Ist der Graf Sillern oder — Graf Königsstedt die indirecte Ursache?"

„Davon ist zu uns Bediensteten kein Wort gedrungen. Wir können nur muthmaßen. Daß Graf Sillern seine Frau nicht liebt, ist sicher. Was es mit den häufigen Besuchen des Grafen Königsstedt und der Baronin auffallende Aufmerksamkeit für ein Bewandtniß hat, darüber wurde viel vom Gesinde gesprochen. Die Baronin ist in meinen Augen ein Weib, um Alles zu thun. Was sie hier wollte, ob sie mit Königsstedt und ihrer unglücklichen Tochter geheime Pläne hatte, ist schwer zu behaupten, aber nicht unwahrscheinlich."

„Was aber sollte sie von einer solchen Intrigue gewinnen? Die pecuniären Vortheile, um die es sich handelte, hat sie durch die Heirath mit Sillern. Was also konnte sie hier wollen, wenn man nicht etwa an ein bloßes Wohlgefallen an der Schlechtigkeit denkt?"

Müller zuckte die Achseln.

„Daß bei der verzweifelten Handlung der armen Gräfin etwas Aehnliches im Spiele sein mußte, geht aus dem weiteren Verlaufe der Sache hervor. Graf Königsstedt hatte sich während der Zeit, da die erschütterten Nerven der Gräfin sich langsam erholten, nicht sehen lassen. Erst vor drei Tagen kam er wieder, am ersten Tage, an welchem Graf Sillern seit dem Ereignisse Ostdorf verlassen hatte. Er kam gegen Mittag. Die Gräfin ließ sich trotz allen Suchen's im Hause und im Parke nicht finden. Eine Stunde vor seiner Ankunft hatte sie noch in ihrem Boudoir gesessen. Man wartete und wartete, sie kam nicht. Endlich begann man sich lebhaft zu beängstigen. Sie hatte sich so weit erholt, daß in den letzten Tagen nicht mehr ein so wachsames Auge auf ihr Thun und Treiben gelegt worden war, als bisher,

Digitized by Google

Digitized by Google

Vor dem Sittenrichter.

Digitized by Google

Digitized by Google

wo sie von allen Leuten im Hause ängstlich gehütet zu werden pflegte. Jedermann dachte jetzt erschreckt daran, sie könnte neuerdings und diesmal zwar mit gräßlichem Erfolge ein Attentat auf ihr Leben unternommen haben. Eine unbeschreibliche Aufregung herrschte im Hause. Die Baronin stand stumm da mitten in dem Gewirre der hin- und herlaufenden, fragenden, rathschlagenden Leute und sah Jeden mit starren Augen an. Sie schien gelähmt vor Entsetzen. Ich versammelte das kopflos hin und her laufende Gesinde, um es nach verschiedenen Richtungen aussendend Spuren der Vermißten zu finden. Da trat Graf Königsstedt dazwischen, stürzte meine Anordnungen um, befahl das ungereimteste, planloseste Zeug in einer barschen Weise, schalt die Leute, welche ihm zu gehorchen zögerten, mit den ärgesten Schimpfworten und geberdete sich wie ein Toller. Man begann zu murren, es fielen Andeutungen, erhitzte Worte, endlich schrieen einige Stimmen:

„Was hat der Schuft zu befehlen! Er hat die Gräfin so weit gebracht! Er ist schuld, wenn sie sich ein Leid angethan hat."

Als der unsinnige, junge Mann jetzt bleich vor Wuth entgegen schrie:

„Canaille! Wollt Ihr Eure Mäuler halten und gehorchen!" faßten ihn zwei kräftige Burschen und ihn derb schüttelnd knirschten sie zwischen den Zähnen:

„Wenn Sie, Herr Graf, nicht auf der Stelle machen, daß Sie fortkommen, dann können Sie sehen, wie wir mit solchen Spitzbuben umgehen." Die Haltung der Leute war derart, daß für den Grafen eine Lynchjustiz zu befürchten war.

Die Baronin war jetzt plötzlich auch aus ihrer Lethargie erwacht und ihre gellende Stimme übertönte den Tumult:

„Wollt Ihr ins Zuchthaus, Wahnsinnige! Laßt den Grafen los, er handelt im Namen Eures abwesenden Herrn!"

„Dafür ist Herr Müller da!" schrie der Haufe. „Schlagt ihn nieder, den Buben!"

„Die alte Hexe dazu!" tönte es aus einer Kehle.

„Die Kupplerin! schrieen einige Tagelöhnerinnen.

Als die Baronin dies hörte, stürzte sie mit einem Schrei auf die Weiber. Noch kam ich rechtzeitig sie aufzufangen und zurückzuziehen.

„Um's Himmelswillen, Frau Baronin", sagte ich, „bleiben Sie ruhig. Wenn Sie Schlimmes verhüten wollen, gehen Sie in's Schloß zurück. Die Leute sind rasend und wissen nicht, was sie reden!"

Halb widerwillig mußte ich sie bis an das Thor zerren. Hinter uns hörten wir den Grafen Königsstedt jämmerlich um Hülfe schreien. Dieser Hülferuf gab der Baronin die Besinnung wieder.

„Helfen Sie dem Grafen! Sie bringen ihn um!" sagte sie und eilte in's Schloß.

Es war in der That Zeit, daß ich einschritt. Der Graf, der die Leute noch immer durch die Ausbrüche einer ohnmächtigen Wuth gereizt hatte, war von einem Menschenknäuel umzingelt, der blindlings auf ihn einzuschlagen begann. Ich brachte ihn noch, ehe er ernstlichen Schaden genommen hatte, aus dem Kreise und ersuchte ihn dann mit sehr entschiedenen Worten sich in's Schloß zu begeben und dann, wenn ich die Leute fortgeschickt, schleunigst nach der Residenz zurückkehren zu wollen. Er wagte keine Widerrede, sondern gehorchte stumm. Mir gelang es bald, Ordnung zu schaffen und von mir ließen sich die Leute willig nach allen Richtungen schicken. Außerdem aber sandte ich noch einen Boten in die Residenz an Graf Sillern. Die ausge-

Digitized by Google

schickten Späher hatten bis in die finstere Nacht vergebens gesucht. Niemand schlief in dieser Nacht. Die Baronin hatte sich in ihrem Zimmer eingeschlossen. Das Gesinde saß in der Küche beisammen. Ich ging aufgeregt in meinem Zimmer auf und nieder. Graf Sillern kam am andern Morgen an. Er war tief erschüttert. Ohne ein Wort zu sprechen winkte er mir, als er aus dem Wagen stieg, ihm zu folgen. Er ließ sich von mir den ganzen Hergang erzählen, die Tumultscene verschwieg ich ihm jedoch. Ich hatte kaum meinen kurzen Bericht beendet, als der Bediente mit der Meldung kam, es sei eine Knabe da mit einem Brief an den Grafen. Es war ein Bauernjunge aus einem drei Stunden von uns entfernten Dorfe. Er erzählte, eine fremde Dame sei im Wirthshause gewesen und habe ihm den Brief mit dem Auftrage gegeben, ihn erst am folgenden Morgen nach Ostdorf zu tragen. Hastig öffnete der Graf den Brief. Er muß sehr kurz gewesen sein, denn bald legte er ihn weg, fuhr mit der Hand über die Stirn und sagte zu mir:

„Wir können beruhigt sein, Müller! Es ist kein Unglück geschehen. Ich weiß, wo meine Frau ist!"

„Gott sei Dank!" rief ich unwillkürlich.

„Sagen Sie, man möge meine Schwiegermutter zu mir bitten!" sagte der Graf.

Er soll wie ich hörte, über eine Stunde mit der Baronin gesprochen haben. Dann blieb er auf seinem Zimmer, wohin man auch die Speisen bringen mußte, die er aber kaum berührte. Für Jedermann, außer für den Kammerdiener, mit dem er kein Wort sprach, unsichtbar, lebte er so, auch noch gestern. Am Abend verabschiedete ich mich, er drückte mir die Hand und sagte:

„Ich wünsche Ihnen Glück, Müller! In Ostdorf ist es nicht mehr schön. Sie haben Recht, daß Sie gehen."

Ich wußte nichts darauf zu erwiedern. Er sah furchtbar traurig aus, der Herr Graf. Die Baronin ließ, als ich mich verabschieden wollte, sagen, sie sei unwohl.

Der Erzähler schwieg.

„Ein düsterer Roman, dessen Hauptstücke wir nicht einmal kennen!" sagte Frau Berg nach einer Pause. „Sie ist also entflohen?"

„Augenscheinlich!" erwiederte Müller.

„Aber wohin kann sie sich gewendet haben? Der Graf hat keine Schritte mehr nach diesem Briefe gethan?"

„Nein!"

„Sie wird zu mir kommen!"

„Zu Ihnen?" riefen Müller und seine Braut erstaunt.

„Ich zweifle nicht daran!"

„Das ist doch nicht . . .", meinte Müller.

„Nicht möglich, glauben Sie? Es würde mir leid thun, wenn die Gräfin so denken würde."

Man hörte die Hausklingel.

„Eine Dame wünscht die gnädige Frau zu sprechen!" meldete die Magd.

Frau Berg fuhr erregt von ihrem Sitze auf.

„Sie ist's!" sagte sie. „Bleiben Sie hier, Müller!"

Dann ging sie in den Salon.

Eine verschleierte Dame trat ein.

„Gräfin!" rief Frau Berg ihr entgegenstürzend. Schluchzend lag Gräfin Irene von Sillern an ihrem Busen. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Luftscheu, Erkältungsfurcht, Husten, Lungenschwindsucht.

Von **Dr. Paul Niemeyer.**

Wenn es gilt, im „Salon" das Wort zu ergreifen, ohne daß man Besseres als Fachwissenschaft vorzutragen weiß, so sei Anschmiegung an die moderne Form der Mittheilung wenigstens in der Art versucht, daß der Leser sogleich „mitten in das Ereigniß" eingeführt wird.

Der Ort der Handlung ist also das Innere eines Eisenbahncoupés, mit Fahrgästen so vollgepfropft, wie's zur Zeit der Leipziger Messe zwischen „Klein-Paris" und Magdeburg Regel; Zeit der Handlung: Der Augenblick des zweiten Glockensignales, welches noch in letzter Minute einen Nachzügler vom Büffet in den Zug fliegen und beinahe mit dem Rockschooße zwischen den vom Schaffner mit bekannter Heftigkeit geschlossenen Thürangeln hängen bleiben ließ. Schon wollte dieser sich geflügelten Schrittes seinem eigenen Platze zuwenden, als er sich durch Anrufung aus dem Innern veranlaßt sah, nochmals Halt zu machen und ein Gleiches dem das Pfeifchen zum Abfahrtssignal an die Lippen setzenden Zugführer zuzuwinken. Drinnen nämlich galt es, einen unter den Fahrgästen darüber ausgebrochenen Streit zu schlichten, ob das eine Fenster geschlossen oder offen zu halten sei, und an der Spitze der streitenden Parteien standen zwei an diesem Fenster einander gegenüber sitzende Damen: die eine eine corpulente, den auf nur ein Billet lautenden Platz recht ergiebig ausnützende Persönlichkeit mit kurzem Hals, vollwangigem Antlitze, gellender Stimme, aber unsicherem Athem und „echauffirtem" Benehmen, die andere eine schlanke, magere, trockene Gestalt, hatte schon beim Einsteigen gehüstelt und nachdem sie Platz genommen, das Fenster heraufgezogen, weil es, wie sie zur Nachbarschaft in belehrendem Tone äußerte, sonst „ziehe." Wer beschreibt nun ihren Schreck, als jene erste, aber später hinzugekommene Dame, nachdem sie keuchend Platz genommen, unter dem halblauten Rufe: „Luft, Luft" das Fenster wieder zu öffnen sich anschickte und dem dies wehren wollenden Gegenüber in gereiztem Tone erwiederte: sie würde unfehlbar vom Schlage getroffen werden, wenn das Fenster geschlossen bliebe. „Ich aber", warf diese ein, „würde den Tod haben, wenn es geöffnet würde." Den durch die Eiligkeit seiner Lage gedrängten Schaffner mußte wie aus heiterem Himmel die schiedsrichterliche Weisheit eines Salomon angeflogen sein, denn schon von hinnen sich wendend, rief er nur noch die Worte hinein: „Machen die Herrschaften nur immer das Fenster auf, bis die eine Dame, nachher machen Sie's zu, bis die andere gestorben ist; dann haben Sie vor Beiden Ruhe!"

Nur der Vollständigkeit halber habe ich auch den Schluß des Ereignisses mitgetheilt. Im Uebrigen ist's in diesem Aufsatze auf nichts weniger als auf die Nutzanwendung eines Todesurtheiles, vielmehr auf Ertheilung von Rath zur Erhaltung der Gesundheit abgesehen und hierzu baut mir das Gespräch eine Brücke, das ich aus Anlaß der gemeinsamen Zeugenschaft bei diesem Fensterstreite mit einem mitfahrenden Landwirthe anknüpfte. Nur von Wei-

Digitized by Google

tem hatten wir zugehört, während wir selbst einander gegenübersitzend durch das ganz herunter gelassene Fenster den Zufluß der vom Morgenthau köstlich angefrischten Septemberluft in vollen Zügen genossen und dafür die manchmal vielleicht unwirsche Anfächelung unseres Antlitzes gern in den Kauf nahmen. Als ich meinem Gefährten, der mich schon dadurch ansprach, daß er, gleich mir, mit offenem Halse und zurückgeschlagenem Rockkragen dasaß, die Klage vortrug, daß in unserem, sich so gern das intelligent nennende Zeitalter gedankenlose Erkältungsfurcht und grundsätzliche Luftscheu immer mehr überhand nehmen und gerade das, was sie verhüten wollen, nämlich Hustenkrankheit, recht eigentlich erzeugen, stimmte er mir ganz bei, rühmte sich aber von seinem Standpuncte schon einer besseren Erkenntniß. „Wir Landleute", sagte er, „glauben nicht mehr, daß der sogenannte Getreiderost von Erkältung kommt, sondern wissen, daß er durch Anfliegen von schädlichen Keimen entsteht, welche, von Berberizensträuchern und anderen befallenen Halmen ausgestreut, durch die Luft weiter getragen werden."

Diese Berichtigung einer landwirthschaftlichen Ueberlieferung greift ärztliche Belehrung um so begieriger auf, als auch sie für eine Reihe von Krankheiten, besonders Brustkrankheiten, eine ähnliche Entstehungsursache an Stelle der landläufigen „Erkältung" geltend zu machen sucht. Ganz besonders gilt dies von dem sich aus unmerklichen Anfängen „unschuldigen Hüstelns" entwickelnden, später Lungen- oder Kehlkopfschwindsucht genannten Leiden, das mit jener Pflanzenkrankheit um so größere Aehnlichkeit zeigt, als es in der That vornehmlich durch mechanisches Eindringen einer äußeren Schädlichkeit, eines sogenannten fremden Körpers, des Staubes, erzeugt wird und daher richtiger Staubhusten heißt. Für Leute, welche wie Steinhauer, Porcellandreher, Tabaksarbeiter berufsmäßig und in auffallendem Maße mit dieser Schädlichkeit in Berührung stehen, ist dieser Umstand bereits so weit in Rechnung gebracht, daß die Lebensversicherung solche Berufsarten gar nicht mehr annimmt, weil sie weiß, daß der beständig eingeathmete Staub sich in den Lungen festsetzt, sie unterwühlt, geschwürig und sehr rasch schwindsüchtig macht. Von dem großen Denker, dessen 200 jährigen Todestag wir neulich feierten, von Spinoza heißt's gewöhnlich, er habe sich durch übermäßiges Studiren sein tödtliches Brustleiden zugezogen, eine Behauptung, die ich bestreiten muß, wenn ich lese, daß dieser Mann, weil ihm seine Feder nur Ruhm, aber kein Brod eintrug, sich behufs Erwerbes des Letzteren darauf angewiesen sah, optische Gläser zu schleifen: offenbar ist er also nicht an einer Gelehrten-, sondern an einer Handwerkerkrankheit, der Glasschleiferlungensucht zu Grunde gegangen! — In der Fachmedicin sind wir denn auch heute schon so weit, daß wir die Diagnose „Staublunge" an Stelle der unsichern „schwindsüchtigen" oder „tuberculösen" Lunge in Anwendung bringen. Für die gewöhnliche Praxis aber gilt es noch, diese Entstehungsursache auch unter Verhältnissen geltend zu machen, wo die Quelle des Uebels mehr im Verborgenen sprudelt, oder auch so offenkundig, daß man, gewöhnt wie man ist, an ihr nichts Arges zu haben, in der That „den Wald vor Bäumen nicht sieht." Eine ältliche Dame aus dem besseren Bürgerstande, mehr aus Gewohnheit als Nothwendigkeit in ihr „Museum gebannt" bleibend, bekam mitten im Sommer einen sogenannten trockenen Katarrh, den der Hausarzt so ernst nahm, daß er ihr einen Curaufenthalt in der südlichen Schweiz verordnete. Kaum acht Tage dort weilend, fand Patientin den Husten wie weggeblasen und frohen Muthes kehrte sie an den häuslichen Herd zurück, und zwar in noch schönster,

Digitized by Google

warmer Jahreszeit. Kaum aber hatte sie hier acht Tage geweilt, so stellte sich das alte Uebel wieder ein und man sprach abermals von der Nothwendigkeit eines Luftwechsels. Ohne diese Geschichte weiter auszuspinnen, bemerke ich nur, daß die abermalige Reise durch Dazwischenkunft eines „einfältigen Gemüthes", welches „übte, was kein Verstand der Verständigen sah", unnöthig wurde: der wollene, die ganze Wohnung bedeckende, alle Wochen in dieser selbst ausgeklopfte Fußteppich wurde entfernt und mit ihm die Quelle des — Staubhustens! — Sicherlich fehlt es im Leserkreise dieser Blätter nicht an Beispielen von „räthselhaftem" Husten, dessen Räthsel sich aber nun durch einen Schlag auf die „schwellenden" Polster ringsum in eine gehörige — Staubwolke auflösen wird.

Daß der Stickhusten der Kinder wesentlich mit Verwundung der Kehle durch eingeathmete Staub-, Rauch- und Aschesplitter zusammenhängt, wird vorurtheilsvollem Sinne nicht sogleich eingehen wollen. Und auch wenn man ihm die Staubmassen aus Gardinen, Bettwäsche, Kleidungsstücken vor Augen hielte, so würde es, um völligen Glauben zu finden, erst auf Beseitigung eines anderen Vorurtheils ankommen, das ich in Kürze die Luftscheu nenne.

Die Praxis dieser Luftscheu bekundet sich einerseits in dem landläufigen Abschlusse der Kinder von der freien, frischen Außenluft, welche als eine Schädlichkeit ersten Ranges gefürchtet wird, andererseits in der Absperrung in warmer, verdorbener Binnenluft, Einhüllung des Körpers in übermäßig warme Kleidung, überhaupt in dem unheilvollen „Inachtnehmen", mit dessen Bekämpfung man freilich Gefahr läuft, als wunderlicher Heiliger verschrieen zu werden. Wie wenig jedoch damit eine Neuerung begangen wird, beweise ich aus Aeußerungen von Schriftstellern, welche schon vor hundert Jahren dagegen eiferten. Selbst der Ausdruck „Luftscheu" ist so alt, daß er sich schon bei Jean Paul findet, welcher in seinem Erziehungswerke Lewana diesem Puncte eine mehrseitige Betrachtung widmet, aus der folgende Sätze mitgetheilt sein: „Warum sprechen die Mütter hundert Mal von Erkältung und kaum einmal von Erhitzung, welche, zumal im Winter, so leicht in Todeskälte ausgeht!" und „Könnte denn kein Scheidekünstler den Müttern einer Stadt durch sichtbare Darstellung der giftigen Stubenluft Sinn für die frische Außenluft (an anderer Stelle nennt er sie „Himmelsluft") beibringen und sie dadurch von der Sorglosigkeit über das einzige unsichtbare und immerwirkende Element zu entwöhnen?" — Diesem Vorschlage Jean Paul's ist, wenigstens in Form der Parabel, der ihm, wie es scheint, unbekannt gebliebene, als populärer Arztschriftsteller seiner Zeit weit bekannte Dr. Unzer in seiner Zeitschrift „der Arzt" schon im Jahre 1778 zuvorgekommen, und wenn nach A. v. Humboldt ein volles Jahrhundert erforderlich ist, um eine Wahrheit zum Durchbruch zu bringen, so scheint gerade jetzt der Zeitpunct günstig, um folgende Traumgeschichte aus Unzer's Blatt zu wiederholen:

„Die Karpfen hielten einen medicinischen Rath über das Wasser ihres Teiches, mit dem keiner von ihnen zufrieden war. Es ist nicht gut, sagten sie, daß wir unsere Brut so früh in's Wasser lassen, denn die natürliche Kälte dieses Elementes macht ihnen die Fäserchen steif und schadet dem Wachsthum und ihrer Gesundheit. Jawohl, versetzte ein anderer, es ist besser, daß wir sie eine Zeitlang unten im Schlamm des Teiches erziehen, denn er schützt sie nicht allein vor Kälte, sondern sie sind auch dem Strome des ab- und zufließenden Wassers nicht ausgesetzt, der uns Allen höchst schädlich ist, weil das stets neu zuströmende Wasser den Teich immer wieder erkältet, die Sonne

Digitized by Google

mag ihn noch so gut erwärmt haben. Wie fangen wir es aber mit unseren Kranken an? fragte ein anderer. Wie sollen wir diese vor den bösen Einflüssen des Wassers schützen, das unsere gesunden Körper mit solcher Tücke angreift? Endlich wurde in diesem Fischrathe dreierlei beschlossen: erstlich, daß die jungen Karpfen unten in den Schlammlöchern des Teiches erzogen, zum anderen, daß die Ab- und Zuflüsse des Teiches verschlossen, drittens, daß die kranken Karpfen aus dem Teiche heraus in das frische Gras geschafft werden sollten, wo man sie unter Schlamm verborgen und bis zu ihrer Genesung im Trockenen pflegen wollte. Sogleich ging man daran und verstopfte die Oeffnungen, von denen der Teich seinen Ab- und Zufluß hatte; hierauf stießen zwei große Karpfen mit ihren breiten Schnauzen einen anderen kranken vor sich her aus dem Teiche ins Gras, wo er nach einigen Sprüngen bald abstand. Ich ereiferte mich im Traum so sehr über diese Einfalt der Karpfen, daß ich mit der Hand auf das Wasser schlug, um der dummen Versammlung einen Schreck einzujagen, sobald ich aber erwacht war, legte sich meine Verwunderung und ich begriff leicht, daß die Karpfen wenigstens ebenso klug gewesen waren, als die Menschen!"

Nicht unzart wird es gescholten werden, wenn ich an diese Parabel folgende wahre Geschichte eines kranken Menschen als offenbar völlig gleichartig anreihe: Vor Jahresfrist hatte ich ihn als jungen Ehegatten begrüßt und den trockenen Husten des schwächlichen Mannes als heilbar bezeichnet, wenn er nur immer fleißig an die Luft ginge, sich gegen Erkältung abhärtete, dunstige, raucherfüllte Kneiplocale meide, im Wohn- und Arbeitszimmer auf gute, nicht zu warme Luft halte und Nachts in gelüfteter, staubfreier Stube schlafe. Dieser Rath aber, das merkte ich wohl, wollte dem jungen Ehepaare, besonders der ängstlichen, auf falsches „Inachtnehmen" erpichten Gattin nicht einleuchten. So trugen sie denn kein Bedenken, eine ganz frische Wohnung in einem neugebauten Hause zu beziehen, dessen feuchte Beschaffenheit durch tüchtiges Einheizen in einem eisernen Ofen bekämpft wurde. Die Fenster hielt man fest verschlossen, weil das Haus an einer „zugigen" Ecke lag und der Gemal immer empfindlicher gegen Kälte wurde. Darum ging er auch wenig mehr in's Freie, legte sich sogar bald ganz in's Bett und — stand nicht wieder auf.

Anders machte es ein junger Arzt, der sich durch anhaltendes Studiren eine Verschleimung und einen Anfall von Blutsturz zugezogen hatte. Durch meine Schriften eines Besseren, als in der Schule Lehrens ist, belehrt, begab er sich, der binnenländisch und pfahlbürgerisch Aufgewachsene, dem Einspruche seiner ob dieses Entschlusses entsetzten Eltern zum Trotz nach Hamburg, um als Arzt Dienste auf einem Dampfboote zu nehmen; hier schlief er, wenn's ging, in seiner Cabine bei offenem Fenster, wenn's des Sturmes wegen nicht ging, oben auf Deck in der Hängematte, badete und brauste sich täglich (die großen Dampfer besitzen prächtige Badeeinrichtungen für Meerwasser), trieb Leibesübungen u. s. w., welches Alles ihm so gut bekam, daß er sich jetzt — nach zwei Jahren — von dieser Stellung noch nicht trennen konnte, während seine gute Frau Mutter noch immer die Angst nicht losgeworden, daß sie eines Tages mit der Nachricht vom „sicher" erfolgten Tode ihres Sohnes erschreckt werden würde!

Vergleicht der Leser unbefangenen Sinnes diese beiden Geschichtchen, die ich bedeutend vervielfältigen könnte, im Lichte jenes Unzer'schen Gleichnisses, so wird er mit mir finden, daß in der ersten der Kranke der Mißhandlung mit schlechter Luft zum Opfer fiel, während dieser Schiffsarzt sich die Sache

Digitized by Google

etwa so zurecht legte: meiner angegriffenen Lunge muß ich vor Allem frische, reine Luft zuführen, welche ihr wie meinem Körper ebenso erste Lebensbedingung — „pabulum vitae“ nannte sie Hippocrates schon — ist, wie der Fischlunge und dem Fischleibe reines, kaltes Wasser — erkälten sich diese Thiere niemals, auch im Winter nicht, so kann's bei uns Menschen nur falsche Gewohnheit sein, wenn die Luft uns Schaden zu thun scheint. Crepiren doch die Goldfische im Aquarium sogleich, wenn wir ihnen einmal frisches Wasser vorenthalten und hielten wir's doch schon als Knaben für Thierquälerei, den Maikäfern keine Luftlöcher in den Schachteldeckel zu bohren! —

Das Bild mit dem Wasser trifft um so mehr zu, als die Fische ja aus ihm die Luft zum Athmen beziehen und trübe und warm gewordenes Wasser anzeigt, daß keine oder schlechte Luft mehr darin enthalten ist. Somit entspricht diese Veranschaulichung ganz jenem von Jean Paul ausgesprochenen Wunsche nach „sichtbarer Darstellung.“ Ferner trifft die Erinnerung an die Maikäferschachtel insofern zu, als in der That die Fenster unserer Wohnräume nur „Luftlöcher“ in größerem Maßstabe abgeben, als welche sie also auch behandelt sein wollen. Die gegen das bloße Manneswort vielleicht auffäßigen Leserinnen bitte ich das Wort einer Frau, der Miß Nightingale, dieses seltenen Beispieles eines denkenden Weibes, deren Buch ich soeben in deutscher Bearbeitung herausgebe, zu beherzigen: „Nur die Thüren sind dazu da, daß sie zugemacht — die Fenster dazu, daß sie aufgemacht werden! Sehr angenehm freilich ist's, uns in unseren vier Wänden gegen Wind und Wetter, Regen und Kälte geschützt zu wissen, seit wir aber Fensterglas (das ja seit kaum 150 Jahren erst in allgemeinem Gebrauch ist, während bis dahin die Fensteröffnungen nur mit Holzläden verschlossen wurden), eiserne Oefen und Kohlenheizung haben und die Wohnräume, besonders die Schlafstuben, immer kleiner werden, sind wir doppelt darauf angewiesen, auf gute „Luftlöcher“ oder, wie es ordentlich heißt, auf Ventilation zu halten, denn ohne 60 Cubikmeter frischer, reiner Luft für die Person und Stunde können wir nun einmal nicht leben, wenigstens nicht gesund bleiben. Wer's nur acht Tage lang probirt und bei offenem Fenster geschlafen hat, kann's gar nicht mehr lassen, und wenn's ihm zu Anfang schlecht zu bekommen scheint, so erinnere ich daran, daß wir dereinst von so Manchem, was wir uns der bloßen Mode zu liebe angewöhnten, z. B. dem Tabakrauchen, nicht abließen, trotzdem's uns zu Anfang herzlich schlecht bekam. Vielmehr bestanden wir darauf, es zu „lernen.“ Warum also lernen wir nicht auch das, was uns von Anfang an nur gut und immer besser bekommen muß: das Schlafen bei offenem Fenster?!“

Eine Dame freilich, der ich dieses vortrug, hielt mir die Geschichte vor, die im „Hildesheimer Tageblatt“ gestanden: Ein Leichtsinniger, der über Nacht das Fenster aufgelassen, sei völlig erblindet aufgewacht. Und schon früher hatte sie in der Tante Voß gelesen, daß sich Einer auf dieselbe Weise einen — Schlaganfall zugezogen habe.

Ohne diese Widersacherin durch grundsätzliche Fragen, wie die, ob sie auch die Wundererscheinungen zu Marpingen, die doch viele Leute gesehen, und die auch in den Zeitungen gestanden, glaube — ohne sie, sage ich, mit solcher Frage in Verlegenheit zu setzen, zog ich vor, sie womöglich durch unmittelbare Beweismittel zu bekehren.

Indem ich mich nämlich erinnerte, daß ihr Ehemann den französischen Feldzug mitgemacht und aus diesem in auffallend gesünderem Körperzustande

Digitized by Google

zurückgekehrt war, benutzte ich diese Thatsache zu einer Vorstellung über die leidige Erkältungsfurcht im Allgemeinen: „Ihr Gatte", so sprach ich ungefähr, „sah recht trocken aus, als er in den Krieg zog, und nur seine stärkere Vaterlandsliebe siegte über die Angst des schwachen Fleisches, daß ihm der Feldzug durch Wind und Wetter Schaden zufügen könne. Ein Glück auch war's für ihn zu nennen, daß er ein Mal gezwungen wurde,dem Dunste und Staube des Büreaus, dem Kneipleben, der sitzenden Lebensweise den Rücken zu kehren — trotz seines muthigen Vorgehens von feindlichen Kugeln verschont, hat er auf Commando eine Luft- und Bewegungscur durchgemacht, wie sie im Buche steht, ist mit vollen, rothen Wangen, überhaupt wie neugeboren zurückgekehrt. Und was die Erkältung betrifft, so hat er ohne Schaden unter freiem Himmel in den feuchten Trancheen vor Straßburg campirt, sich aber nicht die Spur erkältet, ja ist seinen Schleimhusten, der ihn sonst quälte, völlig losgeworden. Hat man überhaupt gehört, daß Einer der Tausende, die im Bivouac schlafen mußten, über Nacht „blind geworden" ist? Ich erinnere nur noch an Ihren Schwager, der bis Vesoul im Schnee mitwatete, an Ihren Vetter, der bei Le Mans die Freuden des Glatteiswetters genoß — Husten oder Rheumatismus kannten sie nur von Hörensagen!" —

Im Allgemeinen glaube ich feststellen zu dürfen, daß der heftigste Widerspruch gegen die von mir und anderen Gesinnungsgenossen mit Nachdruck wieder aufgenommene Bekämpfung der Luftscheu und Erkältungsfurcht sich allmälig gelegt hat und eine einsichtige Minderheit der in meiner „Athmungskunde" ausgesprochenen Losung zu folgen Miene macht: „Möchte doch", so heißt es dort, „die Gesellschaft, die sich so gern als aus „Lichtfreunden" zusammengesetzt weiß, auch zu einer solchen von Luftfreunden heranbilden!" Hier in Leipzig besonders ist durch meine im Volksbildungsvereine gehaltenen Vorträge das Schlafen bei offenen Fenstern in gewissen Kreisen bereits, wie man zu sagen pflegt, Mode geworden und damit der erste, bekanntlich schwerste Schritt zur Luftfreundschaft gethan. Beachtenswerth ist ferner der Umstand, daß Brustkranke, die es daheim „nicht wagen" oder von ihren, mehr oder weniger selbst noch luftscheuen Aerzten nicht nachdrücklich genug dazu angeleitet werden, es lernen, wenn sie an Orte gesandt werden, wo sie eine sogenannte Luft- oder klimatische Cur zu gebrauchen haben. Und in diesem Umstande beruht an erster Stelle die Wirksamkeit dieser Curen, nur schade, daß sie meistens erst zu spät unternommen werden, als daß sie noch anschlagen könnten. Ein großer Irrthum wär's, sich die klimatischen Curorte als eine Art von Luftapotheke vorzustellen und an eine sogenannte specifische Wirkung zu glauben. Denn da die atmosphärische Luft auf dem ganzen Erdenrunde überall dieselbe Zusammensetzung zeigt, so liegt die Heilkraft dieser Stätten nur in der besonderen Reinheit der Luft, die zwar der Stadtluft oft genug abgeht, aber auf jedem Dorfe, wenn es nur keine rauchspendenden Fabriken hat, angetroffen wird. Vollends fehlgegriffen hieße es, wenn man sich im Süden etwa auf besonders warme Luft gefaßt machte — im Gegentheil werden Alle, die selbst dort waren, das alte Touristenwort bestätigen, daß man „nirgends ärger friere als im warmen Süden" und Kaiser Paul von Rußland äußerte schon: „Der russische Winter ist mir lieber als der italienische, denn jenen sehe ich, ohne ihn zu fühlen, diesen fühle ich, ohne ihn zu sehen." Gerade die Gewöhnung an kalte Luft ist's also, welche gut bekommt und so bestätigte mir denn auch jener auf See gegangene College, daß ihm das heiße Klima Westindiens sehr schlecht, das kalte der nördlichen

Digitized by Google

Seefahrt durchweg sehr gut bekommen sei. Noch schlagender lautet folgende Stelle aus einem Berichte des Nordpolfahrers Weyprecht: „Ich habe die Ansicht gewonnen, daß der Aufenthalt in jenen Gegenden bei weitem nicht so schädlich ist, als man im Allgemeinen glaubt, und daß das Klima namentlich auf die Lungen keinen verderblichen Einfluß ausübt. Ich selbst leide schon seit zwanzig Jahren an ewigen Bronchialkatarrhen und Schnupfen, die hie und da schon so heftig geworden sind, daß ich und andere mich für brustleidend hielten. Ich bin nun schon zweimal im arktischen Eise gewesen und beidemale habe ich diese Zustände fast vollständig verloren; sie stellten sich jedesmal wieder ein, sobald ich in die Civilisation zurückkehrte. Klotz, Pospischil und Lakowic waren nach den Untersuchungen des Arztes mit Lungenfehlern behaftet, aber keiner von ihnen hat während der Reise darunter zu leiden gehabt. Ich könnte mich nicht erinnern, daß während der ganzen Reise ein einziges Mal bei Jemandem ein Schnupfen vorgekommen wäre. Die mühevolle und so anstrengende Rückreise war von wohlthätiger Wirkung auf uns alle und zeigt, was die freie Luft und die harte Arbeit vermögen."

Ueberhaupt lehren diese Mittheilungen schon praktisch, was ich eben theoretisch ausführe, daß es bei der klimatischen Cur weniger auf geographische Lage des Ortes als auf das Ganze der in stetiger Berührung mit der frischen, reinen Luft befolgten Lebensweise ankomme. Diese Erkenntniß nun enthält für die Praxis die trostreiche Lehre, daß die Wohlthaten der klimatischen Curen nicht, wie man bisher glaubte, blos Begüterten, sondern auch Brustkranken aller Stände zugänglich sind. Weiter verfolgt legt dieser Standpunct die Ueberlegung nahe, ob es nicht besser wäre, anstatt bis zuletzt zu warten, jenes Ganze der luftfreundlichen Lebensweise den Brustkranken schon dann durchführen zu lassen, wenn er nur erst „Candidat" der Schwindsucht heißt, und in der That arbeitet die neuere, die hygieinische Schule darauf hin, daß die Lungenschwindsucht gleich in ihren ersten Anfängen so behandelt werde, wie es jetzt meist erst gegen das Ende zu geschehen pflegt, daß sie womöglich schon in der Anlage verhütet und dadurch überhaupt eine viel seltenere Krankheit werde.

Daß es im Nothfalle sogar in der Stadt möglich ist, diesen Plan auszuführen, glaube ich an einem alltäglichen Beispiele handgreiflich zeigen zu können, nämlich an einem Stande, der uns allen vor Augen steht, dem Briefträger, von dem man sagen könnte, daß er berufsmäßig daheim eine klimatische Cur gebrauche. Wenn sich der Leser erinnert, wie lange diese Leute im Dienste ausharren, wie sie niemals wegen „Erkältung" daheimbleiben, oder husten gehört werden, während sie doch von Allem, was die Ueberlieferung des „Inachtnehmens" vorschreibt, das Gegentheil thun, so wird er begreifen, wenn ich manchem Postsecretär, der sich drinnen im Bureaudienste Lungenkrankheit holte, wünschte, daß er einmal auf vier Wochen Briefträger spielte. Eine „Stimme aus dem Volke" möge Dies bestätigen: „Ich war", so schreibt ein siebzig Jahre altes Mütterchen, „mit einem alten Husten so fürchterlich beladen, daß ich nicht Ruhe fand, auch nur eine Zeile zu schreiben. Eines Tages reiste ich unangemeldet nach Berlin und kam ganz unbekannt bei recht rauhem Wetter dort an, frug mich aber so lange zurecht, bis ich meinen Sohn in der Caserne fand. Dabei habe ich so geschwitzt, daß ich keinen trockenen Fetzen mehr am Leibe hatte, was aber die beste Arzenei für meinen Husten war; denn auf der Stelle blieb er fort, nachdem ich mich schon recht darauf gefürchtet hatte, in der Nacht meine Gastfreunde mit dem Lärm zu stören." —

Digitized by Google

Einen redenden Beleg für jene, wie oben gezeigt, schon von Jean Paul gerügte Verallgemeinerung des Begriffes „Erkältung" und Nichtachtung der viel gefährlicheren Erhitzung bietet die Fahrlässigkeit, mit welcher die sonst ängstlichen Eltern wohlgemuth ihr zartes Töchterlein zur Lungenschwindsucht, so zu sagen züchten, wenn es das Vergnügen des Tanzes mitzumachen gilt. Offen blickende Leserinnen werden Beispiele genug wissen von jungen Mädchen, welche in dem Winter, wo sie nur erst die Tanzstunde, noch nicht einmal Bälle, besuchten, an gutem, frischem Aussehen merklich einbüßten, auch wohl trockenen Husten hören ließen. Nichts destoweniger will man kein Wort davon hören, daß diese Veränderung mit dem Tanzen als solchem zusammenhänge, sondern geht der Wahrheit mit der Ausrede aus dem Wege, daß das nur von Erkältung kommen könne, vor der man das Fräulein wieder einmal nicht ordentlich in Acht genommen habe. Auf die Gefahr hin, bei dieser Frage ungewöhnlich lange zu verweilen, was aber durch ihre praktische Wichtigkeit hinlänglich begründet sein dürfte, erlaube ich mir dem einsichtigen Leserkreise des „Salon" die wahren mit dem Tanzvergnügen verbundenen Gesundheitswidrigkeiten vorzurechnen.

Erstens ist es mit einer körperlichen Anstrengung verbunden, welcher die wenigsten der ja sonst nach dem Grundsatze der „Schonung" verzärtelten Mädchen gewachsen sind. Zumal im Winter dürfen sie kaum einmal um die städtische Promenade oder zu entfernt wohnenden Bekannten gehen, aber sie mit einem Schlage vom frühen Abend bis zum Hahnenschrei tanzen zu lassen, trägt man kein Bedenken. Nun ist berechnet worden, daß die Strecke Weges, welche eine durchweg engagirte Tänzerin nach der Tanzordnung eines Abends im kreisenden Geschwindschritte zurückgelegt, daß, sage ich, diese Strecke, würde man sie in gerader Linie ausdehnen, nicht weniger als drei deutsche Meilen betragen würde! — Dieser ungewöhnlichen Strapaze nun unterzieht sie sich zweitens in einer Kleidung (von dem engen Schuhwerke gar nicht zu reden), welche ausdrücklich dazu ausgesonnen scheint, die Athmung zu erschweren. Uns Männern würde es schlechterdings unmöglich sein, mit einer auf Wespenform zusammengeschnürten Taille auch nur einen Tanz auszuführen, ohne heftige Stiche zu bekommen und überhaupt den Athem zu verlieren. Würde dabei nur wenigstens frische, reine Luft geathmet! Statt dessen aber kommt drittens in dem, meist viel zu beschränktem, oft auch viel zu niedrigem, von Oefen, Gasflammen, Menschen überheiztem Raume ein Dunstkreis zu Stande, der dem eben aus dem freien Luftmeer Hereintretenden den Athem so benimmt, daß er ersticken zu müssen glaubt, ihm auch das Blut in's Gesicht treibt. Gleichzeitig ergreift ihn Hustenreiz, weil viertens dieser Dunstkreis von jenem, gleich Eingangs besprochenen Lungengifte, dem Staube, angefüllt ist, von dem sich denn auch noch anderen Morgens der Auswurf schwarz oder grau gefärbt zeigt, und der sich schon Abends in solchen Mengen auf dem schwarzen Anzuge der Tänzer niederschlägt, daß man darauf schreiben könnte! — Mit diesem Verzeichniß, sollte ich meinen, wäre das Maß von Gesundheitswidrigkeiten schon voll genug, als daß man noch nach einer anderen, nach Erkältung zu suchen Ursache hätte. Was aber das Bedauerlichste, so fügt diese, wie man sieht, offenbar rein aus der Luft gegriffene Erkältungsfurcht noch eine fünfte hinzu, welche das Maß zum Ueberlaufen voll zu machen geeignet ist: das Verbot des kalten Trunkes! — Wer dieses unheilvolle Verbot im lieben Deutschland (denn nur da herrscht es) ersonnen, vermag ich nicht auszumachen. Bei vernünftiger Betrachtung kann ich nur sagen, daß der von

Digitized by Google

solcher Bewegung in solcher Hitze ausgetrocknete Körper nur aushalten kann, wenn ihm durch Gewährung reichlichen, frischen Trunkes das dringend gefühlte Bedürfniß nach Abkühlung stetig gestillt wird. Die Herren vertragen denn auch das Tanzen viel besser, weil sie oftmals hinausgehen, frische Luft schöpfen und fleißig trinken. Die unglücklichen Damen aber, die drinnen unentwegt festgehalten und von harter Muhmenhand vom kalten Trinken strengstens zurückgehalten werden, kehren mit abgehetzten Lungen und ausgetrockneten Körpern nach Hause zurück, um die ihnen wider Willen angethane Mißhandlung mit Abgespanntheit, blassem Aussehen, Bruststechen, trockenem Husten, und wohl gar Blutsturz zu büßen! Ohne mich weiter in Beweisführungen zu verlieren, erinnere ich nur, daß man beim Militär, wo das kalte Trinken bislang ebenfalls verboten war, endlich dieses Verbot als die Ursache des auf Märschen so häufig eintretenden Hitzschlages erkannt und nunmehr die fleißige Verabreichung von Trinkwasser ausdrücklich angeordnet habe. Schon jetzt lese ich, daß in Folge dieser Maßregel bei den diesjährigen Manövern solche Zufälle nicht mehr beobachtet wurden. Und ist's nicht am Krankenbette, beim Civil wie beim Militär, längst üblich, bei Lungenentzündung, wo also der höchste Grad von Erhitzung vorliegt, viel recht kaltes Wasser trinken zu lassen?! — Wird erst das Verbot des kalten Trunkes vom Tanzboden verbannt sein, so werden die Sterbefälle junger Mädchen an Lungenschwindsucht weit seltener Trauer in die Familien tragen! —

Im Uebrigen ist das Tanzvergnügen das einzige Beispiel, auf welches die Praxis des „Inachtnehmens", nämlich was Anstrengung der Lunge und Einathmung schlechter Luft betrifft, mit Recht anwendbar bleibt. Was man aber sonst unter „Schonung" versteht, ist im Gegentheil geeignet, die Lunge zu schwächen und den Körper im Allgemeinen herabzubringen, also Schwindsucht zu begünstigen. —

Diese, mehr negativ gehaltene Reihe von Einzelberichtigungen mußte ich vorausschicken, um das Verständniß der nun folgenden positiven und zusammenhängenden Anweisung zur Verhütung oder rechtzeitigen Behandlung der Lungenschwindsucht vorzubereiten, und zwar nach einem Curplane, den ich in meinen Fachschriften wie auch in meinem populären, vielgelesenen Buche: „Die Lunge" (zweite Auflage, Leipzig, Weber's Verlag) als den hygieinischen kennzeichne, im Gegensatze zu dem sogenannten medicinischen, auf Arzenei- und Specialcuren Gewicht legenden. Nachdem ich vorhin schon den Grundgedanken verzeichnet, führe ich ihn hier in seiner Anwendung auf den Zustand aus, den man als „Anlage zur" oder „Verdacht auf" Lungenschwindsucht zu betrachten pflegt.

Demnach darf der so Veranlagte sich nicht etwa als Todescandidaten, sondern nur als Brustschwachen oder Lungenlahmen fühlen, dem noch Aussicht auf Besserung, wo nicht Heilung, blüht

1) Durch Athemgymnastik. So nenne ich unter Anwendung eines eigentlich überflüssigen Kunstausdruckes die einfache, ausdrückliche, mit Fleiß und Regelmäßigkeit geübte Thätigkeit der Lungen. Sagte ich blos, wie es von Rechtswegen genügte: „mit Willen recht tief Athem holen", so würden sich Viele „nichts Rechtes dabei denken können." Schon vor hundert Jahren aber kam ein wirklicher Denker, ohne selbst Arzt zu sein, der Weise von Königsberg, Imanuel Kant, aus sich heraus darauf, daß wir stubenhockenden oder sonst wie in der Tretmühle arbeitenden Culturmenschen uns gewöhnen müssen, das, was die Naturmenschen aus unbewußtem Triebe auf der Jagd, zu

Digitized by Google

Pferde, im Boote beständig mit ihrer Brust thun, wenigstens zu Zeiten mit Willen zu thun, und so muß Kant als Erfinder der Athemgymnastik gepriesen werden, welche er zugleich als Universalcur zur Hebung aller „krankhaften Gefühle" (d. h. Beschwerden oder Symptome) empfahl. Der Lungenlahme übt diese Kunst am Besten so, daß er bisher den schwächsten Abschnitt, die Lungenspitzen, von der Last der Schultern befreit, indem er die Arme emporhebt und die Hände entweder auf dem Scheitel oder am Hinterkopfe faltet, wo er sogleich merken wird, daß sich's weit freier athmet. Nunmehr thut er, etwa zwanzigmal hintereinander recht von unten her tiefe Athemzüge, als gälte es, den Brustkasten wie einen Blasebalg ganz mit Luft zu füllen. Fühlt er, daß nichts mehr hineingeht, so sucht er den Athem auf diesem Höhepuncte so lange wie möglich anzuhalten, was ihm zu Anfang wohl nur auf wenige Secunden gelingen wird. Wiederholt er aber die Uebung tagtäglich Morgens, Mittags und Abends, so wird er mit der Zeit bei dieser Athemhaltung bis zwanzig und dreißig zählen, gleichzeitig auch sich wesentlich freier von Beklemmung und Kurzathmigkeit fühlen, fortan Lust und Liebe zur Sache gewinnen, neuen Muth schöpfen und auch auf andere Weise: mit Singen, Vorlesen, Rudern, Bergsteigen seine Brust weiter zu stärken lernen, die bis dahin aber vielleicht betriebene „Schonung" der Lunge als recht thöricht erkennen.

In einem medicinischen Blatte finde ich von Professor Krahmer zu Halle folgende Geschichte mitgetheilt: „Eine junge Dame litt bereits seit zwei Jahren trotz Schonung, Landaufenthalt, Molken- und Milchgenuß an fortschreitender Verkümmerung, Abmagerung, Appetitlosigkeit, chronischem Lungencatarrh mit den Zeichen zunehmender Verödung der oberen Lappen (Spitzen), Kurzathmigkeit u. s. w. Ausschließlich dadurch, daß ich sie nach Appetit mannigfach und gut nährte und sie drei Monate hindurch täglich veranlaßte, mit einem Buche, dessen Gewicht nach und nach von $0{,}_{25}$ auf 3 Kilogramm gesteigert wurde, in den auf dem Rücken zusammengelegten Händen die bequeme Haustreppe vom Keller bis zum Boden erst einmal, dann sechs- bis achtmal hintereinander einige Male des Tages auf- und abzusteigen, gelang mir's, ihre Genesung so weit zu bewerkstelligen, daß sie seit Monaten einem anstrengenden Berufe ohne Beschwerde obliegt."

Als mehr spielmäßige Abwechselung in der Athemgymnastik sei Denen, die „Spaß" dabei finden, das Machen von Seifenblasen vorgeschlagen.

Ein mir sonst unbekannter Leser meiner Schriften, vermuthlich Landwirth in Ostpreußen schreibt mir aus freiem Entschlusse Folgendes:

„Es zeigte sich bei mir, wohl in Folge von versäumter Bewegung und von Wohlbeleibtheit, ein Athemmangel, der mich beim Treppensteigen arg belästigte. Vorigen Winter nun war ich genöthigt, bei etwa 10^{0} Kälte gegen den Wind im Gehen anhaltend zu sprechen. Anfangs mußte ich von Zeit zu Zeit stehen bleiben und mich umwenden. Bald aber hörte die Athemnoth auf. Hierdurch ermuthigt suchte ich fortan bei meinen Spaziergängen — ohne Rücksicht auf Witterung — diese stets möglichst gegen den Wind zu richten und fing an, im Gehen zu singen. Jetzt habe ich erreicht, daß ich auf meinen Spaziergängen, welche doch wenigstens eine Stunde dauern, fortwährend, ohne im Geringsten heiser zu werden, gegen den Wind, laut singen und jauchzen kann und wird meine Stimme, wenn einmal Anfangs belegt, jedesmal klar und kräftig. Von Athemnoth spüre ich nichts mehr."

Digitized by Google

Die Athemgymnastik, wenn sie etwas Ganzes heißen soll, setzt

2) frische, reine Luft voraus, und wird am Besten im Freien oder mindestens am offenen Fenster geübt. Aber auch sonst soll der Lungenlahme auf frische, reine Luft wie auf ein ihm verordnetes Curmittel halten, was sich freilich auch jeder Gesunde gesagt sein lassen sollte. Um die Frage im Anschluß an jenes Unzer'sche Gleichniß grundsätzlich zu erläutern, so bildet die „Himmelsluft", um mit Jean Paul zu reden, die einzige der Lunge zusagende Speise, denn die Athmung ist von Seiten der Brust dasselbe, was Essen und Trinken von Seiten des Magens. Die in geschlossenen, bewohnten Räumen abgesperrte Luft, die Binnenluft, wie ich sie im Gegensatz zur Außenluft nenne, ist stets unrein und verdorben, wenn, wie leider landesüblich, die Fenster nicht aufgemacht werden. Kein Mensch mag trübes, schales Wasser trinken und ebenso wenig Speise, die ihm von unten her aufstößt, wieder hinunterschlucken. Für die Prüfung der Speisen und Getränke haben wir Zunge und Gaumen, mit denen wir uns denn auch recht wählerisch benehmen, für die Lunge bildet von Rechtswegen die von Haus aus sehr empfindliche Nase — nur beim Einathmen nehmen wir Gerüche wahr — das Spürorgan, so zu sagen einen Luftgaumen, welchen sich die Meisten aber so sehr abgestumpft haben, daß sie sich gar nicht mehr vor der Pestluft ekeln, die den Feinriecher in jeder stark bewohnten, geheizten Wohn- oder Schlafstube, in Kneipen, Theatern, Versammlungen alsbald wieder zum Tempel hinaustreibt. Von Tabaksqualm, Staub und dgl. nicht zu reden, so kommt die Verderbniß von den Ausathmungsstoffen, Kohlensäure und Wasserdunst, wahren Excrementen, welche sowohl auf die Lungen als auf das Blut giftig einwirken. Eine im Binnenraume eingepferchte, stundenlang dieselbe Luft athmende Gesellschaft begeht eben keine geringere Schmutzerei als wenn sie Einer des Anderen — Fußbad tränken! Der Gesunde, Kräftige mag's „vertragen", dem Lungenlahmen aber muß solcher Aufenthalt strengstens untersagt werden. Hält er sich etwa gar auch draußen den sogenannten Respirator, diese unheilvolle Erfindung eines bloßen Bandagisten, vor den Mund, so ist er einem Wiederkäuer seines eigenen Athemexcrementes zu vergleichen.

In der Schlafstube verbringen wir gut ein Dritttheil unseres ganzen Lebens, und zwar in einer Körperhaltung und überhaupt einer Verfassung, in welcher wir, wenn auch unbewußt, weit mehr Luft einziehen, als am Tage, so daß der Nachtschlaf als die Zeit bezeichnet werden muß, in der unser Blut seine Generalfütterung mit Sauerstoff („Lebensluft") erwartet. Wird ihm aber statt Lebensluft verdorbene, unreine geboten, so erleidet es eine zwar langsam schleichende, aber sichere Ertödtung seiner rothen Scheiben („Blutkörperchen"), welche der Kenner schon frühzeitig aus der matten, blassen Farbe der Wangen, den bläulichen Ringen um die Augen und anderen Zeichen herausliest. Bei der durchgängigen Beschränktheit und Ueberfüllung unserer Schlafstuben bleibt es daher unerläßlich, stetige Lüftung zu unterhalten; nicht aber blos in der Zeit, wo man gar nicht drinnen weilt, am Tage, sondern auch über Nacht. Meine schon einmal namhaft gemachte Gewährsmännin, Miß Nightingale, bekämpft die, wie sie sie nennt, kindische Furcht vor der Nachtluft mit der Vorstellung, daß sie ja nur frische Luft ohne Tagesbeleuchtung, und die Luft auch in der abgesperrten Schlafstube zur Nachtluft werde, wenn wir das Licht ausblasen. In Städten ist die Außenluft über Nacht immer die reinere und gesündere deshalb, weil mit dem Straßenlärme auch der Staub und andere Quellen der Verunreini-

Digitized by Google

gung nachlassen. Uebrigens gewöhnen sich Schwindsüchtige sehr rasch in solchem Grade an das offene Fenster, daß sie, auch ohne hinzusehen, sofort an dem sie ergreifenden Lufthunger die von falscher Aengstlichkeit verübte Missethat spüren.

An unbefangene Berührung mit der frischen, reinen Luft gewöhnt man sich

3) durch Abhärtung des Hautorgans, denn die Erkältung kann immer nur dieses, nicht aber das Athmungsorgan treffen und eine Sache der Gewöhnung ist's, wie leicht sich Einer erkältet. Der Matrose fühlt sich in seinem bloßen Halse und offenem Hemde von der scharfen Seebrise blos angenehm angefächelt, die verzärtelte Muhme glaubte schon Zugluft zu verspüren, wenn sie nur eine Schrankthüre oder eine Kommodenschublade offen stehen sieht! Wie ein denkender Mensch sich ganz selbstständig in diesem Stücke ziehen kann, und zwar zu seinem großen Vortheile, lehrte schon vorhin der Brief jenes ostpreußischen Asthmatikers.

Wer die Mahnung zur Abhärtung eine „neue Theorie" schilt, übersieht, daß sie vielmehr die Rückkehr zu einer alten Praxis bedeutet. In Bercemayers „curiöser Antiquarius" 15. Auflage, Hamburg 1720 findet sich auf S. 504 aus dem Geburtslande des „Salon" folgende Mittheilung: „Die Sachsen" — oder sagen wir: die Leipziger — „sind jederzeit streitbare Leute gewesen, haben auch ihre Kinder bald anfangs nackend im Schnee herumlaufen lassen, damit sie geschickt werden möchten, die Kriegstravaillen auszustehen." Daß es anderwärts noch heute so gehalten wird, zeigen z. B. die sibirischen Bauern, welche bei 30 bis 35° Kälte nur ein Hemd und eine leinene Hose, darüber einen mit der Wolle nach innen gekehrten Pelz tragen. Die Frauen sitzen in den geheizten Stuben im bloßen Hemde und mit nackten Beinen, draußen ziehen sie nur noch einen kurzen Pelzrock und Schuhe an, auf kürzere Zeit laufen sie in der Stubentracht und mit bloßen Füßen im Schnee. Nach Allem, was man hört, ist in Sibirien Erkältung sowohl wie Schwindsucht ein höchst seltenes Vorkommniß. Selbstverständlich aber soll der nun einmal durch „Inachtnehmen" von langer Hand verzärtelte Lungenlahme nur allmälig zur Abhärtung übergehen, und zwar durch Vermittelung

4) der Hautpflege mittels des Bades, welches in die Behandlung der Lungenschwindsucht eingeführt zu haben der Görbersdorfer Curanstalt als Verdienst angerechnet werden muß. Mit der Zeit wird man hoffentlich auch daheim von der mit der luftscheuen gepaarten wasserscheuen Behandlung Brustkranker zurückkommen, welchen sich in größeren — lieber möchte ich sagen: richtig cultivirten — Städten Gelegenheit zum Gebrauch von Wannenbädern bietet. Leider aber höre ich in meinen Berathungsstunden selbst von Bewohnern kleiner „Residenzstädte", daß es dort noch keine ordentlichen Anstalten gebe, überhaupt Baden, besonders für Damen, nicht „Mode" sei! —

In solchem Falle, wie auch für ländlich Wohnende bietet der Erwerb eines der von Lipowski zu Heidelberg ebenso kunstvoll gearbeiteten als in jeder Zimmerecke aufstellbaren Badeschränke mit Brausevorrichtung beste Aushülfe, wo denn auch für den Anfang warmes oder lauwarmes Wasser verwendet werden kann. Aus dem Stegreife und unter allen Verhältnissen ausführbar ist die naßkalte Abreibung, bei der es aber herzhaft und rasch zugreifen heißt, gefolgt von tüchtiger Trockenreibung, am Besten mit Frottirtuchstoff.

Digitized by Google

Handelt es sich um Brustlahme mit nächtlichem (oder richtiger morgendlichem) ermattendem Schweiße, so wird ihm durch abendliche Vornahme der Abreibung meist sicher vorgebeugt. Sonst mag sie des Morgens nach dem nicht zu spät hinauszuschiebenden Aufstehen vorgenommen werden. Welche Form immer gewählt wurde, so muß ihr allemal

5) allgemeine Körperbewegung folgen, deren gewöhnlichste Form bekanntlich der Spaziergang. Der vom „Spaziergänger in Syrakus", von Seume herrührende Receptspruch: „Es würde Alles besser gehen, wenn man mehr ginge" gilt, wie für die meisten, nicht fieberhaften Krankheiten, so auch für Hustenleidende. Nicht genug zu bedauern ist der herkömmliche Schlendrian, der bei dem geringsten Hüsteln immer gleich Gefangenschaft in Stube und Bett verordnet, im schreienden Gegensatze zu der in Luftcuranstalten üblichen Praxis, welche vielmehr den Patienten schon am frühen Morgen hinaustreibt. Persönlich habe ich mich an verschiedenen Orten dieser Art überzeugt, daß selbst die schlimmsten Kranken schon um acht Uhr früh vorläufig nicht mehr husten, weil sie sich eben durch Bewegung entschleimt haben, denn diese ist die zuverlässigste Lösungscur für Husten, wogegen unbewegliches Verhalten den Schleim sich anhäufen und festsetzen macht. Je öfter man das Liegen oder Sitzen durch Gehen unterbricht, um so mehr hustet man sich, so zu sagen, in laufenden Posten aus. Zu berichtigen ist bei dieser Gelegenheit die irrige Ansicht, daß der Husten, der uns Erwachsene alle beim Hinaustreten aus der Wohnung wohl befällt, von Einwirkung der „kalten" Luft auf die Lunge, von Erkältung komme. Man beobachte nur vielseitiger, so wird man bemerken, daß derselbe Husten sich auch bei warmem Wetter, wie auch beim Eintreten in die (warme) Stube einstellt, besonders wenn sie eine oder mehrere Treppen hoch liegt, desgleichen, ohne Rücksicht auf Wärme oder Kälte, beim Wechsel der Körperhaltung, beim Zubettlegen oder beim Aufstehen: immer ist's die Bewegung, welche den Reiz hervorruft, der aber um so weniger „angreift", je regelmäßiger und in nicht zu großen Zwischenräumen er eintritt. Wie Bewegung ferner die Brust im Ganzen „frei" macht, lehrte schon jener Brief meines ostpreußischen Gönners, der an Friedrichs des Großen Gewohnheit erinnert, stundenlang in den geräumigen und luftigen Sälen von Sanssouci hin- und hergehend die geliebte Flöte zu blasen. Wie zwischen den Zeilen jenes Krahmer'schen Briefes schon zu lesen war, empfiehlt sich für den Brustlahmen besonders das Besteigen von Anhöhen, welches ja auch an den sogenannten Höhencurorten die Hauptsache ist.

Unentbehrlich ist endlich die Bewegung für Unterhaltung der natürlichen Wärmebildung, denn sie macht außer der Athmung auch den Blutlauf lebhafter gehen, beschleunigt den Stoffwechsel und fördert durch diesen mittelbar, was besonders wichtig, die Hautausdünstung, welches Alles hier nur im Fluge angedeutet werden kann, nachdem es oben am Beispiele einer Greisin und ihres Selbstbekenntnisses dem Verständniß nahe gelegt worden. Einige besondere Vorschriften gebühren

6) der Kleidung, welche in ihrer modernen Form mit der Gesundheitslehre in argem Widerspruch geräth. Ein vielreisender Kenner schreibt mir: „Der Wahn, daß jeder Schnupfen die Folge zu leichter Kleidung sei, verleitet das verehrliche Publicum zu der unvernünftigsten Kleiderordnung. Weil etwas darauf folgt, darum muß es auch daraus folgen! Die liebe Mode, eine Verkörperung aller Frauenzimmer- und Franzoseneigenschaf-

Digitized by

ten, hilft natürlich tapfer mit. Nicht blos die feine Welt treibt es so, auch der „gesunde Volksinstinct" trottelt die nämliche Straße. Illustration: ein strammer, vierschrötiger Bauernbursch hat von seinem Schatz einen drei Ellen langen, dicken Wollenshawl erhalten, den er bei 15° R. um den Hals „wurstelt." Die Probe auf's Exempel liefert folgende Mittheilung eines bekannten Gelehrten, nachdem er meine „Erkältungskrankheiten" gelesen: „Während meiner Studienzeit in M., dessen Klima bekanntlich sehr gefürchtet ist, war ich niemals — in sieben Jahren niemals krank. Aber ich lief täglich, bei jeder Witterung, im Winter oft noch spät Abends, spazieren, trug keine Unterjacke, keinen Halswärmer, wohnte meist im vierten Stockwerke und schlief häufig bei offenem Fenster, zur großen Besorgniß meiner Haus- und Nachbarsleute. Manchen Kampf habe ich auch mit meiner Frau, welche an kühlen Tagen meinen Hals einwickeln will und jede merkliche Luft-

bewegung im Hause schädlichen Zug nennt." Halte ich mit diesen beiden Zuschriften vorliegendes Genrebild aus der Meisterhand meines Freundes Knut Ekwall zusammen, so drängt sich mir einerseits die Frage an meine Geschlechtsgenossen auf, ob sie, das „starke", sich nicht schämen, sich im Vergleiche zum „schwachen" Geschlechte so zu verzärteln, — andererseits an letzteres die Frage, warum sie denn, wenn sie so ängstlich bei ihren Männern, Brüdern, Vettern auf Warmhalten des Halses halten, nicht selbst mit gutem Beispiele vorangehen und sich diesen Theil mit Wolle „umwursteln"?! — Um die Frage sachlich zu erledigen, so ist der Hals von Natur wegen dazu bestimmt, blos getragen zu werden; des innern Halses, des Kehlkopfes, der Stimme wegen bedarf es besonderer Umhüllung um so weniger, als dieser bereits in der sogenannten Schilddrüse, beim Manne auch im Barte ebenfalls von Natur wegen ein Warmhalter geboten ist. Mit dem Shawl nun verwöhnt man sich nicht nur den äußern Hals unnöthig, sondern erzielt auch nicht einmal besondere Warmhaltung, weil bei der jetzt üblichen Art, ihn anzulegen, zwischen ihm und dem Nacken eine Hautstelle, und zwar die wichtigste, unbedeckt bleibt. In meiner Berathungsstunde nehme ich jede Gelegenheit wahr, dies praktisch auseinanderzusetzen und zum richtigen „Schutz gegen Erkältung" anzuleiten. Hierfür bildet der Nacken (nicht der Hals) den Angriffspunct, in dem er, wenn richtig bedeckt, die ganze vom Körper ausstrahlende, sich zwischen Haut und Wäsche anhäufende Wärme gleich einer Ofenklappe zusammenhält. Der altdeutsche Mantel befolgte dieses Princip, unser moderner Ueberzieher aber öffnet sich gerade an dieser kritischen Stelle und erzeugt dadurch das Bedürfniß nach Ausfüllung der Lücke, zu welchem Ende aber der Shawl oder Schlips zum Dreieck zusammengelegt nach Mäd-

Digitized by Google

chenart über Nacken und Schultern, am Besten zwischen Hemd und Weste gebreitet wird. Wie man bemerkt, zieht die uns den trügerischen „Halswärmer" spendende Damenwelt für sich selbst den Nackenwärmer vor in ihrer Manteltracht sowohl als in den Umschlagetüchern, Pelzkragen und dgl., während sie den vorderen Hals neuerdings sogar ganz blos aus dem Waschkragen hervorleuchten läßt, und wie hübsch sieht das aus!

Nicht zu übersehen ist nebenbei das erhebliche Gewicht unserer Winterüberzieher, das ich bis auf fünfzehn Pfund schätze. Wir Alle, wenn wir ihn wieder zum ersten Male anlegen, empfinden seine Schwere lästig. Dem Brustlahmen vollends muß solche Belastung gerade seines Schultergürtels ein stetiges Hinderniß in der freien Athmung bereiten und seine Brustschwäche sogar verschlimmern. Besser für ihn ist's daher, vornehmlich auf warme Unter- und Westenkleidung, zu welcher ja die Industrie große Auswahl bietet, zu halten, die äußere Hülle möglichst leicht, wenn auch mit Watte oder Pelzwerk ausgestattet zu wählen.

In der nächtlichen Umhüllung — das Bett ist nur eine andere Form der Kleidung — wird nicht minder Vieles versehen, und der Grundfehler bei uns zu Lande besteht darin, daß man anderes Bettzeug als dicke, übereinander gethürmte Federbettkissen nicht zu kennen scheint. Viele machen erst in den, auch die Gewohnheiten der Ausländer berücksichtigenden Gasthöfen Bekanntschaft mit Steppdecken, in denen es ihnen dann aber zu kalt vorkommt. Die nächtlichen, kalten Schweiße, die nicht blos im letzten Stadium, sondern ebenso oft bei Schwindsuchtscandidaten auftreten, werden wesentlich durch das „Schmoren" unter dicken Bettfedern begünstigt und wenn wir nur dem reinen Naturtriebe folgen wollten, so würden wir allesammt uns von dieser Qual befreien. Für kleine Kinder vollends passen Bettfedern gar nicht, was sie selbst durch ihr nicht anders als durch leichtere Bedeckung zu verhütendes Blosliegen anzeigen.

Eine üble Folge der zu warmen Umhüllung, sei's nun Kleidung oder Bett, ist, wie schon angedeutet, die Zurückhaltung der Hautausdünstung, welche sich nun in Form von Schweiß auf der Oberfläche niederschlägt und von Rechtswegen sofortigen Wechsel der Wäsche erheischt, wenn man sich nicht erkälten will. Denn, wie jedem Unbefangenen sofort klar sein wird, bildet eine durchschwitzte Unterjacke oder Hemde einen kalten Umschlag zur Unzeit. Unter Verhältnissen nun, wo der Wechsel nicht ausführbar, wie auf Landparthien, bleibt nichts übrig, als den „Umschlag" am eigenen Leibe trocknen zu lassen, indem man die Oberkleidung möglichst weit lüftet. Leider aber steht selbst in Reisehandbüchern der verkehrte Rath zu lesen, man solle, wenn „oben" (auf einer Berghöhe) angelangt, den Kragen hochstülpen und alle Knopflöcher schließen. Immer wieder auch erregt die landläufige Anrede von Leuten, die in anscheinend erhitztem Zustande von draußen eintreten, meine Heiterkeit: „Bitte, bleiben Sie bedeckt, Sie sind noch heiß und könnten sich erkälten!" Gerade das Gegentheil ist richtig.

Wie der kalte Trunk, so ist auch kaltes Baden bei Erhitzung verpönt, obgleich es gerade da einen wahren Hochgenuß gewährt. So oft ich noch vom Brocken herabgestiegen bin, habe ich, und mit mir meine Gesinnungsgenossen, selbst noch im September, in Harzburg das herrliche Wellenbad gebraucht. Wie neugeboren bestieg man nachher das Eisenbahncoupé zur Rückfahrt. Ebenso berichtet der londoner Gelehrte und Alpenreisende Tyndall in seinem Buche „In den Alpen", daß er, wenn auf seinen Fußtouren

Digitized by Google

brühheiß an Gletscher- oder Gießbächen angelangt, sich sofort entkleidet und ein Natursturzbad genossen habe..

Nicht vollständig würde dieser mein Entwurf heißen, wenn er nicht mit einigen Winken über

7) richtiges Essen und Trinken schlösse. Auf die Gefahr, in den Verdacht des wenig beliebten, in vieler Hinsicht aber sehr wohl berechtigten Vegetarianismus zu gerathen, muß ich es im Interesse der Patienten als eine schädliche Verirrung bezeichnen, wenn gewöhnlich das Hauptaugenmerk dahin gerichtet wird, den brustlahmen, schwächlichen, saftlosen Körper „tüchtig zu stärken" durch sogenannte kräftige Kost, unter welcher Fleisch, Eierspeisen, Bouillon, Bier, Wein und dergl. verstanden wird. Prüft man ohne Vorurtheil, so wird sich herausstellen, daß der Pflegling gleich von vornherein gar keinen sonderlichen Appetit auf Fleisch hat, um so weniger, je mehr er gezwungen wird, in Sperrluft unbeweglich zu verharren. Wie ich in meiner zusammenhängenden „Gesundheitslehre" ausführlich darthue, gleicht unser Körper vollkommen einer Heizvorrichtung, einem Ofen, die Nahrungsstoffmittel sind Heizstoffe und die sogenannten kräftigen Speisen und Getränke besitzen eine solche Heizkraft, daß sie den schwächlichen Körper (Ofen) überheizen, fiebern machen. „Was dem Grobschmiede bekommt, kann den Schneider umbringen", dies gute, alte deutsche Wort trifft den Nagel auf den Kopf. Und nicht nur überheizt wird der Schwächling mit solcher Ueberfütterung, sondern auch verschleimt, indem er gleichzeitig scharfe Säfte, übelriechenden Athem, sauren Schweiß davon bekommt. Daß er auch das Wenigste davon verdaut, lehrt der Anblick des Stuhlganges, aber die kurzsichtige Mutter oder Tante redet sich vor, daß ein recht volles Nachtgeschirr eine „gute Verdauung" anzeige, während doch klar ist, daß was durch den Darm wieder abgegangen ist, eben nicht verdaut heißen kann. In wenig Tagen schafft der Arzt dem beklommenen, erhitzten Patienten ein wunderbares Gefühl von Erleichterung, wenn er mit Entschiedenheit die Fleischtöpfe und Bierflaschen aus seinem Kreise verbannt, durch Hautpflege und Bewegung seine Säfte reinigt und ihn auf bloße Gemüsekost, Milch und Obstnahrung setzt. Zur Anregung des Blutlaufes und der Säftebewegung ist höchstens guter Weißwein, am Besten reiner Mosel (aber nicht Glycerinwasser) zulässig.

Um wieder an den Ausgangspunct dieses Aufsatzes anzuknüpfen, so rührt das, was Gedankenlosigkeit auf Erkältung schiebt, das Gefühl von innerem Frösteln oder bloßem Unbehagen, weit öfter von Ueberheizung mit Essen und Trinken und durch zu warme Kleidung verhinderter Abkühlung — im Anschluß an die geläufige Vorstellung könnte man sagen: von innerer als von äußerer Erkältung her. Vorurtheilslose Beobachtung des eigenen Befindens nach Anleitung dieses Entwurfes wird jedem Denkfähigen die Richtigkeit dieses Satzes sehr bald zum Bewußtsein bringen.

Ueberhaupt wollen Aufsätze wie dieser mehr nur anregen als erschöpfen und in diesem Sinne mögen hier zum Schluß noch meine, schon in der Illustrirten Zeitung veröffentlichten „Merksprüche für Brustkranke und Solche, die es nicht werden wollen" Platz finden:

Was Speise und Trank für den Magen, das ist reine Luft für die Lunge; was Gift für jenen, das ist unreine Luft für diese.

Wie man den Magen nicht von der Lunge aus curirt, so hilft es auch der Lunge nichts, wenn man für sie mit dem Magen einnimmt.

Frische Luft, ordentlich eingeathmet, ist das Lungenuniversalmittel.

Digitized by Google

Der Lunge zu Liebe müssen wir unsere Haut zu Markte tragen, uns abhärten.

Von der Lunge her kann man sich nicht erkälten, wohl aber erhitzen.

Weg mit dem Jeffrey'schen Respirator!

Die Thüren sind dazu da, daß sie geschlossen, die Fenster dazu, daß sie aufgemacht werden.

Die Gesundheitslehre verlangt für jede Person im Binnenraume einen Luftwechsel von 60 Kubikmetern in der Stunde.

Ventilation und Zug sind zweierlei.

Schlafen bei offenem Fenster heißt nicht: stets alle vier Flügel sperrangelweit, sondern je nach Umständen nur die oberen oder auch nur einen ganz, oder nur theilweise offen lassen.

Kinder legen sich Nachts nur blos, wenn die Schlafstube zu warm, kein Fenster offen ist.

Stickhusten kommt meistens von Staubluft.

Nicht auf dem Wege zur oder von der Schule, sondern in der Schulstube werden die Kinder krank.

Tänzerinnen bekommen Auszehrung nicht vom kalten Trinken, sondern von der heißen, staubigen Luft und vom Schnürleib.

Blutsturz darf nicht luft- und wasserscheu behandelt werden.

Briefträger bleiben gesund, weil sie sich stets in freier Luft bewegen, Stubenhocker werden brustkrank, weil sie das Gegentheil thun.

Die Lungenschwindsucht hat sich die civilisirte Gesellschaft selbst als „Geißel" aufgebürdet: nicht die Stadtluft, sondern die städtische Lebensweise erzeugt sie.

An Luftcur- oder Brunnenorten wird man gesund, weil man beweglich und nüchtern lebt, draußen fleißig athmet, Wasser trinkt und badet, anstatt sich ins Bett zu legen und Arznei einzunehmen.

Lungenschwindsucht ist heilbar, wenn der „Candidat" gleich daheim eine Athmungs- und Bewegungscur gebraucht; nachher ist's oftmals zu spät!

Digitized by Google

Die Schwägerin.

Novellette von **Hans Marbach.**

Freund K. hat eine hübsche, junge Frau und eine ebenso hübsche, noch jüngere Schwägerin. — Als er sich verlobte, war die Schwester seiner Braut ein indifferentes Geschöpfchen von etwa sechzehn Jahren, also kaum dem Alter entwachsen, wo die jungen Mädchen eigentlich noch Jungen sind.

Nachdem das neuvermälte Paar, um sich in der Vaterstadt des Gatten ein Heim zu gründen, den kleinen Ort verlassen hatte, in welchem die Eltern der jungen Frau wohnhaft waren, ging mit dem bis dahin geräuschvoll lebhaften Wesen der zurückgebliebenen, jungfräulichen Schwester plötzlich eine auffallende Veränderung vor. Sie wurde still, träumerisch, las mit Vorliebe in den Gedichten von Heine und Geibel, und verbrachte die meiste Zeit des Tages in ihrem kleinen Giebelzimmer, sie, die sonst womöglich in allen Theilen des Hauses und Gartens zu gleicher Zeit gewesen war. — Der Vater schob die Schuld dieser Verwandlung scherzweise darauf, daß sein Töchterchen jetzt die Küsse entbehren müsse, die bei dem Brautstande der Schwester gelegentlich auch für sie „mit abgefallen wären." Die Mutter machte zu der Sache ein ernsthafteres, wenn auch liebevolles Gesicht. Am wenigsten heiter aber faßte das junge Mädchen selbst seinen Zustand auf. Sie erklärte eines Tages, als der Papa sich wieder ein Späßchen erlaubt hatte, ihren Eltern ganz energisch, wenn sie nicht gerade einen solchen Mann bekäme, wie den Schwager K., so würde sie gar nicht heirathen.

Ein Jahr ungefähr war verflossen, als aus B., dem Wohnsitze K.'s, ein Brief eintraf, in welchem Mutter und Schwester der jungen Frau liebevoll aufgefordert wurden, zum Besuche zu kommen, um die neue Haushaltung kennen zu lernen und die Vergnügungen der großen Stadt mehrere Wochen mit zu genießen. — Die Einladung erregte große Freude. Nach einigen Tagen jedoch kam die Mutter zu dem Entschluß, was ihre eigene Person betraf, für diesesmal auf das Glück, ihre Tochter wieder zu sehen, Verzicht zu leisten. Denn erstens könne sie die Wirthschaft und den Vater gerade jetzt — gute Hausfrauen haben immer ein „gerade jetzt" in Bereitschaft — nicht im Stiche lassen, und zweitens ... dieses zweite vertraute sie aber nur ihrem Manne an. Man könne ja nicht wissen, meinte sie, ob in der großen Stadt und in dem gastfreien Hause des Schwiegersohnes sich nicht „etwas Passendes" für Hannchen finden würde. „Denn hier hat sie keine große Auswahl, und die Wenigen, die etwa in Frage kommen, — es sind schon Einige darunter, die gar nicht abgeneigt wären, und gegen die sich auch sonst nichts einwenden ließe, aber ihr scheint keiner so recht zu gefallen. Und", so schloß die brave Frau ihren Vortrag, „wenn es Gottes Wille sein sollte, daß unser Kind auf diese Weise sein Glück fände, so will ich, als Mutter, wenigstens auch das meinige thun, und hier bleiben. Denn die Gegenwart einer Mutter kann in solchen Dingen mehr hinderlich als förderlich sein." — So wurde

Digitized by Google

denn im engeren Familienrathe beschlossen, daß Hannchen allein der Einladung in's schwägerliche Haus Folge leisten solle.

Als K. die Schwester seiner Frau auf dem Bahnhofe aus dem Waggon hob, bekam er einen fast freudigen Schreck, so zu ihrem Vortheil verändert fand er sie. Und was in diesem ersten Momente als Totaleindruck eine so mächtige Wirkung auf ihn hervorgebracht hatte, das wurde ihm bei näherer Beobachtung durch eine Fülle reizender Einzelheiten auf's angenehmste bestätigt. Denn er konnte nicht umhin, seinen Blick immer und immer wieder auf der lieblichen Erscheinung des jungen Mädchens ruhen zu lassen. Ihre Bewegungen hatten das etwas Täppische, Fahrige, Unberechenbare, was sie früher gehabt hatten, ganz verloren und alle Glieder fügten sich mit harmonischer Geschmeidigkeit, in den unbewußten, wie von einem höheren Schönheitsgesetze inspirirten Willen, der sie lenkte. Besonders der etwas schwerfällige, ungelenke Gang, der ihm früher unangenehm aufgefallen war, ein Gang, bei welchem so zu sagen der ganze Körper in Mitleidenschaft gezogen wurde, hatte sich in einen leichten, freien Schritt verwandelt, den ein innerer Rhythmus gleichsam beflügelte. Die ganze Gestalt war scheinbar nicht voller, aber abgerundeter, biegsamer geworden. Das Gesicht zeigte nicht mehr die gleichmäßige, erhitzte Röthe, welche das Resultat einer beständigen äußeren und inneren Rastlosigkeit ist, sondern die Farbe blühender Gesundheit, welche das zartlinige Oval der Wangen überzog, wurde gedämpft durch das matte, klare Weiß, das Schläfe, Stirn und Hals schmückte. Aber vor allem das Auge! Früher hatte sie mit diesen Augen nur gesehen, jetzt blickte sie damit. Früher waren sie nur eine glänzende Fläche gewesen, in der die Welt heiter sich spiegelte; jetzt konnte man tief hineinschauen, meertief, — in eine innere Welt, die nicht mehr nur ein Reflex der äußeren war. — Man sieht, der brave K. war ein gründlicher Beobachter.

Das Zusammenleben gestaltete sich denn auch vom ersten Augenblicke an auf's Anmuthigste. Der junge Ehemann war in Folge der anregenden Beschäftigung, der er sich gewidmet hatte, stets in seiner rosenfarbigsten Laune. Die ältere Schwester sonnte sich an der Lieblichkeit und Schönheit des „Nesthäkchens", an dem sie mit mütterlicher Zärtlichkeit hing, und die kleine Person selbst war von dem Momente an, wo sie ihre zierlichen Füße auf B.schen Boden gesetzt hatte, beinahe wieder ebenso vergnügt und lebhaft geworden, wie sie vor einem Jahre gewesen war, nur daß der Ausdruck dieser glücklichen Stimmung verklärt wurde durch eine gewisse Stille und Innerlichkeit, die sich wie ein verschönernder Schleier über ihr Wesen gebreitet hatte.

Nun wird sich Niemand wundern, daß K., sobald die erste Wiedersehensbefangenheit überwunden war, sich so schnell als möglich mit dem, ihm überraschend geschwind theuer gewordenen Objecte seiner Studien in traulichen Rapport zu setzen suchte, und namentlich alle verwandtschaftlichen Rechte, die ihm zukamen, in Anspruch nahm. Schon beim ersten Gutenachtsagen gestattete er sich, seiner holden Schwägerin einen herzlichen Kuß mit auf den Weg zu geben, und er konnte, zu seiner großen Genugthuung, gleich am ersten Abende die Wahrnehmung machen, daß dieser Ausdruck seiner freundschaftlichen Gesinnung bei dem Gegenstande derselben durchaus kein Befremden erregte, sondern im Gegentheil auf's entgegenkommendste erwiedert wurde. — Am nächsten Abende wiederholte sich die kleine Scene, und am dritten konnte man sagen, daß der Gutenachtkuß zwischen K. und Schwägerin Hannchen zur Hausordnung gehörte.

Digitized by Google

Es läßt sich nicht so genau bestimmen, ob es schon nach dem ersten, oder erst nach dem zweiten, dritten Tage von Hannchen's Aufenthalte im Hause ihres Schwagers war, kurz der letztere machte bald die Entdeckung, daß ihm die Art mündlichen Verkehrs, wie er sich zwischen ihm und dem jungen Mädchen entsponnen hatte, ein außerordentliches Vergnügen bereite. Er hatte sie doch früher auch geküßt, — aber wie anders! Das unstäte, lärmende Geschöpfchen war ihm überhaupt ziemlich gleichgültig gewesen; eher hatte ihn ihre Allgegenwart zu Zeiten gestört. Der beständig blitzartig über ihn hingleitende Blick ihrer großen, neugierigen Augen hatte ihn belästigt, und er hätte manchmal wer weiß was darum gegeben, wenn sie nicht immer zufällig in demselben Zimmer gewesen wäre, wo er und seine Braut sich aufhielten. — Wenn er sie bei Gelegenheit einmal der Berührung seiner Lippen gewürdigt hatte, so kam er sich ganz väterlich, beinahe herablassend vor. In der Regel hatte er es nur aus Pflichtgefühl gethan, und die Sache so kurz und officiös wie möglich abgemacht. — Das war nun, wie gesagt, ganz anders geworden.

Es dauerte auch gar nicht lange, so fanden sich noch mehr Veranlassungen, wo der Anstand es zu gebieten schien, daß K. seine liebenswürdige Schwägerin in der mehrfach erwähnten Weise seiner innigen Theilnahme und Zuneigung versichere. Wenn man bei Tische auf das Wohl dieses oder jenes Familiengliedes anstieß, oder sonst eine Libation brachte; wenn die Damen das Haus verließen, um Besorgungen zu machen, oder wenn er selbst einmal Abends allein ausging; wenn ein Brief mit guten Nachrichten von den Eltern eintraf, — oder wenn recht schönes Wetter war. Auch hätte er, der tactvolle K., für nicht ganz schicklich erachtet, wenn er, in Gegenwart der Schwägerin, seine Frau hätte küssen wollen, — ohne jene mit der gleichen Aufmerksamkeit zu bedenken. Das arme Kind konnte doch nicht so dabeistehen. Man kann auch nicht sagen, daß „das arme Kind" durch das rücksichtsvolle Betragen seines Schwagers anders als auf's angenehmste berührt worden wäre. So kam es vor, wenn sie des Abends schon das Wohnzimmer verlassen hatte, daß plötzlich die Thür wieder aufging, — ein Windzug hatte draußen ihr Licht verlöscht. Sie mußte es wieder anzünden — und natürlich wiederholte sich dann auch zwischen ihr und dem Schwager die gebräuchliche Abschiedsceremonie. Dieser kleine Auftritt, der allseitige Heiterkeit hervorrief, ereignete sich eines Abends dreimal.

Aber dabei blieb's nicht.

Eines Tages stand K. in lustigem Gespräche mit seiner hübschen Schwägerin am Fenster, das nach dem Garten hinaus gelegen war. Frau K. war nicht im Zimmer. Sie hatte etwas in der Wirthschaft zu thun. — Nach und nach ging den beiden sich Unterhaltenden der Stoff aus und sie sahen sich gegenseitig in die Augen. Es ist schon gesagt worden, daß die des jungen Mädchens eine ganz besondere Tiefe hatten, und Freund K. vertiefte sich denn auch mit großer Andacht in diese Tiefe. — Man kann in den Augen eines weiblichen Wesens, wenn man lange genug hineinsieht, gar wunderbare Dinge lesen. Was Freund K. bei Entzifferung der vor ihm offenliegenden Zauberschrift für Erkenntnisse sammelte, läßt sich schwer sagen; jedenfalls mußte der Blick des jungen Mädchens eine Art magnetischer Wirkung auf ihn ausüben, denn allmälig senkte sich sein Kopf immer weiter auf sie zu, und — ich weiß nicht, ob das Gesicht des jungen Mädchens ihm auf halbem Wege entgegen kam — kurz, ihre Lippen hatten sich unversehens gefunden — und dann war,

Digitized by Google

was noch nie vorher sich ereignet hatte, eine weitere Annäherung erfolgt, indem K. seine Arme um die schlanke Gestalt des Mädchens legte und dieselbe fest an sich drückte.

Es läßt sich kaum annehmen, daß die beiden, zum erstenmale auf diese Weise Vereinigten, so schnell Veranlassung gefunden haben würden, sich wieder zu trennen, wenn nicht an das Ohr des jungen Ehemannes plötzlich die Stimme und der herannahende Schritt seiner Frau geschlagen hätte. In demselben Momente löste er die Umschlingung, trat ein wenig zurück, nahm eine harmlose Miene an und ermöglichte es durch ein Scherzwort, welches er seiner eintretenden Gattin zurief, daß auch das junge Mädchen eine Aufwallung von Befangenheit schnell verbergen konnte.

Am Abend dieses selben Tages machte Freund K. die Bemerkung, daß seine Frau im Laufe eines Jahres doch merklich gealtert sei. „Es ist eigentlich recht thöricht", sagte er für sich — natürlich, ohne daß es seine Gattin hören konnte — „daß man immer die ältere Schwester heirathet." — An diese Reflexionen schlossen sich aber noch andere, die zwar kaum angenehmer waren, die jedoch, da K. sonst ein ganz vernünftiger Mann ist, zu einem nur zu billigenden Resultate führten. Um es kurz zu sagen, er beschloß, seine reizende Schwägerin nicht mehr zu küssen. Es war ihm plötzlich ein Licht aufgegangen, daß dieser Modus verwandtschaftlichen Verkehrs bei jüngeren Leuten verschiedenen Geschlechtes doch seine ganz bedenklichen Seiten habe.

War es ihm aber nicht ganz leicht gefallen, seinen Entschluß zu fassen — nicht jeder Schwager in seiner Lage hätte so schnell tabula rasa gemacht — so wurde es ihm, — was Manchen nicht Wunder nehmen wird — noch viel schwerer, den gefaßten Entschluß auszuführen. Aber die Schuld lag nicht an ihm.

So ohne weiteres das gefährliche Exercitium einzustellen, wie er im ersten Anlaufe des guten Vorsatzes wohl geplant haben mochte, war nun gar nicht möglich. Er mußte sich zunächst darauf beschränken, Ausfälle, allmälig immer länger werdende Pausen eintreten zu lassen; und in den Fällen, wo er nicht vermeiden konnte, von der ganzen Strenge der neu adoptirten Grundsätze abzuweichen, bemühte er sich wenigstens, der Sache den Stempel des Absichtslosen, Flüchtigen, oder auch mehr des Formellen aufzudrücken. Es gelang K. sogar, im Anfange sein wohlberechnetes Verfahren als ein zufälliges erscheinen zu lassen. Er spielte den Zerstreuten, Praeoccupirten; ging fort, ohne Abschied zu nehmen; vertiefte sich in eine Lectüre, wenn er mit der Schwägerin zufällig allein im Zimmer war, und bedachte auch, um keinen Anstoß zu erregen, seine Frau in Gegenwart ihrer Schwester möglichst wenig mit Liebkosungen.

Aber trotz aller dieser Vorsichtsmaßregeln von Seiten des zartfühlenden Mannes konnte es dem armen Hannchen auf die Länge nicht verborgen bleiben, daß der Schwager mit aller Absicht und Consequens ihr den gewohnten Tribut vorenthalte. Und je deutlicher sie sich dessen bewußt wurde, um so mehr nahm ihre strahlende Heiterkeit ab, und über ihr liebliches Gesichtchen verbreitete sich eine trübe Melancholie, die den guten K. wie ein stiller Vorwurf gemahnte. Aber da er auf etwas Derartiges einigermaßen gefaßt gewesen war, blieb er standhaft. — Was ihm hingegen ganz unerwartet kam und wirklich drohte, ihn zu verwirren und an seinem eigenen Verstande leise Zweifel aufkommen zu lassen, das war der Umstand, daß selbst seine Frau von der Schwermuth ihres Lieblings angesteckt zu werden schien. Ja, in ihrer

Digitized by Google

Eigenschaft als Ehehälfte ließ sie ihn nicht undeutlich fühlen, wie wenig sie mit seinem Betragen in der letzten Zeit einverstanden sei.

Und endlich, als K. drei Abende hintereinander seine junge Schwägerin ohne die übliche Begrüßung sich hatte in ihr Zimmer zurückziehen lassen, wohin sie von der Schwester begleitet worden war, kam es zum Durchbruch. Stumm und mit resignirter Miene hatte Frau K. das eheliche Schlafgemach betreten und sich niedergelegt. Und kaum hatte ihr Mann, wie er das bei solchen Anzeichen zu thun pflegte, die theilnahmvolle Frage an sie gerichtet, was ihr fehle, so zog das Unwetter mit Blitzesschnelle herauf und sie erwiederte in jenem dumpfen, unheilverkündenden Tone, den er als Vorboten einer nahen Katastrophe nur zu wohl kannte: „Hannchen ist sehr unglücklich." —

„Hannchen?" wiederholte der Gatte, scheinbar auf's höchste überrascht. — „Ja, Hannchen", steigerte sich die junge Frau nun. „Hannchen. Und Du, Du bist ein Barbar, sonst hättest Du das schon längst bemerkt. — „Aber ich versichere Dich, liebes Kind ..." — „Versichere mich gar nichts, lieber Mann, Du weißt es recht wohl, denn Du bist an Allem schuld." — „Ich?!" stammelte der Gatte, noch viel verwunderter. — „Ja, Du". Und Frau K. hob ihr Köpfchen etwas in die Höhe und sah ihn mit funkelnden Augen an. „Du." — Warum küßt Du Hannchen nicht mehr?" — Das war nun freilich eine so directe, gar nicht zu umgehende Frage, daß der ehrliche K. vor der Hand weiter nichts darauf antworten konnte, als nichts. — „Ja", fuhr seine Frau fort, „warum küßt Du Hannchen nicht mehr? Das arme Mädchen war so glücklich. Sie fühlte sich bei uns so wohl und heimisch. Sie glaubte, daß Du einen Theil der Liebe, die Du für mich zu haben vorgiebst, auf sie übertragen habest. Du Heuchler! Im Anfange freilich hast Du Alles aufgewendet, um dem armen Dinge diesen falschen Glauben beizubringen. Ach, da konntest Du Dich so zärtlich, so liebevoll anstellen. Aber Du bist es bald genug überdrüssig geworden, Dir diesen Zwang aufzuerlegen. Mir wenigstens wärest Du die kleine Rücksicht schuldig gewesen, zum mindesten Deine Verstellung noch einige Zeit aufrecht zu erhalten. Aber was den Herren der Schöpfung unbequem ist, das wissen sie gar bald von sich abzuschütteln. — Nun, meine Schwester ist, Gott sei Dank, feinfühlig genug, um rechtzeitig gemerkt zu haben, wie sehr sie Dir zur Last fällt. Natürlich wird sie demgemäß handeln. Sie hat mir heute rundweg erklärt, daß sie diesen Zustand nicht länger ertragen könne und entschlossen sei, ihren Aufenthalt hier so schnell als möglich abzubrechen." —

Wie sollte der arme K. sich vertheidigen? Er hatte sich freilich, während seine Frau sprach, in der ersten Hitze — es ist wahrhaftig nicht angenehm, wenn man für die Handlungen, von deren Tugendhaftigkeit man überzeugt ist, solchen Lohn erntet — vorgenommen, den wahren Grund seiner Zurückhaltung ohne weiteres anzugeben. Aber, Du lieber Gott, wie kann man seiner eignen Frau so etwas sagen? Und wenn er sich auch dadurch nach einer Richtung hin vor ihr gerechtfertigt hätte, nach einer anderen hin hätte er sie vielleicht auf Gedanken gebracht, die seinen häuslichen Frieden auf lange hinaus in Frage stellen konnten. Ueber gewisse Dinge läßt sich nun einmal nicht mit Frauen vernünftig reden, wenigstens nicht mit denen, die reinen Herzens sind.

Das fiel ihm denn auch noch zur rechten Zeit ein und bewog ihn, — zu schweigen. Was er übrigens manchmal bei Gardinenpredigten zu thun

Digitized by Google

pflegte. Aber im Innern nahm er sich vor, seinem Vorsatze jetzt erst recht getreu zu bleiben. Er fühlte sich diesen beiden naiven Wesen gegenüber nun dreifach verantwortlich.

Die Folge seiner rücksichtslos durchgeführten Handlungsweise war allerdings zunächst die, daß Hannchen wirklich, trotz seines freundlichen, dringenden Abredens, früher, als im Anfange geplant worden war, abreiste — und zwar in sehr gedrückter Stimmung. Eine andere Folge aber — wenigstens verfehlte K. nicht, den Eindruck des betreffenden Ereignisses mit auf Rechnung seines Verdienstes zu setzen — sollte beweisen, daß der Verstand des Mannes doch zuweilen ein zuverlässigerer Führer auf dem Lebenspfade ist, als der Instinct des Weibes. Bald nachdem Hannchen in ihre Heimat zurückgekehrt war, lief bei der Schwester eine Verlobungsanzeige ein. Hannchen hatte ihre Hand einem jungen Manne zugesagt, dem würdigsten und eifrigsten unter ihren Bewerbern, den sie aber bisher immer schnöde zurückgewiesen hatte.

Wieder war eine geraume Zeit verflossen. Hannchen war glückliche Gattin geworden und hatte ihre Schwester und deren Mann eingeladen, sie auf dem Lande — ihr Mann war Gutsbesitzer — zu besuchen. Dieser Aufforderung war denn auch mit Freude Folge geleistet worden.

Und wieder fand K. seine junge Schwägerin auf's vortheilhafteste verändert. Jetzt störte nicht der leiseste Schatten mehr den leuchtenden Eindruck ihrer voll aufgeblühten Schönheit. — Der Empfang, den „Frau Hannchen" ihren Gästen angedeihen ließ, entsprach dieser anmuthumgürteten Erscheinung. Die kleine Trübung, die einst auf den Verkehr zwischen Schwager und Schwägerin gefallen war, schien von Seite der letzteren total vergessen zu sein. Auch der neue Schwager, den man auf der Hochzeit nur flüchtig kennen gelernt hatte, stellte sich als zuvorkommendster Wirth und angenehmer Gesellschafter heraus. Er freute sich von Herzen über die Gegenwart der nächsten Verwandten einer zärtlich geliebten Gattin.

Man hatte sich gewöhnt, vor dem Abendessen einen kleinen Spaziergang in dem hübschen, baumreichen Parke zu machen. Eines Abends wollte die junge Gutsherrin ihrem Schwager ein Lieblingsplätzchen zeigen, wohin sie noch nicht gekommen waren; während ihr Mann *seine* Schwägerin aufforderte, den Braunen zu besteigen, den er für seine Frau hatte zureiten lassen.

Wenn vier Personen längere Zeit beisammen sind, so haben sie sich über kurz oder lang ausgesprochen. Man geräth dann leicht in Gefahr, Dinge zum Thema zu wählen, die lieber unberedet bleiben sollten. So wahr es auch wohl mehr ein momentaner Mangel an Unterhaltungsstoff, was unseren K. bewog, einmal wieder die Vergangenheit hervorzusuchen und seine Schwägerin an die kleine Verstimmung zu erinnern, die vor ungefähr zwei Jahren in so unliebsamer Weise ihr Zusammensein gestört und verkürzt hatte. Vielleicht fühlte er auch jetzt das Bedürfniß, sich seiner liebenswürdigen Wirthin gegenüber, die vielleicht doch noch einigen heimlichen Groll gegen ihn hegen mochte, noch nachträglich zu entschuldigen. Das schien aber gar nicht nöthig zu sein. Denn die lachende, kindlich heitere Miene von Frau Hannchen wurde bei der Erinnerung, die der Schwager nur zögernd hervorholte, auch nicht von dem leichtesten Wölkchen umflort. Im Gegentheil, das reizende Gesicht leuchtete noch heller auf, und als der gute K. glücklich die Worte herausgebracht hatte: Bist Du mir wirklich nicht mehr böse, Hannchen? Mein damaliges Benehmen

Digitized by Google

war allerdings ein bischen — auffallend: sah sie ihm einen Augenblick so recht lustig und zutraulich in's Auge, und dann plötzlich in ein schalkhaftes Lachen ausbrechend rief sie: „Soll ich Dir's beweisen, daß ich Dir nicht mehr böse bin?" — und dabei waren ihre frischen Lippen auch schon ganz in der Nähe des noch sehr ernsthaften Gesichtes ihres überraschten Schwagers.

K., der auf alles andere eher vorbereitet war, als darauf, hatte keine Zeit sich zu besinnen. Die Sachlage mochte ihm wohl auch jetzt weniger bedenklich erscheinen, als damals. Kurz, im nächsten Momente lag sein Mund auf dem der jungen Frau und sog sich mit einer Inbrunst an den weichen, schwellenden Lippen fest . . .

Und diesesmal schien keine Vorsehung spielender Zufall die Situation stören zu wollen. Sie befanden sich in einem entfernten Theile des Parkes, tief in Büschen und Bäumen versteckt; selbst des Himmels Licht drang nur noch gedämpft, als wolle es sie seiner Discretion versichern, — aber glühend, als billige es jede zärtliche Empfindung — durch die Zweige zu ihnen herein. Niemand sah sie, außer etwa „ein kleines Vögelein" und — wie schon der selige Walther von der Vogelweide beruhigend hinzusetzte —

„Das wird wohl verschwiegen sein."

Aber nein, Etwas war doch noch zugegen, was sie sah — und dieses Etwas mochte sich in dem kritischen Augenblicke wohl auch auf irgend eine Weise bemerklich gemacht haben. Denn ehe noch Schwager K. sich recht klar darüber geworden war, was vor sich ging und was sich ereignen könne, hatte sich die junge Frau wieder von ihm losgerissen und rannte mit leichten Schritten, so daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte, vor ihm her — und er hinterdrein. Als sie sich nun aber plötzlich voll gegen ihn umkehrte, blieb auch er stehen. Ihre Wangen waren noch ein wenig erhitzt und sie mußte erst ein paarmal tief Athem holen, ehe sie mit leiser, etwas vibrirender, jedoch fester Stimme sagen konnte: „Lieber Schwager, Du wirst mir nun schon glauben, daß ich Dir nicht mehr zürne. — Aber küssen wollen wir uns nicht wieder."

Er sah seiner hübschen Schwägerin einen Augenblick fragend und verdutzt in das erregte, aber lieblichen Ernstes volle Antlitz. Dann glitt ein Lächeln über seine Züge und er antwortete: „Meinetwegen, wenn Du keine andere Ursache zu dieser strengen Maßregel hast, als die, — die mich damals bewog . . ." Da ergriff Frau Hannchen schnell seine Hand, drückte dieselbe recht warm und innig und flüsterte: „Guter Schwager, Du mußt mir verzeihen. Ich habe mich damals recht unschicklich und undankbar gegen Dich betragen. Aber — junge Mädchen sind zu dumm."

Digitized by Google

Farbenästhetik.

Von **H. Beta.**

(Schluß.)

III.

Anwendung der Farben für Haus, Haut, Haar und Hut.

Wir haben aus den vorangegangenen Darstellungen der contrastirenden und sich ergänzenden Farben ersehen, daß diese sich durch und nebeneinander theils schaden, theils verschönern können. Deshalb ist es wichtig und wesentlich für Malerei, Färberei, Ausschmückung unserer Personen, besonders weiblicher, — unserer Häuser, Zimmer und Gärten, für alle Schönheit um und an uns, bestimmter zu erfahren, was man thun und meiden muß, um die farbige Schönheit in Leben und Kunst möglichst zur Geltung zu bringen, die Farben harmonisch zu stimmen.

Farbenharmonien bestehen aus Tönen und Schattirungen. Die Töne einer Farbe bilden sich durch Aufhellung mit Weiß und Abdunkelung mit Schwarz. Diese Töne zusammen heißen Tonleiter dieser Farben.

Farbenschattirungen sind Veränderungen einer bestimmten Farbe durch Beimischung einer anderen (nicht Schwarz oder Weiß).

Diese Farben sollen in ihren unzähligen Tönen und Schattirungen mit einander harmoniren.

Farbenharmonien fangen mit dem Anblick und Genuß einer einzigen Farbe an, wenn diese nur in sich rein und mit sich selbst übereinstimmend ist. Jeder empfindet ohne Weiteres mehr Gefallen an einem farbigen Stück Zeug, Papier ꝛc. als an einem farblosen. Diese Harmonie mit sich selber fängt an zu klingen, wenn verwandte, ähnliche Töne einer Farbe das Auge treffen. Es ist dann die Harmonie analoger oder ähnlicher Farben, die dreifacher Art sein kann. Erstens Harmonie der Tonleiter einer Farbe, deren verschiedene Töne sich mehr oder weniger nahe sind, also z. B. der Anblick von grünen Tönen im Laubwerk, vom blauen am Himmel, wie er von oben nach unten abdunkelt ꝛc. Zweitens Harmonie der Schattirungen verschiedener Farben, die in gleicher Höhe theils abgedunkelt, theils erhellt sind, und drittens Harmonie eines vorherrschenden farbigen Lichtes über verschiedene Farben hin, wie dies durch Anschauung dieser Farben vermittelst eines leicht gefärbten Glases entstehen würde. Dadurch entstehen Harmonien analoger Farben.

Dazu kommt die Harmonie des Contrastes, erstens durch den Anblick sehr entfernter Töne einer Tonleiter, z. B. sehr Hell- und sehr Dunkelgrün; zweitens durch Schattirungen verschiedener Farbentöne aus benachbarten Tonleitern; drittens durch den gleichzeitigen Anblick von Farben, die sehr entfernten Tonleitern angehören und nach den Gesetzen des Contrastes ausgewählt sind.

Dabei hat sich ergeben, daß alle bestimmten Farben neben Weiß gewinnen, namentlich Hellblau, Rosenroth, Dunkelgelb, Hellgrün, Veilchenblau und Orange. Ferner harmonirt Schwarz nicht nur vortheilhaft mit

Digitized by Google

düsteren Farben — als Harmonie des Aehnlichen, sondern auch zu hellen, als Harmonie des Contrastes. So bilden Blau und Schwarz eine gute Analogie des Dunkeln, Roth, Orange, Gelb und Hellgrün mit Schwarz schöne Harmonien des Contrastes, ebenso Orange und Gelb oder Grün mit Schwarz in dreifacher Verbindung.

Sodann gewinnen alle ursprünglichen Farben durch die Nachbarschaft des Grauen an Reinheit und Glanz.

Die Harmonie der Farben kann auf folgende Sätze und Regeln zurückgeführt werden.

1) Die harmonischen Contraste entstehen durch Verbindung von Ergänzungsfarben; doch müssen diese möglichst gleich im Tone sein. Man darf also z. B. kein dunkles Roth zu einem hellen Grün bringen, nicht Gelb aus einer helleren Tonleiter mit einem tieferen Tone des Violetten verbinden oder umgekehrt.

2) Die einfachen Farben: Roth, Gelb und Blau contrastiren harmonischer mit einander als mit daraus entstandenen Doppelfarben, also Roth und Gelb besser, als Roth und Orange, Roth und Blau besser, als Roth und Veilchenblau, ebenso Gelb und Roth, Gelb und Blau, Blau und Roth, Blau und Gelb besser, als je eine dieser einfachen Farben mit einer tiefer oder heller schattirten.

3) Schlecht harmonirende Farben werden am vortheilhaftesten durch Weiß getrennt, was namentlich bei Anzügen, die schlecht zur Gesichtsfarbe passen, als ein wohlfeiles Rettungsmittel gegen die üblen Folgen einer Disharmonie zu empfehlen ist. Doch reicht es nicht hin, wenn die eine Farbe sich gar zu ausgedehnt geltend macht. So wird z. B. der dunklen Brünette in einem blauen Kleide der breiteste Halskragen nichts helfen.

3) Schwarz mit zwei hellen Farben macht eine Harmonie des Contrastes, z. B. Schwarz, Roth, Gold, mit je zwei düsteren Farben eine der Aehnlichkeit, z. B. Schwarz, Blau und Veilchenblau.

4) Farben auf schwarzer, weißer oder grauer Grundlage gewinnen in der Regel, aber nur, wenn die Töne oder Schattirungen aller Bestandtheile selbst gut gestimmt sind. Auch passen einzelne Farbenverbindungen besser auf die eine oder die andere Grundlage. So stimmt z. B. Grau zu Roth und Orange nicht so gut, als Schwarz. Roth und Orange auf Weiß sieht härter aus, als auf Grau. Ein entsprechendes farbiges Grau nach den Gesetzen der Ergänzung giebt immer gute Harmonien des Contrastes, z. B. orangenes Grau oder Kastanienbraun zu Hellblau.

Möbel können durch Contrast oder durch Analogie in Farbenharmonie gebracht werden. Möbel von gelblichem Holz werden also am Besten mit einem entsprechend blautönigen Bezuge verschönert, Mahagonimöbels mit grünen Stoffen, Stühle, Sophas ꝛc. von braunem Polisanderholz mit analog dunklen, rothen, blauen oder grünen. Das häufige Carmoisinroth auf Mahagonimöbeln wird am Besten durch eine gelbe Borte mit vergoldeten Nägeln getrennt, sonst beeinträchtigen sich beide Farben, und hell-, kirsch- oder orangerothe Stoffe sollten nie auf Mahagonimöbel kommen. Sie geben diesem Holze einen faden Ton.

Da ein Zimmer nie zu hell sein kann, dürfen die Tapeten nie von dunkler Grundfarbe sein, weil diese höchst ungünstig auf alle Fleischfarben wirken. Hellgrüne Tapeten sind fast unter allen Umständen empfehlenswerth, besonders für weiße und rosige Gesichtsfarben und für Vergoldungen.

Digitized by Google

Weiße und weißgraue Wandbekleidung (mit Mustern von derselben Grundfarbe) bilden einen neutralen Boden für alle Farben und verdienen daher überall den Vorzug, wo man im Zweifel ist.

Bordüren sollten entweder durch Contrast oder durch Gleichartigkeit harmoniren.

Auch in Bezug auf Fenstervorhänge, Thüren, Fenster und dergleichen muß man bei Wahl der Farben an deren Einwirkungen auf einander denken.

In Wohnzimmern mit Tapeten in vollen Farben (Roth, Gelb, Grün, Blau) sollten die Sitze contrastirende Farben haben, ebenso die Gardinen, die dann mit Bordüren von der Farbe der Tapeten versehen sein müssen. Nicht vollfarbige Tapeten erheischen Gardinen von der Farbe der Sitze.

Thüren, als sehr in die Augen fallende Theile eines Zimmers, dürfen erstens nicht mehrfarbig sein und müssen zweitens mit der Tapete durch Contrast oder Gleichartigkeit harmoniren, am Besten auf einem normalgrauen Grunde, der auch durch die Farbe der Tapete oder deren Ergänzungsfarbe schattirt sein kann. Die Einfassungen der Thüren sind dunkler zu halten, als diese selbst. Fenster und Thüren müssen von gleicher Farbe sein, Drehriegel schwarz, broncirt oder von blank gehaltenem Messing.

Unsere Tisch- und Stückteppiche sollen im Allgemeinen nur „putzen" helfen, nur daß man sehr oft durch das Blumenfeld unterm Tische und unter den Füßen das ganze Möblement und allen anderen Zimmerputz abblaßt oder gar schäbig macht. Jemehr Glanz im Zimmer, desto einfacher muß der Teppich sein. In den meisten Fällen wird ein Teppich von grünem oder schwarzem Ton sich am besten eignen. Einfache Zimmer dagegen mit gleich- oder ähnlichfarbiger Ausstattung vertragen einen mehr prachtfarbigen Teppich, dessen Grundfarbe die Ergänzung zu den Möbel- und Teppichfarben bilden mag. Doch verdirbt man durch scharlach- oder orangefarbige Grundfarbe der Teppiche das beste Lüstre des Mahagonimöblements.

Nun ein Wort über Kleiderfarben in ihren Verhältnissen zu einander und zur Haar- und Hautfarbe.

Unsere Schönen sind entweder Blondinen oder Brünetten, in beiden Fällen entweder helle oder dunkle. So giebt es eine Hauptspecies von Damen: helle und dunkle Blondinen, helle und dunkle Brünetten mit schwarzen oder schwärzlichen Augen.

Es kommt also bei der Wahl der Kleider-, Hut- und Haarputzfarben darauf an, daß sie mit den Farben der Augen, des Gesichts und Haares irgendwie harmoniren.

Blondes Haar ist eine Mischung von Roth, Gelb und Braun, daher ein sehr niedergeschlagenes Orangegelb, die noch so weiße Haut ist eine fleischfarbige, daher gleichartig mit Ausnahme der rosigen Stellen. Die blauen Augen bilden dazu allein einen Contrast. In allen Uebrigen herrscht Harmonie des Gleichartigen, daher ein sanfter, beruhigender, stillanmuthiger Eindruck, der nicht durch lebhafte Contraste in der Bekleidung gestört werden darf.

Bei den Brünetten ist der Contrast vorherrschend. Haar, Brauen, Wimpern und Augen contrastiren nicht nur mit der Weiße, sondern auch der Röthe der Haut. Das sich geltend machende eigne brünette Roth bringt in Verbindung mit dem Schwarzen den Charakter einer sehr dunklen, in's Bläuliche oder Grünliche schimmernden Farbe hervor, auf deren Schwächung oder Neutralisirung es den Brünetten besonders ankommen muß. Und dies läßt sich durch entsprechende Contraste in Hut-, Haarputz- und Kleider-

Digitized by Google

farbe ganz prächtig erreichen. Das Hauptmittel ist die lange Tonleiter des Gelben, besonders irgend ein Ton des orangefarbig Rothen. Für Blondinen paßt Himmelblau, wobei aber zarte, helle Blondinen das delicate Grün nicht vernachlässigen dürfen. Letzteres färbt blasse Wangen immer rosig, womit zugleich gesagt ist, daß die gar zu blühenden dunkeln Blondinen es eben so sehr meiden müssen, wie das himmlische Blau. Sie werden verschönernd bläßer durch dunkles Grün oder Blau.

Gelbtönige Kleidung haucht Blau ins Gesicht; daher empfiehlt sie sich Brünetten mit gelblicher Haut, die dadurch weißer wird, indem sie das Gelbe der Haut neutralisirt.

Veilchenblau ist die ungünstigste aller Farben für jede Haut. Es färbt weiße Haut gelblichgrün, gelbliche Haut noch gelber und verhäßlicht immer. Daher sind die blauen Sonntagsröcke der Bauern und die „Pensée"-Ueberzieher der Städter das Häßlichste, was je die verrückteste Mode verkündigte. Auch positives Blau und Orangegelb passen fast niemals zu einer Fleischfarbe.

Weiß steigert alle Farben. Daher verhäßlicht es die weißen civilisirten Herren, wenn sie weiße Halstücher und weiße Westen tragen. Mattes Weiß (Percal, Spitzen und leichte, faltige, ätherische Zeuge) verschönert frische Haut und deren Rosen. Schwarz bleicht, das heißt es stimmt die Farbentöne daneben herab. Doch kann sowohl Schwarz wie Weiß von jeder Dame getragen werden, wenn nur im Besatz und sonstiger Ausschmückung auf Haut-, Haar- und Augenfarbe die Rücksichten des Contrastes und der Analogie genommen werden.

Ganz besondere Aufmerksamkeit verdient die Farbe, welche dem Gesicht am nächsten kommt, weil sich dann alle Vor- und Nachtheile der Contraste und der Ergänzungsfarben geltend machen, ebenso Alles was man Reflex oder Wiederstrahlung der Farbe nennt.

Blondinen können schwarze Hüte mit weißen Federn, weißen und rosigen Blumen, hellblaue Hüte mit weißen (manchmal auch gelben, nie rosigen) Blumen, grüne Hüte mit weißen oder rosigen Blumen mit Vortheil tragen.

Schwarzhaarigen und brünetten Damen empfehlen sich schwarze Hüte mit weißen, rothen oder gelben Zuthaten, weiße mit ähnlicher Ausschmückung, rothe, besonders kirschrothe Hüte mit weißer und rosiger Botanik, auch gelbe Hüte mit etwas blauer Blumistik. Doch vergesse man nicht, daß dabei eine Trennung zwischen Hut und Haut durch das Haar vorausgesetzt wird.

Was von Hüten, gilt auch von den „Aufsätzen", die in Gesellschaft, auf Bällen, im Theater getragen werden, nur daß man dabei besondere Rücksicht auf die Wirkungen des Lampen- und Gaslichts nehmen muß.

Schmucksachen um Hals und Brust dürfen auch nicht übersehen werden, da eine Kette, eine Brosche durch eine hervorstechende Farbe dem Gesicht bald einen bösen Streich spielen, bald wie ein Amorpfeil wirken kann.

Gern möchten wir dem schönen Geschlecht durch noch bestimmtere und ausführlichere Winke und Warnungen behülflich sein, sich und die Welt um sie her durch die ästhetischen Mittel der Farbenschönheit in Anmuth und Grazie zu bereichern, aber wenn sie's recht anfangen, können sie sich nach den gemachten Mittheilungen aus der Farbenlehre sehr gut selbst weiter helfen.

Digitized by Google

Eine Rennthierjagd auf Neufoundland.

Von **Graf Gobineau.** Deutsch von **B. Turley.**

Charles Cabert war der Sohn eines Pariser gutsituirten Geschäftsmannes, der in Zink machte. Wie viele andere junge Leute hatte auch Charles die Schule und das Gymnasium durchgemacht, ohne dabei bedeutende Kenntnisse erworben zu haben, aber als ein junger Mann von gutem Ton war er Mitglied eines Clubs geworden, in dem er sich dadurch Ansehen zu verschaffen wußte, daß er mit gutem Geschmack Geld verlor. Seine Freunde führten ihn auch in Damenkreise ein, und, um seinen Genossen nicht nachzustehen, faßte er eines schönen Tages den edlen Entschluß, sich mit einer Tänzerin von der großen Oper zu verheirathen.

Aber sein Vater hatte mit dem einzigen Sohn andere Absichten und er stellte sich dessen Heirathsplan entschieden entgegen. Wegen dieser beabsichtigten, aber vereitelten Heirath herrschte im Club acht Tage hindurch eine ungeheure Aufregung. Charles erklärte entschlossen, er würde, falls sein Vater die Verbindung mit dem angebeteten Gegenstand verhinderte, sein Leben durch Anwendung eines jener vortrefflichen Mittel endigen, welche die Fortschritte der Wissenschaft unserer modernen Verzweiflung darbieten. Zu allem Glück aber kam unserem erregten Helden, der in seiner eleganten Wohnung in der Rue Tailbot wild raste, zufällig ein Hinderniß in den Weg; er tödtete sich nicht, er verheirathete sich auch nicht, sondern er beschloß, ins Ausland zu reisen, gleichviel wohin. Es war dem Vater gelungen, den Sohn zu diesem vernünftigen Entschluß zu bewegen.

Für gefühlvolle Seelen ist es hier im Leben zuweilen mißlich genug. Einen feierlich verkündigten, verzweifelten Entschluß nicht auszuführen, kann das Ansehen eines Mannes vollständig vernichten, zumal wenn er einem Kreise angehört, in dem sich stets Menschen finden, die Alles auf's Schlimmste deuten. Im innersten Herzen aber war Charles seinem Vater dankbar, daß es ihm gelang, die sinnlos rasende Covalie zu verhindern, sich persönlich einzufinden und ihrem Geliebten das Unleidliche in der Lage einer aufgegebenen Geliebten vorzuhalten. Charles weiches Herz litt wohl bei dieser väterlichen Tyrannei, aber er tröstete und beruhigte sich sehr schnell. Jetzt handelte es sich nur darum, wohin er mit seiner Liebesqual und seinem tiefen Schmerz sich begeben sollte.

Vor allen Dingen mußte er seine Freunde davon zu überzeugen suchen, daß seine Leiden wirklich unerhört, und dies konnte nur durch die eigenthümliche Art der Zerstreuung geschehen, die er zur Beseitigung seines Grames als Mittel wählte. Aus diesem Grunde natürlich konnte er nie an den Rhein, die Schweiz, England, nicht einmal an Italien denken. Wer kann heute wohl dadurch Interesse erwecken, daß er eine Reise nach diesen schönen Gegenden unternimmt? Vor einigen Jahren konnte man wohl durch eine Tour in's innere Spanien seinen nächsten Angehörigen viel Sorge bereiten. Man konnte sich da den Anschein geben, daß man sich schweren Strapazen

Digitized by Google

aussetzte. Seit man auf der pyrenäischen Halbinsel Eisenbahnen hat, verschwinden dergleichen Illusionen mehr und mehr.

Nachdem Charles lange gesonnen und genau überlegt hatte, erinnerte er sich, vor einigen Wochen bei einem lebenslustigen Engländer soupirt zu haben, der seine Gäste mit verschiedenen Jagdgeschichten unterhalten hatte. Derselbe hatte allgemeinen Beifall geerntet durch die Erzählung eines spannenden Abenteuers, dem er auf Neufoundland ausgesetzt gewesen, die Schilderung hatte den Reiz der Neuheit besessen und Charles beschloß deshalb, nach dieser Insel zu reisen. Eine solche Reise war mindestens einer nach dem Orient vorzuziehen, die Einen immer zwingt, sich als einen Alterthumsforscher auszugeben, was beschwerlich genug werden kann. Als Charles seinen Entschluß den Clubfreunden mittheilte, überraschte er sie Alle ganz außerordentlich. Keiner von ihnen wußte eigentlich, in welchem Welttheil Neufoundland liegt; aber das gerade erhöhte Charles Actien um so mehr.

Er ließ nun ein vollständiges Jagdcostüm anfertigen. Die Stiefeln waren ausgezeichnet: zierlich, ohne zu drücken und aus einem Leder, das keine Feuchtigkeit aufnahm, dazu waren sie mit zolldicken Sohlen versehen, die nicht hart und auf der Ausstellung 1867 prämiirt waren. Da er glaubte, lange nächtliche Ritte zu machen, ließ er sich Sporen mit kleinen Laternen anfertigen; er kaufte ein Zelt von sinnreicher Construction; dasselbe konnte abwechselnd als Boot oder Wagen dienen, es konnte wie ein Schirm zusammengeklappt werden und nach Belieben als Bett, Feldstuhl, Tisch ꝛc. dienen, und nahm doch nicht mehr Platz ein, als ein gewöhnlicher Regenschirm. Sein Reisekoffer war wunderbar; da fand sich alles Mögliche: zwei Büchsen, zwei Revolver, zwei Bowiemesser, Alles von neuester Fabrikation. Doch es wäre zu lang, seine Ausrüstung in allen Einzelnheiten zu beschreiben; genug, alle die gleich nützlichen wie eleganten Artikel, die man im Laufe einer Woche in Charles Salon zusammenhäufte, riefen der Clubfreunde einstimmigen Beifall hervor und überzeugten ihn, daß er bei allen seinen Einkäufen vollkommen praktisch und zweckdienlich verfahren.

Nach einem Abschiedsessen, bei welchem die Freunde in langen Reden ihre Theilnahme an dem harten Geschick, das Charles betroffen, ausgedrückt, da er, noch so jung, gezwungen werde, Allem, was ihm theuer gewesen, Lebewohl zu sagen, um unbekannten Schicksalen entgegenzugehen, stieg unser Held in den Waggon und befand sich endlich, einsam in die weite Welt hinausgeworfen, mit der Erinnerung an seine verlorene Liebe und seinem unbeschreiblichen Schmerz allein. Von der Eisenbahn ging er dann an Bord eines Packetbootes und nach einer schnellen Reise über den Ocean landete er in St. Johns, der Hauptstadt von Neufoundland.

Unser junge und interessante Reisende hatte einen Empfehlungsbrief an den holländischen Generalconsul Herrn Anthony Harrison. Nach vollendeter Toilette verließ er den Gasthof, in dem er abgestiegen, und beeilte sich, den Mann aufzusuchen, von welchem er in dem großen Unternehmen, dem er sich geweiht, Rath und Hülfe erwartete. Ein Aufwärter des Hotels führte ihn durch die Straßen, von denen nur wenige gepflastert waren. Man kam zu einem großen Magazingebäude, aus Bretern zusammengefügt. Dort drinnen thronte auf einem Strohstuhl ein hochgewachsener Mann, ein blaues Taschentuch über die Kniee gebreitet und mit Aufzeichnungen in ein Cladebuch beschäftigt; dabei ward er von drei schreienden Gehülfen unterstützt. Ueberall im Magazin, dicht über dem Schreibenden, fast über seinem Kopf, sah man

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Francesco Crispi.

Digitized by Google

Digitized by Google

aufgestapelte Fässer, eins auf dem andern. Sie enthielten getrockneten und eingesalzenen Dorsch und Kabeljau, die vornehmlichsten Luxusartikel und Einnahmequellen der Insel.

„Consul Harrison?" — fragte Charles, den Hut abnehmend.

„889, 955, 357, 11, 43, 2, 433!" — hörte man eine laute Stimme hinten im Magazin rufen.

„Ist Consul Harrison hier zu treffen?" wiederholte Charles, sich artig verbeugend.

„Werda?" fragte der dicke Mann mit dem blauen Taschentuch heftig. — „Wen suchen Sie?"

„Herrn Harrison, holländischen Generalconsul, mit Erlaubniß."

„Der bin ich; was wünschen Sie?"

„Ich habe einen Brief an Sie von Herrn Patterson, Bankier in Paris!"

„Her damit, mein Junge!"

„So ein ungehobelter Klotz!" dachte Charles Cabert, den Brief hinreichend.

„Ja so! Gut, gut; ich sehe, um was es sich handelt", brummte der Consul, als er den Brief durchflogen. „Kommen Sie und essen Sie heute bei mir zu Mittag, so wollen wir weiter von der Sache sprechen und sehen, was sich thun läßt. Adieu, adieu!"

Dieses Adieu war so peremtorisch und näherte sich so sehr einem Befehl, das Feld zu räumen, daß sich Charles fast augenblicklich wieder draußen auf der Straße befand. Er fühlte sich tief verletzt und beschloß, seinen Fuß nie wieder über die Schwelle dieses Grobians zu setzen. Nach näherer Ueberlegung sah er jedoch ein, daß er wahrscheinlich von Niemand Anderem Hülfe erwarten könne, und was sollte da aus der Jagd werden? In diesem Fall blieb ihm nichts weiter übrig, als unverrichteter Sache nach Paris zurückzukehren. Dieser Umstand führte Charles auf bessere Gedanken, und fest entschlossen, sich das nächste Mal bestens zu rächen, wendete er sich an seinen Begleiter und sagte, indem sie die Straße hinabgingen:

„Was ist das für ein Mann, dieser Harrison?"

„Harrison?" antwortete der Aufwärter, ein Irländer — „ja, das ist ein Mann, wie Sie Seinesgleichen in Ihrem unsaubern Europa sicher nicht haben, dafür stehe ich. Dies Jahr hat er 500 Pfund zum Bau der Kathedrale gegeben und 1000 Pfund zur Aufführung eines neuen Schulgebäudes. Außerdem beschäftigt er jetzt über 1500 Personen und außer dem Bischof giebt es in der ganzen Colonie keinen angeseheneren Mann. Harrison sagen Sie? Spricht man von Harrison nicht bei Ihnen? Wovon hat man sonst zu reden?"

„Glauben Sie, mein Freund", erwiederte Charles — verwundert über den amerikanischen Patriotismus des irischen Einwanderers, — „Glauben Sie wirklich, daß man sich in Paris mit Neufoundlands hervorragenden Männern beschäftigt?"

„Sie mögen immerhin stolz thun", antwortete der Irländer mürrisch; „dennoch ist es allgemein bekannt, daß wir Ihnen den Daumen auf's Auge drücken, was das Fischgeschäft betrifft, auch, daß es kein König- oder Kaiserreich giebt, das nicht zittert, wenn Amerika spricht. Glauben Sie, wir kennen die Verhältnisse nicht?"

Charles dachte bei sich, daß Generalconsule und Dienstboten auf Neufoundland höchst sonderbar wären. Aber er schwieg weislich, da er es für

Digitized by Google

weniger räthlich hielt, auf der Straße mit einem Diener in Conflict zu gerathen, der beständig pfeifend an seiner Seite einherging.

Um sechs Uhr ließ man den eleganten Pariser wissen, daß der Wagen des Generalconsuls Harrison vor dem Hotel stehe. Nach dem Vorhergehenden war Charles gefaßt, einen Karren besteigen zu müssen; aber statt dessen fand er ein prächtiges Coupé. Ein Diener in kastanienbrauner, gallonirter Livrée öffnete den Wagenschlag und ehe Charles, der sich für einen Kenner von Pferden und Wagen hielt, die Eigenschaften des dahinrollenden Gefährtes vollkommen würdigen konnte, hielt dasselbe vor einer äußerst eleganten Villa.

Mitten im reichsten Grün von Blumen und Schlingpflanzen führten sechs Treppenstufen von hellgrauem Granit zu einer Veranda von Glaswänden. Hier stand Harrison in eigener Person auf seinen festen, zuverlässigen Beinen, in einem weiten, blauen Frack mit blanken Knöpfen steckend.

„Oho, oho, mein junger Herr! Beeilen Sie sich ein wenig", rief der ansehnliche Generalconsul mit einer Stentorstimme, seine große breite Hand dem Ankommenden entgegenstreckend; „eilen Sie, sage ich, Sie kommen sehr spät." Und während unser Consul mit seiner Rechten Charles schmale, fein behandschuhte Hand auf so derbe Weise drückte, daß sie Gefahr lief, für immer platt gedrückt zu werden, erfaßte er mit der Linken die Schulter des armen Franzosen, drehte ihn wie ein Kreisel um und stellte ihn vor sechs junge Damen und acht junge Herren, die alle um eines Hauptes Länge größer waren wie Charles.

„Meine Kinder", präsentirte Harrison.

Weiter innen im Gemach thronte auf dem Sopha eine würdige Matrone, eine ehrwürdige Dame, ausgezeichnet durch einen vorstehenden Vorderzahn, der einige Linien über die Unterlippe hervorragte. Diese Dame trug eine sehr hohe Spitzenhaube mit rothem Band; im Uebrigen trug sie mit einer milden Majestät ein schwarzes Moirekleid und eine an einer colossalen Kette befestigte goldene Uhr.

„Meine Frau", rief Harrison.

An einem Fenster stand ein Riese, eine breitschulterige Figur mit unförmlich großem Kopf, bedeckt mit einem Wald graumelirter Haare, die sich in dicken Wulsten ringelten. Er war mit einem schwarzen Frack bekleidet, der für vier gewöhnliche Menschen ausgereicht hätte; um den Hals trug er ein sehr lose geschlungenes, hellblaues Seidentuch und mit Augen von gleicher Farbe musterte er den Ankommenden.

„Mein Freund, Georges Barton, mit dem Sie zusammen reisen dürfen!" schrie unser Consul weiter und hiermit war die Vorstellung beendigt.

Charles Cabert war vollkommen umgewandelt. Er grüßte nach allen Seiten; die Damen erwiederten seine Verbeugungen ziemlich artig, die Herren dagegen sehr kurz, und so ging man hinaus in den Speisesaal.

Als man sich zu Tische gesetzt, begann Charles eine Unterhaltung mit der Frau des Hauses einzuleiten, und sofort war sie bei vertraulichen Mittheilungen. Seit mehreren Jahren litt sie an beständig wiederkehrendem Zahnweh; gewissenhaft und umständlich beschrieb sie die hauptsächlichen Eigenheiten des Schmerzes und forschte fleißig nach den Erfahrungen und Kenntnissen ihres Zuhörers in dieser Angelegenheit. Dieser bemühte sich, dieses Vertrauen durch Angabe einiger in Frankreich üblichen Hausmittel zu lohnen. Da er

Digitized by Google

jedoch auf einen solchen Gesprächsstoff nicht vorbereitet war, so wußte er anfangs nicht recht, welches Mittel er empfehlen sollte; er nahm seine Zuflucht zu Dubarry's Revalescenta arabica. Während er sich so gut wie möglich über das untrügliche Heilvermögen dieses Mittels im Allgemeinen, als bei nervösem Zahnweh im Besonderen erging, ward die allgemeine Tischunterhaltung plötzlich so laut, daß Charles unwillkürlich seinen Kopf umdrehte, um zu hören. Sobald Frau Harrison ihrerseits merkte, daß ihr Gast ihre Klagen nicht mit gehöriger Aufmerksamkeit weiter anhörte, ließ sie die Unterhaltung resignirt fallen. Unser Franzmann ward nun ganz Ohr für die donnernden Lachausbrüche, Ausrufe und heftigen Antworten, die einander ablösten, begleitet von Faustschlägen auf den Tisch, daß Alles auf demselben zitterte und wackelte.

„Das ist es eben, was ich ihm sagte!" schrie William, der älteste Sohn. „Ich habe ihm das mehr als einmal gesagt, daß die Presbyterianer Esel sind, und ebenso wissen wir, daß die Methodisten auch nicht viel anders sind. Wiewohl wir Alle bei den letzten Wahlen in Plaisame für deren Candidaten Rigby stimmten, so ist damit nicht gesagt, daß wir (die wir bei der letzten Wahl geschlagen wurden) stets so handeln wollen. Die Ursache, daß wir bei der letzten Wahl geschlagen wurden, war, daß das Pack sich von den Puritanern hat kaufen lassen."

„Das sagte ich Dir im Voraus, ich", fiel Eduard Harrison, ein jüngerer Bruder ein, „aber Henry behauptete, daß man nichts riskire."

„Nun, man weiß ja, das war wegen Harriet Pooles", hörte man die Silberstimme Miß Louisa's rufen.

Diese letzte Bemerkung rief ein allgemeines Gelächter hervor.

„Das war nicht wegen Harriet Pooles", antwortete der beschuldigte Harry; „und wenn es auch gewesen wäre", setzte er hinzu, „so sehe ich nicht ein, weshalb es mehr bemerkenswerth wäre, als wenn Louisa halbe Tage lang bei Virginie Beyley zubringt, eigentlich, um mit ihrem Bruder Tom Beyley, der Anabaptist ist, zu schwatzen."

„Das ist nicht wahr", erwiederte Louisa, bis an die Ohrläppchen erröthend, während alle Anderen laut auflachten.

„Liebe Louisa", murmelte Schwester Jenny zwischen den Zähnen, „Du darfst wohl nicht leugnen, daß dem so ist."

Des Generalconsuls Stimme machte sich nun geltend.

„Ich bin der Ansicht", schrie er, „daß wir mit diesen unerquicklichen Streitereien hier bald zu Ende kommen müssen, und ich habe mir vorgenommen, darüber mit dem Bischof zu sprechen. Es ist zwar wenig angenehm, mit der Priesterschaft zu thun zu haben, aber wenn man einem Zustand ein Ende machen will, der die theuersten Interessen der Colonie berührt, ich meine nämlich den Kabeljauexport und die Handelseinschränkung gewisser anderer Artikel, so muß man seinen Widerwillen bezwingen und mit Codham und seinen Freunden stimmen, mindestens so lange, bis die Frage zum Austrag gelangt. Doch nun genug davon, ich wünsche einen Toast auszubringen."

Das vollständigste Schweigen trat ein. Harrison ergriff sein Glas, erhob sich und, die Linke auf den Tisch gestützt, sprach er mit einer Haltung, als wäre er ein Redner, bereit, die Gefühle eines großen Zuhörerkreises anzufeuern, Folgendes:

„Meine Herren und Damen! Philosophen haben schon geäußert, und dies mit Recht, daß Ströme, weit entfernt die Grenzen von Nationen zu

Digitized by Google

sein, deren natürliche Communicationsmittel sind. Was sollen wir da vom Meere sagen, dem größten aller Ströme, und von Amerika, das so glücklich ist, auf allen Seiten von dieser großen, natürlichen Straße umflossen zu sein?"

Ein Beifallsgemurmel begrüßte den Redner bei diesen Worten. Harrison fuhr mit erhobener Stimme fort:

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Welt durch das Meer verjüngt werden wird, und Amerika ist es vorbehalten, von seiner Kraft und Sittlichkeit, seinem Erfindungsgeist und seinem Reichthum mit der alten Welt zu theilen, hauptsächlich mit der veralteten, europäischen Gesellschaft, die gegenwärtig unter das Joch der Dummheit, Armuth und Sclaverei gebeugt wird."

Jetzt ward die allgemeine Bewunderung außerordentlich; die acht Söhne rollten die Augen und leerten Glas auf Glas, die sechs Töchter waren pionenroth und Mr. Georges Barton ließ seinen Beifall durch ein aufmunterndes Grunzen hören. Was Frau Harrison anlangt, so führte sie die Hand melancholisch zur linken Backe, als wollte sie zeigen, was sie unter dieser lärmenden Freude litt. Harrison blickte mit lächelnder Zufriedenheit auf sein Auditorium und fuhr fort:

„Aus allen diesen Gründen, liebe Mitbürger, bringe ich nun unserem neuen Freunde, Mr. Charles Cabert, ein Hoch und bitte ihn, im Lande der Freiheit willkommen zu sein, indem ich mit Herz und Seele wünsche, daß die Beobachtungen, die er hier machen wird, und die Erfahrungen, die er hier sammeln kann, ihn zu der vollen Einsicht in die Ueberlegenheit unserer Institutionen und unserer zukünftigen Größe leiten mögen!"

Der Redner setzte sich und Charles verbeugte sich dankend, indem er sein Glas leerte. Er glaubte, daß damit Alles abgethan sei. Hierin irrte er sich aber; kurz darauf hörte man Mr. Georges Barton mit gewaltiger Stimme rufen, indem er sich zu dem Franzosen wendete:

„Jetzt, Herr, ist die Reihe an Ihnen, zu antworten."

„Was soll ich Denen sagen?" dachte der junge Pariser nicht ohne gewisse Beängstigung.

Aller Augen waren auf ihn gerichtet und er sah ein, daß er sprechen mußte.

„Meine Damen und Herren", begann Charles mit einer Stimme, die er geschickt vibriren ließ; „ich bitte Sie, mit einem Fremden Nachsicht zu haben, der gezwungen wird, in einer Sprache zu antworten, die nicht seine eigene ist, wiewohl — in diesen Zeiten der Civilisation — natürlich — das versteht sich von selbst — alle Menschen Brüder und geschaffen sind, einander zu verstehen."

Diese Einleitung schien bei der Gesellschaft anzuschlagen und man ließ gewisse Beifallszeichen vernehmen.

Charles Cabert, hierdurch sich angespornt fühlend, fuhr mit fester Stimme fort:

„Handel . . . nein! . . . ja! . . . ich will sagen Handel und Industrie, von der Wissenschaft erleuchtet, und die Wissenschaft wiederum der Anleitung der Erfahrung folgend, sind gewissermaßen als Grundpfeiler der modernen Gesellschaft anzusehen, und ich nehme keinen Anstand, zu bekennen, daß Amerika mit seinen unerhörten Anstrengungen . . . das heißt, daß Amerika mit

Digitized by Google

seiner Erstaunen erregenden Wirksamkeit, erleuchtet von der Wissenschaft, aller Freiheit unleugbar die Krone aufsetzt!"

„Hurrah! Hurrah!" schrieen alle Herren, sich auf den Stühlen hin und her schaukelnd, während die sechs jungen Damen mit ihren Tischmessern an die Gläser schlugen. Charles, über solchen Erfolg außer sich, rief feurig:

„Deshalb erlaube ich mir, stolz darauf, dieses Land betreten zu haben, das noch unberührt von den Leiden, die weniger glücklich bedachte Gegenden heimsuchen, ein Hoch auszubringen auf Herrn Harrison, diesen geachteten, unvergleichlichen Familienvater und seine Gemalin, das Vorbild einer Familienmutter, ebenso auf die Fräulein Harrison, deren Liebenswürdigkeit alles Lob übertrifft, auf sämmtliche junge Herren Harrison und Mr. Barton, alle diese ausgezeichneten Mitbürger des vorzüglichsten Gemeinwesens in der Welt."

Charles wollte sich setzen, aber dies gelang ihm nicht. Sein Wirth stürzte heran, umarmte ihn und schleuderte ihn dann in die Arme eines Anderen. So ging dies die Reihe herum; heulend vor Freude erklärten ihn Alle für den höchst einnehmenden jolly boy, den sie je getroffen, und unter dem lebhaftesten Beifallssturm sank er endlich erschöpft auf seinen Stuhl.

Die Zeit verging und Charles hielt es für passend, sich zu empfehlen; jetzt erfuhr er, daß seine Reiseeffecten aus dem Hotel in Harrison's Villa geschafft seien, und man führte ihn in ein sehr comfortabel eingerichtetes Schlafzimmer. Der Wirth selbst kam, nachzusehen, daß nichts zur Bequemlichkeit des Fremden fehlte, bot dann seinem Gast gute Nacht und verließ ihn, um nach all' den Seelenerschütterungen, die er durchgemacht, denselben ausruhen zu lassen.

Während der Nacht hatte Charles die wildesten Träume. Er war Bischof in Neufoundland, er galoppirte am Felsenufer auf dem Rücken eines Rennthieres einher, in Gefahr, Arme und Beine zu brechen. Das Rennthier verwandelte sich dann in einen weßleyanischen Prediger, der ihm Grimassen schnitt; eine Wolke von gesalzenen Fischen verfolgte ihn, schreiend, er solle vor ihnen eine Rede halten.

Gegen Morgen schlief er ruhiger, ward aber plötzlich durch zwei Eintretende geweckt, der eine war Harrison, der andere Barton.

„Noch im Bett?" sagte Jener. „Es thut mir zwar leid, Sie zu stören; aber es ist hoch am Tage, bald sechs Uhr und meine Geschäfte rufen mich. Doch wollte ich mich nicht entfernen, ohne Ihnen den für Sie entworfenen Plan mitzutheilen. Hier sehen Sie Mr. Barton, Besitzer eines schönen Etablissements für Wallfischfang. Er reist morgen zeitig und nimmt Sie mit sich. Er wird es so einrichten, daß Sie so viele Rennthiere jagen können, als Ihnen beliebt; Rebhühner und Schnepfen können Sie auch schießen, Lachs und Forellen fischen, mit einem Wort, Sie können vollauf zu thun bekommen, Alles steht Ihnen zu Gebote."

Charles wollte danken, aber Harrison ließ ihm keine Zeit und fuhr fort:

„Barton drängt, nach Hause zu kommen; da wir aber unsererseits wünschen, Sie ein wenig zu genießen, so hat er versprochen, bis morgen früh zwei Uhr zu bleiben. Sie können den Tag in Gesellschaft meiner Töchter zubringen und Abends halten wir Ihretwegen einen kleinen Ball. Und nun, mein Junge, den Schlaf aus den Augen, mit einem Satz aus dem Bett! Dann suchen Sie sich möglichst gut zu unterhalten, da Sie nichts anderes zu thun haben."

Digitized by

Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ Harrison das Zimmer, gefolgt vom Freunde, der kein Wort gesagt hatte. Charles fand sich durch die ungenirte Art, mit der man ihn behandelte, ziemlich verletzt, tröstete sich aber mit dem Gedanken, daß doch Alles zu seinem Besten wäre und hing die Anforderungen der Etikette an den Nagel. Da er nicht mehr schlafen konnte, so überwand er sich, zu dieser für ihn ungewöhnlichen Zeit aufzustehen und begann Toilette zu machen, eine wichtige Sache, die viel Zeit beansprucht, wenn Jemand sich selbst wirklich zu respectiren weiß. Diesen Morgen aber dauerte es länger wie gewöhnlich; er wollte seinen Wirthsleuten zeigen, daß er sich für einen unabhängigen, selbstständigen Mann hielt.

Ob seine Wirthinnen des Pariſers Absicht zu errathen wußten, kann ungewiß sein; als er in den Salon herabkam, fand er die jungen Damen in eleganten Toiletten; die acht jungen Herren hatten sich wie der Vater in Geschäften hinweg begeben. Man begrüßte ihn herzlich wie einen alten Bekannten und sechs schöne Hände drückten die seinige. Fragen um Fragen wurden gethan über Paris, seine Theater, Promenaden, neuesten Moden ꝛc. Jetzt konnte sich Charles geltend machen und die Unterhaltung belebte sich mehr und mehr. Man brachte Thee, servirte Schinken, kaltes Geflügel, geröstetes Brod, Confect und dergleichen mehr, um den Magen zu besänftigen, bis das eigentliche Frühstück, das sogenannte Luncheon aufgetragen ward. Die Damen wetteiferten unter sich, ihm auf die artigste Weise bald Dieses, bald Jenes anzubieten; dennoch machte er die stille Bemerkung, daß der älteren Schwestern Aufmerksamkeit nur Artigkeit war, während die drei jüngsten ein gewisses Bestreben zu gefallen bewiesen. Als die Unterhaltung am lebhaftesten war und Charles versuchte, wiewohl mit ziemlich ungewohnter Hand, das Muster eines ganz neuen Kragens zu zeichnen, öffnete sich die Thür mit heftigem Gepolter und ein junger Mann mit dunkler Hautfarbe, schwarzen Locken, Augen wie Feuerkohlen, starkem Schnurr- und Backenbart stürmte laut lachend in's Zimmer. Jenny erröthete, erhob sich und ging dem Eintretenden entgegen; sie drückten ihre Hände mit sichtlichem Interesse. Im selben Augenblick trat Consul Harrison aus einem Nebenzimmer ein.

„Guten Tag, meine lieben Damen, wie geht es?" rief der junge, polternde Mann, den Jenny so gut aufgenommen . . . „guten Tag, Harrison. He, alter Vater, wie steht es mit der Gesundheit? . . . Ganz gut! Um so besser, um so besser, hören Sie! Es lebe die Liebe und das grüne Irland! Ah, sind Sie es, Herr Franzose? Angenehm, Ihre Bekanntschaft machen zu dürfen. Wir sprachen eben von Ihnen unten am Hafen, und ich war auf dem Sprunge, Ihnen die Hirnschale mit einem Artikel einzutreiben, der sicherlich das Colonialministerium niedergeschossen hätte wie ein Kartenhaus und obenauf zum Kauf vielleicht den englischen Gouverneur heimgeschickt hätte unter einer Begleitung von rohen Kartoffeln im Rücken."

„Gilt dieser Scherz mir?" rief Charles erstaunt.

„Ja gerade Ihnen! Ihnen in eigener Person . . . Jenny, mein Engel", fuhr er in einem Athem fort, „gieb mir eine Tasse Thee, wenn ich bitten darf, und acht Butterbrode!"

Jenny, die ihren Bräutigam seit seinem Eintritt in's Zimmer mit Bewunderung und zärtlichen Blicken betrachtet, beeilte sich, seinem Wunsche nachzukommen, während dieser sich zu erklären fortfuhr:

„Ja, hören Sie, ich beabsichtigte wirklich, Sie in meinem Blatt, der

Digitized by Google

commerzielle Kundschafter, übel zuzurichten; wenn es Sie interessirt, sollen Sie hören, was ich sagen wollte; ich begann so: Europas Regenten, mit denen es nun recht bald aus zu sein scheint, durch die unerschrockene Haltung der Colonialstaaten zur Verzweiflung gebracht, vor den drohenden Manifestationen eines freien Volkes zu weichen gezwungen, haben sich entschlossen, ihre Zuflucht zu dem unsinnigsten Machiavellismus zu nehmen. Wir besitzen aus sicherer Quelle von einem unserer pariser Correspondenten — ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, Herr Rupert, daß ich in Paris keinen Correspondenten habe, aber die Abonnenten hören so etwas gern — wir haben erfahren, sage ich, daß eine Person Namens Rupert . . ."

„Cabert . . ." flüsterte die schöne Jenny.

„Cabert? — Dank, meine Jenny! Ein besseres Mädchen wie Du giebt es auf Erden nicht! . . . Cabert, Robert, Rupert, Chabert, ein durchtriebener Schurke, seit zwanzig Jahren in den schmutzigsten Aufträgen der Politik verwendet . . ."

„Aber mein Herr", fiel Charles ein.

„Still, junger Mann, lassen Sie mich bis zum Punct sprechen . . . kürzlich nach St. Johns in der deutlichen Absicht kam, um durch Bestechung sich mit unseren Feinden in geheime Verbindung zu setzen! Wir ermahnen die feile Regierung, die uns lange bedrückt, offen zu erklären, weshalb sie sich mit diesem Mr. Robert in häufige Conferenzen einläßt?" . . . Eben da war ich, als man mir sagte, daß Sie ein Freund von Harrisons Haus wären; von dem Augenblick an waren Sie auch mein Freund in Leben und Tod! Haben Sie einen Proceß, so werde ich Ihr Advocat; kommen Sie in Streit, so können Sie auf meine Faust rechnen! Aber wünschen Sie nie Geld von mir zu leihen, denn das habe ich nicht, aber Sie können mir borgen, soviel Sie wollen, ich werde nie bezahlen! Dessenungeachtet war es für mich ein richtiges Unglück, daß Sie hier im Hause befreundet sind."

„Aber, mein Herr, dieser Scherz ist zu stark! Sie scheinen meinen Charakter auf eine Weise haben anschwärzen zu wollen, die . . ."

„So, so, kein Wort mehr von dieser Angelegenheit! Hätte ich den Angelhaken auswerfen können, so hätte ich mir damit ein Amt fischen können; dann hätte ich Jenny heirathen können, die ihr Crocodil von Papa mir nicht geben will, weil ich einer Frau nichts bieten kann, und Sie hätten sich deshalb nicht schlechter befunden! Aber für heut mag genug geschwatzt sein; ich muß nun auf's Gericht, um für Hogdorn gegen Watson zu plaidiren; Watson, dieser Dummkopf, kam mit seinen Acten erst zu mir, aber denken Sie, er wollte nicht drauf eingehen, mir funfzig Pfund mehr zu geben, als Hogdorn mir geboten. So mußte ich zum Feinde übergehen und mit Pauken und Trompeten, reitender Artillerie, Bomben und Granaten anfallen . . ."

Der neufoundländer Advocat hatte sich dabei vom Stuhl erhoben und ahmte seine Beschreibung mit einem Eifer und einer Munterkeit nach, die die ganze Gesellschaft zum Lachen zwang.

„Er ist etwas verdreht, dieser O'Lary!" sagte Miß Mary, indem sie ihre Augen, die vom Lachen feucht waren, trocknete.

„Angeborene Lustigkeit, meine Kinder! Aber, apropos, Jenny, ehe ich gehe, mußt Du mir „Des Sommers letzte Rose" zum Besten geben, das soll mich für den ganzen Tag stärken."

Jenny setzte sich an's Piano und sang die irländische Melodie. Charles

Digitized by Google

konnte auf den Gesang gerade nicht sehr achten, denn die Unterhaltung ward lauter wie zuvor, während die beiden Liebenden sich in ihre Musik vertieften. Indessen verlor Charles, während er Harrisons weitläufiger Rede über die Aussichten, den Cabeljaupreis zu erhöhen, lauschte, O'Lary nicht aus den Augen, wie er auf einem Tabouret neben Jenny saß, zusammengekrümmt wie eine Meerkatze und das Haupt in den Händen vergraben. Als der Gesang beendet war und der Bräutigam emporsah, waren seine Augen thränenvoll. Er erhob sich rasch, zog Jenny an seine Brust, sah mit einem liebevollen Blick auf sie und eilte dann in gleich polternder Weise wie er gekommen davon.

Der Tag verging äußerst angenehm. Die jungen Damen führten Charles in der Gegend umher; Frau Harrison ward nicht sichtbar und Niemand fragte nach ihr. Man aß, man promenirte. Das Mittagsmahl war großartig; zweiunddreißig Gäste waren geladen und unter ihnen sah man mehrere bedeutende Personen. Endlich erklang Tanzmusik.

Jenny sagte zu Charles:

„Gestatten Sie mir, Ihnen einen Rath zu geben?"

„Mit größtem Dank."

„Tanzen Sie nur mit meinen drei jüngsten Schwestern und einigen anderen Damen, denen ich Sie vorstellen werde. Diese sind, soviel ich weiß, noch nicht verlobt."

Diese Unterscheidung erschien Charles so äußerst komisch, daß er die Antwort nicht unterlassen konnte:

„Aber, mein Fräulein, weshalb soll ich gerade darauf Rücksicht nehmen, daß dieser oder jener Herr von dieser oder jener Dame eingenommen ist?"

„Das brauchen Sie gewiß nicht", antwortete Jenny ungekünstelt, „da Sie fremd sind; ich wollte Ihnen nur sagen, daß, wenn Sie mit einem der verlobten Mädchen tanzen, man sich sicher daraus ein Vergnügen machen würde . . . und außerdem ist es hier so nicht Sitte."

In diesem Augenblick näherte sich O'Lary mit einem ungemein großen weißen Halstuch und einem so jovialen Lächeln, daß seine beiden weißen Zahnreihen sichtbar wurden.

„Hören Sie, Rambert", rief er, „wenn Sie mit Jenny tanzen wollen, so geniren Sie sich nicht; ich bin überzeugt, daß es ihr angenehm ist."

„Gewiß", sagte Jenny.

Charles fühlte sich verletzt; er fuhr auf und antwortete hitzig:

„Herr, ich heiße nicht Rambert, ich heiße Cabert, Cabert hören Sie!"

„Cabert for ever, Hurrah!" schrie der Irländer. Hierbei faßte er Charles um den Leib, hob ihn hoch auf gegen die Decke, zeigte ihn einige Secunden den übrigen Gästen, die alle applaudirten, und stellte ihn dann wieder auf den Boden, um ihn an seine Brust zu drücken.

Jenny befreite Cabert aus der harten Umarmung und führte ihn, der halberstickt, von Verdruß und Wuth blutroth im Gesicht, mit sich in die bereits begonnene Française. Der Tanz beruhigte ihn etwas und er erkannte, daß er sich lächerlich machte, wenn er O'Larys gewaltsames Benehmen zurückweise. So ließ er sich mit Jenny in ein Gespräch ein und diese bekannte ihm offenherzig, daß es für sie auf Erden keinen Andern gäbe, der nur den kleinen Finger des polternden Irländers aufwöge. Als die Musik schwieg, ging Charles hinaus, um im Garten der entsetzlichen Hitze des Saales zu entgehen; hier sah er die Jugend paarweise sich in den schattigen Gängen

Digitized by Google

ergehen, auch zuweilen in einen dunkeln Kiosk eintreten, ohne daß eine Mama, Großmutter oder Tante unruhig auf den Ferſen folgte.

„Welche Sitten!“ dachte Charles mit tugendhaftem Unwillen. Verachtung gegen ſeine Wirthsleute, deren Freunde, gegen die ganze Stadtbevölkerung war ſein einziger Troſt. Man überhäufte ihn mit Aufmerkſamkeiten, man erdrückte ihn mit Ergebenheitsbeweiſen, aber man verunglimpfte ihn unaufhörlich. Er beſaß in keiner Beziehung ſeine Freiheit, ohne Zweifel das ſchwerſte Mißgeſchick, das einen Menſchen treffen kann; inſtinctmäßig kannte er ſeine eigene Schwachheit, die er als von einer höheren Natur herrührend hochachtete, er dachte an die Patrizier Roms beim Ueberfall durch die Barbaren des Nordens und verglich St. Johns reiche Patrone mit dieſen letzteren. Während er ſich in dieſe Betrachtungen vertiefte, ſah er ſich plötzlich von einem halben Dutzend junger Herren umringt, die ihn gleichzeitig aufforderten, mit ihnen ein Glas zu leeren; ſchicklicherweiſe konnte er dieſe Zumuthung nicht gut zurückweiſen.

Er bemerkte in der Geſellſchaft einen jungen Militär, der ein ſehr melancholiſches Ausſehen hatte und er fragte O'Lary nach deſſen Namen.

„Sie meinen O'Calleghan“, antwortete der Advocat, eine gerührte Miene annehmend, die Cabert an einem ſolchen Raufbold lächerlich erſchien. „Armer Teufel! Er iſt hier in der Stadt geboren. Er trat in ein engliſches Regiment, verliebte ſich dann aber in jenen kleinen Teufel, Kate Sullivan, das ſchönſte Mädchen ganz Amerikas nächſt Jenny Harriſon natürlich. Das Corps, bei dem er diente, ward in die Krim beordert; das war keine dumme Geſchichte. Er konnte ſich den Capitänsgrad ſichern und freie Station, jedenfalls eine gute Sache für einen armen Teufel ohne einen Schilling in der Taſche. Aber Kate hielt ihrem Anbeter folgende Rede: „John O'Calleghan, wenn Sie zu Hauſe bleiben, bleibe ich Ihnen treu, wenn ich auch zwanzig Jahre warten ſoll; ziehen Sie aber in den Krieg, ſo ſtehe ich für nichts ein.“

„Vermuthlich zog er doch mit in den Krieg?“

„Nein, er blieb beſcheiden zu Hauſe; er tauſchte mit einem andern Lieutenant in einem unſerer Colonialregimenter. Natürlich erhielt er nun nicht den Capitänsrang, aber er konnte täglich die ſchöne Kate ſehen und iſt feſt entſchloſſen, geduldig zu warten.“

„Er hat ſich ja entehrt!“

„Wer? O'Calleghan? Weshalb ſollte er entehrt ſein, wenn ich fragen darf?“

„Das Regiment, bei dem er dient, zieht in den Kampf, und er bleibt eines Mädchens wegen zu Hauſe!“

„Und was Schlimmes kann dabei ſein?“

„Alle Menſchen haben ja das Recht, ihn der Feigheit zu zeihen!?“

„O'Calleghan feige? Das war eine aufgeklärte Idee! Nein, mein feiner, lieber Pariſer, wir Irländer ſind nicht feige, ebenſo wenig als wir uns darum kümmern, was Dummköpfe von uns denken. Der Oberſt ſelbſt rieth O'Calleghan, zu Hauſe zu bleiben; es giebt keinen kühneren Jungen in der Welt als er; wer das Gegentheil behauptet, kann von O'Lary einen Fauſtſchlag erwarten, und zwar einen ſolchen, der zu fühlen iſt, dafür ſtehe ich ein!“

„Wer doch zu Hauſe bei Papa in der Rue Tailbot wäre“, dachte Charles. Er hatte genug bekommen von dieſer Wildheit und all dieſer Aufſchneiderei. Aber im ſelben Augenblick theilte man ihm mit, daß Georges Bar-

Digitized by Google

ton vor der Thür warte. Charles hatte den Coloß auf dem Balle im schwarzen Frack mit rothem blaugesprenkelten Halstuch gesehen. Er fand ihn nun draußen auf der Steintreppe in großen Fischerstiefeln, die bis an den Bauch hinauf reichten, mit einem dicken, grobwollenen Paletot, bis ans Kinn hinauf zugeknöpft, und ein wollenes Tuch mehrfach um den dicken Hals geschlungen. Harrison stand an des Freundes Seite, die acht Söhne dahinter, die sechs Töchter vor ihnen und so sammelte sich nach und nach die ganze Ballgesellschaft dort draußen.

„Die Uhr hat zwei geschlagen, wir müssen fort", äußerte Barton. „Adieu, meine Herrschaften!" Dann fügte er, zu Charles gewendet, hinzu: „Ihre Sachen sind auf meiner Galeaß untergebracht, und da können Sie sich umkleiden."

„Adieu, mein Junge!" rief Papa Harrison und seine Worte begleitete ein gewaltiger Händedruck. „Entschuldigen Sie, daß ich Sie nicht besser aufnehmen konnte! Her mit einem Glas Wein! Meine Alte mit ihrem ewigen Zahnweh bat mich, Sie schönstens zu grüßen. Füllt die Gläser voll! Nun, Gentlemen und Ladys, Alle Hurrah für Charles Cabert . . . Hip, hip, hip, Hurrah!"

Man schrie, was man konnte.

„Noch einmal!" brüllte Harrison, „hip, hip, hip, Hurrah!!"

Die Fensterscheiben klirrten und das Haus schien einstürzen zu wollen.

„Nun hinein in den Tanzsaal mit Euch Anderen!" hob Harrison an. „Ich und meine Söhne folgen unserem Gast hinab zur Galeaß."

„Nein, nein, wir gehen Alle mit!" hörte man mehrere Stimmen rufen.

O'Lary stürzte hervor mit gebeugtem Kopf, faßte Charles um den Leib, hob ihn auf seine Schultern und trug ihn trotz der Stöße, mit denen er inzwischen tractirt ward, in raschem Trab hinab zum Hafen, begleitet von dem heulenden Hurrahrufen der Anderen.

An der Galeaß setzte er Charles auf den Boden nieder, nun begannen neue Umarmungen. Aber Barton machte ihnen ein Ende, indem er seinen Kameraden an Bord schleppte und das als Landungsbrücke dienende Bret einzog. Während der Anker gelichtet und die Segel gehißt wurden, ward beständig Hurrah gerufen, und als man sich endlich entfernte, wurde die davoneilende Galeaß von wiederholten Hurrahrufen und einem „Cabert for ever!" begleitet, stärker als bei einer Parlamentswahl in England.

„So, nun befreien Sie sich von dem Zeug da", sagte Barton, „und kleiden Sie sich, wie es einem Seemann zukommt. Dort ist die Cajüte."

Charles fand den Rath gut und begab sich hinein. Die kleine Cajüte ward von einer einzigen Lampe matt erleuchtet. Anfangs wußte Charles nicht, wo er für seine Beine Platz finden sollte, denn der Boden war mit großen Körben vollgesetzt, die mit allerlei Eßwaaren, Flaschen mit Bordeaux, Sherry, Marsala, Brantwein, Rum, Ale und Porter gefüllt waren. Alles dies war eine Freundesgabe Harrisons.

„Dummkopf!" brummte der Pariser, durch diesen Beweis eines großartigen Wohlwollens mehr beschwert als gerührt. Er war wüthend auf die ganze Gesellschaft, in die er gerathen, und äußerst ermüdet, fand er es besser, sich zu legen, als die Kleider zu wechseln und wieder auf's Deck zu gehen. Eine Weile darauf schlief er fest.

Digitized by Google

Als er erwachte, war es heller Tag; er sah nach der Uhr, es war Mittag. Die Galeaß schaukelte auf den Wogen fürchterlich hin und her.

„Ja, das fehlte nur noch", sagte der junge Franzose zu sich selbst; „Sturm! und noch nicht am Ziel. Ich glaubte, Barton wohne nur einige Wegstunden von St. Johns. Jedenfalls wird es gut sein, hinauf zu gehen und zu hören, wo wir sind."

Nicht ohne Schwierigkeit kleidete er sich an und mit den Bewegungen des Fahrzeuges hin- und herschwankend kam er schließlich auf Deck.

Es regnete und stürmte bedeutend. Barton stand am Steuer, in einen Wachstuchpaletot gekleidet und rauchte Cigarren.

„Ich habe gute Fahrt", sagte er zu Cabert mit gutmüthigem Lächeln, „behalten wir diesen Wind noch drei Tage, so können wir bald zu Hause sein."

„Wie, drei Tage!" rief Charles verzweifelt. „Wohin fahren wir denn?"

„Zur Westküste, denke ich, sofern meine Insel die Stelle nicht verändert hat, an der sie in einer Bucht liegt, fünfzehn Meilen von der offenen See. Wohin glaubten Sie, daß wir segeln?"

„Ich glaubte, Ihr Landgut liegt in der Nähe von St. Johns, und hätte ich gewußt . . ."

„Landgut! eine niedliche Bezeichnung. Für wen halten Sie mich? Ich beabsichtige, Sie Sachen sehen zu lassen, von denen man in Ihrem verrotteten Europa keinen Begriff hat. Und da sprechen Sie von Landgut! Außerdem wollen Sie ja Rennthiere jagen, und da müssen Sie sich schon an die Westküste begeben."

Gebildete Menschen besitzen gewöhnlich die Eigenschaft, sich in ihr Geschick zu finden; nur rohe Menschen sind starrköpfig und setzen sich zur Gegenwehr. Seit seiner Ankunft in St. Johns hatte Charles sich gezwungen gesehen, sich in Mancherlei zu fügen, wovon er früher nie geträumt. Auch jetzt sah er ein, daß es keinen anderen Ausweg gäbe, als Schweigen und Dulden und dies umsomehr, als er plötzlich von der bösesten Seekrankheit überfallen ward. Barton, der Charles vorgeschlagen, an den Manövern auf der Galeaß theilzunehmen, um sich nützlich zu machen, was seiner Ansicht nach stets angenehm wäre, nahm von diesem seinen Wunsch Abstand, als er den armen Pariser leichenblaß und höchst elend auf dem Deck ausgestreckt liegen sah. Er trug ihn hinab in die Cajüte, legte ihn auf's Bett zwang ihm Punsch, gesalzenen Schinken, gesalzenen Fisch und Kartoffeln ein und ließ ihn dann in Frieden schlafen.

Der Wind hielt sich in der von Barton gewünschten Richtung; drei Tage lang blieb er frisch. Dann nahm er allmälig ab, der Regen hörte auf und stellenweise klärte sich der Himmel. Aber ein grauer Nebel lagerte sich doch über die vom Sturm erregten Wogen der Lorenzobucht und die Küsten des Festlandes waren mehr oder weniger in Dunst eingehüllt. Da man ziemlich nahe an der Küste hinsteuerte, so konnte man im Vorbeisegeln kahle Sandstrände erkennen, niedrige Fichtenwälder und bemooste Klippen. Das war eine wilde, öde Natur. Charles hatte es gründlich satt und bereute mehr als einmal, auf die verrückte Idee, Rennthiere zu jagen, gekommen zu sein. Er klagte den Vater an, der ihn zu dieser Reise überredet, seine Freunde, die ihn in seinem Vorsatz bestärkt, und Coralie, die die erste Ursache zu seinem Unglück war; dann schlief er von Neuem ein.

Digitized by Google

Eines schönen Morgens ward er um vier Uhr von Georges Barton geweckt.

„Nun, auf jetzt!“ sagte dieser, „in kurzer Zeit werfen wir Anker. Wir sind da; ich sehe Lucy uns entgegen kommen.“

„Wer ist Lucy?“ fragte Charles, sich die Augen reibend.

„Meine Tochter, müssen Sie wissen!“ antwortete Barton.

Der Tag versprach schön zu werden. Der Himmel schaute zwischen den Wolkenmassen so blau hervor, die sich nach allen Seiten hin zerstreuten. Die Galeaß lief in eine stille Bucht ein, die von zwei parallel auslaufenden Felsenspitzen gebildet wurde; kein Baum, kein Strauch, nicht einmal ein Grashalm war auf der kleinen Insel sichtbar. Rechts ein Sandfeld, wo man Rochen trocknete; links zwei oder drei aus Bretern aufgeführte Vorrathsgebäude, mit getheertem Segeltuch überzogen und in der Mitte ein ziemlich großes einstöckiges Wohnhaus, halb aus Steinen und halb aus dicken Stämmen errichtet. Einige Männer schienen mit Zunageln von Fässern beschäftigt. Eine Hundeschaar spielte unten am Strande mit einem Haufen Kinder, die barfuß um die auf's Land gezogenen Boote sprangen.

Ein von zwei jungen Mädchen gerudertes Boot näherte sich mit einer Schnelligkeit der Galeaß, als wären geübte Matrosen auf ihm; ein drittes junges Mädchen saß am Steuer des Bootes.

„Das ist Lucy“, hob Barton an, indem er seine Pfeife von Neuem stopfte. „Gleich ihr versteht es meiner Seele keine, bei frischer Briese in die offene See hinauszusteuern; ruhig, als säße sie vor ihrem Küchenfeuer, versteht sie es, einen Häringsfang zu machen, wenn Männer leer ausgehen. Ja, das ist ein Mädchen, das dazu paßt; vor ihr lohnt es sich, den Hut zu ziehen!“

Der Gegenstand dieses enthusiastischen Lobes erreichte schnell die Galeaß und sobald eine der Ruderer die ausgeworfene Fangleine ergriffen, kletterte Lucy die Falltreppe hinauf und war mit einem Sprung an Bord, wo sie der Vater mit offenen Armen empfing.

„Lucy, mein Kind, Du bist dieselbe, sehe ich!“ begrüßte sie Barton mit einem gewaltigen Grüßen. „Aber sieh hier, mein Mädel, ich bringe Dir einen Gast, Mr. Cabert aus Paris.“

Lucy grüßte ohne Zwang. Sie war einfach gekleidet, mit einem blauen Kattunkleid, und ihr ganzer Schmuck bestand in einem rothen Seidentuch um den Hals geschlungen. Während dies Charles bei sich verächtlich bemerkte, konnte er doch nicht umhin, des jungen Mädchens Augen strahlend, ihren Teint unvergleichlich rein und frisch und ihr blondes Haar außerordentlich schön und reich zu finden. Ihr Gang und ihre Bewegungen verriethen den vollendeten und doch ungekünstelten Reiz, der nicht angelernt werden kann und die nur angeborene Eigenschaften der Wesen sind, denen die Natur einen fehlerfreien Wuchs und einnehmende Gesichtszüge verliehen.

„Sie werden es bei uns einsam finden“, sagte Lucy, den Fremden schüchtern ansehend.

„Ach, mein Fräulein“, erwiederte dieser, „wie können Sie so etwas glauben!“

Die Galeaß hatte nahe der Insel geankert und die Herren wurden in Lucy's Boot an's Land gerudert. Barton machte seiner Tochter die freudige Mittheilung, daß er ihr von St. Johns viele schöne und moderne Sachen mitbringe.

Digitized by Google

„Zuerst, mein liebes Kind, bringe ich einen Glasschrank, so schön wie ihn die Königin Victoria nicht schöner hat. Außerdem erhältst Du acht Seidenkleider, Alles, was ich in der Eile anschaffen konnte und dann noch einen Haufen anderen Krames. Inzwischen begleite Du Mr. Cabert hinauf in's Haus und sieh zu, daß er ein gutes Zimmer bekommt, während ich Alles zusammen sofort an's Land bringen lasse."

„Lucy besorgte Alles nach des Vaters Wunsch. Mit dem Eifer einer Wirthin, die sich von ihren Pflichten durchdrungen fühlt, geleitete sie Charles in ein sehr schönes Zimmer mit Wänden, Decke und Fußboden ganz aus polirtem Fichtenholz. Sie sah danach, daß Alles in Ordnung war, bestellte noch einen Tisch und ein Pult, ließ weiße Servietten und Tücher darüber decken und ging dann, Charles zurücklassend, um sich in seiner neuen Wohnung in Ruhe einzurichten.

„Schön ist sie", sagte er, „aber stumm wie die Fische, mit denen sie umgeht, und sicher auch dumm. Ach, Coralie, Deines Gleichen ist nicht leicht zu finden!"

„Er setzte sich an's Fenster, vor sich sah er nur Klippen und die Bucht und im Hintergrunde das offene Meer; rechts die Küste des Festlandes, mit Fichten bewachsen; links zwei colossale Eisberge, die für immer vor der Insel Anker geworfen zu haben schienen.

Charles seufzte. Einen Augenblick schien sein Muth ihn ganz verlassen zu wollen. Aber er verscheuchte die Wehmuth und begann seine Toilette in der freundlichen Absicht, seinen einfachen Wirthsleuten den Typus eines eleganten Parisers zu zeigen, und dies in der vollen Ueberzeugung, daß dieselben, sobald sie einmal eine solche Erscheinung genossen, diese nie vergessen würden.

Diese Arbeit beanspruchte Zeit; sie währte fast zwei Stunden. Man hörte Barton's Stimme im Corridor. Holzhäuser sind meist verzweifelt acustisch, man kann sich nicht an einem Ende des Hauses rühren, ohne daß es am andern gehört wird.

„Das Frühstück ist fertig, mein junger Freund", begrüßte ihn der eintretende Wirth. „Heute ist Sonntag und ich habe zur Gesellschaft einen gelehrten Mann hierher gebracht, der mit Ihnen französisch sprechen kann, soviel Sie Lust haben. Es ist der Schullehrer der hiesigen Gegend, Mr. John. Soeben habe ich auch meines Sohnes Patrik Jolle auf der See in Sicht bekommen, die hierher in die Bucht steuert. Patrik hat nun vierzehn Tage in Labrador gejagt. Er soll Ihnen helfen, Rennthiere jagen."

Charles fühlte sich ziemlich darüber verletzt, daß Barton den großen Unterschied zwischen einem gut und sehr schlecht gekleideten Mann nicht zu bemerken schien. Unser Wallfischfänger, der wirklich keine Ahnung von der Eitelkeit seines Gastes in dieser Beziehung hatte, nahm diesen ohne weitere Umstände unter den Arm und führte ihn in den Salon.

Hier begegnete Charles ein unerwarteter Anblick. Ein kostbarer persischer Teppich, dicke, rothe Seidengardinen an den Fenstern, Mahagonitische, zwei elegante Bücherschränke voll schön gebundener Bücher, einige Vasen von echtem Porzellan, in denen Blumen standen, und ein Stahlstich unter Glas und Rahmen über dem Sopha, Wolfes Tod in der Schlacht bei Quebek darstellend, das war das Möbelment in Bartons Empfangszimmer. Was Charles von diesem Luxus auch dachte, sicher ist, daß derselbe in dortiger Gegend als das non plus ultra alles Prächtigen und Schönen galt.

Digitized by Google

Lucy saß in einem der rothen Damastfauteuils; sie trug ein modernes Seidenkleid mit Kragen und Aermelgarnitur von echten Spitzen. Sie erschien jetzt weder befangen noch einfach; Charles dagegen fühlte sich überrascht und von dem reizenden Wesen des jungen Mädchens eingenommen. An ihrer Seite stand ein sehr magerer Herr, mit einem kränklichen und strengen Aussehen, aber mit sehr bestimmter Haltung. Ueber ihn war unser junger Pariser nicht weniger verwundert wie über Lucy. Des Mannes hohe, kahle Stirn, sein mageres Gesicht sagten Charles, daß er einen Mann vor sich habe, der hier ebenso ein Fremdling war wie er, und diese Beobachtung ward von einem augenblicklichen Gefühl von Widerwillen begleitet.

Diese seltsame Persönlichkeit war der Schullehrer. Wiewohl Charles nie etwas Näheres über ihn erfuhr und ihn nur Mr. John nennen hörte, so halten wir uns zur Beleuchtung des Folgenden doch verpflichtet, unsere Leser darüber zu unterrichten, was Mr. John wirklich für ein Mann war.

Früher, als er jung war, hieß er Sir Hector Latimer, hatte damals eine gute Stellung im Dienst der ostindischen Compagnie und verweilte längere Zeit in Madras. Allgemein bekannt ist, daß eine Menge junge Engländerinnen ohne Vermögen sich nach Ostindien begeben, um da auf dem ehelichen Wege ihr Glück zu machen. Auf einem Balle, den das 104. Regiment zu Ehren der Königin Victoria gab, machte Sir Hector die Bekanntschaft von Miß Gerardine Leeds; er verliebte sich sofort und heirathete die Schöne kurz darauf. Ein Jahr danach, noch ebenso verliebt, fand er eines Abends auf seinem Schreibtisch einen Brief von seiner Frau. Sie benachrichtigte ihn darin, daß es ihr trotz aller heldenmüthigen Bemühungen nicht geglückt wäre, Liebe zu ihm fassen zu können, daß sie sich deshalb an Sir Henry Heaton vom 11. Füselierregiment gewendet, ihn um Schutz angerufen und in seiner Gesellschaft nach England zurückgekehrt sei. Lady Geraldine schloß dieses Document, das sie mit eigener Hand verfaßt und mit ihrem Mädchennamen unterzeichnet hatte, mit der Versicherung, daß sie stets für das Wohlwollen dankbar sein werde, das ihr Latimer bewiesen, und daß sie über den Mann, den sie nun verlassen, keine Klage zu führen habe.

Sir Hector nahm sofort seinen Abschied, kehrte nach London zurück und legte sich da auf's Trinken und Spielen. Er verkehrte mit Kutschern, Bedienten und allem schlechten Gesindel, das er treffen konnte, und er war auf dem besten Wege, sich physisch und moralisch zu ruiniren. Wahrscheinlich hätte er in irgend einem Gefängniß geendet, hätte er nicht eines Abends, als er betrunken über Strand ging, zufällig seine Frau mit dem Officier, der sie entführt, in einem Wagen fahren sehen.

Dieser Anblick machte ihn auf einmal nüchtern und er dachte bei sich: „Hat sie mich gesehen und erkannt, so hat sie in mir ein Geschöpf erblickt, das noch tiefer gesunken wie sie selbst, und ich habe ihr somit nichts vorzuwerfen."

Einige Tage, nachdem er seine frühere Frau wiedergesehen, theilte er den Rest seines Vermögens in drei Theile: zwei derselben überließ er seinen Schwestern, der dritte, fünfzig Pfund Rente betragend, sollte an einen Notar in St. Johns ausbezahlt werden, um für Hector zu einem Zweck bereit zu sein, der später anzugeben war. Er selbst entzog sich der Welt und ließ sich auf Belle-Isle nieder. Hier suchte er sich eine Beschäftigung, die anspruchsloseste und dürftigste, die er finden konnte, um so seine Fehler und Ausschweifungen zu sühnen, er ward Schullehrer und nannte sich nun Mr. John. Den

Digitized by Google

Familien der armen Fischer und Jäger in diesen öden Gegenden wurde er zu großem Nutzen und Wohl. Er lebte von seiner Arbeit, so gut er konnte, und die fünfzig Pfund, die er jährlich in St. Johns erhoben, wurde von ihm zu geheimen Wohlthaten verwendet. Kurz, der protestantische Sir Hector Latimer war ein lebendiges Beispiel des Ascetismus und der harten Zucht, der mancher Engländer sich unterwirft ohne Rücksicht auf die Kirche, der er angehört. Dies war der Mann, der gleich im ersten Augenblick Charles Cabert mißfiel.

Aus dem Salon ging man ins Speisezimmer und setzte sich zu Tisch. Cabert fiel es schwer, seine bewundernden Blicke von der schönen Lucy zu wenden. Sie ihrerseits war gegen ihn lauter Aufmerksamkeit, was auch dazu beitrug, des jungen Pariſers Leidenschaft zu beleben. Mr. John sagte kein Wort. Georges Barton begann von Politik zu sprechen.

„Welcher Partei gehören Sie an?“ fragte er seinen Gast geradezu.

„Ich muß eingestehen“, sagte dieser, „daß ich eigentlich keine politische Meinung hege. Diesen Luxus überlasse ich Leuten, die hier auf der Welt an Etwas glauben. Im Allgemeinen weiche ich allen Extremen aus und begnüge mich, der Entwickelung des allgemeinen Wohlstandes jeden Fortschritt zu wünschen. Mit einem Wort, ich neige auf die demokratische Seite, aber auf vertraulichem Fuß verkehre ich nur mit feinen Leuten.“

„Was ist das für ein Gallimatias, den Sie da vorbringen“, rief Barton. „Sie sehen mir gerade so aus, als wären Sie ein Demokrat, Sie mit ihrem glänzenden Rock und der Gräte mitten im Kopf! Dummheiten! Haben Sie Lust, einen richtigen Demokraten zu sehen, so sehen Sie mich an, mein Junge! Ich gehöre zur Familie Barton of Sommsoset und wir zählen unsere Ahnen in Irland schon von der Königin Besses Zeit; seit jener Zeit, und das war nicht erst gestern, hat in Leinster noch kein Handgemenge stattgefunden, ohne daß ein Mitglied unseres Geschlechts dabei betheiligt gewesen, entweder Hiebe austheilend oder erhaltend. Mein Großvater verließ Irland und ließ sich in Neuschottland nieder; mein Vater wohnte in Canada; ich wiederum siedelte mich hier auf dieser Insel an, die damals ganz unbewohnt war; die Engländer haben kein Recht, ihren Fuß hierher zu setzen, obwohl sie Souveraine im Lande sind, auch die Franzosen, die hier Fischereigerechtsame haben, dürfen sich doch nicht auf der Insel festsetzen. Einer Ihrer Admirale sagte voriges Jahr zu mir: „Mr. Barton, Sie wissen wohl, daß ich Sie zwingen könnte, die Insel zu verlassen?“ — „Admiral“, antwortete ich, „das weiß ich, da Ihnen dies aber nicht im Geringsten nützen würde, so thun Sie es nicht, aber, behüte Gott! fordern Sie bestimmt, daß ich von hier soll, so gehe ich an Bord meiner Galeaß, nehme meine Fischergeräthe, meine Möbel und Betten, kurz mein ganzes Haus mit mir und lasse mich dann noch weiter im Norden nieder, ja, wenn es sein muß, oben auf einer Insel am Chidleigh. Denn ich will weder von Königen, Kaisern oder Prinzen wissen, noch mit Präsidenten oder Magistratspersonen zu thun haben. Ich regiere und rathe für mich selbst. Ich bezahle was ich schuldig bin, ich nehme was mir gehört, werde ich angegriffen, so weiß ich mich zu vertheidigen, denn ich habe tüchtige Arme. Sehen Sie, so soll ein wirklicher Demokrat sein.“

Charles konnte ein verächtliches Lächeln nicht unterdrücken.

„Ihre Worte scheinen mir mehr das Leben eines Seeräubers oder eines Landstreichers zu schildern als einen Mann mit demokratischen Principien.“

„Das ist echte amerikanische Demokratie, mein Junge, und die ist die

Digitized by Google

allerbeste; Sie sprechen von Principien? Lucy, liebes Kind, sage dem jungen Herrn einige Worte, daß Du in St. Johns in Pension gewesen bist, zeige Du ihm, daß wir uns unserer Sprache ebenso gut bedienen können, wie jene Worthelden aus Europa. Nein, da haben wir ja Patrik!"

Patrik trat ein; er glich seinem Vater, hatte aber auch Aehnlichkeit mit der Schwester. Er stellte die Büchse in eine Ecke und ohne zu grüßen oder ein Wort zu sagen, kam er heran, setzte sich an den Tisch und begann zu essen. Die Unterhaltung ward fortgesetzt.

„Sie sprachen eben von einem Admiral", sagte Mr. John mit einer milden, fast musikalischen Stimme, „ich kann Ihnen berichten, daß während Ihrer Abwesenheit Grégory mit seiner Frau getraut und seine vier Kinder vom Geistlichen der Fregatte getauft wurden."

„Nun, das freut mich zu hören", erwiederte Barton, „Grégory und seine Frau sind beide prächtige Menschen, ehrenwerth und gottesfürchtig."

„Mit vier Kindern vor der Hochzeit", bemerkte Charles sarkastisch.

„Ja, ja", versicherte Barton bestimmt, „wir an der Küste haben hier weder Stadt, Kirche oder Geistliche und Sie werden wohl begreifen, daß junge Leute sich heirathen müssen. Im Alter von zwanzig Jahren ist das hier Sitte, daß man sich mit dem verheirathet, den man lieb hat."

„Ohne den Segen der Kirche", bemerkte Charles lächelnd, indem er die Achseln zuckte. „Also feiert man hier die natürliche Ehe."

„Wie Sie wollen, aber Niemand denkt übel darüber. Kommt zufällig ein Geistlicher an unsere Küste, was zuweilen in mehreren Jahren nicht geschieht, so wendet man sich an ihn, um die kirchliche Bestätigung zu erlangen, und gleich gut und ehrenwerth gilt man, ob die Trauung früher oder später erfolgt, ebenso ist es mit Taufen und Begräbnissen."

Charles hatte hierauf nichts zu antworten, Lucy's Anwesenheit genirte ihn und hielt ihn ab, sich über dieses Thema weiter zu verbreiten. Barton's Ernst verfehlte seinen Eindruck auf ihn nicht, während Mr. Johns Feierlichkeit ihn förmlich anfröstelte. Außerdem fühlte er sich etwas wunderlich zu Muthe, eine Menge neuer Ideen begann in seinem Hirn zu spuken.

Zuletzt verließ man den Tisch und begab sich wieder in den Salon, wo Charles mit der jungen Wirthin des Hauses bald allein blieb. Man sah deutlich, daß Barton wenig nach seinem Gast fragte; er sah in ihm nur einen Fremden, der Rennthiere jagen wollte und es war nur Harrisons wegen, daß er sich seiner angenommen. Vielleicht trug dazu auch die Gastfreiheit bei, die Menschen eigen ist, welche sie auszuüben selten Gelegenheit haben. Auf die junge Tochter aber hatte der Franzose schon vom ersten Augenblick einen ganz anderen Eindruck gemacht. Lucy hatte ihm mehr wie Recht gegeben, sie hatte ihn bezaubernd gefunden. Da Cabert keinem der Männer glich, die sie bisher gesehen, repräsentirte er für sie ein höheres Ideal, eine Offenbarung des Unbekannten, das stets so mächtig auf die Einbildung des Weibes einwirkt. Er war von mittlerem Wuchs, und sie hatte bisher nur Riesen gesehen; sein etwas bleiches Gesicht, sein schönes, glänzendes, wohl frisirtes Haar, sein feiner Schnurrbart, sein dünner Backenbart flößte der jungen Irländerin einen so hohen Begriff von ihm ein, daß er ihr fast wie ein Engel vorkam, dazu die leichte Schärfe seiner Stimme und sein ironisches Lächeln erschienen ihr als sicheres Zeichen eines überlegenen Verstandes. Das Starke und Rasche, das sie stets vor Augen gehabt, erschien ihr jetzt gewöhnlich. Ein schmächtiges und empfindliches Wesen kam ihr wie die höchste

Digitized by Google

Idealität vor. In der Einsamkeit aufgewachsen und ohne jede Weltkenntniß, sah sie sofort zu Charles empor, wie zu einem höheren Wesen und es erschien ihr als das glücklichste Loos, das einem Weibe sowohl in dieser wie in einer anderen Welt zufallen könnte, von einem solchen Manne geliebt zu werden.

Wenn in unserem alten Europa ein wohlerzogenes Mädchen zufällig von einer lieblichen Verirrung so heftig umstrickt wird, so weiß es, was ihm ukommt. Es versteht, seine Gedanken für sich zu behalten, es bemüht sich, weder durch sein Wesen, noch durch seine Blicke sein Geheimniß zu verrathen. Es gilt sein Ansehen, seine Würde und seinen ganzen Zauber, den es ausüben kann, wenn es anders handelt. Jedes weibliche Orakel, das seine Ohren erreichen könnte, ist in dieser Frage deutlich und bestimmt.

Aber in der neuen Welt ist es nicht so. Liebt dort ein junges Mädchen einen Mann, wünscht es sich mit ihm zu verheirathen, so muß es ohne Umschweif diese Angelegenheit selbst betreiben. Es befindet sich in derselben Lage wie ein junger Student, der den Flottendienst, die Armee oder eine Civilstellung vorzieht. Es muß sich bemühen, ihn zu erobern, den sein Herz erwählt, gleich wie der Jüngling sich anstrengen muß, die Officiersepauletten oder die Staatsstellung zu gewinnen, der er als einem wünschenswerthen Ziel nachstrebt. Soll Julie Romeo angehören, so muß sie es so anstellen, daß sie durch eigenes Zuthun dieses Glück erreicht. Der alte Capulet hat dabei nichts weiter zu thun, als seinen Segen zu geben.

Ich muß eingestehen, daß Lucy nicht eine Minute verloren gehen ließ. Sie liebte Charles und sie wollte ihn heirathen, je eher desto lieber, und sie träumte nicht einmal davon, daß ein solcher Wunsch ihr Idol verunglimpfen könnte, denn sie war von ihrem weiblichen Werth nicht ohne Ueberzeugung. Sie war schön, muthig, hingebend, zärtlich und gut wie Gold. Weshalb sollte er ein Bedenken tragen, ihr Herz entgegen zu nehmen? Und wenn der junge Mann sie nicht haben wollte, so konnte er ihr dies ja rein herausſagen und dann wäre Alles vorbei.

Charles merkte bald Lucy's gute Absichten in Betreff seiner, aber wiewohl des Mädchens Schönheit auf ihn lebhaften Eindruck gemacht, so folgten seine Gedanken doch einer anderen Richtung. Er dachte, daß in einem Lande, wo man sich in der Erwartung, später einen Geistlichen zu treffen, provisorisch verheirathet, es ganz natürlich wäre, wenn die jungen Damen zu dem Erstkommenden Neigung faßten. Auch war Georges Bartons Tochter im vorliegenden Fall mehr zu entschuldigen als manche Andere. Ein angenehmer Pariser, ein vollendeter Elegant, vertraut mit der Liebe und mit gesammelter Welterfahrung, eine solche Perle strandet wahrlich nicht alle Tage an den wilden Küsten des Belle-Isle-Sundes, und was Wunder da, wenn eines schönen Mädchens Hand nach einem solchen Schatz greift! Der Schatz wollte sich auch unendlich gern anbeten, aber nicht fesseln und für immer aufheben lassen. Die Liebe ist fast unbegreiflich, sie findet sich ein, sie ist weg, sie flammt auf, sie raucht, erlischt und flammt von Neuem auf. Welch ein kleiner Dämon! Man weiß nie, wo man ihn hat!

„Nein, Miß Lucy", erwiederte Charles lächelnd auf eine Frage, die Lucy unruhig an ihn gerichtet, „nein, ich muß aufrichtig gestehen, daß ich für Poesie keinen Sinn habe, daß ich von keiner Lectüre unterhalten werde! Ich bin ganz und gar, was wir in Amerika einen praktischen Mann nennen. Träume verabscheue ich; die Wirklichkeit allein ist nach meinem Geschmack. Ich habe nie weder Byron oder Lamartine gelesen und Musset würde mir

Digitized by Google

unerträglich sein, hörte ich ihn nicht im Theater, wo man während des Verlaufs des Stückes wenigstens Gelegenheit hat, sich die Logenreihen ringsumher anzusehen, schöne Damen zu lorgnetiren und mit seinen Nachbarn zu sprechen. Nein, lassen Sie uns diesen Gegenstand verlassen, jedes Weib ist nicht so gesinnt, daß es solche Herren nöthig hat, die Reim auf Reim häufen, um nur Plattheiten zu sagen. Wird mein Herz von einem wahren Gefühl erfüllt, so finde ich derlei fade Kindereien ganz besonders unendlich widerlich."

„Lieben Sie bereits?" fragte Lucy mit lebhaftem Interesse.

„Glauben Sie, daß ich dreiundzwanzig Jahre alt geworden bin, ohne der Liebe Leiden erfahren zu haben?" antwortete Cabert. „Ich habe geliebt, ich habe zu lieben aufgehört, und ohne Zweifel würde die Erinnerung an die Leiden, die ich erfahren, mich für immer abhalten, mich neuen Prüfungen auszusetzen, wenn ich nicht in diesem Augenblick fühlte. . . ."

Lucy erröthete, ein Blitz von Freude durchzuckte ihre Seele.

„Sie waren wohl nicht sehr treu?" sagte sie mit einem Lächeln, dem sie einen Anstrich von Ironie zu geben versuchte.

„Im Gegentheil, ich war die Treue selbst, ach, so treu, so zärtlich hingebend! Gerade in Folge dieser Hingebung befinde ich mich jetzt hier. Ich habe Alles verlassen, meine Familie, mein Vaterland, ein comfortables Leben, mit einem Wort Alles, um eine zerreißende Erinnerung zu fliehen. Aber Sie haben in Ihrer Weise Recht. Gestern war ich verzweifelt und heut, wollen Sie die Wahrheit hören, bin ich es nicht mehr."

Die Erklärung ging, wie man sieht, ganz leicht und die Sachen waren ihrer Entwickelung ganz nahe, als Mr. John eintrat. Er kam in Bartons Auftrag, Charles zu fragen, ob es ihm angenehm wäre, den Garten, die Fischereigeräthe und die Thranschmelzerei anzusehen.

„Möge ihn der Teufel holen!" dachte Charles. „Abends", sagte er zu Lucy.

„Abends?" antwortete sie. In diesen wenigen Worten aber lag eine ganze Welt von Gelübden und Versicherungen, wiewohl auf beiden Seiten sehr verschieden aufgefaßt.

Als Charles einige Schritte mit Mr. John gegangen war, sagte dieser mit seiner milden und eindringlichen Stimme, die ihm eigen war:

„Mein Herr, ich habe nicht die Ehre, mich zu Ihren Bekannten zu zählen und Sie könnten es somit von mir unpassend finden, mich in Ihre Angelegenheiten zu mischen, aber mein Alter giebt mir hierzu einige Berechtigung. In ihrem eigenen Interesse rathe ich Ihnen, nicht zu glauben, daß Sie sich in einem Salon Europas befinden."

„Ich glaube auch nicht, mein Herr, mich in einem solchen zu befinden", sagte Charles mit einem Ton von Ironie, den er meisterhaft anwenden konnte. „Dazu gehört ein Grad von Illusion, dessen ich nicht mächtig bin."

„Vortrefflich", fuhr Mr. John ruhig fort. „Trinken Sie, essen Sie, jagen Sie, unterhalten Sie sich mit dem, was Ihnen zu Gebote steht, aber begehen Sie keine Unvorsichtigkeit, keinen Mißgriff, ein solcher könnte Ihnen theuer zu stehen kommen."

„Mein Herr, ich verstehe Sie nicht. Erlauben Sie, daß ich mir von Mr. Barton eine Erklärung ausbitte?"

Der Schullehrer biß sich ganz still auf die Lippen. Charles bildete sich ein, daß dies aus Unruhe geschah, und er lachte heimlich in sich hinein. Er

glaubte, der alte Ehrenmann wäre trotz seiner Magerkeit und seines fahlen Aussehens allen Ernstes in Lucy verliebt und daß er nun wie des Gärtners Hund Andere hindern wolle, das Mahl zu essen, das er selbst nicht zu sich nehmen konnte. Während sich Charles über seinen Scharfsinn innerlich freute, näherten sich Barton und sein Sohn Patrik, und man begab sich auf eine Promenade auf der Insel. Barton zeigte Charles alle Merkwürdigkeiten, unter Anderem ein kleines Quadrat von fünfzehn Fuß, wo man durch Auffüllung von ziemlich schlechter Muttererde so glücklich war, einige Kohlstauden und Rhabarberpflanzen zu ziehen. Als Alles besehen war, was der Betrachtung werth erschien, begab man sich in den Speisesaal, um beim Butterbrodtisch das Mittagessen abzuwarten.

Lucy ging ab und zu. Fast jeden Augenblick erhielt sie einen Besuch. Obgleich die Küste rundumher nur von Wallfischfängern und solchen Leuten bewohnt war, die Fische fingen und mit ihnen handelten, so herrschte unter den Frauen derselben doch ein sehr großer Luxus. Viele von denen, die Lucy besuchten, trugen Seidenkleider nach der extravagantesten Mode und Blumen auf den Hüten. Sie traten ungenirt in den Salon, setzten sich, plauderten und waren ganz angenehm und einnehmend. Die meisten Herren waren große, schöne Männer. Ihr Auftreten war gleich freimüthig und ehrbar, wie das der Frauen bescheiden und ungekünstelt. In der That waren es nur gute und angenehme Menschen, die man sah, aber Charles blieb doch ungeduldig. Er hätte sich lieber mit Lucy allein gesehen.

„Wie viel werde ich Denen in Paris nicht zu erzählen haben, und welch' köstliche Abenteuer!" dachte er. „Mit mir ist es ja wie mit dem großen Cäsar: ich kam, ich sah, oder besser, ich ward gesehen und ich siegte! Und das Alles nicht in einem Tage, sondern in zwölf Stunden. Könnte ich nur mit meiner reizenden, leicht zu bethörenden Schönen einen Augenblick ungestört sprechen! Auf Ehre ich wundere mich, ob Richelieu oder Lauzun, diese alten Narren, ihre Sache besser gemacht hätten!"

Endlich ward das Mittagessen aufgetragen, und man setzte sich, zu Tische, nachdem man zuvor am Vorkosttisch sich gründlich versehen hatte. Trotzdem wurde mit frischem Appetit gegessen. Mr. John mußte nach Hause zurückkehren. Barton und Patrik, die während des Tages nicht viel gesprochen, und um die man sich auch wenig kümmerte, übernahmen es, den Alten über den Sund zu rudern. Alle Gäste entfernten sich und zu seiner größten Freude befand sich Charles wieder mit Lucy allein.

Als vollendeter Streiter hielt er es fürs Gerathenste, keine Zeit mit strategischen Manövern zu verlieren, sondern mit einem Schlag Alles zu erobern.

„Hören Sie mich, Miß Lucy", sagte er zu ihr mit weicher Stimme, „für Seelen wie die unserigen bedarf es keiner schönen Phrasen; die ertragen keine Verstellung. Sie und ich stehen hoch über derlei Dummheiten! Wie ich Ihnen heute früh sagte, ich habe geliebt! Ich habe ein göttliches Weib angebetet, geschmückt mit all' den lockenden Reizen, die Kunst und Intelligenz einem menschlichen Wesen ertheilen können. Umstände, bei denen ich mich nicht aufhalten kann, ohne daß mein Herz bräche, haben uns für immer geschieden. Wollen Sie das zerrissene Herz aufnehmen, das ich Ihnen zu Füßen lege? Wollen Sie mich eine Vergangenheit vergessen lassen, die ich verwünsche? Wollen Sie mir mit dieser liebenswürdigen Hand den Vorhang zu einer glücklicheren Zukunft öffnen, einer Zukunft voll Hoffnungen und dem reinsten Streben zum Ideal?"

Er dachte zwar nicht wie er sprach, aber die moderne Bildung verlangt dergleichen Gefühlsumschreibungen. Unglücklicherweise ahnte Lucy nichts Böses und sie antwortete entschlossen:

„Ich will Sie so treu und innig lieben, daß Sie die Verlorene nicht vermissen sollen, und wenn ich auch vollkommen weiß, wie sehr ich dem Gegenstande Ihrer ersten Liebe nachstehe, so erweckt dies Gefühl in mir nur größere Dankbarkeit gegen die Vorsehung, die mir den Vorzug angedeihen ließ, von Ihnen geliebt zu werden."

„Ach, Lucy", rief Charles; „ich lege mein Schicksal in Ihre Hände! Auf ewig Ihr Sclave! Ich schwöre es!"

„Auf ewig die Ihrige!" antwortete sie.

In diesem Moment trat Patrik ein. Er setzte sich in einen Sessel und sah scharf auf Charles Cabert, der unfreiwillig einen Frost seine Glieder durchströmen fühlte und nahe daran war, die Fassung zu verlieren.

„Wie bald Du zurück kommst!" sagte Lucy zum Bruder. „Ihr könnt nicht bis zu Mr. John gefahren sein!"

Patrik zuckte die Achseln und sah nach dem Fenster. Lucy bemerkte da, daß ein schweres Unwetter im nahen Anzuge war. Kurz darauf traten auch Barton und Mr. John ein, und da sie Alle im Salon blieben, so war es Charles unmöglich, mit Lucy ferner allein zu sprechen. Die Freude des jungen Mädchens jedoch war in die Augen fallend, sie gab sich nicht die geringste Mühe, dieselbe zu verheimlichen; sie kokettirte so unschuldsvoll und war so voll Aufmerksamkeit gegen Charles, daß dieser sich schließlich ganz schlecht zu Muthe fühlte und versucht war, eine so unpassende Offenherzigkeit zu verwünschen. Er war deshalb sehr zufrieden, als Barton, der in einem Fauteuil eingenickt war, endlich unter fürchterlichem Gähnen sich erhob und feierlich erklärte, daß es nun Zeit sein dürfte, zu Bette zu gehen.

Charles war eine viel zu noble und nervöse Natur, um wie die rohen Menschen, die ihn umgaben, im selben Augenblick einschlafen zu können, da er sich gelegt. Gern hätte er einen Siegesgesang angestimmt, wenn er für alle geräuschvolle Manifestationen nicht die tiefste Verachtung gehegt hätte. Bartons Insel erschien ihm als eine verzauberte Insel, und er erinnerte sich dabei an etwas, was er von Zaubereien auf Tahiti und den angrenzenden Archipelen gelesen. Er konnte sich des Lachens nicht enthalten, wenn er an den Effect dachte, den er im Club mit der Erzählung aller seiner Abenteuer zu Wasser und zu Lande machen würde. Bei seiner Abreise hatte er ganz anspruchslos darauf gerechnet, bei der Heimkehr mit seinen Erlebnissen während der Rennthierjagd zu prahlen, aber jetzt sah er ein neues Feld von Reiseerinnerungen offen liegen. In seiner Einbildung sah er eine solche Menge reizender Bilder schimmern, daß ihm mitten in der kohlschwarzen Nacht ganz hell zu Muthe ward und gegen seinen Willen fühlte er sich von einer poetischen Gemüthsstimmung erfaßt! Schließlich ward er so poetisch, daß er keinen Schlaf in die Augen bekam. Um sechs Uhr stand er auf und zog sich an, um am Meeresstrande seine Schönheit in der Natur zu spiegeln, die überall und allzeit glücklich ist.

Er ging an der Salonthür vorbei. Gleichzeitig öffnete sich diese und Charles befand sich von Angesicht zu Angesicht mit Georges Barton und seinem Sohne Patrik. Beide Riesen blickten auf ihn mit freudestrahlenden Blicken und in ihren breiten Gesichtern leuchtete stolze Zufriedenheit.

„Reichen Sie mir die Hand, mein Ehrenjunge, reichen Sie sie mir!

Digitized by Google

Reichen Sie dieselbe auch Patrik! Seit der ersten Stunde gefielen Sie mir. Gleich, als ich Sie in St. Johns sah, ahnte ich, daß Sie ein braver Mann sind, den der Himmel nicht ohne Absicht in meinen Weg geführt! So, setzen Sie sich her! Daß ich auch so dumm sein kann! Ein altes Thier wie ich, kann sich so schrecklich aufregen! Aber Sie müssen dem alten Barton schon verzeihen! Wenn Sie erst selbst Familienvater sind, werden Sie wohl dergleichen Dummheiten begreifen!"

„Was meint er?" dachte Charles.

„Können Sie sich denken", fuhr Barton fort, „gestern Abend, als Sie uns verlassen, kam Lucy, die kleine Närrin, und umarmte mich mit Thränen in den Augen. Sie schwatzte eine Menge Sachen, von denen ich Anfangs kein Wort begriff; endlich verstand ich, daß Sie beide ein verlobtes Paar sind."

Charles erröthete, sah verlegen darein und konnte kein Wort hervorbringen.

„Ja, ja, Sie haben recht gethan! Ein besseres Mädchen wie Lucy giebt es auf der ganzen Welt nicht; sie hat das Herz auf dem rechten Fleck! Ja, ja, aber Sie haben den Daumen am Griff, der Sie sogleich das trafen. Wie gesagt, Sie haben im kleinen Finger mehr Verstand, wie alle Philosophen der Welt in ihren Gehirnen zusammen! Es wird das ein gutes Geschäft für Sie, aber ich weiß auch, daß es ein gutes für sie wird. Der alte Harrison vertraute mir an, daß Ihr Vater reich ist, und daß es Ihnen auch nicht fehlt! Jetzt sollen Sie auch hören, worüber Patrik und ich übereingekommen sind, ich denke, das kann Ihnen anstehen. Wir gehören zur Familie Barton of Sommerset, und ich will nicht, daß Lucy wie eine Bettlerin in den Brautstuhl tritt. Wir reisen morgen alle zusammen nach St. Johns, wo der Bischof selbst Euch trauen soll. Wir geben Ihnen alles Geld, das wir in der Bank angelegt haben, ebenso unsere Actien der Halifax-Eisenbahn. Sie können dann ein Exportgeschäft mit Fischthran begründen, und ich will mich hängen lassen, mein Junge, ob das Geschäft sich nicht machen wird. Ehe Ihr Erstgeborener heranwächst, sind Sie, ich und Patrik, das versichere ich, die reichsten Leute in der ganzen Colonie!"

Während Barton dieses Bild vor Charles entwickelte, belebte er sich mehr und mehr. Patrik hingegen äußerte kein Wort, aber er lächelte still und nickte mit zustimmender Stimme ab und zu mit dem Kopf. Auf das Aeußerste erregt, die Gefahr drohen und mit weit geöffnetem Rachen sich in's Gesicht blasen sehend, begriff Charles, daß er, sofern er nicht verschlungen sein wollte, sich sofort in Vertheidigungszustand setzen müsse.

„Mein bester Herr", rief er, „ich muß nicht recht gehört haben! Zu meinem größten Leidwesen fürchte ich, daß ein Mißverständniß obwaltet."

„Was für ein Mißverständniß?"

„Ja, ich meine ein Mißverständniß wegen . . ."

„Wollen Sie vielleicht sagen, daß Sie mit Lucy nicht verlobt sind?"

„Ich habe ihr nie gesagt, daß . . ."

„Was haben Sie ihr nicht gesagt?"

„Ich sagte ihr nicht, daß . . . Auch können Sie wohl einsehen, daß ich erst mit meinem Vater über die Angelegenheit sprechen muß. Ohne seine Zustimmung würde ich in der That nie . . . Ein so ernster Schritt muß genau überlegt werden. Gewiß hege ich die größte Bewunderung für Miß Lucy . . . aber ich glaubte, daß die Sitte hier. . . ."

Digitized by Google

„Lucy", schrie Barton.

Lucy kam augenblicklich.

„Bitt' Du ihn zu sprechen!" rief der Vater. „Ich verstehe von seinem Geschwätz kein Wort.

Lucy sah mit einem liebevollen, offenen und festen Blick auf Charles. Dieser hielt sie für das berechnendste und schlaueste Weib, das er je getroffen. Sie erschien ihm so voll Verstellung und er sah ein, daß er einfach in eine gelegte Schlinge gefallen. Seine Eigenliebe wurde hierdurch verletzt und er sagte ziemlich hart zu dem jungen Mädchen:

„Können Sie wirklich behaupten, daß ich mit Ihnen vom Heirathen gesprochen? Habe ich das geringste Wort geäußert, daß ich Sie zu meiner Frau haben will?"

Lucy ward leichenblaß und stammelte kaum hörbar hervor:

„Ich hörte Sie sagen, daß Sie mir Ihr Herz gäben, daß Ihr Schicksal in meinen Händen läge und da . . ."

„Haben Sie wirklich so gesprochen?" unterbrach sie Barton.

Der Riese war im Gesicht blutroth geworden, und Patrik, der sich erhoben und mit langsamen Schritten näherte, zeigte ein wenig freundliches Aussehen. Charles betrachtete sie ängstlich; er befand sich ungefähr in derselben Lage wie ein Sperling zwischen zwei Weihen. Gleichwohl richtete er sich auf und antwortete mit gezwungenem Lächeln:

„Mein Fräulein, ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung, wenn Sie es wünschen; aber es scheint mir wohl, daß Sie von einigen leicht hingeworfenen Worten allzuviel Wesens gemacht haben!"

„Ah!" rief Lucy.

Sie legte die Hand auf's Herz und sank in einen Sessel, aber sie ward nicht ohnmächtig. Barton stieß Patrik, der gegen Charles losstürzte, bei Seite, ungewiß in welcher Absicht.

„Herr Cabert", sprach der Wallfischfänger, „Sie wollten ein ehrenhaftes Mädchen betrügen. Das ist in unserem Lande nicht erlaubt und ich glaube nicht, daß Gottes Gesetz das in irgend einem Lande gestattet. Wenn aber nun ich, Lucy's Vater und Patrik, ihr Bruder, Sie, Herrn Charles Cabert, an den Strand führten und Sie an Händen und Füßen gebunden und mit einem Gewicht von zwei Schiffspfunden um den Leib befestigt in ein Boot legten und dasselbe von Wind und Wetter auf's Meer treiben ließen, was würde Herr Charles Cabert dazu sagen?"

Charles war gewiß ein ganz kecker Junge, aber zu verwundern ist es nicht, wenn er sich schlecht zu Muthe fühlte. Dennoch gab er sich nicht verloren und rief, wiewohl mit etwas zitternder Stimme:

„Herr Barton, wenn Sie so handeln, so wissen Sie ja, daß der Chef der französischen Flottenstation Sie dafür zur Rechenschaft ziehen wird."

„Sie scherzen, mein lieber Cabert! Ihr französischer Chef kommt erst nach einem Jahr in diese Fahrwasser, und ich bitte Sie, mir zu sagen, durch welche Mittel er Ihr trauriges Ende erfahren soll? Sie sind in meiner Gewalt, Herr! Sie sind ein — Lump, Herr! Und wenn ich Sie nicht wie einen Wurm unter meinen Füßen zertrete, Herr, so geschieht es deshalb, weil ich mich viel zu gut halte, Herr!"

Die Thür öffnete sich und Mr. John trat ein. Dieser Zeuge erhöhte des Pariſers Zorn und Demüthigung noch mehr und mit der Antipathie, die er vom ersten Augenblick gegen den Schulmeister gehegt, war er jetzt

nahe daran, ihn mit dummdreisten Worten anzufallen, zumal er Barton in wenig gewählten Ausdrücken das Vorgefallene ihm mittheilen hörte.

„Mein lieber Barton, meine liebe Lucy", sagte Mr. John mit eigenthümlichem Lächeln und mit einem Aussehen, das Aufmerksamkeit hervorrief, „wie könnt Ihr die vollkommene französische Artigkeit und das Wohlwollen des vortrefflichen jungen Herrn Cabert so mißverstehen? Wie könnt Ihr ihm eine schlechte Handlung zutrauen, etwas gegen die Achtung Streitendes, die ihm Eure Gastfreundschaft auferlegt?"

„Aber", wendete Barton ein, „ich sagte Ihnen ja . . ."

„Ich verstehe Sie wohl, aber gerade dabei haben Sie sich benommen wie ein Wilder, mein lieber Barton. Und Sie, Lucy, werden Sie wieder Sie selbst, mein gutes Kind."

So sprechend, ergriff er des Mädchens Hand, drückte sie freundlich, behielt sie in der seinigen, indem er ihr fest ins Gesicht sah, und fuhr fort:

„Wenn Sie jeden jungen Mann als Verbrecher anklagen würden, der einem Weibe sagt: ich lege mein Geschick in Ihre Hände . . . mein Herz gehört Ihnen . . . und anderes solches Zeug, so beweist das nur, daß Sie nicht den geringsten Begriff davon haben, wie es in civilisirten Kreisen zugeht."

„Hole die alle der Teufel!" rief Barton wüthend.

„Hören Sie, Kind", fuhr Mr. John fort, indem er Lucy's Hand noch festhielt und bedeutungsvoll drückte, „versuchen Sie sich zu erinnern . . . Was war es denn eigentlich, was Herr Cabert Ihnen sagte?"

„Ach, eigentlich nichts", murmelte das junge Mädchen mit schwacher Stimme, „wahrscheinlich habe ich ihn mißverstanden."

Während sie die letzten Worte sagte, kamen ihr Thränen in die Augen, sie verbarg das Gesicht ins Taschentuch und entfernte sich schluchzend. Patrik ging erst ans Fenster, trommelte eine Zeitlang auf den Scheiben und verließ dann das Zimmer, um die Schwester aufzusuchen. Barton ging mit großen Schritten auf und nieder, dann ging er direct auf Charles zu, reichte ihm die Hand und sprach:

„Herr ich bitte um Verzeihung. Das arme Mädchen hat sich geirrt und hat mich falsch geleitet. Das ist Alles, was ich Ihnen zu meiner Entschuldigung sagen kann; aber da wir Inselbewohner, aufrichtig gesagt, an französische Manieren nicht gewöhnt sind, und da es für die arme Lucy schmerzlich wäre, künftig in Ihrer Gesellschaft zu sein, so kann ich nicht verschweigen, daß ich gern sehe, wenn Sie sich je eher je lieber von hier entfernen."

„Unendlich gern, mein Herr! Stets zu Ihren Diensten", antwortete Charles.

Mit einem Satz war er wieder in seinem Zimmer, packte seinen Koffer und erreichte, begleitet von dem unerträglichen Mr. John, der ihm jetzt unerträglicher denn je erschien, das nächste Festland, wo ihn ein Schiff an Bord nahm und nach Halifax brachte, von wo er nach Europa zurückkehrte.

Er hatte weder ein Rennthier gesehen noch getödtet, aber er schätzte sich glücklich, den gefährlichen Schlingen und Seeräubereien der neuen Welt entronnen zu sein. Die Erzählungen, die er bei seiner Rückkehr ins Vaterland von Lucy, Mr. John, Barton und dem alten Harrison auftischte, waren alle so fürchterlich, daß sie die Haare auf den Köpfen der Zuhörer sträuben machten.

Digitized by Google

Francesco Crispi.

Von **Julius Schanz.**

(Mit Portrait.)

Der gegenwärtige Präsident der italienischen Volkskammer, Francesco Crispi, dessen jüngste Rundreise nach Paris, Berlin, London, Wien und Pest in der europäischen Presse so viel Staub aufwirbelte, erblickte am 4. October 1819 das Licht der Welt auf der Insel Sicilien. Er gehört einer griechisch-albanesischen Familie an, die nach dem Fall Skanderbeys V. in Italien eine zweite Heimat fand. Er studirte in Neapel die Rechtswissenschaft und ließ sich, nachdem er 1840 die juristische Doctorwürde erlangt, 1841 daselbst als prakticirender Advocat nieder, während er gleichzeitig mit Aiala, Peppino del Re, Poerio, Raffaele Giovanni u. A. lebendigen und thätigen Antheil an den damaligen Verschwörungen zur Vorbereitung des Sturzes der Bourbonenherrschaft auf dem Wege der gewaltsamen Revolution nahm. Mancini und Scialoja, Beide in der Folgezeit Minister des Königreichs Italien, Mancini zuerst Unterrichts-, später Cultus- und Justizminister, Scialoja zuerst Finanz-, später Unterrichtsminister, waren in damaliger Zeit der Revolution noch entgegen, traten aber Beide nach und nach ebenfalls zu ihr über. Crispi bildete mit den genannten hervorragenden Parteihäuptern das sicilisch-napolitanische Revolutionscomité und begab sich, als in Folge der ausdauernden und energischen Bemühungen desselben die Bewegung am 12. Januar 1848 zum offenen Ausbruch kam, persönlich nach Palermo, um sich an ihre Spitze zu stellen. Er wurde Secretär des Insurrectionscomités oder sogenannten Vertheidigungsausschusses, der, nachdem das bourbonische Militär geschlagen war, wozu man vierundzwanzig Tage brauchte, die Bildung einer provisorischen Regierung mit einem sicilianischen Parlamente in die Hände nahm, welches als eine seiner ersten Maßregeln im Namen des souveränen Volkes die Absetzung des Bourbonenkönigs decretirte. Dieser Zustand dauerte bis zum Mai 1849. Nach der Zerstörung von Catania und Messina, die mehr als alle anderen sicilianischen Städte unter den Ereignissen jener Zeit zu leiden hatten, fiel auch Palermo wieder in die Hände der königlichen Truppen. Crispi, der für seinen Kopf zu fürchten hatte, flüchtete nach Marseille, von wo er jedoch nach kurzem Verbleib wieder wegging, um seinen dauernden Wohnsitz in Piemont zu nehmen. Allein auch hier sollte er keine bleibende Stätte finden, denn schon im März 1853 sah er sich infolge der mailänder Ereignisse, deren Charakter die strengsten Maßregeln gegen die Anhänger Mazzini's herausforderte, gezwungen, Italien zum zweiten Male zu verlassen. Er wählte zunächst Malta zu seinem Aufenthalte, von wo ihn jedoch bereits im nächsten Jahre die Engländer verjagten, weil er in einem von ihm herausgegebenen Journale die Art und Weise der damaligen englischen Kriegsführung in der Krim einer scharfen Kritik unterzog und von England verlangte, es solle, nachdem es einmal in die Türkei einmarschirt sei und daselbst festen Fuß gefaßt habe, das ottomanische Kaiserreich von der europäischen Landkarte streichen. Von Malta

begab sich Crispi trotz der Antipathien der britischen Regierung gegen ihn nach London, wo er sich nahezu ein Jahr aufhielt, und ging dann nach Paris, wo er eine Stelle in einem Handelshause annahm und seine freie Zeit als Correspondent für einige italienische Journale geräuschlos verwerthete. Allein auch die französische Polizei behielt Crispi scharf im Auge und zwang ihn, ehe noch das Orsini'sche Attentat von 1858 gegen das Leben Napoleon's III. zum Ausbruch kam, obwohl er daran nicht den mindesten Antheil hatte, den französischen Boden zu verlassen, so daß er keine andere Wahl vor sich sah, als wieder nach London überzuschiffen, wo er bis zu Anfang des Jahres 1859 unangefochten leben durfte.

Nach dem Frieden von Villafranca sollte er, obwohl unter einem fremden Namen und mit einem Passe versehen, der in Buenos-Ayres für Manuel Pareta ausgestellt war, Ende Juni 1859 endlich sein geliebtes Italien wiedersehen, das er seitdem bis auf seine jüngste Rundreise nie wieder verlassen hat. Er blieb zunächst einen vollen Monat lang in seiner Heimat Sicilien, um die Ereignisse von 1860 vorbereiten zu helfen. Die Revolution sollte nach den Intentionen der damaligen Parteiführer schon 1859 und zwar am 4. October zum Ausbruch kommen, allein sie wurde von der gemäßigten Partei hinausgeschoben, aus deren Mitte die Losung kam, es sei ganz unnöthig, Sicilien zu insurgiren, da Piemont die ganze Revolutions- und Unionsarbeit allein besorgen würde. Crispi wußte jedoch im Verein mit Bixio und Bertani Garibaldi von der Nothwendigkeit der sicilianischen Expedition zu überzeugen, für die Garibaldi selbst im Anfang durchaus keine günstige Meinung hatte. Am 5. Mai 1860 schiffte sich Garibaldi in Begleitung Crispi's an der Spitze des bereits zur Sage gewordenen Zuges der Tausend in Quarto bei Genua ein und bereits am 11. Mai sah er Sicilien vor sich liegen. Crispi, der schon in Talamone zum stellvertretenden Chef des Generalstabs der Expedition ernannt worden war, mußte auf Befehl Garibaldi's den Fuß zuerst an's Land setzen. Nachdem er Besitz von der Stadt genommen, setzte er in Salemi eine provisorische Regierung ein und veröffentlichte das Decret, nach dem Garibaldi im Namen Victor Emanuels, Königs von Italien, die Dictatur übernahm. Es war dies das erste Decret, in dem Victor Emanuel als König von Italien bezeichnet und das in seinem Namen erlassen wurde. In wenig Tagen hatte Crispi's umsichtiges und praktisches Organisationstalent das für den Augenblick Nothwendigste bereits insoweit geordnet, daß er sich am 15. Mai an der denkwürdigen Schlacht von Catalafini betheiligen konnte, auf deren für die Garibaldiner glücklichen Verlauf der Marsch nach Palermo folgte. In den ersten Tagen stießen sie daselbst auf bedeutende Schwierigkeiten, allein sie wurden nach und nach alle mit einander beseitigt, so daß Garibaldi, mit dem Schwert in der Hand, am 27. Mai seinen Einzug in die Hauptstadt der Insel halten konnte und das bourbonische Militär binnen Kurzem vollständig daraus vertrieben war. Als man sich des Sieges und damit der Stadt vollkommen sicher fühlte, organisirte Crispi die neue Regierung für das gesammte Inselland, wies jedoch die ihm von Garibaldi zugedachte Ehren- und Machtstellung eines Prodictators von Sicilien, die ihm irrigerweise vielfach von zeitgenössischen italienischen Geschichtsschreibern zugeschrieben wurde, bescheiden zurück und begnügte sich mit dem Titel eines Unterstaatssecretärs. Nachdem ganz Sicilien von den bourbonischen Truppen geräumt war, begab sich Crispi nach Neapel, um die Erreichung des Endziels der sicilianisch-napolitanischen

Digitized by

Bewegung, die Vertreibung des Bourbonenkönigs, mit herbeiführen zu helfen. Während dieser ganzen Zeit arbeitete Crispi auf eine allgemeine Volksabstimmung in Neapel und Sicilien hin, die, abgesehen von ihrer provinziellen und antidynastischen Bedeutung, auch noch darum eine besondere nationale Wichtigkeit hat, weil mit ihrem Resultate zum ersten Mal die Einheit und Unabhängigkeit der italienischen Nation proclamirt wurde. Nachdem Garibaldi die Dictatur niedergelegt und sich auf seine Ziegeninsel zurückgezogen hatte, womit auch Crispi's Thätigkeit als Regierungscommissar erloschen war, wurde er als Deputirter in das italienische Parlament gewählt, in dem er seit jener Zeit stets auf der Linken saß. In unabhängigen Verhältnissen lebend, verspürte er keine Neigung, in eines der zahlreichen Cabinete einzutreten, die in den letzten beiden Decennien nacheinander das Steuerruder des italienischen Staatsschiffs in die Hand nahmen, noch sich mit irgend einem Ministerium vor dem 18. März 1876, an dem seine Partei auf parlamentarischem Wege zur Regierung gelangte, zu einer Transaction herbeizulassen.

Nachdem das Ministerium Depretis die Auflösung der Kammer beschlossen und das italienische Volk zu den Neuwahlen berufen hatte, wurde Crispi, der auch neben Depretis, Nicotera, Mancini und Melegari keines der neun italienischen Ministerportefeuilles hatte übernehmen wollen, zum Präsidenten der neuen Kammer ernannt, bei deren Eröffnung er jene denkwürdige Rede hielt, in der er eine durchaus unparteiische Handhabung seiner Präsidialbefugnisse zusagte, eine Zusage, der er auch treu blieb, so daß unter seiner Präsidentschaft jene widerwärtigen Auftritte, durch die früher so oft die Säle von Montecitorio entweiht wurden, nicht mehr vorkamen. Es sei ihm das zu besonderem Lobe angerechnet.

Ehe der deutsch-französische Conflict von 1870 zum Ausbruch kam, hatte sich die nationale Partei in Deutschland an Crispi und dessen politische Freunde gewendet und dieselben ersucht, dahin zu wirken, daß Italien nicht am Kriege theilnehme, dessen Ausgang möglicherweise der deutschen Nation gefährlich werden konnte. Die parlamentarische Linke sagte bereitwillig zu und hielt fest an ihrem Worte, indem sie der italienischen Regierung drohten, in Masse aus der Kammer auszutreten, wenn sie etwa mit Frankreich gemeinschaftliche Sache machen wolle und nicht nach Rom marschire. Das Ministerium Lanza mußte, da die öffentliche Meinung in ganz Italien unverkennbar auf Seiten Deutschlands war, wohl oder übel nachgeben und der Prinz Napoleon, der Schwiegersohn Victor Emanuel's, der eigens nach Florenz gekommen war, um die Sache Frankreichs zu verfechten, mußte unverrichteter Sache wieder abziehen.

Bei seinen offen ausgesprochenen Sympathien für Deutschland wollte Crispi als Präsident des italienischen Parlaments den Besuch, den sein College, Herr von Bennigsen, im vergangenen Frühjahr seinen politischen Freunden in Italien abstattete, nicht unerwidert lassen und begab sich — ob im Auftrag der italienischen Regierung, ist noch nicht erwiesen, aber jedenfalls nicht ohne deren Vorwissen — nach Berlin, wo er mit einer Anzahl bekannter und einflußreicher Parlamentsmitglieder und Politiker zusammentrat, mit denen er mehrere Tage lang im engsten Verkehr stand. Unter anderm hatte er auch eine Unterredung mit dem deutschen Reichskanzler, Fürsten Bismarck, nachdem er denselben schon vorher in Gastein begrüßt hatte. Dem am 23. September zu Ehren Crispi's im Hotel de Rome veranstalteten Festmahle wohnten u. A. der Vicebürgermeister von Berlin, mehrere

Mitglieder des deutschen Bundesraths, der italienische Botschafter Graf Launay, der Doyen der italienischen Diplomaten und eine Anzahl deutsche Reichstagsabgeordnete und preußische Landtagsdeputirte, einige Repräsentanten der Wissenschaft und Kunst, sowie mehrere Vertreter der Presse bei, von denen der Chefredacteur der „Nationalzeitung", Herr Dernburg, Crispi die Aufmerksamkeit erwiesen hatte, ihn zu dem Festmahl abzuholen.

Die Gefühle und Gesinnungen der zwei bei dieser Gelegenheit vertretenen Nationalitäten hatten es etwas schwer, sich gegenseitig verständlich zu machen. Die Sprache Schiller's und Goethe's, die noch jetzt in Italien nur an einer Anzahl technischer Schulen officiell gelehrt wird, wurde zur Zeit, wo Crispi noch auf der Schulbank saß, weit weniger cultivirt und noch lange nicht insoweit, als in Deutschland nach dem Vorgang eines erlauchten Kenners und Uebersetzers der „Göttlichen Comödie" die Sprache Dante's cultivirt wird, der, wie Crispi sagte, die schlechten Päpste in die Hölle und die Feiglinge in das Fegefeuer verbannt hat. So mußte denn als Medium des Gefühlsaustausches die Sprache einer dritten Nation dienen, sozusagen die Sprache des gemeinsamen Feindes. Allein man hat sich doch verstanden, man hat sich unter einander als gute Freunde, als von der Geschichte zu einem Bruderpaar auserlesen erkannt und gepriesen. Zwei Nationen haben ein Verbrüderungsfest gefeiert, dem die gesammte europäische Presse nicht nur im Augenblicke, wo die Becher auf das Wohl des Kaisers von Deutschland und des Königs von Italien geleert wurden, sondern auch nachher eine nachhaltige Sympathie gewidmet hat — die gesammte europäische Presse, mit der alleinigen sehr natürlichen Ausnahme der französischen.

Zum Glück nicht von Stein.

(Hierzu die gleichnamige Illustration.)

Sie geht im stillen Park, wo Abendleuchten funkelt,
So entre chien et loup, ein wenig eh' es dunkelt.
Vorsichtig hebt sie sich das Kleid bis an die Strümpfe,
Da stutzt sie plötzlich, denn ein Satyr küßt 'ne Nymphe.

Zwar nur im Stein, jedoch, „ciel, ist das reputirlich,
Daß man ein Weib so embrassirt gar unmanierlich?
Man hat ja zwar auch so exemples von Husaren —
O mein Amynt, Du weißt den Anstand stets zu wahren!"

Schon runzelt ihre Stirn sich weniger bedenklich;
„Die Gruppe ist au fond nicht allzusehr verfänglich.
Wie das so geht; man kommt, man sieht, er siegt,
Der kleine Gott, dem tout le monde unterliegt.

Amynt, mon cher, o komm'! Die Zeit des Rendezvous
Ist da und ohne Dich giebt's Herz sich nicht zur Ruh'.
Es rauscht das Laub — horch! ein Gewieher — er wird's sein,
Er ist es, mein Husar und wir — sind nicht von Stein!"

F. H.

Aus der Gesellschaft.

Berlin.

Winters Anfang ist die Blüthezeit der Geselligkeit; man rückt zusammen am traulichen Kaminfeuer, man trinkt mit Wonne den duftenden Thee aus dem glücklichen Theekessel, der von schönen Händen bedient wird, und man plaudert von Reiseerinnerungen, oder von Plänen zu Vergnügungen des nahenden Carnevals.

Wohl Denen, die zum Wintersanfang heimgekehrt sind nach dem heiteren, vielgestaltigen, bunten, reichhaltigen Berlin!

Man braucht nur auf die Straße zu treten, so kann man sich an der interessanten Physiognomie der Großstadt erfreuen. Früher galt Paris für das Paradies der Flaneurs, aber Berlin bietet jetzt gewiß nicht weniger Straßenunterhaltung dar. Der Weltverkehr unter den Linden ist beinahe jetzt schon ebenso großartig wie mitten im Winter, obgleich der Hofstaat noch nicht wiederkehrte und sehr viele aristokratische Familien seinem Beispiele folgten. Es kommen aber täglich so viele Reisende zurück, daß die Begrüßungen und Wiedersehensfreuden auf der Straße kein Ende nehmen.

Die Neuigkeiten, welche man bei diesen Gelegenheiten stets zuerst erfährt, beziehen sich auf Veränderungen im Gesellschaftsleben, namentlich auf die stattgehabten Verlobungen und Hochzeiten. Es ist diesmal eine ganz besonders große Anzahl derselben zu melden. Wir wollen nur einige der bekanntesten Namen hier aufzählen: Fräulein Constanze von Goldacker wurde auf dem Stammsitz ihrer Eltern, Mahlsdorf bei Genthin, mit dem Grafen Hans von Beust getraut; Fräulein Lucie von Bethmann verlobte sich mit dem Freiherrn von Mauclerc; Comtesse Schulenburg mit dem Freiherrn von Girsewald aus Braunschweig; Freifräulein Caroline von Hilprandt mit Lieutenant von Blumenthal; Oberst von Radowitz mit Fräulein Bertha Gerson aus Frankfurt a. M.; Fräulein von Stengel mit dem bekannten Berliner Crösus, Bankier Richter; die junge Witwe Koppel mit dem Freiherrn von Maltzahn; Fräulein Lida Meyer mit dem Freiherrn von Ditfurth; Frau Hilda von Krause geborene von Bunsen verheirathete sich mit dem ältesten Sohn des verstorbenen Commerzienraths Deichmann in Cöln, und endlich fand kürzlich im Thiergartenhotel die glänzende Hochzeitsfeier von Agnes Wallner mit dem Rittmeister a. D. Freiherrn von Zanthier statt. Das junge Paar wird künftig in Rüdesheim am Rhein leben, wo der glückliche Gatte eine Anstellung als Amtmann erhalten hat.

Die Hochzeit der jüngsten Tochter unseres Generalintendanten von Hülsen mit dem Freiherrn Geyr von Schweppenburg, welche ebenfalls kürzlich stattfand, hat die Hofgesellschaft, so weit sie hier anwesend war, sehr beschäftigt, weil die jugendlichen Elemente derselben schon lange vorher Darstellungen für den Polterabend einübten. Aus der deutschen Sagenwelt waren die Dichtungen entnommen, welche durch die vornehmen jungen Damen ausgeführt wurden. Dornröschen, Schneewittchen, Aschenbrödel, Rothkäppchen und Genoveva haben wohl noch nie so reizende Repräsentantinnen gefunden wie hier. Es war eine sehr gelungene Aufführung; der Malersaal

Digitized by Google

in der Dienstwohnung des Brautvaters bot den passendsten Raum dazu. Das schönste Bild gestaltete sich jedoch erst durch den improvisirten Ball, weil das phantastische Costüm der Mitwirkenden an den heitersten Sommernachtstraum erinnerte. Die Trauung des jungen Paares fand zwei Tage später in der Hedwigskirche und in der Garnisonkirche statt; der Freiherr Geyr von Schweppenburg gehört nämlich einer alten, strengkatholischen Adelsfamilie an.

Unter den Veränderungen im Gesellschaftsleben ist der Tod des Grafen Wrangel in erster Reihe aufzuzählen. Der greise Held war seit undenklicher Zeit ein charakteristisches Element aller Hofzirkel und aller öffentlichen Feste, man wird sich schwer gewöhnen, ihn nicht mehr zu sehen. Sein Bildniß, von Biermann idealisirt, bot auf der letzten Kunstausstellung dem großen Publicum gleichsam den Abschiedsgruß dar; er erkrankte schon im Herbst und sein Eisenkörper, dem man allgemein hundertjähriges Leben zugetraut hatte, erlag einem schleichenden Fieber. Seine Gemalin, eine mehr als achtzigjährige, noch rüstige Dame, wird wahrscheinlich in dem kleinen, alten Hause am Pariser Platz wohnen bleiben, welches sich wie ein Anachronismus unter den Prachtbauten der Neuzeit ausnimmt. Wrangel hinterläßt keine Kinder, nur einen Enkel, der ein Liebling des Kaisers ist und in der Diplomatie eine ehrenvolle Stellung bekleidet. Ein Neffe hat noch die letzten Tage des Greises verbittert, indem er als Schuldenmacher den berühmten Namen mit Schmach bedrohte; um die Geldaushülfe des reichen Oheims zu erpressen, beging der Verschwender sogar den Unsinn, den Greis zum Duell zu fordern. Mit Recht wurde er infolge dessen für wahnsinnig gehalten und als gemeingefährlich festgesetzt.

Das Leichenbegängniß Wrangel's war geradezu ein Ereigniß für Berlin, der wahrhaft pittoreske Pomp desselben lockte eine Menge Fremde herbei. Für das Gemüth des Kaisers war die Feierlichkeit sehr erschütternd und es hätte die Pflicht der Aerzte sein sollen', sein persönliches Erscheinen dabei zu verhindern.

Ein anderes Begräbniß machte kürzlich auch einen sehr ergreifenden Eindruck auf das Berliner Publicum, weil Jugend, Schönheit, Glück und Talent die Todte schmückten.

Es war die liebreizende Schauspielerin, Mathilde Ramm-Beckmann, die von einem Nervenfieber hingerafft wurde; ihr Sarg war völlig unter Blumen begraben, ehe er in die Erde gesenkt wurde. Kaum seit einem Vierteljahr aus Neigung verheirathet, ereilte sie der Tod auf dem Gipfel des Glücks. O. F. Gensichen vergleicht ihr tragisches Geschick sehr richtig mit der einst gefeierten Christiane Neumann, Goethe's Euphrosyne, die ebenfalls in der vollsten Jugendblüthe starb. Mathilde Ramm kann allerdings den Vergleich vollkommen bestehen. Als eine ihrer holdesten Rollen muß Perdita im Wintermärchen bezeichnet werden. Wer sie dort in der diesjährigen Mustervorstellung des Vereins „Berliner Presse" gesehen hat, wird den herzbewältigenden Eindruck ihres lieblichen Wesens nie wieder vergessen. Ihr Tod war schmerzvoll für die Zurückbleibenden, aber es schwebte eine Weihe wie aus einer bessern Welt über ihrem Grabe, ihr Leben verklang wie eine Sphärenmusik.

In der Theaterwelt macht sich Wintersanfang ebenfalls als Blüthezeit geltend, und die Gäste zeigen sich zahlreich als willkommene Zugvögel. Die schöne Haverland aus Dresden fand hier viele Bewunderer im Nationaltheater und die Geistinger füllt das Thaliatheater des genialen Gründers,

Digitized by Google

J. Geber. Hedwig Raabe-Niemann bezaubert als „Dora" im Residenztheater und Lehfeld und Barnay werden in Kürze erwartet.

Das königliche Schauspielhaus hat die Shakespeare'schen Königsdramen begonnen und so viel Beifall damit errungen, daß voraussichtlich noch mehrere Abonnements dafür stattfinden werden.

Die Sturmfluth der Concerte hat ebenfalls schon begonnen, Frau Joachim ist nach ihrer schweren Krankheit mit ungeschwächter Stimme wieder aufgetreten und stürmisch applaudirt. Etelka Gerster wird erwartet und angeblich nicht blos als Concertsängerin, sondern auch Primadonna der Oper soll sie werden.

Eine Erhöhung der Residenzschönheit ist unter den Linden 26 freudig begrüßt worden, nämlich das neue Wiener Kaffeehaus von Bauer, dem Pächter des Kaiserhofes. Wie eine Musenhalle ist es ausgeschmückt durch Bildwerke der Künstler ersten Ranges. Bei abendlicher Beleuchtung strahlt es wie ein Zauberschloß und dient als Straßenschmuck für die ganze Umgebung. Das Publicum verhält sich nicht so kühl dagegen, wie gegen die früheren Luxusbauten, Passage, Flora ꝛc. Es ist innen und außen stets ein wahrhaftes Gedränge von Bewunderern und Genießenden vorhanden.

Auch Castan's Panoptikum gehört jetzt zu den neuen Glanzpuncten Berlins; es ist in dem Hauptsaal der Passage aufgestellt und ebenfalls allabendlich prachtvoll erleuchtet. Auch finden Concerte dort statt, die für ein geringes Eintrittsgeld Vorzügliches darbieten. Für den Fremdenverkehr, der sich im Winter oft in's Colossale steigert, war bisher ein fühlbarer Mangel solcher Schaustücke, ob aber die ungeheuren Kosten aller dieser Speculationen Zinsen tragen werden, steht doch noch in Frage. Es bleibt immer ein Hazardspiel, dergleichen Unternehmungen zu wagen.

Fürst Putbus hat jetzt mit seinen Gläubigern unterhandelt. Seine Tochter, Gräfin Marie, jetzt Freifrau von Veltheim, die muthmaßliche Fideicommiß-Erbin, mußte ihr Leben versichern lassen, um Bürgschaft für ihn übernehmen zu können. Auch seine hochbejahrte Mutter, Gräfin Clotilde Lottum, hat sich für ihn verbürgt, dennoch sehen die Gläubiger mit Besorgniß in die Zukunft, denn die kolossale Schuldenlast kann durch die immerhin auch kolossalen Einkünfte des Fürsten erst in zwanzig bis dreißig Jahren vermindert werden. Sollte sich denn nicht eine Rheingoldbesitzerin finden, die für den schönen Fürstentitel und den noch schöneren Freier eine Lösung der Schuldenfesseln versuchen könnte? Wie Fürst Pückler einst nach England reiste, um eine reiche Frau zu suchen, so geht Fürst Putbus jetzt nach Italien, hoffentlich mit besserem Erfolg, denn Pückler bekam bekanntlich keine Frau!

Eine große Veränderung der Gesellschaft wird durch den Rücktritt des Ministers des Innern, Grafen Eulenburg, hervorgebracht. Wenn wir eben eine Parallele zwischen Putbus und Pückler versuchten, so könnte man ebenso gut eine zwischen Eulenburg und Hardenberg ziehen. Der geistreiche, liebenswürdige Fürst, der einst unsern Staat lenkte, hatte sehr viel Aehnlichkeit in intellectueller und moralischer Beziehung mit dem Grafen Eulenburg, dem wir übrigens mit diesem Vergleich ein schmeichelhaftes Compliment zu machen gedenken. In geselliger Hinsicht ist er wirklich unersetzlich, seine eleganten Cirkel galten für ein Unicum; ob er in der Staatsmaschine unentbehrlich ist, überlassen wir getrost der Entscheidung unseres Jupiter tonans, des Fürsten Bismarck.

H. v. N.

Digitized by Google

Wien.

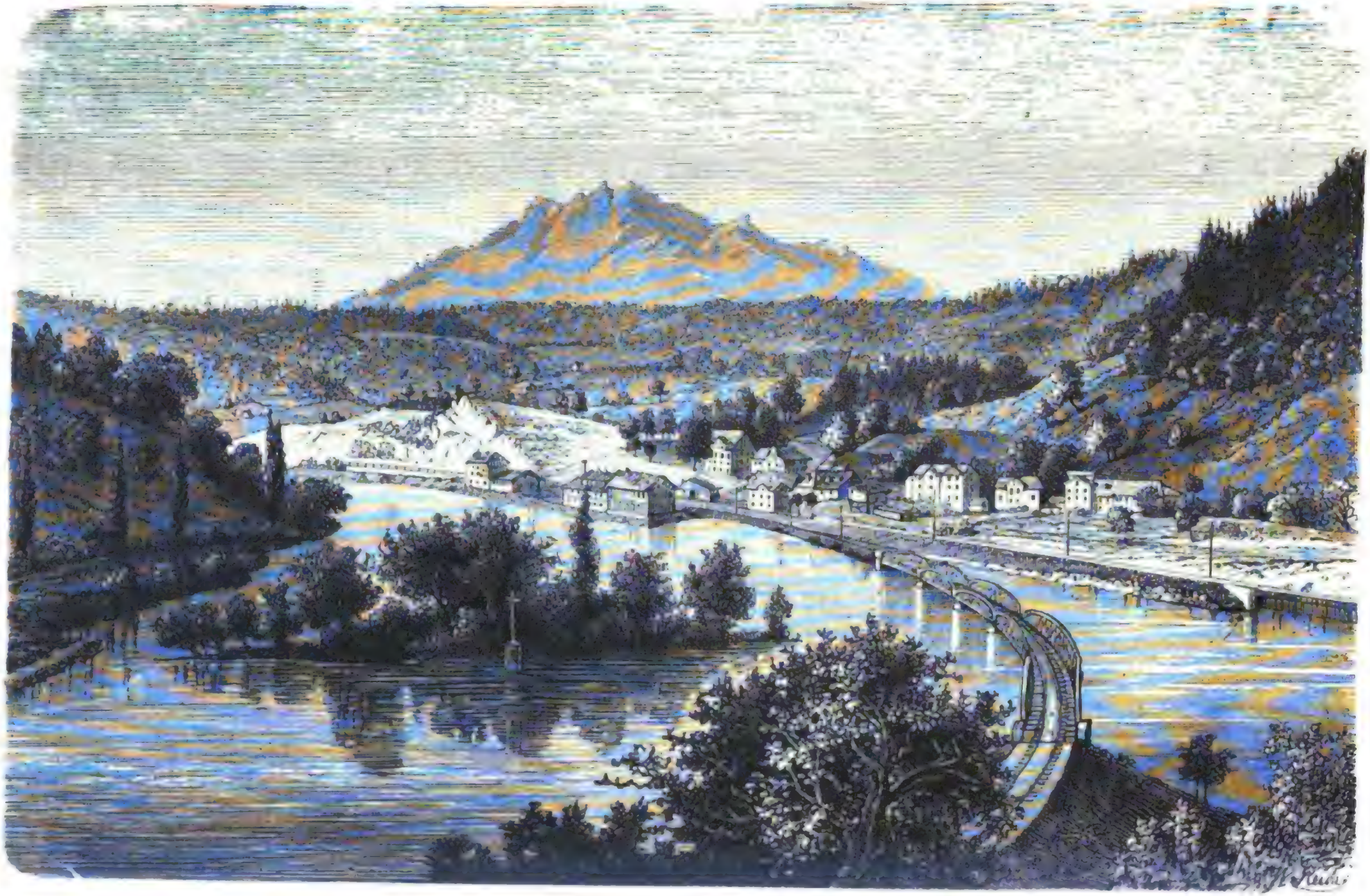
Wenn es erlaubt ist, mit der Thür in's Haus zu fallen, so kann ich heute im Vornherein constatiren, daß es drei Momente waren, die die letztvergangenen October- und Novembertage beschäftigten und die kleine-große Welt an der Donau auf Weltgeschichtssecunden in Spannung hielten. Diese drei Momente waren: erstens — ein scandalöses Etablissement, zweitens — ein nicht gefundener und drittens — ein nicht gesuchter Tod. Wie in der numerischen Aufzählung, so sei auch in der detaillirenden Ausführung dem Etablissement der Vortritt gestattet. — Im Jahre 1866, als es dem Gotte, dem's gefällt, Weltgeschichte zu machen, auch gefiel, dabei einmal die deutsche Karte zu verändern und einer gründlichen Revision zu unterziehen, verschwand bekanntlich auch der Name Hannover als selbstständiger staatlicher Begriff. Georg Rex war nach Wien gezogen, hatte sich da häuslich niedergelassen und dem österreichischen Hof eine Verlegenheit nach der anderen bereitet. In dem Gefolge, das den König ohne Land nach der alten Kaiserstadt begleitete, befand sich außer mehreren Diplomaten, Bureaukraten, Hofdienern und der welfischen Silberkammer auch der hannöversche Hofwechsler und Hofbanquier Israel Simon. Herr Simon wurde damals auf 4 bis 5 Millionen Gulden geschätzt und dieser Umstand verlieh dem übrigens auch sonst in bester Reputation stehenden Kaufmann in Wien ein ziemlich starkes Prestige. Selbstverständlich war der „junge Simon", damals ein Jüngling von sechzehn Jahren, der Zielpunct aller Mütter mit heirathsfähig werdenden Töchtern und eine Unmenge von Angeln wurden ausgeworfen, um den Goldfisch aus dem Norden zu fangen. Aber natürlich konnte und durfte nur eine Mutter so glücklich sein, den Fang zu machen, und als Eduard Simon, der Stammhalter des seit hundertdreißig Jahren bestehenden Hauses, das vierundzwanzigste Lebensjahr kaum erreicht, wurde er mit einem Mädchen verheirathet, das noch nicht volle sechzehn Jahre alt war und das eigentlich noch kurze Kleidchen hätte tragen sollen. Aber jung gefreit hat noch Niemand gereut, sagen sie im Sprichwort, und bei Hofe wenn es die Politik erfordert, heirathen sie auch jung. Der junge Bankier und Ehemann etablirte sich und richtete sich sein Haus fürstlich ein, und als das erste Jahr um war, war auch der Grundstock des Geschäftes, eine halbe Million, verschwunden. Der Vater half nach und gab abermals eine halbe Million. Auf die zweite halbe Million folgte die dritte, auf die dritte die vierte, fünfte und sechste und so ging es fort, bis der Brunnen ausgeschöpft war und der junge Mann von kaum achtundzwanzig Jahren in Concurs gerieth, in Concurs mit vier Millionen Gulden. Die Frau des unreifen Kridatars stammt, das ist für den Fall immerhin bezeichnend, aus dem Hause Kaulla, aus einem Hause, das dereinst (sogar heute noch) in Süddeutschland und namentlich in Stuttgart dieselbe Rolle spielt, wie Simon in Norddeutschland. Die Geschichte giebt Einiges zu denken . . . Und etwa zehn oder zwölf Tage später feuerte ein Mann in den besten Jahren und von bestem Namen in frühester Morgenstunde einen Schuß gegen seine Schläfen. Dieser Mann trägt ebenfalls den Namen Kaulla und ist der Onkel der jungen, unglücklichen Simon. Er glaubte die Schande nicht überleben zu können, die über seine Familie gekommen. Merkwürdig ist's nur, daß man in gewissen Kreisen das Wohlleben mit so viel Resignation und Seelengröße trägt, selbst wenn es hie und da mit etwas Scandal und Schande verbunden ist und daß der Mangel

Digitized by

stets und sofort gebrochene Herzen und geladene Pistolen findet. Der Zufall wollte es, daß die Kugel ihre volle Wirkung nicht that und daß der Tod nicht gefunden wurde.

Und der Andere, der den Tod nicht gesucht, der nichts von dem schwarzen Gevatter wissen wollte, mußte ihn erleiden: Johann Herbeck, der unübertreffliche Dirigent, der Reorganisator der Gesellschaft der Musikfreunde, der Neugestalter und geistige Regenerator unserer Hofcapelle, die einstige Seele des Wiener Männergesangvereins — Johann Herbeck, der Sohn des Volkes, der sich durch die eigene Kraft zu all' den bedeutenden Würden und Aemtern emporgeschwungen, mußte sterben. Ganz Wien hat dem bedeutenden Menschen das Geleite, das letzte Geleite gegeben und lange wird es währen, bis die Wunde vernarbt ist, die unserem Kunstleben dieser Tod geschlagen, lange wird die Lücke unausgefüllt bleiben, die der Hingang des Künstlers zurückgelassen, ja, vor der Hand kann überhaupt schwer an einen vollgiltigen und vollwichtigen Ersatz gedacht werden. Herbeck war bekanntlich in den Jahren 1870 bis 75 Director des kaiserlich königlichen Hofoperntheaters, ein Nachfolger Dingelstedt's und Vorläufer Jauner's, und diese fünf Jahre eines glänzenden Elends waren in letzter Linie auch die Hauptmitschuldigen an dem Tode des kaum siebenundvierzig Jahre alten Mannes. Wir leben einmal im Lande der Unwahrscheinlichkeiten und Abnutzungen und wo sich ein Talent findet, das am rechten Platze seine rechten und echten Erfolge hat, rasch wird das Talent von dem ihm durch die Natur angewiesenen Rahmen abgedrängt und auf solche gelenkt, die seinen Ruin nothwendig herbeiführen müssen. Musiker vom Wirbel bis zur Zehe, war Herbeck in den Praktiken und Finessen eines complicirten Theatermechanismus total unbewandert, und wenn sein Urtheil auf dem Podium des Concertsaales, wo die Ideale der Kunst endlich immer siegreich zum Durchbruch kommen, nahezu für unfehlbar galt, führte ihn der Blick für das tägliche Brod des Theaterbedürfnisses gar oft irre. Zudem kam die bei der Thronbesteigung Herbeck's bestehende Theaterintendanz. Graf Wrbna, der letzte der Intendanten, war ein Mann der Oekonomieen in doppeltem Sinn des Wortes. Er war Oekonom und ökonomisch und so glaubte der Herr Graf das Operninstitut gerade so bewirthschaften zu können, wie seine ausgedehnten Domänen in Mähren; eine neue Oper galt ihm so viel wie eine Meierei und das Engagement eines neuen Tenors oder einer neuen Primadonna so viel wie der Kauf eines tüchtigen Gaules oder einer milchreichen Kuh. Trotz der Ersparnisse kam aber das berüchtigte Deficit, und dieses Deficit kostete dem Director seine Stellung und indirect sein Leben.

Die Soiréen der Hofoper, von denen ich bereits im vorigen Hefte des „Salon" ziemlich eingehenden Bericht zu erstatten in der Lage war, rücken immer näher heran — die erste findet schon am 11. December statt — und thatsächlich sind schon nahezu alle Karten vergriffen und in Damenkreisen zerbricht man sich die Köpfe und zieht die schönen Stirnen darüber in Runzeln, ob man in voller Ball- oder in gemäßigter Soiréetoilette zu erscheinen habe, ob decolletirt oder „en coeur" an der Abendordnung und ob der ganze Schmuck aufzubieten sei. Johann Strauß wird sich persönlich an die Spitze der Philharmoniker stellen und diese Corporation, sonst nur gewöhnt, unter Hanns Richter die schwierigsten Probleme moderner Orchestercompositionen zu lösen, wird schmucke und tändelnde Walzer spielen. Graf Beust hat für eine der ersten Soiréen eine Reihe von ihm in Musik gesetzter Lieder



Digitized by Google

zur Disposition gestellt und man ist an Frau Materna herangetreten, damit diese Künstlerin der gräflich-diplomatischen Inspirationen sich annehme, allein die berühmte Repräsentantin der Walküre hat die Lieder ihrer — Stimme nicht entsprechend gefunden. — Die Hofoper entwickelt übrigens auch nach ihrer eigentlichen Richtung hin ein rasch und kräftig pulsirendes Leben, und nachdem der „Landfriede", dem ich niemals eine große Zukunft prophezeien konnte, seine Schuldigkeit nicht gethan, hat Herr Jauner rasch zu einem Ballet, zur „Sylvia" gegriffen und mit diesem choreographischen Werke, dessen Sujet ganz und gar den Schäferspielen unter Louis XV. sich anschließt, dessen Musik (Leo Delibes) aber überaus reizend sich anhört, ist der Casse auf Wochen hinaus geholfen und Director Jauner geht mit Riesenschritten dem „Hofrath" entgegen. Es ist ganz eigenthümliche Sache mit so einem Ballet. Alle Welt findet drei getanzte Acte gar zu fad und langweilig und läßt sich in der Theorie höchstens ein halbstündiges Divertissement gefallen; alle Welt behauptet, daß sich das Ballet vollständig überlebt habe, kommt aber dann wieder einmal eine Novität mit einem lebhaft empfundenen Spitzenpas, einigen leidenschaftlich gefühlten Pas de deux und Pas de trois, und sehr vielen kurzen Röckchen und noch kürzeren Höschen — sofort finden sich die habitués, die kahlköpfigen amateurs und ihr Anhang ein und es füllt sich die Halle mit den echten Gourmands und Leben blüht auf den Ruinen; die Cassirer schmunzeln, die Directionsbeamten lächeln, der Balletmeister triumphirt, der Chef des Hauses reibt sich vergnügt und siegesbewußt die Hände, der Oberhofmeister findet, daß Alles gut sei im Staate und Klein und Groß und Jung und Alt kommen darin überein, daß man dem Ballet denn doch Unrecht gethan und daß man die diesem „Kunstgenre" zugefügte Unbill mit Agio wieder repariren müsse.

Im kaiserlich königlichen Hofburgtheater hat Herr von Moser mit seinem Hypochonder den Herrn Baron von Dingelstedt zum Hypochonder gemacht, denn das „Lustspiel" des so fruchtbaren Schriftstellers ist am Michaelerplatze zum Trauerspiel geworden und als man den Hypochonder zum dritten Male geben wollte, fanden sich nicht mehr genug Leute, die da für's Geld gähnen wollten. Ueber den Geschmack läßt sich einmal absolut nicht streiten, sonst müßten sich Berlin und Wien schon öfter in den Haaren gelegen sein, denn während sie an der Spree Herrn von Moser mit seinem Stück einen wahren Triumph bereiteten, kam dasselbe an der Donau schmählich zu Falle. Als Revanche für die erste große Niederlage der Saison griff Baron von Dingelstedt den Shakespeare und den Schiller heraus und experimentirte mit diesen zwei Classikern. Von dem britischen Dichter holte er den Macbeth hervor und ließ die zwei Hauptrollen — Macbeth und die Lady — durch den Herrn Mitterwurzer und Frau Wolter darstellen. Herr Mitterwurzer, der Nüancensucher, Originalitätshascher und Düftler par excellence haschte, suchte und düftelte so lange, bis er seine Aufgabe verfehlte und seine Rolle in tausend „interessante" Details zerpflückte, wogegen Frau Wolter sich abermals als die große Tragödin bewährte. Das Publicum kann sich nicht satt sehen an der schauererregenden Gestalt, und Hanns Makart, der stets dem Außergewöhnlichen und Extravaganten nachspürt, hat Lady Macbeth gebeten, sie möge seinem Pinsel sitzen. Die Nachtscene ist im Costüm so realistisch gegeben, daß man an den Füßen der Tragödin, die mit Tricots bekleidet sind, die Bewegung der Zehen wahrnimmt und der Hexenmeister des Colorits soll sich ganz besonders durch dieses frappante Zehenspiel so sehr angezogen ge-

Digitized by

fühlt haben. — Von Schiller brachte der Burgtheaterchef die Braut von Messina in theilweise neuer und gänzlich aufgefrischter Scenirung auf die Bühne und wie groß die Hoffnungen sind, die die Regie auf das bekanntlich nicht mehr sehr neue Stück gesetzt, geht schon daraus hervor, daß für die Costüme allein 6000 Gulden ausgeworfen und ausgegeben worden sind. Bezüglich des Auftretens des Chores, resp. der Chöre, hat Dingelstedt einige Neuerungen wesentlichster Natur eingeführt; ob die Archäologen mit denselben jedoch einverstanden sind, das muß vorerst abgewartet werden. — Im Stadttheater hat Dr. Laube mit Rosen's „Größenwahn" einen guten Fang gethan, im Carltheater führte der Janusdirector Herr Jauner zuerst „Hasemann's Töchter" von L'Arronge mit Erfolg, dann die Lecocq'sche Operette „Tivolini" (Poupon) mit zweifelhaftem Glück auf und im Theater an der Wien machte O. H. Berg mit seinem Volksstücke „Der närrische Schuster" solche Wirkung, daß sich der leibhaftige Held, der Schuster Sochazy, das Leben nahm. Ach, dieser Schuster Sochazy, der war wirklich ein trauriger, ein erbarmungswürdiger Held! Bis in das Frühjahr hinein lebte der Handwerker noch in glücklichstem Frieden. Da lernte dessen älteste Tochter, ein sechzehnjähriges Mädchen, auf ihrem täglichen Gang in die Lehrerbildungsanstalt — die Schusterstochter bereitete sich zur Pädagogin vor — einen „russischen Major" kennen. Der Herr Major, angeblich auch zugleich Fürst von Geblüt und materiellen Mitteln, beschwatzte das thörichte Geschöpf und dessen Eltern und rückte mit einem Heirathsantrag hervor. Und bald erzählte man in der ganzen, großen Stadt von der Ehe zwischen dem Fürsten und dem Mädchen aus dem Volke. Aber nicht lange währten die Freuden: der Major und Fürst entpuppte sich als Schuldenmacher und Schwindler, brannte durch, der Schuster wurde jetzt zum Gespötte der Stadt, zum Helden der Volksposse und zum — Selbstmörder. Woraus eine ganze Serie von Moralgruppen zu schließen sind: erstens, daß man in Wien seine Töchter nicht allein über die Straße gehen lassen darf, zweitens, daß an einer solchen Mesalliance selten etwas segensreiches ist und drittens, daß meistens die Mütter Schuld daran sind, wenn die Tragödie bei der Familie einzieht, die Tragödie des Herzens nämlich. Aber, da wird das ganze Jahr umsonst geredet und geschrieben; kommt morgen wieder ein „russischer Fürst", so geht der Schwindel von Neuem los und von Neuem wird die Mutter beschwatzt, die Tochter bethört und der Vater ermordet.

Figaro.

Digitized by Google

Der Rabe.

Von **Edgar Poe.** Deutsch von **A. Vivanti.**

Einst, zu mitternächt'ger Stunde, saß ich bei der Lampe Schein,
Und in alten Schriften blätternd, schlief ich müde beinah' ein.
Horch! Da drang ein leises Klopfen sacht doch deutlich an mein Ohr.
Ueber das Geräusch verwundert, fuhr voll Staunen ich empor.
„Welcher Gast", ich sprach es flüsternd, „kommt so spät noch zu mir her?
'S ist ein Gast, und sonst nichts mehr."

Winter war's; der Sturmwind brauste, und der Kohlen düst're Gluth
War fast im Kamin verglommen. Ich erinnere mich's noch gut.
Heiß ersehnte ich den Morgen, denn in keinem Buche fand
Lind'rung ich des heißen Schmerzes, daß Lenore mir entschwand.
Leonore, die Verklärte, die nun über'm Sternenheer
Weilt, — auf Erden ach, nicht mehr! —

In den seidenen Gardinen rauschte es geheimnißvoll;
Mich durchrieselte ein Schauer, und vor Furcht das Herz mir schwoll.
Um des Herzens banges Pochen zu beschwicht'gen, sagt' ich mir:
„'S ist ein Gast, der Einlaß fordernd, leise klopft an meine Thür.
Nein, von keiner andern Ursach' rührt das leise Klopfen her,
'S ist ein Gast, und sonst nichts mehr."

Und ich raffte mich zusammen, öffnete die Thür und rief:
„Werther Herr, verehrte Dame, o! verzeih'n Sie mir, ich schlief.
Deshalb glaubt' ich kaum, es käme Jemand noch so spät zu mir,
Denn Sie klopften gar so leise, gar so leis' an meine Thür."
Suchend blickt' ich in das Dunkel, aber Alles öd' und leer, —
Tiefe Stille — sonst nichts mehr.

Furchtbewegt und voll Erstaunen starrt' ich lauschend in die Nacht;
Träume träumend, die zu träumen nie ein Sterblicher gewagt.
Doch die Dunkelheit erfüllte banges Schweigen grauenvoll;
Bis der Name „Leonore" wie ein leiser Hauch erscholl;
Selber hatt' ich ihn geflüstert, und ein Echo dumpf und schwer
Tönt: „Lenore", sonst nichts mehr.

Voller Schreck schloß ich die Thüre; horch! Da dringet an mein Ohr
Wiederum das leise Klopfen, etwas lauter als zuvor.
„Diesmal war es keine Täuschung; an das Fenster pocht es sacht",
Rief ich, „will doch einmal sehen, wer noch kommt in später Nacht.
Wer noch kommt zu nächt'ger Stunde. Still, mein Herz, klopf' nicht so sehr!
'S ist der Wind, und sonst nichts mehr."

Und ich öffnete die Laden; sieh! Da schreitet in's Gemach
Mit bedächt'gem Schritt ein Rabe und mit lautem Flügelschlag.

Würdigt ſtolz mich keines Grußes und verweilet nicht bei mir;
Fliegt, als wär' er hier zu Hauſe, über meine Stubenthür;
Auf den Helm der Göttin Pallas, auf das Haupt Minerva's hehr
Setzt er ſich, und ſonſt nichts mehr.

Ungeachtet meines Kummers mußt' ich lächeln, denn das Thier
Blickte mit ſo ernſter Miene und ſo feierlich nach mir.
„Ob dir gleich der Kamm geſchoren, kannſt du doch kein Feigling ſein,
Geiſterhafter, alter Rabe, denn du kamſt gar kühn herein.
Nenne dich, der du aus Pluto's dunklem Schattenreich kamſt her",
Sprach der Rabe: „Nimmermehr."

Sehr erſtaunt' ich, als ich hörte, daß das Thier ſo deutlich ſprach,
Wenn gleich wenig Sinn in ſeiner wunderlichen Antwort lag.
Denn ein Jeder wird geſtehen, daß noch nie ſolch' ſeltſam Thier
Ueber einer Thür geſeſſen, wie der alte Rabe hier,
Der bedächtig niederblickte von der Büſte zu mir her,
Und ſich nannte: „Nimmermehr."

Doch der Rabe, ruhig weilend auf Minerva's Büſte dort,
Schwieg, als hätt' er ſeine Seele ausgehaucht in jenem Wort.
Stumm und regungslos erſchien er. Da ſprach leiſ' ich vor mich hin:
„Viele Freunde ſind geſchieden; morgen wird auch er entflieh'n.
Wie die Hoffnung mir entſchwunden, ſo verläßt mich wohl auch er."
Sprach der Rabe: „Nimmermehr."

Ganz erſtaunt fuhr ich zuſammen, als die Antwort ich vernahm.
„Sicherlich, das Wort iſt", dacht' ich, „Alles was er ſprechen kann.
Und er hat es ohne Zweifel oft von ſeinem Herrn gehört,
Der entſchwund'nes Glück beweinte, das ſich von ihm abgekehrt.
Bis gleich einer Todtenklage dieſes Wort, ſo kummerſchwer,
Tönte: „Nimmer, nimmermehr."

Wieder mußt' ich leiſe lächeln, war mir gleich nicht froh zu Sinn,
Und ich ſchob mir einen Seſſel nahe vor den Raben hin.
Auf das ſamm'tne Polſter ſinkend, dachte ich darüber nach,
Warum dieſer Unglücksvogel ſtets das eine Wort nur ſprach,
Das ſo troſtlos klang und trübe, ſeltſam, ſchaurig, unheilſchwer,
Dieſes: „Nimmer, nimmermehr."

Doch ich ließ kein Wort verlauten; ſtille, ſinnend blickt ich bang
Nach dem Raben, deſſen Auge ſengend bis in's Herz mir drang.
Auf dem weichen Polſter ruhend, ſaß ich da gedankenvoll,
Und der Lampe Silberſchimmer milden Scheines mich umquoll.
„Ach, auf dieſen ſamm'tnen Kiſſen", dacht' ich und ich ſeufzte ſchwer,
„Ruht ſie nimmer, nimmermehr!"

Plötzlich war's, als ob das Zimmer ſüßer Weihrauchduft durchdrang,
Und wie eines Engels Fußtritt, leiſ' es auf dem Teppich klang.
„Armer! — Gott hat dir geſendet Lind'rung für dein krankes Herz",
Rief ich, „ſchlürf' die ſüße Labe und vergiß den herben Schmerz
Um Lenoren, die Verlorne. Gräm dich länger nicht ſo ſehr."
Krächzt der Rabe: „Nimmermehr!"

Digitized by Google

„Unhold“, rief ich, „Unheilkünder! Hat der Böse dich gesandt?
Sag' mir Rabe oder Dämon, warf der Sturm dich an dies Land?
Elend und verlassen weil' ich an dem Ort des Schreckens hier,
Aber unverzagten Muthes; darum, Rabe, sage mir:
Heilt das Jenseits uns're Wunden? Dessen nur gieb mir Gewähr.“
Krächzt der Rabe: „Nimmermehr.“

„Unhold“, rief ich, „Unheilkünder! Bei dem Himmel droben sprich;
Bei dem Gotte, dem wir Beide Ehrfurcht weihen, du und ich
Werd' ich die verklärte Heil'ge, die so früh der Erd' entschwand,
In elysischen Gefilden einst in einem bessern Land
Wiedersehen, wieder grüßen, selig über'm Sternenheer?“
Krächzt der Rabe: „Nimmermehr!“

„Sei dies Wort das Trennungszeichen“, rief ich zorn- und schreckensbleich.
„Fort, hinaus in Sturmesbrausen! Fort in Pluto's Schattenreich!
Laß als Merkmal deiner Lügen keine schwarze Feder mir;
Laß mich Einsamen in Frieden; fort, du Unhold, fort von hier!
Zieh' zurück den scharfen Schnabel aus der Brust mir, kummerschwer.“
Krächzt der Rabe: „Nimmermehr.“

Und der Rabe rührt sich nimmer, stille sitzt er immer, immer
Auf der stillen Büste droben, überströmt vom Lampenschimmer.
Und sein Aug' ist von dämonisch-träumerischer Gluth erhellt;
Von der Lampe Licht umflossen auf den Flur sein Schatten fällt.
Und auf meine Seele lagert sich der Schatten düster, schwer. —
Ach, und weichet nimmermehr!

Digitized by

Die Reise um die Neuigkeitswelt in 30 Tagen.

III.

So discreten Lesern, wie Sie, mein Verehrter, und Sie, meine Gnädige, sind, darf ich schon mein Herz ausschütten. Sagen Sie selbst, ob es nicht arg ist, was die gestrenge Redaction von mir verlangt: Nicht nur soll ich meine Reise um die Welt in 30 statt in 80 Tagen vollenden, so daß ich also meinem Jules Verne'schen Collegen und Namensvetter beinah ein Doublé vorgebe, sondern ich soll diese ganze Reise dann auch auf vier — sage vier Seiten oder nicht viel mehr beschreiben! Läßt sich der ungeheuer reiche Stoff auf so winzigem Raum zusammendrängen? Gelingt es mir nicht, so habe ich meine Entschuldigung — gelingt es mir aber, daß ich nichts Wesentliches Ihnen zu erzählen unterlasse, so verdiene ich Ihre — Bewunderung! „Stolz will ich den Spanier!"

Den Spanier? Wohl, so treten wir gleich in Spanien unsere Weltfahrt an. Dort spielte sich soeben wieder eine pikante Palast- und Familiencomödie ab; Exkönigin Isabella hatte ihre Koffer schon gepackt, um für den Winter nach Frankreich und in die Arme Don Ramiro's de la Puenta — bekanntlich des letzten, Pardon! des bisher letzten Schmetterlings, der um und mit der vollen Tugendrose buhlt — zurückzukehren: da machte ihr das Cabinet ihres „Kronensohns" einen Strich durch die Rechnung und forderte kategorisch, daß, wenn sie gehen wolle — was man nicht hindere — sie wenigstens ihre jungen Töchter in Spanien lassen müsse. Man begreift: des etwaigen Beispiels wegen, das nach dem Sprüchwort gute Sitten verdirbt. Gewiß hat nun noch Niemand behauptet, Isabella habe kein Herz; sie hatte es auch hier, diesmal war es das Mutterherz, die Königin blieb bei ihren Kindern und Don Ramiro hatte in Paris das Nachsehen! — Apropos, die Vermälung Königs Alfons mit Muhme Montpensier ist nunmehr definitiv auf den Januar 1878 festgesetzt. Sie soll mit glänzender Pracht und unter strengster Beobachtung der historischen, weltberühmten spanischen Etikette und Grandezza gefeiert werden. Schon ist das Brautkleid bestellt: weißer Atlas mit Ueberwurf von Alençonner Spitzen und mit Stickereien der Wappen sämmtlicher Länder, die je zu Spanien gehört haben. Freilich kann man dort nur von der Größe der Vergangenheit zehren! Wie eine Art weiblichen Wappenherolds muß sich die Braut ausnehmen. Natürlich wird Passepartout bei der Hochzeit sein und er nimmt sich vor, seinen Leserinnen recht viel davon zu erzählen. Uebrigens hat ein Anderer der spanischen Bourbons, Cousin des Königs, ihn (d. h. mich) jüngst nach Newyork gelockt. Von Cuba, wo er als Brigadegeneral bei der Besatzung steht, erschien dort Prinz Louis Maria Francisco de Bourbon. Was will er da? fragte ich mich, eilte im Fluge hin und kam gerade noch zurecht zu seiner in der französischen Kirche des heiligen Vincenz di Paolo heimlich vollzogenen Heirath mit einer schönen, freilich nur bürgerlichen Havannesin, der Tochter des reichen Pflanzers Torres. Wie die Familie sich zu der für beide Liebende hoffentlich recht glücklich ausschlagenden „Mesalliance" stellen werde, ist noch unbekannt.

Einmal in Amerika, machte ich die Empfangsfeierlichkeiten in Rio de Janeiro mit, die dem aus Europa zurückkehrenden Brasilianischen Kaiserpaare galten. Sie waren der herzlichsten, respectvollsten Art; man merkte, das Volk ist stolz auf einen Monarchen, den soeben die Geistesaristokratie der alten Welt congenialisch begrüßt und aufgenommen hatte! — Auch ließ ich es mir nicht entgehen, Utah nach Brigham Youngs Tode zu besuchen. O weh! welcher Hader, seitdem der Herrscher fehlt, der die heterogensten Elemente zusammenhielt! Zwar hat eine Partei dort einen geistigen Präsidenten des Mormonenthums schon wieder gewählt, allein es fehlt der Glaube an sein Prophetenthum bei den Uebrigen, und um diesem Bedürfniß abzuhelfen, gedenken die Freunde und Anhänger David Smiths (eines Sohnes des ersten Propheten), diesen zu derselben Würde zu erheben. Dagegen geht ein Sohn Brigham Youngs noch immer mit dem Plane um, in Untercalifornien ein neues Zion zu gründen, und ein anderer Sohn, William, steht im Begriff, das polygamistische Streben seines Vaters noch zu überbieten, denn er geht weiter als der verstorbene Hierophant, indem er seine Stiefschwester Tuella Cobb Tochter desselben Vaters) heirathen will. Diese Absicht erregte aber den Zorn

Digitized by Google

der ersten Frau des jungen William Young, welche zum großen Scandal der Familie ihren Gatten verließ und in das Elternhaus zurückkehrte. Die nur sechzehn Jahre zählende Tuella scheint nichts dagegen zu haben, sich dem Halbbruder „ansiegeln" zu lassen, wenn nicht die Gesetze der Vereinigten Staaten ihr Veto sprächen; denn bekanntlich ist seit ein paar Monaten den Mormonen zwar erlaubt, die ihnen bis dahin angetrauten Weiber zu behalten, doch ward denselben aufs Strengste verboten, neue Verbindungen der Art einzugehen.

Des Czaren Tochter, die arme fast perpetuirliche Strohwitwe, begegnete mir auf der Rückkehr nach Europa, als sie sich mit ihren Kindern zum Winteraufenthalt nach Malta begab. Ihr Gatte, der Herzog von Edinburgh, zur Zeit britischer Admirals-Aspirant, beobachtete die Etikette vor der Welt und escortirte ihr Schiff mit seinem Kriegsschiff von Marseille bis La Valette. — Daß den Czar der Krieg milde stimmt, ist wohl kein Wunder. Jüngst hat es sein Neffe erfahren, indem er ihn begnadigte, jenen jungen Großfürsten, der mit den mütterlichen Juwelen gewisse exorbitante Ansprüche seiner Maitresse, der famosen Miß Fanny Lear, befriedigt hatte. Der jugendliche Verirrte wird aus dem Exil zu seiner Familie zurückkehren dürfen. Gegenwärtig bereist er auf Geheiß seines kaiserlichen Ohms die centralasiatischen Steppen, um den geeignetsten Pfad für eine durchzuführende Eisenbahn aufzufinden. — Ja, es sieht, bei all dem jüngsten Kriegsglück in Asien, trübe aus in Rußland! Hohe Adelsfamilien, welche Trauer um gefallene Angehörige haben, zählen nach Hunderten, und auch des Czaren Familie brachte dem Vaterlande schon ihr Opfer dar: der junge Prinz Sergei von Leuchtenberg, Sohn der Großfürstin Marie, also ebenfalls ein Neffe Kaiser Alexanders, fiel in Bulgarien.

Ein ganz ungereimtes Gerücht ging in Rom: Die vielgefragte Mutter der Gräfin Lambertini sollte gefunden sein, und — hören Sie, in wem? — in Frau Ratazzi! Darf ich hier wohl ein vulgäres Wort citiren? Es ginge wohl, aber es geht nicht. Nämlich — Niemand würde wohl froher, als besagte Napoleonide sein, wenn sie Mitte der fünfziger Jahre noch am Anfang der zwanziger gestanden hätte. Nein! die rechte Mutter des schönen Cardinalkindes wird, wie es wenigstens heißt, im Winter selbst nach Rom kommen und beim Gericht Zeugniß für die Ansprüche ihrer Tochter ablegen. Ein heroischer Entschluß — man darf Neugier hegen, ob der muthige, weltverachtende Schritt in der That gethan wird.

König Don Luis, in dem stillen, von allen gegenwärtigen Stürmen kaum heimgesuchten Portugal, hat seine Muße sehr freundlich angewandt: er übertrug Shakespeare's unsterblichen „Hamlet" in die Sprache des unsterblichen Lusiaden-Dichters. Und eine seiner Verwandten, indem auch sie dem Coburgischen, soviel durch die souveräne Welt rollenden Geblüt entstammt, soll ebenfalls unter die Poeten und Autoren gegangen sein, wie man sagt; es erschien bei Costenoble in Jena ein Roman: „Im Malerwinkel", angeblich von einem „Conrad Fischer", der jedenfalls als das Erzeugniß eines beachtenswerthen und mit einer gewissen, noch nicht voll entwickelten, aber erkennbar die Schwingen schon zum Fluge probirenden originalen Kraft ausgestatteten Talentes bezeichnet werden kann. Ich sann beim Lesen hin und her, welche dichterische Reminiscenz dieser „Malerwinkel" in mir wecke, und glaube auf die rechte Spur gelangt zu sein, wenn ich Jacob Corvinus, den „Chronisten der Sperlingsgasse", oder vielleicht noch besser: wenn ich den verstorbenen M. Solitaire, den Dichter „Diana Diaphana's" nenne. Figuren, wie Malcher, Mamsell Pimpernell, Nicodemus Nettal, der Dekan, der Professor u. A., erinnern lebhaft an Schöpfungen des Letztgenannten, und da wird es mir, ich leugne nicht, schwer, sie als Erzeugnisse einer Dame denken zu sollen. Sie müßte das Talent großer Wandlungsfähigkeit, oder: ihr Talent müßte große Wandlungsfähigkeit besitzen, wenn jener Roman wirklich, wie das Gerücht geht, von der Frau Großherzogin Alice von Hessen-Darmstadt herrührt, der Tochter der Königin von England und Schwester unsrer deutschen Kronprinzessin. Freilich ist dieselbe eine hochbegabte, geist- und wissensreiche junge Fürstin; man kennt ihre Beziehungen zu David Friedrich Strauß, der ihr Achtung zollte. Wohl will das Etwas heißen — aber daß sie den „Malerwinkel" geschrieben, will mir wegen der männlichen Art dieser Feder so wenig in den Kopf, als daß eine Dame, auch versteckt hinter einem Pseudonym, für eine Novellensammlung den Titel: „Aus der Flegelzeit der Liebe" wählt. So jedoch betitelt sich ein anderes, gleichzeitig erschienenes Buch des mysteriösen „Conrad Fischer".

Wie in Frankfurt a. M. am 10. October wieder einmal ein Cousin Rothschild eine Cousine Rothschild geheirathet hat — diesmal waren es ein Sohn

Digitized by Google

des Pariſers und eine Tochter des Frankfurters, Eduard James und Adelheid — ſo wurde am 17. in der Stiftskirche St. Emmeran zu Regensburg ein Bündniß eingeſegnet, in welchem nicht ſowohl Geld zum Gelde, als der Ultramontanismus zum Ultramontanismus kam: Prinz Don Miguel von Braganza, der vierundzwanzig Jahre alte einzige Sohn des verſtorbenen Infanten und Prätendenten von Portugal, Dragoner-Oberlieutenant in der öſterreichiſchen Armee, Schwager des öſterreichiſchen Erzherzogs Carl Ludwig und des ſpaniſchen Don Alfonſo (Bruders von Don Carlos), vermälte ſich mit der achtzehnjährigen Prinzeſſin Eliſabeth von Thurn und Taxis, Tochter der verwitweten Fürſtin Helene, deren bigott-katholiſche Geſinnung und deren Pilgerfahrten nach Rom, mit reichlichem Peterspfennig in der Schatulle, allbekannt ſind.

Sie iſt die ältere Schweſter der Kaiſerin von Oeſterreich, die neben jener Nichte im Laufe einer und derſelben Woche noch eine andere Nichte, neben einer Schweſtertochter auch eine Bruderstochter in den Stand der Ehe treten ſah; denn heute, da ich dies ſchreibe, genießt die liebliche, blutjunge Baronin Marie von Wallerſee, deren Verlobung ich in meinem letzten Reiſebulletin Ihnen meldete, bereits die Flitterwochen ihres Herzensbundes mit Graf Georg von Lariſch-Mönnich. Am 20. October fand auf Schloß Gödöllö das Hochzeitsfeſt ſtatt und Paſſepartout hat dabei ſein Paſſepartout nicht unbenutzt gelaſſen. „Welch reicher Himmel, Stern an Stern" — hätte er ausrufen mögen. Dort die kaiſerliche Frau, „die ſchönſte Frau Wiens" — hier die angenehme Erſcheinung der Brautmutter neben der ſtattlichen Perſönlichkeit der Mutter des Bräutigams, einer geborenen Fürſtin Helene Stirbey, Tochter eines vormaligen Hospodars der Wallachei — als Vierte in dieſem Quartett erleſener Schönheit endlich die reizumfloſſene, tief erglühende Neuvermälte, reichliche Thränen vergießend, als nach den Eltern auch die geliebte Tante ſie umarmte. Graf Georg, erſt 22 Jahre alt, nahm ſich in ſeiner Graf Grünne-Ulanenuniform brillant aus. Die weiße Faillerobe der Braut hatte die kleine Erzherzogin Valerie, die Diamanten in den Brautkranz Kronprinz Rudolf, ein Perlenhalsband und eine Broche (im Werthe von 15000 Gulden) Kaiſer Joſef geſchenkt und Letzterer außerdem eine ganze Collection ſchwarzer und weißer Brüſſeler Spitzen zu der Ausſtattung an Wäſche gelegt, welche ihrem „Liebling" zu ſchaffen die Kaiſerin ſich nicht hatte nehmen laſſen. Dieſen Trouſſeau beſichtigen zu können, hätte ich der ſchönen Leſerin gewünſcht: il y avait de chemises, de bas, pantalons, jupons innombrables et tout ce que l'on voyait était d'une beauté ravissante!

Es giebt im Bayriſchen Königshauſe drei Ludwige, die man zu verwechſeln ſich hüten muß: Herzog Ludwig, den Vater der nunmehrigen Gräfin Georg von Lariſch, Prinz Ludwig, den älteſten Sohn des Prinzen Luitpold und Gemal der öſterreichiſchen Erzherzogin Maria Thereſia, ſowie Prinz Ludwig, älteſten Sohn des Prinzen Adalbert und ſeiner Gattin Infantin Amalie von Spanien, jüngerer Schweſter der Exkönigin Iſabella. Dieſer dritte Ludwig iſt ſoeben großjährig geworden und demgemäß vom König, ſeinem Vetter, zum Mitglied der Kammer der Reichsräthe ernannt worden. Er wurde am 22. October 1859 in Madrid geboren.

Noch eine andere Braut, die ich vor vier Wochen nannte, hat inzwiſchen ſchon vor dem Altar geſtanden: Frau Agnes von Zanthier, die Witwe Franz Wallners. — Zwei Verlobungen ſind heute aus der „Gentry" (im Gegenſatz zur „Nobility") und der Künſtlerwelt, ſowie eine aus dem patriziſchen Bürgerthum zu melden: Marie von Hamm, Tochter des k. k. Miniſterialrathes Ritter Wilhelm von Hamm, des bekannten Schriftſtellers in Wien, und Joſef Beck, königl. preuß. Hofopernſänger in Berlin — Marie von Hackländer, Tochter des verſtorbenen Romandichters, und Küraſſierlieutenant Eugen von Hanfſtängl, Sohn des verſtorbenen berühmten Photographen — endlich drittens Oberbürgermeiſter Hermann Becker (der „rothe Becker" von 48) in Cöln mit Frau Henriette Nörrenberg in Dortmund, Tochter des früheren Landtagsabgeordneten Metzmacher, die Witwe eines im letzten Kriege gefallenen Landwehrofficiers. Das Neueſte iſt: Magdalene Irſchick, die Nachfolgerin Clara Ziegler's am Münchener Hoftheater, die „Germania" des Düſſeldorfer Malkaſtenfeſtes, quittirte ſoeben die Bühne und wird Freifrau von Perfall als Gattin eines Neffen des Münchener Generalintendanten.

Hier iſt vielleicht der Platz, in aller Kürze von einigen „Bühnenausſichten" dieſes Winters zu reden. Der ſoeben Genannte, Intendant von Perfall, componirt eine Oper: „Die ſchöne Meluſine", deren Text Hermann von Schmid

lieferte. Adolf Wilbrandt vollendete ein Trauerspiel: „Kriemhild", Heinrich Kruse ein Schauspiel: „Das Mädchen von Byzanz", Ludwig Anzengruber ein Volksstück: „Der Faustschlag". Das ist nur das Neueste von einigen Größen. Auch Berthold Auerbach versuchte nochmals die Gunst der dramatischen Muse, die ihm bisher nur spröde begegnete, zu gewinnen: er hat drei Einacter geschrieben, „Zu jung", „Das erlösende Wort" und „Riegel vor". In der Laubeschen Lustspielconcurrenz ist des ersten Preises das Stück: „Durch die Intendanz", des zweiten ein solches, das sich „Der Hausfriede" betitelt, werth gefunden worden. — Ich registrire ferner aus Literatur-, Musik-, Bühnen- und Kunstwelt bunt durcheinander, was ich auf meinen Zügen kreuz und quer erlauschte und was ich noch nicht allgemein bekannt wähne: Der Redacteur des ungarischen „Egyetertes" (Einverständniß), Abgeordneter Csavolszky, nannte den berühmten Dichter und Redacteur des „Hon" einen „officiösen Soldschreiber", was Maurus Jokai damit beantwortete, daß er jenen zum Duell forderte. Karl Gutzkow hält es nirgends lange mehr aus: er ist aus Heidelberg schon wieder übergesiedelt nach Sachsenhausen bei Frankfurt a. M. Johann Georg Fischer, gegenwärtig wohl das Haupt der schwäbischen Lyriker, hat den Würtembergischen Friedrichsorden und damit den persönlichen Adel erhalten. Nachgerade ist in Stuttgart aus dieser selben Ursache Alles „von Adel"; man erinnere sich: beim Begräbniß „von Hackländers" sprachen „von Hallberger", „von Rustige", „von Zoller". Eduard Devrient (s. unten) hat eine Biographie Ifflands im Manuscript hinterlassen. Rudolf Haym schreibt an einer Biographie Herders. Joachim Raff ist nun von Wiesbaden als Director des neuen Musikconservatoriums in Frankfurt a. M. eingetroffen und hat bei der Gelegenheit seine Frau Doris Genast (die Tochter des Weimarer „Alten Genast") den Bretern Valet gesagt. Dr. Heinrich Hübner, der „Stolz" des Hamburger Thaliatheaters, weilt sehr leidend in Meran, Fanny Lewald verbringt den Winter in Rom; vor ihrer Abreise hat sie noch, um eine Intention ihres Mannes, des verstorbenen Adolf Stahr, zu verwirklichen, die achte Auflage von dessen „Leben Lessings" dem Fürsten Bismarck gewidmet. Karl Frenzel hat seine Nationalzeitungs-Feuilletons unter dem etwas waghalsigen Titel: „Berliner Dramaturgie" gesammelt herausgegeben. Die Berliner „Nationalgalerie" hat „Katharina Cornaro" von Hans Makart angekauft und damit ein erstes Werk dieses „sensationellsten Malers der Gegenwart" sich erworben. Das jüngste Eigenthum der „Verbindung für historische Kunst" ist aus 37 Concurrenzbildern die „Ueberführung der Leiche Gustav Adolfs nach Schweden" von Prof. Werner Schuch in Hannover (resp. jetzt für ein Jahr in Düsseldorf) geworden.

Doch genug — auch die Todten wollen ihr Recht in meinem Monatsbericht. O, der erschütternd großen Zahl von Berühmtheiten, von einst hell leuchtenden Sternen darunter! In Bonn starb der treffliche Philolog Heimsoeth, in Würzburg der ausgezeichnete Chirurg Wenzel von Linhart. Aus Paris kam die Kunde vom Dahinscheiden Theodor Barrières, der unbestritten mit an der Spitze der zeitgenössischen französischen Dramatiker ging; man denke an seine „Faux Bonshommes", „Filles de marbre", „Demoiselles de Montfermeil" (sein letztes Opus), ferner an seine „Vie de Bohême", seinen „Scandal d'hier" und die allerliebsten Kleinigkeiten: „Feu au convent", „Le piano de Berthe" u. s. w. Wer kennt sie nicht auch in Deutschland? Hatte er auch bei jedem Werk einen „compagnon", einen „collaborateur" in der üblichen französischen Art — ihm gebührte doch überall der Löwenantheil. Unzählig sind die Anecdoten, die man jetzt von der Originalität seines Charakters erzählt, und namentlich fesselt die Geschichte seiner „freien Ehe" mit Zelia, der Holzsammlerin im Boulogner Wäldchen. Ein deutscher Dramatiker bescheidenerer, doch auf alle Fälle nicht unliebenswürdiger Gattung ging mit Alexander Wilbelmi von dannen, dem Verfasser von „Einer muß heirathen", „Fest im Entschlusse", „Die schöne Schwester" und anderer heiterer Stücke und Stückchen. Weiter aufwärts, was geistige Höhe anlangt, steigen wir mit Erwähnung Eduard Devrients, des würdigen Greises, der nun wieder mit Carl und Emil, seinen berühmten Brüdern, vereint ist, des gelehrten, principientreuen, charaktervollen Historiographen seiner Kunst. Und den Schluß dieses Todtenreigens bilden drei weibliche Genien, Göttinnen der Bühne von einst, Zwei mit der lächelnden, die Eine mit der tragischen Maske: Caroline Bauer, Jenny Lutzer, Therese Tietjens. Caroline Bauer und die sie überlebende Charlotte v. Hagn gehören der Bühnengeschichte als ein weibliches Dioscurenpaar des graziösen Lustspiels, des eleganten Salon- und Conversationsstückes an; Jenny Lutzer war die classische Sängerin des Munteren, Couragösen und Koketten, des Colorirten, die

Digitized by Google

geborene „Regimentstochter", Königin in den „Hugenotten", Susanne in „Figaro", eine zweite Henriette Sontag, wogegen Therese Tietjens als die classische Sängerin des großen tragischen Stils, die Interpretin hochdramatischer Gestalten (Fidelio, Valentine, Lucrezia Borgia), als eine neue Schröder-Devrient und Schechner sich darstellt. Wie verschieden ist ihr Lebensgang, sind ihre Schicksale gewesen! Jenny Lutzer hat früh der Bühne entsagt, um Gattin eines deutschen Dichters zu werden, in dessen Liedern sie fortlebt, als dessen Muse sie der Poesie angehört, auch nachdem sie gestorben. Caroline Bauer kehrte zur Bühne zurück, nachdem sie, die angetraute Gemalin eines deutschen Prinzen, in dessen Trennung von ihr resignirend gewilligt hatte, als eine Königskrone ihm in den Schooß fiel und es ihm galt, eine Königstochter zu freien. Therese Tietjens ist unverehelicht geblieben, womit nicht gesagt sein soll, daß überhaupt ihr die Liebe fremd blieb. Jenny Lutzer und Caroline Bauer — Beide waren Kinder von Officieren, also eines Vaters von immerhin schon bevorzugtem gesellschaftlichen Stand, während Therese Tietjens durchaus dem Volke entstieg, als Tochter eines niedrigen Schankwirthes im Hafenviertel der Hamburger Altstadt. Und dieses Kind eines Proletariers vom „Grünen Sood" hinter dem „Stintfang" wird der Ehre theilhaft, daß ein Hofgalawagen der britischen Herrscherin seinem Sarge folgt; die Büste der Todten wird im Foyer von „Her Majesty's Theatre" aufgestellt, ihr Grab bleibt nicht ohne stolzes Monument und sie hinterläßt ihrer Schwester ein Vermögen von 600,000 Mark!

Die Todten wollten — so sagte ich — ebenfalls ihr Recht in den wechselnden Bildern meines Reisebulletins; nun sie es haben, sollen sie aber nicht auch das letzte Wort haben, sondern das Leben soll sein Recht behalten. Ja, zum Trotz, das sprudelndste, übermüthigste, tollste Leben. Jüngst war ich einen Abend in der englischen Hauptstadt, und gerade an diesem Abend sollte dort in Cremorne Gardens der letzte internationale Cancan getanzt werden. Da mußte ich hin, dabei mußte ich sein — und ich war dabei, auf die Gefahr hin, von Ihnen, meine Gnädige, eine ungnädige Bemerkung zu hören. Natürlich war ich nur der Referent, der Chronist des denkwürdigen Vorgangs, daß jenes weltberühmte Local der Londoner Halbwelt mit besagtem Abend aufgehört hat zu existiren, um — parzellirt zu werden. Auch das Berliner „Colosseum" ist nicht mehr, doch nur als solches nicht, denn es hat sich glänzend metamorphosirt zu einem „Neuen Concerthaus", nicht anders, als seine einstige Rivalin in der Gunst von „ces petites dames", die „Musenballe", schon längst als „Concerthaus" in der „ganzen" Welt florirt. Wogegen Wien seinen „Sperl" wieder hat — wenn auch nicht den alten, sondern einen neuen, immer doch einen „Sperl"! Die „Walhalla" nämlich in der Währingerstraße hat jetzt diesen altrenommirten Namen angenommen und sich einigermaßen ähnlich, wie jenes einst so beliebte und volksthümliche Etablissement equipirt.

Doch o Schrecken! Ich sehe, ich bin schon auf der fünften Seite! Sich der Huld seiner Leser zu empfehlen, sei deshalb für heute das letzte Wort des nimmer müden Plauderers

Passepartout.

Diogenes an den „Salon".

„Bei der hellen Mittagssonne
Nahm Diogenes ein Licht,
Schlich damit aus seiner Tonne,
Suchte Menschen, fand sie nicht."
(Altes Freimaurerlied.)

Geehrter Herr Redacteur! Ich begreife nicht, wie die Menschen noch an der Unfehlbarkeit des Papstes zweifeln können, denn nach den Reclamationen, die Sie mir anläßlich meines Briefes aus der „Musenphilisterstadt (siehe Salon 1877, Heft 12) mitgetheilt haben, ersehe ich ja zu meinem starren Erstaunen, daß nicht nur der hoch- und wohlweise Gemeinderath der liberalen Stadt Weimar, sondern auch der Wirth im „Sächsischen Hof" sich für unfehlbar hält und letzterer mir sogar aus einer humoristischen Bemerkung im Stile Bädekers ein Verbrechen gemacht hat.

Der Name Weimar ist in der Kunst- und Literaturgeschichte zu klangvoll, als daß ich solche Reclamationen auf mir sitzen lassen könnte. Ich muß sie abschütteln. Gebt mir „freies Geleit", wie es Kaiser Karl V. dem seligen Dr. Martin Luther nach Worms gegeben hat und ich stelle mich selbst in Weimar, und wenn in Weimar so viele Gemeinderäthe und Wirthe im Sächsischen Hofe wären, wie schauderhafte Pflastersteine auf den Straßen — ich stelle mich und nenne mich. Nur — — verbrannt möchte ich nicht werden, wie der selige Dr. Johannes Huß auf dem Concilium zu Constanz es wurde. Meine sensitive Natur scheut das Feuer, und nicht einmal eine „gebratene Gans" wie Huß möchte ich werden, wenn es schon alle Tage Gänsebraten im „Sächsischen Hofe" zu Weimar giebt. Mit Gurkensalat. Aber das Bier ist vorzüglich im „Sächsischen Hofe"; weit besser als eine classische Tragödie im Theater zu Weimar, oder als eine Oper mit verflossenen Sängerstimmen ebendaselbst. Das Bier ist ganz vorzüglich. Ich habe in ganz Weimar kein besseres getrunken. — Für die Küche bin ich doch nicht verantwortlich und für die Zugluft, die auch mir einen sanften Rheumatismus zugezogen, ebenfalls nicht. Ad vocem dieses letzten Punctes habe ich viele classische Zeugen. Doch ich will nicht aus dem „Sächsischen Hofe" plaudern, denn nichts schmerzt mich mehr, als wenn einer meiner Mitmenschen keine Kritik und keinen Spaß verstehen kann. — Gott schütze mich nur davor, daß jetzt auch andere Restaurants in Weimar gegen mich auftreten und behaupten, ich habe auch sie geschädigt, weil ich das Bier im „Sächsischen Hofe" für das beste erklärt habe.

Und ist es wahr, daß auch das „Capitol" mir grollt, daß Amplissimus Senatus Vimariensis, der Gemeinderath, in welchem vor wenigen Jahren noch so mancher Freund und Gönner von mir saß, mich als einen Catilina behandelt? Mit großen Herren ist schlecht Kirschen essen, aber ich glaube, mit kleinen noch schlimmer. Als der Dr. Fürbringer noch erster Consul in Weimar war und von seinen Mitrömern im Gemeinderath viel zu leiden hatte, reichte ich ihm in der That einst ein mündliches Immediatgesuch um Verbesserung des Straßenpflasters ein und gebrauchte dabei die geflügelten Worte:

„Besteht denn der ganze Gemeinderath aus Schuhmachern?! —"

Der „erste Consul" lachte herzlich und seine Mitväter der Stadt dito und ließ mir zur Strafe das Straßenpflaster und mein bestes Hühnerauge in status quo. Und wenn der Gemeinderath (oder ein Theil desselben), nachdem er den Tag über die „Gesellschaft gerettet" hatte, sich bei „Dimme" versammelte und eine Discussion führte, so erwärmt, wie ein Cicero seinen Mitsenatoren zudonnerte: „Ihr wollt den Krieg. Ihr sollt ihn haben!" u. s. w., da saß ich mit staunender Bewunderung und fürchtete jeden Augenblick einen siebenten Thermidor. Und meine Freunde drückten sich an die Wand mit mir und wir amüsirten uns köstlich über das parlamentarische Redefeuilleton beim Restaurateur Dimme. Und eines Abends, als sie sich Alle heiser diskutirt hatten, fragte ich den Bankier Moritz:

„Herr Commerzienrath, muß man zu den Waffen greifen?"

Ach, das war damals! Und das wurde vor Allem nicht gedruckt. Der Kampf

der Welfen und Ghibellinen im Gemeinderath war so treuherzig, daß er beim Seidel weiterklapperte. Heute aber

„Bei gedruckter Missethat, o!
Jeder wird ein finst'rer Cato!“

Aber das Maß meiner Sünden ist noch nicht voll.

Ich höre, ein in Weimar experimentirender College von mir ist in den Universalverdacht gekommen, die diogenischen Auslassungen im Salon verbrochen zu haben und es erinnert mich dies an das tolle Jahr 1848, wo in jeder kleinen Stadt ein Stadtdemokrat sein mußte, dem man alles Böse in die Schuhe schob, wie z. B. das Falschgehen der Thurmuhr, den Blumentopf, der aus einem Fenster einem Vorübergehenden vor die Füße fiel, den Blitz, der ins Spritzenhaus fuhr, die Schleppe der Frau Bürgermeisterin, wenn Jemand darauf trat u. s. w. u. s. w. Nein, meine Herren, gewiß und wahrhaftig, Diogenes hat seine Tonne längst aus Weimar fortgerollt und Licht und Sonne gesucht. Nicht „Alexander“, nein, die Macedonier liebten das Sonnenlicht nicht und den armen Diogenes fror es im ästhetischen Sibirien an der Ilm. Diogenes ist keine lobhudelnde Feder, er hat keinen Falkenorden und macht sich Nichts aus einer solchen Auszeichnung. Er erkennt die gediegene Bildung in Weimar an, aber er sieht auch den kleinstädtischen philiströsen Schatten, den diese Bildung wirft. Ich bin überzeugt, Franz Liszt, der meine Feder erkannt hat, wird mir meiner Glossen wegen, die ich über seine kleinen Schwächen gemacht, nicht zürnen.

Diogenes.

In Sachen des „Hofleben im Exil“.

Die Unterzeichnete hält es für ihre Pflicht, eine irrige Darstellung, welche sich in den im vorigen Salonheft enthaltenen Memoiren „Ein Hofleben im Exil“ findet, richtig zu stellen, um so mehr, als eine Persönlichkeit dabei erwähnt ist, welcher unwahre Thatsachen und Handlungen vindicirt sind. In dem Capitel „Das goldene Kalb“ ist eines Dr. Elster in wahrheitswidriger Weise gedacht worden und der „Salon“ erachtet es als seine Pflicht, dem unmotivirt Angegriffenen volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Der Redaction ist Herr Dr. Elster, der, wie wir jüngst erfahren, seit Jahren eine bürgerliche Vertrauensstellung einnimmt, nicht persönlich bekannt und sie hat erst nach dem Erscheinen jenes Artikels Erkundigungen eingezogen, welche ergeben, daß die in dem Capitel „Das goldene Kalb“ dem Genannten untergeschobene Handlungsweise eine Erfindung ist. Unser Rechtsgefühl treibt uns dazu, vor unserm Leserkreis Herrn Dr. Elster die Erklärung abzugeben, daß wir von der Schuldlosigkeit des genannten Herrn an der ihm zugeschriebenen Action völlig überzeugt sind, eine Ueberzeugung, welche, wie wir hören, die Collegen und Freunde des genannten Herrn durchaus theilen.

Die Redaction des Salon.

Neueste Salonlectüre für den Weihnachtstisch.

1) Lebende Blumen. Eine Erzählung für junge Mädchen von Sophie Verena. Mit Illustrationen von Franz Wahrendorff. Berlin, H. W. Müller. — Sophie Verena, die den Lesern des „Salon" wohlbekannte treffliche Verdeutscherin des Bret Harte, ist Meisterin des Tons, der dem knospenden Jungfrauenherzen am Sympathischesten ist. So sind auch ihre „lebenden Blumen" voll Frische und Duft, keusche Blüthen für keusche Phantasie und dabei voller Reiz anmuthiger Erzählungskunst. Die recht gelungenen Illustrationen sind eine angenehme Beigabe.

2) Stufenjahre eines Glücklichen von Louise von François. Zwei Theile. Leipzig, Breitkopf und Härtel. — Die Verfasserin gehört zu unsern beliebtesten Erzählerinnen und alle Die, welche einen fesselnden in Charakteristik und Composition vollendeten Roman ihren Freunden auf den Weihnachtstisch legen wollen, werden denselben mit diesem Buch eine große Freude bereiten. Dieser Roman gehört zu denen, die man mehr als einmal liest und zu denen man, wie zu alten Freunden, immer wieder zurückkehrt.

3) Sturmnacht. Neue Novellen von Ernst Eckstein. Zwei Bände. Leipzig, Richard Eckstein. — Ueber Ernst Eckstein den Salonlesern noch etwas zu sagen, ist überflüssig. In dieser neuesten Novellensammlung des beliebten Autors finden unsere Leser drei ihnen aus dem „Salon" bekannte Novellen: Sturmnacht (die dem Ganzen den Namen gegeben hat), der alte Schärtlin und Donna Lucrecia. Von anderen Novellen heben wir vor Allem „Maria la Brusca und „Vittorio" hervor, zwei Cabinetsstücke deutscher Erzählerkunst. Das feinsinnige, formmeisterliche Talent des Dichters zeigt sich auch hier wieder in anziehendstem Licht. Es wird durch diese Erzählungen eine neue Gedankenwelt im Hirn erregt, neue Empfindungsprovinzen im eigenen Herzen entdeckt, die Denken und Gefühl in lebhafte Bewegung setzen. Diese Novellen heben sich weit über die um jeden Preis unterhalten wollende Erzählerliteratur empor und tragen den Adel eines starken und tiefen Geistes.

4) Tang und Algen. Aus der Fluth des Lebens gesammelt von Georg Freiherr von Dyherrn. Leipzig, Alfred Krüger. — Novellistische Aquarellgemälde voll zarter Empfindung und wogender Leidenschaft. Die Farben sind prächtig, oft zu voll aufgetragen, aber niemals grell.

5) Naturgeschichtliche Briefe eines Schulmeisters von Leopold Schmerz. Brünn, Carl Winiker. — Ein Buch, das mehr beachtet werden sollte. Lebendiger, anschaulicher, liebevoller kann man kaum das tiefgeheime Leben und Weben der Natur erfassen und beschreiben, als es hier geschehen. Hier kann man getrost das Wort „Schmerz ist Erkenntniß" in „Schmerz hat Erkenntniß" variiren.

6) Culturgeschichtliche Vorlesungen von Heribert Rau. Wiesbaden, Chr. Limbarth. — Rau versteht geschickt zu referiren. Er giebt wenig Eigenes, aber das Fremde in ansprechendem Gewande, dem freilich einige tendenziöse Schleppen abgeschnitten werden könnten. In Summa, ein Buch, aus dem viel und zwar in populär flüssiger Form zu lernen ist.

7) Deutscher Sprachschatz geordnet nach Begriffen zur leichten Auffindung und Auswahl des passenden Ausdrucks. Ein stilistisches Hülfsbuch für jeden deutsch Schreibenden von Dr. Daniel Sanders. Hamburg, Hoffmann und Campe. — Schweres Geschütz, aber trefflicher als die Uchatiuskanonen. Sanders hat ein lexikographisches Columbusei auf den Büchertisch gestellt. Oft schwebt dem Sprechenden, sowie dem Schreibenden ein passendes Wort auf der Zunge, ohne daß er es gleich finden kann. Da hilft denn das alphabetische Register des Sanders'schen Sprachschatzes aus. Mit Hülfe desselben ist das Auffinden jeder Begriffskategorie leicht, indem man nur einen verwandten Ausdruck nachzuschlagen und darin ein wenig umzusehen hat. Solch ein sprachlicher Hausschatz ist fürwahr für jeden Gebildeten ein praktisches Weihnachtsgeschenk.

8) Mädchen und Frauen, Liebe, Heirath und Ehe im Sprüchwort — Wahrwort. Herausgegeben von Ernst Leistner. Berlin, H. W. Müller. — Ein mit großem Fleiß zusammengestelltes, recht amüsantes Büchlein, das Männlein und Frauen muß baß erbauen.

9) Laube's gesammelte Schriften. Wien, W. Braumüller. Es hieße ein Deficit in das Wiener Stadttheater tragen, wollte man Heinrich Laube, den Schriftsteller, loben. Der Schriftsteller Laube ist neuerdings hinter dem Theaterdirector Laube zu sehr zurückgetreten, mit Unrecht. So frisch und geistvoll, so realistisch sinnlich und ehrlich schreibt heutzutage — Keiner. Nein Keiner, mag auch Gutzkow, Spielhagen und sonst noch wer darüber den Kopf schütteln. Am höchsten

von Laube's Prosa stellen wir die „Reisenovellen". Mag auch die Alltagskritik gleich mit dem billigen Wort bei der Hand sein: Das ist ja eine Nachahmung von Heine's Reisebildern, so mindert diese sehr begreifliche Ehrlichkeit nichts an dem Reiz und der gesunden Gestaltenfülle der Reisenovellen. Die Dramen Laube's lesen sich (mit Ausnahme der „Karlsschüler" und „Gottsched und Gellert") bekanntlich weniger gut, als sie sich auf der Bühne ausnehmen. Aber auch in ihnen wird man die Kühnheit und Originalität des Laube'schen Geistes wie einen erfrischenden Luftzug angenehm bemerken. Laube wird kein deutscher Classiker werden, dazu fehlt ihm die steife Würde. Auch kein Romantiker, dazu fehlt ihm das Prestige der Phantasiepoesie, aber er wird immer die Gegenwart, die ganze volle Seele des Lesenden für sich einnehmen und niemals langweilen.

10) Gerstäckers gesammelte Schriften. Jena, H. Costenoble. — Gerstäckers Wandervogelnatur pfeift aus anderm Ton, als Laube's literarisch distinguirter Pegasus, der zu den Racepferden gehört. Bei Laube wird's einem geistreich, bei Gerstäcker gemüthlich. Der beliebte Wanderer erzählt oft breit, aber immer deutsch behaglich, oft wie in den „Flußpiraten des Mississippi" und den „Regulatoren in Arkansas" französisch spannend und effectvoll, ja kraß. Laube imponirt durch die Energie und Verve seines Erzählens, Gerstäcker heimelt selbst in seinen transatlantischesten Schilderungen an durch die biderbe Liebenswürdigkeit seiner Erzählung. Laube schenkt uns Burgunder, Gerstäcker echtes bayrisches Bier ein. Gerstäcker gehört so recht in die deutsche Familie und seine gesammelten Schriften werden besonders dem jüngern männlichen Nachwuchs der Familie, dessen Classiker noch immer „Lederstrumpf" und der „letzte Mohikaner" sind, Labsal nach den anstrengenden Schularbeiten sein.

11) Buntes Nichts. Heitere Skizzen und Lebenserinnerungen von Richard Schmidt-Cabanis. Leipzig, Hoffmann und Ohnstein. — Daß Schmidt-Cabanis' Muse eine schöpferische ist, beweist sie schon dadurch, daß sie aus „Nichts", selbst wenn es bunt ist, eine Welt von echtem Humor hervorzuzaubern versteht. Dies bunte Nichts ist Alles für Die, welche noch über andere Dinge als Kalauer und hohe Course zu lachen verstehen. Der Humor des Autors ist dem Jean Paul'schen verwandt, nur moderner und lustiger. Man lacht über dies bunte Nichts, ohne sich verletzt zu fühlen und sieht immer ein feinbesaitetes Gemüth zwischen den Zeilen hindurchblicken.

12) Unter dem Sternenbanner. Streifzüge in das Leben und die Literatur der Amerikaner. Von Ernst Otto Hopp. Bromberg, F. Fischer.

Wie im vergangenen Jahre die Weltausstellung zu Philadelphia, so hat jüngst der große Arbeiteraufstand die Blicke der gesammten civilisirten Welt von Neuem auf Amerika, die große transatlantische Republik, gelenkt und Ernst Otto Hopp's, eines deutsch-amerikanischen Dichters und Schriftstellers jüngstes Werk: „Unter dem Sternenbanner", darf sich von vornherein regen Interesses sicher halten. „Unter dem Sternenbanner" giebt eine reiche Auslese aus der amerikanischen Literatur, Skizzen in gebundener und ungebundener Form von Bret Harte, Joaquin Miller, Thomas B. Aldrich, Longfellow, Richard H. Dana, Whittier und manchen anderen hervorragenden amerikanischen Autoren. Die Uebertragungen sind meisterhaft ausgeführt. Daneben enthält das Buch eine Reihe von eigenen scharfsinnigen und pikanten Beobachtungen, von kritischen Essays und fesselnden Dichtungen des Verfassers. Durch die reiche Abwechslung des gediegenen Inhalts und den warmen Farbenfrischen wird das Buch sich viele Freunde erwerben. Als Probe möge ein kurzer Passus aus der „Nachrede" dienen: „Im Westwind höre ich verstreute Töne der großen Marseillaise des ringenden und schaffenden Gedankens, der als Sieger durch die Jahrtausende der Geschichte gezogen ist, und der auch in Amerika, in einem vom echten germanischen Geiste mehr und mehr durchtränkten Amerika, Sieger bleiben wird. Es ist der Pulsschlag eines höheren, geistigeren, menschenwürdigeren Lebens, den ich auf den Prairien, im Lärm des Krieges, in den Wäldern, auf dem Meere, in den Gassen der Großstädte, in der Einsamkeit und im Ameisenvolksgedränge der transatlantischen Länder überall vernommen, der auch aus der Literatur der Amerikaner mit jedem Jahre bemerkenswerther und für den Theil der Menschheit deutlicher wird, der für solche Regungen des Geistes empfänglich ist.

13) Puckkalender für 1878, Verlag von A. H. Payne, ist ein hochelegantes Festgeschenk, dessen geniale Zeichnungen (von C. von Grimm) und dessen von Zeitsatire und Humor sprudelnder Text ungeheure Heiterkeit aller seiner Leser hervorrufen wird.

Digitized by Google

Salonpost.

C. R. Dortmund. Sie haben die Wette verloren. „Die Stunde rinnt auch durch den rauhſten Tag" iſt nicht aus dem zweiten Theil des Fauſt, ſondern aus Macbeth.

Gustava L. in Petersburg. Nicht alle ſchönen Frauen werden geliebt, aber alle Frauen, die geliebt werden, ſind ſchön — wenigſtens in den Augen Derer, die ſie lieben.

K. v. Gr. in F. a. M. Heute giebt nicht mehr Paris allein, ſondern auch der Wiener Hof die Tonart der Mode an und ſo dürfte es Sie und alle Modefreundinnen intereſſiren, etwas von den Toiletten, die bei der Trauung der Baroneſſe Wallerſee mit dem Grafen Lariſch in Gödöllö ſichtbar wurden, zu vernehmen. Die Friſuren der Geſellſchaft waren durchweg ohne Putz, rein Haar, ſtark zurückgelegt; von himmelſtürmenden Thurmfriſuren ſah man nichts. Und noch eine dominirende Nüance des Damenſtaates vermißte man: die Schleppe; außer den Roben der Kaiſerin und der Braut waren alle rund. Der vorwiegende Putz beſtand in Spitzen; die Kaiſerin trug eine Garnitur von Brabants antiques, die, um Alles mit einem Worte zu ſagen, königlich war. Die Robenſtoffe waren vorwiegend Atlas; eine blaue Atlasrobe der Palaſtdame der Kaiſerin, Gräfin Feſtetics, war namentlich bewundernswerth.

W. G. in Magdeburg. Das Berliner königl. Schauſpielhaus zeigt in dieſem Winter eine beſondere Rührigkeit in Novitäten. Zwar hat Roßmann's „Lady Macbeth" und R. L. Stab's „Sect" nicht ſonderlich angeſprochen, dagegen hat Genſichen's zuerſt im „Salon" publicirtes ſinniges Dramolet „Euphroſyne" ungemein gefallen. Es ſollen nun folgende Novitäten folgen: Eine einactige „Plauderei" Taktik von Mürenberg, ferner ein zweiactiges Luſtſpiel: „Mephiſto im Atelier" von Godin, welches eine hervorragende Rolle für Frau Frieb-Blumauer bietet, und ein einactiges Luſtſpiel: „Der Geigenmacher von Cremona" von François Coppé. Die Charakterrolle darin ſpielt Herr Kahle. Dann folgt das fünfactige Trauerſpiel: „Tiberius" von Julius Groſſe. Der Sylveſterabend, an dem ſeit Jahren eine neue Vorſtellung gegeben zu werden pflegt, wird diesmal eine Poſſe: „Die Namensvetter", von Otto bringen, der ein günſtiges Vorurtheil vorausgeht.

G. H. in K. bei Brieg. Elſa iſt richtig angelangt. Aber

Nie ſollſt Du mich befragen,
Noch Wiſſens Sorge tragen,
Ob ihr der Abdruck ward,
Bevor ich ſchrieb apart.

Otto W. Leser im Cirkel von St. Die Feldeiſenbahn des Herrn Poliakow ſteht noch in weitem Felde. Da haben's die Deutſchen anno 70 doch anders gemacht! Die 5 Meilen lange Strecke von Remilly bis Pont à Mouſſon wurde in fünf Wochen (vom 14. Auguſt bis 23. September) fertig geſtellt.

B. L. in B. Wir können unmöglich alle uns zugeſandten Büchernovitäten beſprechen. Aus dem Berg derſelben fördern wir nur einige echte Metalle für den Weihnachtstiſch an's Licht. Wahrhaft naiv aber iſt Ihre Zumuthung, wir ſollten auf Ihren Proſpect hin, ohne das Buch geſehen zu haben, daſſelbe empfehlen. Was nach dem 8. December an uns gelangt, kann überdies nicht mehr vor Weihnachten (unſer letztes Heft vor Weihnachten erſcheint am 21. December) beſprochen werden.

Golo W. Ihr Gedicht „Die neue Genovefa" haben wir empfangen. Sie ſchreiben eine ſehr ſchöne Handſchrift.

H. v. S. in G. Spaniſche Sprachlehre von F. Werder, Leipzig, J. J. Weber Preis 2 Mark.

K. W. aus dem Ahrthal. Aus dem Ahrthal können wir wohl die Werke von Walportsheim und Ahrweiler gebrauchen, aber Schilderungen, die ſo unreif ſind, wie Ihre „Liebesluſt und Leid", über das die Reblaus gekommen zu ſein ſcheint, müſſen noch mehr als neun Jahre ablagern.

B. K. Berlin. Das Enſemble des Berliner Reſidenztheaters zeigt ſich allerdings in Sardou's „Dora" im glänzendſten Lichte. In der That iſt Emil Claar nicht nur ein geiſtreicher und feinfühliger Mann, ſondern auch ein verſtändnißvoller, ins volle dramatiſche Leben der Gegenwart hineingreifender Theaterdirector. Hed-

wig Raabe-Niemann erhält als Dora pro Abend ein Gastspielhonorar von 1000 Mark. Von der abgerundeten Darstellung des Stückes, aus der die Raabe mit ewiger Frische und Genialität des ewig Naiven hervorleuchtet, erwähnen wir noch die interessante und discrete Gestaltung der unsympathischen Zicka durch Frau Claar-Delia, deren Feingefühl man es verdankt, die Widerlichkeit dieser Rolle im letzten Act gemildert zu sehen, und Herrn Keppler als André, einen Künstler voll Wahrheit und Verve des Conversationstons.

Dr. Gerning in W. Wir müssen den Aufsatz über die Agitationen gegen die Vivisection ablehnen. Wir stehen auf dem Standpunct, den Dubois-Reymond jüngst bei der Eröffnung des physiologischen Instituts in Berlin einnahm, wenn er sagte: Den Gegnern der Vivisection braucht man nur mit den Worten zu entgegnen: „Für jedes gerettete Hundeleben hat die Menschheit mit einem Menschenleben zu bezahlen.

Dr. G. B. in B. Prinz Wilhelm hat dieses Semester die Universität Bonn bezogen, wie dereinst sein Vater. Der Prinz hört für sich allein (Privatissime) Vorlesungen von Professor Jürgen Bona Meyer über Philosophie, Geh.-Rath von Stintzing über römisches Recht, Geh.-Rath Clausius über Physik; außerdem besucht er mit den anderen Commilitonen gemeinsam die Vorträge des Professors Maurenbrecher über die Geschichte unseres Jahrhunderts, die sich eines ganz besonders zahlreichen Zuhörerkreises erfreuen.

H. L. Ein gut geschultes Zusammenspiel verleiht erst jeder Bühne das künstlerische Relief. Wo dies Relief fehlt, kann überhaupt von keinem wahren Kunstthum die Rede sein. Es ist kaum glaublich, wie ein und dasselbe dramatische Werk, auf der einen und andern Bühne dargestellt gesehen, oft eine ganz veränderte Physiognomie annimmt. Neuerdings legte die Wiederbelebung des Gottschall'schen Lustspiels: Pitt und Fox, auf der Münchener Hofbühne abermals Zeugniß davon ab. Selten machte die Vorführung dieser theatralisch prompt in einander gefügten, feingegliederten Intriguen-Comödie einen so anregenden, interessanten Eindruck auf das Publicum. Das Zusammenwirken der dramatischen Künstler, denen es oblag, die geschichtlich prägnanten, wie heiter animirten Charaktere der Production zu verkörpern, trug ein so einheitlich-pointirtes Gepräge an sich, daß die schauende Menge in eine wahre ergötzliche Lustspielstimmung versetzt wurde. Die binnen Kurzem erfolgte vierte Wiederholung des Stückes spricht thatsächlich dafür. Bei dem Mangel an durchschlagenden Theaternovitäten müßte eine Wiederbelebung von „Pitt und Fox", factisch dem besten, wie wir fürchten, aber von ihm selbst unterschätzten Stücke Gottschalls, jeder Bühne zum Vortheil gereichen.

A. W. in Strassburg. Auch wir glauben noch an die alten guten vier Temperamente. Adolf Wilbrandt hat sie treffend in Connex mit dem Verhalten edler Naturen gebracht:

Phlegmatisch neige Dich dem fleißigen Tand der Welt!
Choleriſch brausend auf der Ehre Feld,
Sanguinisch berchend auf des Geistes Gruß,
Und melancholisch nur, wo Schönes sterben muß.

K. Z. in Berlin. Wir können für den unglücklichen Landfriedentext keine Propaganda machen. Einem Text, der Stellen enthält wie „Die Blüthe des Ritterthums ist futsch" und „Knapp, sattle mir mein Dänenroß" (ein anticipirter Bürger im sechzehnten Jahrhundert!), einem solchen Text sollte man den Text lesen.

Clara E. Friedrich Spielhagen hält sich gegenwärtig in Montreux auf. Er soll sehr angegriffen sein — von der Kritik seines letzten Theaterstückes.

C. Gr. alter Salonfreund. Die Balltoilette für Herren ist diese: Schwarzer Frack mit schwarzem Atlasfutter. Wenn man Orden hat, trägt man sie an einem goldenen Kettchen, wenn keine, eine Theerose auf dem linken Frackrevers. Die rechte Schulter rathen Kenner sein mit einigen Tropfen Lubin zu bespritzen, da dies der Nase der Tänzerin sehr wohlthun soll. Ferner weiße zweiknöpfige Weste, glattes Chemiset, weiße Cravatte, nicht zu lange Beinkleider, damit man den schwarzseidenen Strumpf und den Lackstiefel sehen kann, Chapeau claque mit Atlasfutter.

Orpheus jun. in Liegnitz. Der Franzose charakterisirt den Eindruck der Musik auf die verschiedenen Nationen wie folgt: Le Français écoute la musique, l'Allemand l'entend, l'Italien la sent, l'Anglais y assiste. Ob er wohl Recht hat?

Neueste Moden.

Nr. 1. Montpensier-Hut von naturfarbenem sammetartigen Filz.

Von den verschiedenen Hutfaçons, welche neuerdings in die Mode gekommen sind,

Nr. 1. Montpensier-Hut von naturfarbenem sammetartigen Filz.

ist die hier vorgeführte, eine der vorgezogensten, obwohl ihr erst durch die im verschiedensten Geschmack auszuführende Garnirung die für die verschiedensten Gesichter

Digitized by Google

kleidsamste Form gegeben werden kann. Die Farbe unseres Montpensier-Hutes ist naturgrau, doch kann ebensowohl in havanna, goldmarou oder grau gewählt werden. Die Ausschmückung besteht, wie ersichtlich, aus langen natürlichen Federn, einer Sammetagraffe, mittels welcher der eine emporgebogene Rand an der etwas hohen Calotte befestigt ist, und Phantasiezierrathen aus farbigem oder vergoldetem Stahl, welche theils über eine Schleife verstreut, theils eine Schnalle bilden, welche einen breiten gefältelten, sich um den Fond windenden Schrägstreifen oder in anderer Weise auf der Rückseite Flügel festhalten. Besonderer Erwähnung bedarf es wohl nicht, daß dieses Hutgenre sich nur für jugendliche Gesichter eignet. Das erste Modell dieses Hutes wurde von Frau Bysterveld, 3 rue du Faubourg-Saint-

Nr. 2. Kindercostüm von blauem Caschmir. (Rückansicht.)

Nr. 3. Kindercostüm von blauem Caschmir (Vorderansicht.)

conoré, Paris ausgestellt und ist von ihr direct gegen Einsendung von 100 Francs Hirca 81¼ Mark) zu beziehen.

Nr. 2 und 3. Kindercostüme von blauem Caschmir. (Vorder- u. Rückansicht.)

Die Vordertheile sowie Seiten- und äußere Hintertheile des einen Paletot simulirenden Ueberkleides sind in gleicher Länge, die beiden mittelsten Hintertheile um 10 Centimeter kürzer zuzuschneiden. Die Vordertheile werden, wie Abbildung zeigt, durch einen Einsatz im bretonischen Genre verbunden. Besatz von Camayen-Galons und Knöpfen, auf Einsatz sowohl als auf dem Ueberkleid ist aus der Abbildung leicht genug ersichtlich. Die Taschen haben dieselben Verzierungen. —

Digitized by Google

An den untern Rand des Rockes wird ein Plissé-Volant gesetzt, welcher in der Mitte aufgesteppt ist und dessen Kopf wiederum ein glatter Camayen-Galon bildet.

Nr. 4 und 5. Kindercostüm. (Vorder- und Rückansicht.)

Dieses Costüm von braunem Tuch ist für Knaben von fünf Jahren und darüber bestimmt. Die Form ist vorn gerade und nur auf der Mittelnaht des Rückens, wo dieselbe unter der Taille aufhört, etwas geschweift. Von der Taille herab bildet die eine Seite des Schooßes eine Patte, welche mit drei Serien von je drei eng zusammengestellter Knöpfe garnirt ist. Der viereckige Ausschnitt des Schooßes

Nr. 4. Kindercostüm. (Rückansicht.)

Nr. 5. Kindercostüm. (Vorderansicht.)

ist mit einem den Rock vervollständigenden Plissé ausgefüllt. Das Vordertheil ist mit zwei geradelaufenden Galons garnirt, welche ein Plastron markiren, das unten durch einen 5 Centimeter vom Rande und oben von einem zehn Centimeter vom Halsausschnitt entfernten querlaufenden Galon abgegrenzt wird. Runder Aermel. Die Stellung der Knöpfe zeigen die Abbildungen.

Nr. 6. Costüm von schwarzer Faille.

Garnirung von weißen und schiefergrauen Galons. Der sich der Taille anschmiegende Rock zeigt zwei sich übereinanderlegende Plissévolants. Der zweite derselben mit Kopf besteht aus einem in der Mitte mit drei Röllchen besetzten Plissé. Die Prinzeßtunica ist mit einer mit einem schiefergrauen Dessin gestickten

Digitized by Google

weißſeidenen Galoncentreur garnirt, welche den Kopf einer ſchönen Franſe bildet. Zwei engere Galons gehen vom Halsausſchnitt, auf den eine grau und weiße Doppelſchleife geſetzt iſt, den Rücken herab. Unterhalb der Schleife treten ſie weiter auseinander und verlängern ſich bis zur doppelten Hohlfalte, unter welcher die beiden Rückbahnen gerafft ſind; um dieſes Raffen zu bewirken, iſt die Tunica auf

Nr. 6. Coſtüm von ſchwarzer Faille.

der Rückſeite getrennt. Die Falte wird unten auf der Seite gebildet und bis 30 Centimeter unterhalb der Taille fortgeführt, wo ſie durch eine Schluppengruppe mit breiten herabhängenden Bändern befeſtigt iſt. Die andere Bahn iſt durch drei glatte Falten geſchloſſen. Die Vereinigung geſchieht durch einige verſteckte Stiche.

Digitized by Google

Eine an der Seite gekräuste Tasche ist mit Galon, Franse und Schleife garnirt. Manschette mit Plissé, welche von einem mit einer Schleife bedeckten Galon übersetzt ist.

Nr. 7. Soiréetoilette von lindenblattfarbener Gaze.

Die Verzierung dieser Toilette besteht aus einer bronzefarbenen und blaßblauen

Nr 7. Soiréetoilette von lindenblattfarbener Gaze

Maiblümchenfranse. Auf den untern Theil des Rockes ist ein aus fünf Plisségruppen zusammengesetzter Volant aufgesetzt. Der Abstand der Gruppen von einander ist 5 Centimeter. Die beiden aus doppelten Schrägstreifen mit breiten Fransen gebildeten Draperien am Vordertheil verlieren sich unter dem am untern Rand vier-

Digitized by Google

eckig zackig ausgeschnittenen und mit bronzefarbener und blauer Litze benähten Schleppentheil, auf welchem eine wellenförmige Schärpe mittels zweier Gazeagraffen befestigt ist. Die hinteren Schöße der sehr tief ausgeschnittenen Taille sind gekreuzt und mit einer bronzefarbenen und blauen Schleife garnirt.

Nr. 8 und 9. Lampencylinder-Hütchen.

Die Stickerei (Dessin Nr. 9) in bretonischem Genre wird auf einem 17 Centimeter langen und 4½ Centimeter breiten dunkelbronzefarbenen Tuchstreifen ausgeführt. In querlaufender Richtung über diesen Streifen wird ein Strich in rother Wolle angeheftet, der mit altgoldfarbener Seide umstochen ist. Zu beiden Seiten desselben wird eine ebenfalls mit altgoldfarbener Seide umstochene Raute von hellbronzefarbener Wolle gestickt; die obere Partie wird mit Kleeblättern in blauer Seide, erhabenen Kügelchen in chinesisch-rother Seide, Blätter und Stielen in hellgrüner Seide im Kettenstich ausgeführt; die übrigen Kleeblätter sind liliengrau. An den unteren Rändern der Rauten mexikanische Stiche. An der unteren Seite ist der Streifen zackig ausgeschnitten. Der obere Theil ist um ein Rund von himmelblauem Tuch befestigt; in der Mitte des Rundes eine Quaste zur Hälfte von bronzefarbener, zur Hälfte von blauer Kammwolle. Zwischen jeder der unteren

Nr. 8. Lampencylinder-Hütchen.

Zacken wird abwechselnd eine himmelblaue und eine hellbronzefarbene Quaste befestigt. Streifen und Rund werden um ein mit schwarzen Percal gefüttertes Stück Carton gespannt.

Nr. 10. Visitentoilette. (Vorder- und Rückansicht.)

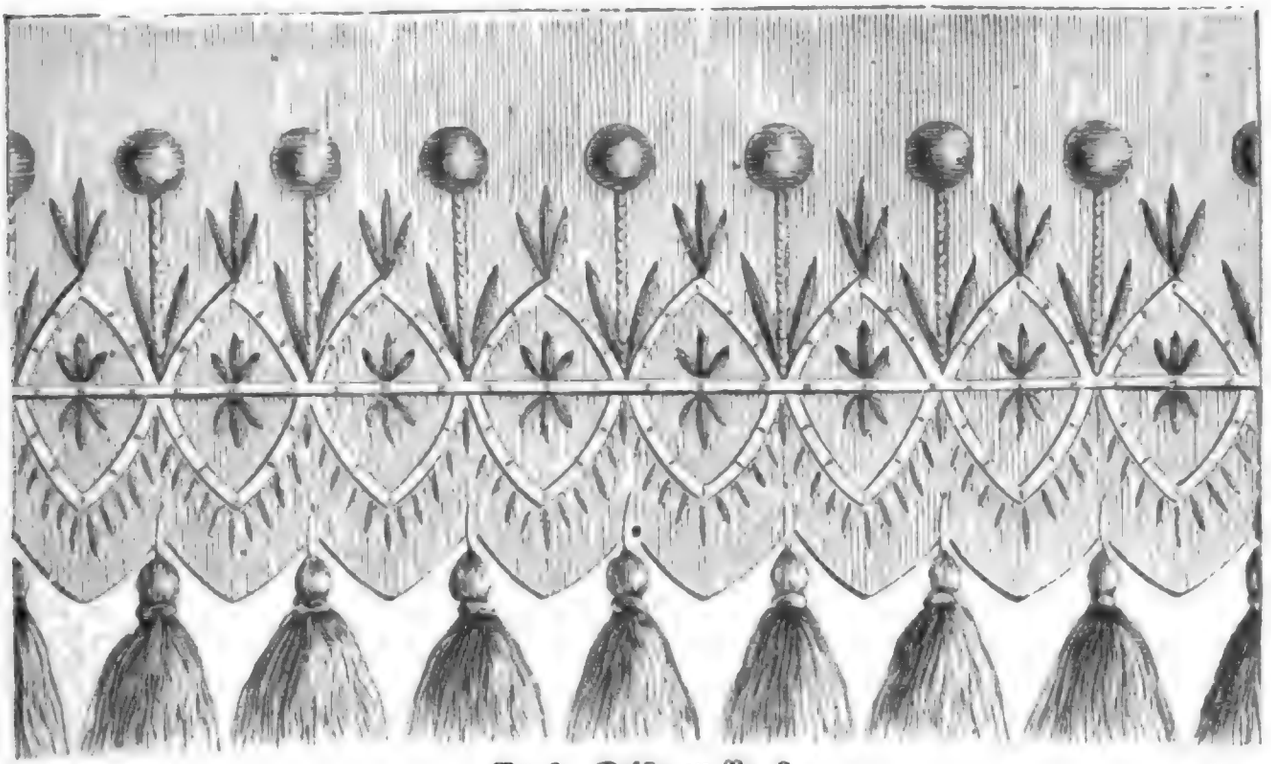
Die Prinzeßrobe von schwarzer Faille ist mit Schleppe; der untere Theil ist von zwei gekräuften Volants umgeben; unter dem Kopf des letztern zieht sich ein Sammetstreifen hin. Das Vordertheil der Robe ist schräg übereinander gelegt und der Rand mit Plissés und mit einem schwarzen Sammetstreifen garnirt, welch' letzterer durch drei oder vier Sammetschleifen unterbrochen wird. Dieselbe Partie verlängert sich über die Seitennaht hinaus, um dann eine am untern Theil des Rückens mittels einer Schleife befestigte Draperie zu bilden. Ein Plissévolant und ein Sammetstreifen folgen den Rändern dieser Partie. Sammetkragen. Die die Arme umschließenden Sammetspangen sind durch Schleifen geschlossen, während die Manschetten aus Plissévolants zusammengesetzt sind. Gefältelte Halskrause. Weißer Filzhut, dessen Passe mit fischotterfarbenem Sammet gefüttert ist und mit einem Streifen von crêmefarbener Surah garnirt, Bindebänder von der nämlichen Nüance. Crêmefarbene Feder auf dem Kopf und fischotterfarbene Sammetdraperien um die Calotte und auf der Rückseite.

Nr. 11 und 12. Herbstcostüm. (Vorder- und Rückansicht.)

Der Rock besteht aus dem für die späte Jahreszeit sehr zu empfehlenden Stoff aus geflockter Wolle (Bourette). Die einzige Garnirung ist ein wollener Schrägstreifen, welcher auf einen andern Schrägstreifen von Bourette gesetzt ist. Die Polonaise aus Bourette ist von oben bis unten zum Zuknöpfen und am untern Rande mit einer langen wollenen Franse besetzt. Ein Schrägstreifen von glattem Stoff stellt einen anschließenden Paletot dar. Um den Hals ein Revers von ebenfalls glattem Stoff. Lange Aermel, welche in einen hohen, durch große ovale Knöpfe geschlossenen Revers ausgehen. — Die Rückseite des Rockes ist in gleicher Weise wie die Vorderseite garnirt. Der glatte Streifen und die Franse machen die Fortsetzung des Paletots ersichtlich. Die hinten mehrfach geraffte Polonaise fällt viereckig geschnitten auf den Rock herab.

Nr. 13. Promenaden-Toilette.

Diese Toilette ist von maronfarbener Faille und Wollenstoff von gleicher Farbe um einen Ton heller. Rock mit 60 Centimeter langer Schleppe, welche ringsum mit zwei 18 Centimeter hohen Volants garnirt ist. Dieselben sind von gestreiftem Wollenstoff und von Stoffschrägstreifen durchschnitten. Die auf dem Rücken seitlich



Nr. 9. Dessin zu Nr. 8.

zu knöpfende drapirte Polonaise ist am untern Theil der Schürze mit einem dreifachen Faillevorstoß, einem Röhrenvolant und einem auf der Rückseite mit Knöpfen verzierten Faillerevers besetzt. Kragen und Aermel von Faille.

Nr. 14. Herbst- und Winter-Paletot.

Der Stoff zu diesem Kleidungsstück ist Tuch; der untere Rand ist mit Pelz verbrämt. Die Garnitur besteht aus einem breiten Galon. Form und Auszierung des untern Aermeltheils zeigt die Abbildung. Ueber der Brust nur ein einziger Revers. Zurückgeschlagener Kragen. Zur Benützung als Winter-Paletot ist noch ein Flanell-Futter hinzuzufügen.

Nr. 15. Schlafrock für Knaben von 3 bis 5 Jahren.

Sämmtliche Theile werden doppelt aus blaugestreiftem Flanell zugeschnitten, der Kragen sowie die Aermelrevers und Taschenpatten außerdem noch aus blauem Cashmir. Nachdem Achsel- und Seitennaht verbunden sind, erhalten die Vordertheile 8 Centimeter breite Futterstreifen zur Haltbarkeit der Knöpfe und Knopflöcher, die Seitennähte kleine Stoffspangen zum Hindurchleiten der Taillenschnur. Der

Digitized by Google

Nr. 10. Visitentoilette. (Vorder- und Rückansicht.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Nr 11. Herbstcostüm. (Rückansicht.)

Digitized by Google

Nr. 12. Herbstcostum. (Vorderansicht.)

Digitized by Google

Nr 13 Promenaden-Toilette.

Digitized by Google

Kragen aus doppeltem Stoff wird verstürzt und mit Saumnaht eingesetzt, der selbständig angefertigte Latz nur in den Ausschnitt geheftet.

Nr. 16. Kindercamisol.

Diese tunesische Häkelarbeit wird von unten angefangen. Es werden 100 Maschen angeschlagen und 20 Reihen mit der bekannten Holz- oder Elfenbeinnadel gehäkelt. — 24 M. aufgenommen, 12 glatte Reihen im Zurückgehen, für die 3.

Nr. 14. Herbst- und Winterpaletot.

rechts 13 M. zu lassen und 6 glatte Reihen. Die M. für die Mitte des Vordertheils wieder aufnehmen und 24 M. für die 2. Seite des Rückens zu lassen, welche dann wie die 1. gearbeitet wird, 12 glatte Reihen, für die Achsel nur 12 M. aufzunehmen und 6 gerade Reihen häkeln, welche an die 6. Reihe des Rückens genäht werden. In gleicher Weise wird auf der andern Seite fortgefahren. — Für die Aermel wird ein Stück von 32 M., 12 glatten Reihen, 8 Reihen bei Zunehmen von je 2 M., 6 Reihen bei Zunehmen von 4 M., 6 Reihen bei Vermindern von 4 M., dann von 6 M. und endlich von 8 M besonders gearbeitet Der Aermel wird durch eine Naht geschlossen und so an die Achsel genäht. Ist das

Digitized by Google

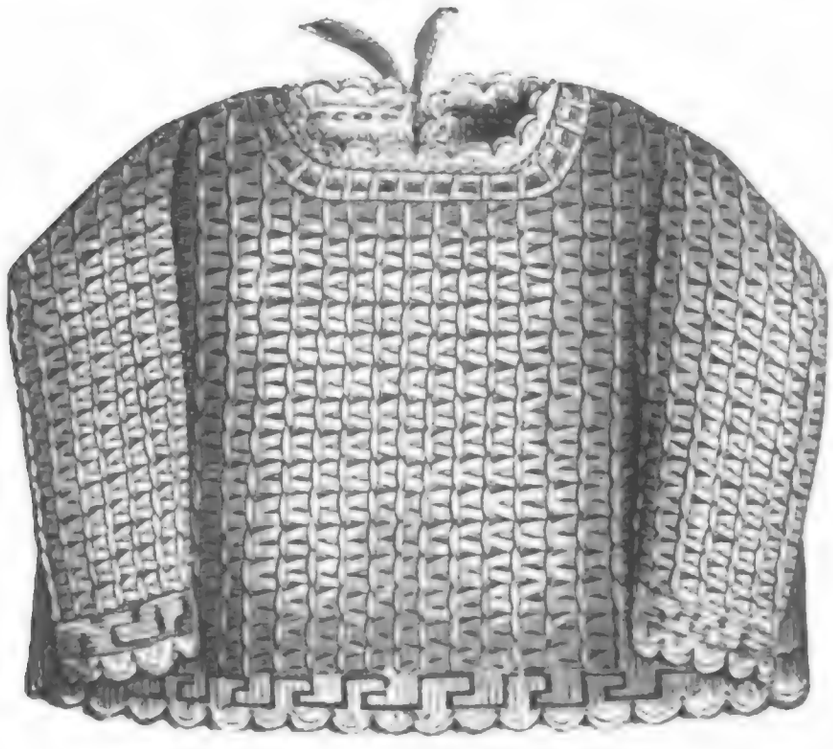
Camisol fertig, so wird um die Ränder eine griechische Kante mit schöner blauer Seide im Tapisseriestich gestickt, dann wird eine Reihe Stäbchen in blauer Seide

Nr. 15. Schlafrock für Knaben von 3 bis 5 Jahren.

gehäkelt und noch ein kleiner gehäkelter Muschelrand von weißer Wolle unten angesetzt.

Nr. 17. Cravattenschleife.

Diese reiche und höchst elegante Schleife ist aus grünem Faillebaud, drei durch eine hochpolirte Stahlschnalle zusammengehaltene Schluppen zu jeder Seite und durch



Nr. 16. Kindercamisol.

die in Quetschfalten gelegten und mit geschmackvollen Valenciennes garnirten Schleifenenden zusammengesetzt.

Digitized by Google

Nr. 18. Höschen für Knaben von 3 bis 4 Jahren.

Nachdem die Beintheile zugeschnitten, mit Säumchen und Spitzen garnirt, und die Seitenschlitze eingefaßt sind, werden die hintere Naht und die vordere ausgeführt.

Nr. 17. Cravattenschleife

Zwei Gurttheile von je 33 Centimeter Länge und 4 Centimeter Breite nehmen die oberen Ränder zwischen dem doppelten Stoff auf. Das Leibchen ist 17 Centimeter hoch und genau nach der Weite des Gurtes zuzuschneiden.

Nr. 18. Höschen für Knaben von 4 bis 5 Jahren.

Nr. 19. Taillenfischü.

Ein sehr elegantes Putzstück von Band und Spitze für die Soirée. Ein 3 bis 4 Centimeter breiter grober Tüllstreifen wird nach der Taille zu allmälig schmaler

Digitized by Google

und wendet sich im Winkel 15 Centimeter unter diese herab; er endigt an der Naht unter dem Aermel; wie ersichtlich, läuft er auch um den Nacken herum. Auf diesen Streifen wird ein blaues Failleband oder ein Plissé von Crêpe de Chine gesetzt. An die beiden Ränder wird eine Spitze genäht, deren Breite sich vorn verhältnißmäßig vermindert und der seitlichen Wendung des Tüllstreifens folgt. Vorn

Nr. 19. Taillenfischü.

wird auf der linken Seite eine Blume angebracht, unterhalb deren sechs $1^1/_2$ Centimeter breite Stäbchen als Zwischensätze für die das Plastron bildenden Spitzenvolants dienen. Die Stäbchen, die nach der Taille zu natürlich kürzer ausfallen müssen, werden an den Seiten entsprechend befestigt. Plissé von Crêpe lisse um den viereckigen Halsausschnitt.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Die Schule ist aus!

Nach einer Originalzeichnung von Rudolf Epp.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Salon.

Im Sturm.

Novelle von **E. Vely.**

Wie die zierliche, schlanke Gestalt sich eben über den Bord des Dampfschiffes beugte, fuhr der scharfe Wind zausend in die blonden, losen Haare und hob den lichtgrauen Schleier spielend in die Lüfte. Einige Wassertropfen spritzten hoch empor und trafen das Gesicht, so daß sie es unwillig von den Wellen ab und ihrem Begleiter zu wandte.

„Es ist Alles so grau und häßlich und kalt", sagte sie leise, aber doch jenem braunhaarigen Manne an ihrer Seite noch verständlich.

Er faßte nach den schmalen Fingern der rechten Hand, von welchen sie den Handschuh abgestreift hatte.

„Es ist Aprilwetter, Meta. Wenn die Sonne das Landschaftsbild belächelt, hat es auch seinen Reiz", entgegnete er freundlich, fast tröstend, als spräche er zu einem Kinde.

Eine Möve kreischte über ihnen auf, schwang sich herab und schlug mit den grauweißen Flügeln auf das Wasser, dann flatterte sie weiter. Ein leichter Schreck durchzuckte den Körper der blonden Frau.

„Welch' heiserer Willkommensgruß, Hendrik", flüsterte sie und versuchte vergebens dabei ein Lächeln um ihre Lippen zu zwingen. „Sind die Möven nicht unglückbedeutend? Tante Cläre pflegte es zu sagen."

„Der Katechismus einer alten Jungfer weist manchen Ausspruch auf, über den man lächeln muß", fiel Jener ein und spielte noch immer mit den weißen Fingern. Ein schlichter, goldener Reif erglänzte an einem derselben, und, wie er jetzt die Hand an seine Lippen führte, berührte er gerade die Stelle mit einem Kusse.

„Was heißt auch Unglück?" fragte er dann und seine braunen Augen blitzten dabei; „habe ich nicht das Glück meines Lebens an meiner Seite? Führe ich es nicht heim in mein Haus? O, Meta, wir landen gleich, ich weiß es ja, aber ich zähle doch die Minuten, bis wir daheim sein werden."

Sie entzog ihm die Hand, nestelte an den Haaren und warf dann den Schleier über ihr frisches Gesichtchen.

„Herr Hendrik Dornedden, ist man plötzlich wegsunkundig geworden?" fragte sie mit leichtem Spotte. „Vergißt man denn ganz, daß zwischen dem Landen und dem Heimkehren noch eine Eisenbahnfahrt liegt?"

Er nickte. „Ja, mein süßes Weib, ich vergaß es fast, so lebendig hatte ich mich in den Gedanken vertieft, daß wir nun bald die Scholle betreten sollen, welche wir die unsere nennen."

„Das ist wieder nicht richtig", corrigirte sie ihn muthwillig, „noch ist man nichts als Theilhaber der hochachtbaren, weltbekannten Firma Dornedden u. Co."

Sein Gesicht wurde ernst. „Und der Himmel gebe, daß es noch lang so bleibe. Ich liebe meinen Vater sehr, Meta."

„Pflicht, Pflicht", sagte die junge Frau vor sich hin und blickte dann wieder in das graue Gewässer, welches gegen das Schiff schlug und auf die weißen Kämme und die Furchen, die das Steuer hervorbrachte und welche sich erst in der Ferne verloren. „Ich habe auch noch nie das Gebot aufgestellt: „Du sollst keinen andern Gott haben neben mir!" Und dann, Hendrik, glaube ich, nie eifersüchtig werden zu können."

Der Gatte des schönen, sorglosen Wesens lächelte. „Es sollte Dir schwer sein, Meta — denn eine Veranlassung dazu wirst Du wohl nie haben."

Sie schien seine wie ein Gelübde ausgesprochenen Worte völlig überhört zu haben.

„O, wie viel schöner war das Meer des Südens", sagte sie wie in Gedanken vor sich hin. „Dort zog und lockte es mich wie mit tausend Stimmen und Armen hinab und ich mußte mich oft gewaltsam zwingen, den Lockrufen nicht zu folgen. Hier stößt es mich ab."

„Du wähltest diesen Weg der Heimkehr, liebe Meta", entgegnete Hendrik Dornedden.

„Ich weiß", war ihre Antwort, „Laune — aber Du mußt nicht immer meinen Launen nachgeben. Hat Dir Tante Cläre nicht dasselbe gesagt?"

„Mein Kind!" flüsterte er mit einem zärtlichen Blicke.

Die blauen Augen starrten weit in die Ferne.

„Ich sagte Dir auch so etwas, Hendrik, so Aehnliches, hast Du's vergessen?"

„Nicht ein Wort von all' Deinem lieben Geplauder, mein schönes Weib — oder jedes über dem Einen —"

„Das war?" fragte sie und fast wie Wetterleuchten zuckte es über die sonst so lieblichen Züge.

„Dein Ja, Meta."

„Mein Ja!"

Sie stemmte sich gegen den Rand des Schiffes und bot so das rosige Gesichtchen auf's Neue den aufspritzenden Schaumperlen. Ohne dann den Gatten anzusehen, sagte sie halblaut:

„Das Blut in mir, das böse, wilde Blut ist so rebellisch."

„So lange Du es nicht beherrschen willst, Meta — aber Du wirst es lernen", fiel Hendrik ein und sein Ton klang beinahe väterlich und mahnend.

„Das will und werde ich nie, denn es ist stärker als ich!" rief Meta erregt und schüttelte die blonden Haare zurück, in welchen feuchte Tropfen hingen. „Nein, ich will es nicht, es hat ein Recht, zu sieden und zu kochen . . . „Schauspielerblut", wie oft hörte ich das Tante Cläre vor sich hin sagen in meiner Kindheit, wenn ich wild und unbändig war und dann ärgerte es mich, wenn ich die Bedeutung des Wortes nicht verstand. Und wieder, wenn meine Wünsche und mein Wollen hoch hinausflogen, wenn ich Glanz und Luxus erstrebte, dann sagte sie nichts, als: „Prinzessinblut" und strafte mich nicht, nur nahm sie zuweilen meinen Kopf zwischen ihre schlanken, weißen Hände und streichelte ihn. Jahre lang habe ich sie um die Erklärung der beiden Worte gebeten, aber sie weigerte sie mir stets und erst als Du zur Cur in unser stilles Bergstädtchen kamst und so eigen warst und mich so seltsam anblicktest, Du guter Hendrik, und auch wohl schon mit der Tante geredet hattest, da — eines Abends gab sie mir unverlangt die Erklärung. Wir saßen im Gartenzimmer bei weit offenen Thüren, der Duft der Nacht-

Digitized by Google

violen strömte zu uns herein und Glühwürmchen schimmerten auf dem Rasenplatz, den ich übersehen konnte . . ." Sie brach plötzlich ab.

„Stimme Dich nicht wehmüthig", bat ihr Gatte, „heute nicht."

„O nein", sagte sie, aber ihr bleicher gewordenes Antlitz bestätigte das Gegentheil. „Ich muß nur jetzt gerade daran denken. Schauspielerblut, ja, das rollt mir in den Adern, mein Vater soll ein ungestümer Mensch gewesen sein, sonst hätte er auch wohl nicht dem Großvater zum Trotz seiner Leidenschaft nachgegeben und wäre ein Schauspieler geworden. Er war gewiß kein so guter Sohn als Du, Hendrik — aber — welche Aussichten hatte er auch als armer kleiner Landadeliger? Ich fühle es, daß er ein großer Künstler war — armer Vater."

Sie schwieg wieder, seufzte leicht und legte dann ihre Hand auf den Arm des Gatten.

„Ich kann es auch begreifen, daß die schöne russische Prinzessin Liebe für ihn fühlte und endlich, weil sich Alles derselben entgegenstemmte, Alles daransetzte und mit ihm entfloh. Freilich, sie haben nicht lange von dem Glück gekostet; wie ein paar gehetzte Thiere —"

„Meta", bat Hendrik wieder sanft und liebevoll.

Eine tiefe Röthe lief über das Antlitz der jungen Frau, sie schüttelte unwillig den Kopf und fuhr mit fliegendem Athem fort:

„Wie ein paar Thiere hat man sie gehetzt, von Ort zu Ort; die Arme der mächtigen russischen Familie reichten weit hin und endlich schoß der Bruder meiner Mutter den Entführer todt — im Duell sagten sie, es wird aber wohl kaum ein regelrechtes Duell gewesen sein — man hat ihn gemordet, ich fühle es auch. Tante Cläre hat es nie zugeben wollen, aber doch war etwas in ihrem Blick, wenn ich die Behauptung aufstellen wollte, daß — die gute Tante Cläre."

Hendrik Dornedden fiel nicht mehr seinem jungen Weibe in's Wort, er sah mit trunkenen Augen in das schöne Antlitz, das mit seltener Beweglichkeit jede Gefühlsregung wiederspiegelte.

„Sie war ein Trostengel", fuhr Meta fort, „ihr hatte der Vater seinen Aufenthalt mitgetheilt, sie gebeten, wenn ihm etwas zukomme, für sie zu sorgen, die ihm trotz Noth und Heimatlosigkeit treu geblieben war. Tante Cläre kam, als eben mein Vater der Waffe seines Mörders entgegengetreten war, es gelang ihr, mit meiner Mutter zu entfliehen. Fern, in dem kleinen Bergnest, gab die arme Alexandra mir das Leben und hauchte das ihre aus; der Bund meiner Eltern stand noch nicht zu Recht vor den Augen der Welt, sie hatten Niemanden gefunden, der sie ohne die gesetzlichen Formalitäten hatte trauen wollen, und das stete Wandern und ängstliche Verbergen ließ sie vollends nicht dazu kommen. Ich denke, sie bestehen aber vor dem Richtstuhl der edlen Herzen — und ich, ich habe es, als mir das Geheimniß meiner Geburt enthüllt wurde, auch nicht als Schmach empfunden, ein Wildling zu sein."

Es schimmerte feucht in den blauen Sternen. Hendrik Dornedden überwältigte die Rührung, er öffnete seine Arme und zog das geliebte Weib an seine Brust.

Die wenigen Leute an Bord des kleinen Dampfers hatten, weil sie die Küste aufmerksam betrachteten, die Scene zwischen den Gatten nicht bemerkt. Nur ein Schiffsjunge hielt seine schlaublinzelnden Augen auf sie gerichtet, öffnete den breiten Mund und stieß einen pfeifenden Ton aus. Als er aber

gewahrte, daß sich ein Matrose umwandte, nach dem Friedensstörer zu schauen, duckte er sich und verschwand hinter dem Schornstein, wo eine Arbeit seiner harrte.

Meta hatte sich hastig aus Hendrik's Arme befreit, sie lachte silberhell. „Schauspielerblut und Prinzessinblut, das ist ein seltenes Amalgam, nicht wahr, und ich bin neugierig, wie es sich in dem ehrsamen Handelshause zu B. befinden wird."

„Fürchtest Du Dich, Meta?"

„Warum?" fragte sie mit weit offenen Augen. „Warum sollte ich mich fürchten? Dein Arm ist stark, mich zu schützen und Dein Herz ist gut und treu, Hendrik."

„Ich danke Dir für diesen Ausspruch!" sagte er mit feierlicher Stimme.

Sie tippte dann mit dem Zeigefinger der Linken auf den Trauring an der rechten Hand. „Und — habe ich nicht Dein Versprechen? Nein, lächle nicht, Hendrik, ich nahm es so ernst, als Du es gabest — Tante Cläre war Zeugin. Ich sagte Dir, als Du diesen Ring damals an meinen Finger streiftest, daß ich ihn nur freiwillig, niemals gezwungen tragen wollte, war es nicht so?"

„Genau so, Meta", war seine heitere Entgegnung. Ein siegessicheres Lächeln umspielte dabei seine bärtigen Lippen.

Die zierliche, blonde Frau erwiederte dasselbe jedoch nicht, sie fuhr in gleich ernstem Tone fort:

„Nur freiwillig — das war das Wort. Sollte ich diesen Ring jemals als eine Fessel erkennen, dann, Hendrik, verspracheſt Du, mir die Freiheit zu geben. Trete ich je vor Dich hin mit dieser Bitte, so kannst, so darfst Du sie mir nicht weigern!" Ein seltsames Licht zitterte dabei in ihren Augen.

„Wenn Du je mit der Frage vor mich trittst — Meta, das wird nicht sein", sagte er in tiefem, fast beklommenen Tone, dann kam seine Sorglosigkeit wieder. „Nein, es wird nicht sein, denn Dein Lebensweg soll von Liebe bewacht und geebnet sein!"

„Ja", lachte sie, wie ein übermüthiges Kind, „das Prinzessinblut hat sich zufrieden erklärt, Du hast mich wie eine Fürstin gehalten auf unserer Reise und ich fürchte nichts für Dich und Dein Versprechen, als —"

„Als?" forschte er und drückte ihre Hand an sein ehrliches Herz.

„Als — daß einmal ein Prinz erscheint. Ob ich da widerstehe, nämlich, wenn er mich Dir entführen will, das weiß ich noch nicht gewiß."

„Ich erwarte ihn!" war Hendrik's männlich ruhige Antwort.

Man war dem Landungsplatze nahe, das Schiff drehte sich, Commandorufe erschollen, die Pfeife schrillte durch die Luft, die Schrauben ächzten, Ketten rasselten, der Anker fiel und die Landungsbrücke wurde bereit gehalten — jetzt fiel auch sie.

Hendrik Dornedden verließ mit seiner Gattin zuerst das Schiff. Hätte er sich nicht vor den Leuten geschämt, er würde die süße Last hinüber getragen haben bis zum festen Boden.

„Land!" sagte er dort und blickte ihr in die Augen. „Der erste Schritt auf dem Boden der neuen Heimat, Meta. Sei tausendmal willkommen, tausendmal!"

Ein leichter, nebelartiger Regen fiel herab, ein Windstoß riß den Schleier von Meta's Hute und führte ihn dem Wasser zu, zwei Weiber

kreischten und wollten ihn greifen, es war zu spät. Wie eine Fahne flatterte er über das Wasser hin und sank nieder.

„Es ist so grau, so unfreundlich", sagte die junge Frau und schauderte nochmals zusammen, „auch hier auf dem Lande."

Als nach kurzer Eisenbahnfahrt Hendrik Dornedden mit Meta am Arm hinaustrat aus der Halle, tönte ihnen ein: „Na, ich gratulire schön, junger Herr", entgegen. Ein ältlicher Diener war's, der, diese Worte sprechend, neugierig den Ankommenden entgegensah.

„Der alte Christoph, das Faktotum unseres Hauses", sagte Hendrik, „er hat es sich nicht nehmen lassen, die junge Frau zuerst zu begrüßen. Nun, Christoph?" setzte er dann mit einem fragenden Blick hinzu.

Der strich halb verlegen über seinen unmodischen Filzhut. „Hoch fein, junger Herr, hoch fein für unser graues Haus dort unten", dann schritt er dem Paare voran, um den Wagenschlag zu öffnen.

Vom Kutscherſitz bog sich der alte Johann. „Jung Herr, ich wünsche auch Glück!"

Meta streifte mit lächelnden Blicken die beiden grauen Diener und den Wagen, der eben so alt schien als Jene.

„Weißt Du, Hendrik, daß mir jetzt plötzlich der Begriff eines alten Handelshauses klar geworden ist? Es steht nun deutlich vor mir, ehrwürdig, unantastbar, im Aeußern wie im Innern, und lauter hergebrachte, altgeheiligte Sitten und Institutionen, an denen zu rütteln ich Niemandem rathen würde. Ist's nicht so?"

„In den Grundzügen wohl, Meta!" Er hob sie in den Wagen und die Pferde zogen an.

Auch deren Gangart glich nicht im Entferntesten der jener leichtfüßigen, südlichen Pferde, welche spielend, muthwillig ihre Last mit sich nahmen über die steinhallenden Straßen oder durch die cypressen- und pinienumsäumten Landwege; schwerfällig, gewichtig trotteten sie einher, als fühlten sie die ganze Verantwortung und volle Wichtigkeit dessen, was es hieß, dem Hause Dornedden dienstbar zu sein.

Den Insassen des bequemen, aber schweren Gefährts blieb völlig Zeit, spähende Blicke umher zu werfen und gemächlich die Straßen zu beschauen, welche sie durchfuhren.

Hendrik beugte sich zu seinem schönen Weibe hinab und nannte ihr die oft wunderlich klingenden Namen und machte sie aufmerksam auf die alten Kirchen und Kaufhallen, die Wahrzeichen der Stadt, das vierhundertjährige, vornehm dreinschauende Rathhaus und den steinernen Roland vor demselben. Er las ihr die stolze Inschrift: „Vryheit do ik ju openbar, de Karl und mennich Vorst vorwar, deer Stede gegewen hat, des danket Gode is min Rad", und er zeigte ihr Kopf und Hand eines Verbrechers zu Füßen des Riesen — das Sinnbild peinlicher Gerichtsbarkeit.

Während Meta den Erklärungen lauschte, wanderten ihre großen, blauen Kinderaugen staunend hin und her.

„Wie wunderlich das ist, Hendrik", flüsterte sie und faßte nach seinem Arm, „mir wird so traumhaft zu Muthe und es kommt mir vor, als seien wir plötzlich zurückversetzt in lang vergangene Zeiten."

Der Wagen machte eine Biegung, eine enge Straße lag vor ihnen.

„Ich wollte", meinte Meta halblaut, „sie brächten mir nur eine einzige Blume entgegen, deren Duft würde genügen, mich zu erinnern, daß wir noch in der Wirklichkeit leben, in der Gegenwart, die so hübsch und farbenreich war im sonnigen Süden."

Sie starrte dann aber sofort erschreckt um sich. Das Gefährt hielt mit einem plötzlichen Ruck vor dem höchsten und finsterſten Hause der Gasse.

„Hier?" fragte sie, aber nur mit den Lippen, ein Laut kam nicht über dieselben.

Steinern-stolz, schmal, aber hochaufstrebend lag das Haus da, das über einem verschnörkelten Thürbogen die Inschrift „Hendrik Dornedden u. Co." trug. Rechts und links flankirten zwei steinernen Kasten gleichende Magazingebäude das pyramidenartig aufsteigende Haus. Dasselbe hatte viele und kleine Fenster, aber sie waren meistens mit Jalousien verschlossen, und selbst die wenigen, welche ihre sauber blitzenden Scheiben nach Außen hin präsentirten, waren von Innen verhängt. Kein neugierig spähender Kopf, kein lebendes Wesen zeigte sich.

Zwei fabelhafte Fischköpfe waren noch nach alter Weise als Klopfer an der Thüre angebracht, daneben aber war als armselige Neuerung der messingene Kopf einer Schelle sichtbar.

Christoph stieg langsam von seinem Platz und zog an derselben, schrill klang sie ein-, zweimal durch die Stille.

Meta war etwas bleich, vielleicht machte das auch die trübe Beleuchtung in dem engen Gäßchen; sie saß unbeweglich und schien es kaum zu fühlen, daß ihr Gatte nach ihrer Hand griff.

„Man hat uns nicht so früh erwartet", sagte er, als müsse er die Stille und die graue Unbeweglichkeit entschuldigen, die über dem Hause lag. Dann öffneten sich feierlich langsam die beiden Flügel der Thür, welche fast die ganze Breite der Front einnahm und zwischen ihnen zeigte sich die runde Gestalt einer ältlichen Frau, deren rothes Gesicht unter einer weißen Haube hervorschaute.

„Wallus!" rief der junge Mann, dann half er Meta den Wagen verlassen.

Die runde Frau machte einen steifen Knix, ohne sich vom Platze zu rühren.

„Jung-Hendrik und die junge Frau!" sagte sie, „ich gratulire Euch Beiden."

Hendrik war mit Meta die Stufen heraufgekommen und schüttelte Jener die Hand.

„Das ist Wallus, die länger im Hause ist, als ich auf der Welt bin und mit daran Schuld trägt, wenn ich ein verwöhnter Mensch geworden bin!" sagte Hendrik scherzend.

Nicht ein Zug veränderte sich in dem rothen Gesicht.

„Wo ist der Vater?" fragte der Sohn des Hauses.

„Oben — wo sollte er sonst sein?" erwiederte die Wallus langsam und schloß die Thüre.

Meta hing fest am Arme des Gatten, sie war in der dumpfig dunklen Hausthür noch bleicher als draußen und Hendrik hätte sie gern mit einem Kuß gefragt, was sie bedrückte — aber hier, unter den Augen der Wallus? Es kam etwas wie eine Art von Beschämung bei dem Gedanken über ihn und er ließ es bei einem Händedruck bewenden.

Schweigend ging man die Treppe hinauf, sie war von Holz, aber mit einem kunstreichen, eisernen Geländer, das wieder allerhand fabelhafte Fisch- und Drachengestalten zeigte und gewiß noch vor anderthalb Jahrhunderten für eine Sehenswürdigkeit gegolten hatte.

Bald hatten sie die letzte Treppenstufe erreicht. Mattes, graues Licht fiel durch die alten, grün und blau belaufenen, bleigefaßten Fenster über den Estrichfußboden des Vorsaales.

„Jung-Hendrik und seine Frau", sagte da eine klare, aber eiseskalt klingende Männerstimme, „so mag es Euch gut gehen in diesem Hause."

Meta fühlte sich losgelassen und sah, wie ihr Gatte die hagere Gestalt umschloß, die am Rand der Treppe stand.

„Vater!" hatte er gerufen. Eine kurze Umarmung folgte, dann wandte sich Hendrik zu ihr.

„Hier ist Meta!" Sie machte einige hastige Schritte auf die hagere Gestalt zu und dann suchte sie nach einer Hand. Als sie dieselbe hielt, fühlte sie sie kalt und knöchern in der ihrigen und das Wort starb ihr auf den Lippen — es war auch das „Vater" gewesen.

„Mag es Ihnen gut gehen in diesem Hause, Frau Schwiegertochter", wiederholte der Chef der Firma Dornedden.

Meta's kleine, bebende Finger sanken zurück, sie gewahrte nicht, daß Herr Hendrik Senior ihr seinen Arm bot. Sie klammerte sich wie hülfesuchend an den ihres Gemals. Dornedden Senior wiederholte seine stumme Aufforderung nicht zum zweiten Male, er ging den Ankommenden voran einer weißen Flügelthür zu und stieß sie auf.

„Tante Nane wird auch gleich kommen", sagte er, dabei zu seinem Sohne gewandt.

Als sie in der Mitte des saalartigen Raumes standen, der im Geschmack der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts möblirt war, faßte Jung-Hendrik nach des Vaters Hand und deutete dann auf die blasse, junge Frau.

„Vater — was sagst Du nun?"

Graue, forschende Augen glitten über Meta's Gesicht und es war ihr, als thäten sie ihr weh dabei.

„Mir ist es ja recht gewesen, Jung-Hendrik; wie heute die Zeiten sind, wo den Jungen so viel Rechte eingeräumt werden, da thun die Alten gut und klug, sich zu fügen. Sie sind eine Waise, Frau Schwiegertochter?"

„Eine arme Waise, Herr Hendrik Dornedden", entgegnete die junge Frau tonlos.

Eine kleine Pause; das faltige Gesicht da vor ihr veränderte sich nicht im Geringsten, nur die knöchernen Hände wurden auf dem Rücken zusammengelegt.

„Jeder ist seines Glückes Schmied, Frau Schwiegertochter, an das Sprüchwort habe ich gedacht, als ich Jung-Hendrik nichts in den Weg legte. Ob er es mir einmal dankt, das ist seine Sache auch. Er ist der einzige Sohn, und wenn er nicht wollte, so brauchte er nicht auf Geld zu sehen. Mein Vater war anders, der suchte mir die Braut und das habe ich ihm auch gedankt, denn es war das reichste Mädchen in B. „Von Geldern" ist Ihr Name, Frau Schwiegertochter? Hannover'scher Adel, der im Aussterben begriffen ist, aber ein guter Name und darum sagte ich Jung-Hendrik: „Ich lege Dir nichts in den Weg." Bei uns alten Handelsherren wiegt so ein „von" nichts, die Hanseſtädter haben sich früher besser gedünkt, als der Landadel. Das sind Ansichten."

„Ich werde Dir Deine Güte danken, Vater, jede Stunde und Minute", fiel sein Sohn ihm mit warmem Tone ins Wort; „so oft mein Auge auf Meta's Gestalt fällt, werde ich Dir danken!"

Herr Dornedden Senior machte einige Schritte durch's Gemach.

„Das wollen wir abwarten, Jung-Hendrik. Einstweilen muß ich Dir mittheilen, daß viel Arbeit auf den künftigen Chef unseres Hauses wartet. Hast eine lange Hochzeitsreise gemacht, ein halbes Jahr. Aber es mag wohl jetzt so sein und ich habe nicht dreinreden wollen, aber bei Deiner Mutter und mir war's freilich anders. Unsere Brautreise ging aus dem Sparhenke'schen Hause in das Dornedden'sche und es wäre uns ein böses Gesicht gemacht worden, hätte es uns nach der Fremde gelüstet. Aber — die Zeiten ändern sich und Hendrik Dornedden ist kein Kopf, der sich's einbildet, es muß Alles sein, wie's ihm hindurch schwirrt."

Die Augen der jungen Frau ruhten mit staunendem Ausdruck auf Jung-Hendrik's Zügen. Wie so seltsam verändert kam er ihr vor, seit sich die zweiflügelige Thür dort unten vor ihnen geöffnet! War das noch ihr Gatte, der lustige, heitere, warmherzige Hendrik? Und sie selber? Lag es nicht wie ein Bann über ihr? War die Luft so dumpf, daß ihr das Athmen schwer wurde? Sie fuhr mit beiden Händen nach dem Gesicht, als müsse sie einen flatternden Schleier zurückschlagen. Da öffnete sich die Thüre drüben und eine große, schlanke Frau trat ein; auch ihr Aeußeres hatte wie das des ganzen Hauses und der dasselbe bewohnenden Menschen etwas Verjährtes, Unmodisches. Sie trug ein graues Seidenkleid, dessen schillernder Glanz einer andern Modeepoche angehört hatte; dasselbe ließ die großen, in lichtgrauen Schuhen steckenden Füße ziemlich unverhüllt. Um den mit spärlichen dunkelblonden Haaren bedeckten Kopf hatte sie ein kleines, schwarzes Spitzentuch geknüpft.

„Tante Nane!" rief Meta's Gatte und eilte auf die Eintretende zu.

„Jung-Hendrik, mein Sohn!" rief die wunderliche Frau, deren Dialect zwischen Hoch- und Plattdeutsch so ziemlich die Mitte hielt, und umschloß den Angekommenen mit den langen Armen. „Jung-Hendrik, mein Sohn, mein Sohn!"

Der Chef des großen Handelshauses hielt mit einer zweiten Wanderung durch den Saal an.

„Schwester Nane, mir scheint es passender, ehe man sich den beliebten überschwenglichen Gefühlsäußerungen hingiebt, die neue Hausgenossin zu begrüßen", sagte er mit seiner klaren, aber so jeder wärmeren Tonfärbung unfähigen Stimme.

Die schlanke Frau richtete sich hoch auf, ein leichtes, verlegenes Roth huschte über ihre bleichen Züge, als sie erwiederte: „Du hast Recht, Hendrik." Dann kam sie auf Meta zu.

„Nane Grüttefien, meine verwitwete Frau Schwester!" stellte Herr Hendrik Senior vor.

Meta blickte in ein kummervolles, unschönes Gesicht. Die grauen Augen schienen viel geweint zu haben; etwas Müdes, Resignirtes lag über dem ganzen Wesen ausgebreitet, etwas, das die junge, schöne Frau an Tante Cläre erinnerte. Ihr ganzes Gefühl, das sie bis jetzt zurückgedrängt, wallte wieder auf. Sie lächelte lieblich, ein warmer Schein glitt über ihr Gesicht und sie sagte mit der reinen, kindlichen Stimme:

„Tante Nane Grüttefien, wir wollen recht gute Freunde sein!"

Ein schluchzender Laut drang aus der Brust der graugekleideten Frau.

„O, welch' ein Engel!" rief sie und zog Meta mit beiden Händen an sich. Dann, als sei das zu keck und vertraulich gewesen, schob sie sie zurück und blickte sie strahlend an.

Hendrik trat an die Seite seiner Gattin.

„Du wirst wünschen, Meta, die Räume zu sehen, welche wir nun gemeinsam bewohnen werden?"

Sie schaute ihn mit einem dankenden Blicke an. Ja, sie wünschte sich fort von hier, mit ihm wieder allein zu sein.

Herr Dornedden Senior fing die Frage auf.

„Eure Räume, mein Sohn, ja. Aber ein Wort zuvor. Du wünschtest sie modern möblirt, ich habe aber mir erlaubt, nur dies eine Mal erlaubt, mit hinein zu reden. Frau Schwiegertochter wird mir Recht geben. Seit dreißig Jahren standen die Staatszimmer des Hauses unbewohnt, die Möbel waren gut verpackt. Ich habe eine jede neue Anschaffung für unnöthig gehalten und denke, Frau Schwiegertochter wird mit den Räumen zufrieden sein, in denen ihre Schwiegermutter, die reiche Erbin des Sparhenke'schen Hauses, gewaltet. Nicht einmal gewaltet, kann ich sagen, es waren unbewohnte Gesellschaftszimmer und die sollten doch —"

Meta's Wangen glühten, sie biß leicht die blendend weißen Zähne in die Lippen, ehe sie sagte:

„Sie genügen vollkommen, mehr als vollkommen für eine Frau, welche ohne alle Ansprüche dieses Haus betritt."

Der Chef des großen Handelshauses blickte etwas betroffen, er war nicht gewöhnt, daß man seine Rede unterbrach, aber er war doch zufrieden, daß die junge Frau sofort ihre Stellung hier im Hause begriff.

Jung-Hendrik fuhr durch seine Haare, holte rasch Athem und meinte: „Wir werden es ja sehen, komm Meta, ich führe Dich hinüber."

Welch' dankender Blick ihn für dieses Wort traf!

Nane Grüttefien aber hob die mageren Hände.

„Liebe, Gute, Sie müssen doch erst einen Imbiß nehmen. Wallus wird im Eßzimmer warten."

„Ich danke", sagte die junge Frau lächelnd, „ich möchte lieber nichts essen", und dabei nahm sie rasch ihre Handschuhe in die eine Hand und trat zu ihrem Gatten.

„Wenn Frau Schwiegertochter noch mit dem Essen zu warten wünscht", fiel da die glatte, seelenlose Stimme des Hausherrn ein, „so erlaubt sie mir wohl inzwischen, meinen Sohn in die Geschäftsräume zu führen, die er so lange vernachlässigt hat. Nane wird Sie hinauf begleiten."

Meta's Arm sank. Sie mußte sich rasch abwenden, damit man nicht gewahrte, daß ihre Augen feucht wurden.

„Auf Wiedersehen", sagte ihr Gatte. Sie konnte nur nicken, als sie mit der bleichen Witwe aus dem Gemach schritt.

„Liebe, Gute!" flüsterte die ein über das andere Mal, während sie die Treppe hinaufstiegen.

Meta sah wenig von der steifen Ordnung in den Räumen, welche sie durchschritten; sie achtete nicht auf die häßlichen Formen und prunkenden Stoffe, die sich überall geschmacklos hervorthaten, sie bemerkte auch die theuren Teppiche nicht und die breiten Bilder in kostbaren Rahmen, die bunten Glas- und Porzellanvasen und die gläsernen Silberschränke, in denen sich

Digitized by Google

ganze Service präsentirten. Sie hatte nur einen Wunsch, Hendrik zu sprechen oder allein sein zu dürfen.

„Ich habe es mit Liebe geordnet", sagte Nane, „ach, mein armes Herz hat Ihnen schon entgegen geschlagen. Und nun, seit ich Sie gar gesehen und Sie so lieb und freundlich waren — nun erst . . ." Thränen erstickten ihre Stimme.

„Die Blumen, die ich für Sie besorgt, könnten hier stehen", meinte sie dann rasch, ihre Rührung bekämpfend und sah sich in einem kleineren Zimmer um. „Das habe ich mir als das Ihrige gedacht, sehen Sie, dort steht auch der Nähtisch. Und auf denselben will ich die Blumen stellen. Nicht wahr, ich darf sie holen?"

Die junge Frau nickte mühsam; als sich die Thür hinter Nane geschlossen, sagte sie zweimal mit bebenden Lippen: „Hendrik, o Hendrik." Dann aber streckte sie die Arme wie sehnend in die Luft:

„Tante Cläre, Dein armer Liebling weint am Tage seines Einzugs in das neue Heim — was würdest Du sagen? Ist es eine schlechte Vorbedeutung?"

Und sie barg das Antlitz in die Hände, sank neben einem Stuhl in die Knie und schluchzte bitterlich.

Der Monat April war mit Regenwetter und Wind vorübergegangen und auch in den Mai hinein dauerte dasselbe noch fort — kein Sonnenblick war in die enge Straße gefallen, wo das Haus Dornedden stand und hatte sich in den Fensterscheiben desselben gespiegelt, so sehr sich auch die blauen Augen der jungen Frau darnach gesehnt.

Wie still und sinnend Meta geworden seit der Einkehr in Hendrik's Vaterhaus, das gewahrte der vielbeschäftigte Gatte am wenigsten. Wenn er in's Gemach trat, dann belebten sich stets ihre Züge und sie fand hie und da auch ein heiteres Wort aus früherer Zeit wieder. Er selber war auch häufig abgespannt und dann stimmten sich seine Ansprüche auf Unterhaltung von selber herab. Die dumpfe Beklemmung, welche ihn beim Eintritt in's Elternhaus überfallen, war längst von ihm gewichen. Die Macht der Gewohnheit hatte sich wieder geltend gemacht, er sah nicht mehr, daß Meta's liebreizendes Bild in der Umgebung wie in einem alten, verblindeten Rahmen steckte.

Die einzige Abwechslung im Leben des jungen Paares waren die pflichtschuldigen Besuche gewesen. Da hatte sich der schwerfällige Wagen mit den behäbigen Pferden und den alten Dienern gemächlich durch die Straßen bewegt, während der Regen herniederklatschte auf das Steinpflaster. Mit sorgsamer Ungeschicklichkeit trug beim Ein- und Aussteigen der alte Christoph die Seidenschleppe der jungen Frau, während Hendrik es wenig bemerkte, daß die Mienen derselben stets müder wurden und gleichgültiger. Sie hörte stumm zu, wenn er ihr den Grad der Verwandtschaft darzulegen versuchte oder von einer Jugendepisode mit diesem und jenem Freunde erzählte, den sie soeben als gereiften und gesetzten Mann in seiner Häuslichkeit mit Frau und Kindern gesehen.

Heute war der letzte Besuch erledigt und als sie nach demselben mit Hendrik die halbdunkle Hausflur betreten hatte, warf sie sich in freudiger Aufwallung an seine Brust.

„Nun ist es vorbei, Hendrik! O, wie hat mich oft unter ihren kalten und neugierigen Blicken gefroren. Hätte es Tante Cläre gesehen, sie würde Mitleid gehabt haben mit mir. Freilich, das Prinzessinblut wallte manchmal auf und hätte ich nicht an Dich gedacht, Hendrik — Aber, nun ist's ja vorbei, und wann, Hendrik, wann wirst Du nun wieder für mich da sein, für mich allein?"

„Bald!" sagte er und ein voller Strahl von Liebe brach aus seinen braunen Augen. „Füge Dich noch eine kurze Weile in die Verhältnisse, Meta, — aus Liebe zu mir."

„Fügen!" flüsterte sie und ein trotziger Zug flog um den energischen Mund; „wenn man das dem Vogel in einen Käfig hinein ruft, so ist es grausamer Hohn."

Sie eilte leichtfüßig die Treppe hinauf und sah sich nicht um nach dem Gatten und er gewahrte diese plötzliche, unceremoniele Verabschiedung gar nicht, denn ein Buchhalter kam aus der Tiefe des Corridors auf ihn zu mit einer wichtigen Frage.

„Tante Nane", fragte die junge Frau jetzt so plötzlich, daß die Angeredete halb erschreckt ihre klappernden Nadeln nieder sinken ließ, „Tante Nane, warum gehst Du gar nicht hinaus zu all diesen steifen, kalten Menschen draußen, welche Ihr Eure Verwandten nennt?"

„Warum? O, Du Liebe, Gute", seufzte die Witwe, „was sollte ich wohl dort? Einst — aber das ist schon lange her, da suchten sie mich — jetzt bin ich angejahrt und arm und abhängig, was sollten sie wohl mit mir anfangen?"

Sie hatte das so wehmüthig resignirt erwiedert, daß Meta ihre Frage fast bereute. Während sie die Verlegenheit abzuschütteln versuchte, sagte sie heiter:

„Heute sah ich eine Eurer reichen Frauen, sie war nicht mehr jung und konnte wohl kaum jemals schön gewesen sein, aber doch nahm sie mein Herz ein. Frau Hedwig Nolling."

„Die Arme!" seufzte Nane.

Meta drehte hastig das Köpfchen herum.

„Die reichste Frau, eine glückliche Mutter, nennst Du so?"

„Sie ist nicht glücklich und war recht, recht unglücklich, das — hat sie liebenswürdig und weichen Herzen sympathisch gemacht. Ja, Kind, das Unglück und der Schmerz sind wunderliche Heilmittel."

„Ist es eine Geschichte für mich?" rief die junge Frau und lachte dann mit hellen Tönen. „Ach, Tante Nane, da denke ich mich eben der guten Tante Cläre gegenüber, die oft, sehr oft auf solche Fragen mit einem Kopfschütteln antwortete. Und doch ist's jetzt anders, ich bin ja verheirathet und werde die Geschichte der blonden Frau Hedwig wohl hören dürfen." Nane bewegte zustimmend den unschönen Kopf.

„Sie ist nicht lang, Kind, sondern mit wenig Worten erzählt. „Hedwig hatte als Mädchen ihr Herz einem Maler geschenkt, einem talentvollen, aber armen Maler. Ihre Eltern wußten es nicht und sie gestand es auch nicht, als der reichste Kaufmannssohn der Stadt um sie warb. Sie gab ihm ihr Jawort."

Meta's Augen staunten. „Das war falsch und feig!" rief sie.

„Still", sagte Nane, urtheile nicht vorschnell, wer sah denn in die Brust

der Armen? Der Maler war fort, weithin in den Süden und sie glaubte sich vielleicht vergessen. Als sie aber verheirathet war, da kam er wieder."

„Kam er wieder", sprach die junge Frau nach, „und warf ihr die Untreue vor und —"

Nane schüttelte leicht das Haupt mit dem kleinen Spitzentuch, das ihr etwas Nonnenhaftes verlieh.

„O Kind, — sie sahen sich wieder und wußten, daß die Liebe nicht todt war. Und weil Hedwigs Gatte sein Weib vernachlässigte und nur über den Büchern und Zahlen saß und ein Schiff nach dem andern hinaussandte auf das Meer und die todte Habe mehr liebte, als Weib und Kind — nun, da kam es dahin, daß Hedwig den Entschluß faßte, mit dem Manne ihrer Jugendliebe zu entfliehen. Nicht wahr, das hört sich wie ein Roman an, aber es endigt anders, wie meistens in den Büchern. Der Gatte Hedwigs entdeckte es durch einen Zufall —"

Meta's kleine Hand faßte nach den kalten Fingern der Erzählerin.

„Und — er mordete den Maler — im Zweikampf, wie sie es nennen, obwohl es doch ein Mord ist", rief sie mit zitternder Hast.

Nane bewegte verneinend des Haupt.

„Herr Justus Nolling war ein Großhandelsherr, der würde sein Leben nicht so leicht auf's Spiel gesetzt haben. Nein, er ging zu dem Manne, welcher das Herz seiner Frau besaß, und kaufte ihm seines Hauses Ehre für eine hohe Summe ab. Hedwig wartete vergebens um die bestimmte Zeit auf den, welchen sie für einen Retter und Erlöser gehalten. Statt seiner erschien ihr Gatte und zeigte ihr mit kaltem Hohn eine Quittung. „Der Preis meines unbefleckten Namens, die Summe ist hoch, Madame!"

„O", sagte Meta, „o — ich habe kein Wort — der Elende, der Feigling — und sie, die arme Frau!"

„Sie", fuhr Nane fort, „lebt nun fortan geduldig, klag- und wunschlos."

Es war sehr stille im Gemach, nichts war hörbar als das leise Klatschen der Regentropfen gegen die Fensterscheiben.

„Wunsch- und klaglos", wiederholte nach einer sehr langen Pause die junge Frau, „wie herzzerreißend traurig das klingt. Wohl nicht viele Menschen leben so — es muß das Elendeste sein."

Ein wehmüthiges Lächeln zitterte um die schmalen Lippen der blassen Witwe, Meta gewahrte es, sie sprang empor und umfaßte die Schultern der Sitzenden.

„O, Tante Nane — Du nicht!" sagte sie, als fürchte sie sich vor einem Ja.

Jene nickte. „Wenn ich wieder lernen soll, etwas zu wünschen, so ist es für Dich und Jung-Hendrik."

„Und sie war doch auch einmal jung", sagte Meta wie zu sich selber.

Nane lächelte wieder und fuhr fort: „Jung und mit einem Herzen voll Liebe trat ich ins Leben. Willst Du noch eine Geschichte, Kleine? Ich schenkte dies Herz einem armen Buchhalter meines Vaters — mein Bruder wußte darum, noch eh wir selber deutlich zu einander gesprochen und er sorgte mit brüderlicher Vorsicht, daß das niemals mehr geschah. Der arme Buchhalter verlor seinen Posten und weil das plötzlich geschah, nahm ihn hier Niemand und dann, als eine Krankheit über ihn kam, lag er auf Stadtkosten im Hospital. Von dort aus haben sie ihn auch begraben, genau an dem-

selben Tage, als ich im Hochzeitsstaat mit Daniel Grüttefien zur Kirche fuhr. Das war eine Heirath nach dem Sinn der Familie."

Meta blickte die blasse Witwe erschreckt an, hatte sie denn recht gehört?

„Wenn Du aber den Andern liebtest, wirklich liebtest", warf sie hin, „warum ließest Du Dich zwingen?"

Fast schrill klang das Lachen, mit dem Jene erwiederte: „O Kind, Du kennst die Welt nicht! Warum ich mich zwingen ließ? Alt-Hendrik könnte es Dir erzählen. Er hätte sich nicht gescheut, mich an den Haaren zum Altar zu schleifen. Es giebt aber stillere Mittel. In dem Bureau war ein Diebstahl begangen, man konnte nichts beweisen, aber doch den Verdacht auf den Entlassenen werfen. Gut — ich wollte das nicht. Ich gab mein Ja und ging mit Bewußtsein einer unglücklichen Ehe entgegen. Sie war nicht lang. Daniel Grüttefien's Haus wankte, mein Bruder hätte ihn retten können, aber er that es nicht und so fälschte und betrog Jener, bis ihn der Sturz ereilte. Er floh nach Amerika und dort soll ihn ein trauriges Ende erreicht haben. Ich kehrte zurück ins Vaterhaus — wie? Wunsch- und klaglos!"

Meta drehte ihr Antlitz dem Fenster zu, Tante Nane's Nadeln klapperten wieder regelmäßig.

An dem steifbeinigen, kahlen Schreibtisch, an welchem vor dreißig Jahren Frau Anna Dornedden, geborene Sparhenke ihre Haushaltsbücher geschrieben und berechnet hatte, saß Meta, ihre junge Nachfolgerin, und beugte sich über ein Briefblatt, das zu Tante Cläre fliegen sollte. Die Feder glitt sehr eilig über das Papier.

„Gestern meinte Hendrik, ich sähe etwas bleich aus, dann habe ich den Spiegel gefragt, aber der wollte es mir nicht zugeben. Nur ein wenig müde fühle ich mich, doch das wird auch besser, wenn die frische Seeluft erst mein Gesicht umflattert. Ja, ich freue mich, Tante Cläre, wie ein großes, unbändiges Kind, wir gehen nach der Insel W., wo eine Villa Dornedden ist, Hendrik und ich allein, ach, das ist köstlich, der arme Hendrik darf dann einmal wieder recht ausruhen und wir werden lustig sein, im Sande Muscheln suchen wie auf dem Lido zu Venedig und in die Wellen hinein singen.

Ich freue mich auf die Insel; noch ein, zwei Tage, dann gehen wir. Hendrik hat mir die schönsten Sommertoiletten in Paris gekauft, die werde ich tragen. Viel Gäste besuchen W. nicht mehr, es ist nicht fashionabel, aber für Hendrik will ich schön sein. Hier hatte ich so wenig Lust, mich zu putzen. Die Diamanten von Hendriks Mutter, welche mir der Schwiegervater zur Hochzeit geschenkt, habe ich ein einzig Mal getragen. Sie erkälteten mich fast — oder war das der Ton bei dem langweiligen Familiendiner? Ich beschreibe es Dir lieber gar nicht. Sie waren alle steif und kühl und die Blicke sagten mir sämmtlich: „Wir wissen es wohl, Du bist arm hier in das reiche Haus gekommen, — verlange nicht, daß wir Dich mehr als nothwendig beachten." Hendrik wollte mirs abstreiten, aber Du kennst Deine Prinzessin und ein wenig Verlegenheit konnte er doch nicht bemeistern. Wir hatten dann aber ein andermal einen einzigen Gast, das war lustiger. Er war groß, schwarz, mit wundervollen, dunklen Augen, braunem Gesicht, einen Fuß zieht er etwas schwerfällig nach, eine Kugel hat ihn im französischen Kriege dort getroffen. Eine zweite ging durch die Brust, ein Bajonetthieb streifte seine

Digitized by

linke Wange. War er nicht ein Held? Und klug ist er, echt männlich, auch etwas von Satyre macht sich geltend, — aber nur leichte, gefällige Bosheit.

Hendrik, und er schlossen Freundschaft auf dem Schlachtfelde. Du weißt ja, daß Hendrik der Patriotismus hinaustrieb als Krankenpfleger.

Wie wäre es, muß ich oft denken, schrecklich gewesen, dem Kampfe nur zuzusehen, aber er war ja kriegsungeübt. Der erste Pflegling, welchen er bekam, war unser Gast. Sie kannten sich schon, nun wurden sie Freunde fürs Leben und seit jener Zeit suchen sie einander alljährlich auf.

Der Schwiegervater hatte Kopfschmerz, Tante Nane saß still neben seinem Armstuhl und goß ihm von Zeit zu Zeit eine Tasse Kamillenthee ein und wir hatten also oben bei mir ein lustiges Souper à trois. Er erzählte prächtig und seine Augen blitzten, auch ist sein Organ so sonor. Wenn ich eine wirkliche Prinzessin wäre und einen Hofstaat hätte, der müßte mein Barde sein!

Wallus machte noch zwei Tage später ein entsetztes Gesicht und sagte kaum „guten Morgen." Sie ist ein abscheulicher Tyrann, besonders gegen Tante Nane.

Wenn er kann, besucht er uns bald wieder, Hendrik hat ihn auch überreden wollen, zur Sommerfrische auf die Insel zu kommen. Noch wußte er's nicht. Er ist gelehrt, ein Philosoph — so hätte ich mir die nicht gedacht, so schön nämlich nicht und so angenehm.

Aber Du weißt noch nicht, wie er heißt, auch sein Name klingt hübsch: „Detlev von Brink."

Hier brach die junge Erzählerin, deren bewegliches Antlitz während des Schreibens ganz heiter geworden war, ab, denn ein Ausruf Nanes hatte sie gestört.

Die blasse Witwe stand lauschend in der Mitte des Gemaches und sagte beinahe entsetzt:

„Um Gott! Alt-Hendrik ist soeben von einer Ausfahrt heimgekommen, zu dieser Stunde, in welcher er nie das Geschäft verläßt, da muß etwas Besonderes sich ereignet haben. Ich sah ihn leibhaftig aus einer Droschke steigen — also hat er sich nicht einmal die Zeit genommen, den Wagen anspannen zu lassen! Liebe, Gute, es muß etwas passirt sein!"

Meta unterdrückte mit Mühe ein Lächeln über die Aufregung der hageren Gesellschafterin.

„Irgend ein Geschäft oder ein Einfall", meinte sie.

„O, Kind, Du kennst Alt-Hendrik's Gewohnheiten noch nicht. Mir ahnt nichts Gutes", klagte Nane. Dann ging sie leise nach der Thür und öffnete sie geräuschlos. Als sie zurückkehrte, war ihr graufahles Gesicht noch um einen Schatten ängstlicher.

„Sagte ichs nicht, etwas Besonderes — sie kommen schon herauf, die beiden Dornedden, Vater und Sohn."

Die junge Frau begriff, trotz des steifen Ceremoniels im Hause, doch nicht, was Erschreckendes in der Abweichung davon liegen sollte. Ihre hübschen Züge drückten kaum mehr, als freudige Spannung aus. Dann sprang sie zur Thür und öffnete sie in eben dem Augenblicke, als die beiden Herren die Schwelle erreicht hatten.

„Einen unvermutheten Besuch muß man mit besonderer Rücksicht empfangen", sagte sie heiter, als ihr Auge aber das Antlitz ihres Gatten streifte, verstummte sie.

Jung-Hendrik war eine zu ehrliche Natur, um die Niedergeschlagenheit, welche ihn bedrückte, völlig verbergen zu können.

Herr Dornedden Senior machte seine gewohnte Verbeugung — nicht um das Geringste war sie vertrauter geworden in den zwei Monaten, welche Meta nun bereits als Tochter des Hauses unter seinem Dache weilte. Hendrik drückte ihr die Hand, es war, als wolle er sie stumm um Muth bitten.

„Erlauben Sie mir einen Sitz, Frau Schwiegertochter", begann der Hausherr und ließ sich dann erst nieder. „Ich habe Ihnen eine kleine Eröffnung zu machen. Nane, wenn Du den Vorhang drüben am Fenster ein wenig zuziehen wolltest, es blendet."

Nane beeilte sich, den Sonnenstrahl, welcher sich keck ins Gemach gestohlen, zu bannen.

„Ich komme selber zu dieser Eröffnung, weil ich sie für meine Pflicht halte. Ich pflege zu halten, was ich bestimme und verspreche und nur äußerst gewichtige Umstände können mich zwingen, einmal von dieser Regel, wenn ich sie so nennen soll, abzuweichen. Ein solcher Umstand ist eingetreten."

Meta seufzte, als er eine Pause machte. Sie blickte auf den Gatten — fast ärgerte es sie, daß er so still da saß, so wenig männliche Haltung zeigte. Was konnte es denn sein, das das Haus Dornedden betroffen? Ein Verlust — ließ der sich nicht verschmerzen?

„Sie wissen, Herr Schwiegervater" — das Papa war hier verbannt — „daß ich an Allem —" wollte Meta beginnen, aber Herr Hendrik Senior hob die knöcherne Hand.

„Ich rede gern gleich aus. Es handelt sich um einen Gewinn, drüben", er zeigte mit dem Finger über die Achsel", und soweit war die junge Frau schon in die Geschäftssprache eingeweiht, daß sie wußte, drüben bedeute Amerika. „Einen sehr reichen Gewinn, aber wir müssen einen guten Kopf hinüber senden. Der beste Kopf, ich konstatire das mit besonderem Vergnügen, weil ich es nicht erwartet hätte nach einigen früheren Vorkommnissen, ist mein Sohn."

„Hendrik", sagte Meta, das Lob machte sie stolz, dann aber stockte sie und faltete die Kinderhände. „Herr Schwiegervater, Sie wollten doch nicht sagen, daß Hendrik plötzlich nach —"

„Plötzlich hinüber muß, das wollte ich allerdings sagen", fiel die klare, kalte Stimme ein. „Nun habe ich zwar früher Urlaub gegeben, weil mein Sohn behauptete, das Stadtleben habe Sie bleich gemacht, Frau Schwiegertochter, und Sie bedürften der Erholung. Die heutige Jugend ist erholungsbedürftiger, als die alte Zeit war. Nun das ist eine Sache für sich — es mag ja wohl sein! Der Urlaub also, der quälte Jung-Hendrik. Drum komme ich. Ich hoffe, Frau Schwiegertochter, daß Sie da, wo es sich um Tausende handelt, Privatwünsche schweigen lassen werden. Sie sind die Frau eines Kaufmanns geworden, Sie brachten Hendrik, nicht wie es sonst Sitte ist, ein Vermögen ins Haus, — er brauchte es ja auch nicht nothwendig, aber — ich halte es umsomehr für Ihre Pflicht, ihn an der Erwerbung nicht zu hindern. Die Abwesenheit Hendriks wird etwas über einen Monat währen."

Er erhob sich und richtete sich kerzengrade vor der schlanken Frau auf. „Nun?"

In Meta's Augen glimmte wieder das unruhige Licht, sie sah ihren Gatten an, er hielt die Blicke gesenkt, dann sagte sie:

„Herr Schwiegervater, es wäre nicht nöthig gewesen, mich so streng an

meine Pflicht zu mahnen — es liegt sehr ferne von mir, dem Hause Dornedden einen Verlust zuzufügen."

Sie hatte das fest gesagt, aber man hörte doch, wie viel Kraft sie anwenden mußte, um sich zu beherrschen.

„Ich habe es so erwartet", entgegnete Herr Dornedden Senior. „Hendriks Abreise erfolgt noch heute —"

„Noch heute", das erschreckte sie doch.

„Das schließt aber nicht ein, daß Sie auf W. verzichten müssen — Alles ist dort bereit zu Ihrem Empfange. Schwester Nane Grüttefien mag Sie begleiten."

„Ich danke Ihnen, Herr Schwiegervater. Tante Nane, wir können schon morgen gehen, denke ich!" wandte sich Meta zu Jener.

„Gewiß, Liebe, Gute!"

Herr Hendrik Senior grüßte und stand an der Thür.

„Jung-Hendrik, ich habe noch eine Stunde geschäftlich mit Dir zu sprechen und in zwei Stunden geht der Zug." Dann war er verschwunden.

Der Gatte schloß sein junges Weib in die Arme. „Sei muthig, Meta — es ist die erste Trennung, und sie schmerzt mich unsäglich."

Sie sah ihn an, noch immer flackerte es unruhig in ihren Augen.

„Sie schmerzt, ja — aber der Gewinn —"

Er schloß ihr den Mund mit einem Kusse. „Kennst Du mich nicht besser, Du böses Kind? Aber denke, daß mein Vater berechtigte Wünsche hat und daß ich Pflichten habe — und der Frieden — die Zufriedenheit —"

„Ja, ja!" nickte sie.

„Und ich eile und dann, dann leben wir in seliger Verschollenheit in W. und nichts soll uns trennen, für lange Zeit."

Sie stützte sich in Gedanken versunken auf seinen Arm, er preßte sie an sich. „Meta, in späteren Jahren schüttele ich alle Geschäfte ab und lebe nur Dir."

„Später — später, wer weiß ob wir ein Später haben werden", flüsterte das schöne Weib mit zuckenden Lippen.

Er hatte es nicht gehört. „Das Pianino ist in W. glücklich angelangt. Wenn ich über das Meer fahre, denke ich Dich mir dort Deine süßen Lieder singend. Meine Nachtigall war so lange stumm hier."

„Seh ich Dich noch. — O, Hendrik, wie ist mein Herz so schwer. Nimm jetzt noch nicht Abschied", bat sie.

„Der Vater", sagte er, „wird mich bis zur letzten Minute halten."

„Aber ich will die allerletzte!" rief sie mit plötzlichem Eigensinn.

„Du sollst sie haben."

Sie wandte sich zum Schreibtisch, als er draußen war, und schloß den Brief. Als sie eben geendet, klopfte es. Herr Dornedden Senior stand vor der jungen Frau.

„Ich komme selbst, um Hendrik zu entschuldigen, Frau Schwiegertochter, noch eine dringende Stadtfahrt, dann direkt zum Bahnhof, es durfte nicht mehr gezögert werden. Durch mich sendet er seine besten Grüße!"

„Ich danke!" Sie sagte es mechanisch, ein häßliches, kaltes Gefühl schnürte ihr die Brust zusammen, sie hatte einen Nebel vor den Augen griff bebend nach einem Stuhl. Sie vermochte es nicht, den Hausherrn Sitzen zu laden, aber Nane rückte einen Stuhl herbei für ihn, sie zitter Angst, daß er beleidigt sein könne über den wunderlichen Empfang. Er war

es auch, denn er betrachtete den Weg treppauf zu der jungen Frau wie die Vollbringung einer Heldenthat — er war Chef des Hauses Dornedden, und sie, die ihn stehen ließ, wie einen Diener, nichts für ihn, als ein unberufener Eindringling.

Das Dampfschiff steuerte der Insel W. zu, die sich wie ein grüner Stein in der krystallenen Fassung des Meeres ausnahm. Meta und Tante Nane waren die Einzigen, welche hier das Schiff verließen. Hart hinter ihnen her schob man die Koffer, und fast hätte der erste davon die Witwe stoßen können, hätte sie sich nicht rechtzeitig mit einem sanften: „Ach, bitte, langsam!“ gewandt. Meta war plötzlich stehen geblieben, ihr Fuß stockte, als sie den letzten Schritt thun wollte.

Dicht vor ihr am Ufer, neben einer Flaggenstange, die vielleicht bei seltenen festlichen Gelegenheiten einen wehenden Schmuck trug, lehnte eine Männergestalt, ein hoher, dunkler Herr, dessen Gesicht von einem großen Strohhut beschattet war. Seine Augen waren nicht auf die Ankommenden gerichtet, er sah auf die kleinen Schaumwellen, welche sich am Landungsplatze brachen.

Jetzt hob er die Blicke, prüfend glitten sie über die zierliche Erscheinung der Blondine. Ein Lächeln flog über sein Gesicht, dann stand er vor ihr und reichte ihr die Hand zur Hülfe.

„O“, sagte Meta, „o, ich fürchte mich nicht“, und damit hatte sie das Inselland betreten.

Kein Ausruf der Ueberraschung von beiden Seiten, nur ein herzliches Händeschütteln, es war, als habe es so sein müssen, daß man sich hier traf.

„Meine liebe Nichte“, bat die Witwe etwas beunruhigt.

„Tante Nane, Frau Nane Grüttefien mit dem vollen Namen, Sie wissen, die Dame, welche damals Kamillenthee kochen mußte, Herr Detlev von Brink“, rief die Gefragte.

„Es ist mir außerordentlich angenehm“, entgegnete die ältliche Dame mit einem Knixversuch, „ganz außerordentlich.“

„Wo bleibt Hendrik?“ sagte Detlev.

Es war, als staune die junge Frau, daß er das nicht wisse. „Er ist ja drüben“, erwiederte sie und machte schalkhaft Herrn Hendrik Dornedden Senior's Bewegung mit dem Finger über die Schulter nach.

„Er fliegt über das Meer und sendet mich einstweilen unter Obhut der Tante ins Exil. Aber das Exil gefällt mir auf den ersten Blick“, setzte sie hinzu.

Tante Nane schwankte ein wenig, faßte nach dem Kopfe und sagte „Länger hätte die Seereise nicht währen dürfen, meine Liebe.“

Herr von Brink bot ihr den Arm.

Sie wurde ganz roth; seit vielen Jahren hatte man ihr keine solche Aufmerksamkeit erwiesen.

„Seit wann sind Sie hier, wenn man fragen darf?“ lispelte Meta.

Ich kam vor acht Tagen und hatte kaum die Insel erreicht, als ein gewa...ger Sturm losbrach. Das war ein wenig gastlicher Empfang und hätte ich nicht rechtzeitig mein Boot gelandet, nun so würde ich heute schwer-

Digitized by Google

lich das Vergnügen gehabt haben, die Damen begrüßen zu können.“ Er deutete dabei mit der Hand hinüber auf's Meer. „Ich hätte indeß jetzt noch wenig Luſt, dort unten zum ſtillen Schlafe gebettet zu werden.“

Nane ſchauderte. Meta legte fröhlich die Hände zuſammen. „Sie müſſen mich einmal auf das Meer fahren, Herr von Brink.“

Er verbeugte ſich.

„Liebe, Gute“, bat die ältliche Witwe, „ich würde mich halb zu Tode ängſtigen.“

Die junge Frau überhörte das. „Was treiben Sie hier den ganzen Tag?“ fragte ſie den Freund ihres Gatten.

„Ich bade —“

„Aber die Saiſon iſt ja noch gar nicht“, ſagte Nane Grüttefien erſchreckt.

„Dennoch, — ich fiſche, beobachte das Leben der Einwohner und leſe. Doch das iſt wenig, am liebſten huldige ich dem Nichtsthun, das den Anſchein einer geringen Thätigkeit hat. Sie, gnädige Frau, Sie werden, denke ich, Aehnliches treiben.“

„O nein“, fiel ſie ganz ernſthaft ein. „Ich will ſingen, ſtudiren, ich will recht fleißig ſein, ich verſprach es Hendrik.“

Sie ſah ihm dabei voll ins Geſicht und fand, daß er hier in der leichten Blouſe, mit dem großrändrigen Hut und der bereits ſtarkgebräunten Geſichtsfarbe noch hübſcher erſchien, als kürzlich in der Stadt.

Man war indeſſen vor der zweiſtöckigen Villa angelangt. „Villa Anna“ beſagte eine goldglänzende Inſchrift. Das Steingebäude hatte einen Thurm und eine Veranda und ſah palaſtartig, vornehm hier auf der ärmlichen Inſel aus.

„Dort in das Thurmzimmer ſoll man mein Pianino ſtellen“, ſagte Meta gebieteriſch, „und im obern Gemach will ich wohnen.“

„Ein Lug übers Meer“, meinte Herr von Brink; „den Thurm ſehe ich von den Fenſtern meiner Wohnung aus.“

„Ei“, rief ſie fröhlich, „wenn wir Sie dann befehlen, kündige ichs durch eine rothe Flagge an.“

Er kreuzte die Arme über der Bruſt. „Und dem hohen Befehl gehorcht der im Thal.“

Dann nahm er den Hut ab und machte ſeine Abſchiedsverbeugung.

„Auf Wiederſehen.“

Die junge Frau blieb unter dem kleinen Portal ſtehen und ſah ihm nach, Tante Nane grüßte die Köchin und den alten Chriſtoph, welche die Ankommenden erwartet hatten, dann kam ſie wieder an Meta's Seite.

„Ein angenehmer Mann! Aber die Inſel, nicht wahr, das iſt ein trauriger Aufenthalt. So einſam und gefährlich. Hörteſt Du, wie Herr von Brink von dem Sturme erzählte, in welchen er gerathen? Mir wurde ordentlich bang, Liebe, ich habe doch die Verantwortung für Dich. Ich habe Frau Anna nie begreifen können — eine ſolche Wahl!“

Meta ſchüttelte ungeduldig das blonde Köpfchen. „Ich finde zum erſten Mal einen mir ſympathiſchen Zug in dem Thun von Hendrik's Mutter. Die Inſel iſt reizend und ich freue mich auf den Aufenthalt hier.

Sehr gleichgültig hatte Frau Meta Dornedden zugesehen, als Tante Nane Grüttefien der alten Wallus zum Trotz sich herbeigedrängt, um eigenhändig die pariser Toiletten einzupacken. Sehr gleichgültig — denn für wen, so dachte sie, soll ich sie tragen? Hendrik kommt nicht mit uns, und für Tante Nane? — und dann hatte sie so hastig einen Handschuhkasten bei Seite geschoben, daß er umfiel und seinen Inhalt über den geschmacklosen, blumenreichen Teppich zerstreute.

Geduldig suchte die Witwe die Ordnung wieder herzustellen, während die kleine Zornige das Zimmer verlassen hatte.

Jetzt, in der Morgenfrische des folgenden Tages, als Meta dem Zimmer der Tante zuschritt, dachte sie, wie gut es doch sei, daß jene soviel Geduld gehabt; sie trug bereits eines der pariser Costüme, einen graublauen Strandanzug, wie ein Matrosenkleid gemacht; über den lose herabhängenden Haaren lag ein Hütchen mit wehendem Bande.

Nane Grüttefien traute kaum ihren müden Augen, als sie ihren Liebling eintreten sah.

„Du beschämst mich, Liebe, Gute", sagte sie und erröthete leicht bei dem Bewußtsein, daß ihrer Toilette noch der Spitzenschleier und der weiße Kragen mangele. „So früh habe ich Dich nicht erwartet. Und Du bist schon zum Ausgehen gekleidet und wie reizend!" und sie umging die zierliche Gestalt, um sie von allen Seiten zu betrachten.

„Du verwöhnst mich, gute Tante Nane", fiel die junge Frau ein, „Du findest eben Alles hübsch an mir. Aber ich glaube, der Anzug ist geschmackvoll!" Ein Anflug von Eitelkeit lag in dem Tone. Dann strich sie glättend über die Handschuh. „Auf Wiedersehen in ein, zwei Stunden!"

„Du willst allein gehen?" fragte die Witwe fast entsetzt.

„Natürlich", lachte die Andere. „Hier kann man sich ja wohl nicht verirren und daher magst Du außer Sorge sein. Ich will geographische und ethnographische Studien machen auf der Insel. Ade!" sie warf der Erstauntdreinschauenden eine Kußhand hin und war verschwunden.

„Sie ist wohl etwas eigenwillig, aber das kleidet sie so gut", sagte die Zurückbleibende, „und hier, nein, hier hat es keine Gefahr."

Der Rasen um die Villa schimmerte frischgrün und jeder Halm trug einen silberfunkelnden Tropfen, die Morgenluft wehte vom Meer her belebend, leise und friedlich sangen die Wogen.

„O wie schön!" flüsterte die junge Frau, als sie die wenigen Stufen herabschritt, die von der Veranda niederführten.

Eine feierliche Stimmung kam über sie. Die Stille und Weite, die ungeheure Wassermasse, die noch mit leichtem Nebel bedeckten fernen Küstenstriche — das war doch ein eigenartiges, ein wirksames Bild.

Sie ging dem Strande zu, erstieg die nächste Düne und ließ die blauen Augen nun weithin wandern, während der frische Wind mit den blonden Haaren sein Spiel trieb und ihre Wangen rosiger anblies.

Es war der Reiz der Neuheit, der sie interessirte, aber nur eine Weile, dann wurden ihre Mienen trüber.

„Ich glaube, es kann melancholisch machen, dies ewige Anstarren der Wellen", sprach sie wieder zu sich selber, „Hendrik sollte doch hier sein, oder Tante Nane — Jemand, der etwas erzählte — oder", es war ihr, als habe sie ein leises Geräusch gehört, sie drehte sich mit Blitzesschnelle um und sah Detlev von Brink in kurzer Entfernung von sich stehen.

„Senden Sie mich fort?“ rief er herüber und machte eine bittende Bewegung.

Sie schüttelte den Kopf, lachte und sagte dann beinah herablassend: „Nein, Sie dürfen kommen!“

Mit wenigen, großen Schritten stand er an ihrer Seite.

„Verzeihen Sie“, bat er, „es ist mein gewöhnlicher Morgenspaziergang und ich bemerkte Sie nicht eher, als von jenem Platze aus. In Zukunft werde ich diese Richtung respectiren.“

Sie hatte gedacht, welch schöne schwarze Haare er habe und wie nett es aussähe, wenn er den Hut wie eben abgenommen und der Wind leicht darin wühlte, aber sie fing doch auch seine Worte auf.

„Sie wollen damit sagen, Herr von Brink?“

„Daß ich Ihre Morgenspaziergänge in Zukunft nicht unterbrechen werde.“

„O“, lachte sie, „Sie werden sich doch nicht in Ihre Hütte bannen? Denn ob ich stets nach dieser Seite wandere, ist sehr ungewiß und Sie könnten mich also überall treffen. Ueberdies dachte ich eben, daß es ganz hübsch wäre, ich hätte Jemanden hier, mit dem ich plaudern könnte.“

Er verbeugte sich.

„Der Gedanke des Mittels zum Zweck macht mich glücklich.“

„Sind Sie wirklich glücklich?“ fragte sie dann und blickte ihm voll in das schöne Antlitz.

„Ich? Meine gnädige Frau, ich möchte mich nicht gleich verhaßt machen bei Ihnen und mich einen weltmüden Mann nennen. Sprechen wir mehr von Ihnen. Sie sind immer heiter, zufrieden, glücklich.“

Ein leichter, unzufriedener Ausdruck huschte um ihren hübschen Mund. Er behandelte sie doch wohl mehr wie ein Kind — warum wollte er ihr keine ernsten Stimmungen zutrauen?

„Immer!“ sagte sie trotzig.

Jetzt zuckte es um seine Lippen wie leichter Spott.

„Der Ausdruck Ihres Gesichtes widersprach Ihnen gerade eben, als Sie mich mit Ihrer Antwort strafen wollten, meine gnädige Frau. Sie kennen die unmuthigen Stimmungen besser, als Sie gestehen wollten.“

Jetzt war sie ärgerlich. „Welche Frau kennt sie nicht?“ rief sie hastig. „Sie gleichen sich alle, die Stunden unserer schlechten Laune, wie sie auch alle hervorgerufen werden durch das Gleiche, durch ein mißrathenes Kleid, eine schlechtsitzende Frisur, eine Bitte, die uns der Herr Gemal abschlägt.“

„Ah, ah“, sagte Herr von Brink, „durch eben diese Beweisführung haben Sie mir bewiesen, gnädige Frau, daß das Alles Sie nicht aus der Fassung bringt. Und ich bin erfreut, daß Sie mir Gelegenheit gaben, diese Entdeckung zu machen.“

Sie wurde noch ärgerlicher über seine Ueberlegenheit und Ruhe, rasch spannte sie den Sonnenschirm auf und entzog ihm so ihre Züge.

„Ich glaube, Tante Nane erwartet mich.“

„Schon jetzt?“ gab Herr von Brink zurück, „kaum bin ich mit Mühe Ihren Spuren gefolgt, nun wollen Sie mich schon zürnend entlassen?“

„Gefolgt?“ fragte sie mit großen Augen.

„Nun ja, da ich mich doch einmal jetzt verrathen“, gab er zurück. „Ich

kam an die Villa und sah Spuren im Sande und diesen kleinen, leichteingedrückten Spuren folgend —"

Sie lachte. „Vielleicht sollte ich mich jetzt böse stellen!"

„Das werden Sie nicht thun", sagte Detlev, „denn Sie sind natürlich und können sich nur natürlich geben."

Sie war schon wieder erzürnt Er wußte also, daß sie noch nicht in der großen Welt gelebt, daß sie noch nicht gelernt hatte, zu scheinen — diesmal galt aber ihr Zorn sich selber, sie schalt sich dumm und ungelenk. Er mußte sie ja für ein Kind halten und Hendrik's Wahl belächeln. Hendrik! Das Blut stieg ihr in die Wangen, war sie's ihm nicht schuldig, mehr als Dame aufzutreten, zu zeigen, daß sie viel gelernt hatte, viel wußte. Aber diese glatte Ueberlegenheit machte jedes Wollen so schwierig.

„Ich meine immer", begann sie, „ich müßte Hendrik's Schiff noch mit den Augen folgen können!"

„Wie man dem, was man liebt, mit den Gedanken folgt, wohin es auch zieht."

Wieder wurde ihr heiß. Nun hielt er sie für ein verliebtes Kind, das Andere langweilt mit dem steten Geplauder von dem Einen, und sie, sie war ja so vernünftig, sie dachte an so Vieles außer Hendrik — und ja, oft fast stundenlang gar nicht an ihn.

„Hendrik hat mir nicht gesagt, ob Sie verheirathet sind, Herr von Brink!"

„Ich bin es nicht."

„So scheuen Sie die Ehe?"

„Ich scheue sie nicht, aber ich habe einen so tiefen Begriff von ihr, daß ich sie nicht leicht — oder leichtfertig eingehen möchte."

Sie schloß den Sonnenschirm und stützte sich auf den Griff desselben. Jetzt war er ernst, jetzt wollte sie ihm auch zeigen, daß sie es zu sein vermochte.

„Wollen Sie sich nicht näher aussprechen? Es würde mich sehr interessiren!" sagte sie fast würdevoll.

Er blickte auf die Wassermasse. „Wenn ich Ihnen sagen wollte, ich hätte noch nicht geliebt, meine gnädige Frau, so würde ich eine Unwahrheit aussprechen. Man erreicht nicht sechsunddreißig Jahre, ohne daß das Herz sich regt. Ich habe wohl auch Manches Liebe genannt, was nur flüchtige Neigung war. Aber, ein Wesen, dem ich die Freiheit hätte rauben sollen und meine eigene dafür hingeben — das fand ich noch nicht. Ganz für, ganz in einander leben, das bedeutet für mich die Ehe, viel Geduld haben für das Andere, viel Entsagung für sich selber . . . erkennen, daß es *sein mußte*, daß man ohne einander unglücklich ist. Ich liebte ein Mädchen —" er stockte.

„Bitte!" sagte sie einfach.

„Ich liebte ein Mädchen, jung, schön, hold — es soll keine plumpe Schmeichelei sein, wenn ich „wie Sie" hinzusetze. Sie war mir gut, sehr gut, und hätte ich sie zum Weibe verlangt, sie wäre es freudig geworden. Dennoch wagte ichs nicht. Sie hätte so wie mich auch einen Andern gern haben können, wäre er ihr begegnet. Ihr Herz war nicht durch mich *geweckt*, obwohl es mir geneigt war. Sie mußte noch Den erwarten, der das vermochte. Wir hätten vielleicht eine friedliche Ehe geführt, eine nach *meinem* Sinne nicht."

Digitized by Google

Er schwieg.

Meta blickte auf den feinen Sand herab, indem sie fragte:

„Sie entsagten — und jenes Mädchen?“

„Sie lernte die Liebe kennen, ihr Herz wurde geweckt. Nur ein Jahr war sie glücklich, dann starb sie. Vielleicht hätte sie an meiner Seite zufrieden und länger gelebt, aber besser, sie genoß nur eine kurze Spanne wirklichen Glückes. Kennen Sie den kleinen Vers:

„Besser, daß das Herz Dir bricht,
Von dem Kuß der Rose,
Als Du kennst die Liebe nicht
Und stirbst liebelose.“

„Sie erzählen sehr hübsch, sehr ergreifend, Herr von Brink.“

„Nur einfach Wahres.“

„Und nun wollen wir hinab gehen, sonst möchte sich Tante Nane ängstigen.“

Er reichte ihr die Hand, sie wies sie nicht zurück. Als sie den Sandhügel verlassen, gingen sie neben einander her, aber schweigend.

Vor der Villa sagte Detlev: „Wollen Sie mir baldigst einen formellen Besuch gestatten?“

„Mit Vergnügen, Herr von Brink — und damit „auf Wiedersehen!“

Sie blickte ihm, wie am gestrigen Abend, von der Terrasse nach. Der Ernst war aus ihren Mienen gewichen.

„Nun habe ich doch zwei Augen gehabt, denen sich meine Strandtoilette präsentirt hat, sie ist wirklich hübsch und ob nun zwei oder tausend Augen sie gewahrten, das ist gleich, der Zweck ist doch erfüllt.“

„O, Liebe, Gute, zum Erstaunen schön!“ sagte Frau Nane mit stockendem Athem, als sie Meta's bewegliche Gestalt in den Salon gleiten sah. Die Thüren desselben waren nach der Terrasse geöffnet, Lichter brannten hier und draußen in dem Blättergrün, und in dem Glanz derselben zeigte sich wie eine phantastische Erscheinung das blonde, liebliche Frauenbild.

„Zum Erstaunen schön!“ wiederholte Nane, „und das soll außer meinen alten Augen nur noch Herr von Brink sehen?“

Meta schritt nach dem Spiegel. „Vier oder tausend, ist das nicht gleich!“ fragte sie leichthin und betrachtete dabei ihre Toilette.

Der Seufzer Nane's war wohl berechtigt, die junge Frau hatte sich geschmückt, als wolle sie zu einer großen Soirée fahren. Matte weiße Seide umfloß sie, weiße Rosen und Diamantsterne waren zwischen den Lockenwellen des Köpfchens verstreut, der viereckige Ausschnitt zeigte einen Theil des schön geformten Halses und die Aermel ließen die Arme bis zum Ellbogen frei.

Sie blickte dann in dem Gemach herum. Das Pianino stand in der Mitte desselben, Noten lagen auf einem Nebentisch. „Sieht es nicht völlig concertmäßig aus?“ scherzte sie, „und Du, Tante Nane, als einziges Publicum, Du solltest stolz sein!“

„Meine Beste, ich bin es immer, wenn ich Dich anblicke!“

Meta deutete in eine Ecke. „Dort denke ich mir Hendrik und Tante Cläre — gewissermaßen als Geister — fürchtest Du Dich vor Geistern, Tante?“ fragte sie schelmisch.

Digitized by Google

„Fürchten, nein, meine Liebe. Aber man soll nie mit dergleichen Dingen scherzen. Ich weiß Manches, was sich wunderlich genug anhört."

Meta machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Erzähle es nicht, Tante Nane, Deine Geschichten pflegen so traurig zu sein, und heute will ich nur Heiteres hören."

Sie ließ sich in einen Sessel sinken, spielte mit den weißen Fingern und sprach mehr vor sich hin, als zu Nane herüber:

„Es ist mir, als stehe ich vor einer schweren Aufgabe und sollte vor Hunderten singen — früher wünschte ich das häufig und es wäre wohl so gekommen ohne Hendrik. Es muß doch etwas Herrliches sein um eine beifallspendende, begeisterte Menge, meinst Du nicht?" fragte sie die blasse Frau.

Nane war mit ihren Gedanken ganz wo anders gewesen, sie richtete sich rasch auf.

„Wenn man beständig an Jemanden denkt, so fühlt der das. Hendrik wird es fühlen, ich werde den Abend notiren."

Meta Dornedden wurde nicht böse, weil ihre Frage nicht beachtet war, sie sprang empor und zog ihre Schleppe rauschend über den Teppich, dann kam sie dicht zu der Witwe heran.

„Weißt Du keine alten Liebeslieder, Tante Nane, ich meine solche, die nicht in allen Büchern stehen. Hast Du niemals welche gesammelt?"

Das Gesicht war roth, während die Gefragte beinahe stammelnd sagte: „Liebeslieder — ach nein."

„Ich möchte wissen, wie das Volk hier singt", sagte die wißbegierige junge Frau.

„Das Volk? O, Liebe, Beste, das arbeitet — es singt gar nicht."

Meta zog verächtlich die Schultern in die Höhe.

„Das weiß ich besser — ich kann mir eine unglückliche Seemannsbraut, deren Liebster im Sturm umgekommen, dort drüben auf der Klippe wohl vorstellen, wie sie schwermüthige Weisen hinein in das Murmeln der Wellen singt."

„Wie poetisch aufgefaßt!" sagte die Stimme Detlev's hinter ihr. Er war die Stufen der Terrasse heraufgekommen und ohne von den Frauen bemerkt zu werden, eingetreten.

Meta bot ihm die schmalen Finger. „Ich bin so heiter", sagte sie einfach und das klang sehr glaubwürdig. „Und Sie?"

Es war als gäbe sein Gesicht den Reflex ihrer fröhlichen Mienen. „Auch ich!" versicherte er. Sein Auge konnte nicht genugsam die liebliche Gestalt betrachten. Sie gewahrte sein Staunen und fragte mit einem leisen Anflug von Koketterie: „Was denken Sie eben jetzt?"

„Etwas sehr Unschuldiges, meine gnädige Frau. Das Nachmittagsboot brachte einen einsamen Gast nach der Insel, einen finsterblickenden, alten Herrn, der vom Landungsplatz ins Dorf schritt. Er sah aus, als sei niemals die Freude in sein Herz gezogen. Zwei Weiber raunten sich zu: Er sieht wieder einmal nach dem Seinen und fragt beim Pastor an, was vorgekommen ist. Nun, bald gehört ihm die Insel. Diesem Manne hätte ich Ihren Anblick gönnen mögen."

Meta lächelte, ein wunderliches Compliment, das sie da herausgefordert.

Nane aber hatte die schmalen Hände über der Taille gefaltet.

„O, Herr von Brink, es war doch wohl nicht Alt-Hendrik, ich meine meinen Bruder? Dem allein gehört fast die Insel, es ist das so nach und nach gekommen, durch den Nothstand, die Leute . . .“ Sie hätte noch lange in dem klagenden Tone ihre Erzählung fortgesetzt, wäre ihr die schöne, junge Frau nicht ins Wort gefallen.

„Tante Nane, hast Du nicht selber gesagt, daß man Geister nicht beschwören soll?“

Frau Grüttefien bewegte zweimal den Kopf.

„Es mag ja auch wohl eine Täuschung sein von den Weibern, oder Herr von Brink hat nicht völlig recht gehört, Sie entschuldigen das, Herr von Brink. Das Plattdeutsch ist Ihnen doch wohl nicht so ganz geläufig.“

Detlev bestätigte durch eine Verbeugung, daß er wirklich entschuldige, aber eine angstvolle Beklemmung wich fortan nicht mehr von Frau Nane, das sah man ihren bestürzten Mienen an. Meta winkte den Gast zu sich heran und deutete auf die Noten.

„Sehen Sie, welcher Reichthum!“

Er suchte nicht lange in den Papieren, sondern ließ sich an dem Instrument nieder.

„Das Meer erglänzte weit hinaus . . .“ kam es von seinen Lippen voll und sonor, leidenschaftlich bewegt und leis verschwimmend.

Meta stand regungslos mit gefalteten Händen, dann, als er geendet, reichte sie ihm die Rechte.

„Sie sind ein Künstler und müssen mich belehren. Wie dankbar will ich sein, mir ist, als habe ich nun plötzlich wieder einen Lebenszweck gefunden.“

Er sah erstaunt auf, aber er erwiederte nur durch ein stummes Verneigen.

„Wie schön“, murmelte Frau Grüttefien in ihrer Ecke, „aber ich möchte doch wissen, ob es wirklich Alt-Hendrik ist.“

Ununterbrochen ertönten nun die beiden mächtigen Stimmen in die Abendluft hinaus, bald eine jede allein, bald gemeinsam. Immer heißer erglühten die Wangen der jungen Frau, immer bewundernder ruhten die Blicke des ernsten Mannes auf ihr.

Endlich zog Meta ein Notenblatt hervor und flüsterte:

„Jetzt spricht Tante Cläre, geben Sie Acht, ob sie Sie nicht rühren wird“, und leise begann sie die schwermüthige, thränenreiche Melodie. Es war ein altes Volkslied, zu dem Tante Cläre die Töne gefunden. Athemlos lauschte Detlev von Brink, Stimme, Wort und Ton, welch ein herrlicher Zusammenklang.

„Ach Gott, was müssen die leiden,
Die sich lieben und müssen meiden,
Und dürfen's auch Niemand sagen,
Was Leids sie im Herzen tragen.“

schloß die Sängerin.

Mehrere Secunden tiefes Schweigen, Frau Nane weinte still in ihr großes, weißes Battisttuch, Detlev zerwühlte in nervöser Hast fast seinen Bart, endlich nahm er die Hand der jungen Frau und zog sie an seine Lippen.

Sie verstand die stumme Huldigung und sagte einfach: „Ich wollte, Tante Cläre hätte es gehört, sie behauptete immer, ich hätte den rechten

Ausdruck nicht für dieses Lied — nun aber glaube ich selber, ihn gefunden zu haben."

Detlev biß schmerzend in seine eigene Lippe, ehe er erwiederte: „Wie Sie sangen — das kann niemals übertroffen werden!"

Tante Nane löschte im Nebenzimmer die Spiritusflamme unter dem silbernen Theekessel aus und kam mit dem dampfenden Getränk in den Salon. Aber sie erhielt von Beiden einen Korb, unbegreiflicherweise, denn der Thee war gut und sie hatte sich schon lange darnach gesehnt.

Meta setzte sich, sie nahm eine Rose aus der Vase, welche heute der alte Christoph mit frischen Sträußen vom Festlande hatte schmücken müssen, wobei er freilich ärgerlich gebrummt hatte, denn das war eine außergewöhnliche Verschwendung. Während sie die duftende Blüthe an ihr feines Näschen führte, fragte sie:

„Wenn Sie sich völlig erholt haben — was wird dann Ihre Lebensaufgabe sein?"

Ein schmerzliches Lächeln zuckte um seinen Mund, als er erwiederte: „Das Leben ertragen, meine gnädige Frau!"

„O", fiel sie ein, „wenn ich das verstehen soll . . ."

„Bedürfen Sie eines Commentars? — Ich begreife", gab er zurück. „Wird Sie der nicht langweilen?"

Gern hätte sie erwiedert: „Wenn er nicht zu traurig ist", aber lag nicht etwas in den Mienen des ernsten Mannes, was nur von Trauer und Schmerz sprach und sie hätte ihm nicht weh thun mögen. So drückte sie ihm mit einem Blicke aus, daß sie zu hören bereit sei.

„Als ich jung war, da hatte ich nur einen Wunsch, mich gänzlich der Musik widmen zu dürfen", erzählte Detlev einfach. „Er blieb mir aber versagt, ich war der Sohn eines hohen, armen Militärs — und es gab nur eine Wahl für mich, in die gleiche Laufbahn zu treten, welche mein Vater eingeschlagen hatte. Aus dem Militärstande recrutirt sich selten das Künstlerthum, wir sind an Rücksichten und das erbärmliche Wort „standesgemäß" so fest angebunden, wie der Galeerensclave an seine Kette. Wir schleppen das Wort „standesgemäß" durch die Jahre hin. Es wäre nicht standesgemäß gewesen, mich eine Künstlerlaufbahn einschlagen zu lassen, weil die Mittel fehlten. Der Bauernbursch, der sich hungernd und durstend und zerlumpt hinaufschwingt auf die steilen Pfade der Kunst, der ist die alltägliche Möglichkeit. Ich konnte so nicht zum Ziele gelangen, hätte ich auch gern entbehrt — es wäre nicht standesgemäß gewesen. So wurde ich Officier, blieb Dilettant nebenher — und jetzt, nachdem ich untüchtig bin in Folge der Verwundungen, den Dienst länger zu behalten, nichts als ein Invalide."

„Herr von Brink, sprechen Sie nicht so!" rief die schöne Frau erregt. „Sie waren ein Held, auf Ihrer Brust glänzt die höchste Auszeichnung und —"

Sein trauriges Lächeln machte sie stocken. „Und vor mir liegt möglicherweise noch ein langes, leeres Leben, ein Leben, in dem nichts vorgeht. Welche Aussicht, nicht wahr, eine beneidenswerthe! Und wie zum Hohn hat nun das Schicksal mir in den Schooß geschleudert, womit ich früher ein Ziel hätte erreichen können — große Mittel!"

Es war wohl schon ein wenig von dem Kaufmannsgeiste des Dornedden'schen Hauses über die junge Frau gekommen. Sie hob rasch das blonde Haupt empor und sagte, während die blauen Augen energisch blitzten: „Ich beklage Sie durchaus nicht, Herr von Brink, es liegt noch ein reiches Leben

vor Ihnen. Sie haben in der Vergangenheit den Ruhm, suchen Sie nun in der Zukunft das stille Glück. Heirathen Sie", setzte sie altklug hinzu.

Ein spöttisches Lächeln flog über sein Gesicht.

„Ich hatte schon einmal die Ehre, Ihnen meine Ansichten über die Ehe mitzutheilen!"

„Ah", gab sie leichthin zurück, „ich habe ein wenig darüber nachgedacht und finde sie doch etwas excentrisch. Man kann im Leben recht glücklich sein ohne das geforderte „Muß des Herzens", — so denke ich."

„Ja", sagte Detlev, „ich glaube, daß man es kann, nur ich gehöre nicht zu Jenen. Wenn man einen Wahlspruch hat, der Alles regiert —"

„Welchen?" fragte Meta und machte eine bittende Bewegung.

Er sah sie lächelnd an. „Auf die Gefahr hin, für noch excentrischer zu gelten — „tout passe, tout casse, et tout lasse aussi."

Sie wiederholte die Worte halblaut, dann sagte sie: „Damit raubt man sich ja jeden Lichtstrahl. Ich möchte diesen Wahlspruch nicht zu dem meinigen machen. Aber, wer weiß, ob er sich nicht auch an Ihnen unhaltbar erweist. Wie schadenfroh ich sein würde, falls Sie einmal zu dieser Erkenntniß kommen würden!"

Er ließ ihr spöttisches, kindliches Gekicher geduldig über sich ergehen, dann bat er: „Möchten Sie Tante Cläre's Lied nicht noch einmal singen?"

„Heute nicht!" sagte sie bestimmt. „Ich könnte den rechten Ausdruck nicht wieder finden — und überdies habe ich mich mit Fragen fast zerquält, warum ich ihn heute gerade fand."

Detlev gab ihr keine directe Antwort. Er bückte sich nach der Rose, die halbentblättert ihren Fingern entfallen war und hielt sie heimlich in den seinigen.

„— sich lieben und müssen meiden,
Und dürfens auch niemand sagen,
Was Leids sie im Herzen tragen."

wiederholte er und sagte dann: „Welch tief ergreifende Worte — sie können sehr traurig stimmen."

Scharf, forschend ruhten die blauen Augen auf seinem Antlitz. „Sie sprechen sie, als hätten sie eine Bedeutung für Sie, Herr von Brink. Haben Sie dergleichen schon erlebt?"

„Ja, ich habe es erlebt!" sagte er dumpf.

„Dann wollt ich, ich hätte das Lied nicht gesungen!"

Ein heißer Blick streifte sie, sie fühlte sich selber warm werden in der Secunde, als er hinzusetzte:

„Ich möchte es immer wieder von Ihnen hören!"

Meta schwieg; sie blickte nach der Sophaecke hinüber, als säßen dort wirklich Tante Cläre und Hendrik und sie müsse die bitten, eine Antwort zu geben.

Frau Grüttefien rührte in ihrer Theetasse und sagte dann: „Ich glaube alle Einwohner der Insel haben sich draußen vor dem Garten versammelt, es mag ihnen wunderlich vorkommen, der kunstvolle Gesang."

„Ach, ein Publicum?" lachte die junge Frau und sprang empor, froh über die Unterbrechung. „Dann soll es auch nicht lang mehr warten. Herr von Brink, bitte, begleiten Sie!"

Sie deutete stolz wie eine Herrscherin auf ein Blatt. Detlev schlug die ersten Accorde an, spielte die Einleitung und kräftig, jubelnd setzte Meta ein:

Digitized by Google

„Er ist gekommen in Sturm und Regen,
Er hat genommen mein Herz entgegen!"

dann aber ein Stocken, sie brach ab.

„Heute mag ich nicht weiter singen — wir wollen enden, nicht wahr, Herr von Brink?"

Zu gleicher Zeit war aber auch Frau Nane Grüttefien von ihrem Sitz emporgeschnellt und streckte wie abwehrend die Hände weit von sich aus.

„Alt-Hendrik — als ob ich es nicht geahnt hätte!" ächzte sie leise.

Einen Moment stand der Chef des Handelshauses Dornedden und Co. kerzengrade unter der offenen Saalthür, dann machte er einige Schritte auf die junge Frau zu.

„Eine Dornedden hat, so viel ich weiß, den Leuten noch niemals ein Schauspiel gegeben!" sagte er in seinem gewohnten kalten Tone. „Nane, laß die Thüre da schließen."

Meta's liebliches Gesicht war bleich geworden, es schien als schüttle sie ein Fieberfrost. „Herr von Brink, Hendriks Freund — Herr Hendrik Dornedden, mein Schwiegervater", stellte sie mühsam vor.

„Wenn die Leute noch nicht gehen, soll Christoph sie gehen heißen!" wandte sich Herr Dornedden nochmals zu Nane, deren zitternde Hände die Thüre endlich geschlossen hatten.

„Herr von Brink, habe das Vergnügen gehabt, durch meinen Sohn von Ihnen zu hören. Erste Nachrichten von Hendrik!" damit legte er eine Depesche in Meta's Hände.

Sie warf ihm einen fragenden Blick zu — schon seit dem Nachmittage weilte er auf der Insel und jetzt erst fand er es für gut, ihr von Hendrik zu sagen. Wie sie die Depesche auseinanderfaltete, zitterten ihre Hände, dann wurde sie roth und blaß. Es war ein Wortlaut, den sie nicht erwartet hatte. Geschäftliche Fragen und Bestätigungen an das Handelshaus und endlich, ganz zuletzt, ein Gruß an sie.

„Ich danke, Herr Schwiegervater", sagte sie, indem sie sorglich das Papier wieder zusammenfaltete, „ich danke für Ihre Güte und begreife vollkommen, daß Sie es nicht für nothwendig hielten, mir diese Nachrichten früher zu überbringen."

„In der That nicht", meinte der Angeredete, „es ist zumeist ja geschäftlich — aber da mich auch Geschäfte nach hier führten . . . Nane, schließ doch das Fenster, die Luft, welche eindringt, ist sehr feucht und ich bin leicht zu Rheumatismus geneigt", wandte er sich wie entschuldigend an Detlev. „Der Aufenthalt hier auf der Insel war mir nie lieb und ich dehnte ihn bisher auch niemals über vierundzwanzig Stunden aus."

„Wann erwarten Sie meinen Freund zurück?" fragte Herr von Brink, dem die Scene plötzlich peinlich geworden war.

Herr Dornedden zuckte die hageren Achseln. „Wenn sich die Geschäfte ferner so anlassen, kann sein Aufenthalt länger dauern, als man Anfangs beabsichtigte."

„Ach, gnädige Frau, das werden Sie nicht gern hören!" sagte der Gast zu der jungen Frau, die apathisch drüben auf ihrem Sessel saß.

Sie blickte kaum auf und erwiederte müde und gleichgültig: „Wenn die Geschäfte es verlangen ...", eine Pause, aber der Nachsatz kam nicht.

Herr Dornedden Senior sagte protestirend, als Detlev sich erhob:

„Doch nicht jetzt schon? Ach, das würde ich bedauern. Freilich, Sie lei-

Digitized by

den auch an den Folgen des Krieges — ja, der Patriotismus hat auch für meinen Sohn seine Folgen gehabt", es kam das mit einer gewissen Doppelsinnigkeit heraus. „Wenn Sie sich durchaus nicht halten lassen wollen ..."

Detlev hatte kaum Zeit, Nane Grüttefien die Hand zu reichen und vor der jungen Frau eine Verbeugung zu machen, so sehr nahm ihn die kalte Höflichkeit Herrn Dorneddens in Anspruch.

Während derselbe den Gast zur Treppe hinab geleitete, stand Nane mit trostlos herabgestimmten Mienen mitten im Gemach.

„Er ist in seiner schlechtesten Laune", klagte sie. Meta hörte das nicht, sie saß regungslos und starrte vor sich hin. Herr Dornedden mußte Brink noch weiter begleitet haben, denn es dauerte eine Weile, ehe er zurück kam. Mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen blieb er unweit der jungen Frau stehen und sah sie forschend an, als erwarte er von ihr eine Anrede. Dieselbe erfolgte aber nicht, so räusperte er sich denn leicht und sagte:

„Was ich vorhin berührte, Frau Schwiegertochter, muß ich wiederholen. Eine Dornedden hat noch niemals ein Schauspiel gegeben. Was ich aber hier sah — der verschwendrische Lichtglanz des Hauses, die Leute um dasselbe geschaart und Sie singend, so daß man jeden Ton draußen vernehmen konnte — das nenne ich ein Schauspiel."

Meta hob das blonde Köpfchen und sah ihm fest, fast hochmüthig triumphirend in die kalten, grauen Augen.

„Und", fragte sie, „und?"

Wieder ein leichtes Räuspern. „Ich habe natürlich den Wunsch, daß dergleichen in der Zukunft unterbleiben möchte."

Nane Grüttefien preßte beide Hände auf das angstvoll klopfende Herz. Ja, Alt-Hendrik war in seiner schlechtesten Laune und wer ihm dann gegenüber trat ... und doch mußte sie sich wundern, die blonde Frau zeigte nicht im Mindesten etwas von Furcht. Ihre Stimme klang kindlich und klar, wie immer, als sie fragte: „Bewegt Sie ein geschäftliches Interesse zu diesem Ausspruch, Herr Hendrik Dornedden?"

Die Falten um seinen Mund zogen sich zusammen. „All mein Interesse geht vom Geschäftlichen aus — ist bald enger, bald loser mit ihm verknüpft. Wenn Sie es denn deutlich hören wollen .." er stockte doch.

„Ich bitte darum!" sagte Meta fest.

Seine Stimme wurde noch kälter, erkältender für die, welche sie jetzt hörte.

„Die Dornedden haben sich seit mehr als hundert Jahren, seit zwei Jahrhunderten kann ich sagen, als streng solides Haus gezeigt. Es kam nie irgend eine Ausschreitung vor, die in den Augen der Leute dieser strengen Solidität hätte schaden können. Darum gefiel mir der heutige Abend nicht — Sie verstehen mich jetzt, Frau Schwiegertochter?"

„Vollkommen", war die ruhige Antwort. Dann erhob sie sich aus ihrem Sessel und stand vor ihm mädchenhaft schlank, aber mit einer wunderlichen Entschlossenheit in ihren Zügen, von denen plötzlich jeder kindliche Ausdruck gewichen zu sein schien. „Ich verstehe Sie vollkommen", wiederholte sie — „aber — da nur die Solidität des Hauses in Frage kommt" — das klang sehr hohnvoll von den frischen Lippen — „nicht Gewinn und Verlust — so ... so, Herr Dornedden, seh ich mich doch veranlaßt, Ihnen zu erwiedern, daß ich nicht willens bin, meiner Kunst zu entsagen. Ich habe drinnen in der Stadt

Digitized by Google

geschwiegen, weil mich die Luft verstummen machte, wie den gefangenen Vogel, aber ich kann nicht ohne meine Kunst leben und eh ich ihr entsage —"

„Bitte, bitte", fiel Herr Tornedden entschieden ein. „Wir mißverstehen einander völlig, wie es mir scheinen will. Ich möchte Sie nicht am Singen hindern, nur das etwas zu ostentatiös gehaltene Arrangement des heutigen Abends — und der Ausdruck Kunst ist wohl —"

„Mit allem Bedacht gewählt, Herr Tornedden", rief Meta mit blitzenden Augen. „Meine Kunst! Hendrik entführte mich der Oeffentlichkeit, der Kunst selber niemals. Ich wundere mich, daß Sie die Solidität Ihres Hauses nicht erschüttert sahen bei Hendriks Wahl — eines Schauspielerkindes."

Sie lachte höhnisch auf, dann aber verließ sie die Spannung und mit einem leisen Wehlaut sank sie auf den verlassenen Sitz zurück.

„Die von Gelderns sind alter Adel", sagte der Kaufherr und faßte nach seiner Stirn.

Der blonde Kopf richtete sich nochmals trotzig in die Höhe. „Auch ein solides Haus — bis auf den Einen, welcher der Kunst nachzog, bis auf meinen Vater. Hendrik hat, wie ich sehe, meinen Stammbaum nicht völlig klar dargestellt — es freut mich, daß ich Gelegenheit finde" — sie konnte doch nicht weiter. Sie mußte eben an Tante Cläre denken und es war ihr, als sähe sie das blasse Gesicht sich bittend, warnend zugewendet.

„O, meine Liebe, Gute — Alt-Hendrik, es wird ihr schlecht!" jammerte Nane und eilte auf sie zu. Ihr Bruder hörte das nicht, er sah auf seine hageren, weißen Hände, als sei ein häßlicher Staubflecken daran. Meta wehrte den Beistand der blassen Witwe ab, erhob sich und ging der Thüre zu. Da erst besann sich der alte Herr. Er öffnete ihr dieselbe mit einer Verbeugung. „Eine angenehme Nacht."

Sie konnte nur stumm nicken, denn sie wollte ihm nicht zeigen, daß Thränen ihre Stimme zu ersticken drohten.

„Ein Schauspielerkind eine Tornedden", sagte er dann und blieb in der Mitte des Salons wieder stehen. „Wir können eigentlich unserem Herrn Sohne danken, daß er sie nicht direct herunter geholt hat von der Bühne." Es war ein Ton, wie wenn er mit den Zähnen geknirscht hätte. „Und das ist anspruchslos! Die Luft in der Stadt, wie malitiös das klang. Meine Frau war die reichste Erbin in B., aber eine solche Antwort würde sie mir nie gegeben haben."

„Nein, denn sie war eingeschüchtert, Alt-Hendrik', sagte Nane's Stimme in sein Selbstgespräch hinein. „Du weißt wohl, durch wen?"

„Du!" klang es fast verächtlich. „Glaube mir, wir kennen auch heute noch Mittel und Wege, einer anspruchsvollen Theaterprinzessin —"

„Halt", fiel Nane ein und zwar so energisch, daß Herr Tornedden erstaunt aufsah, „so nicht, Alt-Hendrik. Diesmal soll es Dir nicht gelingen — dafür sorge ich."

Nicht überrascht, nur lächelnd blickte der Bruder sie an.

„Gute Nacht, Nane! Die Seeluft hat immer etwas Aufregendes, das sehe ich an Dir. Willst Du sorgen, daß man die Lichter vorsichtig auslöscht? Ich gehe mit dem ersten Schiff."

Sie war wieder muthlos, weil ihre Worte unbeachtet blieben.

Digitized by Google

Es war ein stürmischer Regentag. Die Wellen gingen hoch, heulend jagte der Sturmwind über die Insel, pfeifend rüttelte und schüttelte er an Fenstern und Thüren und nur ein graues Halblicht herrschte statt der Tageshelle. Kein Schiff war heute ausgelaufen, keins hatte angelegt. Die Bewohner waren wie meilenweit abgeschnitten vom Festland und dem Leben draußen in der Welt.

Nane Grüttefien war wie ein Gespenst herumgewankt, sie glaubte, es kehre ein Orkan wieder, wie er vor zwanzig Jahren die Insel umtobt, verheert und halb verschlungen hatte. „Und was dann?" hatte sie gerufen, „was dann, wenn Alles kracht und stürzt und wir elend im Wasser umkommen? Habe ich nicht die Verantwortung Jung-Hendrik gegenüber? Dieses Inselbesitzthum bringt uns nur Unglück — ist nicht Frau Anna Dornedden hier fast hülflos gestorben — und haben die Leute nicht behauptet, daß sie umginge?"

Sie war dann hinaufgeschlichen in ihr Schlafgemach und barg wie der Vogel Strauß ihr Haupt hinter dem schweren Wollvorhang ihres Himmelbettes.

Meta zeigte die sorgloseste Miene. Sie saß in dem kleinen, runden Thurmgemach, in dessen Kamin ein lustiges Holzfeuer knisterte und blickte bald in die röthlich züngelnden Flammen, bald auf das Grau draußen.

„Aus der Welt, heute, völlig aus der Welt", sagte sie vor sich hin. „Die Verschollenheit ist doch kein so unseliges Gefühl, als ich dachte."

Eben, als sie ausgesprochen, war es, als klängen Schritte, feste, männliche, auf der Terrasse. Sie erhob sich, angestrengt zu lauschen.

„Es sähe ihm wohl gleich", flüsterte sie vor sich hin, „er weiß, daß Tante Nane sich ängstigt." — Jetzt hörte sie die schwere Hausthür knarren, noch eine kurze Weile, dann näherte sichs dem Thurmzimmer. Ihr Herein klang fröhlich und ein heiteres Lächeln grüßte Detlev von Brinks Erscheinen.

„Durch den Sturm!" das sagte sie gütig, aber nicht überrascht und streckte ihm beide kleinen Hände entgegen.

Er mußte einen dichten Regenmantel getragen haben, der seinen Gesellschaftsanzug völlig geschützt hatte, nur in seinen dunklen Locken erglänzten ein paar feuchte Tropfen.

„Wie behaglich das hier ist — doppelt wohlthuend nach dem Sturmgebrause draußen!" meinte er und ließ sich in dem Sessel neben dem Kamin nieder, den sie ihm angewiesen. Sein Blick war etwas verwundert; seit den Tagen, in welchen er sie nicht gesehen, war etwas Sicheres, Weltdamenartiges in ihr Wesen übergegangen, das er früher nicht an ihr gewahrt.

„Ich habe mir heute mehr als einmal gewünscht, auf dem Meere sein zu können", sagte sie, „der Sturm hat doch eine Großartigkeit."

„Gewiß — aber eine unsichere und schöne Frauen und Kinder thun gut, auf festem Boden zu bleiben. Haben Sie Nachricht von meinem Freunde Hendrik?"

Eine dunkle Röthe war in ihr Antlitz gestiegen, als zürne sie darüber, daß er sie mit den Kindern zugleich nannte, ihre Lippe zitterte ein wenig, als sie erwiederte: „Depeschen, immer Depeschen."

„Und der Inhalt?"

Nachlässig deutete sie auf einen Teller aus getriebenem Silber, der auf einem Nebentische stand und hob eins der darin liegenden Papiere empor.

„Immer das Gleiche: Geschäft, Gewinn — und gute Gesundheit."

„Eine angenehme Wiederholung, meine gnädige Frau.“

„Ja!“ sagte sie mit einem Seufzer und senkte die Augenlider.

„Herr Dornedden Vater erzählte mir“, fuhr Detlev fort, „daß sich Hendrik's Heimkehr noch sehr lange verzögern könne. Sie wissen das?“ Als Meta nur mechanisch nickte, fügte er hinzu: „Ich sehe ihn dann wohl schwerlich noch hier auf der Insel.“

„Wollen Sie denn gehen? Wohin?“ fragte die junge Frau rasch.

„Wohin? Ich weiß es eigentlich selber noch nicht. Sie wissen, daß ich zwecklos lebe. Es ist gleich, wohin ich mich wende.“

Sie zwang sich, möglichst gleichgültig zu scheinen. „Wie sehr begreife ich, daß Sie sich hinweg sehnen, Sie langweilen sich hier, Herr von Brink.“

„O“, entgegnete er und zwar mit erzwungener Zurückhaltung, „es ist ganz etwas Anderes, was mich forttreibt. Eine Gefahr.“

Ein leichtes Zucken ihrer Lippen, ehe sie entgegnete: „Sie lieben ja Gefahren!“

„Für mich allein — ja!“

Ihre blauen Augen hoben sich forschend. „Dann verstehe ich Sie nicht!“

„Es würde mich auch elend machen, wenn das der Fall wäre. Wenn ich Hendrik nicht mehr sehe, so bitte ich, ihm sagen zu wollen, daß ich sein Freund bin, wie ich es war, ja, daß ichs noch weit mehr bin, als jemals. Daß vielleicht eines Tages, wenn wir alt geworden sind, Sie, Hendrik und ich, es sich zeigen wird — dann kann ich vielleicht reden.“ Er war aufgestanden und lehnte am Kamin, während er das Alles leidenschaftlich vor sich hin sprach. Die rothe Gluth beleuchtete sein bleiches, edles Gesicht.

„Ich will es nicht vergessen, Wort für Wort nicht, Herr von Brink“, sagte die klare Stimme der jungen Frau.

Detlev von Brinks Antlitz bedeckte ein düsterer Schatten und einen schweren Seufzer ausstoßend, sagte er mit gepreßter Stimme:

„Wollen Sie mir erlauben, Abschied zu nehmen, Frau Dornedden?“

Sie nickte. Sich und sie hatte er mit dieser Anrede an die Wirklichkeit erinnern wollen, sie war ihm dankbar.

„Leben Sie wohl!“ hauchte sie.

Er beugte sein Antlitz tief auf ihre Hände und hielt es lange so und sie wehrte ihm nicht, kein Wort kam über seine Lippen. Ein mattes Lächeln glitt über Meta's Gesicht. „Erlauben Sie mir noch eine Bitte, Freund Detlev“, sagte sie, „sprechen Sie niemals wieder gegen eine Frau, wie gegen mich. Es giebt Dinge, die sich hübsch denken lassen, aber niemals ausgesprochen werden sollten. Schlafwandelnde muß man aus Barmherzigkeit nicht aufwecken, es kann ihnen Unglück und dem, der sie ruft, etwas wie Gewissensqual bringen, ist es nicht so?“

„O, mein Gott, Meta, ich verdiene Ihren Vorwurf, ich bin ein Elender!“ rief er leidenschaftlich.

„O, nein“, fiel sie ein, „ich bin nicht traurig und obwohl aus dem Schlaf jählings geweckt, finde ich doch den Weg, den ich gehen muß. Aber für die Zukunft, Detlev, denken Sie an meine Bitte.“

Er hielt noch immer ihre kalten Hände, aber er wagte es nicht, sie mit seinen Lippen zu berühren.

„Zürnen Sie mir nicht, Meta — ich wollte nicht, daß es so kommen sollte!“

„Still! Nein, ich zürne nicht. Es ist gut, wenn man klar sieht. Leben Sie wohl!“

Noch einmal ruhten seine flammenden Blicke auf ihrem bleichen Gesicht, dann stammelte auch er ein Lebewohl und wankte hinaus. Sie blieb auf derselben Stelle stehen, lauschend, bis seine Schritte verklungen waren. Sie lächelte auch noch immer, aber das sah herzzerreißend aus.

Als nichts mehr hörbar war, wie das heulende Windsgeräusch und das Niederschlagen des Regens, verließ sie den Platz, ging zur Salonthür und stieß sie auf.

„Ich will singen!“ sprach sie vor sich hin.

Sie suchte nicht lange, nur Tante Cläres Composition warf sie bei Seite.

„Du bist nicht mehr wahr!“ Dann begann sie mit sichern Fingern das Vorspiel und jauchzend klang es aus ihrer Brust herauf:

„Er ist gekommen in Sturm und Regen,
Er hat genommen mein Herz entgegen.“

Frau Nane Grüttefien war leise herein getreten, sie lauschte wie gebannt den wundervollen Tönen, dem leidenschaftlich wahren, ergreifenden Ausdruck.

Als die junge Frau geendet, trat sie an ihre Seite und legte ihr die magere Hand auf die Schulter.

„Liebe, Beste“, sagte die blasse Witwe, „so herrlich es ist, so gern ich Dich singen höre — wolltest Du nicht jetzt enden? Ich will es nicht behaupten, Du Gute, aber es könnte doch sein, daß es Frevel wäre, wenn man bei dem Wetter so jubilirend singt.“

Die junge Frau nickte, ein seltsamer Ausdruck lag in ihren Augen. „Ja, Tante Nane, nun noch zu singen, nach dem das heraus ist aus Herz und Brust, was es gedrückt wie ein Alp, das wäre Frevel. Nun singe ich nicht mehr.“

„Alpdrücken — leidet sie daran?“ fragte Nane zu sich selber flüsternd.

Meta schloß das Instrument. Sie sah sehr fröhlich aus. „Laß uns die Koffer packen, Tante Nane, daß wir bereit sind mit dem ersten Schiff, welches sich der Insel wieder nähern kann, abzufahren.“

„Liebe, Gute!“ die hagern Finger legten sich über die Brust zusammen. „Du fürchtest Dich auch?“

„Es thut nicht gut, länger hier zu bleiben“, gab die junge Frau mit entschlossener Stimme zurück. „Ich fürchte mich in der That, Tante Nane.“

„O“, sagte die halb freudig, halb bänglich, „aber Alt-Hendrik?“

„Alt-Hendrik!“ Meta lachte spöttisch, „der muß sich in unser Wiedererscheinen finden und in manches Andere. Den fürchte ich nicht mehr!“

Nane sah ihr nach, wie sie mit stolz gehobenem Haupte in's Thurmgemach ging. „Sie ist so verändert und will die Furcht vor dem Sturm nicht zeigen. Ich kenne das — o, wie bin ich froh, daß sie auch über sie gekommen ist. Ich hätte doch nichts als die Verantwortung gehabt.“

Meta Torneddens blaue Augen schienen größer und leuchtender als früher, aber ein unendlich trauriger Ausdruck lag gerade eben jetzt in ihnen, als sie auf die Zeilen niedersah, welche sie an die ferne Tante Cläre geschrieben.

„Du siehst blaß aus", klagte die Witwe, die aus ihrem Winkel hervorkam und Meta besorgt betrachtete.

„Das macht — ah, Tante Nane, was hat das wohl verschuldet?" fragte Meta mit einer gemachten Heiterkeit.

„Um Gott, doch nicht unsere Spazierfahrt?"

„Eben die — Du verleitest mich zu zu vielen Vergnügungen!"

Die Witwe unterdrückte eine Klage, weil sich eben die Thür öffnete.

„Störe ich, Frau Schwiegertochter?" fragte Herr Dornedden.

„Bitte — nein!" war die Antwort.

„Ihr Befinden ist gut, wie Wallus versicherte, was ich mit Freude hörte. Ich komme, um Ihnen pflichtschuldigst persönlich zu melden, daß soeben der Wagen nach dem Bahnhof gefahren ist, um Hendrik abzuholen."

„Ich danke Ihnen!"

„Meine Güte — Jung-Hendrik kommt?" rief Nane und ließ ihren Strickstrumpf fallen. „O — und das erfährt man erst in dem letzten Augenblicke?"

Herr Dornedden wandte der Schwester langsam das unbewegliche Gesicht zu.

„Da haben wir wieder Deine Ueberschwenglichkeit. Wozu brauchte das langer Ankündigung? Damit Du mir bei jedem Bissen vorjammertest, ob er auch glücklich ankäme? Sie, Frau Schwiegertochter, scheinen, was in der That eine Seltenheit ist, mich diesmal zu verstehen. Der Chef eines Handelshauses muß stets unerwartet vor seinem Personal stehen — das ist mein Grundsatz."

„Ich verstehe!" war Meta's müde Antwort.

„Aber wir — seine Frau und seine zweite Mutter?" sagte Nane, von seltenem Muth beseelt, „wir können doch nicht als Personal . . ."

Herr Hendrik Senior warf ihr einen Blick zu, daß sie doch verstummte.

„Ich hasse alle Scenen. So liebe ich auch das Empfangen vor einer Menge von Zuschauern nicht. Man hat im Hause Raum und Zeit — so habe ich von jeher gedacht. In einer Viertelstunde kann Jung-Hendrik hier sein."

Meta fröstelte es. Sie zog das blaue Tuch enger um die Schultern.

„Wollen wir hinabgehen, Liebe, um an der Hausthür —"

Herr Dornedden rückte seinen Stuhl fort „Du wirst hier bleiben, bis Hendrik die Geschäftsräume durchschritten, das schickt sich dem Personal gegenüber so. Frau Schwiegertochter, Sie denken wie ich, es wird nach Abwesenheit von vier Monaten sich nicht um einige Minuten handeln."

„Nein, nein!" sagte sie mechanisch und erwiederte ebenso die Verbeugung des sich verabschiedenden Hausherrn.

„Er ist ein herzloser Mensch!" eiferte Nane. „Gute, Liebe, Deine Geduld . . ." aber sie unterbrach sich selber mit einem leichten Schrei und eilte an Meta's Seite, welche ohnmächtig zusammengesunken war.

„Es ist nichts, als die Freude, die Freude!" murmelte die altjüngferliche Witwe, während sie das blasse Gesicht mit kölnischem Wasser rieb und die zärtlichsten Namen abwechselnd dazu flüsterte.

Sie hörte, wie unten ein schwerer Wagen anfuhr, und eine Thräne der Freude stahl sich in ihre matten Augen, dann ging die Hausthür knarrend auf und schloß sich wieder.

Meta schlug die langen Wimpern auf.

„O, Liebe, Gute, er ist bereits unten, nur wenige Minuten noch und Ihr habt Euch wieder. Soll ich hinaus gehen? — Meine Anwesenheit ..."

„Nein, bleibe, o bleibe", bat die junge Frau mit so herzzerreißendem Ton und Blick, daß Nane keinen Einwurf mehr wagte.

Meta athmete hastig, wie eine Schwerkranke. Noch eine Weile, dann klang ein rascher Schritt, eine Hand legte sich auf den Drücker der Thüre.

„O, Jung-Hendrik!" rief Nane.

Die blonde Frau rührte sich nicht, sie stand wie eine Statue — aber dann umschlossen sie die Arme des Heimgekehrten und gaben sie lange nicht frei.

„Sprich etwas, mein geliebtes Weib", bat Hendrik dann endlich, nachdem er ihr die wärmsten Liebesworte zugeflüstert, sie aber die Lippen noch immer fest geschlossen hielt.

„O, es ist die Freude", fiel Nane ein, „Alt-Hendrik hat es eben erst gesagt und nun wurde die Ueberraschung zu viel für sie."

„Meine süße, weiße Taube!" Sie blieb regungslos seinen Liebkosungen gegenüber, ein-, zweimal schauderte sie zusammen!

„Warst Du krank, Meta?" fragte Hendrik endlich, „Du bist blaß und müde!"

„O nein!" sagte sie tonlos.

„Die Sehnsucht", rief Nane, „und die Stille. Sie war ja wie ein gefangener Vogel. Auf der Insel hatten wir ein paar lustige Tage, sie sang und jubilirte und ging so schön einher, wie eine Prinzessin. Aber dann kam der Sturm und sie fürchtete sich und wir eilten nach Hause. Und hier, da ist das Vögelchen stumm geworden."

Hendrik's Blicke waren besorgt. „Und ich mußte fern sein, mit aller Sehnsucht im Herzen. O, Meta, auch ich litt."

„Armer Hendrik!" sagte sie leise.

„Aber — nun ist's überstanden", rief er heiter werdend. „Nun wollen wir ein neues Leben anfangen — und nichts, nichts soll uns ferner trennen, und gäbe es Aladins Schätze drüben — ich gehe nicht mehr fort!"

Er zog wieder ihren Kopf an seine Brust, sie schloß die Augen, um seinen Blick zu vermeiden.

„Wart Ihr denn nicht draußen, fuhrt aus, besuchtet Theater und Concerte, um mein blondes Lieb zu zerstreuen?" fragte er die Witwe.

„Alt-Hendrik hielt das in Deiner Abwesenheit nicht für passend."

„Dann waltete sie wohl inzwischen als kleine Hausfrau zu angestrengt?"

„O, nein, Wallus hätte sich in nichts drein reden lassen; wir waren zum Nichtsthun verdammt — Du kennst ja die Hausordnung. Alte Lieder hat Meta gesucht und abgeschrieben, Liebeslieder in Sehnsucht nach meinem Jung-Hendrik — aber sie wurde dessen auch oft müde."

Hendrik's Gesicht war finster geworden.

„Hätte ich ahnen können, daß es so kam, daß ich mich so lange von dem Liebsten auf Erden trennen sollte — ich wäre nicht gegangen. Ich habe mir unser Wiedersehen heiterer gedacht, Meta!"

„O, armer Hendrik!" sagte sie nochmals mit bleichen Lippen.

Nane's Herz war bewegt, sie schlich leise davon.

„Es ist Manches wohl drückend und schwer und fremd gewesen, mein Lieb", fuhr Hendrik fort, „aber blicke heiter, es soll Alles anders werden!"

„Sie holte sehr tief Athem. „O, Hendrik, ich fürchte, es kann nicht mehr anders werden."

„Doch, doch! Ich habe es oft denken müssen, daß es hier in den alten Mauern zu eng und dumpf — wir wollen uns ein helles, sonniges Heim gründen, Meta!"

„Dein Vater — Hendrik!"

Er lächelte siegessicher. „Er giebt nach — ich habe mich leider bisher allzuleicht in die alte Gewohnheit gefügt, und damit ein Unrecht begangen. Mir ist das Alles zum Bewußtsein gekommen; zu rechter Zeit noch, mein geliebtes Weib."

Die junge Frau sah ihm plötzlich fest in die ehrlichen Augen.

„Hendrik, wenn Du das Alles bedachtest — kam Dir da nicht einmal der Gedanke, daß Dein gefangener Vogel Sehnsucht nach der Freiheit habe?" Sie zeigte auf den Ehering. „Das sollte nie eine Kette sein, Hendrik!"

Er küßte die Hand und den Reif.

„Wenn ich nun jetzt sagte: „Ich muß fort, es ist wie eine Kette geworden, was dann?"

Er lachte. „So willst Du mich strafen — mit Drohungen? Ja, ich bin ein Sünder!"

Sie blieb ernst. „Antworte mir ehrlich!"

„Wenn Du es so meintest — so ernst, wie Du jetzt aussiehst, dann sagte ich: Nein, ich lasse Dich nicht. Du bist mein, und gegen eine Welt behaupte ich mein Recht, gegen eine ganze Welt — wie viel mehr noch gegen Dich, meine süße, schwache Taube."

„Hendrik, wir gelobten uns das im heiligen Ernst!"

„Ja — und scherzen jetzt lustig darüber. Könnten wir denn ohne einander sein? — sage das. Oder — Prinzessin — kam der Prinz indessen?"

„Der Prinz — nein!" erwiederte sie tonlos.

„Dann bist Du gebunden und gehalten mit dem goldenen Reif — der Kette — aber wir wollen sie wieder zu einer Rosenkette machen."

Er sank vor ihr nieder und küßte ihre Hände und sah selig lächelnd in ihr Gesicht, das so marmorbleich war. Dann sprang er auf. „Nun das letzte Geschäftliche unten nach der Wiedersehensfreude, eine kurze Stunde noch, willst Du in der denken, daß ich noch nicht da sei?"

„Ich weiß nicht, was ich denken werde."

Er gewahrte es nicht, daß sie unter seinem Kuß wieder schauderte, dann eilte er hinaus.

„O, o!" stöhnte sie, „es hilft nichts, er kann es nicht glauben, selbst nicht, wenn ich ihm händeringend die Wahrheit gestehen wollte. Sein Herz ist zu edel, er kann es nicht glauben und meins — meins ist starr und todt für ihn."

Sie saß eine Weile still da, sinnend und grübelnd, dann sprang sie empor.

„So muß es sein — das ist der einzige Weg — der einzige, nothwendige!"

Mit scheuer Hast eilte sie durch das Gemach nach dem Nebenzimmer: „Eine Stunde — nur eine Stunde", murmelte sie.

Die große Standuhr mit Engelskaryatiden sagte ihr einförmiges Tick-tack durch die Stille, aber nicht gar zu lange, bis die junge Frau zurückkehrte,

in ein einfaches braunes Gewand vom bescheidensten Stoff und Schnitt gekleidet, ein schwarzes Tuch und ein dunkler Hut lagen auf ihrem Arm.

„So", flüsterte sie, „so — nichts von all' dem Luxus, der mich nicht glücklich gemacht hat. Dies Kleid trug ich an jenem Tage, an welchem mich der arme Hendrik begehrte — zu seinem Unglück und meinem!"

Wie sie einen langen, abschiednehmenden Blick durch das Zimmer warf, zuckte es um ihren Mund; sie ging nach dem Schreibtisch und nahm eine Börse hervor.

„Das muß ich doch entlehnen."

Sie lauschte nach dem Gange hinaus, es war still, noch einmal preßte sie die Hand auf's Herz.

„Hendrik — armer Hendrik!" Dann huschte sie hinab wie ein Schatten.

Dem Landeplatz der Schiffe zu kam eine müde Gestalt geschlichen, kurz nachdem der Eisenbahnzug von der Handelsstadt unten im Land herangebraust war. Eine weibliche, unscheinbare Gestalt in einfacher Kleidung, wie fröstelnd und schaudernd in Schleier und Tuch gehüllt. Sie trug nichts, ihre Arme hingen schlaff an den Seiten herab und doch machte es den Eindruck, als ginge sie keuchend unter einer schweren Last dahin.

Nah und fern lagen große und kleine Schiffe vor Anker und einzelne Boote schaukelten sich an eisernen Ketten auf dem leicht vom Wind bewegten Wasser.

Suchend glitt der Blick der Müden über die Fahrzeuge. Zwei Seeleute saßen am Rand der Mole und rauchten aus kurzen Pfeifen und sahen stumm über Schiffe und Wasser weg. Einzelne Bedienstete gingen strammen Schrittes hin und her; ihnen wich die Fremde zaghaft aus. Sie hielt ihren Schleier mit den unbehandschuhten Fingern zusammen und näherte sich den Beiden am Ende der Mole.

„Wann geht ein Schiff nach W.?" fragte sie mit weicher, aber furchtsam klingender Stimme.

„In drei Tagen!"

„In drei Tagen?" wiederholte sie. „O — das ist lange."

Der Eine nahm die Pfeife aus dem Munde und sah sie mitleidig an. „Sie haben ja keine Saison mehr drüben", dabei lachte er, „ihre sieben Badegäste sind davon — und um den kleinen Punct Erde kümmert man sich nicht so viel, um regelmäßig dort anlegen zu lassen."

Die schlanke Frau nickte. „Drei Tage — kann man nicht gleich hinüber, mit dem Boot etwa?"

„Ja, wenn man wen hat, der fährt."

„Wenn Ihr — Ihr Beide es wolltet!" Sie sagte das wie mit einem Angstschrei.

Die Männer guckten sich an. „Es ist widriger Wind!" stieß der Eine heraus.

„Ich glaube, keine Theerjacke wagte es leicht", murmelte der Andere. Dann blickte er auf die Fragende: „Liegt Euch so viel daran?"

„Viel — Alles!" stammelte sie und hatte nicht die Kraft, den Schleier zu halten. Der Wind lüftete ihn und zeigte den Bootsleuten ein bleiches, schmerzzerrissenes Gesicht.

„Es gilt mir so viel, als wär's um mein Leben — und ich würde es Euch hoch lohnen."

„Sie hat vielleicht einen Schatz drüben, der krank ist. In der Pfarre der Studentensohn . . ." flüsterte der Eine.

„Sage man, was sein kann!" entgegnete der Andere.

„Da!" rief das geängstigte junge Weib und zeigte ihnen den kleinen Beutel, durch dessen weiße, perlenbesetzte Maschen die Goldstücke schimmerten. „Da — es ist Alles Euer."

Die Männer blickten sich an. „Ich heiße Jan Petersen", sagte der Eine — „aber ich nehme nicht mehr, als ich verdiene. Harte Arbeit wird's sein, was, Jung?"

Der Andere nickte. Er sah begehrlicher aus. Nun machten sie ein Boot los und eine harte, wettergebräunte Hand half der jungen, blassen Frau einsteigen. Sie legte die Hände in den Schooß und blickte starr vor sich nieder. Das Boot wand sich zwischen den größeren Fahrzeugen hindurch ins freie Fahrwasser; die Männer ruderten kräftig, dann und wann warfen sie sich einen fragenden Blick zu.

„Vor Abend", sagte Jan, „haben wir noch den schönsten Sturm, denk an mich, Clas!"

„Es rührt sich, ja!" war die Antwort, „und man braucht nur auf das Wasser zu sehen. Es wühlt."

„Seit ich auf See bin, habe ich noch immer den Sturm im Geblüt gefühlt. Wir kommen nicht zurück mit der Nußschaale hier, daran denkt keine Möve! Ja, schreie nur!" sagte er zu einer, die eben niedergeschossen war und wieder aufstieg.

Der stumme Fahrgast schauderte. „Bereut es nicht, Ihr Männer, ich gebe Euch mehr, als Euer Boot werth ist!" kam es leise von den blassen Lippen. Dann flog ein rosiger Schein über ihre Wangen. „Ich komme heimlich, Jemand zu überraschen komme ich — wollt Ihr mir helfen? Wenn wir jenseits landen könnten, nicht weit von den Klippen!"

Jan zwinkerte dem Gefährten mit den Augen zu. „Es ist schon recht", stieß er hervor, „sie will in die Pfarre!" Laut sagte er: „Wir wollen sehen."

Die Fremde saß wieder still und theilnahmlos, so ging die Fahrt weiter und so kam sie dem Ende zu. Sie wurde nur aufmerksamer, als sie sich der Insel näherten. Die Beiden steuerten nicht dem gewöhnlichen Landeplatz zu.

„Dort ist die Villa, aber so leer wie eine Kirche am Wochentag", sagte Clas, „reiche Leute haben wunderliche Launen. Nun erst der — in Amerika haben sie wieder Geld eingesteckt, sackweise."

„Irdisches Gut macht nicht glücklich!" rief Jan, „zu viel haben ist auch eine Last."

„Ich trüge sie!" meinte der Andere.

Vorsichtig näherte sich das Boot dem Ufer. „Beim Sturm ließe sich's nicht thun — Madamchen, wir haben eine saure Arbeit gehabt und hier müssen Sie sich die Schuh' noch naß machen, eh' Sie oben sind."

„O", sagte sie lächelnd, „das thut nichts."

Sie waren etwa sechzig Schritte von dem Strande entfernt, ein schwarzer Pfahl, dem sie zutrieben, hatte wohl oft schon als Befestigungswerk für ein leichtes Boot gedient.

„Fahren wir nach der andern Seite?" forschte Jan.

„Alte Möve — hier haben wir den halben Weg nach dem blauen Seelöwen.“

„Auch gut, das Boot kann hier bleiben.“

Die junge Frau stieg aus; sie mußte noch mehrere Schritte durch den nassen Sand waten, aber sie wehrte eine pantomimische Andeutung Jan's, als wolle er sie tragen, ab. Die beiden Männer machten das Boot fest und kamen hinter ihr drein. Sie hielt ihnen den goldgefüllten Beutel hin.

„Das ist zu viel!“ sagte Jan.

„Obwohl es saure Arbeit war!“ fiel Clas ein.

Die Fremde machte eine befehlende Bewegung und sagte in herrischem, völlig verändertem Tone: „Ich bot Euch das und will, daß Ihr es nehmt. Ich denke, es könnte dem Fahrzeug dort etwas passiren — dann habt Ihr Ersatz.“

„Wenn sie es nicht anders will —“ murmelte Clas — „und über Nacht können wir nicht heim, sieh nur den Himmel an — und der blaue Seelöwe hat gutes Getränk.“

Auch Jan war jetzt besiegt. Er zog den Wachstuchhut bis auf die Erde.

„Madamchen ist gewiß sehr reich — wir haben zwar keine Frau und Kinder, aber brauchen kann's Unsereins.“

Während sich die Männer entfernten, blickte die Frau auf das Wasser hin. — „Nun? Nun?“ fragte sie, als müsse ihr eine Antwort werden aus dem Wellengesang, der dumpf und hohl klang. Dann wandte sie sich und schritt der Klippe zu, aber ihre Füße waren müde, sie konnte nicht völlig hinaufsteigen, sondern blieb auf halber Höhe sitzen. Dort nahm sie den Hut ab mit dem wehenden Schleier und bot das blonde Haupt frei dem Winde dar, der sich heftiger aufmachte. Fast eine Stunde saß sie so, bald hinaus auf's Meer blickend, bald in halber Betäubung die Augen schließend.

Da auf einmal tönten Schritte, sie schaute auf, der Kommende stand überrascht still, dann ein Ruf aus beklommener Brust: „Meta — Sie!“

„Still“, sagte sie in fast geisterhafter Weise, „still!“

„Warum sind Sie hier? — Allein — so blaß — so unglücklich aussehend?“ fragte er und sprang herauf und wollte nach ihrer Hand fassen.

Sie schob sie in die Falten ihres Kleides zurück.

„Weißt Du es nicht, Detlev?“ sagte sie einfach.

Er sank vor ihr nieder, wie damals, als er von ihr Abschied nahm und barg sein dunkelgelocktes Haupt in ihrem Schooß, und sie legte die schmalen, abgemagerten Hände auf dasselbe.

„O, Meta — Meta!“ schluchzte der starke Mann.

„Es war stärker als ich!“ kam es wieder von den blassen Lippen des jungen Weibes, „ich konnte nicht mehr kämpfen — ich bin erlegen. Und als er nun heute kam, so ehrlich, so viel Liebe im Blick, wie immer — und ich mit der Lüge im Herzen vor ihm stand und ihm nichts zu geben hatte — nichts, seinem Rechte gegenüber, da wußte ich, daß es sein mußte, daß ich gehen müsse — schütze mich, Detlev — vor ihm und mir selber!“

„Vor Dir selber — Meta — arme Meta!“

„Ich bin ja nur ein schwaches Weib, Detlev, ich war nur so lange stark, als ich im Schlaf einherwandelte, nun das Herz geweckt ist, nun ich klar sehe . . . o, warum kamst Du nicht längst an meine Kerkerpforte?“

Er stand da, bebend, wie ein vom Winde bewegtes Blatt, er, der starke Mann.

Hier war sie, die er liebte, heiß und glühend, der Traum, der Gedanke seiner Tage und Nächte — Liebe auf den Lippen und im Auge stand sie vor ihm, er hätte nur seine Arme zu öffnen brauchen und die holde Gestalt wäre freiwillig in dieselben gesunken. Was hielt ihn zurück? Seine Mannesehre — „sie ist das Weib eines Andern — Deines Freundes!" schrie es in ihm, klang es um ihn her, durch das Gebrause des Windes, den dumpfen Gesang des Meeres.

Sie mußte etwas ahnen von seinem Kampf, seinen Zweifeln.

„Detlev", sagte sie mit zuckenden Lippen, „Detlev, fürchtest Du Dich vor mir? Ich bin keine Wahnsinnige, ich komme zu Dir, weil ich Dein Eigenthum bin. Verschmähst Du mich?"

„Meta — Meta", stöhnte er, „wie unsäglich elend wir sind!"

Sie lächelte. „Das Plötzliche hat Dich erschreckt, das ist's. Du bist ja ein Mann und hast kämpfen wollen mit Grundsätzen und Pflichtgefühlen. Ich habe es auch gewollt — aber das „Muß" das ist doch stärker, das habe ich einsehen lernen. Und als ich nun kam, da wußte ich auch, daß ich Dich finden würde, hier auf diesem Platze. Ich wartete und Du kamst. Die arme Nane hat oft gesagt, Du würdest wohl weit und fern durch die Welt fahren, ich wußte es besser, ich fühlte es im Herzen, daß Du wieder hierher kommen würdest, wo unseren Augen das Licht aufgegangen ist."

Sie hielten sich an den Händen und blickten einander ins Antlitz, sie lächelnd wie ein Kind, er tiefernst.

„Wirst Du mich nun schützen, Detlev?"

„Ich habe Dich gegen mich schützen wollen, Meta, ehrlich und männlich — aber das habe ich nicht vermocht. Jetzt vertheidige ich Dich gegen eine Welt. Gingst Du völlig schmerzlos?" setzte er fragend hinzu.

„Du meinst Hendrik — er hat mir einmal freiwillig sein Wort gegeben, mich zu lassen. Er wird sich daran erinnern! Nun ist der Prinz da, den ich fürchtete."

Sie legte ihre Hand auf Detlev's Stirn. „Du blickst dennoch sorgenvoll? Haben sie ein Recht, mich zu holen? Glaubst Du, daß er selber — o, Detlev, nur davor schütze mich — ich kann nicht wieder in seine Augen sehen, das könnte ich nicht."

Sie war blaß und blickte verzweifelt um sich.

„Du bist nun mein, Meta —"

„Aber wenn er kommt!" Sie flüsterte es angstvoll, „wenn sie meine Spur finden, — laß uns fort, Detlev. Sie suchen mich hier, mich und Dich ... und wenn sie mich auch nicht mit Gewalt zwingen können, Dich, Detlev, Dich sollen sie mir auch nicht nehmen. Eine kleine, kalte Kugel ... o, die Dorneddens haben eine Familiengeschichte — Nane hat mir davon erzählt. Rette mich, Detlev, rette Dich!"

Sie klammerte sich an ihn, ihr Haupt sank gegen seine Brust.

„Mein süßes Lieb, habe keine Furcht!"

„Du kennst die Dornedden's nicht, sie sind zähe Charaktere, fort, laß uns fort."

Er streichelte ihre Wangen, ihr duftiges Haar wurde von seinem Athem bewegt.

Digitized by

„Und wenn ich's wollte, Meta, wir sind hier gehalten, kein Schiff legt an, kein Bootsmann —"

Sie lächelte. „Hast Du auf Dich kein Vertrauen mehr, seit Du mich liebst, Detlev? Dort unten das Boot, das brachte mich her. Führ' uns hinüber nach einer andern Insel, dort sind wir sicher."

Detlev hielt das erregte junge Weib noch immer mit festem Arm an seiner Brust.

„Meta, das Meer wird unruhig und ich möchte nicht mit der Gefahr spielen — habe ich Dich gewonnen, hast Du Dich mir geschenkt, damit ich leichtsinnig Dein Leben in Gefahr bringe?"

Sie legte ihm die Finger auf die Lippen.

„Still — ich will's! Ich will nicht, daß sie kommen und Dich von meiner Brust reißen, daß eine Kugel — o, Detlev, ich höre sie pfeifen! — Nein, lieber mit Dir in Gefahr und in den Tod — das bleiche Bild meines gemordeten Vaters steht vor mir — wir müssen fliehen!"

„Meta!"

Sie lächelte wieder wie ein vertrauensseliges Kind. „Der Tod will uns auch nicht, sondern das Leben, das volle, blühende, gesunde Leben. Wags, Detlev, wags. Du hast einen festen Arm! Sie sagten zwar, es gäbe zur Nacht einen Sturm —"

Detlev von Brink deutete gegen den Horizont und dann auf die unruhige Wassermenge.

„Nicht zur Nacht — sondern bald —"

„Du bringst uns vorher über!"

„Meta, es ist ein Spiel mit Leben und Tod!" sagte die volle, ernste Männerstimme.

„Ich wage es!"

Nun sagte er kein Wort mehr. Auf seinen Arm gestützt schritt sie hinab. Er machte das Boot los, kleine Wellen schaukelten es unruhig hin und her.

„Meta — geliebtes Wesen — mein Leben lag leer vor mir, nun lacht es mir entgegen in Dir, ich treibe ein gewagtes Spiel."

„Mit Dir, Detlev, im Leben wie im Tode."

Nun standen sie in dem kleinen Boote, der schöne Mann und das liebliche, kindliche Weib.

„Gieb mir den Brautkuß, Meta."

Lange und heiß drückte er seine Lippen auf die ihren, dann führte er sie in die Mitte des Bootes, setzte sich ihr gegenüber, so daß er jede ihrer Mienen sehen konnte und hob die Ruder ein.

„Vereint, vereint", sagte sie zweimal, ehe sie die Blicke von der Küste abwandte.

Kräftig war Detlev's Führung, aber der Wind heulte heftiger, die Wogen gingen höher, es wurde ihm schwer, den Bogen um die Klippen zu machen. Das junge Weib sah seinen Kampf und seinen Muth und ihre Augen blitzten — er war ein Held! — —

Kaum eine Viertelstunde verging, da brach der Sturm mit Gewalt los, da heulte das Meer und pfiff der Wind einher, als hätten sie gemeinsam Verderben geschworen jedem Hinderniß, auch dem kleinsten.

Clas und Jan kamen mit schweren Schritten dem Ufer zu.

„Macht das der Grog?" fragte der Eine, „ich sehe das Boot nicht mehr."

Digitized by Google

„Wir hätten es früher auf's Trockene bringen sollen, Clas."

„Wer wußte denn, daß es so schnell losgehen würde. Zur Nacht, ja, da hätte ich eine Landratte gegen einen Seehund gewettet. Dort drüben schwimmt die Nußschaale — bei Möve und Seehund, sieh nur, Jan!"

„Das sieht nicht aus, als ob es blos getrieben würde — Clas, das lenkt ein Mensch!"

Er schrie und winkte, er schwenkte warnend, weisend seinen Hut — der Wind übertönte ihn, es wurde finster.

„Wenn es ein Mensch ist, so ist er verloren, so sicher, wie damals Pitter, der Schwarze, der beim Sturm noch nach N. hinüber wollte."

„Wer kann da helfen?" fragte Jan und faltete seine Hände; auch Clas wurde stille. Es war nicht zum Erstenmale, daß die beiden wetterharten Seeleute solchem Schauspiele zuschauten, doch bewegte es sie.

„'S ist fort", murmelte Clas nach einer Weile, „komm, Jan, wer weiß, wann wir dran müssen! . . . Komm, der Grog war gut und wir brauchen nicht zu sparen, wenn das Boot hin ist — wir haben genug für ein neues!" Und sie gingen in den blauen Seelöwen zurück, dort war es trocken, und über dem Gläserklirren vergaß man auch wohl für Augenblicke das Heulen und Toben des Sturmes.

Die hagere Figur in tiefes Schwarz gehüllt, saß Frau Nane Grüttefien an dem Schreibtisch, auf welchem zusammengefaltet Meta's unvollendeter Brief an Tante Cläre lag. Die blassen Finger der Witwe faßten beinahe zaghaft nach der Feder und zogen große, steife Schriftzeichen über das Papier.

„Sie wollen es von mir hören, das ist sehr schmeichelhaft und wohl darum, daß das liebe, süße Kind mich ein wenig lieb gehabt hat. Aber ich weiß nicht, ob ich's ordentlich mache, ich habe seit vielen Jahren keine Briefe geschrieben, ich bin noch aus der alten Schule und dann läßt mich auch zuweilen das Gedächtniß im Stich. Aber, was das liebe, gute Kind betrifft, — ach Gott, wie öde es ist und vor vierzehn Tagen hat sie hier noch gesessen und da liegt der Brief, der nicht fertig geworden ist. Sie werden ihn ja nun selber lesen. Jung-Hendrik sagte: „Wie unglücklich Du warst, wie tief unglücklich und wie schwer ich an Dir gesündigt habe", als er ihn gelesen hatte. Das ist mir nun völlig unverständlich, sie war nicht unglücklich, ach, sie war recht übermüthig, besonders auf der Insel. Da mußte man sie lachen sehen und singen hören, mein altes Herz wurde ganz jung dabei.

Hendrik wollte das auch nicht recht glauben, als ich's erzählte, da biß er so tief in die Lippen, daß ein rother Blutstropfen herunterfloß. Ja, der Schmerz!

Hier im Hause ohne Jung-Hendrik freilich wurde sie stiller und blasser, sie fragte endlich gar nicht mehr, wann er käme, das Warten war ihr verleidet. Nun kam er. Die Freude machte sie ohnmächtig, aber es war doch eine Freude, das vereinigte Paar wiederzusehen. Ich habe mich in meinem Zimmer recht ausweinen müssen. Dann, als ich wiederkam, sah mich Jung-Hendrik verstört an. „Wo ist Meta?"

Wir suchten, nirgends eine Spur. Auf einmal schrie Jung-Hendrik auf. In seinem Zimmer lag der Ehering und auf einem Blatt Papier die Worte dabei: „Ich mahne Dich an Dein Versprechen!"

Digitized by Google

„Das ist ein Scherz", sagte ich, Jung-Hendrik telegraphirte an Sie — sie war nicht da. „Es ist ein Scherz", sagte ich, „sie ist auf der Insel." Ich habe oft Ahnungen, die mich nicht trügen, das liebe, süße Kind spottete zuweilen darüber — ach, das habe ich ihr aber nie übel genommen.

Nun nach dem Hafen, der Draht nach der Insel war zerstört. Eine Dame hatte sich überfahren lassen am Mittag. Jung-Hendrik reiste ab, aber er konnte nicht nach der Insel hinüber, erst am andern Mittag, als der Sturm vorüber war. Anfangs wußte Niemand was, dann brachte er heraus, daß man ein Boot gesehen. Von Meta erfuhr er nichts, die Bootsleute hatten sie bei der Klippe gelandet und Niemand sah sie mehr. Dann fehlte Herr von Brink, der schon länger als eine Woche wieder dort gewesen war. Sie fanden sich Beide nicht, sie mußten sich aber getroffen haben; nun konnte ich's erklären, denn ich hatte mich trotz meiner Furcht für verpflichtet gehalten, Jung-Hendrik zu folgen. Wie oft hatte ich Meta's Bitten an Herrn von Brink gehört, er möge sie nur ein einziges Mal auf's Meer fahren. So kam es denn . . . wir mußten endlich glauben, daß wir sie nie mehr sehen sollten. Das Boot trieb andern Tages zerschellt an den Klippen und auch Herrn von Brink's Hut — von ihr hat das Meer nichts wieder herausgegeben. Wenn ich von dem Scherz sprach, den Meta mit Hendrik beabsichtigt hatte, indem sie sich in Villa Anna verstecken wollte, so konnte er das nie hören. Ich begreife es nicht. Er rannte stundenlang auf und nieder im Zimmer und schlug gegen seine Stirne und murmelte sich selber Verwünschungen zu. Nein, das begreife ich nicht — aber die Männer sind überhaupt unbegreiflich. Sie hat ihn ja so sehr geliebt, meinen armen, armen Jung-Hendrik. Gott mag sein zerrissenes Herz heilen, Menschen können ihn nicht trösten. Wenn Sie gesehen hätten, Sie Liebe — denn muß ich Sie nicht um des geschiedenen Engels willen lieb haben? — wie er ins Meer starrte und ihren Namen rief! —

Alt-Hendrik hat eine Bemerkung gemacht über Wandelbarkeit des Frauenherzens.

„Vater!" schrie er da auf, so drohend — „Vater, es könnte sein, daß Sie keinen Sohn mehr hätten — wenn noch ein zweites Mal" — und Alt-Hendrik war still. Ich habe ihm sagen müssen: „Alt-Hendrik, es ist ein schweres Unglück, das auf dem Hause Dornedden liegt, aber das hast Du um mich verdient." Er verstand mich wohl und schwieg auch.

Nun ist das Haus öde — ohne jedes Licht — sie fort, Hendrik nach Amerika — ob ihn meine alten Augen noch einmal wiedersehen? Ich glaube, er hat Grauen vor der Heimat bekommen und kehrt nie mehr zurück.

Die Nachricht hat Sie auf's Krankenbett geworfen — ich glaube es wohl — mir ist es, als ob mein Herz still steht seitdem. Und Herr von Brink war auch ein schöner Mann, und sie waren so gute Freunde und mußten nun gemeinsam sterben.

Gott, ich höre sie noch oft Nachts Hendrik rufen und sehe sie, wie sie in der Todesnoth Herrn von Brink beschwört, sie zu retten. Er hat gewiß Alles aufgeboten für seinen Freund — aber die See! Ich habe immer ein Grauen vor der See gehabt und die Insel betrete ich nie wieder.

Wenn ich es schlecht erzählt habe, ich habe es gut machen wollen, so verzeihen Sie. Es grüßt Sie Liebe im gemeinsamen Schmerze

Ihre

ergebene Dienerin und Freundin
Nane Grüttefien geborene Dornedden."

Digitized by Google

Der Brief wartete zwei Tage, ehe er abgesandt wurde. Dann hatte er aber noch ein Postscriptum.

„Liebe, ich kann kaum die Feder noch halten. Alt-Hendrik vermält sich wieder mit einem reichen Mädchen. Einen Sohn habe er ja nicht mehr, sagte er mir, aber er sehne sich nach häuslichem Glück. Ich habe mich schon in Vieles ergeben müssen, lange wird die Prüfung wohl nicht mehr dauern, ich bin recht schwach seit Meta's Tode. Das muß ich noch erzählen — Jung-Hendrik hat in Detlev von Brink's Papieren eine Art Tagebuch gefunden, er hat eine Nacht durch drin gelesen und es dann von der Klippe hinuntergesenkt in's Meer. Mir ist es ein wenig heidnisch vorgekommen, wie ein Todtenopfer, aber was soll und will man sagen?

Alt-Hendrik macht schon seine Brautvisiten — Gott, ich denke noch immer daran, wie das junge Paar in dem Wagen fuhr! Nun ist es aber genug, Sie werden eine so schlechte Handschrift kaum lesen können.

Ihre Dienerin

Nane."

Weltgeist.

Von **Karl Beck***).

Sie kränkten mich mit Haß, mit Spott
Sie wollten mich nimmer und nimmer verstehen.
Da hab' ich Dich, Du gewaltiger Gott,
Im flammenden Busche der Dichtung gesehen. —
Gezittert hab' ich, geklagt vor Dir,
Da warst Du der alte Jehova mir!

Nichts wußt' ich mehr von Haß und Spott.
Verbraust, verträumt, vergessen, vergeben!
Da sah ich Dich, Du gewaltiger Gott,
Die reuigen Feinde versöhnend umschweben. —
Da hab' ich nicht gebebt vor Dir,
Da warst Du Gott des Christen mir!

Sie strich mir das verworrne Haar
Sie hat mich geküßt, sie hat mich gesegnet,
Da bin ich Dir, Schöpfer wunderbar
In ihren unsterblichen Augen begegnet,
Da warst Du nicht einem Volke gesellt,
Da warst Du Gott der ganzen Welt!

---

*) Karl Beck, der ersten Dichter deutscher Zunge einer, liegt krank und arm zu Wien in einsamer Kammer, ein gebeugter Sechzigjähriger. Wir haben die Erinnerung an ihn nicht ohne den Nebengedanken auffrischen wollen, es möge manch milde Hand helfend in das Geschick des Dichters eingreifen. Freundliche Gaben wolle man gütigst an die Redaction der Neuen freien Presse in Wien senden, die es übernommen hat, die Noth des kranken Dichters möglichst zu lindern. Die Redaction.

Aus dem Thiergarten der deutschen Station Chinchoro.*)

Von **Hermann Soyaux.**

Unsere Niederlassung in Chinchoro trug ein durchweg wissenschaftliches Gepräge, jeder Gegenstand in ihr hatte irgend einen Zusammenhang mit den uns gestellten Forschungsaufgaben, ja wir konnten unsere Besucher sogar in einen botanischen und einen zoologischen Garten führen. Der erstere hatte einmal durch seine Ausnutzung für unsere Küche seinen reellen Werth, dann auch machte ich an den europäischen Gemüsen und Blumen, die, hübsch in Beeten geordnet, zum Theil recht erfreulich gediehen, manche interessante Beobachtung. Neben der stolzen, schlanken Banane machten sich verschiedene Kohlarten breit, Feigenbäume sproßten aus dem Grün von Möhren und neben dem scharffrüchtigen Pimentstrauch, den ich aus dem Urwald geholt, glühte die feurige Blume der Rose de Chine (Hibiscus chinensis). Es war ein wunderbarer Anblick, die bescheidenen Kinder des nordischen Küchengartens im friedlichen Verein mit dem prachtvollsten Schmuck aller warmen Zonen.

Der „botanische" Garten stand mit dem „zoologischen" unaufhörlich auf gespanntem Fuße und fortwährend gelangten Entschädigungsklagen an den Chef der Station. Bald hatten die afrikanischen Hammel und Ziegen die Einzäunung nicht respectirt, bald wieder war es der einheimische, langgerüsselte Borstenträger, welcher die Existenz manches mühevoll erzogenen Pflanzenlebens gefährdete. — Schonungsloser aber konnte kein Attila in Feindesland hausen, als unsere durch einen unglücklichen Zufall frei gewordene Affenbande in dem Garten; alle Teufel der Zerstörungswuth schienen dann losgelassen; eigenthümlich genug besaßen sie nur vor der meteorologischen Wissenschaft Respect, denn trotz des zügellosesten Umhertollens zerbrach kein Affe jemals einen der zahlreich an Wänden hängenden oder auf Tischen stehenden Thermometer. Wir besaßen an Affen eine ansehnliche Menge, theils waren sie in einem ziemlich großen aus Latten gebauten Hause eingesperrt, theils waren sie durch eine längere, um ihre Taille befestigte Schnur an eine lange Stange gefesselt, an welcher sie nach Belieben hinauf zu dem oben befestigten Käfig oder hinunter auf den Erdboden klettern konnten.

Wie in jedem Thiergarten Europas, so waren auch hier die Affen der häufigste Gegenstand der Aufmerksamkeit und der Bewunderung unserer weißen und schwarzen Gäste. Doch auch wir Bewohner der Station konnten uns an den Thieren nicht satt sehen und immer fanden wir Stoff zu neuem Lachen oder zu vermehrtem Erstaunen.

Folge mir der freundliche Leser auf einem Rundgang durch den zoologischen Garten. Der Reichthum desselben wird ihm sicher die Langeweile fern halten.

---

*) In Süd-Westafrika.

Digitized by Google

Es ist noch früh am Morgen und noch ruht die Sonne hinter den Bergen des Innern. Frisch und kühl erquickt mich die Luft und stärkt für den kommenden heißen Tag. Schnell springe ich von meinem Lager, um meinen ersten Gang zu machen; aus der Thür meines Zimmers tretend, empfange ich den ersten Gruß: „Guten Morgen, Soyaux!“ Es ist der graue Papagei eines meiner Gefährten; schon oft hörte er die Worte und er lernte sie. Sein Ruf erweckt die Thierwelt unserer Niederlassung und allüberall regt sich's. Mein eigener großer Papagei schmettert seinen Namen „Figaro“ hinaus in die Luft und beginnt dann — zu waschen, d. h. er ahmt in bewundernswerther Weise das Plätschergeräusch des Wassers bei der Toilette nach. Von verschiedenen Seiten des geräumigen Hofes erschallen von denselben Vögeln Triller, Pfiffe, Rufe in einem unbeschreiblichen Durcheinander, und gleichzeitig machen sich dort drüben auch die Affen bemerkbar. „Mohr“ macht seine Aufwartung, gewandt fliegt er aus seiner kleinen Tonne, die ihm auf der Spitze seiner Stange als Wohngemach dient, heraus, setzt sich oben hinauf und beginnt mit leise rollenden Brusttönen und die köstlichsten Männchen machend zu grüßen. Da kommen auch „Pavi“ und „Jack“ meckernd und kichernd zum Vorschein, während die große „Isabella“ schweigend an ihrem Strick umhertrabt und hie und da mit der feingegliederten Hand einen kleinen Käfer oder ein Ueberbleibsel des gestrigen Mahles vom Sande in den prachtvoll bezähnten Mund steckt. — Und nun gar der kleine, graue „Großvater“, vorsichtig lugt sein kluges Gesichtchen aus der Kiste, ärgerlich-besorgt fahren die großen Augen umher, ob auch ja kein Mensch in seiner Nähe, der ihn — es ist das Loos des komischen Gesellen, geneckt zu werden — hänseln könnte. Niemand brütet Unheil, aber doch bezeichnet ein halb ängstliches, halb zeterndes und keifendes Gebelfer seinen ewig erregten, im höchsten Grade nervösen Zustand. — Auch in dem großen Affenhause bricht der alltägliche Spectakel aus; der „Wilde“ hat vielleicht die altehrwürdige „Pauline“ respectwidrig behandelt und die regelrechteste Prügelei ist im Gange. Voran der Wilde, in geschickten Sprüngen sich von Stange zu Stange schwingend und wie ein Kobold zwischen den am Boden stehenden Schlafkisten umhersausend, hinterdrein schwerfällig Pauline; stets kommt sie zu spät, um den Quälgeist zu fangen und einmal zu kurz fassend, poltert sie tölpelhaft hinunter. Da ist der Wilde wieder zur Stelle, er schüttelt und kneipt die Alte, ein fabelhafter Satz und er ist wie der Wind davon. Einige Meerkätzchen amüsiren sich dabei auf eigene Hand, indem sie bald der Pauline zwischen die Beine fahren, bald sich an den langen Schwanz des Wilden hängen. — Am Boden aber hockt heulend und keifend, in Mark und Bein erschütternden Falsettönen kreischend der Prügeljunge der gottlosen Bande, ein wenige Monate alter, bewundernswerth häßlicher Chimpanse, mit Namen „Adelina“. Von allen Seiten wird das zarte Wesen geknufft, gestoßen und gezerrt, denn es ist der jüngste Bewohner des Hauses, welcher noch eine Prüfungszeit als Fuchs durchzumachen hat. — Da streift der Wilde wie ganz absichtslos bei Adelina vorbei; sie beim großen, lappigen Ohr fassen und der wuthschnaubend heranstürmenden Pauline in die Arme werfen, ist Eins! Nun endlich überkommt Pauline die weise Einsicht, daß mit dem Gottseibeiuns in Affengestalt nichts anzufangen sei, und erschöpft steigt sie mit Adelina, die sie lautlos umklammert hält, auf die größte Kiste; da sieht sie mit recht bekümmertem Blick, bangend um die Zukunft, zu dem Wilden hinauf; er sitzt sicher oben in einer Ecke unter dem Dache

und trillert die alte Chimpansin da unten höhnisch an. Ob dieses Spottes zum Schaden ergrimmt, trommelt Pauline in ohnmächtiger Wuth einen genialen Wirbel auf der Kiste und schreit dazu ganz außer sich und erbarmenswerth in jenen höchsten Tönen, die ihr, weil sie ebenso gräßlich, als die der Lucca schön sind, eben ihren Namen Pauline eingetragen haben! —

Jetzt werden die unruhigen Geister plötzlich besänftigt und still; sie sehen mich davon gehen und wissen, daß ich auf Umwegen mit Futter wieder zu ihnen komme; gespannt und erwartungsvoll stillsitzend kümmert sich jetzt Niemand mehr um seinen Nachbar. — Ich trete an den Rand der Dünenklippe, auf deren plateauartiger Höhe unsere Station erbaut ist, und sehe hinab in das ewige Meer, immer wieder staunend, immer wieder voll heiliger Schauer in die nimmerrastende, donnernde Brandung. — Da oben am Strande, weit, weit im Norden sehe ich zwei dunkle Puncte, die sich scharf von der hellen Farbe des Ufersandes und dem schneeigen Gischt des Meeres abheben. Es sind „Tyras" und „Trine", unsere pommer'schen Schäferhunde; wohl schon eine Stunde lang jagen sie den schnellfüßigen Krabben am Ufer nach oder springen muthig in die Brandung, umsonst nach den leichtbeschwingten Möven kläffend. Ein schriller Pfiff erschallt von meinen Lippen, und schnell, wie der Blitz, sind die treuen Thiere da, an mir emporspringend und jauchzend, als ob sie sagen wollten: bist Du endlich da?! Die Beiden halten sich trotz der Hitze vortrefflich, und besonders Trine nützt uns durch ihre Wachsamkeit. Tyras dagegen ist ein echter Herumtreiber, überall ist er zu finden, wo er nicht hingehört und kennt weder Tod noch Gefahr. War er doch während der Erstürmung eines feindlichen Negerdorfes bei dem ärgsten Kugelregen der Erste der Unseren in dem angegriffenen Ort! — Die Hunde begleiten mich, froh und vergnügt weite Kreise um mich beschreibend.

Nun gehe ich am Rande der Klippe entlang nach Norden in das Dorf unserer Stationsleute, deren Hütten sich in großer Zahl dort ausdehnen. Ueberall hocken schon die Leute in Gruppen vor den Häuschen um ihr Frühmahl, und von allen Seiten tönt mir der freundliche Morgengruß: „bom dia, senhor", oder in ihrer eigenen Sprache: „n-ganna topassulu!" Ein leiser Wink ruft meinen Liebling, den Begleiter auf meinen Jagden auf Thier und Pflanze, einen strammen, hübschen Jungen von etwa achtzehn Jahren an meine Seite. „Kimbundo, nimm einige Bananen, auch pflücke junge Maniokblätter für die Sfesse! Wir wollen füttern gehen!" —

Zuerst sehe ich in die Viehumzäunungen; das thut Noth, denn manches unserer Schafe lag am Morgen todt da, meistens wohl von einer Giftschlange gebissen. Heute ist Alles in Ordnung und in tiefen Tönen blökend schnuppert „Onkel", ein Bock von hervorragender Größe, der schon einmal einen starken Neger mehrere Male hinter einander zu Boden gerannt hatte, durch die Stäbe des Zaunes. Heute steht das Thier ausgestopft im Museum in Berlin und erregt Manches Erstaunen. — Dann kommen wir an eine große Kiste, deren eine Wand von starken Latten gebildet ist. Wüthend faucht es mich an und kalte, gelblich grüne Augen starren mir entgegen; ihre Besitzer sind zwei Riesenschlangen (Python sebae) und eine M-pili (Vipera rhinoceros). Die letztere ist eine prachtvoll braun- und silbergezeichnete Giftschlange; gefährlich ist sie nur, wenn sie gereizt oder geradezu getreten ist. Während unseres Aufenthaltes in Westafrika von 1873 bis 76 erfuhren wir nur von einem Todesfall durch den Biß einer M-pili. Unsere gefangenen Schlangen waren höchst eigensinnig. Schon seit Monaten in dem

Digitized by Google

Kasten, hatten sie doch noch nichts von der ihnen zugesteckten Nahrung zu sich genommen. Ihre einzige Lebensäußerung bestand in dem heftigsten Fauchen und Zischen, wenn sich ein Mensch ihrem Kerker näherte. Wir verloren die drei Thiere auf eigenthümliche Weise. Eines Tages war die Viper spurlos aus dem Kasten verschwunden. Kein Suchen half; sie mußte entweder von einer ihrer Genossinnen verschlungen worden sein, oder, was wahrscheinlicher war, sie hatte sich durch die Latten, obgleich sie uns dazu nicht weitläufig genug gestellt schienen, hindurchgezwängt. An einem Abend, wenige Tage später, stört der in's Zimmer stürzende Dolmetsch unsere Unterhaltung durch den Ruf: „Die M-pili ist in meiner Hütte!" Mit Stöcken und Gewehren bewaffnet zogen wir aus, um den „Lindwurm" zu tödten. Vorerst überzeugten wir uns, daß eine der Riesenschlangen durch Auseinanderrollen ihres muskulösen Leibes das Gitter ihres Käfigs gesprengt hatte, und wir fanden auch im Sande ihre Spur, die zur Hütte des Dolmetsch führte. In den engen Raum, der kaum einige Bewegungen gestattete, zu Dreien eintretend, fanden wir das Thier wirklich unter dem Lager aufgerollt liegen. Eisig blitzte uns das gelbe Augenpaar an und als — wie häufig, wo es gerade darauf ankommt — die beiden Ladungen des einen mitgenommenen Gewehrs versagten, fuhr die Schlange ärgerlich empor, um uns zu beißen. Es war ein Glück, daß die Lagerstatt zu niedrig war, um ihr freie Bewegungen zu lassen. Immer stieß ihr weit geöffneter Rachen gegen den Rahmen des Lagers. Endlich erlegte sie ein Schuß aus einem neu herbeigebrachten Gewehr. Um allen Unannehmlichkeiten vorzubeugen, wurde noch bei Fackelschein auch die andere Riesenschlange, welche die Gelegenheit zur Flucht nicht benutzt hatte, erschossen. Wo aber war die M-pili? — Durch das Geräusch ihrer allnächtlichen Jagden verrieth sie ihren Aufenthalt unter den Dielen eines Hauses, in welchem zwei meiner Gefährten wohnten. Allerdings war sie ein etwas unheimlicher Nachbar, allein sie machte sich durch Verminderung der zahlreichen, Alles zerfressenden Ratten sehr verdient.

Doch gehen wir weiter, dort zu jenem Lehmhäuschen. Ueber die niedrige Umzäunung hinwegspringend, stehen wir vor einer großen Wanne voll Wasser, in welchem eine Schildkröte es sich wohl sein läßt. Es ist ein großes Thier mit herrlichen Farben vom tiefsten Dunkelbraunroth, das in Flammen aus helleren Nüancen bis fast weiß hervorleuchtet; vermuthlich ein junges Exemplar der großen Schildkröte (Chelonia mydas), welche uns öfter in fabelhafter Größe in's Haus zum Verkauf gebracht und dann gegessen wurde. An den Geschmack der zahllosen Eier und des Fleisches muß man sich gewöhnen, das letztere ist rindfleischähnlich, aber schmeckt, ich möchte sagen, stark, etwa wie unaufgelöster Fleischextract. Die Schildkröte ist nicht selten und wird zur Zeit des Eierlegens oft gefangen. Eine eigenthümliche Geschichte fällt mir dabei ein. Eines unserer Expeditionsmitglieder, ein eifriger Nimrod, bemerkte bei einem nächtlichen Spaziergang am flachen Meeresufer einen Leoparden, welcher ganz merkwürdige Capriolen machte und auf den sich nähernden Menschen nicht achtete. Unser Freund, voll Freude, endlich einmal ein größeres Raubthier vor dem Rohre zu haben, schoß — und fehlte; der Leopard ergriff die Flucht und am Strande lag — eine Seeschildkröte, welcher die Kugel durch beide Schilder gegangen war. Das Rückenschild diente unseren „Kindern", d. h. unseren kleinen Hausdienern, über zwei Jahre als Schaufel und Korb. Das Thier, welches wir in unserem zoologischen Garten hatten, erreichte mit einigen kleineren Landschild-

Digitized by Google

kröten, darunter auch eine schwarze Sumpfschildkröte (Sternotherus derbianus Gray) wohlbehalten das Aquarium in Berlin.

Nun öffnet Kimbundo die Thür des kleinen Häuschens, und heraus hüpft in leichten Sprüngen der wohl zierlichste Vierfüßler der ganzen Erde, die Zwergantilope (Cephalophus Maxwelli), die N-sesse der Neger. Die Antilope ist völlig ausgewachsen, trägt ein ausgebildetes Gehörn und ist doch nur ungefähr zweiunddreißig Centimeter hoch. Die Füßchen des elfenhaften Thieres sind klein, die Beine, besonders im unteren Theil, etwa von Fingerstärke. Der Körper ist schlank gebaut und mit dunkelrehfarbigem, glänzendem Haar bedeckt. Der Kopf ist stärker als bei anderen Antilopen, zum Maul hin verjüngt; die Nüstern sind weit offen, und das Köstlichste am ganzen Thiere, die Augen, sind bedeutend größer als die des Menschen, braun und von sanftem, verständigem Ausdruck. Das fein gebaute Geschöpf umkreist uns, springt zutraulich an Kimbundo in die Höhe und frißt ihm die frischgebrochenen Blätter aus der Hand.

Hinter dem Antilopenhäuschen unter dem herrlichen Laubengang von süßfrüchtigen und herrlich blühenden Maracujaranken (Passiflora) treffen wir auf die Schmetterlingszucht. Bei flüchtiger Durchsicht finden wir in den Puppenkästen einige farbenprächtige Falter neugeboren. Noch wenige Stunden sind ihnen gegönnt, bis ihre Schwingen zum Fliegen erstarkt, dann befördern sie einige Tropfen Chloroform's in's Jenseit, das heißt auf die Nadel in dem Kasten des unerbittlichen Sammlers.

Wir wenden uns ab und treten, noch immer durch Gebäude dem Blick der Affen entzogen, hinter ein großes und hohes Haus, dessen Wände aus Gittern von der feingespaltenen Schale von Palmenwedelstielen hergestellt sind. Darin schwirrt und zirpt, flattert und singt es unaufhörlich von Hunderten von Vögeln. Einige entlaubte Bäume und Stangen dienen ihnen zum Sitze, an der Erde stehen Kästen mit zerkleinertem Mais, mit Reis und Bananen und zerbröckelte Stücke der pilzförmigen Ameisenbauten aus der Steppe voller Eier und Larven liegen im Ueberfluß umher. Die Bewohner sind sehr zahlreich und mannigfacher Art. Da sind die verschiedenen Webervögel, die gelben, grauen, der Purpurweber, der kohlschwarze Büffelweber, Blutfinken, Tigerfinken, Blaufinken, Glanzstaare, langspornige Lerchen, Wachteln, Francolinhühner, verschiedene Wildtaubenarten, darunter Ringel- und Turteltauben, die kleine, unscheinbare Drossel, die Nachtigal Westafrikas, die zu Ehren ihres Entdeckers den Namen Criniger Falkensteinii trägt, langschwänzige Wittwen, schöne Helmkukuke, tölpelhafte Pfefferfresser und ebenso unbeholfene Nashornvögel, im farbenbuntesten und vielstimmigsten Durcheinander.

Weiter im Garten hinein sehen wir eine Tonne an der Erde liegen, um welche im Kreise der Boden eigenthümlich glatt gescharrt ist. Wir treten näher und in melodisch singenden Winsellauten begrüßt uns, die Ohren dicht an den Kopf legend, ein Schakal (Canis adustus), M-bulu der Eingeborenen. Der schlanke Leib und die sehr spitze Schnauze mit sehr schmalem Unterkiefer erinnern an unsern Reineke, wie auch überhaupt sein ganzes Wesen. Man sieht ihm fast an, daß er sich in alle Lebenslagen zu finden und aus jeder Klemme herauszuziehen weiß. Mit dem Federvieh steht er fortwährend auf dem Kriegsfuß; erblickt er, vor seiner Tonne liegend, ein Huhn in seiner Nähe, so springt er erregt auf, sein auf den Vogel gerichteter Blick wird lüstern, sein Auge verklärt. Wehe dem Huhn, das ahnungslos in den Be-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die beiden Leonoren.

Nach einer Originalzeichnung von W. Grögler.

Digitized by Google

Digitized by Google

reich seiner Kette kommt, ein rascher Schlag mit der Pfote, ein Biß nach dem Halse und die Beute ist sicher. Merkwürdiger Weise schadet M-bulu, wenn er frei ist, unseren Hühnern gar nicht. Er versteht sich oft von der lästigen Fessel los zu machen; die Nacht bringt er dann stets im Walde zu, um sich regelmäßig am Morgen wieder einzufinden. Der Ruf des Thieres, besonders in seiner Jugend, besteht in einem sehr klaren, melodischen Bellen in kurz abgebrochenen Lauten, welche kurz beginnend, stets länger, fast echo- oder hauchartig verhallen. Ich empfand, wenn ich ihn in der stillen Nacht hörte, immer ein Gefühl aufregender Beängstigung. — Das Fleisch des Thieres wird von den Eingeborenen nicht gegessen, es ist Dschina (dem „Tabu" der Südsee ähnlich). Als ich einmal in der Niederung des Kuilu einen Schakal erlegt hatte, wandten meine Begleiter sich mit einer Geberde des Abscheus von dem todten Thiere ab und riefen: m-bika! Fort damit; es ist dschina, ebenso wie die Kabaka, — die anomatopoetische Bezeichnung für die Schildkrähe. — Unser zahmer M-bulu kam glücklich nach Berlin, ist aber dort vor einiger Zeit gestorben.

Eben sind wir im Begriff, den Garten zu verlassen, um unsere Lieblinge, die Affen, aufzusuchen; da hören wir sie auch schon in ziemlicher Erregung umherspringen. Dort! Sie begrüßen ihren hochstehenden Verwandten! Eben öffnet sich die Zimmerthür meines Gefährten Falkenstein, und in dieselbe tritt — wer es nicht kennt, sieht das Thier erstaunt an und besinnt sich geraume Zeit! Da steht es aufrecht in der Thür, die eine Hand am Schlüssel, das Schloß spielend auf- und zudrehend, mit dem andern Arm muthwillig und vergnügt in der Luft umherschlagend. Jetzt kommt es hinaus auf den Hof, es geht auf allen Vieren, oder vielmehr, es setzt sich in einen schiefen Galopp oder es macht eigenthümliche Sätze, indem es den Körper vornüberlegend auf die Vorderarme stützt und dann dieselben aufhebend gleichzeitig die Hinterfüße an ihre Stelle setzt; — da stellt es sich wieder aufrecht und gerade hin, läßt die Arme um die Schulter Kreise schlagen und klatscht dann regelrecht, wie ein professionirter Claqueur die kleinen Hände vergnügt zusammen; es hat Tellerklappern vernommen, also ist das Frühstück, der Thee bereit, welchen der Gorilla — denn er ist es, das „Kind Chinchoxos" — so über alle Maßen liebt. Schnell läuft er im Trabe über den Hof zum Eßzimmer, in dessen Thür er verschwindet. Wir aber werfen einen prüfenden Blick in das Haus, vor dem wir gerade stehen. Es ist der vorerwähnte Affenpalast, einfach genug aus starken Lattenwänden verfertigt; der Boden ist mit trockenem Maisstroh und einigen Kisten bedeckt, in welchen die frostigen Insassen Nachts der Ruhe pflegen. Der gewöhnlichste derselben, wie überhaupt der Niederguineaaffen ist das Meerkätzchen (Cercopithecus cephus). Es ist von kleinem, schlanken Bau mit grünlich gelbem Fell, der lange Schwanz ist rostroth, die Backen hellblau mit strohgelber Bartumrahmung. Es ist der Proletarier der Gesellschaft und sitzt gewöhnlich vereinsamt und verlassen da. In Bezug auf Befriedigung seines Hungers würde es den übrigen Wohnungsgenossen gegenüber einen schweren Stand haben, wenn ihn nicht seine Behendigkeit während der Prügeleien der Uebrigen genügende Nahrung erwischen ließe. Seine Bewegungen sind leicht und zierlich, jedoch nicht auffallend oder sich durch Eleganz vor den Anderen auszeichnend. Das verschossenfarbene Kleid und seine gesellschaftliche Stellung in der kleinen Gemeinde lassen ihn mit einem armen Bürger vergleichen, welcher „soso" gelitten ist; sein Gesicht jedoch fordert zu einem andern Vergleich auf. Die

Digitized by Google

braunen Augen, welche einen sehr klugen Ausdruck haben, sind von hochstehenden Brauen überragt, die ihm ein etwas grämliches Aussehen verleihen, das eines mit sich und der Welt zerfallenen — wenn ich so sagen darf — Misanthropen, während der gelbe Bart und das aus dem Blau der Wangen hervorragende, höhnisch gekräuselte Näschen ihm etwas Ehrwürde heischendes geben; wenn das Kätzchen still in einer Ecke sitzt und, besonders eben von einem übermüthigen Kameraden geneckt, resignirt sinnend vor sich hinstarrt, sieht es wirklich wie ein hagestolzer, hochgelehrter Mann des Corpus juris aus, dem die Empfindung von des Lebens Lust und Leid ein überwundener Standpunct ist. In seinen Lautäußerungen macht es sich vor den Anderen sehr bemerklich. Hauptsächlich wenn ihn die treuesten Begleiter fast aller Affen, unscheinbare Thierchen, plagen, stößt es einen scharfen, ungemein zarten und klangreinen, dabei langanhaltenden Triller aus, welcher an das Zirpen der Grille erinnert; gewöhnlich nimmt das Meerkätzchen („makako" der Portugiesen) dabei eine merkwürdige Stellung ein, es sitzt trillernd da und schaut betrübt auf den langen, schönen Schweif, den es mit drei Händen im Schooße festhält, während die vierte ihn krampfhaft kratzt. Wohlbehagen drückt es durch Schnurren, ähnlich dem unserer Katzen, aus. — An der Niederguineaküste ist der Affe überall verbreitet und am häufigsten in Gefangenschaft bei Weiß und Schwarz zu finden; er lebt schon wie die übrigen Familiengenossen nicht an der Meeresküste in den Rizophorenwaldungen; häufiger allerdings ist er noch in der Urwaldregion. Ich habe ihn auf meinen Fahrten in den Bergwäldern Majombes oft und in großen Heerden gesehen und erinnere mich noch mit großem Vergnügen besonders der Kanoefahrten am frühen Morgen auf den Fluthen des wälderdurchschneidenden Kuilustromes. Lautlos steigt in der Frische des jungen Tages das Fahrzeug über die plätschernden Wellen dahin, die in zitternder Bewegung das Bild des thauerquickten Uferwaldes wiedergeben. Blickt man in die stolzen, reckenhaften Baumriesen hinein, so sieht man wohl hie und da in schwindelnder Höhe auf einem wagerechten Ast ganze Reihen dieser Affen noch in süßem Schlummer sitzen, einer in derselben Stellung wie der andere, Alle mit dem Gesicht nach einer Seite, während die sämmtlichen Schwänze parallel an der andern Seite des Astes regungslos herunterhängen. Ein Schuß fällt, und entsetzt wirft sich die ganze Gesellschaft mit weit auseinandergespreizten Gliedmaßen und steif, wie ein Steuer fortgestrecktem Schwanz dem Gebüsch unten zu, in dem sie verschwindet. Noch eine Weile sehen wir die rauschenden Zweige zittern, nur ein ärgerliches, vielstimmiges Zirpen hören wir noch — dann wird Alles wie vorher.

Der nächste Bewohner des Affenhauses, der sich schon lange durch naseweises Umherspringen bemerklich machte, ist der „Wilde", das lebhafteste und unzähmbarste Thier unserer ganzen Sammlung. Der Körperbau dieses Affen (Cercopithecus pygerythrus) ist bedeutend schlanker und noch geeigneter zur Bewegung in den Bäumen, als der des Meerkätzchens. Sein Fell ist ohne Abzeichen ganz hell mäusegrau, nur an der Brust noch hellfarbiger, das Gesicht ist etwas menschenähnlicher, die Kiefer- und Nasenpartie nicht so spitz, die kahle Augengegend zeigt mattfleischfarbene Haut, das obere Lid ist dunkel. Dieser „Graue", wie wir ihn auch nannten, ist der Bruder des hüstelnden und nervösen „Großvaters", den wir vorhin flüchtig begrüßten. Er ist ein wilder, toller Bursch; wir haben ihn schon anderthalb Jahre im Hause, behandeln ihn ebenso wie die Anderen, aber er ist um nichts zahmer

Digitized by Google

und zutraulicher geworden. Seine Gewandtheit ist bewundernswerth, seine Ausdauer bei der tollsten Jagd im Hause umher ist ebenso unglaublich, als seine Schlauheit, mit welcher er die geringste Gelegenheit wahrnimmt, bei seinen Sprüngen links und rechts einen seiner Genossen am Schwanze zu zerren oder ihn zu ohrfeigen. Er ist stets der Störenfried, Prügel richten nichts bei ihm aus, vielmehr erkennt er im Menschen gar nicht den Herrn der Schöpfung an, sondern wehrt sich bei der Züchtigung mit der Kraft der Verzweiflung, sitzt nach Empfang seines Pensi vielleicht eine halbe Minute still, um sich das gezauste Haarkleid zu glätten und erblickt dann den Chimpansen „Pauline", welcher ihn höhnisch anstarrt; ein Satz des Grauen; — gleichsam als ob er sagen wollte: Du alte Hexe freust Dich wohl noch? — und Pauline kollert mit ihrer Kiste im Maisstroh umher. — Doch ist der Wilde ein achtungswerther Geselle, denn sein Muth schreckt bei gewissen Gelegenheiten vor Nichts zurück. Er ist ein wahrer Raubritter, aber ein edelmüthiger, denn er schont in seiner Weise, ja, beschützt die Schwachen. Wenn wir die Affen füttern, so verdrängt die gefräßige Pauline ihre Gefährten und nimmt regelmäßig den Löwenantheil des Mahles für sich in Empfang; sobald sie aber die Bananen vor sich aufgestapelt hat, beginnt des Wilden Kriegszug. In wirklich genialer Weise weiß er Pauline oft so zu bearbeiten, daß sie ihre Aufmerksamkeit auf ihn lenkt und sich, ohne es zu merken, von den anderen Affen das Futter fortnehmen läßt, oder der Wilde entreißt ihr so ganz en passant die Früchte, die dann umherfliegend, den Kleinen zur Beute werden, während er selbst sich mit Wenigem begnügt. Wenn der Schwanz des Meerkätzchens nach Außen durch die Latten hängt und wir ergreifen ihn, daß das Thierchen ängstlich jammert, so ist sofort der Wilde da, streckt seine Arme durch das Gitter, schlägt nach uns, oder versucht uns den Schweif seines Schützlings aus den Händen zu ziehen. Ja, sogar zum Anwalt der verhaßten Pauline wirft er sich auf, wenn wir ihr eine Ehrenkränkung zugefügt haben; er setzt sich sofort neben sie, streichelt und beruhigt sie. Allerdings verhindert ihn das nicht, die soeben zur Ruhe Gekommene zuletzt noch mit einem ganz gehörigen Freundschaftspuff zu regaliren. — Außer sich aber wird der Wilde, wenn wir seinem Bruder außerhalb des Affenhauses, dem Großvater auch nur das geringste Leid anthun, welches eine Affenseele verletzen kann. Dann kocht er vor Wuth, um so mehr als er sie nicht auslassen kann, da er dem Geneckten nicht helfen kann. Dann springt er wie rasend an der Lattenwand auf und nieder, streckt die Arme verlangend hindurch oder zuckt, an einer Latte sich festhaltend, mit dem ganzen Körper, nickt zur Drohung mit dem Kopf und faucht in kurzen Absätzen. Das währt wohl eine kurze Zeit; da durchfährt ihn ein kluger Gedanke: er richtet durch irgend eine plötzliche Dummheit eine großartige Revolution im Hause an, um uns als Zuschauer derselben von dem Großvater abzuziehen! — Der Wilde rang uns alle Achtung ab, ein ritterlicher Zug ging durch sein Wesen, vor niemanden Höherem, selbst dem Menschen nicht, beugte er sich und beschützte die Schwachen, ein Vorbild für manchen unseres Geschlechts. Er hat uns leider nicht, wie die meisten der bisher aufgezählten Thiere, auf unserer Heimreise nach Europa begleiten können. Als einmal die ganze Gesellschaft aus dem Käfig ausgebrochen war, blieb der Wilde, nachdem die Uebrigen ihr Logis wieder bezogen hatten, allein in den Plantagen. Bei einer Jagd, die wir seinetwegen anstellten, wurde er von unserem Hunde Tyras gepackt; er mochte dem Hund übel mitgespielt haben, kurz und gut, Tyras, der sonst

Digitized by

gut Freund mit den Affen war, biß ihn todt. — Ich habe diesen Affen nur einmal, und zwar in Majombe gesehen, denn er ist sehr scheu. Ich saß am Boden und skizzirte eine Blüthe, als ich leises Rauschen in den Zweigen über mir vernahm. Aufblickend sah ich eine Heerde von neun grauen Affen durch die Krone des Baumes, an dessen Fuß ich saß, klettern, ahnungslos sprangen sie in gewandten, zierlichen Bewegungen umher, die mich so ergötzten, daß ich die Freude durch keinen — Mord stören konnte. — Mit der Affenjagd ist es überhaupt ein eigen Ding; ich erlegte einmal ein großes Meerkätzchen, aber ich habe es nie wieder gethan! Schon manches Stück Wild verendete zu meinen Füßen, aber selbst der ersterbende Blick eines Reh's ist kalt gegen den eines tödtlich verwundeten Affen. Das braune Auge blickt mich noch heute in seiner Klarheit unsagbar wehmuthsvoll und traurig an, als wollte es sagen: warum hast Du mir das gethan? Es lag ein so tief empfundenes Weh' in ihm, so eindringlich schmerzlich sah es mich an, so vorwurfsvoll, daß ich mich abwenden mußte; ich konnte den Blick nicht ertragen.

Es bleibt uns in dem Hause noch der Chimpanse Pauline übrig, der nicht das Loos der vier oder fünf anderen Chimpansen, die stets bald nach ihrer Ankunft starben, theilte. Pauline ist ein Thier von bedeutender Größe, aber dabei ein abschreckend häßliches Wesen; die hellbräunliche Gesichtsfarbe, die mulattengelben, weit abstehenden und sehr großen Ohrmuscheln, der weibische Blick des hellbraunen Auges, die runde, vorgeschobene Kieferpartie, welche mit dünnen Haaren spärlich besetzt ist, der mit schmalen, blassen Lippen geränderte Mund, der wie zahnlos aussieht, geben ihr im Verein mit den unverhältnißmäßig lang gefingerten, schmalen Händen, dem ungeschlachten, tölpelhaften Wesen und dem ewigen Schmutz das Ansehen eines Scheusals oder einer der häßlichsten Hexen vom Blocksberg. Ich bin überzeugt, hätten die alten Märchenerzähler unsere wohlbeleibte Pauline gekannt, so würden sie dieselbe an Stelle der beliebten Drachen oder einäugigen Hunde zur Hüterin von Schätzen eingesetzt haben. — Pauline ist, wie schon erwähnt, sehr gefräßig; das Verlangen, ihre Freßlust zu befriedigen, übersteigt selbst ihre Liebe zu dem kleinen Chimpansen. Wenn Futter gegeben wird, so kommt der Kleine zu ihr und sie schließt ihn auch recht liebreich in ihre Arme, läßt sich jedoch nicht abhalten, beide Hände voll nur in den eignen Mund zu stopfen, ohne sich um das Kind zu bekümmern, ja sie reißt ihm die Frucht, die er eben genießen will, zwischen den Zähnen heraus. — Wie auch die übrigen Affen, ist Pauline eine große Freundin von Fleischnahrung, jedoch ist sie wählerisch. Wenn wir ihr von der Jagd einige kleine Vögel mitbringen, so nähert sie sich halb unschlüssig dem Gitter; — soll ich oder soll ich nicht? — schließlich streckt sie doch ihre mißgestaltete, lederfarbige Hand aus und will uns mit einem Ruck den Vogel entreißen; gelingt ihr das nicht, so macht sich ihr Aerger in dem bekannten, hochtönigen Kreischen Luft. Erhält sie ihn, so reißt sie in großer Hast das Thier auseinander, verschlingt nur Herz und Lungen und wirft das Uebrige von sich; natürlich katzbalgt sich die andere Gesellschaft, während Pauline nach mehr verlangt. — Köstlich ist es, wenn Pauline einige fette Bissen von verschiedenen Seiten hingehalten werden! Es ist ein fürchterliches Dilemma, in welchem sie steht; einen muß sie Preis geben; denn während sie einen in Empfang nimmt, holen ihre Freunde den andern. Doch so schnell geht das nicht, denn die Wahl kostet Pauline einen langen, schweren Kampf; bis die Ueberzeugung der Nothwendigkeit, sich mit

Digitized by Google

einer Beute begnügen zu müssen, sie zu einem entschlossenen Schritt drängt, ist sie nur durch alle möglichen Unwillenslaute, besonders durch ein stoßweises Stöhnen, oder durch drohende Bewegungen bemüht, ihre Genossen vom Erfassen des lockend hingehaltenen Futters abzubringen. — Im Hause selbst wehrt sich Pauline nicht gegen uns, weil sie sich nicht genügend bewegen kann. Müssen wir einmal eintreten, um die Trinkgefäße zu reinigen, so klettert sie mit dem Kleinen, der sich an ihr festhält, in die entfernteste Ecke unter dem Dach, wo sie gebückt unsere Bewegungen scharf beobachtet. Erheben wir einen Stock, so sucht sie, unwillig grunzend, in eine andere Ecke zu kommen oder duckt sich zusammen. — In der Freiheit ist Pauline sehr zu respectiren; sie vergreift sich an Niemandem, so lange sie nicht sehr gereizt wird, dann aber wird sie durch ihre Körperkraft und ihr riesiges Gebiß gefährlich. Hat sie mit ihren Gefährten einmal ihren Kerker verlassen, so hält es schwer, sie wieder hineinzubringen. Ueber die Grenze unserer Colonie geht sie nicht, denn wo die Maisfelder aufhören, beginnt die nahrungsarme Steppe. Tagelang kann sie in den Pflanzungen stecken, wir sehen und hören nichts von ihr, nur die Zerstörung, die sie im Felde anrichtet, verräth ihre Anwesenheit. Der Zufall zeigt sie uns einmal, vielleicht eine Schlange oder Eidechse, vor denen sie eine geradezu kindische Angst hat, bringt sie zu ihren lieblichen Wehklagen. Wir hören sie, ein Pfiff und Hunde und Menschen sind zur Stelle. Die Hatz beginnt, sie nimmt oft Stunden in Anspruch, denn Pauline ist schlau und bewegt sich lautlos nur im dichten Maisfelde; wir umstellen den Theil, in welchem wir sie vermuthen, endlich kommt sie, von allen Seiten gedrängt, hervor und tritt auf einen offenen Platz, auf dem der Mais schon abgeerntet und Stroh haufenweise zusammen geworfen lag. Einen solchen Strohberg benutzt Pauline zur Deckung und wühlt sich in ihn, wie in eine Verschanzung hinein. Wir nähern uns ihr, allerdings mit der gewöhnlichen Courage, allein doch mit der Vorstellung der unangenehmen Möglichkeit, ihr scharfes Gebiß in unseren Beinen zu fühlen. Ein besonders heißsporniger Neger klopft ihr mit einer freilich etwas langen Stange auf den „Busch", Pauline rührt sich nicht, die Uebrigen werden kühner, rücken auf den Strohhaufen los, der jetzt öfter unsanft aufgerührt wird, da auf einmal bricht Pauline ganz ergrimmt los, aus der Schanze heraus und uns zwischen die Beine, die merkwürdig schnelle Rückwärtsconcentrirungsbewegungen machen. Was nun mit dem Thier beginnen? Beißen wollen wir uns nicht lassen, zu sehr schlagen mögen wir Pauline auch nicht, denn sie ist ein werthvolles Stück unserer Sammlung. Da, ein genialer Gedanke! Ein Strick wird geholt, eine Schlinge gemacht und dieselbe vermittels einer Stange vorsichtig auf den Strohberg gelegt, in welchen Pauline nach ihrem Ausfall sich wieder zurückgezogen hat. Von Neuem gereizt, kommt sie allerdings zu unserem Entsetzen noch einige Male neben oder aus der Schlinge heraus, einmal aber sitzt sie doch mit dem Halse in ihr fest, und brüllend schleppen unsere tapferen Thierbändiger das Thier nach dem Käfig. Pauline kommt nach der Athemverhaltung etwas erschöpft in demselben an und die übrigen Cumpane untersuchen den Thatbestand. Möglich, daß der Wilde etwas zu eifrig dabei zu Werke geht, kurz, Pauline ist bald darauf wieder munter, das heißt, trommelt höchst mißvergnügt auf ihrer Kiste. — Pauline kam glücklich in Berlin an, wurde aber im Aquarium vor Kurzem zu ihren zahlreichen Vätern und Müttern versammelt. —

In den Urwäldern sind die Chimpansen sehr lebhaft. Ich sah öfter ihre

Digitized by Google

Familien in den Bäumen; ihre Bewegungen bei der Flucht sind tölpelhaft, doch aber schnell, mit ihren langen Armen schwingen sie sich rasch von Ast zu Ast. Das jüngste Kind der Familie nimmt die Mutter einfach bei der Nackenhaut und schleppt es mit sich fort. Ich bemerkte auch, daß sie, wenn sie das Gewehr des Jägers auf sich gerichtet sieht, sich schützend vor ihr Kind stellt; es ist das wohl nur bei Chimpansen der Fall, welche die verderblichen Wirkungen der Waffe schon einmal kennen gelernt haben. —

Außerhalb des Hauses treiben Jeck, Pavi, der Großvater, Isabella und Mohr ihr Wesen. Die beiden Ersteren und die große Isabella sind mandrillähnliche Affen (**Mormon Maimon**), mit ganz kurzem Schwanz, jenen Schwielen, welche die Franzosen les tomates nennen, und spitzem Hundegesicht, auf welchem die blauen Wangen ohne Wulste nach der Nase zu parallel gefurcht sind. Isabella ist bedeutend größer als Pavi und Jeck; aufrecht stehend reicht sie mit ihrer Hand an meinen Kopf. Sie hat ein reiches, olivenfarbig schimmerndes, gelbbraunes Haarkleid, dessen Farbe nach der Unterseite heller wird; vom Kinn hängt ein deutlicher, schöner Bart von mattgelber Farbe herab. Um Hals und Kopf bildet das Fell eine starke Mähne; ärgert Isabella sich, so sträubt sie die Mähne sowie die auf dem Scheitel besonders lange Behaarung des Kopfes, welche das Gesicht bis zur Nasenwurzel einrahmt. Sie kam, das Geschenk eines Europäers, sehr wild zu uns; jedoch nur von uns Weißen gefüttert und gepflegt, wurde sie bald zahm, bewahrte aber gegen alle Schwarzen scheinbar einen unauslöschlichen Haß. Gewöhnlich geht sie an ihrem Strick im Kreise umher, den ganzen Hof inspicirend, die unverhältnißmäßig langen Gliedmaßen, die den in der Taille merkwürdig schlanken Körper tragen, werden bedächtig vor einander gesetzt, so daß der Gang etwas eigenthümlich würdevolles hat. Sobald sich ein Schwarzer, besonders ein Fremder blicken läßt, wird Isabella unruhig, ihre Gangart beschleunigt sich und sie zerrt halb aufrecht stehend mit einer Hand an ihrer Fessel, die um ihre Taille befestigt ist, und versucht, freilich vergeblich, die Knoten zu lösen. Ihre Mähne sträubt sich, auf allen Vieren ruhend nickt oder stößt sie vielmehr zur Drohung fortwährend mit dem Kopf. In der Mittagshitze ist sie in ihrem luftigen Schlafgemach auf der Stange verschwunden, oder sie sitzt an der Erde, mit dem Zeige- und Mittelfinger im Sande gelangweilt nach Nahrung scharrend, oder sie liegt, ihre langen Glieder von sich gestreckt, regungslos, scheinbar schlafend da. Kommt dann ein Neger unachtsam in ihren Bereich, so ist denselben anspringen und ihm Alles, was er etwa von Tüchern als Kleidung um hat, vom Leibe reißen das Werk eines Augenblicks, dann sammelt sie, fortwährend mit dem Kopfe nickend, die Fetzen, nimmt sie zusammengeballt in einen Arm und klettert dann — es sieht höchst wunderlich aus — mit den anderen drei Händen an der Stange hinauf. — Ihre Wohnung hält sie sauber und wischt, als ob sie fegen wolle, fortwährend an ihr herum. Ihr Lachen oder vielmehr Lächeln ist ganz reizend, möglich daß der hübsche Kinnbart, das Durchblicken der herrlichen Zähne und die Faltung der Wangen dazu beiträgt, dem Gesicht dann einen fast herzlichen Ausdruck zu geben. — Pavi und Jeck sind nur durch ihre Kleinheit von Isabella unterschieden; wohl bedeutend jünger, sind sie lebhafter und schneller in ihrem Thun und Treiben und ihnen geht die gemessene Würde, die Gravität Isabellas ab; dafür schmiegen sie sich auch freundlicher an uns an und sind viel zutraulicher.

Der „Großvater", ein ganz merkwürdiges Thier, ist des „Wilden"

Digitized by Google

Bruder. Am auffälligsten ist sein merkwürdig zerrüttetes Nervensystem, eine individuelle Eigenthümlichkeit, deren Grund in „Jugendsünden" zu suchen ist. Das Thier ist schreckhaft, ängstlich bis zum Aeußersten und kann maßlos zornig werden. Es wird zeitweise so sinnlos vor Wuth, daß es uns, die wir das ganze Thier zwischen beiden Händen bequem zerquetschen können, heftig angreift, wenn wir auch mit der harmlosesten Miene von der Welt zu ihm treten. Großvater wird nicht größer; er sieht wie ein junger Greis aus, daher sein Name!

Die Perle unserer Affen ist „Mohr" (Cercopitheeus albigena); der Gorilla ist uns theuer, wir pflegen ihn als seltenste Seltenheit, Mohr aber lieben wir, er ist das herrlichste Thier, welches wir je gesehen. Die Schlankheit seines Körpers und seiner feinen Glieder wird durch die dichte Fülle langer, braunschwarzer Haare verborgen, der Schwanz ist sehr lang und wird gewöhnlich in schön geschwungenem Bogen getragen; sein schmales, spitzes Gesicht ist unbehaart und schwarz, die rehbraunen, klugen Augen sind von stark behaarten Brauen überwölbt, die ihm etwas Wildes geben. Sein ganzes Wesen erinnert an einen kleinen Teufel, aber an einen sehr lustigen; er ist immer heiter und, was noch mehr sagen will, immer liebenswürdig. Nie ist er tückisch, er beißt hin und wieder einmal zu, aber nur wenn er seinen Mann, der ihn bei seinem letzten Besuch geneckt hat, kennt. Nähern wir uns ihm, wir sind schon intim mit ihm befreundet; halten wir ihm schon von Weitem unsere flache Hand entgegen, so springt er auf dieselbe, leicht wie ein Pfeil, schwingt sich, den langen Schwanz um unseren Hals legend, auf unsere Schulter und macht sich eine — eigenthümliche Arbeit in unserem Haar, ebenso auch eine Lieblingsbeschäftigung anderer Affen; aber lange hält der kleine Kerl damit nicht an, noch eifrig bei seinem Thun, giebt er uns plötzlich einen Stoß und sitzt schon wieder an der Stange; da ist er wieder auf unserem Arm, er umhalst uns mit wahrhaft rührender Zärtlichkeit, sein spitziges Näschen in unser Ohr steckend, als ob er uns die süßesten Schmeicheleien zuflüstern wollte. Wie immer, so ist ihm auch heute unsere Brille ein sehr wichtiges Untersuchungsobject, allein es bedarf nur eines leichten Schlages auf die kleinen schwarzen Finger, um ihn etwas Anderes beginnen zu lassen; er erinnert sich, daß wir bei unseren Besuchen gewöhnlich einige Leckerbissen in der Tasche haben und er beginnt überall zu suchen. Endlich findet er die Erdnüsse (Arachis hypogaea) in der Tiefe unserer Brusttasche und beide Hände gefüllt stopft er in den Mund, d. h. in die dehnbaren Backentaschen. Kann er nichts mehr hineinstecken, so streut er noch so viel als möglich an die Erde, dort können die Erdnüsse ja liegen bleiben, bis er Zeit und Lust zum Aufsammeln hat. Augenblicklich ißt er und beschäftigt sich gleichzeitig noch mit uns. Er nimmt unseren Kopf zwischen seine beiden kleinen Händchen und sieht uns forschend und aufmerksam an, mit einem jener Blicke, wie sie nur unserem Mohr zu Gebote stehen, so etwa, als ob er sagen wollte: Was bist Du für ein guter Kerl. Wir antworten ihm mit einigen Worten; hört er Freundschaft und Schmeichelei aus ihnen heraus, so erwiedert er sie auf seine Art: er schluchzt, und zwar in so eindringlicher Weise, daß wir mitleidig auf das kleine Thierchen sehen, es ist, als ob es den Mangel einer articulirten Sprache empfände, sein Schluchzen wird heftiger, je freundlicher wir sprechen und ihn streicheln, bis er uns wieder umarmt und seine Sprache allmälig verstummt. — Doch seine Wünsche und Absichten springen um, wie der Frühlingswind im April; er sah beim Spre-

Digitized by Google

chen unsere Zähne oder Zunge, er streckt die seine zwischen den feingeschwungenen Lippen hervor und giebt uns zu verstehen, daß er auch die unsere sehen wolle. Er bohrt seinen Zeigefinger zwischen unsere Lippen und scheint höchst mißmuthig, wenn wir ihm keinen weiteren Einlaß erlauben. „Strafe muß sein", er reißt uns unversehens den Feß vom Kopf und sitzt auch schon oben in seiner kleinen Tonne; häufig untersucht er dergleichen Gegenstände sehr peinlich auf ihre Haltbarkeit, und es ist rathsam, ihn darin zu stören. Wir rufen vorwurfsvoll freundlich: „Aber Mohr!?" Er sieht höchstens einen Moment aus seinem Häuschen zu uns hinunter, ob wir ihm irgend etwas Neues bieten, erlaubt uns einen Blick auf die schon in hoher Gefahr schwebende Mütze und verschwindet wieder. Wir ziehen an seinem Strick, der ihn mit einem weiten Ring um die Stange hält; nochmals sieht er verächtlich über seine Schulter zu uns hinab; wenn wir ihm freundlich zureden, kommt er endlich aber doch mit der Mütze wieder herunter, setzt sich für eine Secunde auf unseren Arm, küßt uns — Mohr versteht sehr zierlich zu küssen — und sitzt mit einem gewaltigen Sprung, dessen Wucht uns zurückschleudert, oben hoch auf seiner Tonne; jetzt wünscht er ungestört zu bleiben, unbekümmert, ob wir noch da sind, oder nicht, blickt er von seinem hohen Posten ins Land hinaus und wir gehen fort. — Da kommt ein Neger mit einem leuchtendfarbigen Fruchtzapfen der Oelpalme auf den Hof; einer meiner Gefährten schließt den Handel ab und der Verkäufer trägt sehr gefällig die Frucht fort, um sie in eine für dergleichen bestimmte Tonne zu werfen; das heißt, er will sie in die Tonne legen; auf dem Wege zu derselben kommt er, er kennt Mohr jedenfalls noch nicht, in die Nähe des Affen, der schon eine ganze Weile mit gesträubtem Kopfhaar, aber bewegungslos dasitzt. Sowie aber der Ahnungslose an der Stange vorbeikommt, saust es wie ein Ungewitter von oben herunter, der Neger entflieht heulend und schreiend und Mohr sitzt wild krächzend auf der eroberten Frucht am Boden. Wehe, wenn der Neger nun noch gar Anstalten macht, die Frucht wieder zu erobern, einige tüchtige Bisse sind ihm sicher. Nur wir Weiße können ihm unbehelligt seine Beute nehmen. Mohrs Haß, wie der aller unserer Affen gegen die Schwarzen ist merkwürdig! Es giebt allerdings einzelne unserer Stationsleute, die einen gewissen freundschaftlichen Verkehr mit den Affen haben, die Meisten aber hüten sich, in ihre Nähe zu kommen; besonders die Kinder. Für unsere Hausburschen ist die Versorgung der Affen mit Wasser stets eine schwere Aufgabe; mit Stöcken und Stangen schieben sie den alle Bewegungen scharf beobachtenden Thieren das gefüllte Gefäß hin, und haben dann noch das Vergnügen, das Wasser ausgeschüttet und die Schale im Besitz des Affen zu sehen. — Ist Mohr einmal seiner Fessel ledig — und das kommt bei seinem lebhaften Temperament sehr oft vor — so ist es nöthig, die Hühner in Sicherheit zu bringen; wo er ein solches findet, dreht er ihm mit wahrer Virtuosität den Hals um. Gewöhnlich aber jagt er auf den raschelnden Dächern der Häuser hin und her, fortwährend und nimmer müde; begegnet ihm einmal ein ehrwürdig und gespreiztbeinig daherschreitender Papagei, so ohrfeigt er ihn links und rechts tüchtig ab und kümmert sich im Uebrigen nicht weiter um ihn. Hört er, daß wir bei Tische sitzen, so stattet er uns seinen Besuch ab. Aber wie?! Wie aus heiterem Himmel braust plötzlich eine dunkle Wolke in's Zimmer, wir bemerken es kaum, als wir auch schon einen Stoß auf der Schulter fühlen, wir sehen auf: es ist unser langschwänziger Freund! Die Schwelle der Thür, unsere Schulter, das hohe Gebälk

Digitized by Google

des Hauses — ein kleiner Satz. Da oben giebt es sehr viele Spinnen, Mohr amüsirt sich in eingehendster Weise mit ihnen, schwerlich zu ihrer Belustigung; doch nicht lange währt es; bald beginnt Mohr sein tolles Treiben. Solche Sprünge habe ich nie zuvor gesehen; wie ein Vogel fliegt das Thier durch die Luft, bald sitzt er auf der Thür, bald am Gittergiebel, bald auf der Fensterluke, auf dem Wasserfilter, auf dem Schrank, überall und nirgends. Einen Fehlsprung kennt er gar nicht, weiß er doch auf seinem Fluge jeden sich darbietenden Gegenstand in geeigneter Weise zu benutzen. Da sitzt er auch einmal mitten auf dem Tisch, pufft den auf dem Stuhl sitzenden Bruder Gorilla, verbrennt sich in der Suppe die Finger und hockt, nachdem er einem auf dem Thürflügel sitzenden Papagei unterwegs einen Hühnerknochen fortgenommen, schon wieder in den Balken. Wir lassen ihm seinen Willen, denn er ist so zahm, daß wenn wir ihn mahnend und lockend rufen „Mohr!“ er sofort kommt, um sich wieder anketten zu lassen. — Leider mußten wir das herrliche Thier auf ganz elende Weise verlieren. Als wir auf der Heimfahrt nach England an der Oberguineaküste entlang dampften, entkam Mohr auf unerklärliche Weise aus seinem verschlossenen Käfig. Alle Affen wurden fast täglich mit ihren Stricken an den Wanten des Hinterdecks festgebunden, und Mohr liebte es, an seiner Kette, die ja am andern Ende befestigt war, über Bord zu springen und nach den schaukelnden Wellen des Meeres zu haschen. Als er jetzt einmal ganz frei war, tobte er im Takelwerk umher; wir ließen ihn gewähren. Als er gerade einmal auf dem Bollwerk saß, lockte Einer von uns ihn und ging ihm entgegen. Mohr aber machte einen spielenden Satz und sprang, wohl in der Meinung, daß er wie früher fest am Strick wäre, zum Meere hinunter. Der starke Gegenstrom, der ihn fortriß, machte seine Rettung, selbst nachdem der freundliche Capitän „stop“ commandirt hatte, unmöglich.

Es bleibt uns noch der „Lulu von Chinchoxo“, i. e. Gorilla übrig. Meine erste Begegnung mit Gorillas fand in den Wäldern am Kuilu statt. Ich kam an eine Helikonienlichtung, welche diesseits von einem kleinen Wasserlauf begrenzt wurde. Meine beiden Begleiter waren vorausgegangen, während ich am Bache stehend mit der Betrachtung einer reizenden Commelynenblüthe beschäftigt war. Plötzlich hörte ich von drüben ein furchtbares Geschrei meiner Leute, so ein Schreien, wie es nur ein überwältigender Schreck in seiner ganzen Ueberraschung dem die Herrschaft über sich verlierenden Menschen abzwingt. Zugleich rauschte und brach es in dem Blattdickicht links drüben, drei dunkle Körper schnellten mit Windeseile über den Bach auf das Ufer, an dessen Seite ich sprachlos stand, noch eine Weile Geräusch, Brechen und Krachen von Zweigen und Aesten, dann Stille wie vorher. Jetzt kamen meine Kerle mit angstschlotternden Knieen und jener fahlen Gesichtsfarbe, die auch beim Schwarzen Gemüthserregungen verräth; ich lachte sie herzlich aus: „Ihr Feiglinge, fürchtet Ihr Euch so vor Chimpansen?“

„Nao senhor, nao chimpanses, forao, mpungus!“ stotterten sie, noch immer nicht beruhigt. Ich habe guten Grund zu glauben, daß es ein überraschtes Gorillapaar mit seinem Kinde war; vor Chimpansen fürchten sich die waldbewohnenden Neger kaum. Damals ahnte ich nicht, daß ich mit einem Gorilla später noch acht Monate zusammen verleben sollte. Es war genau ein Jahr darauf, als ich von meinem Aufenthalt im Süden, in der portugiesischen Colonie Angola, in unsere Station Chinchoxo zurückkam.

Digitized by Google

Schon ehe ich unser liebes Heim erreichte, bemerkte ich meinen Gefährten Falkenstein, dessen aufopfernden Bemühungen ich neben meiner starken Constitution später wohl mein Leben zu danken hatte, mir entgegenkommen. Nach unserer Begrüßung, während welcher der Arzt meinen fieberzerrütteten Zustand sofort erkannt hatte, sagte Falkenstein, wie so beiläufig: „Erschrecken Sie nicht, wenn Sie ins Haus kommen, wir haben einen jungen Gorilla!" Obgleich ich es nun wußte, fuhr ich doch fast erschreckt zusammen, als ich das Thier sah; früher war es übrigens einem Kinde bedeutend ähnlicher, als zuletzt im Aquarium, wo die Mundpartie schon sehr hervorgetreten war. Als M-pungu — so ist sein Name bei den Eingeborenen, in der Uebersetzung „Teufel" — in unsere Hände kam, war er ganz klein und schwach, kümmerlich und kränklich. Bis dahin im Besitz eines Portugiesen, hatte er an der Kette gelegen oder war in einem Käfig gehalten worden; bei uns konnte er frei umhergehen. An ein Mitbringen M-pungus nach Europa konnten wir bei seiner Kränklichkeit gar nicht denken; was aber unmöglich schien, wurde doch noch wahr. Anfangs war das Thier grämlich, still und mißmuthig, aber mit der Zunahme seiner Kräfte kam sein wahres Naturell hervor; die Hauptschwierigkeit war seine Ernährungsfrage; er liebte Milch sehr, aber die allein genügte nicht; er aß leidenschaftlich gern eine Anonafrucht (**Anona senegalensis**), allein die Fruchtzeit hörte auch einmal auf. M-pungu selbst half uns; nachdem ihm mit seiner Milch schon etwas Reis eingeschmuggelt war, saß er eines Tages mit uns bei Tische, langsam erhob er sich von seinem Stuhl auf den Beinen in die Höhe und stützte sich in die untergeschlagenen Arme auf die Kante des Tisches, ohne irgend welche Absicht zu verrathen. Langsam zieht er auch den rechten Arm unter dem linken hervor — und reißt plötzlich ein Stück Huhn von einem Teller, mit Windeseile das Weite suchend; wir waren natürlich sehr zufrieden damit, denn er lernte allmälig Alles essen; nach süßem Thee war er geradezu närrisch, Rothwein liebte er dagegen nicht. Daß übrigens etwas von den Neigungen seiner deutschen Pfleger auf ihn überging, bewies er dadurch, daß er ein Liebhaber guten Bieres wurde. Als er einmal wieder — und zwar sterbenskrank wurde, kehrte er wieder zu seiner ursprünglichen Nahrung, der Anonenfrucht, zurück. — Doch nehmen wir M-pungu auf unseren Schooß, um ihn besser betrachten zu können. Er sitzt gern auf unserm Schooß, Neger kann auch er nicht ausstehen; wenn wir ihm winken, so legt er beide Arme auf unsere Kniee und sich auf sie stützend, ist er schnell oben; er legt sich dann auf den Rücken und da ihm sein Platz behagt, so klatscht er vergnügt mit den Händen und Füßen zusammen, daß es schallt. Mitunter schlägt er auch mit der rechten Hand in die linke Fußsohle, und umgekehrt. Die Arme stehen im besseren Verhältniß zum Körper, als beim Chimpansen, ebenso wie die Hände. Dieselben sind genau wie schwarze Kinderhände, nur daß die Außenflächen bis zum ersten Fingerglied behaart sind und die Verbindung zwischen den Fingern schwimmhautähnlich etwas stärker ausgebildet ist, als beim Menschen. Die rauhe und straffe Behaarung des Oberarmes legt sich nach dem Ellbogen zu, die des Unterarmes verkehrt an die Haut, so daß am Ellbogen fast ein Büschel entsteht. Die Beine sind für den Körper zu klein und schmal, sein Fuß ist dem des Menschen ähnlich, nur daß der Daumen weiter vom zweiten Finger absteht. Die Behaarung des Ober- und Unterschenkels legt sich gleichmäßig nach dem Fuße zu an. Wenn er auf allen Vieren geht, so tritt er mit der ganzen Fußsohle auf, die Hände ballt er zu-

Digitized by Google

sammen und berührt entweder mit der Seite, an welcher der kleine Finger sitzt, den Boden, oder er stützt sich, wie der Mensch in dem Fall, auf den ausgestreckten Daumen und den nicht ganz geschlossenen Zeigefinger. Sein Gesicht mit der breiten Nase mahnt, besonders wenn er am Boden liegt und wir es vom Kinn aus betrachten, an das eines behäbigen Bauers. Der Kopf sitzt fast ohne Vermittelung eines Halses auf den Schultern, unter dem Hinterkopf legt sich, als ob die Halslänge verkümmert sei, die Haut in dicke Falten; sein Rücken ist platt wie ein Bret und unverhältnißmäßig breit. — Wir haben ihn jetzt, wie er selbst meint, genug untersucht, denn unsere Hände wie unwillig von sich abwehrend, berührt er mit seinem Zeigefinger die Gläser unserer Brille, sieht sich den Finger dann an und steckt ihn zwischen seine schwarzen Lippen; M-pungu schließt wie wir Menschen die Hand ganz zu und streckt den Zeigefinger gerade aus. Wir blasen ihm in's Gesicht und er verzieht den Mund, wie Kinder es thun, und strampelt mit Armen und Beinen. Wenn wir ihn unter dem Kinn am Halse kitzeln, so verbreitert sich sein Mund zu einem erfreuten Lächeln und er grunzt vor Vergnügen. — Jetzt klettert er hinunter und zwar, indem er sich wieder an seinen Armen zwischen unsern Knieen an den Boden rutschen läßt; da steht er balancirend eine Weile auf den Beinen und fordert uns zum Spielen auf; er beginnt auf allen Vieren um den Tisch zu galoppiren und wir folgen ihm, bald richtet er es aber so ein, daß er uns verfolgt und nun — kostet's Beine. Die Bewegung fortwährend um den Tisch erregt ihn, er rennt nun wie blind und toll umher, ob er Stühle dabei umrennt oder mit dem Kopf gegen die Ecke eines Schrankes stößt, bleibt ihm gleich. Seine Aufregung giebt sich dann am unangenehmsten durch Beißen kund; wo er unglücklicherweise eines unserer Beine zu fassen bekommt, beißt er herzhaft hinein; nicht etwa aus Bosheit, sondern aus Uebermuth und unbekannt mit seiner Kraft. Er ist nicht anders zu bändigen, als indem wir ihm die flache Hand auf das Gesicht legen und ihn zwingen, sich auf den Rücken zu legen, allein er wehrt sich verzweifelt und es wird uns sauer, seine beiden Arme am Boden festzuhalten, immer wieder reißt er sich los. Tragen wir ihn in unseren Armen und wollen ihn wider seinen Willen an den Boden setzen, so reißen eher unsere Kleider, als daß er losläßt. — Wir verlassen das Zimmer und merkwürdigerweise bleibt M-pungu, der es mit kindischem Eigensinn zu vermeiden sucht, allein zu sein, im Zimmer; er muß irgend etwas vorhaben. Wir verhalten uns eine Weile still und schleichen dann von Außen an's Fenster, um ihn zu belauschen: die Schrankthür ist offen und M-pungu stopft seinen Mund voll Zucker. Treten wir dann plötzlich in's Zimmer, so giebt er wimmernd Fersengeld, denn er weiß, daß er bestraft wird, und schon der Anblick einer kleinen Peitsche läßt ihn in jammernswerther Weise stöhnen. Das nächste Mal ist er beim Zuckernaschen klüger: er geht in den Schrank hinein und zieht die Thür hinter sich zu, um nicht beobachtet zu werden. — Das Lächerlichste, was ich von M-pungu gesehen, ist Folgendes. Als ich eines Abends allein in der Station am Eßtisch schreibend saß, schlief, wie stets nach dem Abendbrod, der Affe unter dem Tisch. Ich verließ leise das Haus, um nach dem Leuchten des Meeres zu sehen, wurde aber plötzlich durch das Geschrei einiger vor der Thür des erleuchteten Zimmers stehenden Stationsneger gestört. Hinzueilend sah ich noch, wie M-pungu auf meinem Stuhle stehend, mein Glas Palmwein, aus welchem er getrunken hatte, hinsetzte, dann meine neben ihm auf dem Tische liegende

Digitized by Google

Serviette ergriff, sich wirklich kunstgerecht den Mund wischte und dann an seinen alten Platz kletterte. — Eigenthümlich ist — die Gespensterfurcht des Thieres. Unter keiner Bedingung bleibt er im Dunkeln allein! Gehen wir nach Sonnenuntergang im Hofe auf und ab, so folgt er uns, sich fortwährend nach rückwärts umsehend; gehen wir ihm zu schnell, so bleibt er einfach sitzen und erhebt ein so fürchterliches Geschrei, daß wir, wenn wir es nicht in's Unendliche verlängern wollen, ihm schon seinen Willen thun müssen. Sein Eigensinn kennt keine Grenzen. Hübsch macht sich M-pungu, wenn er im Sande spielt. Genau wie ein Kind! Er häuft Berge zusammen und zerstört sie, er baut Hügel über einer Hand und zieht dieselbe unter dem zusammenrollenden Sande fort, er wäscht sich die Hände im Sande, oder wirft damit um sich und reibt sich mit dem zusammengebogenen Zeigefinger die Augen aus, wenn ihm etwa Sandkörner hineinflogen. — Ist er recht vergnügt, so klatscht er und sich aufrecht stellend trommelt er sich auf die Brust! — Seine Stellung im Schlaf ist menschlich, oft schiebt er beide in einander gelegte Hände unter das eine Ohr oder den Kopf. Bemerkenswerth ist, daß er bei Unwohlsein sich auf den Bauch legt, genau wie auch die Neger thun. Er war lange krank und hat in der That Unmenschliches ertragen. Lange Tage konnte er keine Nahrung zu sich nehmen, da er mit Oeffnen des Mundes sofort Starrkrampf bekam. Still lag er da auf einem Stuhl und uns mit dem Blick des Kranken ansehend, streckte er uns beide Arme entgegen.

M-pungu erreichte, wie bekannt, wohlbehalten Berlin. Auf der Reise mit dem englischen Postdampfer war von Seekrankheit nichts bei ihm zu merken; er machte uns anfangs viele Sorge, wenn er über Bord nach dem Meere sah. Um ihn vor der Gefahr des Herunterfallens zu bewahren, wurde er einmal plötzlich frei über Bord weggehalten, er ängstigte sich sehr und versuchte nun niemals wieder, seine Nase über das Bollwerk zu stecken. Seine Reise nach und durch England glich einem Triumphzug; die Neger an der ganzen Küste waren vor Erstaunen außer sich und unser Hotel in Liverpool wurde von den Mengen der ihn Besuchenden nicht leer. Auf der Fahrt von Liverpool nach Grimsby hatte man für uns und unsere Thiere, ohne daß wir davon wußten, direct durchgehende Waggons gestellt, die im letzteren Ort bis langseit des Hamburger Dampfers fuhren. Die Passage für M-pungu war frei. Erst auf der Hamburg-Berliner Bahn erlaubte sich ein „höflicher" Schaffner Bemerkungen über „das Vieh da", welches nicht in einen Waggon gehöre. Das Vorzeigen eines längst abgelaufenen Diplomatenpasses (in französischer Sprache) bewirkte gewisse schwungvolle Linien des Rückens und machte den Allzudiensteifrigen verstummen

Und nun ist M-pungu am 13. November doch gestorben und alle Mühen um ihn sind umsonst gewesen!

Digitized by Google

Byron in Venedig.

Von **E. Castelar.** Deutsch von **Julius Schanz***).

Wir befinden uns am Ende von Byrons Leben, einem Leben, das kurz war wie ein Sturm. Es war unmöglich, daß er im Vaterland blieb. Er trat also aufs Ungefähre hin eine Wanderung an, wobei er gleichsam dem Fluge des Gedankens und der Sehnsucht folgte. Als Künstler war das Klima des Südens das natürliche Klima seiner Seele. Dort fand er in der Klarheit der Luft, im Glanze der Sonne, in dem Dufte der Blumen, in den exaltirten Leidenschaften Befriedigung seines lebhaftesten Wunsches, die Poesie im Leben zu verwirklichen oder das Leben zur Poesie zu erheben. Er nahm seinen Weg von England nach Belgien und von Belgien nach Italien. Sein erster Besuch galt dem Schlachtfelde von Waterloo, ein trauriges und bekanntes Viereck, wo das von Napoleon I. aus den zu seinen Füßen niedergefallenen und an seinem Genie zerschellten Kugeln gegossene eiserne Scepter in Stücke gehen sollte. Natürlich, das Große beherrschte Byron stets: die großen Schönheiten, die großen Ideen, die großen Leidenschaften und die großen Verbrechen. Sein im höchsten Grade originelles Genie lehnte sich gegen Alles auf, was gewöhnlich war. Die hergebrachten Sitten, die zwingenden gesellschaftlichen Gesetze waren ihm lästig, wie einem Schiffbrüchigen die Strömungen und die Wellen. Er würde, wenn er es gekonnt hätte, seinen Körper den Gesetzen der physischen Schwerkraft und seine Seele den Gesetzen der gesellschaftlichen Schwerkraft entzogen haben. Und in diesen Kämpfen mit so starken und so nothwendigen Mächten

---

*) Castelar's „Leben Lord Byrons", aus dem wir das fünfte Kapitel an dieser Stelle mittheilen, wird von vielen Seiten für die beste psychologische Studie unter all den unzähligen Biographien und Charakteristiken des genialen britischen Sonderlings erklärt, besonders den zurückhaltenden, um nicht zu sagen feigen Auslassungen über Byron von Th. Moore und der überschwenglichen und unverdaulichen Apologie desselben aus der Feder der Marquise von Boissy gegenüber, die den Dichter einst als Teresa liebte. Castelar dringt mit dem Secirmesser in Byron's Gehirn ein, zerlegt es und giebt in seiner bekannten glänzenden und hinreißenden Sprache Rechenschaft von Byron's Erlebnissen und Bestrebungen, seinen Tugenden und seinen persönlichen Freuden und Leiden, seiner erhabenen Begeisterung, wie seiner düsteren Verzweiflung, kurz er zeigt uns denselben im vollen Lichte des Mittags, ohne Rückhalt, wie der Freund, der uns den Spiegel zeiget, den kleinsten Flecken nicht verschweiget.

„Ich schrieb Byron's Leben", äußerte Castelar vor zwei Jahren zu mir, „in der Einsamkeit der Verbannung, eine Seite in London, eine andere in Neapel, eine dritte in Rom, ohne jedes weitere literarische Hilfsmittel als seine Werke zur Hand, lediglich auf mein eigenes Gedächtniß gestützt." — Um so ehrenvoller für den Verfasser.

Der freundliche Leser mag nach dem obigen Bruchstück aus dem trefflichen Werke, das namentlich unter den liebenswürdigen Yankee's in Amerika und vor allen auf den Antillen einen beispiellosen Erfolg hatte, selbst über den inneren Werth des Ganzen urtheilen. Der Uebersetzer.

Digitized by Google

rieb er Leib und Seele auf, indem er in großen Zügen den Trank der ewigen Kräuter, den Trank des Todes schlürfte.

Natürlicherweise mußte ihn der Anblick des Schlachtfeldes erheben, wo das Genie, das sich von der Wiege, an der ein Weib aus dem niedersten Volke, Lätitia Ramolino gewacht hatte, zum Throne Karls des Großen emporgeschwungen hatte und von den Alpen bis zu den Pyramiden, und von den Pyramiden bis zu den Thürmen von Notredame geflogen war, indem es die Welt mit seinen Fittichen deckte, dieses außerordentliche Genie, das mit seinen herkulischen Kräften eine Gesellschaft fast aus den Angeln hob, sich unter dem Staub und Rauch, den die Legionen Englands emporwirbelten, verloren sehen mußte und seine Macht, die recht eigentlich die Macht eines Gottes erschien, an der gewöhnlichen Geduld eines Menschen in Trümmer gehen mußte.

Von Waterloo, wo das Blut von der Niederlage Napoleons noch rauchte, eilte er an den Rhein, und den Rhein hinauf trat er in die Schweiz ein.

Der Schwerpunct seiner Seele jedoch war Italien. Die Simplonstraße lud ihn ein, in das Land der Künste zu übersiedeln. Er schlug dieselbe ein und stieg in die Lombardei hinab. Auf dieser Straße mag er die großen Inspirationen seines „Manfred" gefühlt haben bei dem Geräusch der Gießbäche, die sich von unermeßlichen Höhen herabstürzen und klagend zwischen den Dornsträuchern dahinfließen, bei dem gellen Schrei der Adler auf den öden Felsen, bei dem Krachen der Bäume, die von den Lawinen umgerissen werden, wenn sie brausend durch die Bergschluchten hinabrollen und ihre Bruchtheilchen krystallenen Schnees wie einen Diamantenregen zerstäuben; bei dem Marsch aus der dunklen Finsterniß der Thäler, aus dem verborgenen und verlorenen Abgrund zu den hohen Gipfeln, wo der Geist die Unendlichkeit umfaßt und wiedergeboren und erleuchtet in der Unermeßlichkeit sich eng an den belebenden Geist der Natur anschließt.

In Mailand hielt sich Byron mehrere Tage auf. Er verglich diese schöne italienische Stadt mit unserm schönen Sevilla und giebt Sevilla den Vorzug. Im Scalatheater in Mailand sah ihn zum ersten Male der feine Beobachter, der scharfsinnige Kritiker, der haarspaltige Physiologe der italienischen Gesellschaft, der talentvolle Stendhal, dessen Intoleranz gegen meine philosophischen Ueberzeugungen und gegen die literarische Schule, der ich angehöre, für mich keinen Grund abgeben kann, sein Verdienst nicht anzuerkennen. Stendhal sagt von Byron, daß er, als er ihn in dem Momente beobachtete, wo er voll Ekstase eine Melodie anhörte, in seinem Gesichtsausdruck, in seiner breiten Stirn, in der Färbung seiner Augen, in dem Schnitt seiner Lippen alle charakteristischen Merkmale des Genies entdeckte. In der That schießt der Apoll von Belvedere seine Pfeile nicht mit so viel Nachdruck und solcher Majestät ab, wie Byron nach der allgemeinen Meinung die Begeisterung aus seinen oceanischen Augen schoß.

Allein Byron sollte in Venedig endlich festen Fuß fassen. Die Lagune, das Meer, die marmornen Paläste, die wundervoll anzuschauenden Gemälde, die geheimnißvollen Gondeln, die nächtlichen Abenteuer, die Redouten, die historischen Erinnerungen, die Poesie im Anstand, Alles stimmte zu seinem Gemüthszustand und der Richtung seines Genius.

Diese Stadt war gleichsam die äußere Form seiner Seele, erhaben, romantisch, bisweilen heiter, bisweilen traurig, bald sinnlich, bald ascetisch, we-

Digitized by Google

der an die Erde gefesselt, noch im Himmel verloren, von der Zuchtlosigkeit der Orgie zur fast selbstmörderischen Verzweiflung übergehend. Die Seele eines Menschen und die Seele einer Stadt begegneten sich. Beide litten, Beide weinten; Beide stürzten sich ins Vergnügen, in dem sie das undankbare Vergessen suchten. Beide waren des Vaterlands beraubt. Beide zweifelten an der Gerechtigkeit Gottes und fluchten der Gerechtigkeit der Menschen. Beide suchten unglücklicherweise im Ueberschwang des Lebens die Ruhe des Todes. Venedig war die Seemuschel, in die sich die Seele des Dichters wie in ihr Gehäuse einschloß.

Er wandte sich also nach Venedig. Unterwegs hielt er an, um in Verona das durch Shakespeare's Genie unsterblich gewordene Grab Julia's zu besuchen. In einem traurigen Garten, verlassen wie eine Ruine, einsam wie ein Herz ohne Liebe erhebt sich dort das Grab, wo die pietätvolle Tradition der Völker, dem Cultus aller Martyrien getreu, sich am Anblick von Julia's letzter Ruhestätte erbaut. Wenn die Lerche sich aufmacht, den nahen Tag zu grüßen, gleich als wollte sie ihm in ihrem Gesange das Gebet aller Wesen darbringen, weiß sie nicht, daß diese Steine, wenn auch stumm, in ihrem Frühhymnus und in ihrer Liebe zum Licht sie begleiten; allein der Dichter, der das Bewußtsein aller Zeiten in sich trägt, hält einen Augenblick still, um an dieser Quelle erhabener Begeisterungen Erhebung, Trost und Erinnerung zu schlürfen.

Endlich gelangte er nach Venedig, wo er von 1817 bis gegen das Ende des Jahres 1819 verweilen sollte. Nur ein einziges Mal verließ er die Lagunenstadt, um das Schauspiel zu betrachten, das Rom in seiner ernsten Majestät und Neapel in seiner üppigen Heiterkeit darbieten. Er kehrte jedoch bald nach Venedig zurück, wo das Uebermaß im Schmerze und die Ausschweifung im Vergnügen gleichmäßig zu seinem, von allen Qualen gepeinigten und von allen Wünschen bewegten Genies stimmen. Allein auch dort gönnten ihm die Feinde keine Ruhe. Bis über das Meer, in den Kummer des Exils drangen mitunter noch die Schmähungen aus seinem Vaterlande. Es ist unbestreitbar, daß das Leben des Dichters in Venedig ein Leben voller Orgien und Zuchtlosigkeit war. Allein es steht auch außer Zweifel, daß er im Vergnügen den Tod suchte. Byron schlürfte ein Gift, von dem er wohl wußte, daß es dem Gaumen zwar süß, allein für die Eingeweide verzehrend war. Wie oft bietet uns das Leben Beispiele eines solchen Selbstmords! Die starken Aufregungen, die Schlaflosigkeit, die Liebe, der Wein, die Vergnügungen, die Bitterkeit, welche diese in der Seele zurücklassen, brechen zuletzt als ob sie von Glas wären die kräftigsten physischen Naturen. Byron übertreibt aber auch im entgegengesetzten Sinne Alles, das Fasten bis zur Entkräftung, das Nachdenken bis zur Exaltation des Wahnsinns in den feierlichen Augenblicken, wo er der Größe seiner Seele und der Inspiration seines Genius gedenkt.

Unterdessen nahte der Carneval, ein Carneval von Venedig. Oesterreich leistete den Vergnügungen Vorschub, damit diese die Erinnerung an die Freiheit unterdrücken sollten. Alle Tyrannen sind sich dessen bewußt, daß die Tugend ihre Feindin, ihre Judith ist. Venedig conspirirte darin mit Oesterreich. In der Tiefe ihres Kerkers tanzten sie blind, als wollten sie durch den Tanz die Ermüdung und durch die Ermüdung den Tod herbeiführen.

So sterben viele Fanatiker des alten Orients zu Füßen ihrer Götzen-

Digitized by

bilder. Auch Venedig ſuchte in ſeinem bacchiſchen Becher einen Selbſtmord. Es braucht nicht geſagt zu werden, wie viel zu den Vergnügungen und Tollheiten des Carnevals jene Gebäude ſo reich an Erinnerungen, jene unendlichen Säle voll üppiger Geſtalten beitrugen, die auf lachenden Bildern hervortraten, jene Gondeln, die wie der Schatten eines Geheimniſſes dahingleiten, jene ſchwarzen Augen der Venetianerinnen, die bald ſanft, bald unheilkündend durch die Maske blitzen, jene angenehme Luft der Lagunen, die im Verein mit dem ewigen Echo des Kuſſes ihrer Wellen eine eigenthümliche Begleitung zu den Wirbeln des Tanzes und zu den Wonnen der Muſik bilden.

Die Freunde, die Byron in jener Zeit ſahen, erkannten ihn nicht mehr. Die Abzehrung, die Bläſſe gaben ihm das Ausſehen einer nur durch das Funkeln ſeiner fataliſtiſch ſchönen Augen beglänzten Leiche. Das Vergnügen hatte ihn zu Grunde gerichtet. Mitten unter dieſen eintägigen Liebſchaften ward Byron ſchnell an eine ſchöne brünette Frau mit ſchwarzen Augen, von ſanguiniſchem Temperament, hoher Geſtalt, kräftig wie eine tizianiſche Venus, ſinnlich wie eine Bacchantin, aber der Liebe und in der Liebe der Aufopferung fähig, gefeſſelt. Es war Marianna, die Herrin des Hauſes, wo Byron wohnte, eine verheirathete Frau mit Kindern, aber bereit, für den Dichter Alles dahinzugeben.

Die flüchtigen Liebſchaften bewahren ſich nicht jenes Mitgefühl der tieferen Liebe, die auch, wenn ſie die Schwächen und Mängel des geliebten Gegenſtandes ſieht, ſie wie ein Leiden betrachtet, das nur Achtſamkeit und Pflege verdient. Byron merkte ſofort, daß Marianna heftig und eiferſüchtig war. Als der Dichter ſich eines Tages mit der Schwägerin dieſes verblendeten Weibes unterhielt, kam Marianna dazu und gab dem armen Mädchen eine Ohrfeige. Ein anderes Mal verkaufte ſie einen Diamant, den ihr Byron geſchenkt hatte und den Byron wieder zurückkaufte, um ihr ihn auf's Neue zum Geſchenk zu machen. Dieſe ſinnliche Liebe war übrigens bald geſättigt. Es giebt nichts Unerſättlicheres als die Liebe in ihrer Reinheit. Es iſt nichts leichter zu ſättigen, als die Liebe der Sinne. Genuß und nur Genuß iſt gleichbedeutend mit Ekel und nur mit Ekel. In Güte und in der Reinheit beruht zugleich mit der Intenſivität der wahren Liebe die Sicherheit der ewigen Liebe. Die Tiefe des Herzens kann nur durch die Unendlichkeit ausgefüllt werden. Allein die Gier der Genußſucht iſt leicht geſtillt und leicht gelöſcht. Byron verließ das Haus und die Freundin und nahm ſeine Wohnung im Palazzo Moncenigo, in der Mitte des großen Canals von Venedig.

Dort war der Schauplatz der Abenteuer mit Margherita Cogni, einer berühmten venetianiſchen Bäckerin. Man will dieſelbe mit der Fornarina vergleichen; indeſſen herrſcht zwiſchen der einzigen oder wenigſtens der bevorzugten Geliebten Rafaels und dieſer Geliebten für einige Tage, zwiſchen jener, die zur Quelle der Begeiſterung, und dieſer, die nur zur Quelle des Verdruſſes wurde, ein grenzenloſer Unterſchied. Ich fand in Venedig Leute, die ſie noch gekannt hatten, wie ſie Auſtern auf dem Markte verkaufte und Kinder aufſuchte, die ihr durch die italieniſchen Ueberſetzungen des von ihr in leidenſchaftlichſter Weiſe geliebten Dichters einen Ohrenſchmaus bereiteten. Es war ein Weib aus der Plebs durch und durch, in der ſchlimmſten Bedeutung des Wortes; ein Weib, das nicht leſen noch ſchreiben konnte; ein Weib, das daran gewöhnt war, die eigene Familie gewiſſermaßen vor dem Publicum zu tyranniſiren, weder eine Falte ihrer Seele, noch einen Schlag

Digitized by Google

ihres Herzens, noch infolge dessen irgend ein Geheimniß ihrer Häuslichkeit verborgen hielt.

Der Dichter suchte mit großer Vorliebe unter diesen schönen Inseln sein eigenes Grab. In seine Gondel gestreckt fuhr er in dem venetianischen Archipel umher, um eine hinlänglich malerische Stelle zu entdecken, wo er eine Weide pflanzen könne, die mit ihrem reichen Laub bis an das Wasser reiche und mit ihrem Schatten ein Asyl für sein Grab böte, das sich unter dem azurnen Himmel des Südens am adriatischen Meere erheben sollte. Und um das Hinabsteigen in dieses ewige Ruhelager zu beschleunigen, ergab er sich in zügelloser Weise dem Studium der Kreuzung der Racen, der Freude an plastischen Formen, den trunkenen Liedern der Carnevalsvergnügungen, einer Orgie ohne Ende. In diesem Strudel begegnete er, als er nach dem Abendessen ausging, um die Gräber aufzusuchen, Margherita, in deren Armen er einen so großen Theil seines Daseins lassen sollte.

Das feurige venetianische Blut rollte durch die Adern dieses Weibes vorzugsweise sinnlich. Sie war von hoher Gestalt, hatte eine breite Brust, nervige Arme, ein schönes Gesicht, aber einen gewöhnlichen Geist. Ihre Augen versengten und verzehrten wie eine gierige Feuersbrunst. Sie war Geliebte bis zur Raserei, aber eifersüchtig bis zum Wahnsinn. Sie liebkoste ihn und mißhandelte ihn. Sie ging ihm entgegen mit dem Lächeln der Engel und schlug ihm die Nägel ins Fleisch mit der Wildheit der Tiger. Die goldene Nadel ihres schwarzen Stirnhaares konnte als Dolch dienen.

Ihre Ideen waren verworren wie ein Urwald. Ihre Leidenschaften waren von einer Gluth wie der Ausbruch eines riesigen Vulkans. Da sich ihr Charakter im Schlamm der Lagunen gebildet und ihre Seele an der Sonne des Südens aufgegangen war, bewahrte sie in ihrem ganzen Wesen etwas Großes, obwohl ihre Größe brutaler Natur war. Im Palazzo Moncenigo hatte Byron Alles vereinigt, Pferde, eine Anzahl Katzen, Koppeln Hunde, Papageien, alle Arten Vögel, und dieses Weib, die rohe, wilde Eva eines keuschen Paradieses, im Gegensatz zu Adam, der trunken war von Wein, Genuß und Gedanken.

Man glaube jedoch nicht, daß Byron, trotz ihrer Wildheit, ihr lange Zeit seine Treue bewahrte. Eines Tages erhob sich ein furchtbarer Lärm, die Papageien schrieen unbeschreibliche Worte, die Katzen miauten, die Hunde heulten, die Möbel flogen in Stücken herum, die venetianischen Luftlöcher besäten den Fußboden des Palastes, der in Erschütterung gerieth, als ob er sich unter einem Orkan beuge oder von den Stößen eines Erdbebens erzittere, mit einem Regen von Glasscherben. Es war Margherita, die mit einer Nebenbuhlerin zusammengetroffen war, mit der sie sich in einen entsetzlichen Kampf eingelassen hatte, der von beiden Seiten mit Heroismus und unbestreitbarer Stärke fortgesetzt und unterhalten wurde. Man stelle sich den Zauber vor, den diese kräftige Natur auf den verdorbenen Charakter des Dichters, auf das unbesiegbare Gefühl des Ekels in ihm ausüben konnte. Ihr Blick flößte dem gefrorenen Blute in diesen fast erschöpften Adern ein ungewöhnliches Feuer ein. Ihre Heftigkeit und ihre unerwarteten Sonderbarkeiten freuten ihn mehr als ein Appetitsessen, das er nie zuvor genossen hatte. Er lachte über diese leidenschaftlichen Briefe, die ein öffentlicher Schreiber um zwölf Soldi das Stück zu Papier brachte und die Bäckerin bei ihrer Rückkehr vom Markte mit dem Korbe auf dem Kopfe dictirte.

Eines Abends reichte Byron auf einem Maskenball seinen Arm der

Digitized by Google

in einen schwarzen Domino gehüllten und unter der Maske vollständig unkenntlichen respectablen Signora Contarini. Da kommt Margherita dazu, insultirt sie und reißt ihr mit Gewalt und unter großem Geschrei die Maske herunter. Ein anderes Mal stritt sie des Abends mit ihrem Manne, den sie mit ihren kurzen Nägeln ganz jämmerlich zurichtete. In vorgerückter Nacht klopfte sie mit verdoppelten Schlägen an das Thor von Byrons Palast, wo Alles ruhte und in Schlummer lag. Kurze Zeit darauf erschien der Mann, um seine Frau zu holen. Die Polizei schritt ein und die Frau wurde mit Gewalt in ihre verlassene Wohnung zurückgebracht. Allein sie floh von Neuem und flüchtete sich in den Palazzo Moncenigo an die Seite des Geliebten.

Dort führte sie das Hausregiment, allein sie übte es mit einer beispiellosen Tyrannei. Nichts genügte ihr, um sich den Ton und das Ansehen einer großen Dame zu geben; ein Kleid mit Schleppe, ein pariser Hut, flandrische Spitzen, ein fürstliches Gefolge.

Allein in einem derartigen Aufputz, mit angezogenen Handschuhen, war sie sich selbst möglichst zur Last und indem sie ein Stück Holz ergriff und die Aermel aufstreifte, prügelte sie Alles durch von den Hunden bis zu den Bedienten. Es war ein Wunder, wenn sie dem Herrn selbst Verzeihung schenkte. Allein wenn es sich darum handelte, ihm etwas vorzuwerfen, kannte sie keinerlei Rücksicht.

Byron hatte eine große Vorliebe für den Lido und das Schwimmen im adriatischen Meere. Auf dieser schönen, mit einer schattigen vom Meere geküßten Vegetation geschmückten Landzunge, die den Lido bildete, schritt Byron spazieren.

Wenn er vom Reiten müde war, ging er ins Wasser und ließ sich in seine Tiefen nieder wie ein Taucher. In ganz Venedig nannte man ihn nur den britischen Fisch. Eines Nachmittags verdunkelt sich der Himmel, die Winde fangen an zu wüthen, die Wellen kräuseln sich und Byron befand sich im Meere. Die arme Margherita lief von den Füßen der Madonna ans Fenster, flehte zu allen Heiligen, versprach in einer nur von rohen Verwünschungen unterbrochenen Litanei dem Himmel Messen, Rosenkränze und Opfer. Als der Abend hereinbrach und der Dichter noch immer nicht heimkehrte, saß dieses Weib wie versteinert auf der Marmortreppe, die in den großen Canal führt, und streckte halbtodt vor Angst die Arme gegen das Meer hinaus. Allein bei der Ankunft des Dichters schalt, fluchte und schrie sie ganz entsetzlich, indem sie ihn anredete: „Ist das ein Wetter, um auf den Lido zu gehen, Hund der Madonna?“

Einen Vortheil brachte Margherita bei alledem in Byron's Behausung: die Sparsamkeit. Sie rechnete mit den Fingern, allein sie rechnete ganz vortrefflich. Da sie selbst Handel trieb, wußte sie den genauen Preis von allen Artikeln. Und da Byron nur sehr wenig aß, verschlang sie alle Speisen und ließ die übrige Dienerschaft Hunger leiden. Diese war jedoch an die Freigebigkeit des Lords gewöhnt und konnte daher die despotische Närrin, die sie zu gezwungenem Fasten verurtheilte, nicht leiden.

Aus diesem Grunde zettelten sie Verschwörung auf Verschwörung an, um Byron zu zwingen, sie fortzujagen. Es war nicht schwer, denn bei seinem Gemüthszustande warf er die Blume mit Verachtung von sich, deren Duft er mit Begierde eingesogen hatte. Bei derartigen flüchtigen und unbeständigen Liebschaften übt nur Eines Anziehungskraft, die Neuheit, obwohl

Digitized by Google

man die Ueberzeugung hat, daß man in dem einst ersehnten Genusse nichts Neues finden wird. Zu Byrons Gemüthszustand kamen die Machinationen der Dienerschaft gegen Margherita. Und zu diesen ihre eigenen Unbesonnenheiten. Sie unterschlug die Briefe, die an ihren Gebieter gerichtet waren und gab, da sie nicht lesen konnte, die Geheimnisse derselben den Händen des ersten besten öffentlichen Schreibers preis. Alles das, aber mehr noch die Art und Weise, wie Byron dergleichen ephemere Liebschaften ansah, ruinirten Margherita. Byron entschied sich endlich dafür, sie fortzuschicken. Im Augenblicke ihres Scheidens griff sie aufgebracht nach einem Messer, als ob sie sich selbst morden wolle. Man führte sie nicht, man schleppte sie förmlich in die Gondel. Dort rang sie die Hände und brüllte wie eine Löwin, der ihre Jungen geraubt wurden. Ihre Augen funkelten vor Zorn. Man hatte die Nacht gewählt, um diese Trennung, die nicht ohne Scandal vorüberzugehen drohte, zu bewerkstelligen.

Beim Einbiegen in einen der unzähligen Arme des Canals warf sich Margherita trotz der heftigen Kälte ins Wasser. Durchnäßt bis auf die Haut, zitternd, die Haare über die Schultern geworfen, im Gesicht ganz violett aussehend, mit verdrehten Augen und zusammengezogenen blauen Lippen warf sie sich, indem sie in ein herzzerreißendes Schluchzen ausbrach, Byron zu Füßen und bat ihn um Verzeihung. Allein dieser war unerbittlich.

Er war in der Tiefe des Abgrunds angelangt. Bei diesem Leben konnte er sogar das Bewußtsein verlieren. Nach den Nächten voller Orgien war die Wirklichkeit nur um so trauriger und das Herz nur noch unglücklicher. Es war eine Rettung nothwendig und diese war nur möglich durch die Liebe, durch eine reine Liebe. Ein geliebtes Weib konnte das Gewitter durch ihr Lächeln abwenden, konnte das verworfene Leben durch ihr eigenes Beispiel reinigen. Es giebt nichts so Reines als die wahre Liebe, nichts für den Körper und den Geist so heilsames als die Keuschheit. Wahrhaft lieben, an einem reinen Weibe, an ihrem Blick wie an einem Sterne hangen, seine Zuflucht nur in ihrem Herzen suchen, zwei Leben in der Liebe einen und den Himmel im ruhigen Schooße derselben niederstrahlen lassen, eine solche Rettung war die einzig nützliche für den in den Schlamm versunkenen Dichter. Die Kämpfe im Parlament, die Glorien der Poesie, der Enthusiasmus einer großen Gesellschaft, die Reisen durch die Welt, der Anblick der Natur, die Erinnerungen der Geschichte, gerade an derselben Stelle, wo sich die grandiosen Scenen abgespielt hatten, Griechenland mit seinen Ruinen, England mit seiner Freiheit, Spanien mit seiner Romantik, die Schweiz mit ihren Bergen, Italien mit seinen Künsten und der Orient mit seinen Liebesabenteuern haben dieses Herz nicht ausfüllen können, für das der Genuß wie ein Aetzmittel war, in dem die Poesie wie ein unendlicher Schmerz wohnte. Seine Seele konnte nur den Sarkasmus des Don Juan hervorbringen.

In diesem Momente erschien ihm in der Gräfin Guiccioli die reine Dichterliebe. Wie entstand diese Leidenschaft? Ich kenne keine so gedrängte, noch so tiefe Erklärung einer derartigen Liebe als die, welche uns der psychilogische Dichter par excellence, Shakespeare, von der Liebe zwischen Othello und Desdemona giebt. „Sie liebte mich", sagt Othello, „weil ich Gefahr bestand, ich liebte sie um ihres Mitleids willen."

Teresa, denn so hieß die schöne Gräfin Guicioli, las auf Byrons Stirn seinen Schmerz und nahm sich vor, den Dichter zu retten, ihn dem Abgrund

Digitized by Google

zu entreißen, die Begeisterung in seiner Seele, die Liebe in seinem Busen zu entzünden, ihn durch die Tugend zu stärken, ihn durch einen glorreichen Tod die Krone aufzusetzen. In einem obscuren Convent erzogen, hatten die Klänge der Orgel, die Weihrauchwolken, die zu den Füßen der heiligen Jungfrau angezündeten Kerzen, die Chöre der Bräute Christi die Seele mit der Poesie der Klöster, mit jener mystischen Liebe erfüllt, die keinen Namen hat, und die sich bei der Berührung mit der Welt durch die Begegnung mit einem wirklichen Wesen, an das sie sich hängen konnte, in eine heftige Liebe verwandeln mußte.

Ihre Eltern hatten sie unglücklich gemacht. Sie nahmen sie, ohne weder nach ihrem Willen, noch ihr Herz zu fragen, aus dem Kloster, um sie an einen reichen Alten, den Grafen Guicioli zu verheirathen. Zu der mystischen Exaltation ihrer ersten Jahre kam bei Teresa die Sehnsucht nach der wahren Liebe in der Oede einer Convenienzheirath. Diese ihre traurige Lage zwang sie, ihre Zuflucht zur Lectüre, zur Poesie der damaligen Zeitepoche zu nehmen. Es war im Jahre 1812. Frau von Staël und Frau von Chateaubriand begannen jene krankhaften Liebesverhältnisse, jene unglücklichen Leidenschaften, jene Traurigkeiten eines Jahrhunderts, das sich weder entscheiden kann, die alten Ideen aufzugeben, noch den neuen zu folgen, jene höchsten Zweifel, die ihr verzehrendes Gift ins Herz gossen, in ihren Werken populär zu machen.

Teresa las alle diese Werke wiederholt, fühlte sich erhoben, litt und träumte in ihrer Phantasie am hellen Tage, schrieb Verse, die sie jenen Bildern ohne Form, jenen Ideen ohne Wirklichkeit und Gegenständlichkeit widmete, die ihr durch das Gehirn gingen, das von dem Nordlicht romantischer Begeisterungen umzogen war.

Ihr Held, der Held ihrer Träume, der im Convente — geborene Held, der in der Wirklichkeit einer kalten und traurigen Oede groß geworden war, der ideale Held, von dem sie täglich mit wachsender Schwärmerei träumte, Dank einer ununterbrochenen Lectüre, dieser außerordentliche Held existirte nicht, oder wenn er existirte, war es Byron, der einzige, der fähig war, die Wirklichkeit mit dem Feuer der Poesie zu entflammen.

Teresa und Byron befanden sich in Venedig und kannten sich nicht. Teresa war seelenkrank und Byron krank an Leib und Seele; die Eine mit achtzehn Jahren an der Schwelle des Lebens und der Andere, durch Ausschweifungen zu Grunde gerichtet, obwohl noch jung an Jahren, am Rand des Grabes.

1818 sah sie Byron, allein er ahnte nicht, wen er vor sich hatte. Sie ging in Begleitung ihres Gatten, mit dem sie dazumal eben erst verbunden war, wie eine jener zahllosen Frauen, die einen Augenblick die Augen entzücken und auf das Herz keinen Eindruck machen. Im Frühjahr 1819 trafen sie sich eines Abends im Hause der Gräfin Albrizzi, die von Byron die italienische Staël genannt wurde. Sowohl sie wie er gingen an jenem Abend nur sehr ungern in Gesellschaft.

Teresa war der Festlichkeiten überdrüssig und Byron der Frauen. Es war nothwendig, daß Graf Guiccioli ärgerlich wurde, damit Teresa auf den Ball gehe und die Gräfin Albrizzi Byron fast handgreiflich dazu antrieb, sich Teresa vorzustellen. Sie sahen sich und liebten sich. Ein gegenseitiger Blick war hinreichend, daß diese beiden Seelen sich verstanden und sich unauflöslich verbanden. Weder sie noch er wußte später, wer das erste Wort

Digitized by Google

sprach, noch wer es zur ersten Erklärung kommen ließ. Es waren die beiden Hälften einer Seele. Byron hatte mitten unter seinem unordentlichen Lebenswandel Teresa gesucht und Teresa in ihren Träumen Byron. Sie trafen endlich zusammen wie zwei Schiffbrüchige, die von derselben Welle getragen werden. Sie trafen zusammen ohne die Hoffnung, ihre Leidenschaft für legitim erklären lassen zu können, sie, verheirathet mit einem alten Geizhals, und er, mit einer äußerst intoleranten Protestantin, die ihr beiderseitiges Unglück gewesen waren, zwei Mauern kalt wie Erz zwischen zwei Herzen von Feuer. Sie setzten sich über Alles hinweg und gehörten einander an.

Es giebt nichts so Trauriges als ein Leben an der Seite eines stets schwermüthigen und stets verzweifelten Weibes. Verschiedene Biographien behaupten, der Graf habe im Anfang das Liebesverhältniß Byrons zu seiner Frau begünstigt. Es ist nicht meine Sache, die menschliche Natur anzuschwärzen, wenn ich einige rationelle Gründe finde, die mir den Schlüssel zu Handlungen leihen, welche auf den ersten Blick unerklärlich erscheinen. Der Graf wird bemerkt haben können, daß die Melancholie seiner Gattin in Gegenwart des Dichters verschwunden war. Und er wird diese Bevorzugung auch der gegenseitigen Liebe zugeschrieben haben, die Beide zur Literatur hegten. Glücklich, daß er eine Traurigkeit aufhören sah, die ihm das Leben verbitterte, war er anfangs in seiner Unschuld mitschuldig an seinem eigenen Unglück.

Sehr bald jedoch bemerkte er das eigentliche Liebesverhältniß und versuchte ihm ein Ende zu machen durch die Entfernung, ein gewöhnliches Heilmittel für eine flüchtige Liebschaft, ein mächtiger Antrieb hingegen für eine tiefere Liebe.

Der Graf verließ Venedig und begab sich in Begleitung seiner Gattin, deren Gedanke im Herzen Byrons eingeschlossen zurückblieb, nach Ravenna. Teresa wurde todtkrank. Ihre Seele war nicht stark genug, um seine Abwesenheit zu ertragen. Byron eilte, von einer Sterbenden hingerufen, nach Ravenna. Am 8. Juni 1819 befand er sich zu den Füßen eines Bettes, wo eine Liebeskranke im Verscheiden lag. Als Teresa ihn eintreten sah, belebte sie sich wie das bescheidene Veilchen beim Kuß des Aprilmonds. Sämmtliche Aerzte waren darüber einig unter sich, daß es für diese vor Sehnsucht und Traurigkeit Kranke keine Rettung gäbe. Trotz alledem genügte Byrons Gegenwart, um wieder frisches Roth auf ihre bereits kalten Wangen zu zaubern und ihre bereits erloschenen Augen wieder aufleuchten zu lassen. Noch am nämlichen Tage konnte Teresa in den Garten gehen und an den Arm des Dichters gelehnt unter den säuselnden weißbewipfelten Pinien, unter Myrthen und Oleandern von ihren Erinnerungen und ihren Hoffnungen sprechen.

Teresa's Gesundheit kräftigte sich nur auf Kosten der Ehre des Grafen. Wie duldsam auch die italienischen Sitten jener Zeiten gewesen sein mögen, so ist und bleibt ein Ehemann, der neben seiner an dem Arm des Geliebten hängenden Gattin hergeht, stets eine lächerliche Figur.

Guiccioli ergriff einen Dolch und wollte Byron, der mit seiner Geliebten unter den Pinien Italiens die „Corinna" las, ermorden. Allein seine eigene Feigheit und die heitere Ruhe seines Nebenbuhlers entwaffneten ihn. Dieser fügte sich seinerseits auch nur sehr schwer in seine Rolle in der Gesellschaft, die obschon sie in damaliger Zeit gegen derartige strafbare Verhältnisse sehr tolerant war, es gleichwohl nicht unterließ, sie mit boshaften Blicken und zischelnder Ohrenbläserei zu verfolgen.

Digitized by Google

Byron sprach davon, seine Geliebte zu entführen, während Teresa zu dem Auskunftsmittel Julia's sich entschied, sich als Todte verkleiden, einen Schlaftrunk einnehmen, sich in ihr Familienpantheon einschließen und warten wollte, bis der Geliebte käme, und mit einem durch das Gitter ihr zugeworfenen Blicke oder einem Kusse die Todtengruft in ein Paradies verwandeln würde. Wie mächtig auch Byrons Hang zur Romantik war, so wollte er dennoch seine Liebe in offener Gesellschaft, im Lichte der Sonne, mitten in der Welt und der Natur gleichsam als einen Zug seiner Seele, als eine Tugend seines Lebens zur Schau tragen, das bisher so vielfachen Liebesverhältnissen gewidmet war, und von nun an in einer Leidenschaft seinen Halt fand, die sich vornehmlich von reiner Begeisterung nährte und in der Region der Seele ihren Sitz hatte.

Nicht ohne Rührung kann man die Worte lesen, welche Byron auf ein Blatt der „Corinna" schrieb, die Teresa in ihrem Garten in Bologna hatte liegen lassen. Diese einfache Liebe des Herzens erscheint uns neben der hyperbolischen Liebe, die das Buch schildert, wie eine Feldlilie neben einer Lilie von Seidenzeug.

„Meine Liebe", redet er sie an, „wie süß ist dies Wort in Eurer italienischen Sprache! In ein Buch, das Euch gehört, kann ich nichts als meine Leidenschaft schreiben. In diesem Worte: meine Liebe! ist mein ganzes Dasein enthalten. Ich weiß jetzt, daß ich lebe und die Zukunft fürchte. Ihr werdet über mein Loos entscheiden. Mein Schicksal steht bei Euch, die Ihr jetzt achtzehn Jahre alt seid und vor nunmehr zwei Jahren das Kloster verließet. Hätte es dem Himmel gefallen, daß Ihr dort verblieben wäret oder daß ich Euch nicht vermält gefunden hätte. Allein jetzt ist Alles zu spät. Ich liebe Euch und Ihr liebt mich. Wenigstens benehmt Ihr Euch so, als ob Ihr mich liebtet. Es ist dies ein Trost für Das, was noch bevorstehen kann. Ohne Zweifel bin ich derjenige von uns Zweien, der mehr liebt, ich, der ich nicht aufhören kann zu lieben. Denkt bisweilen an mich, wenn das Meer und die Alpen uns trennen werden. Allein das kann nicht geschehen, wenigstens so lange Ihr es nicht gebietet."

Und nachdem er diesen Brief geschrieben hatte, ging er, wie wenn er sich bewußt wäre, daß das Sein durch seine Vergleichung mit dem Nichts definirt wird und die Liebe sich durch ihre Traurigkeit mit dem Tode verschmilzt, den Kirchhof zu besuchen, um den Schlaf der Todten im Schweigen und den Schmerz der Lebenden an den Inschriften zu lernen.

Endlich zog sich der Graf, obwohl nur zufällig, von diesem Aufenthalt zurück und die beiden Liebenden blieben allein. Von Bologna reisten sie nach Venedig. Von Venedig ging's in die Campagna, zu jenen schönen Häusern, von wo aus man die Alpen und die Adria und zwischen den Alpen und der Adria Venedig wie eine endlose Flotte von Krystall und Korallen sieht. Hier begeisterte Teresa ihren Geliebten, sie war gleichzeitig die Muse der Liebe und die Muse Italiens. Hier zeigte sie ihm mit beredten Worten den Schatten der Vergangenheit, die Hoffnungen der Zukunft und das Elend der Gegenwart. Hier erweckte sie durch ihr Lächeln und ihre Thränen prophetische Ideen von der Befreiung Italiens in ihm, die sich in unsern Tagen, unter unsern Augen wie ein Wunder des Glaubens an unserem Jahrhundert verwirklicht hat. Hier vollzog sie seine Reinigung von den ephemeren Leidenschaften durch die einzige Leidenschaft der echten Liebe, indem sie ihn von den Orgien fern hielt und seiner stets regen Thätigkeit ein anderes Feld

Digitized by Google

in dem Cultus der Sache der Menschheit und im Kampfe für die Unabhängigkeit der Völker anwies.

So große Glückseligkeit konnte in Anbetracht der höchst delicaten und difficilen Situation, in der sich der Gemal, der Graf Guicioli befand, nicht von Dauer sein. Ich trete allen zeitgenössischen Geschichtsschreibern darin bei, daß man in Italien damals gegen den Ehebruch nachsichtig, sehr nachsichtig war. Worin ich mit diesen Schriftstellern nicht übereinstimme, ist, daß die Italiener diese Nachsicht von den Spaniern gelernt hätten. „Der Arzt seiner eigenen Ehre", „geheime Rache für geheime Beleidigung" geben für alle Zeiten ein Beispiel von dem Entsetzen, das der Ehebruch den Herzen der Spanier einflößte. Wo der Vierfürst von Jerusalem geboren ist, da ist kein Platz für den Cicisbeo Italiens. Wie weit indessen auch immer die Nachsicht in Italien ging, es mußte ein Jeder in diesem Falle dem Gatten Recht geben. Der Graf Guiccioli hatte von seinem größten Laster, dem Geiz verblendet, die öffentliche Meinung gegen sich aufgebracht. Zuerst ging die Reise Teresa's und Byrons nach Venedig mit seiner Erlaubniß vor sich. Sodann wollte er den Schatzmeister über Byrons Einkünfte machen, um in Gold zu gewinnen, was er an Ehre verloren hatte. Endlich kam es zum Scheidungsproceß. Nach dem von dem Grafen verlorenen Proceß erschien ein päpstliches Breve, das die Trennung aussprach. Teresa verließ bereitwillig ihre Paläste, ihre Equipagen, ihre Reichthümer, die Gesellschaft für die Liebe des Dichters.

Währenddem traf Teresa's Familie das Verbannungsurtheil. Ihr Vater war der Graf Gamba, der aus jenen tapferen Provinzen der Romagna stammte, welche die aragonischen Provinzen Italiens sind. Die Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande, die in dieser Familie wohnte, empfing den Lohn, den derartige Gesinnungen stets empfangen: die Verbannung. Die Familie Gamba, in deren Schooß Teresa nach ihrer gesetzlichen Scheidung zurückgekehrt war, flüchtete sich in das liebliche Toscana, in das einsame Pisa, in jene Klosterstadt, jene Kirchhofstadt, die für große Betrübnisse wie geschaffen ist. Hierher kam auch Lord Byron.

Das Hauptverdienst Teresa's besteht darin, daß sie für den Dichter keine egoistische Leidenschaft hatte. Sie liebte seinen Ruhm mehr als seine Person und noch mehr als seinen Ruhm seine Tugend. Sie zog ihn aus dem Schlamme, läuterte ihn, erhob ihn und flocht ihm die Aureole der Reinheit um die Stirn. Und dann weihte sie dieses große Herz, anstatt es ausschließlich für sich zu beanspruchen, der Menschheit. Sie erkannte, daß Byron nicht allein dem Geschlecht der Männer der Ideen, sondern auch dem Geschlecht der Männer der That angehörte. Er war ein Held Griechenlands durch seine bildschöne Gestalt, ein Dichter des Nordens durch seine Gedankentiefe; in der einen Hand trug er die Leier und in der andern das Schwert. Anstatt ihn der Idee und der That zu entfremden, um ihn zu den Freuden einer befriedigten Liebe zurückzuführen, wies sie Achill auf das Schlachtfeld und erklärte ihm, daß er ihres Herzens um so würdiger sein solle, je mehr er für die Völker kämpfe. Sie zog allen flüchtigen Vergnügungen, allen Befriedigungen ihrer Eigenliebe und ihres Stolzes die Vereinigung der beiden Seelen am Altare der Entsagung vor. Teresa erweckte in seiner Brust die Liebe zur Tugend und die Liebe zum Ruhme wieder, den Byron so oft verachtet und verwünscht hatte. Teresa lehrte ihn Italien und die Streiter für Griechenland lieben, die beiden Nationen, deren antike Genien für alle Ewig-

keit im Geschlechtsregister aller Genien der Welt ihre Stelle behaupten werden. Schließlich lehrte sie ihn auch zu sterben. Und indem sie ihn lehrte, für Alle zu sterben, anstatt für einen Einzigen zu leben, sicherte sie seinem Namen die glorreichste aller Wandlungen, das Märtyrerthum und seiner Unsterblichkeit den schönsten aller Tempel, das Herz der Völker. Teresa würde unsterblich sein wie Heloise, wie Isabella di Segura, wie Sappho, wäre sie unter den Pinien Italiens, am Strand des Arno, dem glorreichen Witwenthum der Liebe Byrons treu geblieben. Im Jahre 1820 erschien sie als eine Muse. Im Jahre 1868 war sie eine reiche und alte Marquise, die auf das Grab des Dichters ein unverdautes Buch niedergelegt hat.

Wir nahen uns Byrons letzten Tagen. Hier endigt das Leben und es beginnt der Tod. Hier zerfällt die in Enttäuschungen erstarrte irdische Hülle vom Feuer des Glaubens geläutert und die Flügel der Seele öffnen sich weit in ihrer ganzen Ausdehnung. Hier beginnt das Leben Dichtung zu werden, der Dichter ein Held, das Grab ein Altar und der Tod Unsterblichkeit. Hier reißt er sich für immer von dem geliebten Weibe los und bereitet sich zur Vermälung mit der Freiheit vor; der ewigen Braut der großen Seelen, der fruchtbaren Mutter der Helden. Hier vergehen alle Wahne, alle Laster verrauchen, alle Zweifel schwinden, alle Leidenschaften haben ein Ende — der Schalk von London, der Libertiner von Venedig und der Dichter der Verzweiflung bekehrt sich zu einem der Märtyrer der Menschheit, der durch das Opfer seines Todes die Irrthümer und Fehltritte seines Lebens mit Verklärung krönt. Es werden viele besser als dieser Mann zu leben, aber wenige wie er auf eine Pilgerfahrt für die Freiheit, im Kampfe für die Unabhängigkeit Griechenlands, zu Füßen jener idealen Nation, jener Künstlernation, die das wahre Vaterland seiner Seele war, und die ihn ewig neben Homer, Aeschylos, Pindar, Miltiades und Aristides, jenen Männern, welche die Gestirne des Horizonts der Zeiten sind, unter ihre eigenen Dichter und ihre Helden zählen wird, zu sterben wissen.

Es war im Monat April, am Morgen nach dem Ostertage. Die Natur wachte wieder auf mit ihren Schmetterlingen, mit ihren langen Tagen, mit ihrer lauen Wärme, die unter dem südlichen Klima im Frühjahr so entzückend ist. Die Kirche feierte die Auferstehung Christi. Byron ahnte die Auferstehung Griechenlands. Nichts destoweniger warf ihn der Kampf, die Ungewißheit, der Zwiespalt mit der schmutzigen Wirklichkeit, in der sich seine Seele aufrieb, der Schmerz, die tödtliche Pest, die der Krieg stets in seinem Gefolge hat, darnieder und lassen ihn sinken und fallen unter der Fahne der Freiheit, in die er sich einhüllt, um zu sterben wie Cato und wie Brutus im Schatten der Republik. Byron war damals kaum sechsunddreißig Jahre alt. Er beugte sich dem Tode wie ein von Früchten und Blüthen beschwerter Baum. Es war an einem schönen Morgen, die Sonne ließ ihre ersten Strahlen auf die letzten Thautropfen fallen, die Vögel stimmten ihre Chöre an, gleich als wollte die Natur dem Siege des Dichters einen Hymnus weihen. In seinen Fieberphantasien glaubte er die Mauern von Lepanto zu stürmen und in der That stürmte er die Mauern der Ewigkeit. „Leb wohl!" rief er, „leb wohl!" wie wenn er sich in ein anderes Land verliere. Sein letztes Wort war: „Vorwärts!" gleich als wolle er seine weinenden Soldaten und seine trostlosen Freunde ermuthigen, indem er sie der Fortdauer seines Lebens in anderen Regionen versicherte.

Digitized by Google

Die Frauen des Grafen Sillern.

Novelle von **Theodor von der Ammer.**

(Schluß.)

Frau Berg führte die Gräfin an das Sopha. Mit tiefem Mitleiden gewahrte sie die Veränderung, die an der jugendlich blühenden Erscheinung vor sich gegangen war. Die frühere duftige Zartheit des Gesichtchens hatte jetzt einen nur allzu ätherischen, krankhaften Charakter angenommen, der durch den melancholischen Ausdruck der großen, wasserblauen Augen unendlich wehmüthig berührte. Sie war eigentlich schöner geworden, doch es war eine jener Schönheiten, die fesseln durch den ihnen entströmenden Schmerz. Es giebt Menschen, auf welche solche Verkörperungen des allgemeinen Weltschmerzes magnetisch wirken durch den feuchten Glanz ihres in Thränen gebrochenen Auges.

„Ich danke Ihnen, Gräfin, daß Sie daran gedacht haben, was Sie mir damals versprochen", sagte Frau Berg. „Erholen Sie sich erst, dann schütten Sie mir Ihr Herz aus. Vieles habe ich schon vom Verwalter Müller erfahren, der eben bei mir ist."

„Er ist hier?" frug Irene. „Dann muß ich gehen. Mich darf Niemand sehen."

„Für's Erste braucht er Sie auch nicht zu sehen, wenn Sie es nicht wünschen. Vielleicht aber kann uns der rechtschaffene Mann durch seinen Rath nützlich sein."

„Wer soll hier rathen können! Nur um kurze Zeit ruhen zu können, habe ich ein Asyl bei Ihnen gesucht. Sie sehen ein gebrochenes, todtkrankes Geschöpf vor sich, dem nicht mehr geholfen werden kann."

„Getrost, arme Freundin! Sie sind schwer heimgesucht worden, ich glaube es Ihnen. Aber was Freundschaft thun kann, soll geschehen, und diese hat schon manche schwere Wunde geheilt."

„Wie gütig Sie sind gegen mich, deren Dasein doch Ihnen selbst schon so viel Leid verursacht hat. Aber Sie kennen die Fülle des Elendes nicht, das mich getroffen hat."

„Sie werden es mir offen enthüllen, ich bitte darum. Doch vorerst die Frage, wo und wie lebten Sie seit Ihrer Abreise von Ostdorf? Warum eilten Sie nicht direct zu mir?"

„Der Gedanke der Flucht kam über mich ohne vorherige Ueberlegung. Ich nahm was ich in meinem Schreibtische an Geld liegen hatte, es waren zweihundert Thaler, und ging fort."

„Sie gingen nach einem drei Stunden weit entfernten Dorfe?"

„Ja, dort schrieb ich meinem Manne einen kurzen Brief, damit man nicht in Sorge um mich sei."

„Schrieben Sie ihm, wohin Sie gehen?"

„Nein. Ich schrieb nur, er werde Weiteres hören."

„Dachten Sie daran zu mir zu gehen?"

Digitized by

„Ja, da ich aber um Mittag floh, wagte ich es nicht direct nach unserer Bahnlinie zu gehen. Auch den folgenden Tag fürchtete ich, man könnte mich finden und zurückbringen. Ich ging an diesem Tage noch vier Stunden in entgegengesetzter Richtung, gestern noch sechs Stunden. Da kam ich an die Westbahn und bin auf dieser mit dem Nachtzuge hierher gefahren."

„Sie waren also schon heute Morgen hier?"

„Ja. Ich ging in ein Hotel. Ich war erschöpft von dem vielen Gehen, von der Angst, die ich immer gehabt habe, wenn mir ein Bauer, ein Handwerksbursche begegnete, die mich alle mit verwunderten Blicken ansahen. Aber, als ich am Ziele war, da konnte ich's auf einmal nicht mehr über's Herz bringen, zu Ihnen zu gehen. Mein Gefühl sträubte sich gegen den Gedanken, in meiner Noth dahin zu gehen, wo ich Unheil gestiftet habe. Die Kellner, die Herren, die aus- und eingingen, sahen mich im Hotel so spöttisch lächelnd an, daß mir die Röthe in's Gesicht stieg. Ich blieb bis Mittag in meinem Zimmer, dann ging ich, von innerer Unruhe getrieben, planlos in der Stadt umher. Dann sah ich in einer Kunsthandlung eine große Photographie von Ihnen. Ich sah Sie lange an. Dann kam ich hierher."

„So lange haben Sie gezögert? Doch Sie sind gekommen und jetzt bleiben Sie als liebe Schwester bei mir und erholen sich."

„Erholen!" seufzte die klagenden Augen nach Oben gerichtet Irene. „Nur ruhen will ich, entgegenruhen der — ewigen Ruhe!"

„Keine solchen Gedanken! Gar viel kann der Mensch ertragen und auch die stärkste Wunde heilt die Salbe Lebensmuth."

„Aber sie heilt den in der Aufregung hülfloser Verzweiflung erschütterten Körper nicht. Da ist's, wo ich ihn fühle, den unheilbaren Todeskeim."

„Arme, arme Frau! Was müssen Sie gelitten haben!"

„Unsägliches! Ein hungerndes Bettelweib kann sich eine Königin gegen mich dünken."

„Und dennoch wollen wir hoffen, daß unter wohlwollenden, Sie liebenden Menschen in einem ruhig dahinfließenden Leben mit der Gesundheit der Seele auch die des Körper's wiederkehre. Der Lebensmuth der Seele er wirkt auch auf den Körper, mehr als Bäder und Arzeneien."

„Ja, wer wie Sie, eine starke, hochfliegende Seele hätte, die das Leben mit ganz anderen Augen betrachtet, als ich, ein unerfahrenes Mädchen, das sich auf einmal in eine Welt versetzt sah, so entsetzlich, wie es niemals hätte ahnen können. Für mich war es zu viel und, ich glaube sagen zu können, für alle Frauen mit wenigen Ausnahmen!"

„Graf Sillern liebt Sie nicht?"

„Wie ruhig Sie, seine geschiedene Frau, das fragen können!"

„Ich habe es jetzt überwunden, nach schwerer Zeit. Ihr Schicksal ist es, das mich jetzt interessirt. Mein Drama steht nicht mehr auf dem Repertoire meiner Seele."

„Ich glaube nicht, daß Karl mich liebt. Ja, damals, als er mich — nicht hätte lieben sollen und einige Zeit noch nach dem Tode Papa's — —!"

„Und dann?"

„Es kam so gar viel, noch ehe wir verheirathet waren, über ihn, was ihn verstimmte, wenn auch ich nichts dafür konnte und dann — unsere Nachbarn, sie sahen unsere Heirath nicht gerne und verleugneten uns. Das mußte ihn bitter kränken. Ich hätte ihm gerne durch meine Liebe einen Trost, einen Ersatz gewährt. Er wollte nicht. Er kümmerte sich nicht um mich, er

Digitized by Google

suchte vielmehr meine Gegenwart zu vermeiden. Sie verstimmte ihn. Ach, wie viel Thränen habe ich darum vergossen! Es war aber das Aergste noch nicht."

„Noch Aergeres?"

„Ja. Ich hätte dieses schwere Leid, mich von meinem Gatten nicht geliebt, als ihn drückende Last zu wissen, mit Geduld ertragen können, so hart es war. Es kam aber das Unerträgliche, das diesen Mangel an Liebe meines Gatten recht entsetzlich machte. Wir empfingen häufig Herrenbesuche, die mein Mann aus der Residenz zu sich lud. Unter ihnen kam am häufigsten ein Graf Königsstedt."

„Ich kenne ihn."

„Sie kennen diesen elenden Menschen?"

„Er kam sogar bisher in mein Haus. Ich wußte nicht, daß er ein solcher Schurke sei."

„So hören Sie! Meine Mutter . . . mir schaudert, wenn ich daran denke, von einer Mutter solche Dinge erzählen zu müssen . . . protegirte ihn sehr, während mir sein zudringliches Wesen um so unheimlicher war, als er immer die Abwesenheit Karl's benutzte, um nicht von meiner Seite weichend mir die frechsten Schmeicheleien, und als er sich sicher fühlte, die abscheulichsten Anträge zu machen. Sicher aber fühlte er sich, weil meine Mutter ihn auf's Kräftigste unterstützte, in seiner Gegenwart mich wegen meiner Blödigkeit, wie sie es nannte, verhöhnte und über die Vernachlässigung Karl's frivole Scherze machte. Wenn wir allein waren, schalt sie mich aber geradezu aus, daß ich so thöricht sei, den Anträgen Königsstedt's kein Gehör zu schenken. Ich bat einmal Karl, mich von den ständigen Besuchen dieses Menschen zu befreien. Er antwortete darauf mürrisch: „Soll ich vielleicht mich mit einer Eifersuchtsscene blamiren? Verschone mich mit solchen Sentimentalitäten." Ich war auf mich selbst angewiesen gegen Königsstedt und meine Mutter, die mit wachsendem Eifer ihm Vermittlerdienste leistete. Fand ich sogar eines Tages den Riegel und den Schlüssel meines Schlafzimmers entfernt und mußte die Thüre mit Möbeln verrammeln. Diese Vorsicht war nicht unnöthig, denn eine halbe Stunde später hörte ich Königsstedt, der öffnen wollte. So lebte ich als Frau vom Hause. Ich verbot ihm endlich nach dieser Affaire seine Besuche, aber er kam trotzdem, weil meine Mutter ihn wieder einlud. Je mehr diese entsetzlichen Verhältnisse sich steigerten, desto weniger wagte ich es meinen finsteren, gleichgültigen Gatten um Hülfe anzurufen. Endlich erhielt ich einen Aufschluß über das räthselhafte und abscheuliche Gebahren meiner Mutter. Sie sagte mir eines Tages, sie habe auf Karl's Namen einen Wechsel gefälscht und Königsstedt wolle ihn sofort decken, wenn ich ihm Gehör schenkte, was sie von mir geradewegs unter Schmähungen und Drohungen verlangte. Damals war es, daß ich im Schloßteiche den Tod suchte. Als mich Verwalter Müller gerettet hatte, schwieg meine Mutter vollständig. Sie sprach kein Wort mit mir. Karl besuchte mich öfters am Tage, er war nicht zärtlich, aber er frug ängstlich und, wie mir schien, fast scheu, als gäbe er sich die Schuld an meinem Entschlusse, nach meinem Befinden. Meine Mutter mußte mit Königsstedt correspondiren, denn er blieb aus bis ich wieder so ziemlich erholt war. Als er dann wieder kam, vermochte ich es doch nicht, soviel ich auch geduldig ertragen hatte, diesen Menschen zu sehen. Ich floh. Das ist in wenig Worten die Geschichte, die unerhörte Seelenfoltern in sich schließt."

Digitized by Google

„Sie haben Gräßliches gelitten!“ ſagte Frau Berg, die Hände der weinenden Gräfin erfaſſend. „Doch haben Sie ſchon Muße gefunden an die Zukunft zu denken? Sie wollen ſich vom Grafen Sillern ſcheiden laſſen? Sie haben wahrlich keine Schwierigkeit Gründe zu finden, wie es bei mir der Fall war.“

„Nein, ich will mich nicht ſcheiden laſſen; es wäre zu beſchämend für Karl, in ſo kurzer Zeit ſich von der zweiten Frau geſchieden zu ſehen. Es iſt der Leute wegen.“

„Sie haben ein gutes Herz! Er hat das wahrlich nicht um Sie verdient. Sie wollen alſo zurückkehren, wenn Ihre Mutter nicht mehr im Hauſe iſt? So vermuthe ich.“

„Ach nein! Meine Mutter würde niemals gehen . . .“

Das hinge doch nur von einem hier ſehr gerechtfertigten Machtwort des Grafen ab.“

„Karl vermag dies nicht ſo leicht als Sie glauben. Sie übt in anderer Art über ihn eine ebenſo große Gewalt aus, als ſie es über mich gethan hat.“

„In welcher Art?“

„Sie führt das Regiment auf den beiden Gütern, das er ihr, ich weiß nicht weshalb, vollkommen überlaſſen hat und hat dadurch auch ihn, der ſich um nichts bekümmert, ganz in Händen. Jetzt, wo Verwalter Müller fort iſt, wird dies wohl noch mehr der Fall werden.“

„Das ſind ja entſetzliche Zuſtände! Es iſt allerdings Ihre Mutter; gleichwohl müſſen Sie ſelbſt zugeben, daß vor Allem ihrem Treiben ein Ende gemacht werden muß, wenn überhaupt Etwas gethan werden ſoll.“

„Leider haben Sie Recht! Ich kann meine Mutter nicht in Schutz nehmen. Allein, wenn ſie auch ginge, wäre es wohl für Karl beſſer, aber für mich würde nichts geändert. Ich weiß, daß ihn meine Anweſenheit nur peinigt. Davon will ich ihn befreien, indem ich von ihm getrennt lebe.“

Frau Berg ſah eine Weile nachdenklich zu Boden. Dann ſagte ſie:

„Auch iſt eine ſolche Trennung für Sie unumgänglich nothwendig. Ich mache Ihnen einen Vorſchlag. Da Sie eine Scheidung jetzt nicht wollen, eine derartige Trennung aber ein halber Zuſtand iſt, ſollten Sie dem Grafen eine Bedenkzeit geben von einem Jahre etwa. Vielleicht daß er in dieſer Friſt erkennen lernt, was er in Ihnen verliert und als reuiger Mann zu Ihnen zurückkehrt. Wenn dann auch, was zuerſt geſchehen muß, es Ihrer Mutter unmöglich gemacht iſt, auf Sie ihre unheilvolle Macht auszuüben, dann kann Alles wieder gut werden!“

Gräfin Irene lächelte melancholiſch.

„Dann kann Alles wieder gut werden!“ wiederholte ſie, mit dem Kopfe nickend.

„Wollen Sie mir das überlaſſen?“ frug Frau Berg. „Ich fahre dann morgen nach Oſtdorf und ſpreche mit dem Grafen.“

„Sie? Sie wollten ſelbſt . . .?“

„Das ſetzt Sie in Staunen? Der Graf mußte ohnehin erfahren, daß Sie bei mir ſind. Wenn ich ihm dies perſönlich mittheile, verhüte ich Mißdeutungen, welche wenigſtens Ihre Mutter unterlegen könnte und gerade von meinem Auftreten erwarte ich eine entſcheidende Wandlung im Gemüthe des Grafen. Wenn Sie ihm nur ſchreiben, läßt er Sie gleichgültig ziehen und Sie vertrauern Ihre Jugend in dem troſtloſen Zuſtande einer von ihrem

Digitized by Google

Manne getrennt lebenden Frau. Ich bringe den Grafen zu einem reumüthigen Geständniß, wie schwer er gegen Sie gefehlt. Dann aber darf Ihre Herzensgüte Sie nicht überwältigen, wenn er Sie bereuend zu sich ruft. Diese Frist eines Jahres ist für Euch Beide zur Heilung nothwendig."

Weinend sank Gräfin Irene an den Busen der Schauspielerin.

„Sie wollten in solchem Edelmuthe mir Karl's Herz wieder gewinnen?" rief sie. „Wie habe ich das verdient! Aber es wird zu spät — ein Jahr — glauben Sie mir, in einem Jahre lebe ich nicht mehr!"

„Keine solchen Gedanken! Unterdrücken Sie diese immer wiederkehrenden Gespenster! Auch bieten wir dem Sünder nur ein Bußjahr, wir können die Frist immer im Gnadenwege verkürzen."

„Ach, nur einmal ein zärtliches Wort, einen liebevollen Blick von ihm und ich bin zufrieden!"

„Wir werden es erreichen, liebe Freundin! Ich führe Sie zum zweitenmale in seine Arme. Bis dahin betrachten Sie meine Wohnung als Ihr Heim, mich als liebend für Sie besorgte Schwester!"

Damit umarmte sie die Gräfin und küßte sie herzlich auf Mund und Wange.

Diese rief, ihre Küsse erwiedernd:

„Wie wohl thut es bei guten Menschen Liebe zu finden."

Bereitwillig ließ sie sich in das anstoßende Boudoir führen, wo Müller und Marie sie begrüßten. Die anfängliche Befangenheit, welche durch die überraschende Mittheilung der Frau Berg, daß sie nach Ostdorf gehen werde, noch gesteigert worden war, wußte diese durch einen geschickten Gesprächston bald zu heben und es entwickelte sich eine Unterhaltung, in welcher Irene zwar wenig selbstthätig, aber als aufmerksame Zuhörerin theilnahm. Gegen Abend kam Doctor Held. Erst erstaunt, als er den Namen „Gräfin Sillern" hörte, weilte sein Blick bald sympathisch auf der zarten, melancholisch schönen Erscheinung Irenen's. Er sprach sehr viel und sehr anregend, wofür ihm Frau Berg wiederholt dankbar zunickte. Auch Müllers Persönlichkeit und sein angenehmes Auftreten, seine einfache, aber kluge Redeweise gefielen ihm wohl, was ihn um so mehr zur Gesprächigkeit ermunterte. Frau Berg hatte nicht Gelegenheit gehabt, ihn über die Verhältnisse ihrer Freundin näher aufzuklären. Sie hatte sich mit der kurzen Andeutung begnügt:

„Die Gräfin wird auf lange Zeit meine Hausgenossin werden. Ihr werdet Euch also noch näher kennen lernen."

Zu Irene und Müller hatte sie gesagt:

„Ihr seht in Doctor Held meinen liebsten Freund, den Vertrauten meines Herzens."

Müller hatte inzwischen schon von Marie Held's Stellung erfahren, Irene ahnte sie aus der Art der Begrüßung und des munteren Verkehres der Beiden, obwohl sie in Gegenwart Dritter statt des vertraulichen „Du" sich mit dem conventionellen „Sie" anzusprechen pflegten. Diese Wahrnehmung, daß Claudia's Herz ein neues Ziel gefunden hatte, that ihr wohl, weil sie dadurch ihre seltsame Stellung wesentlich erleichtert fühlte. Doctor Held war allein im Unklaren über die an den unerwarteten Besuch gerade dieser Dame ohne Zweifel sich knüpfenden besonderen Verhältnisse. Sein Blick fiel daher während des Sprechens oft neugierig fragend auf die Gräfin. Diese saß in einer Ecke des Sopha's, wohin das Licht der Lampe schwächer drang, so daß die eine Hälfte ihres Gesichts immer ganz beschattet war,

Digitized by Google

während die erleuchteten Partien desselben in ihrer durchsichtigen Blässe unter der Wirkung des von einem grünen Schirme gedämpften Scheines etwas nixen- oder waldfeenartiges annahmen. Wenn sie die traurigen, immer wie thränenfeucht schimmernden Augen langsam aufschlug und auf den eben sprechenden Anwalt richtete, nahm die helle Bläue derselben einen grünlich glitzernden Schimmer an und unter einer zufälligen Beleuchtung glänzte zuweilen ein kleines Pünctchen der Iris wie ein glühender Funke. Es lag, von dem Zufalle des Lampenlichtes herbeigeführt, in diesem Blicke der bleichen, jungen Frau Etwas, das wie magnetisch auf Held wirkte und er stockte dann kaum merklich in seinem Gespräche. Es lag etwas unheimlich Wehmüthiges darin, das an Ammenmärchen und Geisterspuk erinnerte und doch auch ein Reiz, der seinen Blick festbannte und es ihn bedauern ließ, wenn dieses Augenpaar sich niedersenkte und im Halbschatten ruhte.

Die kleine Gesellschaft hatte sich so gut zusammengefunden, daß auch Irene zuweilen ein Lächeln über die Lippen brachte. Doch ging man zeitig genug auseinander. Frau Berg sagte dem verwunderten Held erst jetzt von ihrer morgigen Reise und seinem stumm fragenden Blick erwiederte sie leise:

„Es ist sehr wichtig. Das Nähere hörst Du, wenn wir uns wiedersehen."

Damit zufrieden nahm er es mit eifriger Bereitwilligkeit an, als die Geliebte ihm für den kommenden Tag die Gräfin zur Obsorge empfahl. Beiden Damen die Hand küssend verabschiedete er sich von Müller begleitet, der Marien an der Thür einen schüchternen Kuß auf die Stirne drückte und ihr morgen noch in der Residenz zu bleiben versprach.

Die zwei Herrn tranken noch in einer Restauration ein Gläschen Wein und hier erfuhr Held das Wesentliche von Irene's Lage.

VI.

Am folgenden Nachmittage fuhr eine einfache Chaise vor das Schloßthor von Ostdorf. Der alte Portier war nicht wenig erstaunt, aus derselben eine elegante, gegen die kühle Herbstluft durch einen weiten grauen Umhängemantel ohne Aermel geschützte Dame steigen zu sehen. Sein Erstaunen steigerte sich zu einem sprachlosen Aufreißen der Augen und des zahnlosen Mundes, als er in der Dame seine einstige Herrin erkannte und diese ihm freundlich die kleine Hand mit den Worten reichte:

„Guten Tag, Thomas! Ich wünsche den Herrn Grafen zu sprechen."

„Gnädigste Gräfin! Was ist das!" rief er erst nach einer Weile die Hände zusammenschlagend. Dann meinte er mit einem verlegenen Gesicht:

„Der Herr Graf . . . ich will sehen . . ."

„Er wird für mich zu sprechen sein, lieber Thomas", schnitt ihm Frau Berg die Worte ab, „wenn Sie ihm sagen, ich bitte ihn dringend um einige Worte."

Kopfschüttelnd ging der alte Mann der Treppe zu. Frau Berg folgte ihm langsam.

Es war nicht allein der wahr empfundene Antheil an Irenen's Geschick, es war auch ein neu erwachtes, lebhaftes Interesse an dem ehemaligen Gatten, das sie hierher führte. Aus Müller's und Irenen's Erzählungen hatte sie entnommen, daß Graf Sillern, so sehr er schuldig war, doch ebenso sehr unter dem Druck unverschuldeter unglücklicher Verhältnisse litt, was seine

Digitized by Google

Schuld zu mildern schien. Eine edle Frau aber vergißt nie den Mann, den sie einmal geliebt hat, wenn sie auch von ihm gekränkt wurde; wenn selbst ihr Herz für einen Anderen fühlt bleibt das Gefühl der Theilnahme für sein Unglück. Aber es liegt gleichfalls in der Natur des Weibes, niemals zu vergessen, was es einst gehaßt hat. Bedeutend wurde Frau Berg's Entschluß nach Ostdorf zu gehen durch das Gefühl einer fast wollüstigen Befriedigung gefordert, welche sie bei dem Gedanken empfand, die verhaßte Baronin Wendingen neuerdings und diesmal noch vollkommener demüthigen, womöglich vernichten zu können.

Ihr Puls ging unruhiger, sie empfand lebhaftere Wallungen des Blutes, als sie die wohlbekannte Treppe emporstieg und erst als sie vom Corridor herab die Stimme der verhaßten Baronin hörte: „Sagen Sie, der Graf will sie nicht sprechen, er hat mit ihr nichts zu sprechen!" wurde sie ruhiger.

So hörte sie, die einstige Gebieterin in diesem Hause, von sich sprechen und zornig ballte sich ihre Hand zur Faust.

Jetzt zuckte sie unwillkürlich zusammen und hielt sich fester an das Geländer. Sie vernahm die Stimme Desjenigen, den sie einmal „Gatte" zu nennen gewohnt war.

„Was ist das? — Mama, ich bin der Herr des Hauses und ich habe zu bestimmen, wen ich sprechen will oder nicht. Ich lasse der Gräfin sagen, daß ich sie in meinem Salon erwarte."

Frau Berg hörte auf der einen Seite eine Thür heftig zuschlagen, auf der andern die Tritte des Grafen verhallen. Sie war bereits die Treppe heraufgestiegen, als Thomas ihr entgegen kam, ihr den Befehl des Grafen zu melden. Sie nickte nur mit dem Kopfe und schritt eilig an den Reihen der alten Rococoherrn und Damen, welche die Wände des Corridors mit ihren etwas schwärzlich angehauchten Gesichtern schmückten, vorbei einer Flügelthüre zu, über welcher ein mangelhaftes Gemälde, Schloß Ostdorf im vorigen Jahrhundert darstellend, mit dem Sillern'schen Wappen in der rechten Ecke und der goldenen Inschrift in dem blauen Himmel „grävl. Sillern'sche Hofmarch Ostdorf" hing. Wie oft hatte sie mit dem Gatten über die komische Perspective der Alleen und Felder, über die tiefen Referenzen, die zwei Diener dem eben auf bäumenden Rosse in's Schloß einreitenden Herrn Grafen mit der Allongeperrücke machten, über den auf die Erde streifenden Schweif des kolossalen Pferdes gelacht! Wie glücklich war sie einmal in diesem Zimmer gewesen von des Grafen Armen umschlungen auf dem Sopha sitzend! Diese und manche andere Bilder flogen an ihrem Gedächtnisse vorüber, Thomas, der ihr gefolgt war, öffnete hurtiger, als sie gewünscht hatte, die Thür und sie stand vor dem vormaligen Gemal. Die Thür schloß sich wieder geräuschlos. Graf Sillern trat auf sie zu.

„Claudia!" sagte er mit gedämpfter Stimme. „Was bedeutet Ihr Besuch in diesem für Sie hassenswerthen Hause?" und scheu bot er ihr seine Hand.

Sie warf einen prüfenden Blick in sein Gesicht, in welchem sie eine häßliche Veränderung sah. Nicht Traurigkeit oder Ernst, Mißlaune, nervöse Reizbarkeit, war in diesen Fältchen an den Schläfen und über der Nase zwischen den Augen zu lesen.

„Ich komme als Abgesandte Ihrer Frau!" erwiederte Frau Berg und aus dem Tone ihrer Stimme klang eine tiefe Bewegung hindurch, so ruhig und kalt auch ihre Züge blieben.

„Meiner Frau? Sie?“ frug Sillern erstaunt.

„Ihre Frau ist bei mir und hat mir Alles mitgetheilt. Auch Müller besuchte mich und hat Vieles erzählt. Darüber mit Ihnen zu sprechen bin ich hier.“

„Ich verstehe Sie, Claudia! Sie kommen, wie Sie es damals sagten, mich zu verdammen, mir zu fluchen! Thun Sie es, ich hab' es verdient, so schwer ich auch dafür büße! Aber meine Frau, meine arme Frau, wie kommt sie zu Ihnen?“

„Sie hat es mir damals versprochen, wenn sie einer Hülfe bedarf, zu mir zu kommen. Sie bedarf jetzt derselben gar sehr. Doch nicht um Ihnen eine nutzlose Strafrede zu halten, ein Urtheil über Sie zu fällen, bin ich da, sondern, so Gott will, Sie und die arme Gräfin zu retten, Euch wieder zu vereinen!“

„Claudia! Kommen Sie als eine gütige Fee in dieses Haus des Elendes, des Fluches? Sie nehmen sich in Freundschaft Derjenigen an, die Ihnen mein Herz geraubt, Sie wollen mich erlösen, der Sie so schwer gekränkt hat? Wie soll ich sie fassen, diese Seelengröße? Soll ich Ihnen sagen, was ich in zu später Reue mir oft gesagt, wie wahnwitzig verblendet ich war, eine solche Perle . . .“

„Keine Rückerinnerungen, Graf, an das Unabänderliche! Was wir einst einander gewesen sind, gehört nicht hierher.“

„Gehört nicht hierher! Claudia! Dieses schöne, edle Herz, das ich verkannt habe, es sollte gar nichts mehr, gar nichts mehr fühlen für —“

„Es fühlt das tiefste Mitleid mit Ihnen!“

„Mitleid! Mitleid! — Ach ja! Ich darf darüber froh sein, s'ist ja schon mehr, als mir gebührt!“

„Es dürfte nicht mehr fühlen, wenn es auch wollte! Auch wäre ich — dann nicht hierher gekommen! Damit Sie diese unfruchtbaren Reminiscenzen sich völlig aus dem Kopfe schlagen, mögen Sie wissen, daß ich liebe und wieder geliebt werde!“

Der Graf sah sie seltsam fragend an.

„Ja, Graf, ich habe von dem Rechte Gebrauch gemacht, das Sie mir durch die Scheidung gaben!“ erwiederte Frau Berg.

„Es ist wahr, Sie haben wohl daran gethan, den Unwürdigen zu vergessen, der Sie nicht zu schätzen wußte! Ich weiß es ohnehin, was nützen Klagen, reuevolle Vorwürfe . . .“

„Ich habe Ihnen längst verziehen, daß Sie mir damals so unverdient wehe thaten; daß ich Sie aber nicht vergessen habe, werden Sie sehen. Nicht dahin sollen sich Ihre Selbstvorwürfe wenden, sondern nach dem schweren Leide, das Sie Derjenigen zugefügt haben, an die Sie der neue Eid der Treue band.“

„Die arme Irene!“

„Wer hat sie „arm“ gemacht?“

„Ach! Gewiß hat sie mir die ganze Schuld gegeben! Und doch, ich bin schuldig, ich habe sie in den Schloßteich getrieben, das ist Alles wahr, aber, wenn Sie wüßten . . .“

„Irene liebt Sie von ganzer Seele . . .“

„Sie liebt mich noch?“

„Gewiß, und sie hat Ihnen nicht so viel Schuld zugeschrieben, als Sie

Digitized by Google

wirklich in meinen Augen tragen. Ich weiß es von der Gräfin und von Müller, daß die Verhältnisse . . ."

„Also diese kennen Sie? Und meine Schuld ist, daß ich dafür die Unschuldige leiden ließ? Ja, Sie haben Recht, ich dacht's ja selbst oft genug, aber . . ."

„Aber Ihr Grundfehler ist Ihre Willensschwäche, Ihr keines ernsten Entschlusses, keines Widerstandes fähiges Gemüth. Nach momentanen Impulsen handeln Sie, und wenn dann nicht Alles gerade so geht, wie Sie geträumt haben, werden Sie verstimmt, fühlen sich unglücklich, aber denken nicht daran, wie Sie zur Besserung der Lage handeln konnten, sondern legen, Ihr Verhängniß beklagend, die Hände in den Schooß."

„Sagen Sie es immerhin, ich bin kein Mann! Sie, gerade Sie, haben ja das vollste Recht dazu! — Aber was hätte ich thun sollen? Es war die unabänderliche Strafe, die dem Unrechte auf dem Fuße folgt."

„Entschuldigen Sie nicht Ihren Fehler mit der abergläubischen Vorstellung eines rächenden Schicksals! Was Sie so nennen ist ein zweites, größeres Unrecht, das aus dem gleichen Grunde, wie das erste Unrecht hervorging! Was Sie hätten thun sollen? Daß Sie nicht, ehe Sie so weit mit Gräfin Irene kamen, sich erkundigten, wie die Verhältnisse in der Familie Wendingen standen, was Ihnen Jedermann in der Gegend hätte sagen können, war Sache Ihrer blinden, willensschwachen Neigung. Aber, als Ihnen die Augen geöffnet wurden, hätten Sie allerdings etwas Anderes thun können, als es Ihrer Frau entgelten zu lassen. Wenn es auch Sie nicht angenehm berühren mochte, schon als Bräutigam große materielle Opfer bringen zu müssen — Sie liebten ja Irene! Diese Unannehmlichkeit — mehr war es bei Ihrem Reichthum nicht — hätte sich überwinden lassen im Hinblick auf die Liebe eines so reizenden Geschöpfes — und Sie wären glücklich geworden. Aber Sie mußten Ihre Frau Schwiegermutter von Anfang an kennen gelernt haben und hätten diese mit Energie von sich halten sollen, denn ihrem Einflusse ist das Wesentliche des Unglücks zuzuschreiben."

Der Graf lächelte bitter.

„Meine Schwiegermutter!" sagte er mit dem Kopfe nickend. „Sie haben Recht, das hätte ich thun können, wenn ich Irene noch geliebt hätte, als ich sie heirathete!"

„Wie? Schon damals war die Leidenschaft verraucht?"

„Ach, Claudia! Sie wissen nicht, wie gräßlich es war, Tag für Tag mit den gemeinsten Wucherern zu thun zu haben, in einem wahren Schlamme schmutziger Schulden, zweideutiger Handlungen, die an Betrug streiften, arbeiten zu müssen. Dazu kam das Benehmen der Baronin, welche jetzt kein Hehl daraus macht, daß sie in mir von jeher nur Denjenigen gesehen hatte, der diesen Augiasstall verrotteter Vermögensverhältnisse reinigen solle und die in jedem Worte, das sie sprach, in der ganzen Art, wie sie mir gegenübertrat, die herzlose Gewinnsucht bis zur Gemeinheit offenbarte, mich, wenn ich nicht sofort ihr zu Willen war, wenn ich mich bedachte, nach einem weniger kostspieligen Weg die Dinge zu ordnen, mit boshaften Nadelstichen quälte. So sehr ich mich sträubte, so wenig ich Irene irgend eine Schuld geben konnte, diese Dinge machten meine Liebe kühler und immer kühler, das Gefühl des Ekels über die das schöne Bild häßlich umrahmenden Zustände bekam täglich mehr Uebergewicht."

„Ich verstehe Sie, obwohl eine wahre Liebe solch' äußere Calamitäten

Digitized by Google

überwinden sollte. Aber Sie hätten, wenn Sie nicht mehr zurücktreten wollten, wenigstens trachten sollen, für die Zukunft sich den Platz zu säubern, um den Versuch einer Wiedererweckung der Liebe machen zu können, was ohne Zweifel gelungen wäre, wenn Sie mit der Gräfin ungestört allein hätten leben können."

„Wenn ich das gekonnt hätte!"

„Warum nicht? Sie brauchten blos zu handeln, statt den Verdruß über diese Verhältnisse zum Alleinherrscher Ihres Gemüthes zu machen."

„So hören Sie, warum ich es nicht konnte! Ich heirathete Irene, weil ich es dem Mädchen nicht anthun wollte, durch einen Rücktritt es an den Bettelstab und in die größte Schande zu stürzen, aus Mitleid. Aber ich hatte eine gewissenhafte Scheu, sie unter solchen Umständen, ohne sie zu lieben, als Frau zu betrachten."

„Verstehe ich recht? Irene wäre . . ."

„Sie haben mich verstanden. Der Mutter konnte dies kein Geheimniß bleiben und sie wünschte wohl aus Furcht für die Zukunft eine festere Gestaltung dieses allzu leicht lösbaren Bandes. Sie quälte mich bald mit spitzigen, höhnenden Bemerkungen, bald mit Vorwürfen, ohne daß ich es über mich bringen konnte mein Verhältniß zu Irene zu ändern. Ich bemerkte, daß sie mich verschonte wenn ich sie schalten und walten ließ, wie sie wollte. Um nun Ruhe zu haben, ließ ich sie gewähren. Im Besitze meines Geheimnisses, das sie mit Recht gegen mich als Vorwurf benutzen konnte, hatte ich keine Macht mehr gegen sie. Da kam das Elend auf den Höhepunct, als die Nachbarschaft uns desavouirte. Dies schmetterte mich vollends nieder. Ich versank in einen Zustand der Apathie, in welchem ich die Baronin thun ließ, was sie wollte. Nur Irenen's Anblick, das Bewußtsein, daß sie mich liebte, ohne daß ich sie lieben konnte, quälte mich. Ich suchte Zerstreuung in der Residenz, ich brachte Gäste hierher, die mich unterhalten sollten. Sie machten meiner Frau den Hof und ich konnte nicht mehr hören, daß man mich um sie beneidete, daß man mir Glück wünschte zu diesem Besitze, noch weniger aber konnte ich den Anblick meiner noch immer kokettirenden Schwiegermutter ertragen, die voll von Scherzen und Witzen war, während Irene in sanfter Trauer die Artigkeiten meiner Freunde über sich ergehen ließ und mir das Herz zerspringen wollte. Die Residenz und ihre nicht immer wählerischen Vergnügungen waren der Quell, aus dem ich gierig momentane Vergessenheit trank, bis Irene in den Schloßteich sprang. Seitdem bin ich ein todter Mann. Ich bin froh, daß ich sie in Freundeshänden weiß und will thun, was sie für gut hält. Ich selbst vergrabe mich hier wie ein Einsiedler und lasse meine Schwiegermutter meine Güter verwirthschaften."

„Thörichter, unglückselig thörichter Mann!" rief Frau Berg. „Zur haltlosen Gemüthsschwäche fügten Sie eine geradezu entsetzliche Gewissenslüge. Bedachten Sie denn niemals, daß es das Richtigere gewesen wäre, in den Armen der Gattin nach der verlorenen Liebe zu suchen, als diese nach Gegenliebe umsonst schmachten zu lassen?"

„Ich konnte sie nicht täuschen, nicht belügen!"

„Aber Sie konnten sie elend machen, sie sich im Liebesgrame verzehrensehen! Es wäre keine Lüge gewesen, wenn Sie ihrer Liebe entgegenkommend die Liebe zu gewinnen versucht hätten, die einmal Ihre Pflicht geworden war. Wollte man es selbst eine Täuschung nennen, wäre nicht das täu-

Digitized by Google

schende Glück für sie besser gewesen, als dieses Unglück einer pflichtwidrig rücksichtslosen Wahrheit? Edel glaubten Sie zu handeln und Sie handelten grausam. Für Sie waren die Folgen eine verdiente Strafe und das Netz, das Ihre Schwiegermutter um Sie zog, war von Ihnen selbst gesponnen. Aber hören Sie, welche unverdient schrecklichen Folgen dies für Ihre arme Frau hatte!"

Frau Berg erzählte nun, was ihr von Irene anvertraut worden war.

Als sie geendet hatte, bedeckte Sillern sein Gesicht mit beiden Händen, zitternd vor Erregung faßte er dann die Hand Claudia's und sagte:

„Sie haben Recht, mein Loos war ein verdientes! Aber sie wird gerächt werden, sie wird Sühne haben! Dieser Königsstedt, er soll mir vor die Mündung der Pistole kommen und ich will ihm zeigen, wie gut ich zu treffen weiß! — Gott! Gott! In diesen Händen ließ ich mein armes Weib, ohne Hülfe, ohne Stütze! Und sie, sie will mich noch lieben! Sie verachtet den Schwächling nicht, der sie ihrem Verderben preisgab!"

„Lassen Sie diese Selbstanklagen und raffen Sie sich wenigstens jetzt noch zum Handeln auf und zwar zum richtigen Handeln. Wollen Sie diese chevalereske Duellcomödie mit dem Burschen, für den die Reitpeitsche besser paßt als die Pistole, aufführen, so thun Sie, was Sie nicht lassen können. Das Geschehene aber machen Sie damit nicht gut. Ihre Schwiegermutter, den Dämon Ihres Hauses, müssen Sie jetzt unschädlich machen, das ist der erste Schritt, der gethan werden muß!"

„Wie werde ich das können? Diese Schlange entschlüpft mir immer wieder. Habe ich ihr doch selbst die Mittel dazu gegeben! Sie läßt sich nicht so leicht treffen!"

„Vor die Mündung einer Pistole können Sie sich stellen. Ein verworfenes Weib zu treffen fehlt Ihnen der Muth! Noch fürchten Sie Ihre Schwiegermutter. Ich will Ihnen helfen, daß Sie ihr den Kopf zertreten, aber nur helfen, die Hauptsache müssen Sie thun. Ich kann nur durch meine Zeugenschaft dienen."

„Aber was thun wir mit ihr?"

„Sie muß innerhalb vierundzwanzig Stunden Ostdorf verlassen haben. Wenn Sie großmüthig sind, geben Sie ihr eine kleine Jahresrente, unter der Bedingung, daß sie sich ihrer Tochter niemals nähert, ihren Aufenthalt nicht in der Residenz nimmt."

„Das glauben Sie, erreichen wir sogleich?"

„Wenn Sie endlich einmal männlich auftreten, dann ohne Zweifel, sonst freilich nicht. Ich kann sie nicht dazu zwingen, das ist Ihre Sache. Sie sind es aber Ihrer Frau schuldig."

„Irene will es?"

„Sie sieht zu wohl ein, daß es für Euch Beide unerläßlich nothwendig ist, diesen Teufel, den sie nur mit Zagen Mutter nennen kann, unschädlich zu machen!"

Der Graf stand eine Weile nachdenkend da. Dann hob er rasch den Kopf, als käme ihm ein plötzlicher Einfall.

„Wie ich jetzt meine Frau Schwiegermutter kennen gelernt habe, halte ich sie zu Allem fähig", sagte er. „Verübeln Sie mir die Frage nicht, Claudia, was veranlaßte Sie vor drei Monaten, mich um die Gewährung jener Jahresrente zu ersuchen, die Sie bei der Scheidung trotz meines Drängens wiederholt hartnäckig ausschlugen?"

Digitized by Google

„Ich, eine Rente?“ frug erstaunt Frau Berg.

„Vor drei Monaten kam Königsstedt, der, wie ich wußte, in Ihrem Salon verkehrte, zu mir und sagte, er habe von Ihnen die vertrauliche Mission, auf die erst ausgeschlagene Rente von zweitausend Thalern bei mir in Ihrem Namen anzutragen.“

„Allerdings kam er bis in die neueste Zeit zu mir in's Haus, aber niemals hätte ich ihn überhaupt zu einem Vertrauten gemacht, ganz abgesehen davon, daß ich hinsichtlich dieser Rente bis heute meinen alten Standpunct gewahrt habe. Hier liegt eine Betrügerei vor.“

„Jedenfalls, und zwar ist vermuthlich Königsstedt nur der Helfershelfer meiner Schwiegermutter.“

„Wie kamen Sie aber dazu, dies zu glauben, ohne eine Zeile von mir?“

„Er machte es mir sehr plausibel, daß Sie Scheu trügen, persönlich die Angelegenheit zu betreiben und ihn als Hausfreund zur Vermittelung gebeten hätten.“

„An wen wurde die Rente ausbezahlt?“

„An einen Bankier Gutmann in der Residenz, der sie auch regelmäßig quittirte.“

„Dieser hat sie jedenfalls einer Person ausgezahlt, die sich als meine Bevollmächtigte ausgab. Vielleicht weiß Ihre Schwiegermutter davon.“

„Gehen wir sogleich zu ihr. Sie muß gestehen!“

„Also eines gewöhnlichen Gaunerstreiches bedurften Sie, um Macht über sie zu gewinnen!“

„Jetzt bin ich sicher, sie zu vernichten!“

„Weil Sie mit dem Gerichte drohen können! Armer Mann! — Doch meinetwegen, wir sind um so stärker gewaffnet.“

Graf Sillern ging hastig, von Frau Berg begleitet, in stürmischen Schritten nach dem im zweiten Stockwerke gelegenen Wohnzimmer der Baronin Wendingen. Er wartete kaum die einladende Antwort auf sein fast zu heftiges Pochen ab.

Als die Baronin unmittelbar hinter ihm Frau Berg bemerkte, sprang sie hastig vom Fauteuil auf, in welchem sie mit einem Leihbibliotheksbuche beschäftigt gesessen hatte, und ein nicht sehr freundlicher Blick traf den unwillkommenen Gast.

„Sie entschuldigen, Mama“, sagte der Graf, „daß ich Gräfin Claudia sans phrase bei Ihnen einführe, allein es handelt sich um einige wichtige Aufklärungen, welche die Anwesenheit der Gräfin nöthig machen.“

„Aufklärungen?“ frug die Baronin mit einem künstlichen Lächeln, die Augen auf den Schwiegersohn und dann auf Frau Berg fragend gerichtet.

„Ja, Aufklärungen!“ erwiederte der Graf. „Sie müssen nämlich wissen, Mama, daß meine arme Irene bei Gräfin Claudia weilt und diese die Aufopferung hatte, sich zu mir zu bemühen, um mir über die Ursachen des Selbstmordversuchs und der Flucht meiner unglücklichen Frau, sowie über einiges Andere interessante Aufschlüsse zu geben.“

„Meine Tochter ist bei Ihnen?“ frug die Baronin Frau Berg. „Das ist in der That sonderbar. Und sie hat Ihnen Aufschlüsse über ihr räthselhaftes Benehmen gegeben?“

„Sehr genaue“, erwiederte Frau Berg, „welche dasselbe durchaus nicht räthselhaft erscheinen lassen.“

Digitized by Google

Die Baronin konnte eine in ihren Augen sichtbare Unruhe nicht verbergen, obwohl sie scheinbar ohne Aufregung Frau Berg zum Sitzen einlud und sagte:

„Ich bin gespannt zu hören."

„Ihre Spannung wird sogleich befriedigt sein", fiel der Graf ein, „wenn ich Ihnen sage, daß Irene sich nicht mehr veranlaßt sieht, ihre Mutter zu schonen und daß wir Sie jetzt in Ihrer ganzen Teufelei kennen."

„Herr Schwiegersohn, was soll das heißen? Ich verstehe Sie nicht! Wohl aber verstehe ich jetzt, was die Anwesenheit dieser Dame hier zu bedeuten hat. Ich weiß nicht, wie die Hofschauspielerin Frau Berg oder, wie Sie sie nennen, Gräfin Claudia, dazu kommt, meine Tochter bei sich zu haben. Jedenfalls aber ist es mehr als sonderbar, daß Irene Ihnen nicht schriftlich, sondern durch den Mund dieser Dame die Aufklärungen giebt. Ja, meine Gnädige, ich bin klug genug, zu durchschauen, was Sie beabsichtigen. Mit abenteuerlichen Verleumdungen wollen Sie mich erst verdrängen, um dann mühelos die einfältige Irene bei Seite zu bringen. Mein Herr Schwiegersohn hat es Ihnen ja selbst durch seine eigenthümliche Auffassung von der Ehe sehr erleichtert, den alten Platz wieder einzunehmen. Nur, meine Beste, bin ich nicht so leicht wegzuschieben und sehr wohl darüber informirt, daß die Gräfin Claudia eine Liebschaft mit einem Advocaten hat, die dem Herrn Grafen Sillern doch nicht ganz gleichgültig sein wird, wenn er seine alte Liebe zurückholen will."

Claudia warf nur einen unsäglich verächtlichen Blick auf die Baronin, ohne sie einer Gegenrede zu würdigen.

Graf Sillern aber sagte:

„Ich weiß es von Gräfin Claudia selbst, daß sie ihre Gunst einem würdigen Manne geschenkt hat. Eben deshalb denkt sie auch nicht an eine Intrigue, wie Sie meinen, sondern in einem allerdings mir kaum faßlichen Edelmuthe beabsichtigt sie, mich mit Irene glücklich zu machen, indem sie mir das Haupthinderniß wegräumen hilft — meine Frau Schwiegermutter!"

„Und was kann diese edelmüthige Dame gegen mich aussagen, d. h. beweisen?" frug die Baronin höhnisch.

Claudia frug sie:

„Wer, Frau Baronin, hat Ihnen die Mittheilung über meine Beziehungen zu dem Advocaten Dr. Held gemacht?"

„Ein guter Bekannter von Ihnen, Graf Königsstedt."

„Königsstedt!" fiel der Graf ein. „Gut, Mama, daß Sie diesen Namen nennen. Es würde mich nämlich vor Allem interessiren, ob dieser saubere Herr Graf, mit dem ich noch ein Wörtchen reden werde, einen gewissen Wechsel bezahlen wird oder nicht."

Die Baronin wurde kreideweiß, aber trotzdem sagte sie erstaunt:

„Was für einen Wechsel?"

„Den Sie auf meinen Namen fälschten und für dessen Bezahlung der Bube die Ehre meiner Frau verlangte!"

„Welches Märchen haben Sie da gehört!" rief die Baronin. „Ich hätte einen Wechsel gefälscht? Da sehen Sie selbst, wie Recht ich habe, daß man Sie mit Verleumdungen düpirt? Wo ist der falsche Wechsel? Man bringe ihn mir! Wollen Sie jedes aus der Luft gegriffene Wort glauben, das eine Intriguantin gegen mich spricht?"

Der Graf sah verblüfft auf Claudia.

Digitized by Google

Diese sprang zornig auf und die Hand gegen die Baronin streckend, sagte sie:

„Haben Sie nicht Ihre Tochter mit Bitten und Drohungen zu bewegen gesucht, Königsstedts schmählicher Forderung zu gehorchen? Darum sprang die Unglückliche in den Schloßteich!"

„Hat das Irene gesagt? Das ist nicht möglich. Das möchte ich aus ihrem eigenen Munde hören. Sillern, genügen Ihnen solche Beweise, um hier mir eine beleidigende Scene zu spielen? Der abwesenden Irene werden Lügen in den Mund gelegt und damit will man mich verdächtigen?"

Frau Berg gerieth in eine um so heftigere Entrüstung, als sie Sillern zaudernd und zweifelhaft bald die Baronin, bald sie betrachten sah.

„Der Lüge wollen Sie mich zeihen!" rief sie. „Nun, Graf Sillern mag es erwägen, wem er mehr Glauben schenkt von uns Beiden! Ich aber weiß es, wie Sie die unglückliche Irene seit Langem quälten, den Anträgen jenes Menschen Gewährung zu schenken. Was Sie damit wollten, ich weiß es nicht! Aber wie damals rufe ich Ihnen auch heute mit gutem Rechte zu: „Kupplerin!"

Wieder hörte sie dieses entsetzliche Wort, das sie nicht hören konnte, wieder hörte sie es von demselben Munde, der es zum ersten Male gesprochen. Diesmal aber war es begleitet von einem furchtbaren, durchbohrenden Blicke, dem Blicke einer Rachegöttin, einem Blicke, den sie nicht zu ertragen vermochte. So hatte sie noch kein Menschenauge auf sich ruhen sehen. Bleich, zitternd, mit in's Leere starrenden Augen brachte sie aus der keuchenden Brust nur unverständliche, röchelnde Laute, während die Hand wild abwehrend sich gegen die Sprecherin des entsetzlichen Wortes streckte.

Sillern war überrascht von der seltsamen Wirkung dieses Schimpfes, der nicht entrüstet zurückgewiesen, der mit wildem Schrecken abgewehrt wurde. Er frug jetzt die Baronin:

„Leugnen Sie auch die Unterschlagung von jährlich 2000 Thalern für eine angeblich von der Gräfin Claudia beanspruchte Rente? Wo ist diese Summe hingekommen? Was wollten Sie damit?"

„Ich hab' sie nicht!" keuchte die Baronin. „Ich hab' sie nicht genommen! Es ist Alles Lüge, Lüge!"

„Wer hat mir die Summe von sechshundert Thalern für jenen Schmuck geschickt?" frug Frau Berg.

„Die — die — habe ich Ihnen geschickt. Ich habe sie von Verwalter Müller verlangt, der nach der Ordre meines Schwiegersohnes mir gehorchen mußte!" erwiederte die Baronin mit abgewendetem Gesicht und bebender Stimme.

Claudia erzählte dem Grafen, welcher von jener Schmuckgeschichte niemals gehört hatte, kurz den Sachverhalt. Dieser wendete sich an die geknickte Sünderin mit den Worten:

„Schon damit haben Sie mich betrogen. Wie ist es mit der Rente? Sie werden jetzt auch diesen Betrug nicht mehr leugnen wollen."

„Ich habe sie nicht!"

„Dann hat sie Königsstedt gestohlen!"

Wie elektrisirt fuhr jetzt die Baronin auf und mit hastiger Geberde rief sie:

„Nein, Königsstedt hat nichts genommen, ganz gewiß nicht!"

„Mama", sagte der Graf in ernstem, aber ruhigen Tone, „gestehen

Digitized by Google

Sie Alles, was geschehen ist. Ich will dann nicht daran denken, daß Sie Ihre eigene Tochter und mich unglücklich gemacht haben, sondern mit einer Jahresrente von tausend Thalern Sie unterstützen, unter der Bedingung, daß Sie binnen vierundzwanzig Stunden das Schloß verlassen, nicht in der Residenz wohnen und keine Versuche machen, sich Ihrer Tochter zu nähern. Gestehen Sie aber nicht, dann jage ich Sie mit Schimpf und Schande aus dem Hause, nur mit einem Almosen, daß Sie in der nächsten Zeit nicht verhungern!"

Bestürzt sah die Baronin auf den Schwiegersohn.

„Das können Sie mir thun!" klagte sie.

„Wollen Sie behaupten, Sie hätten es nicht verdient?"

„Aber, lieber Schwiegersohn, ich will Ihnen Alles sagen, aber . . ."

„Aber?"

„Aber mit tausend Thalern kann ich ja doch nicht leben!"

„Gut, ich feilsche nicht! Sie sollen fünfzehnhundert haben!"

„Fünfzehnhundert Thaler! Wenn ich das einmal geahnt hätte!"

„Sie können davon ordentlich leben, Mama! Aber jetzt beichten Sie uns!"

Die Baronin warf sich wieder in den Fauteuil und die Stirn in die Hand gestützt, jammerte sie:

„Wie Sie mich quälen! Ach, Gräfin Claudia, haben Sie Erbarmen mit mir! Sagen Sie Sillern, er solle mich in Frieden ziehen lassen!"

„Ihr Geständniß ist von Wichtigkeit!" erwiederte Frau Berg kalt.

„O! Sie rächen sich grausam an mir! Sillern, ich bitte Sie, erlassen Sie mir das!"

Graf Sillern schwieg.

„Ich will ja Alles zugeben! Aber den Wechsel habe ich nicht gefälscht. Ich habe Irenen das nur so gesagt!"

„Wie sollen wir das verstehen?" frugen die beiden Zuhörer gleichzeitig.

„Ich wollte, ich glaubte, Irene würde, um die Schande der Mutter zu verbergen . . ."

„Warum aber, um's Himmelswillen, thaten Sie dies, wenn ja wirklich eine Fälschung nicht vorhanden war?" frug Claudia.

„Mir lag Alles daran, Irene zu diesem Schritte zu bewegen, weil davon mein Glück abhing."

„Ihr Glück?" frug der Graf verwundert.

„Ja. Nicht jede Frau fühlt sich mit fünfundvierzig Jahren schon alt. Ich . . . liebte Königsstedt."

Der Graf wendete sich, wie von unüberwindlichem Abscheu ergriffen, weg. Claudia aber sagte:

„Um so unbegreiflicher ist Ihre Handlungsweise."

„Ach! Königsstedt erwiederte meine Liebe nicht, obwohl ich Alles für ihn that, ihm jenes Geld gab, das angeblich für Sie gehörte, ihm endlich gestand, was ich fühlte. Er verlangte meine Vermittlung bei meiner Tochter. Dadurch hoffte ich ihn wenigstens an das Haus zu fesseln und so drang ich in Irene, ihm gewogen zu werden, obwohl ich selbst von Eifersucht verzehrt wurde. Als ich ihm dann einmal, als er schroff gegen mich auftrat, unter Thränen Vorwürfe machte wegen seiner Undankbarkeit, da er ja doch nur von jener Rente lebte, die er auf meinen Rath von Sillern herausge-

lockt hatte, versprach er mir, mit mir in's Ausland zu gehen und dort ganz mir zu leben, wenn ich es zu Stande bringe, daß Irene ihm nur ein einziges Mal ihre Gunst gewähre, denn er hatte auf ihre Eroberung indessen mit mehreren Herren eine so hohe Wette eingegangen, daß er durch diese sich vollkommen rangiren konnte."

„Der Schurke!" rief die Faust ballend der Graf.

„Und darum erfanden Sie die Geschichte von dem Wechsel?" frug Claudia.

„Ja! Ich erwartete mir davon eine größere Gewalt!"

„Die auch in der That die Aermste in den Schloßteich trieb. — Es ist entsetzlich! Um einer solchen Leidenschaft willen hätten Sie die Ehre der eigenen Tochter geopfert, um natürlich hinterher zu sehen, daß Königsstedt Ihre Thorheit nur benützte, um sein schnödes Ziel zu erreichen und Sie auszulachen!"

„O! Das hätte Königsstedt nicht gethan! Ich hätte genug Zwangsmittel in unserer gemeinsamen Schuld bei Erwerbung jener Rente gehabt!"

„Wie gelang es aber diesem Menschen, vom Bankier die Summe ausbezahlt zu erhalten?"

„Er war dort bekannt und galt als Ihr Geliebter!"

„Dieser Bube!" rief Claudia entrüstet.

„Es ist genug, was wir gehört haben!" sagte der Graf. „Sie nehmen meinen gütlichen Vorschlag an?"

„Ja!" hauchte die Baronin, das Gesicht verhüllend.

„Gehen wir!" bat der Graf Claudia, die mit ihm das Zimmer verließ.

„Wie danke ich Ihnen, Claudia!" sagte der Graf, in seinen Salon zurückgekommen. „Wir haben Dinge gehört, die mich schaudern machen, aber ich fühle mich befreit, befreit wie von einer Centnerlast! Ohne Sie wäre es mir nicht gelungen! Wahrhaftig, ich fühlte mich schon nicht mehr sicher, bis Sie jenes Wort sprachen, das eine so vernichtende Wirkung erzeugte!"

„Die Wirkung übertraf meine eigenen Erwartungen! Doch jetzt sehen Sie in diesem Abgrunde der Verworfenheit die Größe Ihrer eigenen Schuld. In solchen Händen, in den Händen einer alten Sünderin ließen Sie die unschuldige Irene!"

„Ich werde zu ihren Füßen um Verzeihung bitten und sie soll sehen, wie ich das Vergangene sühnen will."

„Thun Sie das, Graf! Aber nicht sobald darf es geschehen."

„Nicht sobald? Warum soll ich noch zaudern, meine große Schuld gut zu machen?"

„Wollen Sie jetzt wieder nach den Regungen des Augenblicks handeln, ohne erst sich streng zu prüfen, wie Ihr Gefühl für Irene sich jetzt gestaltet, als sei die verschwundene Liebe so schnell in der ganzen Kraft angeflogen? Nein, einer solchen Gefahr setze ich meine Freundin nicht aus. Ihre Frau bedarf einer schonenden Pflege in einem Leben ohne Aufregung. Sie bedürfen aber der Heilung Ihres Geistes, der inneren Kräftigung, ehe Sie ein neues, besseres Leben beginnen wollen."

„Was also wollen Sie, will Irene?"

„Ein Probejahr müssen Sie bestehen, in welchem Sie Ihr Gemüth läutern und die Tiefe Ihrer Liebe zeigen können."

„Ein Jahr, ein ganzes Jahr? Aber was kann ich Anderes, als gehor-

Digitized by Google

chen? Ich darf nicht verlangen. Aber zeigen will ich, Claudia, bald zeigen daß Sie nicht umsonst als gute Fee in diesem Hause des Jammers erschienen sind!"

„Das gebe Gott! Jetzt leben Sie wohl, Graf Sillern, und vertrauen Sie mir, daß ich treu über Ihrer Irene wache!"

„Sie wollen mich schon verlassen! Ach freilich, die Feen weilen nicht lange an dem Orte ihres segensreichen Wirkens. Ich kann und darf Sie nicht halten! Aber nochmals danken darf ich Ihnen für dieses Erlösungswerk! Ja, erlöst, neu belebt bin ich! Was Sie an mir, dem Unwürdigen, thaten, wie Sie mir zeigten, daß Sie meine schwere Schuld verziehen haben, gehört zu jenen Räthseln des Menschenlebens, zu jenen wenigen, die man gern lösen möchte!"

„Räthsel, Graf, lassen sich, wie Wunder, alle auf sehr natürlichem Wege erklären!" erwiederte Frau Berg. „Wenn ich Ihnen dieses nicht löse, so dürfen Sie doch glauben, daß die Lösung eine sehr einfach menschliche ist."

Nach diesen Worten reichte sie, sich zum Gehen wendend, dem Grafen die Hand.

„Adieu, Graf Sillern", sagte sie. „Halten Sie, was Sie versprochen haben. Auf Wiedersehen in einem Jahre!"

„In einem Jahre!" seufzte der Graf. „Auch Sie, Claudia, soll ich inzwischen nicht sehen?"

„Mich am Wenigsten!" erwiederte diese und setzte ernst hinzu:

„Unsere Wege gehen getrennt, nur Irenen's Schicksal verbindet uns aus der Ferne noch eine Weile! Ist auch dies geklärt, was könnten wir uns sein?"

„Was könnten wir uns sein?" murmelte der Graf. „Kein Band mehr soll uns an die Edle knüpfen, die uns gerettet hat?"

„Nein! Räthsel, Graf, lassen sich wie Wunder sehr natürlich erklären! Wir können uns dann nichts mehr sein!"

Leise, ganz leise klang eine weiche Bewegung durch diese Worte. Stumm gingen Beide neben einander die Treppe hinab. Claudia bestieg die kleine Chaise, die sie hatte warten lassen und bog sich noch einmal vor, dem Grafen die Hand zu drücken. Die Peitsche knallte und das muntere Bauernrößlein griff breitspurig aus.

Sillern sah dem Gefährt nach.

„Wir können uns nichts mehr sein!" murmelte er, gesenkten Hauptes in das Schloß zurückgehend.

„Wir können uns nichts mehr sein!" flüsterte Claudia, als der Wagen an der letzten Pappel der langen Schloßallee vorüberfuhr.

VII.

Baronin Wendingen machte noch einen Versuch, sich dem Grafen Sillern zu nähern, dieser jedoch weigerte sich, sie zu empfangen und sandte ihr ein amtlich beglaubigtes Versprechen der Jahresrente und die entsprechende Summe.

In aller Stille fuhr sie in des Grafen Equipage nach der Bahnstation, während in der Küche und in den Stallungen die Dienerschaft über ihr Verschwinden jubelte und im Anschluß daran über das Wiedererscheinen der

Digitized by

Gräfin Claudia Conjecturalpolitik trieb, bei welcher die überwiegende Majorität trotz der ausgesprochenen Zuneigung für Gräfin Irene für die Rückkehr der Gräfin Claudia, „der herrlichen Frau", votirte.

Sillern hatte des anderen Tages gleich an das Präsidium des adeligen Casinos der Residenz geschrieben, um etwaigen Gerüchten vorzubeugen, welche Gründe es ihm als Edelmann unmöglich machten, sich mit Graf Königsstedt zu duelliren, wie es ohne diese Nebenumstände die Sitte verlangt hätte. Das Casino setzte ein Ehrengericht zusammen. Dessen Urtheilsspruch auf infame Ausstoßung aus dem Kreise der Aristokratie traf aber einen Abwesenden. Königsstedt, vermuthlich durch die Baronin Wendingen rechtzeitig von den Ereignissen in Ostdorf unterrichtet, war sans adieux aus der Residenz verschwunden. Man hörte nach einiger Zeit gerüchtweise, er lebe in Wien, und zwar mit der Baronin, in anscheinend sehr comfortabeln Verhältnissen. Ein anderes Gerücht ergänzte dazu, daß die Baronin sehr häufig mit gewissen, viel besprochenen Elementen der Wiener Frauenwelt gesehen werde, bei welchen sie die durchsichtige Rolle der Schutzdame spielte, während Königsstedt diesen galanten Schönheiten als ritterlicher Cicisbeo diente.

Im Hause der Frau Berg ging indessen das tägliche Leben wieder in den friedlichsten und normalsten Geleisen. Irene, welche von Claudia mit der hingebendsten schwesterlichen Liebe behandelt, sich in ihrer neuen Heimstätte rasch eingewöhnt hatte, verlor zwar den Zug stiller Wehmuth nicht vollkommen, allein es gab häufig Momente, in denen frischere Lebensgeister den Sieg über die melancholische Grundstimmung ihrer Seele davon trugen. Dies war namentlich der Fall an Tagen, wo ein Brief von Sillern eintraf. Er schrieb häufig. Claudia, welcher Irene jeden Brief zu lesen gab, sah mit Freuden eine sich stetig fortsetzende Wandlung zum Besseren. Nach den ersten Briefen, welche in ihren Schuldbekenntnissen und Bitten um Verzeihung manches Ueberschwengliche und Ueberreizte enthalten hatten, wurde eine wohlthuende, größere Gemüthsruhe bemerkbar. Er schrieb von seinem thätigen Leben, von seiner Lust an der wirthschaftlichen Arbeit, deren gute Wirkung er mehr und mehr verspüre, dabei ließ er es nicht an Ausdrücken der Zärtlichkeit, an Liebesversicherungen und Schilderungen der gehofften Zukunft fehlen, doch trugen diese mehr und mehr ein männlich ernstes, festes Wollen statt überschwenglicher Gefühlsseligkeit zur Schau tragendes Gepräge.

Doctor Held war es in der ersten Zeit nach jener Fahrt Claudia's nach Ostdorf erschienen, als sei sie plötzlich kälter gegen ihn geworden, ja es kam vor, daß sie seinen Zärtlichkeiten auswich, oder sie mit jener ihr eigenthümlichen sanften, aber zwingenden Bestimmtheit ablehnte. Hatte sich ihr Liebesgefühl vielleicht auch nicht gemindert, so war es doch deutlich sichtbar, daß jene Begegnung mit Sillern in ihr besondere Gedanken rege gemacht hatte, welche sie allzusehr beschäftigten, als daß sie eine wirkliche Lust an solchen verliebten Tändelein empfunden hätte. Sie schienen ihr vielmehr lästig zu sein. Held war, so schwer es ihm fiel, klug genug, die Empfindungen der Geliebten zu schonen, obwohl sie sich niemals darüber aussprach, was denn eigentlich die Empfänglichkeit ihres Herzens momentan störe. Er wendete jetzt Irene eine besondere Aufmerksamkeit zu und konnte bemerken, daß Claudia es ihm zu Dank rechnete, wenn er bestrebt war, die Leidende aufzuheitern und von ihren eigenen Gedanken abzulenken. Nach kurzer Zeit schon zeigte sich Claudia dem Geliebten wieder in der früheren, für seine Liebe warm empfänglichen Stimmung, was aber Held nicht abhielt, Irenen, wie

Digitized by Google

bisher, sich liebenswürdig zu zeigen. Da dieselbe, wenn er Abends kam, es tactvoll vorzog, nach kurzer Zeit das Paar sich selbst zu überlassen, hätte er nicht einmal viel Gelegenheit gehabt, an der Erheiterung und geistigen Förderung der jungen Frau mitzuwirken, wenn er nicht zuweilen Vormittags, während Claudia auf der Probe weilte oder studirte, auf ein Viertelstündchen vorgesprochen hätte.

Irene war dem angenehmen Plauderer, der stets etwas Interessantes zu erzählen wußte, wohlgewogen und Claudia schickte nicht selten, wenn sie auf die Probe mußte, zu Held, er möchte im Laufe des Vormittags ein Bischen Irenen, die allein sei, die Zeit vertreiben, denn Marie war vollauf mit ihrer Aussteuer beschäftigt und das seit der Brautschaft unbändig heitere Mädchen eignete sich wenig zur Behandlung einer Gemüthsleidenden. Man war schon weit in den Winter vorgerückt, als Frau Berg die Bemerkung zu machen glaubte, Irenen's körperliches Befinden halte mit dem sichtlichen Fortschritte der seelischen Genesung keineswegs gleichen Schritt. Irene selbst zwar fühlte sich, wie sie sagte, ganz behaglich und lebte mit glücklicher Sehnsucht der zukünftigen Wiedervereinigung mit ihrem Gatten entgegen, welche längst stattgefunden hätte, wäre nicht Claudia's wohlmeinende Energie immer aufschiebend dazwischen getreten. Allein sie wurde mehrmals von an sich unbedeutenden Unpäßlichkeiten befallen, welche eine bei gesunder Körperbeschaffenheit unerklärliche schwächende Nachwirkung auf mehrere Tage hinterließen! Anfälle von Schwindel, rasch vorübergehende Ohnmachten und ähnliche Erscheinungen gesellten sich dazu. Der Arzt, den Claudia ängstlich frug, sprach von „zartem Organismus", „Nervenschwäche", die mit der milderen Jahreszeit und bei diätetischem Leben sich gewiß heben würden. Frau Berg war bei diesem Bescheide nicht ganz beruhigt und ihre ängstliche Besorgniß nahm einen mütterlich emsigen Charakter an, über den Irene oft gutmüthig lächelte, wenn er sich in hundert Fragen und Beschwörungen äußerte, ob ihr denn wirklich wohl sei, ob ihr diese Speise gut thue, daß sie heute zu Hause bleiben solle, daß sie nicht so lange bei Licht sticken möge ꝛc.

Held kam jetzt immer, während Claudia in der Probe war, zu Irenen. Claudia hätte davon gar nichts gewußt, würde nicht sie selbst eines Tages gesagt haben:

„Was hat nur Doctor Held auf einmal, daß er jeden Vormittag und jeden Nachmittag, wenn Du fort bist, kommt? Gewiß hast Du ihm aufgebürdet, er soll mir Gesellschaft leisten! Ich kann mich doch mit Marie unterhalten. Es ist nicht nöthig, daß er sich einer besseren Unterhaltung entzieht um meinetwillen!"

„Ich sagte ihm nichts! Wie lange kömmt er denn so oft?"

„Seit zehn oder vierzehn Tagen schon! Anfangs glaubte ich, er käme, um sich die Zeit zu vertreiben, wenn er eben nichts Besseres weiß. Erst jetzt bemerke ich, daß es um meinetwillen geschieht!"

„Was spricht er denn mit Dir?"

„Ach, er plaudert von allem Möglichen, er giebt sich augenscheinlich Mühe, mich zu amüsiren! Sage ihm doch, er solle sich nicht so incommodiren."

„Ich werde es ihm sagen, obwohl er es aus freien Stücken thut!" erwiederte Claudia, sagte ihm aber nichts.

Einige Tage, nachdem Frau Berg durch Irene von Held's gar so häufigen Besuchen erfahren hatte, kam sie früher als gewöhnlich von der

Digitized by Google

Probe zurück. Ihr Toilettezimmer befand sich neben der Wohnstube, aus welcher sie Held's laute Stimme vernahm:

„Sie lieben also trotz Allem Ihren Herrn Gemal?"

Claudia zog die Stirne unwillig in Falten und horchte auf.

„Gewiß, Herr Doctor! Liebt er mich doch auch wieder zärtlich, wie mir der Brief hier auf's Neue zeigt", antwortete Irene.

„Es ist eine glückliche Fügung des Schicksals, die solche Katastrophen versöhnend abschließt. Glücklich für Sie! Ich könnte darüber mit dem Schicksale hadern!"

„Sie? Warum das?"

„Ach, Gräfin! Ich kann mir gar nicht denken, wie es in diesem Hause werden soll, wenn Sie nicht mehr hier sind!"

„Aber, Herr Doctor, mich werden Sie doch nicht hier so arg vermissen. Im Gegentheil, ich habe als Fremde nur gestört. Sie haben dann Claudia wieder ganz allein für sich!"

„Eine Fremde nennen Sie sich, Gräfin? Mir ist, als wären Sie — — nicht mehr fremd."

„Sie sind sehr gütig gegen Claudia's Freundin, Herr Doctor, wenn Sie glauben, mein Fortgehen hinterläßt eine Lücke auf einige Zeit."

„Auf einige Zeit! Ich glaube auf immer!"

„Ach, Ihre Liebenswürdigkeit ergeht sich in Hyperbeln. Claudia wird Ihnen diese kleine Lücke in Ihrer Unterhaltung bald ausgefüllt haben."

„Eine geniale Laune mehr als ein Wunsch von mir und jede Bizarrerie hat Eigensinn im Gefolge."

„Aber, Herr Doctor, wie Sie sprechen, spricht man nicht selbst über wirkliche Fehler eines Wesens, das man liebt."

„Claudia", rief Held. „Ich gestehe es Ihnen offen, Gräfin, meine Liebe hat einen gewaltigen Stoß erlitten, weil ich das nicht mehr finde, was an ihr mich so lebhaft bezauberte, weil sie von dem Piedestal, vor dem ich anbetend kniete, herabgestiegen ist. Die Göttin ist mir jetzt zu sehr männlich, zu selbstständigen, ja extravaganten Geistes, Claudia läßt oft die sanfte, milde Weiblichkeit vermissen."

„Dann seien Sie wenigstens aufrichtig gegen Claudia, Herr Doctor, und sagen Sie ihr, was in Ihrem Herzen vorgegangen ist. Ich habe kein Recht, Ihnen Vorstellungen zu machen, aber das will ich Ihnen sagen, gefallen will mir diese Wandlung nicht, die vielmehr eine Laune von Ihnen ist."

„Sie zürnen mir, Gräfin? Ich hätte noch ein großes, gewichtiges Wort der Vertheidigung. Ich will und muß es verschweigen."

„Es würde Sie in meinen Augen wohl niemals so rechtfertigen können, daß ich als Freundin Claudia's noch ferner Ihnen, wie bisher, gesinnt sein könnte!"

„Gräfin!"

„Ich bedaure, Herr Doctor, allein Ihre Geständnisse machen es mir unmöglich, ohne Lüge Ihnen noch freundlich zu sein. Dazu liebe ich Claudia zu sehr!"

„Ereifere Dich nicht, Irene!" tönte Claudia's Stimme.

Erschrocken wendete sich Held um. Claudia ging ruhigen Schrittes auf ihn zu.

„Ich war zufällig Zeuge Ihres eben stattgehabten Gespräches mit Irene!" sagte sie mit fester Stimme, den Blick ruhig auf ihn gerichtet. „Die

Digitized by Google

zu männliche, extravagante Frau kann Ihnen, dem wohlanständigen Herrn Anwalte, nichts mehr sein. Sie hätten besser gethan, dieses Geständniß mir persönlich zu machen, als damit, und noch dazu in der von Ihnen beliebten Weise, Gräfin Irene zu belästigen, deren zarte Empfindung der Schonung bedarf. Es paßt dies nicht ganz zur Wohlanständigkeit eines harmonischen Geistes."

„Ich werde mich rechtfertigen, Claudia! Ich denke nicht daran, mich von Dir zu entfernen, Deiner Liebe zu entsagen! Eine momentane Verstimmung —" sagte Held verwirrt.

„Aber ich, Herr Doctor!" erwiederte Claudia. „Nach derartigen gründlichen Mißverständnissen ist ein Zusammenleben zwischen uns nicht mehr möglich. Ich bedaure nur, daß ich mich noch einmal hinreißen ließ, zu glauben, ich könnte einem Manne dauernde Liebe einflößen, ohne meine geistige Freiheit aufzugeben."

„Ich scheide nur für jetzt, Claudia, wir werden uns wieder zusammenfinden!" sagte Held der Thüre zuschreitend.

„Ich schließe keine Compromisse, geliebt zu werden! Wer mich lieben will, der liebe mich, wie ich bin, nicht, wie er mich haben will!" lautete die Antwort.

„Auf ein besseres Wiedersehen!" sagte noch Held und verschwand.

„Arme Claudia! So muß dieser Held Dich verkennen, Du Vielgeprüfte!" sagte Irene, mit Thränen in den Augen sich an die Brust der Freundin schmiegend.

„Man wird nicht arm, wenn man eine Täuschung verliert!" erwiederte Claudia. „Wohl thut es freilich nicht. Ich habe eben kein Glück in der Liebe. Ich kann mich einem Manne nicht geistig unterordnen. Solche Frauen müssen Koketten oder Messalinen sein, dann sind die Männer Sclaven. Sclave oder Herr will aber der Mann dem Weibe sein, niemals ein Genosse."

„Das verstehe ich nicht! Ich will mich gern meinem Gatten unterordnen, wenn er mich dann liebt!" sagte Irene.

„Das ist nicht Jeder gegeben! Ich glaube selbst, daß man glücklich dabei werden kann, wenn man nicht, wie ich, erst Männern nahe tritt, wenn man sich ihnen verwandt glaubt."

„Daß Du es gerade hören mußtest!"

„Ich bin froh darüber. Die meisten Männer haben nicht den Muth, es einzugestehen, wenn sie uns nicht mehr lieben und beginnen nun ein Werk der Heuchelei, hinter dem sie auf Schleichwegen sich langsam loswinden. Sie haben stärkere Nerven, darum oft mehr Geistesgegenwart als wir, wenn es gilt, einer Gefahr ruhig entgegenzusehen, aber ebenso viel moralische Feigheit, wenn sie fürchten müssen, ihre Handlungsweise vor dem Richterstuhle des weiblichen Herzens gewürdigt zu sehen und suchen darum durch kleinliche Revenuen das Unrecht von sich wegzuwälzen oder wenigstens zu bemänteln. Ich konnte jetzt den Faden mit rascher Hand abschneiden und setzte mich nicht jenen quälenden Nadelstichen kleinlicher Mittel aus, mit welcher unsere Liebe langsam zu Tode gemartert worden wäre."

„Du kannst so ruhig darüber philosophiren?"

„Die erste Täuschung läßt uns in Klagen ausbrechen, die zweite, bei Manchen freilich erst die dritte oder vierte, findet statt der Thränen und Klagen eine feststehende Ueberzeugung als Antwort, die nicht mehr weinen läßt."

Digitized by Google

„Aber es thut Dir weh! Und gerade heute war ich so glücklich!“

„Laß Dich darin nicht stören, Irene! Nicht, daß er mich nicht mehr liebt, daß ich ihn geliebt habe, schmerzt mich, daß ich mir selbst, meinen festgefaßten Entschlüssen untreu werden konnte um seinetwillen!“

Irene lag in den Armen ihres Gatten. Auf die Nachricht, daß jetzt Claudia die Beendigung der Probezeit befürworte, war er, so schnell fast als das seine Ankunft meldende Telegramm herbeigeeilt, seine junge Frau zu einer glücklichen Zukunft heimzuführen. Schluchzend hatte sich die Ueberglückliche an seine Brust geworfen, keines Wortes fähig, ihrer Wonne Ausdruck zu verleihen. Erst als die übermächtige Erregung sich besänftigt hatte, kniete das neuvereinte Paar vor Claudia nieder, um ihren Segen flehend, die thränenfeuchten Auges die schmalen Hände auf ihre Häupter legte mit den Worten:

„Seid glücklich in einem neuen Leben!“

Irene warf sich an die Brust der Freundin und unter heißen Küssen stammelte sie Worte des Dankes. Sillern faßte dann die Hand seiner ersten Frau und sie an die Lippen führend, sagte er:

„Sie haben mehr an uns gethan, als was Menschen lohnen können und ich vor Allem bin, wie erst von meiner Schuld, jetzt von Ihrer himmlischen Güte fast erdrückt. Ich kann Ihnen nichts sagen, mir fehlt die Sprache für Das, was sich in meiner Seele in diesem Augenblicke regt.“

„Laßt alle diese überschwenglichen Worte, meine Freunde“, erwiederte Claudia, „und gewährt mir die Bitte, vergeßt, daß ich noch lebe. Ich habe Euch zum zweiten Male vereint, jetzt kann ich Euch nichts mehr sein!“

„Gott sei mit Ihnen, Claudia!“ erwiederte der Graf mit stockender Stimme.

Claudia stand am verschlossenen Fenster, als der Wagen mit dem Grafen Sillern und seiner Frau wegfuhr. „Sei begraben Vergangenheit!“ murmelte sie, die Hand an den Busen gedrückt. „Ein neues Leben verwische Deine Spuren!“

* * *

Die freundlichste Junisonne fiel durch das offene Fenster in Claudia's Zimmer. Das Mädchen übergab einen Brief, den der Postbote eben abgegeben hatte. Claudia erschrak, da sie ein schwarzes Siegel mit dem Wappen des Grafen Sillern sah. Mit hastiger Hand riß sie das Couvert ab und las:

„Verehrte Frau! Daß ich gegen mein Versprechen Ihnen ein Lebenszeichen sende, mag Sie schon ahnen lassen, daß mein Glück zu Ende ist. Irene, mein theures Weib, ist todt. Niedergeschmettert, zu Boden geworfen von der rauhen Hand des Schicksals, fühl' ich auf's Neue die ganze Größe meiner Schuld, die ganz zu sühnen mir nicht die Zeit vergönnt war.

Irene war in diesen drei Monaten so glücklich, so froh, wir sahen dem schönsten Leben entgegen. Ohne das geringste bemerkbare Unwohlsein überrascht sie gestern Nacht ein Blutsturz, am Morgen war sie eine Leiche. Die Sühne kam zu spät, ahnungslos trug sie den Todeskeim in sich, den ich, den meine Schuld gepflanzt hatte. Ich bin nicht im Stande, mehr zu schreiben. Mein Zustand ist der des Wahnsinns. Bedauern Sie Ihren ergebenen

Sillern.“

Claudia war tief erschüttert.

Digitized by Google

In dem Briefe, den Claudia an Sillern schrieb, kam die Stelle vor:

. . . „Es mag Sie trösten in diesem herben Schmerze, wenn ich Ihnen wiederhole, Sie haben gesühnt, was Sie gefehlt, indem Sie Irene nach Kräften Ersatz boten für die Vergangenheit. Mehr konnten Sie nicht thun und nicht mehr, als man kann, verlangt die sittliche Gerechtigkeit. Beruhigen Sie sich also hierüber. Die Zeit wird den Schmerz lindern, Sie werden wieder den Frieden finden, denn Irenen's Geist wird Sie glückspendend umschweben. Das Glück, mein Freund, das dem Menschen dauernd bleibt, ist nicht die Freude, ist nicht eine Fülle lebhafter, angenehmer Erregungen, es ist die Ruhe, das sanfte, von keinem Wellenschlag beunruhigte Dahinfließen der Lebensfluthen. Sie werden dieses Glück noch erringen, wie ich es errang. Es wird nur durch Schmerzen geboren."

Zu spät!

„Alles wird einmal geschehen!
Alles wird einmal zur That!
Alles wirst Du reifen sehen,
Ernte wird einst jede Saat!"

— Ob im Buch ich's einst gelesen,
Ob ein Freund es zu mir sprach?
Dunkle Worte sind's gewesen,
Klingen stets im Geist mir nach!

„Alles wird sich einst ereignen!" —
Aber Alles wohl — zu spät!
Welcher Schnitter, der mit eignen
Händen seine Saaten mäht?

Wohl! Der Morgenwind wird kommen,
Der des Glückes Segel bläht;
Trauer wird von Dir genommen,
Sohn der Leiden, — doch zu spät!!

Früchte wird der Baum Dir tragen,
Den als Kind Du einst gepflanzt —
Wenn Du ihnen mußt entsagen,
Du sie nicht mehr pflücken kannst.

Holde Liebe wird Dir reifen,
Die Du jugendstolz verwarfst
Wenn nicht mehr zum Glücke greifen,
Wenn Du nicht mehr lieben darfst!

Kränze werden sie Dir winden,
Der Du, ein Vergessner, klagst,
Und es wird Dich Alles finden,
Wenn, ein Greis, Du Nichts mehr magst!

Wenn die Jugendkraft verbraucht ist,
Lindert „Gleichmuth" Deinen Schmerz;
Wenn Dein Leben längst verhaucht ist,
Sie enthüllen Dich in Erz!

Wenn Du heut' in Flammen loderst,
Wird Dein Streben kalt verlacht;
Wenn Du einst im Grabe moderst,
Wird in Ehren Dein gedacht!

Was Dein Riesengeist ersonnen,
Wohl — ein Anderer vollbringt's!
Wenn Dein Jugendtraum zerronnen —
Einer andern Zeit gelingt!

Alles wird einmal zur Wahrheit,
Ernte Alles, was gesät! —
Trauernd seh' ich es in Klarheit:
„Alles kommt — doch ach, zu spät!"

Alfred Friedmann.

Digitized by Google

Johann Herbeck.

Neue Enthüllungen über Balzac.

Der letzte Band der gesammelten Schriften des liebenswürdigen Theophile Gautier welche, die Verlagsbuchhandlung Charpentier seit dem Tode dieses Autors der Oeffentlichkeit übergab, ist von ganz besonderem Interesse. Unter dem Titel „Portraits contemporains“ finden wir eine Reihe nekrologischer und biographischer Aufsätze über Poeten, Schriftstelle Maler, Schauspieler, welche der Verfasser alle persönlich gekannt und mit welchen er größtentheils auf vertrautem freundschaftlichen Faße lebte. Diese Aufsätze erschienen in den verschiedenen Blättern, wo Theophile Gautier während seiner langen schriftstellerischen Carrière Spuren und Fetzen seines glänzenden „Esprit“, wie etwa weiße Wollfloskeln an den Hecken eines Weges, hängen ließ. Vornehmlich wurden diese „Porträts“ in der alten „Presse“ Girardin's, die späteren im „Moniteur officiel“ und im „Journal officiel“ veröffentlicht. Der joviale Verfasser von „Capitaine Fracasse“, der übermüthige Romantiker, der den ehrsamen Philistern mit seinem zinnoberrothen Gilet solch gewaltigen Schrecken einjagte, bekleidete Jahrelang die Würde eines amtlichen Kunstästhetikers und officiellen Theaterrecensenten, ja man senkte ihn als solchen in die kühle Gruft. Man glaube aber deshalb nicht, daß der ehemalige Rottenführer bei der ersten Vorstellung von „Hernani“, der fröhliche Humorist, sein höchst originelles „Ich“ dem amtlich trockenen Wesen anzupassen trachtete und daß er einmal über die gouvernementale Schwelle getreten sich beinahe jene banale gravitätische Pedanterie anzugewöhnen suchte, welche jedem Amtsblatte als Ideal vor Augen schwebt, möge es dem Kaiser aller Reußen oder dem winzigsten Duodezfürsten als Sprachrohr dienen. In den Spalten des officiellen Blattes fand sich Gautier bald zu Hause und brannte da seine publicistischen Feuerwerke ab, ganz als wenn Amtsblätter dazu geschaffen wären um geistreich zu sein! Die Zwangsabonnenten des „Moniteur“ und des „Journal officiel“ waren ganz erstaunt darüber, daß man ihnen einmal die Woche ein paar hundert Zeilen bot, die sich ohne Gähnen herunterlesen ließen. Ob es jedoch nothwendig gewesen all diese zerstreut liegenden Artikel zu sammeln und in Buchform zu präsentiren ist eine andere Frage. Viele der Aufsätze sind kurze, auf's Geradewohl geschriebene Nachrufe zu dieser oder jener schriftstellerischen oder dramatischen Illustration. Man merkt, daß diese Zeilen unter dem Eindrucke der gewaltigen Aufregung geschrieben wurden, die sich eines warm pulsirenden und liebevollen Herzens bei der Kunde vom Ableben theuerer Personen bemächtigt, einzelne Seiten sind so zu sagen mit Thränen befeuchtet, und da der Verfasser sich an Leute wendete, welche seine Aufregung theilten, so entsprachen diese Aufsätze oder richtiger Notizen (einige zählen nicht über fünfzig Zeilen) dem Bedürfnisse des Augenblicks und der Situation.

Der heutige Leser aber interessirt sich nicht mehr so lebhaft für das Facit des Absterbens dieser oder jener Berühmtheit. Bei der Lebensweise mit Dampfbeförderung, welche heute an der Tagesordnung steht, beweint man die Todten rasch und Derjenige, welcher bei der Erinnerung an einen vor zwölf Monaten erfolgten Todesfall pathetisch wird, nimmt sich so seltsam aus, als wenn er über das Hinscheiden Heinrichs des Vierten Thränen vergießen würde. Was der Leser in einem solchen Buche, wie das eben veröffentlichte sucht, ist vornehmlich so zu sagen intime Physiognomen öder berühmten Männer, deren Bücher er gelesen, oder von welchen er viel geh rt hat und die ihm heute durch den geheimnißvollen Nebelschleier getrennt erscheinen, der

Digitized by Google

Digitized by Google

Johann Herbeck.

Digitized by Google

zwischen Todten und Lebenden lagert. Danach würde man aber vergebens suchen und der literarische Ruhm Gautier's hätte nicht im Geringsten darunter gelitten, wenn drei Viertel der eben veröffentlichten „Porträts" in den Spalten jener Blätter geblieben wären, für welche Herr Gautier sie schrieb. Hier und da jedoch findet man Entschädigung, was bei einem solchen Autor immer vorauszusehen ist.

Der lange Aufsatz über Balzac, der längste von Allen, giebt uns höchst interessante Aufschlüsse über den Gemüthszustand und die Lebensweise des berühmten unvergeßlichen Verfassers der „menschlichen Komödie", diesem Riesenwerke, welches das ganze Leben eines moralisch und physisch mit den merkwürdigsten rüstigsten Kräften ausgestatteten Mannes absorbirte.

Jeder der mit Andacht und Bewunderung auch nur zwanzig der Tausende von Seiten, die aus der Feder Balzac's quollen, gelesen hat, Jeder der sich für eine der mit Meisterhand — einem göttlichen Schöpfer gleich — zu einem idealen Leben berufenen männlichen und weiblichen Gestalten begeisterte, wird gewiß alle Einzelnheiten über den gewaltigen Psychologen mit Hast und Gier verschlingen. Es kann nichts Gleichgültiges geben, was diesen Mann berührt, der keinen seiner Leser gleichgültig läßt und welcher den Seelen von Millionen Aufregungen erzeugte, die man nicht verleugnet und deren man sich nicht zu schämen braucht, denn sie werden nicht durch die Ueberrumpelung des Geistes, durch gröbliche Schlagmittel oder durch ungesunde Ueberreizung von Neugierde erzeugt. Sie beruhen vielmehr auf einer gewissermaßen wissenschaftlichen Grundlage. Der Vergleich der Feder Balzac's mit einem Secirmesser ist wie Alles, das wahr ist, zu einem Gemeinplatze geworden und er ist vielmehr ein moralischer Chirurg, der die mit Leidenschaften, Gefühlen, Empfindungen angefüllte Seelen ebenso aufmerksam analysirt wie irgend ein Arzt, der den Gedärmen eines Leichnams das Geheimniß einer unbekannten Krankheit zu entreißen sucht. Es gehört auch die genaue Spannung dazu Balzac zu lesen, welche erforderlich ist, um einen wissenschaflichen Tractat fruchtbringend durchzunehmen. Das genießt sich nicht wie Dumas oder Walter Scott, den man nicht aus der Hand legt, ehe das Buch fertig ist. Jeder Satz fordert eine Art geistige Analyse, jede Seite eine gute Weile Erholung, gerade wie beim Wanderer, der ermüdet beim Wegpfosten stehen bleibt, um neue Kräfte zu sammeln. Aber wie lohnt sich auch diese geistige Anstrengung, wenn man sich in den Gedanken des Verfassers hineingelebt hat, wenn man die Abgründe seiner tiefsinnigen Logik erforschte, wenn seine Gestalten, so gewissenhaft, so pünctlich beschrieben, zu Fleisch und Blut werden und an uns vorüberziehen, wie sie aus den Seiten, die vor uns liegen hervorblicken, wie die heraufbeschworenen Gespenster aus den Folianten der Alchymisten.

Das Leben dieses Titans der Feder war, wenn man Theophile Gautier, der Balzac sehr intim und sehr genau gekannt hat, Glauben schenken darf, kein glückliches. Nahrungssorgen der peinlichsten Art, der ganze fiskalische Apparat, der zahlungsunfähige Schuldner bedroht, beständige Qualen, um den monatlich wiederkehrenden Verpflichtungen nachzukommen, verfolgten wie Furien den Mann, dessen Werk nicht mit Gold zu bezahlen ist und das seit vierzig Jahren ein Dutzend von Verlegern bereicherte.

Ueber die Entstehung dieser peinlichen Finanzlage giebt Herr Theophile Gautier keine Auskunft. Er läßt aber leichtsinnige Speculationen vermuthen. Obwohl der vorläufig auf einen engeren Leserkreis angewiesene Verfasser der „Comédie humaine" niemals für seine Productionen die riesigen Erträgnisse

Digitized by Google

der populären Romanschriftsteller erzielte, hatte er sich über die Remuneration seiner Arbeiten nicht zu beklagen und die Verleger, namentlich „le Siècle", welches seinen ersten Roman brachte, geizten nicht mit oft riesigen Vorschüssen. Trotzdem lastete die finanzielle Misère wie ein Alp auf dem Gemüth Balzac's. Glücklicherweise erzeugten diese Verlegenheiten nicht bei ihm wie bei Anderen Niedergeschlagenheit und Arbeitslosigkeit, im Gegentheil sie spornten ihn zu unermüdlicher Thätigkeit an. „Mit jeder Stunde der Ruhe, die ich mir gönne, begehe ich einen Diebstahl an meinen Gläubigern", pflegte er zu sagen. Und es war bei ihm nicht bloße Phrase.

Er hatte eine eigenthümliche Lebenseintheilung. Um sechs Uhr Abends, wenn die meisten seiner Collegen, die Vergnügungsmenschen, für die nächtliche Orgie durch das ausgiebige Diner im „Café de Paris" Kräfte sammelten, legte sich Balzac zu Bette. Schlag zwölf Uhr rüttelte ihn sein Diener aus dem Schlafe und bekleidete ihn mit jenem weißen Mönchsfrack, dessen oberer Theil die athletischen Schultern des Mannes nackt zu sehen erlaubte, welchen das Bildniß Johannot's rasch verbreitete, so daß man sich heute Balzac nicht anders denkt, als in diesem Gewande. Auf dem Tische stand neben den Schreibrequisiten die Kaffeemaschine, das Kriegsgeräth zur Bekämpfung des unerbittlichen Feindes jeder nächtlichen Anstrengung, des Schlafes. Es war ein fürchterliches Duell, welches sich jede Nacht erneuerte. Schließlich aber tödtete die Waffe ihren eigenen Herrn, denn es gilt für eine ausgemachte Sache, daß der übertriebene Kaffeegenuß die kräftig angelegte Organisation Balzac's in dessen fünfzigsten Lebensjahre überwand.

Die Arbeit währte ununterbrochen bis sechs und sieben Uhr Früh. Langsam triefte Wort für Wort auf's Papier, jedes einzelne geprüft, gewogen, meistens weggelöscht, durch ein zweites, ein drittes, ein viertes ersetzt, welches treffender und passender schien.

Niemand trieb die Selbstverleugnung so weit und Balzac zögerte nicht, das ganze Werk einer solchen mühevollen Nacht zu zerstören, wenn er glaubte, durch eine Umarbeitung der Vollendung, die er anstrebte, näher zu kommen. Das Manuscript war überdies ein bloßes Concept, das Gerippe eines im Entstehen begriffenen Romans.

Um sieben Uhr tauschte Balzac den Mönchsfrack gegen einen sehr disparaten Morgenanzug um, den Gautier also beschreibt: „Eine grüne Jagdweste mit metallenen Knöpfen, welche Fuchsköpfe darstellten, eine mit allen möglichen Farben des Regenbogens carrirte Hose, dessen unterer Theil in groben Schnürstiefeln stak. Um den Hals einen rothen Foulard und auf dem Kopfe einen riesigen, abgenutzten Tromblonhut, der allein hingereicht hätte, um einer anderen Gestalt einen recht grotesken Druck zu geben."

In diesem Anzuge langte er in der Druckerei an, wo ihn meistens das Gemurmel der Setzer begrüßte, denn das Balzac'sche Manuscript war für die Jünger Gutenberg's der leibhaftige Popanz, und es war in den Contracten mit den Druckereiführern ausbedungen, daß man von einem Setzer nie mehr als eine Stunde Balzac per Tag fordern durfte. Mit der Beute, also mit den Probeabdrücken beladen, sperrte sich der Verfasser in einem für ihn reservirten Cabinet ein und nun begann die zweite oder dritte Wiederholung der nächtlichen Arbeit.

Der ursprüngliche Gedanke verschwand meistens spurlos, verdrängt durch Verbesserungen, Aenderungen und Additionen. Da wurden oft zwischen zwei Alineas ein ganzes Kapitel eingeschaltet, der Name eines Ortes, der einer

Digitized by Google

Person gab zu einer jener Beschreibungen Veranlassung, deren Präcision bis dato von Niemandem erreicht wurde. Der Roman wurde vom Grunde aus umgearbeitet und erst jetzt wurde das Gerippe zur fleischigen Gestalt.

Von der Anstrengung niedergebeugt, verließ Balzac gegen zwölf Uhr die Druckerei und kehrte meistens zum Frühstück bei einem Freunde ein und sank nach dem Mahle erschöpft auf ein Sopha mit der dringenden Bitte, man möge ihn ja in einer Stunde aufwecken. Theophile Gautier war einer der Bevorzugten, dessen Gastfreundschaft Balzac am Liebsten in Anspruch nahm. „Er pflegte sich", erzählt Gautier, „mit einer Art von Purée aus Butter und zusammengepreßten Sardinen (die Sardinenbutter ist ein in Frankreich unbekanntes Gericht) bestehend vollzustopfen und streckte sich dann auf dem Sopha aus. Trotz seiner Empfehlung sorgte ich dafür, daß Niemand seine Ruhe störte. Wenn er erwachte und mit Schrecken gewahr wurde, daß er den ganzen Nachmittag verschlafen hatte, machte er oft seine Entrüstung in tobsüchtiger Weise kund. Er nannte mich einen Schurken, einen Verräther, einen Raubmörder und zählte nun an den Fingern, wie er durch mich baare zehn Tausend Francs und darüber wie aus der Tasche verloren hätte, daß ich an seinem Unglück Schuld wäre und verdiente, auf der Stelle erdrosselt zu werden. Ich ließ das Gewitter vorüberziehen und freute mich der gesunden Farben, die sich in Folge der paar Schlafstunden auf seinen Wangen wieder zeigten."

Natürlich mußte die ascetische Lebensweise, diese Sträflingsarbeit hier und da Abbruch erleiden. Dann hingen die grüne Jagdweste und der Mönchsfrack am Nagel und Herr von Balzac zeigte sich in den Logen, in den Clubs und in allen Salons, die sich mit doppelten Thüren vor ihm öffneten als einem hohen Priester des damals florirenden Dandyismus.

Sein blauer Frack mit massiven goldenen Knöpfen und sein mit Türkisen besetzter Spazierstock leben noch heute im Andenken der Stutzer, welche gegen 1840 am Boulevard de Gand schwadronirten. Der capitöse Wein von Vonoray, ein Landsmann des Verfassers der „Comédie humaine", ersetzte den Kaffee. Balzac konnte vier Flaschen dieses Getränkes im Laufe eines Diner's hinunterstürzen, ohne die Besinnung zu verlieren, während ein gewöhnlich organisirter Mensch keine Flasche davon verträgt.

Das hinderte jedoch Balzac keineswegs, nachdem er sich hier und da eine kleine Orgie gegönnt hatte, 3 bis 4 Monate wie ein Anachoret zu leben, ganz als müßte er die Wirkungen des Weines befürchten. In diesen Pausen, wo der Romanicer in dem grand monde auftrat und hier auch jene Typen studirte, die er unter den Namen einer Herzogin von Manfrigneuse, einer Gräfin Mortsauf, eines Felix de Vendenesse verewigte, bemächtigte sich seiner die Speculationsgrille, welche ihm theuer zu stehen gekommen war, von welcher er aber bis an sein Lebensende nicht lassen wollte. Mehrere seiner Gründungsprojecte, die eben damals nur Projecte blieben, weil man auf diesem Terrain noch nicht so fortgeschritten war wie heute, sind classisch geworden, gerade wie der blaue Frack und der Türkisenstock. So unter anderen die Einführung des Ananas in der Umgegend von Paris, wo die Kürbisse und Runkelrüben so ausgezeichnet gedeihen. Der Poet schätzte das Erträgniß eines solchen Planes auf 400,000 Francs jährlich, und wenn er begeistert davon sprach, so schien es als hätte er schon das erste Quartal im Sacke. Nur mit Mühe gelang es Freunden, und Gautier nennt sich darunter, ihn von dem unheilvollen Gedanken abzubringen und sich in neue Verlegenheiten zu stürzen.

Digitized by Google

Nach und nach erst gegen sein Lebensende hellte sich seine Lage auf. Er konnte sich einige Erholungsreisen nach Italien, nach Deutschland gönnen. Er lebte schließlich in seiner eigenen Villa, den „Sardies", wo es manchmal sehr sonderbar zuging. Er hatte von seiner früheren Drangsal die Gewohnheit behalten, sich immer zu beklagen und es soll sehr seltsam gewesen sein wie er inmitten seiner, mit fürstlicher Magnificenz ausgestatten Gemächer, die mit den theuersten Brio à brac ausgestattet waren, sich für einen Bettler auszugeben liebte. Um sich über ihn lustig zu machen, setzten seine Freunde allerhand Geschichten von geheimnißvoll aufgespeicherten Schätzen, von goldangefüllten Gruben, die in dem Garten der „Sardies" verborgen sein sollten und welchen Balzac wie Molière's Harpagon nächtlich Besuche abstattete in die Welt. Vielleicht hatte die Nothwendigkeit, lange zu sparen, bei ihm einen gewissen Keim des Geizes entwickelt, denn Balzac ärgerte sich über diese Späße, als wenn wirklich etwas Wahres daran gewesen wäre.

Vor Dieben hatte er eine heilige Scheu. „Dieser Theo", meinte er, „wird es mit seinen Geschichten noch dahin bringen, daß man mir die Gurgel abschneiden wird." Manchmal war Balzac plötzlich verschwunden — Niemand, selbst seine vertrautesten Diener wußten nicht, wo der Besitzer der „Sardies" hingerathen war. Seine Freunde zeigten sich besorgt, der Polizeipräfect ließ durch seine abgefeimtesten Agenten nach ihm spüren, aber vergebens. Nach 3, 4, 5 Wochen tauchte Balzac plötzlich wieder auf, eine gewaltige Rolle Papier unter dem Arm. Er war mit einem neuen Roman in irgend einer Mansarde im Quartier Latin oder in Montmartre heimlich niedergekommen. Wie auf viele Schriftsteller übte der Ort auf Balzac's Fähigkeiten einen wirklichen Einfluß. Um zu arbeiten fühlte er das Bedürfniß, sich in ein solches Studentenzimmer einzuschließen und sich von allen Bekannten zu isoliren. Der Portier des Hauses brachte ihm die Nahrung aus einer benachbarten Garküche und täglich schöpfte er bei Sonnenaufgang, wenn er sicher war Niemanden zu treffen, die nöthige Portion Luft.

In diesen paar Quadratfuß hatte eine ganze imaginäre Welt Raum, die der Romancier der Circulation übergab, hier tobten die Leidenschaften, hier kämpften Haß und Liebe, Intrigue und Ehrlichkeit. Die kahlen Wände waren Zeugen des Triumphes der Rechtschaffenheit über das Boshafte, hier lebte der Verfasser alle Emotionen durch, die er dem Papiere anvertraute.

Das Glück lächelte dem Unstäten, sein literarischer Triumph leuchtete wie die Sonne. Das ganze gebildete Europa verehrte in ihm den Historiographen des modernen Paris. Ein Verhältniß, das wie ein Roman begonnen, endete mit einer Ehe.

Fünfzig Jahre zählte Balzac und war für alle seine Freunde so gebaut, als sollte er ein Säculum erreichen. Aber als ungebetener Gast nahm der Tod an der Einweihungstafel des neuen Hauses Platz und raffte ihn davon. Ihn, der wie Prometheus dem Zeus ein Stück des heiligen Feuers abgenommen hatte.

Da nun der Freund sich zum Freunde im Reiche der Schatten gesellte, so konnte der Biograph Balzac's Demjenigen, welchen er gehuldigt, unten im Hades mittheilen, wie sich sein Ruhm und der Kreis seiner Bewunderer vergrößert.

Paul d' Abreſt.

Digitized by Google

Aus der Gesellschaft.

Berlin.

Echtes Weihnachtswetter macht unsere Straßen unsicher, der nasse Schmutz ist schlüpfriger und gefährlicher als die glatteste Eisbahn, namentlich auf den Uebergängen großer Plätze, wo der Wagenverkehr noch immer so ungeregelt ist, daß Unglücksfälle unvermeidlich sind. Abends macht ein undurchdringlicher Nebel die Gaslaternen wirkungslos, es entstehen oft wahre Straßenkämpfe mit den Regenschirmen, welche sich als durchaus nicht ungefährliche Waffen erweisen. Die Berliner sind tapfere Fußgänger, trotz des Regens und Nebels sieht man häufig Personen aus den höchsten Ständen, ja sogar Damen in malerischen Kopftüchern und Ueberwürfen auf den Straßen, namentlich beim Schluß der Theater.

Das Weihnachtswetter hat aber auch seine großen Reize in Berlin, durch den Nebel schimmern verheißungsvoll anlockend die hellen Schaufenster mit ihren bunten, strahlenden Schätzen, die bis spät Abends ausgelegt bleiben. Ein distinguirtes Publicum versammelt sich dort, elegante Equipagen halten und werden mit zahlreichen Päckchen angefüllt. Aber auch die Familiendroschke zweiter Classe fährt vor, der große Weihnachtsbaum duftet harzige Waldluft aus, indem er sich vertraulich im Arm des Droschkenkutschers wiegt. Das Innere des Wagens riecht schon nach Honigkuchen und Wachslichtern, Papa und Mama kaufen aber noch immer mehr ein, schnarrende Kindertrompeten, dröhnende Trommeln, lederne Pferde und schnurrende Waldteufel bilden bereits ein märchenhaftes Chaos, obenauf wird aber noch eine riesige Pappschachtel gestellt, die ein erstes Ballkleid für das älteste Töchterchen enthält, lauter rosenrother Tarlatan, wie Zuckerwerk anzusehn. Einen noch holderen Anblick gewährt es, wenn ein junger Mann für seine Liebe eine holde Gabe wählen will, oder eine Braut geheimnißvoll verhüllt vorüberhuscht, um ein Geschenk zu suchen, welches ein passender Lohn sein könnte für die Liebesgaben des Verlobten. Eigentlich sind alle die geschäftigen Käufer, welche man im Weihnachtswetter auf den Straßen sieht, beneidenswerth und glücklich, denn sie genießen ja die Seligkeit des Gebens im vollen Maße. Wer nichts bekommt an dem allgemeinen Geschenktage, ist lange nicht so unglücklich als Derjenige, der nichts geben kann. Die Ansprüche der Empfänger sind übrigens in unglaublicher Weise gestiegen. Für die Häupter der Familie ist die Weihnachtszeit eine wahrhafte Steuerlast, namentlich aber haben die Dienstboten sich daran gewöhnt, so maßlose Erwartungen zu hegen, daß sie wirklich nicht mehr erfüllt werden sollten. Nächst ihnen sind es die Bettler, die nie zufrieden gemacht werden können. Die Wohlthätigkeitssammlungen zählen nach Tausenden und jedes Haus hat noch Privatarme zu beschenken, aber nur Undank wird den Gebern zu Theil.

Digitized by

Zur Beschaffung der Geldmittel für die Armenbescheerungen der Weihnachtszeit werden zahllose Bazare eröffnet, wo die vornehmen Damen viel Geld und noch mehr Zeit verlieren.

Die Prinzessinnen gehen dabei stets mit gutem Beispiel voran, auch die höchsten militärischen Würdenträger, wie Graf Moltke und General Manteuffel betheiligen sich und übernehmen sogar Aemter als Vorsteher oder Einnehmer der geschenkten Gelder.

Die Geldsammlungen für die Opfer des Krieges werden gleichfalls mit großem Eifer betrieben, Concerte, Skating-Rinkfeste und Reiterkünste veranstaltet man zu diesem Zwecke stets mit Erfolg; es ist staunenswerth, daß immer noch so viel Geld flüssig gemacht werden kann, trotzdem nur von Concursen und Calamitäten die Rede ist. Sogar in den höchsten Gesellschaftskreisen gehen diese Gespenster der Neuzeit um, seit Fürst Putbus aus der Ferne mit seinen Gläubigern unterhandelt und Graf von Danckelmann sich ihnen durch einen so tragischen Tod entzogen hat. Er war ein liebenswürdiges, heiteres Element der Geselligkeit, nicht allein durch seine hervorragende persönliche Erscheinung, sondern auch besonders durch seine Gesangsgabe, die einen Künstler von Profession unzweifelhaft zum reichen Mann gemacht haben würde. Es ist unbegreiflich, warum er nicht versucht hat, als Concertsänger in Amerika unter verändertem Namen seine schöne Stimme zu verwerthen, um seine finanziellen Wirren zu lösen, was ihm unzweifelhaft gelungen sein würde.

Der Tod hat soeben noch zwei sehr bekannte Persönlichkeiten der Berliner Welt dahingerafft. Der geheime Oberbaurath Lucae starb an einer schmerzhaften Operation im besten Mannesalter und in der Unentbehrlichkeit seines Wirkens. Er war so zu sagen der Schöpfer des neuen Berlins; Alles, was von geschmackvollen und nützlichen Bauwerken in letzter Zeit entstand, trägt Spuren seines wohlthätigen Einflusses. Sein Leichenbegängniß gestaltete sich zu einer großartigen öffentlichen Feier, die Studenten des Baufaches erschienen dabei in akademischem Aufzuge, alle Behörden waren vertreten und kaiserliche Hofequipagen schlossen sich dem Zuge an, dessen endlose Reihe von Trauerwagen auf längere Zeit allen Straßenverkehr verhinderte. Am Sarge hielt der strenggläubige Pastor Müllensiefen eine ergreifende Predigt, vorher sprach der freisinnige Professor Lazarus eine seiner herrlichen Gedächtnißreden, die er in so pietätvoller Weise berühmten Todten mit in's Grab zu legen pflegt.

Der andere Verstorbene ist der Freiherr Leopold von Ledebur, Domherr des Stiftes zu Zeitz, langjähriger Director der Kunstkammer, Geheimrath, Mitglied aller möglichen gelehrten Gesellschaften, Professor der Archäologie und anderer Wissenschaften, kurz, ein berühmtes Geisteslicht des intelligenten Berlins. Einst war er ein Gardelieutenant! Seine Mußestunden, — deren es in der tiefen Friedenszeit der zwanziger Jahre allerdings nicht wenige gab — benutzte er frühzeitig zum Studium der Archäologie, namentlich machte er in Westfalen, seiner Heimat, der Fundgrube für Alterthumskunde, häufige Wanderungen durch Klöster, Schlösser und Grabstätten, um Inschriften zu sammeln. Als er fand, daß zur Entzifferung derselben alte Sprachen und die historischen Hülfswissenschaften nothwendig sind, warf er sich mit Eifer auf classische und historische Studien, blieb aber Gardelieutenant dabei und liebte seine Waffe, wie ein echter Preuße. Erst als Hauptmann nahm er den Abschied, um sich ganz dem Gelehrtenfach zu widmen.

Digitized by Google

Zahlreiche wissenschaftliche Abhandlungen tragen seinen Namen, auch hat er namentlich in der Wappenkunde Bedeutendes geleistet, unser bestes Adelslexicon stammt von ihm her. Er hegte eine besondere Vorliebe für Heraldik, weil er selbst aus einem der ältesten westfälischen Adelsgeschlechter entsprossen war; er leitete seinen Namen von dem Amt seiner Vorfahren ab, Bauernführer gewesen zu sein „Lede Buer". Er war eine charakteristische Figur Berlins, sowohl in der gelehrten, als in der gesellschaftlichen Welt. Seit länger als einem halben Jahrhundert nahm er darin eine hervorragende Stellung ein. Er hatte noch Heinrich Heine genau gekannt, war gern gesehen bei Rahel von Varnhagen und Elise von Hohenhausen, ebenso in den berühmten Salons vom Staatsrath von Stägemann und dem Director der Museen von Olfers; Humboldt und Tieck waren seine Freunde. Das alte Berliner Leben verlor in ihm einen seiner letzten Repräsentanten! Wollte man genügendes Lob über seinen Menschenwerth aussprechen, würde man kein Ende finden können. Er besaß neben seinem reichen Geist das edelste, reinste Herz.

Von den traurigen Todesfällen wollen wir schleunigst zu den vielen heiteren Hochzeitsfesten übergehen, die kürzlich in der vornehmen Welt gefeiert wurden. Der griechische Gesandte vermälte seine älteste Tochter, Zoe, mit dem Neffen des englischen Botschafters Lord Russell; die Trauung fand zuerst in der katholischen St. Hedwigskirche und später in der griechischen Capelle der russischen Gesandtschaft statt. Das junge Paar reiste nach dem Diner gleich nach England ab.

Zwei andere Hochzeiten verbanden die hohe Finanzwelt und den hohen Adel, wie dies ja jetzt an der Tagesordnung ist. Die junge, reiche und schöne Witwe Koppel, geborene Vidal, heirathete den Rittergutsbesitzer Freiherrn Hermann von Maltzahn und der Buchhändler Friedrich Westermann vermälte sich mit der Gräfin von Görtz-Wrisberg. Unter den übrigen Verlobungen nennen wir nur: Herr Cuno von der Hagen mit Freiin von Rochow-Reckahne; Herr Rittmeister Dreßler mit Freiin Hildegard von Strantz; Herr Nicolaus Graf Baudissin mit Freiin Käthe von der Osten.

Als eine neue Erscheinung in der vornehmen Welt wird in diesem Winter die Tochter des Herzogs August von Württemberg erwartet. Dieselbe hat soeben die Standeserhöhung erhalten, welche zu ihrer Vorstellung bei Hofe nothwendig ist, nämlich den Titel einer Gräfin von Wartenberg; sie stammt aus der morganatischen Ehe des Herzogs mit der ihrer Zeit berühmten Tänzerin Bethge, welche bei der Geburt dieses Kindes gestorben ist. Seit Jahren wußten die Bewohner der abgelegenen Hollmannsstraße um dies romantische Geheimniß, denn der Herzog bewies sich als ein sehr zärtlicher Vater; er ließ selten einen Tag vorüber gehen, ohne seine Tochter zu besuchen. Sie war schon als Wiegenkindchen Besitzerin des schönsten Hauses in der Hollmannstraße und wurde dort von ihrer Großmutter treu gepflegt. Die Hofequipage des prinzlichen Vaters hielt oft stundenlang dort und verrieth den Nachbarn das Geheimniß ihrer Geburt. Voraussichtlich wird sie jetzt „standesgemäß" sich einrichten und unter dem Schutz einer aristokratischen Dame in der Welt erscheinen.

Eine andere Standeserhöhung wurde dem Oberst-Kämmerer, Grafen von Redern zu theil, er ist Kanzler des hohen Ordens vom schwarzen Adler geworden, eine Ehrenstelle, welche früher der alte Wrangel inne hatte. Graf Redern, obwohl auch bereits ein Siebenziger, besitzt noch jugendliche Rüstig-

Digitized by

keit und Geistesfrische. Seine großen Reichthümer benutzt er vielfach zur Förderung von Kunstinteressen. Er war vor Küstner Intendant, und im Volksmunde heißt er noch immer „der Graf von's Theater". Er gehört wesentlich zur Physiognomie des Berliner Gesellschaftslebens. Seine Feste sind stets der Musik geweiht, er ist selbst ausübender Künstler auf dem Piano und hat sogar mehrere sehr melodische Stücke, auch eine große Oper „Königin Christine" geschaffen. Sein Palais, eine Zierde des Pariser Platzes, enthält die vortrefflichste Gemäldesammlung, die er großmüthig allen Kennern und Liebhabern zeigen läßt.

Unter den vielen Fremden, welche zur Weihnachtszeit nach Berlin kommen, befanden sich auch der Herzog von Meiningen und die Baronin von Heldburg. Man sah sie häufig wie ein bürgerliches Ehepaar in den Läden ihre Einkäufe machen. Sie nahmen alle Sehenswürdigkeiten Berlins in Augenschein, ganz wie andere Touristen. Aber mit besonders lebhaftem Interesse wohnten sie den Theatervorstellungen bei, es giebt allerdings wohl keine competenteren Richter als dies hohe, kunstgebildete Paar. Der Herzog ist eine sehr schöne, männliche Erscheinung, sein Gesicht zeigt große Güte, verbunden mit Energie und Intelligenz. Die Bestrebungen des Nationaltheaters schien er mit besonderem Interesse zu verfolgen. Es wurde ihm zu Ehren ein neues Stück des Prinzen Georg von Preußen, Bianca Capello, dort aufgeführt, welches sehr bühnenwirksam ist und viel poetische Schönheiten enthält, sich aber auch ganz besonders als Ausstattungsstück für die Meininger Bühne eignen würde, die bekanntlich so vorzügliche Kenntniß in der historischen Costümkunde besitzt.

Die neue diplomatische Vertretung des himmlischen Reichs verspricht ein pikanter Zuwachs für die Berliner Gesellschaft zu werden. Die Chinesen amüsiren vorläufig aber nur erst die Straßenjugend, weil sie Atlaskleider von bunten Farben, Filzsocken und lange Zöpfe tragen. Es sind lauter jüngere Herren, die bereits die deutschen Complimentirbücher entbehren können; sie befleißigen sich der feinsten Sitten, namentlich gegen Damen, aber zu reden wissen sie nicht viel, da sie nur ein wenig Englisch verstehen. Oper und Ballet besuchen sie besonders gern, weil die Sprache dabei Nebensache ist.

H. v. N.

Digitized by Google

Die Reise um die Neuigkeitswelt in 30 Tagen.

IV.

Ich begrüße meine schöne Herrin nach einer abermaligen Weltfahrt und lege den jüngsten Reiserapport hiermit zu ihren Füßen nieder.

Vom Ueberseeischen und Fremdländischen möge mir gestattet sein, zuvörderst und in aller Kürze zu sprechen; ich hatte Eile, in unseren Erdtheil und in unser Land zurückzukehren, wo die interessanten Ereignisse sich gerade im verflossenen Monat förmlich gedrängt haben.

Der Khan von Beludschistan — Sie kennen ohne Zweifel seine Fürstlichkeit, meine Gnädige, sind Sie sich gegenseitig nicht vorgestellt — der Khan also war höchst aufgebracht über einen Streich, den ihm ein benachbarter Häuptling gespielt, indem er sein Töchterchen, die 14jährige Ruzani, entführt hatte. Da aber dort 14 so viel wie 18 Jahre gelten und da der Entführer sich schleunig auch zum Verführer machte, so hielt es der Khan für angemessen, die unliebsame Sache dadurch zu gutem Ende zu führen, daß er den jungen Häuptling als legitimen Eidam acceptirte.

Auch in „Indiens mystischem Gebiete", wie Rückert singt, freit man jung; in Madras war es Tagesgespäch, daß Lord Lytton, der Vicekönig, dem Mahabadschah des Schutzstaates Mysore erlaubt habe, sich ein Weib zu nehmen, und wissen Sie, wie alt zur Zeit der ganze Herr Mahabadschah ist? 15 Jahre, und er wird seine Regierungsmündigkeit erst in drei Jahren von England zuerkannt bekommen, wogegen er für die Ehe bereits majorenn genug erscheint.

„Hier wird gefreit und anderswo begraben"; freilich liegt in unserm Falle eine Spanne Raum dazwischen, denn während der „Freier" in Mysore, also in Asien, „begrub" man in Australien die Königin Pomare. Nicht die, welche H. Heine besang:

„Alle Liebesgötter jauchzen,
Mir im Herzen, und Fanfare
Blasen sie und rufen: „Heil!
Heil der Königin Pomare!"

diese ist längst verkassen und arm in einer Dachkammer gestorben, sondern die jetzt mit Tode Abgegangene war die wirkliche, die echte Pomare, die Königin der Gesellschaftsinseln, die „Missionärisirte", wie sie Heine in jenem Hymnus auf seine „ungezähmte Schöne", die Cancanide des Gartens Mabille, nannte, und als Nachfolger auf den Thron von Otahaiti ist Jener Sohn Arxane proclamirt worden. Pomare IV., vorher Prinzessin Aimata, 1813 als Tochter der Königin Pomare II. geboren, war seit 1825 an der Regierung und man konnte sie deshalb als die Veteranin unter sämmtlichen Potentaten der Welt bezeichnen, deren keiner schon so lange, wie sie, die Krone trägt.

In Amerika war Passepartout bei zwei Hochzeiten, die, jede in ihrer Art, eine seltene Pracht entfalteten. Miß Belmont, Tochter eines Börsenmaklers und Agenten der Rothschilde, beiratbete Mr. Howland, Abkömmling des Comodore Perry; Beide von Newyork. Die Feierlichkeit fand zu Newport statt. Den Schleier der Braut hielt ein Diamantband, welches den ganzen Kopf umschloß. Auf der Stirn schimmerten sieben Diamantsterne. Die Ohrringe waren Solitäre, jeder 5000 Doll. oder 20,000 Mark werth. Auch trug sie ein Halsband und einen Busenschmuck von Diamanten, letzteren in der Form von Baumzweigen. Diamanten, nichts als Diamanten! Ihr Trousseau soll 80,000 Doll. oder 320,000 Mark gekostet haben, die Brautgeschenke betrugen circa 100,000 Doll. oder 400,000 Mark Darunter glänzten eine Agraffe von Baronesse Rothschild und eine Shawlnadel von Baronesse Erlanger in Paris. Die zweite Hochzeit war in Boston. Mr. Montgomery-Sears, ein junger zehnfacher Millionär, ehelichte Miß Choate, die Tochter des großen Advocaten und Redners Rufus Choate. Bei dieser Heirath war weder von Kosten, noch Diamanten die Rede, dagegen bot die Kirche einen höchst überraschenden, einzig schönen Anblick dar. Im Vestibul prangten zu beiden Seiten die seltensten Topfpflanzen in buntester Farbenpracht, während die Portale mit Guirlanden von Rosen und Sarsaparilla umschlungen waren. Der Boden des Mittelschiffs, wodurch das Brautpaar eintrat, war mit den auserlesensten Rosenknospen auf grünen Blättern und Farrenkraut wie übersät. Die Bogenpfeiler waren an ihrer Basis geschmückt mit üppigen Büscheln von Gladiolen und Tritonien, getragen von Farnkraut und Cederzweigen und durchwunden mit Passionsblumen. Auch das Taufbecken und die Orgel waren mit Gewinden von den seltensten Blumen und Farnkräutern verschwenderisch aufgeputzt. Die meiste Sorgfalt aber war auf die Ausschmückung der Kanzel verwendet, deren Geländer mit Rosen-, Smilax-, Farn- und Bigonienblättern vollständig umzogen war, abwechselnd durchflochten von

Digitized by Google

Passionsblumen und Jasminblüthenzweigen. Die kostbarsten Marschall Niel- und Tuberosen vervollständigten den Glanz und die Schönheit der Decoration. Guirlanden von Eichenlaub und Smilax, durchwoben mit Blumen, zierten die Wände zwischen den Pfeilern. Der Kandelaber war reichlich mit Blumen garnirt und über dem Platz, welchen das Brautpaar inne hatte, schwebte eine Kugel von den seltensten Blüthen und Knospen zusammengesetzt.

Daß doch gerade der „traurige Monat November", wie H. Heine ihn nennt, so beliebt ist für Eheschlüsse, und nicht zum wenigsten auch in dem Lande, wo er gerade am traurigsten und verdrießlichsten scheint, in England! Kaum aus der neuen Welt in der alten wieder angelangt, hatte ich im Inselreich vollauf zu thun, Buch zu führen über die verschiedenen Hochzeitsfestlichkeiten im britischen high life. So verband sich die Enkelin des berühmten Herzogs von Wellington, Victoria Alexandrine Wellesley, Tochter der Lady Charles Wellesley, mit Mr. Jon Trant Hamilton, M. P. für die County-Dublin. Die Braut, der Mittelpunct allgemeiner Aufmerksamkeit, trug ein reiches weißes Atlaskleid mit Brüsseler Spitzen garnirt und über einem Kranze von Orangenblüthen einen weiten Tüllschleier, von Diamantsternen gehalten. Diamanten-Halsband und Ohrgehänge vervollständigten den Schmuck. Sechs bride maids, nach reizender, nachahmungswerther englischer Sitte alle gleich gekleidet, mit ihren charakteristischen langen, vom Hute bis zur Schleppe nachwallenden Schleiern, Nymphen gleich, folgten ihr. Als Zeichen ihrer bride maids-Würde trug eine Jede ein in Perlen und Diamanten gefaßtes Medaillon mit den Initialen J. V. (Jon-Victoria) in weißer Email, gewöhnlich ein Souvenir des Bräutigams für die Ehrendamen seiner Braut. Der kirchlichen Feier folgte dann nach englischer Sitte ein Déjeuner und schon um zwei Uhr verließ das Brautpaar London, um sich nach Marburg-Hall zu begeben. Die Königin Victoria, die hohe Pathin der Braut, schenkte derselben ein Medaillon, reich mit Opalen besetzt und einen indischen Shawl. Ferner fand in der Pfarrkirche von Eceleston (Cheshire) die Trauung des Honorable C. Compton W. Cavendish, Rittmeisters im 10. Husarenregiment und ältesten Sohnes von Lord Chesham, mit Lady Beatrice Constanze Grosvenor, zweiten Tochter des Herzogs von Westminster, statt. Die Elite des hohen britischen Adels war ungewöhnlich zahlreich vertreten. Außerdem waren mehrere Tausende von Personen aus Chester, Wrexham, Farndon, Aldford und den umliegenden Districten Zeugen des Brautzuges und der Einsegnung. Die Braut empfing zahlreiche und kostbare Geschenke, darunter ebenfalls einen prächtigen indischen Shawl von der Königin, ein mit Smaragden und Perlen besetztes Armband vom Prinzen von Wales, ein Paar silberne Leuchter von der Prinzeß Christian und eine Brillantenbroche von der Prinzeß Beatrice. Nach dem Mahle, an dem gegen 150 Personen Theil nahmen, begaben sich die Neuvermählten nach Cliveden, einem der Landsitze des Herzogs von Westminster. Und drittens berichtet Passepartout von dem Ehebündniß des Herzogs von Norfolk, Earl-Marschalls und Premier-Herzogs des Königreichs und bekannt als Haupt des katholischen Adels Englands, mit Lady Flora Hastings, von der irrthümlich die Rede ging, sie sei Protestantin. Als ob ein Norfolk so den katholischen Traditionen seines Hauses zuwider handeln könnte, daß er eine Andersgläubige heimführte! Der Herzog verehrte seiner Braut das Perlenhalsband Maria Stuarts; die Stadt Sheffield schenkte einen Schmuck im Werth von 1000 Guineen, Lord Beaconsfield ein goldenes Riechfläschchen orientalischer Arbeit, Cardinal Manning werthvolle Bücher, die Nonnen des Winfriedklosters und die Patres des „Oratory" Geräthschaften für die Privatcapelle. Seine Flitterwochen verlebt dies Paar in Arundel-Castle.

In Wien fanden zwei hocharistokratische Vermälungen statt: diejenige des Reichsgrafen und Marquis Wilhelm von und zu Hoenbroech mit Prinzeß Eleonore Windischgrätz, Tochter des Obersten Prinzen August, Cousine des jetzigen Fürsten Windischgrätz und seines Bruders Prinz Josef, der die Berliner Tänzerin Marie Taglioni geheiratbet hat, sowie diejenige des Grafen Rudolf Kinsky, Sohnes des Grafen Eugen, mit Comtesse Elisabeth-Wilczek, Tochter des Grafen Hans. Brautjungfern bei letzterer Feierlichkeit waren zwei junge Comtessen Kinsky und zwei junge Comtessen Wilczek; sie erschienen ebenfalls vollkommen gleich gekleidet: reizende Roben in clair de lune mit weißem Spitzenausputz. Die Braut, eine schöne, üppige Blondine, trug prachtvoll weiße, reich mit Myrthenbouquets geschmückte Atlasrobe; auch die Riesenschleppe selbst zierte ein großes Myrthenbouquet, das schöne Haar ein Diadem von Myrthen und Brillanten. Am Déjeuner im Palais Wilczek nahmen nur etwa 23 Personen Theil. Nachmittag reiste das junge Ehepaar nach Schloß Krajno in Mähren ab.

Digitized by Google

Von Interesse war sodann die Vermälung des Fräulein Bertha Gerson, Tochter des Königl. und Herzogl. Sächsischen Generalconsuls Jacob Gerson in Frankfurt a. M., mit dem preußischen Oberst Clemens von Radowitz, erstem Directionsmitgliede der Kriegsakademie, und zwar speciell aus dem Grunde, weil dies Bündniß den Uebertritt der angesehenen Familie Gerson zum Christenthum zur Folge haben wird. Die junge Frau von Radowitz wurde vor ihrer Trauung bereits Protestantin. — Und in Paris hat auch eine israelitische Verbindung viel von sich reden gemacht. Hier handelte es sich um die Hochzeit eines Herrn M. Alexander Ellissen mit Fräulein Halfon, Stieftochter der Gräfin Esther de Camondo, welche jüngst im jüdischen Tempel der Straße de la Victoire stattfand.

Ganz in der Stille hat Prinz Rudolf von Liechtenstein, Sohn des 1871 gestorbenen Prinzen Karl, Besitzer der Secundogenitur des Geschlechts, Vetter des regierenden Fürsten Johann II. und Neffe des Cavallerie-Generals Prinzen Friedrich, Witwers von Sophie Löwe, der einstigen gefeierten Sängerin, seinen Herzensbund mit der Schauspielerin Fräulein Hedwig Stein, früherem Mitgliede des Wiener Hofburgtheaters, der Stadttheater in Breslau und Leipzig, wie des Hoftheaters in Stuttgart, legitimiren lassen. Die Dame — der eigentliche Name der Familie ist Perczel — wurde noch jüngst vielgenannt als Ernährerin ihrer Mutter und kleineren Geschwister, nachdem ihre Schwester Toni sich voriges Jahr in Bad Ems erschossen und ihr Vater mit derselben Waffe, die diese benutzte, vor einiger Zeit sich zu erschießen versucht hat. Ueber die Jahre der ersten Jugend hinaus, besitzt die nunmehrige Prinzeß Rudi von Liechtenstein zweifelsohne ein ebenso anmuthiges, als elegantes Exterieur. Die Künstlerin, die sie nun natürlich nicht mehr activ ist, anlangend, so waren für Hedwig Steins Temperament und graziöse Persönlichkeit es vornehmlich die sentimentalen Partien, sowie gewisse Tricotrollen, worin sie excellirte — wir nennen Shakespeares „Viola" und Halms „Wildfeuer". Der liebenswürdigen Dame, die das Leben von der ernstesten und trübsten Seite in ihrer Familie kennen gelernt hat, ist gewiß der heiterste Sonnenschein einer glücklichen, reichen und vornehmen Ehe zu wünschen. Um letztere zu ermöglichen, mußte Prinz Rudi, der jetzt im Anfang der 40er Jahre stehend, früher schon einmal (mit einer Gräfin Sermage) sich vermält hatte, zum Protestantismus übertreten. Nachdem die Trauung aber (in Klausenburg) stattgefunden, ist er sofort zum Katholicismus zurückgekehrt. Mag man das nicht für nachahmenswerth halten, aber zur Kirche darf man hier wohl sagen: „Tu l'as voulu!"

Mehrere der im vorigen Bulletin erwähnten Brautschaften sind nun bereits glückliche Ehen; so sind Oberbürgermeister Becker in Cöln und Frau Henriette Nörrenberg aus Dortmund, sowie Hofopernsänger Josef Beck in Berlin und Marie von Hamm aus Wien heute Mann und Weib. Die es Ersterem, einem stattlichen Siebenundfünfzigjährigen, begehrenswerth erscheinen ließ, dem Hagestolzenthum Valet zu sagen, war Witwe eines im letzten französischen Krieg gefallenen Landwehrofficiers. Das Hochzeitsgeschenk der Stadt Cöln bestand in einem prachtvollen Bouquet, worin Blumen das städtische Wappen darstellten. — Neu verlobt sind Comtesse Erika Juliane, einzige Tochter des regierenden Grafen und der Gräfin zu Stolberg-Stolberg, geb. Prinzessin von Waldeck und Pyrmont, mit dem Erbgrafen Georg Albrecht zu Erbach-Erbach, sowie Toni Hiller, eine pikante Erscheinung und begabte Schauspielerin, Tochter von Ferdinand Hiller, mit dem Pianofortevirtuos James Kwast, Professer am Cölnischen Conservatorium. —

Die jüngsten causes célèbres der Proceßwelt anlangend, so hat der Fall Tourville im abgelaufenen Monat seine Erledigung dadurch gefunden, daß der oberste Gerichts- und Cassationshof in Wien das Todesurtheil gegen den Engländer Henry de Tourville bestätigte (das die Gnade des Kaisers in Kerkerstrafe verwandelte), trotz des glänzenden Plaidoyers des Dr. Markbreiter. Im „Antonelli-Proceß" sollte, so hieß es, das Urtheil am 29. November verkündet werden; bis jetzt hat jedoch davon noch nichts verlautbart. Der russische Generalmajor Hartung in Moskau, angeklagt, nach dem Tode des Kaufmanns Sanftleben diesem gehörige Wechsel und andere Documente entfernt zu haben, brachte die betreffende Sache seinerseits zum tragischen Ausgang. Während nach der Verhandlung, die keine volle Klarheit in die Angelegenheit brachte, das Gericht berieth, schoß sich Hartung eine Kugel durchs Herz und war in 15 Minuten eine Leiche. Hartungs Frau war eine Tochter des unvergeßlichen russischen Dichters Alexander Puschkin. So hat diese Dame, welche ihren Vater durch einen Pistolenschuß verlor, nun auch ihren Gatten auf gewaltsame Weise aus dem Leben scheiden sehen. Denn, wie bekannt, wurde Alexander Puschkin am 10. Februar 1837 im Duell getödtet, und zwar von einem Franzosen Namens d'Antes,

Digitized by Google

der zu Puschkins schöner Frau gewisse intime Beziehungen unterhalten haben soll, weswegen der Dichter ihn forderte. Nicht unmöglich, daß ein verhängnißvoller gerichtlicher Irrthum den General Hartung auf die Anklagebank und in den Tod trieb.

Noch unentschieden ist die überseeische „Eisenstuck-Affaire". Dieser Fall ist in der Hauptsache der, daß im Staate Nicaragua (Mittel-Amerika) bei dem Versuch der Zurückführung einer zu ihrem Vater geflüchteten Frau durch den Gatten Schüsse gewechselt worden sind, deren einer den Vater verwundet hat, den ehemaligen deutschen Consul Eisenstuck. Die fragliche Frau ist eine Urenkelin Wilhelm von Humboldts durch ihre Mutter, geb. v. Hedemann, soll sich aber solchen Ursprungs nicht eben immer sehr würdig verhalten haben. Ihr Mann, ein amerikanischer Bürger Namens Leal, wird in den Berichten jenseitiger Blätter abwechselnd als Zahnarzt und als Rowdy aufgeführt. Die ganze Geschichte ist offenbar derart, daß ein vorsichtiger Diplomat sich möglichst lange von ihr ferngehalten hätte. Herr von Bergen aber, unser Generalconsul in Leon, der auch auf seinen früheren verschiedenen Posten nicht durch hohe Umsicht geglänzt haben soll, scheint in dem Vorgang einen willkommenen Anlaß gefunden zu haben, mit dem Säbel des deutschen Reichs zu rasseln. Er begab sich nach Managua, der Hauptstadt der Republik Nicaragua, wurde vom Minister des Auswärtigen, weil gerade des Präsidenten Geburtstag war, nicht gleich vorgelassen, reiste dann Hals über Kopf wieder ab und telegraphirte um Hülfe, die ihm denn auch nach anfänglichem Sträuben des Reichskanzlers zuletzt gewährt wurde, indem ein Kriegsschiff betreffende Ordre erhielt. Ob der Fall wirklich angethan, der kleinen Republik eine Entschädigungspflicht aufzudrängen, von der ihre Gerichte nichts wissen wollen, ob man ihn nicht besser möglichst still begraben und sich vor der Gefahr, zu ganz unverhältnißmäßigen Zwangshandlungen genöthigt zu werden, gehütet hätte? —

Entsetzlich groß ist die Todtenliste, die Passepartout diesmal vorzulegen hat. Neben Königin Pomare figurirt darin noch eine Königin: die Königin-Mutter Amalie von Sachsen, des verstorbenen Königs Johann treue Lebensgefährtin bis über die goldene Hochzeit hinaus, die edle Dulderin, die von neun Kindern, welche der Himmel ihr geschenkt, sechs in die Gruft steigen sah, und alle im blühendsten Alter! Wer sie in ihrer ganzen ernsten Anmuth und liebenswürdigen Natürlichkeit und Einfachheit kennen lernen will, der möge die jüngst von der „Nationalzeitung" veröffentlichten Briefe der prinzlichen Zwillingsschwestern Amalie von Sachsen und Elisabeth von Preußen an ihren Vetter Carl von Braunschweig (den später sogenannten „Diamantenherzog") nachlesen.

Drei hochverdiente alte Militärs stehen beisammen in dieser Heerschau, die der Tod gehalten: Feldmarschall Wrangel, der neue „Derfflinger" und „Marschall Drauf", Berlins populärste Persönlichkeit — ferner General v. Canstein, der Mitstürmer der Düppeler Schanzen, und General v. Maliczewski, Gouverneur des Berliner Invalidenhauses. Ich nenne sodann: Graf Eberhard Danckelmann, Leopold Freiherrn von Ledebur und Erwin von Bary. Die Gräfin Hertha Danckelmann, geb. Gräfin Moltke, die Schwester der Frau Gräfin Perponcher, der Gattin des Hofmarschalls unseres Kaisers, ist als eine der ersten Schönheiten am Berliner Hofe anerkannt, der die nun durch Trauer ihm Entzogene ungern bei den Festen des Winters vermissen wird. Die hohe künstlerische Begabung des in seinem 41. Jahre Dahingeschiedenen, dessen selten schöne Tenorstimme Furore machte und der mit seiner Gattin namentlich auch zu den „Intimsten" des Kreises um Richard Wagner in Bayreuth gehörte, war in den Künstler- und aristokratischen Kreisen allgemein geschätzt und ist hierdurch der Verlust ein doppelt schmerzlicher. Der bejahrte Freiherr v. Ledebur, kgl. preuß. Hauptmann und Geh. Regierungsrath a. D., der frühere Director der kgl. Kunstkammer in Berlin, Mitglied des Heroldamtes, Ehrendoctor von Leipzig ꝛc., hatte als wissenschaftliche Autorität besonders in den Gebieten der Genealogie und Heraldik zu gelten. F. v. Bary war ein hoffnungsvoller Afrikareisender, der speciell die Wüste Sahara sich als Terrain seiner Forschungen erkoren. Weiter mögen unter den Verstorbenen erwähnt sein: Geh. Commercienrath Edmund Becker, der Präsident der Leipziger Handelskammer; Pastor Prof. Clemens Brockhaus in Leipzig, Sohn des Orientalisten Hermann Brockhaus, tüchtiger Kanzelredner und gesinnungsvoller Fach- und Volksschriftsteller. Hofcapellmeister Ritter v. Herbeck in Wien; Professor Richard Lucä, hochverdienter Director der kgl. Bauacademie in Berlin und geschätzter Architekt, dessen letzte Arbeit das neue Stadttheater in Frankfurt a. M. gewesen; Ritter von Tschabuschnigg, der frühere österreichische Justizminister und gewandter, frisch schildernder Belletrist und Tourist; Carl Hugo, ein dichterisches Genie, das aber in Verschroben-

Digitized by Google

heit und Haltlosigkeit verkam, ein armer Verlorener und tragikomischer Narr, der das bitterste aller Brode aß, indem er, halb Wahnsinn simulirend und halb wirklich wahnwitzig, kleine Geldsummen sich halb erpreßte, halb erbettelte; Eduard Braun in München, Mitbegründer der „Fliegenden Blätter", der „Münchner Bilderbogen" u. a. eminent populärer illustrirter Unternehmungen; endlich Miß Julia Kavanagh, die treffliche, in Deutschland wohl kaum nach Verdienst bekannt gewordene englische Romanschriftstellerin.

Herbecks Stelle ist bereits wieder besetzt, d. h. Hellmesberger ist zum k. k. Hofcapellmeister und Hans Richter, Rich. Wagners Dirigent in Bayreuth, zum Vice-Hofcapellmeister ernannt worden. Eine Auszeichnung bisher einzig dastehender Art wiederfuhr dem Oberregisseur der Münchner Hofbühne, dem trefflichen Charakterdarsteller Ernst Possart, indem ihn der König von Bayern den Titel eines kgl. Professors verlieh. Kein lebender und activer Bühnenkünstler trägt außer ihm noch diesen Titel. Dr. Heinrich Hübner ist mit etwas befestigter Gesundheit aus Meran nach Hamburg zurückgekehrt und hat seine Thätigkeit am Thaliatheater dort aufgenommen, die sich freilich vielfach nach seinem Körperzustand wird richten müssen. Dagegen ist der berühmte Berliner Maler Gustav Richter, ungemein leidend, nach Italien abgereist, wohin ihn sein treues Weib, die Muse seiner Kunst, sein vielfältiges geliebtes Modell, natürlich begleitete. Sie ist, wie bekannt, eine Tochter Meyerbeers. Wie ihre blendende Erscheinung sich z. B. auf dem herzerfreuenden Gemälde: „Mutterglück" findet, so begegnete uns die schöne Dame auch auf dem Bildchen: „Beim Abstäuben" wieder, welches von ihres Gatten Hand die diesjährige große Berliner Ausstellung aufwies. Und in G. Richters Krankheit hat man nun leider wohl die Erklärung dafür, warum er — abgesehen von seinem früher vollendeten Kaiser-Porträt — sich diesmal nur mit einem so kleinen Werke im „Salon" der Reichshauptstadt einfand.

In Montreux verbringt den Winter Friedrich Spielhagen, von Meran hat sich nach Rom Hans Hopfen begeben. Ersterer schreibt an einem neuen mehrbändigen Roman, Letzterer ließ erscheinen: „Inschu aus dem Tagebuche eines Schauspielers". Von Carl Gutzkow liegen gesammelte Skizzen vor: „In bunter Reihe", nebst einer neuen Erzählung: „Officiers-Ehre". Emanuel Geibel verlieh seiner jüngsten lyrischen Sammlung den Titel: „Spätherbstblätter". Im Spätherbst seines Lebens steht der Dichter bei all seiner Rüstigkeit und Geistesfrische, aber noch zeigt der voll grünende Baum seiner Dichtung keine herbstlichen Blätter. Berthold Auerbach war Gast seines Freundes G. v. Moser auf dessen Rittergut Holzkirch und ließ bei der Gelegenheit im Stadttheater des nahen Görlitz zwei von seinen im vorigen Bulletin erwähnten dramatischen Sächelchen aufführen: „Riegel vor" und „Das erlösende Wort". Es ist nicht denkbar, daß ein Publicum, wenn es ein so allverehrtes Poetenhaupt in der corona anwesend sieht, dessen Gaben ablehnen würde, wären sie auch nicht so freundlich und sinnreich, wie in der That die beiden dialogisirten Kleinigkeiten es sein sollen. Zweifelhafter war der Erfolg, den im Wiener Stadttheater das erste Preisstück: „Durch die Intendanz" davon getragen hat; der allgemeine und außerordentlich Liebling der Besucher dieser Bühne, die blonde schelmische Kathi Schratt, hat den Erfolg in erster Linie und das Opus selbst ihn erst in zweiter bewirkt und erzielt. Man weiß übrigens, wer die Verfasserin, die sich E. Henle nannte, ist. Es ist Frau Elise Levy, die Gattin eines Fabrikanten in Stuttgart. Ich erwähne noch, daß sie zur ersten Aufführung ihres Stückes hatte nach Wien kommen wollen — ein Vorhaben, welches sie jedoch aufgeben mußte, weil neben der Freude, die ihr geistiger Sprößling ihr gebracht, auch wirkliche Mutterfreuden ihr so nahe bevorstanden, daß sie den Ausflug nicht mehr wagen konnte und daß dieselben ihr nun wohl schon geworden sind. Ich weiß, meine Gnädige, daß Sie das mit Antheil vernehmen; jedoch hier tadeln Sie mich und — Sie haben Recht; Passepartout sollte nicht blos vermuthen, sondern er müßte wissen. Ich will, sobald Sie mir Decharge für meinen diesmaligen Rechenschaftsbericht gegeben haben, mich in Stuttgart persönlich erkundigen, ob das Dichterkindchen richtig und pünktlich angekommen.

Wenn ich das nächste Mal in Ihrem Salon erscheine, verehrte Frau, schreiben wir 1878. Gestatten Sie desbalb, daß mit dem herzlichsten Glückwunsch zum neuen Jahr für Sie, und mit dem angelegentlichsten Wunsch der Fortdauer Ihrer Huld für sich, auf 30 Tage jetzt sich wieder verabschiedet

Ihr ergebener Passepartout.

Digitized by Google

Neueste Salonlectüre für den Weihnachtstisch.

1) Vom Don zur Donau. Neue Culturbilder aus Halb-Asien von Karl Emil Franzos. Zwei Bände. Leipzig, Duncker und Humblot. — Karl Emil Franzos gehört zu den literarischen Berühmtheiten neuesten Datums. Schnell hat der Kern des Lesepublicums die Kraft der Wahrheit, die feinfühlige Tiefe der Psychologie, die Anmuth der Darstellung herausgefunden, die diese Dichtung und Wahrheit des galizisch-bukowinischen Lebens beseelen. Ein Gottfried Keller des Ostens, ein Rembrandt in der Beleuchtung und doch voll Rubensscher warmer Fleischtöne so bietet Franzos ein eigenthümliches, originelles literarisches Charakterbild dar. Er weiß oft zu ergreifen, ebenso oft zu erheitern, aber immer zu überzeugen. Diese köstlichen Schilderungen aus dem vanity fair des galizischen Lebens, diese „Gezwungenen" der „wilden Staroften", „Martin der Rubel", vor Allem „mein Onkel Bernhard" vergißt kein Leser. Sie sind mit unauslöschlicher brennend rother Tinte ins Herz geschrieben. Also gehet hin, Ihr Durstigen nach der Wahrheit des Lebens in schönem dichterischen Gewande, gehet hin und kauft das neueste Buch des trefflichen Poeten und Menschenkenners.

„Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden,
Doch einen Franzos liest er gern."

2) Neue Gedichte. Von Hieronymus Lorm. Dresden, E. Pierson. Der alte heilige Hieronymus war ein Asket der Kirche, der neue unheilige ist ein Asket des Pessimismus. Bei Lorm tritt der Pessimismus sonst so aufdringlich negirend auf, so an den zerrissenen Mantel des Cynikers erinnernd, daß die Eitelkeit dieses Pessimismus durch die Löcher schimmert. Man merkt sonst bei Lorm's Lyrik immer die tendenziöse Absicht und man wird verstimmt. Das kann man jedoch von den vorliegenden Gedichten nicht sagen. Sie sind wirklich empfunden und nicht nur gedacht, enthalten wunderbare Schönheiten feinsinniger, psychologischer Beobachtung und sind als Festgabe für tiefe, sinnige Gemüther warm zu empfehlen.

3) Deutsche Bäume und Wälder. Populär-ästhetische Darstellungen aus der Natur für ein allgemeines gebildetes Publicum von H. Jäger. In 8 bis 10 Heften à 80 Pfennige. Mit 10 Prachtbildern. Karl Scholtze, Leipzig. — Dies treffliche Werk, das wir eine „Waldästhetik" im besten Sinne nennen möchten, ist durchweg nicht nur gründlich naturwissenschaftlich, sondern auch frisch, geistig anregend, nirgends hölzern, trotz des vielen Holzstoffes, geschrieben und verdient um so mehr Anerkennung vom „Salon", als der größte Theil des Textes aus dereinst vom Verfasser im „Salon" zuerst publicirten Aufsätzen besteht.

4) Romantische Biographieen aus der Geschichte von Fr. von Hohenhausen. Leipzig, Bernhard Schlicke. — Die Bürgerin Roland und „Klosterfrau und Weltdame" sind die Heldinnen dieser anziehend geschriebenen, von tiefem Verständniß für geschichtliche Frauencharaktere beseelten Biographieen. In „Klosterfrau und Weltdame" wird das anmuthige, keusche Frauenbild Anna Genoveva's von Bourbon-Condé, späteren Herzogin von Longueville im Gegensatz zu den französischen Salons vor 200 Jahren hochinteressant geschildert. Die Verfasserin hat es hier, wie in dem üppigen Colorit, das sie ihrem Porträt der Manon Roland giebt, verstanden, ihr feines Talent für biographische Porträtirung neu zu bewähren, so daß man sie füglich einen weiblichen Varnhagen im Gebiet der Biographie schöner weiblicher Seelen nennen könnte.

5) Deutsche Jugend. Unter künstlerischer Leitung von Oscar Pletsch, herausgegeben von Julius Lohmeyer. Leipzig, Alfons Dürr. Band 9 und 10. — Bei der Reichhaltigkeit, welche die Jugendliteratur quantitativ an jedem Weihnachtsfest für das vorhandene Bedürfniß neu entfaltet, wird die Nothwendigkeit, dem Besten eine Empfehlung auf den Weg zu geben um so größer, je mehr unsere Zeit anfängt, Werth darauf zu legen, daß man dem Kinde eben nur das Beste bietet. Während früher in Vernachlässigung einer der wichtigsten Pflichten überaus sorglos verfahren wurde, indem man, statt für die Kinder zu suchen, zu dem billigsten Erzeugniß griff und, statt die Jugendliteratur mit ihrem Bilderschmuck (der oft genug das Gegentheil von Schmuck war) auf ihren erzieblichen Werth hin anzusehen, das auswählte, was dem oberflächlichsten Unterhaltungsbedürfniß zu entsprechen schien, hat eine bessere Erkenntniß Platz gegriffen, seit der Versuch gemacht:

Digitized by Google

wird, die Jugendliteratur zu wirklichem ästhetischen Werth zu erheben, Erzeugnisse auf diesem Gebiet zu schaffen, an denen der Literarhistoriker und Kunstkritiker nicht mehr vorbeikommen kann, ohne von ihnen Notiz zu nehmen. Dasjenige Unternehmen, welches in Lösung dieser Aufgabe mit dem größten Ernst vorgeht, und dem Ziel so nahe wie möglich kommt möchten wir heute unseren Lesern wiederholt anempfehlen, es ist eben die obengenannte „Deutsche Jugend". — Die Jugendschrift erscheint ursprünglich immer in Monatsheften. Sie ist für den Weihnachtstisch bestimmt, und wir wüßten in der That nicht, welche anderen Jugendwerke wir als edlere, geschmackvollere, eleganter ausgestattete Gaben für das Lesebedürfniß unsrer Jugend, namentlich der reiferen bezeichnen könnten. Sie bietet wie die früheren Bände eine gedrängte Fülle unterhaltender und geistig wie gemüthlich anregender Lectüre in Poesie und Prosa; nichts von der gewöhnlichen wässrigen Jugendschriftstellerei, von welcher der Erwachsene froh ist, nichts lesen zu müssen, sondern eine Reihe wirklicher Kunstwerke aus der Feder der bewährtesten Schriftsteller, die jeden guten Geschmack erfreuen. Und was die Holzschnitte angeht, so giebt es in der That kaum ein Journal, welche den Erwachsenen einen solchen Reichthum und eine solche gediegene Auswahl an Illustrationen bietet, wie diese Deutsche Jugend den Kindern. Möchten recht viele Eltern zum Fest ihren Kindern und sich selbst mit diesen Bänden eine Freude bereiten!

6) Deutsche Lyrik seit Goethe's Tode. Ausgewählt von Maximilian Bern. Leipzig, Philipp Reclam jun. — Dieses Werk ist, wie der Verfasser treffend im Vorwort sagt, nicht bestimmt, irgend welcher goldglänzenden Buchbinderarbeit Concurrenz zu machen, um zwecklos auf den Salontischen herumzuliegen, sondern es soll als echtes Volksbuch die Lyrik der Neuzeit in allen ihren Ausstrahlungen wiederspiegeln. Der Name des Sammlers bürgt schon für die Tiefe und Reife des Geschmacks dieser Auswahl: Maximilian Bern ist ein eigenartiges, starkes dichterisches Talent, das sich von jeder Schablone frei gehalten hat. An Reichhaltigkeit wird überdies diese Sammlung von keiner ähnlichen übertroffen. 247 Dichter sind mit 800 Dichtungen vertreten, darunter österreichische und schweizerische Poeten, denen man ungerechterweise sonst in norddeutschen Anthologieen nicht zu begegnen pflegt. Jeder Accord, der seit Goethes Tod auf der lyrischen Leyer angeschlagen wurde, tönt hier aus. Da sind herzige Kinderlieder neben Schopenhauerscher Gedankenpoesie (Hieronymus Lorm, Stephan Milow u. s. w.), ja selbst Socialdemokraten (Geib, Hasenclever) finden sich durch ansprechende Gedichte reifer Form vertreten und Karl Gerok und Julius Sturm müssen sich die Nachbarschaft des „Neuen Tannhäuser" gefallen lassen. In Summa hier haben wir ein prächtiges, tiefgediegenes literarisches Festgeschenk vor uns, dessen Grundton der der Frische, des Geistes, der Empfindung ist und keine Spur von Bücherstaub, sondern den Hauch des echten Dichterwaldes verräth.

Salonpost.

K. Br. Münster. Es wird Malvasier gesprochen. Schlegel ist dafür ein Zeuge in seiner Uebersetzung Richards III:

„So tauch' ich euch ins Malvasierfaß draußen."

(I. Aufzug, Scene 4.)

Desgleichen Scheffel im Liede „Perkéo":

„Perkéo stieg zum Keller
Er kam nicht mehr herfür,
Und sog bei fünfzehn Jahre
Am rheinischen Malvasier."

C. v. R. Ob dem Autor der „Geschichte einer Frau" bei der Schilderung des Ehelebens zwischen dem General von Blittersdorf und seiner jungen Frau ein kürzlich verstorbener sehr hoher Militär, der sich nicht lange vor seinem Tode mit einer blutjungen Frau verheirathete, vorgeschwebt hat? Welche Idee! Daß es doch immer Leute geben muß, die wie gewisse Shakespearecommentatoren immer Bedeutungen und Beziehungen wittern, wo keine vorhanden sind!

Digitized by Google

R. W. in Dresden. Ihr neues Hoftheater soll am 2. Februar 1878 eröffnet werden. Kürzlich soll Ihr Dresdener Localdramatiker mit gewichtigen Schritten die neue Bühne abgemessen haben, um das Maß zu einem neuen, antiken Trauerspiel zu nehmen.

Freiherr G. v. B. in B. Wir sehen nicht ein, warum ein altberühmtes Adelsgeschlecht sich durch die Vergehen eines Leichtsinnigen, der seinen Namen trägt, entehrt fühlen sollte. Tragen die Zastrow's, die Lucadou's, die Münchhausen's darum etwa einen Makel an ihrem Geschlechtsnamen, weil ein Verbrecher, ein Feigling und ein Aufschneider ihren Namen getragen hat?

Treue Salonleserin in Görlitz. Wenn Sie wirklich eine sehr junge Dame sind, mein Fräulein, so brauchten Sie sich Ihres Briefstils wegen nicht bei uns zu entschuldigen. Paul Heyse sagt einmal sehr hübsch, und das gilt auch hoffentlich für Sie, obwohl wir Ihre Photographie nicht gesehen haben:

„Sage, was bedeutet Stil?
Giebt's nicht hohen, niedern, reinen?"
„Stil, mein Schatz, hat Dein Profil,
Deine Briefe, gottlob! — keinen."

Gerninger in Brünn. Johann Herbeck, dessen Porträt wir heute mittheilen, hat unser Wiener Figaro bereits im vorigen Heft warme Worte gewidmet. Er war, um ein oft gemißbrauchtes Wort hier wieder an die rechte Stelle zu bringen, ein Musiker von Gottes Gnaden, eine durchaus harmonische Natur, dessen Bild der Salon als artistisches Gedächtniß an den Mann bringt, der Wiens Musikleben neuerdings so gefördert, wie Laube das Wiener Theaterleben.

Wanda B. in Neisse. Fr. v. D. R. F. tritt gegenwärtig in San Francisco auf. Dort, wo Feinfühligkeit und Pietät nicht gehandelt werden, ist sie ganz an ihrem Platze. Ob sich wieder Jemand von der energischen Dame hat heirathen lassen, ist uns jedoch unbekannt.

Ha . . . R . . . Wenn Herr H. Breitinger in seiner Darstellung der „Entwickelung des Realismus in der französischen Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts" von Henry Beyle sagt, er hätte sich Stendhal „nach Steinthal, Winckelmanns Geburtsort" genannt, so zeigt Herr Breitinger eine erstaunliche Unwissenheit in der Lebensgeschichte unseres classischen Alterthumsästhetikers, der bekanntlich in Stendal (nicht Steinthal), der bekannten Hauptstadt der Altmark geboren wurde.

Adolf B . . z in Gotha. Auf Ihre Anfrage, ob Ihr „Waldsehnen" sich zur Composition eignet, antworten wir Ihnen, daß unserer unmaßgeblichen Meinung nach Ihrem Gedicht, wenn es von einer sehr leisen Singstimme vorgetragen und von sehr lauter Clavierbegleitung unterstützt wird, eine gute Composition nichts schaden könnte.

Fr. Bl. in St. Bädeker allein genügt nicht. Kaufen Sie sich das hübsche Buch „Am Genfersee". Von Wilhelm Rullmann. Zofingen und Leipzig, C. Schauenberg-Ott. Die meisten dieser lebendigen Skizzen sind zuerst im „Salon" erschienen. Wenn Sie über das in diesem Heft von uns im Bilde gebrachte „Schloß Chillon" etwas Gutes und Gründliches nachlesen wollen, lesen Sie in Rullmanns Buch Seite 35—52, und wenn Sie dann noch Byron's unsterblichen „Prisoner of Chillon" danach genießen, werden Sie in der rechten Genferseestimmung sein und des edlen Bonnivard Schmerz verstehen lernen.

Veritas. Wir berichtigen gern den übrigens sehr unwesentlichen Irrthum unseres Berliner „Gesellschafters". Nicht der Großherzog von Oldenburg ist der Besitzer der Herrschaft Schaumburg im Lahnthal, sondern dessen jüngerer Sohn, Prinz Georg erbte sie von seinem Oheim Erzherzog Stephan. Da wir aber nichts umsonst annehmen, so erlauben Sie uns, uns auch mit einer Kleinigkeit zu revanchiren. Sie schreiben Bärnburg-Schaumburg. Die ergebenste Veritas erfordert, daß man Bernburg-Schaumburg schreibt.

H. Ch. Das Théatre français bezahlt an Autortantième für ein fünfactiges Stück den zwölften Theil der Bruttoeinnahme. Scribe hat allein vom Théatre français in den Jahren 1842 bis 1860 für das „Glas Wasser" 25,000 Francs Tantième erhalten.

Lerche oder Sperling in Hannover. Wir möchten uns für Sperling entscheiden. Ihre Gedichte sind nicht stark genug, wie Sie schreiben, die „Feuerprobe der Oeffentlichkeit" zu bestehen, ja, wie wir probirt haben, nicht einmal die Feuerprobe des Ofens.

Digitized by Google

Neueste Moden.

Nr. 1. Toque von schwarzem Sammet.

Die Passe wird durch einen Jetgalon und durch eine über das Haar herabfallende Franse von Jet-Maiblümchen gebildet. Der Toque selbst ist mit schwarzem Atlas und zwei langen schwarzen, an der Seite herabhängenden Federn garnirt.

Nr. 1. Toque von schwarzem Sammet.

Nr. 2 und 3. Coiffüren für junge Damen.

Nr. 2. An den Schläfen sind die Haare zurückgekämmt und auf der Stirn gekräuft, was mittels falschen Haares bewirkt wird. Um den Chignon zu bilden, wird ein genügender Haarbüschel zurückgekämmt. Der Chignon wird aus drei Windungen zusammengesetzt und vorn und an der Seite in Knoten geschlungen.

Digitized by Google

Nr. 2. Die auf der Stirn herabgekämmten Haare werden in gerade Wellen frisirt; an den Schläfen und hinter den Ohren sind sie zurückgekämmt; dieser hintere Büschel wird als Windung in den Chignon gestochen. Vorn und auf der Mitte des letztern wird eine Schleife gebildet; die Enden derselben sind gewunden und bilden mit den übrigen Haaren einen sehr leichten Hammerchignon, welcher auf den Nacken herabfällt.

Nr. 4. Promenadentoilette.

Diese Toilette ist von bronzefarbener, blau und weiß chenillirter Bourette. Der Rock ist mit zwei Röhrenvolants garnirt und die Prinzeßtunica an der Seite in Falten gerafft. Ringsum schöne Fransen; diejenige, welche die hinteren Bahnen

Nr. 2. Coiffüre für junge Damen.

umgiebt, geht an der Seite soweit herauf, bis sie sich unter einer Tasche verliert; dieselbe bildet eine doppelte Raute, deren obere Spitze umgeschlagen ist. Das Jacquet wird schräg zugeknöpft und der Kragen als Revers zurückgeschlagen. Die in schräger Richtung mit Knöpfen besetzte Tasche besteht aus zwei Theilen, der Tasche selbst und einem Revers. Der Aufschlag des runden Aermels besteht ebenfalls aus zwei Theilen.

Nr. 5. Empfangstoilette.

Dazu zu verwendende Stoffe: Fischotterbraune Faille und fischotterbraune gemusterte Bourette. Der Failleroch ist an den Rückbahnen durch drei mit Rundschnur besetzte, übereinandergelegte Falten geschlossen und vorn an der untern Partie

Digitized by Google

mit einem Plissé garnirt, auf welches ein viereckig gezackter Streifen fällt. Die unten an der rechten Seite offene Princeßrobe wird durch eine Passementerieagraffe etwa 25 Centimeter vom untern Rande zusammengehalten. Das Vorderbeil ist von ungleicher Länge. Die linke Seite wird zur rechten Seite hinübergeführt, wo sie unter der Hüfte unter einigen Falten drapirt ist. Vorn unter der Taille und unter dem Galon, mit welchem die Robe in verticaler Richtung garnirt ist, ist eine Faille draperie angebracht, deren Falten sich über der Hüfte verbreitern; die hinteren Bahnen sind mittels breiter Schluppen gerafft. Gefälteltes Faille-plastron, auf welchem die Galongarnitur herzförmig arrangirt ist. Der runde Aermel zeigt dieselbe Garnirung wie der untere Theil des Rockes im verjüngten Maßstabe.

Nr. 3. Coiffüren für junge Damen.

Nr. 6 und 7. Lange Caschmirshawls als Echarpe getragen. (Vorder- und Rückansicht.)

Um dem indischen Caschmirshawl die Form einer Echarpe zu geben, wird er der Länge nach doppelt gefaltet. An der Contour wird er gereiht und dann in der Weise umgeschlagen, wie dies die Abbildung Nr. 6 darstellt; auf der Vorderseite (Nr. 7) wird er gekreuzt. Auf der Rückseite wird eine geschmackvolle Agraffe angebracht, welche ihn zusammenhält. Die beiden langen Blätter des Shawls bilden einen eleganten Ueberwurf über die einfache Prinzeßrobe oder die zum Rock gehörende Prinzeßtunica.

Nr. 8. Stadttoilette mit Großherzogmantel.

Der Faillerock ist vorn mit fünf kleinen Plissés garnirt, während die lange

Digitized by Google

Schleppe nur ein einziges derſelben zeigt. Der Großherzogmantel von nußbraunem Tuch iſt mit einer breiten Silberfuchsbordüre eingefaßt, welche ſich an den mit Paſſementerie appliquirten Aermeln wiederholt. Pelerine von Silberfuchspelz.

Nr. 9. Stadttoilette von Vigogne in Naturfarbe.

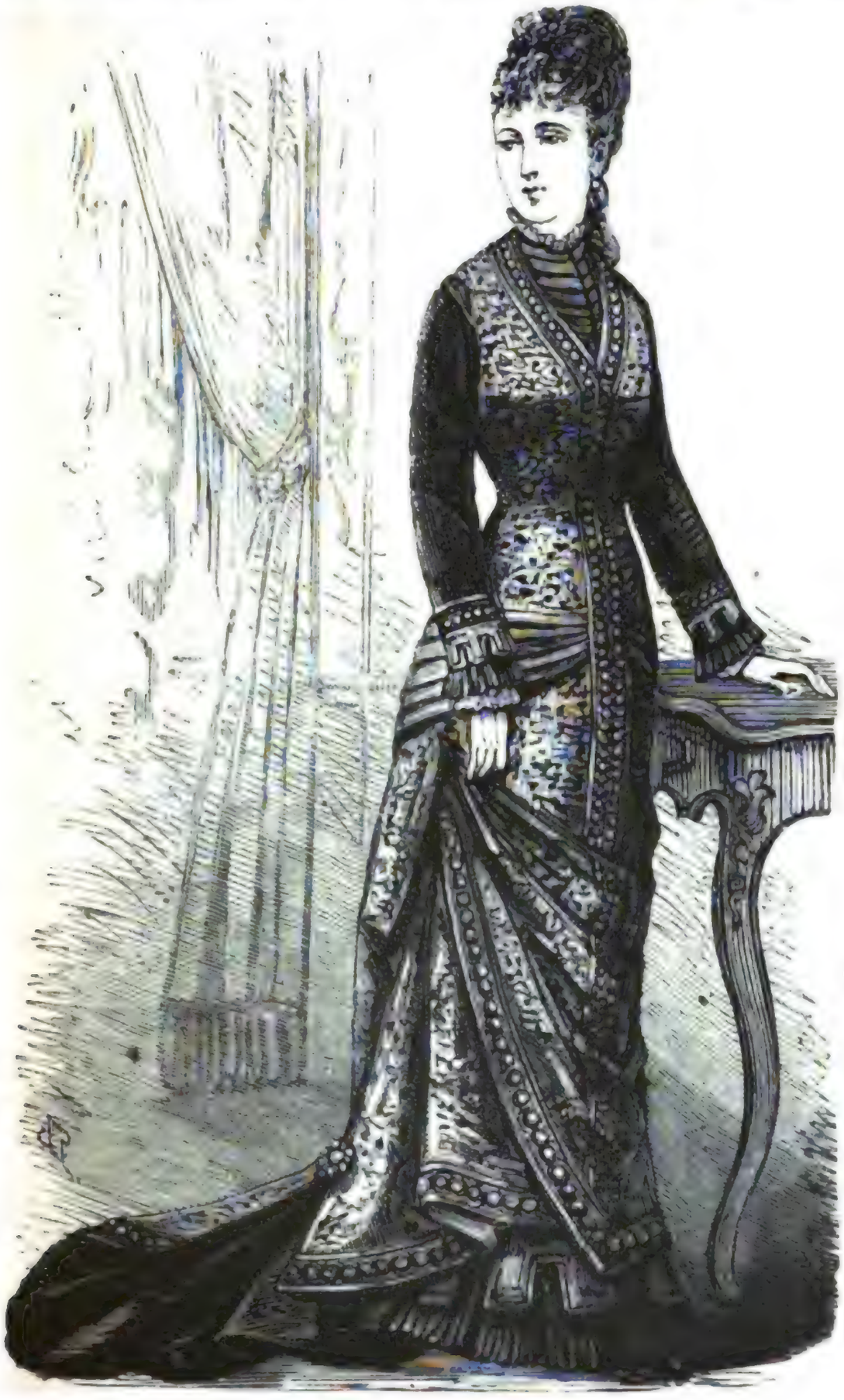
Der Rock iſt vorn aufſtoßend und auf der Rückſeite mit einer ſehr leichten

Nr. 4 Promenadentoilette.

Schleppe und ohne jede weitere Verzierung am untern Theil. So glatt er vorn iſt, ſo weit iſt er dagegen auf der Rückſeite in Falten gelegt. Die Polonaiſe iſt auf der Vorderſeite bis unten geſchloſſen und an der Taille anliegend. Der Halsausſchnitt iſt mit einem vorn herzförmig aufgeſetzten Galon verziert. Die Taille wird in der, in der Abbildung erſichtlichen Weiſe geſchnürt; am untern Rande iſt

Digitized by Google

dieſelbe mit einem geſtickten und oben geperlten Galon garnirt, welcher den Rock abſchneidet; über den Hüften legt ſie ſich eng an und ſimulirt ſo Schöße. Der vordere Schluß der Polonaiſe wird durch einen ähnlichen Galon verdeckt, welcher ſich um den untern Rand und auf der Rückſeite bis an den Spalt der Polonaiſe



Nr. 5. Empfangstoilette

heraufzieht. Es iſt dies die einzige Garnirung mit Hinweglaſſung von aller Raffung und Pliſſés. Der ſehr enge Ellbogenärmel hat an der Achſel einen Galon in Jockeyform und am Unterarm ebenfalls einen ſolchen, der bis zum Ellbogen reicht. Zu dieſer Toilette ſind 9 Meter Bigogne bei 1,20 Meter Breite erforderlich.

Digitized by Google

Die einzelnen Schnitttheile zur Polonaiſe ſind wie oben angegeben aufzuſuchen. Das Vordertheil iſt doppelt zuzuſchneiden, an der Taille ein wenig geſchweift und vorn unterhalb der Taille auf der Mitte in geraden Faden. Zuerſt werden die Ein-

Nr. 6. Langer Caſchmirſhawl als Echarpe getragen (Rückanſicht.)

näher bis zur bezeichneten Stelle gemacht; hierauf wird das Seitentheil dem Vordertheile angepaßt; ſchließlich der Rücken mittels der Schulternaht und der des Unterarmes angeſetzt. Der Rücken wird ebenfalls doppelt und an der Taille ſtärker geſchweift zugeſchnitten, ſo daß er ſich dem Vordertheil anpaßt.

Digitized by Google

Nr. 10. Untersetzer für Teller oder Theegeschirr.

Diese hübsche Mosaikarbeit ist aus zwei Carrés von Holzcannevas von je 22 Centimeter pro Seite zusammengesetzt. Auf das eine dieser Carrés wird das ge-

Nr. 7 Langer Caschmirshawl als Echarpe getragen. (Vorderansicht.)

gebene Dessin in Wolle von verschiedenen Farben im Tapisseriekreuzstich gestickt. Ist das erste Carré fertig, so wird das zweite darunter gelegt und mittels Tapisseriestichen an das obere ringsum geheftet, wobei die Nadel quer durch die beiden Carrés gestochen wird. Die Hauptcontour ist schwarz, die Mitte roth und das

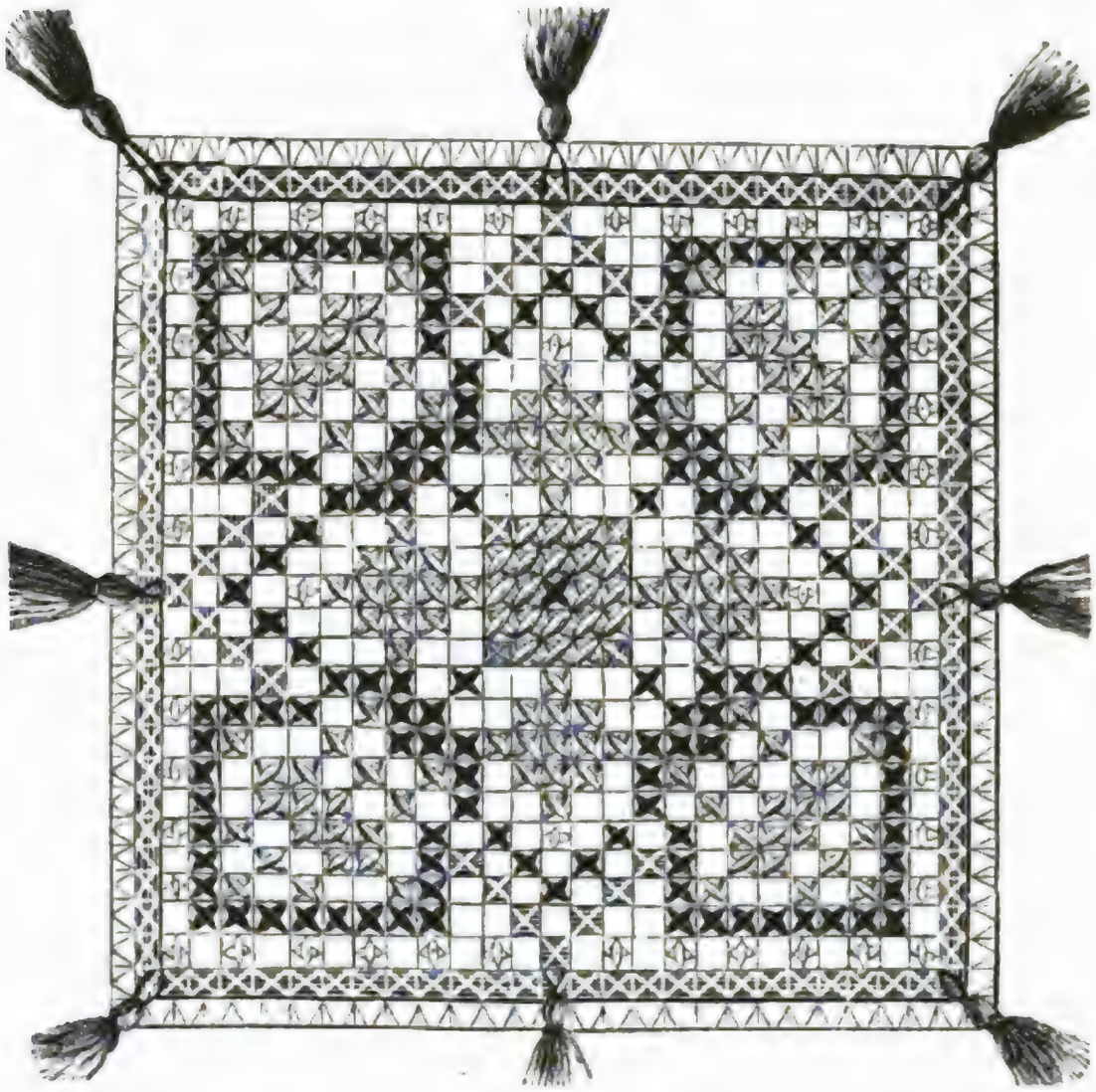
Digitized by Google

Nr 8. Stadttoilette mit Großherzogmantel.

Digitized by Google

Nr. 9. Stadttoilette von Bigogne in Naturfarbe.

Uebrige grün, blau und gelb. Die vier Ecken und die Mitte jeder Seite werden mit einer Quaſte in den gleichen Farben wie das Deſſin verziert.



Nr. 10. Unterſetzer für Teller oder Theegeſchirr.

Nr. 11 und 13. Brodkörbchen mit Deſſin.

Um das aus Weidengeflecht und Bambusſtäben gearbeitete Körbchen wird ein

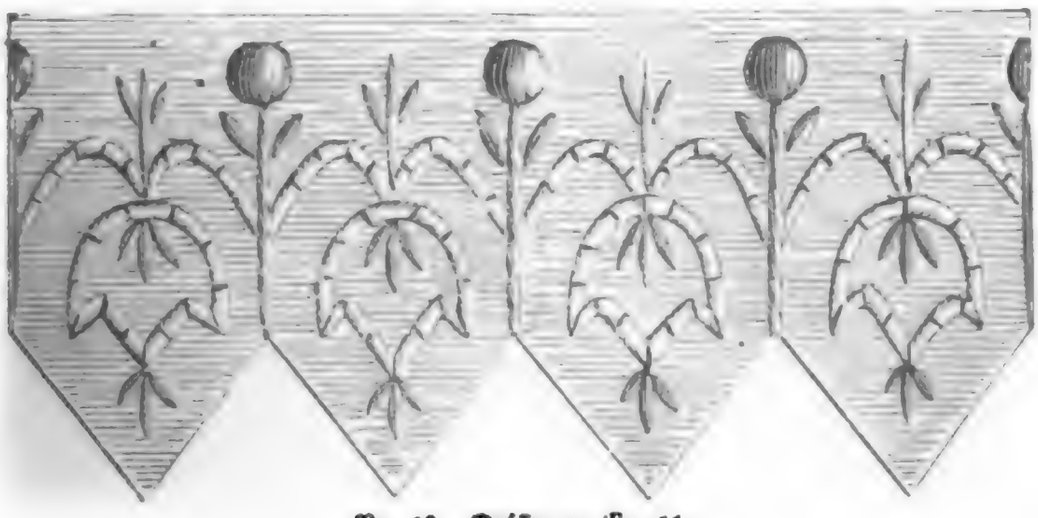
Nr. 11. Brodkörbchen.

mandarinfarbener Tuchſtreifen in bretoniſcher Stickerei in Wolle und algieriſcher Seide gezogen. (S. Deſſin Nr. 13.) Die dicken Muſchen ſind im Hochſtich in blauer und

die Blattstiele in bronzefarbener Seide zu sticken; die Contouren sind in blauer Wolle mit gelber Seide umstochen; die Kleeblätter in hellblauer und weißer Seide. Der Tuchstreifen ist unten zackig ausgeschnitten. Zwischen jede dieser Zacken wird ein kleiner blauer und hellbronzefarbener Wollbüschel befestigt. Will man das

Nr. 12 Matt- und hellgehäkeltes Carré.

Futtern des Körbchens umgehen, so kann man irgend welche Motive in blauer Wolle auf das Körbchen sticken.



Nr. 13 Dessin zu Nr. 11.

Nr. 12. Matt- und hellgehäkeltes Carré.

Für den Anfang in der Mitte werden 4 Km. gehäkelt, aus welchen ein Rund gebildet wird, das mit zusammengezogenen M. überdeckt wird. — 2. Reihe in derselben Weise mit Bezeichnung von vier Mal Zunehmen. — 3. Reihe: Desgleichen, wobei die M. von unten genommen wird, um die Seite zu bilden. Die

Digitized by Google

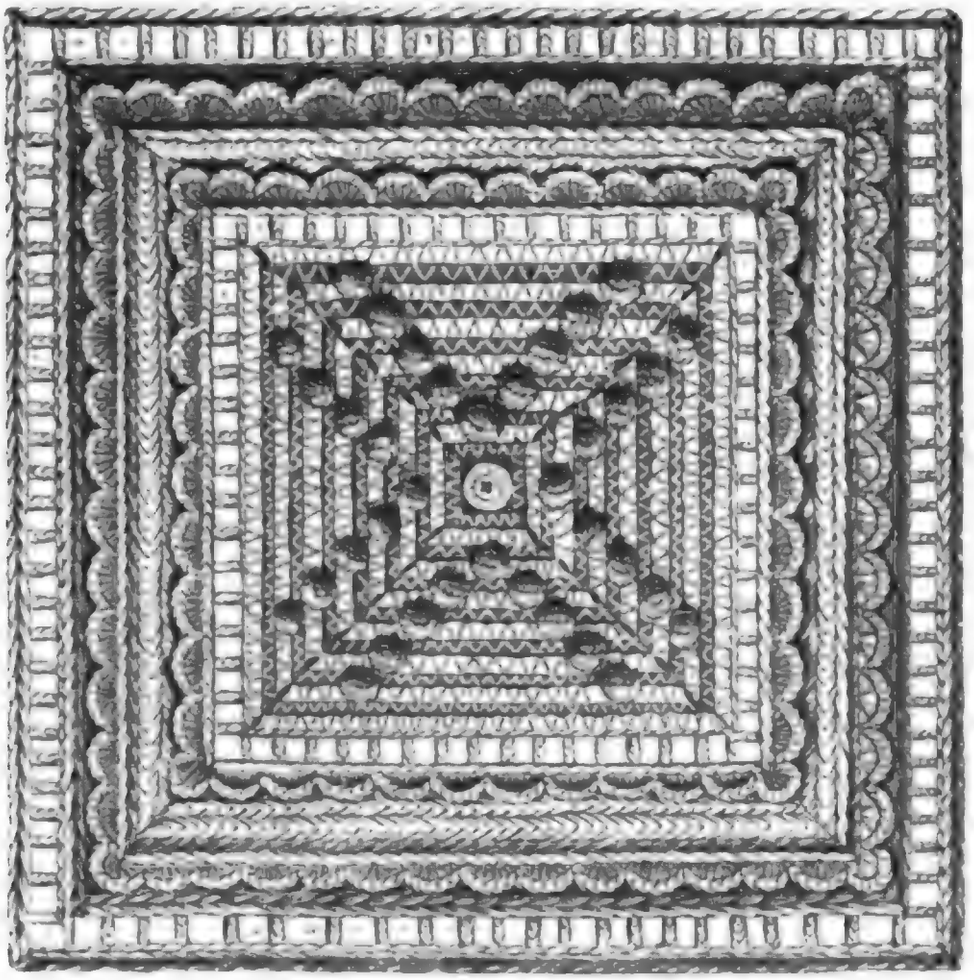
Raute in der Mitte hat drei Seiten, was sechs Reihen entspricht. Die 7. Reihe wird glatt gestrickt und bildet in der Mitte der vier Seiten ein Kleeblatt, welches in folgender Weise ausgeführt wird: 9 Kettenm.; die Häkelnadel wird beim Zurückgehen über die 7 M. gestochen, 5 Km. mit der Nadel in die nämliche M. ge-

Nr. 14. Visitentoilette

stochen wie in die andere, 5 Km. und nochmals in die nämliche M. gestochen, 2 Km. in die 3. M. gestochen u. s. f. Hierauf wird eine Kette gehäkelt, welche dem Carré die Einfassung giebt, wobei die Nadel nur in die vier Spitzen gestochen wird; dann eine vollgehäkelte Reihe, eine Rippe, eine glatte Reihe, eine Reihe

Digitized by Google

Kleeblätter, wie oben erwähnt und zwischen jedes 5 Doppelm. Um die Kleeblätter mit einander zu verbinden, wird durch das Ringelchen in der Mitte derselben gestochen und bis zum andern ein Kettchen gehäkelt. Ferner eine Reihe Doppelm., eine Rippe, eine Stäbchenreihe, eine glatte Reihe, eine Reihe Kleeblätter, eine über

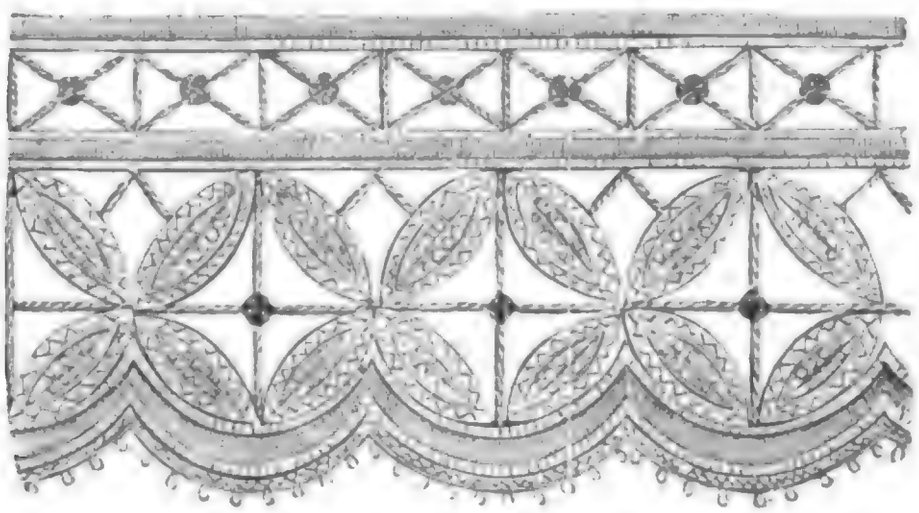


Nr. 15. Gehäkeltes Carré

das mittelste Kleeblatt gestochene Kettchenreihe und schließlich eine offene Stäbchenreihe.

Nr. 14. Visitentoilette.

Stoffe dazu sind Faille und schiefergrauer Sammet. Der Faillerock ist mit



Nr. 16. Spitze mit englischem Spitzenbändchen.

einem Plissévolant und die sammetne Princeßtunica mit einem Galon, einer seidenen Franse und mondscheinfarbenem Jet garnirt. Der hintere Theil des Rockes ist in drei Hohlfalten gelegt. Der anliegende Ueberwurf bildet vorn ein Gilet, welches vorn nur bis über den Leib herabreicht, an den Seiten aber in Bahnen herabfällt;

Digitized by Google

die Ränder desselben sind mit einem Galon besetzt, der sich auf der Rückseite bis an den Hals fortsetzt, wo er sich unter dem den Hals umschließenden Galon verliert; nach vorn sich wendend bildet er einen Winkel, wo er das Gilet horizontal schneidet. Diese Anordnung simulirt ein doppeltes Gilet. Der untere Rand des Ueberwurfs ist überdies noch mit einer Franse garnirt. Zwischen den Galons des hintern Schooßes sind aus denselben Galons geschnitten. Patten eingesetzt. Der am untern Aermel befindliche Volant ist von einem Galon übersetzt.

Nr. 15. Gehäkeltes Carré.

Unsere Abbildung giebt dieses Modell in der Hälfte der wirklichen Größe.

Nr. 17. Hut von majoranfarbenem Sammet.

Angefangen wird in der Mitte mit 5 Kettenm., von denen ein Rond gebildet wird und darüber 12 M., wobei mit der Nadel unter das Kettchen gestochen wird. — 2. Reihe: 2 einf. M., 2 M. in dieselbe, 2 einf. M., 2 in dieselbe; dies noch zweimal. Diese 2 M. in dieselbe markiren das viermal Zunehmen, welches bis zum Ende regelmäßig fortgesetzt wird und wodurch sich das Carré bildet. Zu bemerken ist, daß die Häkchen die Seite bilden und um diese zu erhalten genügt es, die Nadel immer vor und unter die Masche zu stechen. Zwei Reihen bilden eine volle Seite. Für 6 Seiten sind demnach 12 Reihen zu häkeln, wobei auf das jedesmalige Zunehmen zu achten ist. Um die diagonal laufenden

Digitized by Google

Muschen zu bilden, wird die Nadel in die vorhergehende Reihe gestochen und sind 4 Stäbchen in die nämliche M. zu machen. In der folgenden Reihe werden die Muschen übersprungen, indem die Nadel in das erste Kettchen gestochen und in der Weise zusammengezogen wird, daß die Musche sich genügend emporhebt. Nach den 6 Reihen wird eine Reihe durchbrochene Stäbchen und dann eine Seite oder, wie schon bemerkt, zwei Reihen gehäkelt. Endlich eine R. von 3 Km. in die 2. M. In der folgenden R. wird jeder Bogen mit 5 M überhäkelt, indem das Kettchen von unten genommen wird und sich so ein Feston bildet. Nun folgt eine Reihe Stäbchen in alle Maschen, wobei die Nadel in den Fuß der vorhergehenden R. zu stechen ist, so daß die den Feston bildende R. sich möglichst hervor-

Nr 18 Olivenfarbener Sammethut.

hebt. Nach den Stäbchen kommen zwei gehäkelte Reihen, dann eine Seite, eine Festonreihe, eine R. Doppelstäbchen, eine Seite, eine durchbrochene Stäbchenreihe und zum Schluß eine glatte R. Für eine Steppdecke werden die dazu erforderlichen Carrés zusammengenäht.

Nr. 16. Spitze mit englischem Spitzenbändchen.

Zur Ausführung wird das Dessin zu dieser Spitze in bekannter Weise auf Wachstuch geheftet. Das englische Spitzenbändchen für die Medaillons, für den

Digitized by Google

Kopf und die Picots muß von der feinsten Sorte sein. Die Arbeit wird, wie dies bei derartigen Arbeiten stets der Fall, mit der Nähnadel ausgeführt.

Nr. 17 bis 19. Winterhüte.

Nr. 17. Hut von majoranfarbenem Sammet, unter der Passe mit himmelblauen Atlasbouillonés garnirt. Oben himmelblauer Federbusch und majoranfarbene Spitzengarnitur; Bindebänder von majoranfarbenem Atlas.

Nr. 19. Hut von Kameelhaar.

Nr. 18. Olivenfarbener Sammethut, mit aufgeschnittener und auf einer Seite in die Höhe geschlagener Passe, garnirt mit kleinen olivenfarbenen Atlasschrägstreifen; oben olivenfarbene Atlasschleife und oliven- und majoranfarbener Federbusch.

Nr. 19. Hut von Kameelhaar für eine junge Frau. Der Hut ist mit fischotterfarbenem Sammet und zwei fischotterfarbenen Federn garnirt. Die untere Staffirung besteht aus gefälteltem Sammet.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Verunglückte Schlittenfahrt

Nach dem Gemälde von Grünewald.

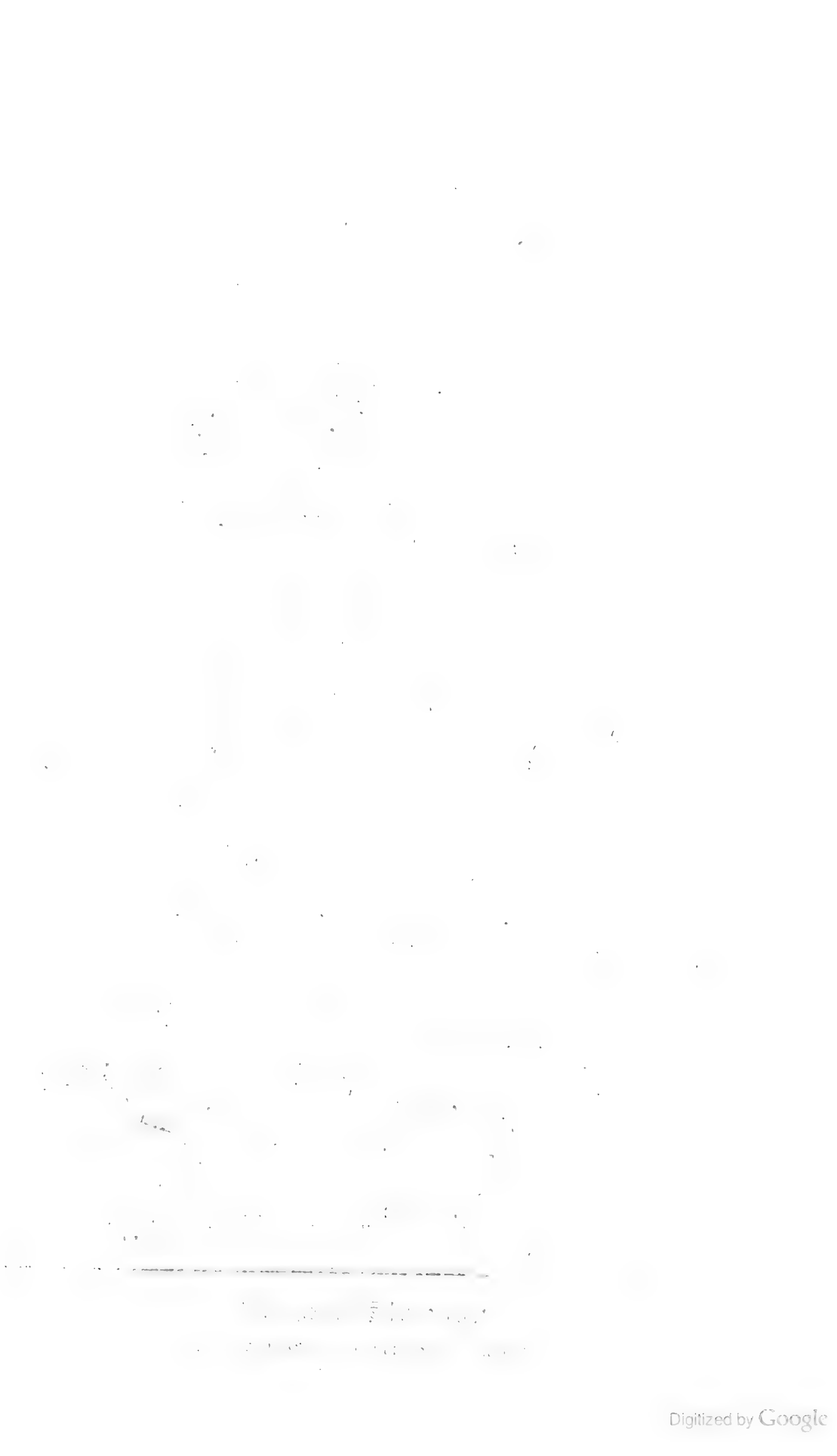
Der Salon

Der Herr seiner Leidenschaft

[illegible] Vivanti.

[illegible]

Digitized by Google



Digitized by Google

Der Salon.

Der Herr seiner Leidenschaft.

Novelle von **A. Vivanti.**

Man läutete die Glocke; es war das letzte Signal vor der Abfahrt des Dampfers „Principe Umberto", und nun begann das eigenthümliche Gemisch von Tönen, das man vernimmt, wenn ein Dampfschiff sich in Bewegung setzt: das Rasseln der Ankerkette, das Zischen und dumpfe Brausen des Dampfes in den Röhren, das Pochen der Maschine, das Rauschen der sich langsam drehenden Räder, die laute Stimme des Capitäns, das Hin- und Herlaufen der Passagiere.

Auf mich macht diese verworrene Scene stets einen erheiternden Eindruck. Diesmal fühlte ich mich besonders freudig erregt; war ich doch im Begriff, nach sechsjähriger Abwesenheit in meine Heimat zurückzukehren. Ein düsterer grauer Himmel, der schlechtes Wetter androhte, war nicht im Stande diese heitere Stimmung zu trüben, denn ich hoffte, trotz Sturm und Wogen, in vierundzwanzig Stunden in Genua zu landen und womöglich noch denselben Tag Mailand zu erreichen, liebe Verwandte und Freunde wiederzusehen.

Das Schiff war ziemlich voll. Ich bemerkte mehrere englische und amerikanische Familien, die wahrscheinlich den Winter im Süden zubringen wollten. War es der Einfluß des trüben, drohenden Wetters? — Die Meisten sahen verdrießlich aus. In ihre Mäntel und Shawls gewickelt saßen sie da und schienen nur sehr einsilbige Gespräche mit einander zu führen.

Am fernsten Ende des Schiffes nahe am Steuer bemerkte ich einen Mann, der nun gar wie ein „Ritter von der traurigen Gestalt" aussah. Beim ersten Anblick hatte ich geglaubt, einen alten, lieben Jugendfreund in ihm zu erkennen, sah aber, als ich mich ihm näherte, meinen Irrthum ein. Dieser düster blickende Mann mit den eingesunkenen Wangen konnte nimmermehr der in Jugendkraft und Jugendheiterkeit strahlende Camillo Jorriani sein, so täuschend auch die Aehnlichkeit in der Gestalt und Gesichtsbildung war.

Wie viele Erinnerungen an die schöne Knaben- und Jugendzeit rief der Gedanke an Camillo Jorriani in mir wach! — Er wurde von seinen Mitschülern „Alcide" wegen seiner großen Körperstärke, zuweilen auch der „Spartaner" genannt, weil er, ein Feind jeder Verweichlichung, sich systematisch abhärtete.

Ich, der als Knabe ziemlich schwächlich war, und von einer zärtlichen und besorgten Mutter erzogen und verwöhnt wurde, blickte mit ungetheilter Bewunderung zu Camillo empor und war nicht wenig stolz darauf, sein Freund zu sein. Und wir waren Freunde, obgleich auch in geistiger Beziehung sehr von einander verschieden und selten in unseren Ansichten und Meinungen übereinstimmend. In dieser Verschiedenheit lag vielleicht zum Theil der Grund, daß wir so gern mit einander verkehrten. Es fehlte uns nie an Stoff zu endlosen Gesprächen und Discussionen. Einmal stritten wir über die relativen Vorzüge der Athener und Spartaner; ein andermal kon-

Digitized by Google

ten wir über die Stoiker und Epikuräer nicht einig werden. Ich behauptete, der vielverleumdete und mißverstandene Epikur, der das Leben liebte und genoß, sei der wahre Weise gewesen. Camillo's Ideal war Zeno, der Stoiker, und ehe er sich zu den Lehren meines Freundes Epikur bekannt hätte, wäre er lieber zu den mir verhaßten Cynikern übergegangen. — Wer frei von jeder irdischen Begierde, gleichgültig gegen Schmerz und Lust war, erschien ihm göttergleich; während er nichts erniedrigender und verächtlicher fand, als Sclave der eigenen Gelüste und Neigungen zu sein.

Diese und andere Erinnerungen an meinen Jugendfreund strömten auf mich ein, während ich das Deck auf- und abschritt. Die Ursache lag wohl darin, daß jedesmal, wenn ich den Fremden aus einiger Entfernung ansah, Camillo in ihm zu erkennen glaubte, bis ich, mich ihm nähernd, dann eben so oft zu der Ueberzeugung kam, mich geirrt zu haben.

Ich konnte ohne Indiscretion den Fremden mit Muße betrachten, denn er achtete auf Nichts in seiner Umgebung, sondern sah unverwandt hinaus aufs Meer, ganz versunken in trübes Sinnen. Er war ein junger Mann von höchstens dreißig Jahren, kräftig gebaut und von jenem schönen Ebenmaß der Glieder, wie man es bei uns in Italien häufiger als wo anders antrifft. Ich hatte dies in Indien, wo man alle Nationen vertreten findet, zu bemerken Gelegenheit gehabt.

Mit Wohlgefallen sah ich die schöne Gestalt meines Landsmannes an; denn daß er ein Italiener sei, war mir nicht zweifelhaft. Er saß da in der Stellung so würdevoll und ernst, die Michel Angelo in seiner Statue des Lorenzo de Medici verewigt hat. Das waren auch dieselben herrlichen Glieder, derselbe Ausdruck unsäglichen Schmerzes. Lorenzo, im Bewußtsein ein edles Volk seiner Freiheit beraubt zu haben, hatte Grund genug sich elend und unglücklich zu fühlen; aber dieser Mann, warum war er so schwermüthig? Warum starrte er mit so düsterm Blick in die Ferne?

Ich wurde plötzlich in meinem Sinnen unterbrochen durch den Klang einer angenehm gedämpften Stimme. Es war die des Fremden, der einige Worte mit dem Manne wechselte, der die Billete der Reisenden nachsah. Die äußere Gestalt hatte sich bis zur Unkenntlichkeit verändert, nicht so die wohlbekannte Stimme. Ich eilte deshalb auf ihn zu und rief: „Camillo, bist Du es?"

„Was, Giuliano, Du hier?" rief mein Freund, der aufgesprungen war und mich mit der alten Herzlichkeit umarmte. „Ich glaubte Dich in Indien oder Japan, oder Gott weiß wo! Nie hätte ich mir träumen lassen, daß ich Dir hier begegnen würde."

„Hätte ich Dich nicht sprechen hören, würden wir die Reise vielleicht zusammen gemacht haben, ohne uns zu erkennen. Du hast Dich in den sechs Jahren sehr verändert. Jetzt sehe ich es wohl, daß Du es noch bist. Aber wie elend Du aussiehst! Bist Du krank gewesen?"

„Ich habe vor einiger Zeit einen Fieberanfall gehabt, aber es war nichts von Bedeutung. Ach, wo sind die Zeiten hin, da wir jung waren! Das waren gute Zeiten, Giuliano, die kommen nicht wieder."

„Oho!" rief ich aus, „steht es so? Bist Du sentimental geworden? Du deklamirst ja ganz alla Francesco:

„Nessun maggior dolore,
Che ricordarsi del tempo felice
Nella miseria —"

Digitized by Google

Nun errathe ich Dein Leiden, alter Freund, die Liebe ists. O weh! die hat Dir aber arg mitgespielt!"

Camillos Gesicht entfärbte sich bei diesen Worten, die ich leicht hinsprach; in seinen Augen entzündete sich ein düsteres Feuer; er biß mit den weißen Zähnen die Lippen, daß ich glaubte, das Blut müsse hervorspringen; ich bereute mein leichtfertiges Wort und bekannte dies.

„Es thut nichts," erwiederte Camillo und ergriff meine Hand. „Du hast es nicht böse gemeint. Vor Dir will ich auch kein Hehl daraus machen. Ja, die Frauen haben mir zu schaffen gemacht. Aber ich werde es überwinden — ich habe es überwunden. —"

„Wer kann daran zweifeln, Camillo! Hat es Dir je an Ueberwindungskraft gefehlt? Wie oft erinnere ich mich, daß Du Dir aus eigenem Antriebe etwas versagtest, wonach Du doch großes Verlangen fühltest. Ich bewunderte Dich, hatte aber nie den Wunsch, Dir nachzuahmen. Du erschienst mir stark aber thöricht. Ich war schwach aber weise, genoß die Freuden des Lebens, vermied alles Unangenehme, so viel ich konnte, während Du Dich beständig durch freiwilliges Entsagen quältest."

„Wer weiß, ob Du nicht Recht hattest? Vielleicht warst Du der Weise, ich der Thor. Was hat mir all mein Streben nach Kraft und Freiheit geholfen! Ich bin doch nur ein elender Schwächling. Wenn ich im Kampf mit meinen Leidenschaften nicht erlag, so verdanke ich es mehr dem Zufall als mir selbst. Und was solcher Sieg kostet, das habe ich zu meinem Schaden erfahren. — Und ist man je sicher, wirklich Herr der eigenen Leidenschaften zu sein? Kann man sie ersticken, ausrotten? —"

„Camillo, Camillo, nimm Dir die Sache nicht so zu Herzen! Starre nicht so trostlos in die Ferne! Komm, wir wollen uns setzen, und sprechen wir von etwas Anderem."

„Nein, im Gegentheil", erwiederte Camillo, mit dem entschlossenen Ton, der ihm eigen war. „Ich sehe nicht ein, warum ich Dir, alter, treuer Giuliano, nicht die ganze Geschichte erzählen soll. Vielleicht thut es mir gut, mich einmal darüber auszusprechen. Und es ist ja jetzt vorüber, ich habe es überwunden, wie ich Dir schon sagte."

Ich hatte mich zu Camillo gesetzt, der nach diesen Worten meine Gegenwart für eine Zeitlang zu vergessen schien und still auf das Meer hinausblickte. Ich unterbrach sein Sinnen nicht; da wendete er sich plötzlich zu mir, sah mich mit dem ernsten, festen Blick seiner klaren, feurigen Augen an und begann:

„Du weißt, ich war nie ein großer Weiberfreund. Ich habe die Frauen vielmehr, als jedem ernsten Streben des Mannes hinderlich, so viel wie möglich vermieden. Aber wer kann dem süßen Gift, das mit dem goldenen Sonnenschein unseres schönen Himmels uns durch alle Poren dringt, das wir mit unserer weichen Luft einathmen, wer kann ihm ganz widerstehen?

Doch war ich neunzehn Jahre geworden, ohne mich verliebt zu haben. Da lud mich ein Freund, mit dem ich in Pavia studirte, ein, einige Wochen auf der Landbesitzung seiner Eltern in der Nähe von Bergamo zuzubringen. Ich war damals ein passionirter Schütze; um Bergamo ist die Jagd vortrefflich; Vincenzo war mein bester Freund, so nahm ich die Einladung an.

Die Villa V. (verzeih, wenn ich den Namen der Besitzer nicht näher bezeichne, ich könnte sonst nicht so offen über sie sprechen, wie ich gern möchte) erschien mir ein Wunderland. Du kennst ja die Einrichtung in

Digitized by

unserem Hause, aus dem mein Vater systematisch Alles verbannte, was zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehörte; Du weißt auch, mit welcher altrömischen Strenge ich erzogen wurde: Einfachste Speisen und diese nie im Uebermaß; harte Betten und nie mehr als fünf bis sechs Stunden Schlaf; leichte Kleider, auch im kältesten Winter; selten ein freundliches Wort; nie eine Liebkosung: so hatten meine Eltern mich erzogen. Meine Schwestern starben als Kinder, vielleicht weil das Erziehungssystem meiner Eltern ihnen nicht zusagte.

Aus diesen Verhältnissen wurde ich nun in die Villa B. versetzt, die mit Luxus und Geschmack eingerichtet war, und deren liebenswürdige Bewohner, durch hohe Gaben des Geistes und Körpers ausgezeichnet, in der innigsten und anmuthigsten Weise mit einander verkehrten. Der Sinn für das Schöne war nicht in mir entwickelt worden; ich besitze ihn aber nichts destoweniger. Das Leben in der Villa machte deshalb einen tiefen Eindruck auf mich.

Donna Maria, Vincenzos Mutter, war noch immer eine schöne Frau; geschmackvoll und elegant in der Kleidung und von den einnehmendsten Manieren. Ihre beiden verheiratheten Töchter, die sich zum Besuch mit ihren Kindern in der Villa aufhielten, so wie auch eine jüngere, Lucia, waren jede in ihrer Weise höchst anziehend und reizend.

Ich glaubte sie alle drei gleich zu bewundern, bemerkte aber bald, daß, was ich für Lucia empfand, von dem kalten Affect, Bewunderung, sehr verschieden sei. Sie war schön wie der Morgen und in dem Alter, wo das Kind nicht mehr Kind und doch nichts anderes als Kind ist. Man hat dies Stadium oft mit der sich öffnenden Rosenknospe verglichen, die einen Reiz hat, der der vollen Blüthe, trotz der reicheren Farbenpracht und des betäubenden Wohlgeruches, abgeht. Denn Erwartung ist schöner als Erfüllung, Hoffnung seliger als Genuß. Und so hatte das aufblühende Mädchen einen größeren Zauber und Reiz für mich, als die schönste Frau.

Ich blieb sechs Wochen in der Villa. Die Tage verbrachte ich meist mit Vincenzo auf der Jagd, d. h. ich schleuderte, das Gewehr auf der Schulter, mit ihm durch die Felder. Vincenzo konnte nicht begreifen, daß ich auf einmal die edle Kunst des Waidwerks verlernt zu haben schien. Wenn ich oft Stunden lang still an seiner Seite hinging, ohne viel auf sein Gespräch zu achten, oder einen einzigen Schuß zu thun, so sah er mich erstaunt an, und mehr als einmal rief er aus: „Was ist mit Dir geschehen? Du gehst in Gedanken versunken dahin, als dächtest Du an ein hübsches Mädchen, statt an Wachteln und Rebhühner. Da hast Du wieder einen prächtigen Schuß versäumt. Wahrhaftig, wenn ich Dich nicht besser kennte, glaubte ich, Du seiest verliebt."

Nach solcher Bemerkung suchte ich den Gedanken an Lucia zu verbannen, aber es gelang mir nur theilweise, und wenn Vincenzo dann vorschlug, nach Haus zurückzukehren, war ich stets bereit dazu. Je früher wir wieder in der Villa waren, je eher konnte ich hoffen, meine schöne, kleine Freundin wieder zu sehen. Das freie Zusammenleben auf dem Lande hatte uns schnell einander näher gebracht und unsere Jugend berechtigte zu einer gewissen Vertraulichkeit. Ich war kaum aus den Knabenschuhen getreten und sie so jung, daß man zuweilen vergessen durfte, daß sie kein Kind mehr sei. Ich zähle die Wochen, die ich damals in der Villa B. verbrachte, zu den schönsten meines Lebens.

Digitized by Google

Dieser liebliche Jugendtraum hatte freilich ein schnelles und schreckliches Ende. Wenige Monate nach meinem Besuche, zur Carnevalszeit, wurden die Pferde vor dem Wagen der Donna Maria scheu, als eine Maskencavalcade vorüberkam, und flogen in wilder Flucht den dichtgedrängten Corso entlang, bis der Wagen gegen einen Baum geschleudert umstürzte.

Donna Maria und ihre älteste Tochter wurden leicht verwundet. Aber meine schöne, kleine Lucia verletzte sich den Kopf an einer Baumwurzel und starb wenige Stunden nachdem das Unglück sich ereignet hatte.

Die Nachricht von dem Tode erschütterte mich tief; aber Niemand sollte dies ahnen und ich bekämpfte jede Aeußerung meines Schmerzes. Es gelang mir jedoch wohl nicht ganz. Als ich den pflichtschuldigen Besuch im Trauerhause abstattete, wo ich zum Glück nur Vincenzo sah (die Mutter war noch nicht so weit hergestellt, um Beleidsbezeugungen entgegen zu nehmen), sagte dieser: „Du bist ein guter Freund, Camillo; man sieht, wie nahe Dir unser Unglück geht."

Lange Jahre nährte ich den Kummer um Lucia. Ich war damals ein enthusiastischer Verehrer Dantes, dessen Seelenstimmung mit meiner vollständig harmonirte. Auch ihm hatte der Tod die Geliebte seiner Jugend entrissen, aber er liebte die verklärte Heilige nicht weniger, als er die holde Beatrice Portinari, die „Blume von Florenz" geliebt hatte. Ich nahm mir vor, gleich ihm der Erinnerung an die todte Geliebte treu zu bleiben, sie ewig zu lieben und, wie er, Hohes im Leben zu erstreben. Der Gedanke an Lucia, die so früh einem schönen Leben und einer hoffnungsreichen Zukunft entrissen war, verließ mich nie und erfüllte mich stets mit Wehmuth, aber ich söhnte mich nach einiger Zeit mit dem Verluste aus.

Nun störte nichts mehr den stillen Frieden meiner Seele, raubte mir nichts mehr die Lust und Kraft zur Arbeit. Ich gab mich ganz dem Studium der Naturwissenschaften hin, das nach dem Erscheinen von Darwins großem Werke einen neuen Aufschwung auch bei uns nahm, und war zufrieden und glücklich.

Da wurde mir Gelegenheit geboten, in Gesellschaft einiger unserer bedeutendsten Gelehrten eine Reise durch Süditalien, Sicilien und Sardinien zu machen, und nach meiner Rückkehr wurde mir eine weitere und wichtigere Expedition nach Südamerika in Aussicht gestellt.

Ich war fast zwei Jahre von Mailand abwesend gewesen, als ich vor ungefähr fünfzehn Monaten dahin zurückkehrte.

Mein erster Gang war zu Vincenzo, der sich inzwischen verheirathet hatte. Ich habe nie einen Bruder gehabt und meine Schwestern früh verloren. In ihm fand ich Ersatz für das, was mir dadurch fehlte und betrachtete ihn seit Jahren als einen Bruder.

Wie freute ich mich, ihn wieder zu sehen, und zwar im Besitz einer holden Gefährtin, mit allen Glücksgütern gesegnet und immer noch die gute Seele, die die ganze Welt so glücklich sehen möchte, wie er selber ist.

Er wollte mich fortwährend um sich haben, und da ich glaubte, mir etwas Ruhe gönnen zu dürfen, war ich fast der tägliche Gast in dem Hause des Freundes.

Adele, Vincenzo's Frau, war nicht minder gütig und herzlich gegen mich, als er selbst. Sie sagte mir, Vincenzo habe ihr so oft von mir erzählt, daß sie mich schon gut zu kennen glaube, daß sie sich auf meine Rückkehr gefreut habe, mich wie einen Bruder betrachte und daß ich sie als meine Schwester

Digitized

ansehen möchte. Dabei blickten ihre dunklen Augen mich so offen und freundlich an, die zarte, weiße Hand drückte die meine so herzlich, daß mein ganzes Herz sich ihr öffnete.

Wie angenehm war es, eine Schwester zu haben, überhaupt in Beziehung zu einem weiblichen Wesen zu stehen, und nun gar zu der liebenswürdigen Adele! Ich sagte Vincenzo oft, daß er sich glücklich schätzen könne, sie zu besitzen; denn Adele war nicht nur schön und anziehend, sie war auch geistig sehr begabt, wohl unterrichtet und talentvoll. Sie schrieb niedliche Verschen, die sie selbst componirte und mit wohlklingender Stimme und entzückendem Vortrag sang. Sie hatte so bedeutendes dramatisches Talent, daß sie als Künstlerin ohne Zweifel große Erfolge errungen hätte.

Während des Carnevals veranstaltete sie einige Theatervorstellungen in ihrem Hause und wollte mich veranlassen, an denselben Theil zu nehmen. Sie bot ihre ganze Beredsamkeit auf, erklärte sich bereit, mir die Rollen selbst einzustudiren und ließ mir die Wahl, den Liebhaber oder den Bösewicht zu spielen. Ich habe aber gegen jede Schaustellung meiner Person eine so unüberwindliche Abneigung, daß selbst ihre Bitten fruchtlos blieben und ich mich nur erbot, als Souffleur mitzuwirken.

Aber auch für Wissenschaften zeigte Adele Interesse und Verständniß und einen leichten Auffassungsgeist, der die Unterhaltung mit ihr angenehm und anregend machte. Ich war deshalb stets gern bereit, ihr Einiges über die neuesten Entdeckungen der Wissenschaften mitzutheilen, ihr besonders von meiner Reise zu erzählen, die mir reiche Gelegenheit zu Beobachtungen aller Art geboten hatte.

Warum konnte es nicht immer so bleiben? Warum wurde es anders? Wann wurde es anders? Das sind Fragen, die ich mir selbst nicht beantworten kann. Ich weiß nur, daß langsam und allmälig der Wunsch, in Adelens Nähe zu sein, sich stärker und öfter in mir regte, bis ich endlich während des Tages fast ausschließlich an den Abend dachte, den ich stets bei den Freunden verlebte; daß ich während der Arbeit oft zerstreut war, und wenn ich mich besann, jedesmal entdeckte, daß ich mich in Gedanken mit Adele beschäftigt hatte.

Als ich mir über diese Thatsache klar wurde, erschrak ich nicht wenig. Aber ich schwankte keinen Augenblick über das, was ich zu thun habe: „Du mußt Adele nicht so oft sehen", sagte ich mir. „Und gleich heute Abend bleibe ich zu Haus und versuche wenigstens theilweise nachzuholen, was ich in den letzten Wochen versäumt oder lässig betrieben habe."

Dieser Entschluß gab mir etwas von der verlorenen Kraft und Ruhe wieder; ich vertiefte mich in meine Arbeit, die ich bis spät fortsetzte, lief dann aber doch noch hinaus auf die Bastione, die ich, nachdem ich die stillen Straßen durcheilt hatte, erreichte und wo man zu dieser Stunde keine lebende Seele erblickte. Es war eine herrliche Frühlingsnacht, mild und schön, wie man sie im Winter träumt. Ich schritt schnell dahin, froh einer großen Gefahr entronnen zu sein, und einen vernünftigen Entschluß zur rechten Zeit gefaßt zu haben. Der Morgen dämmerte, als ich zu Haus ankam, ich warf mich auf mein Bett und schlief fest und traumlos — ach, für lange Zeit das letzte Mal!

Ich saß am nächsten Morgen schon einige Stunden bei meiner Arbeit, als Vincenzo in mein Zimmer trat.

„Was hast Du getrieben?" frug er, „daß Du Dich gestern Abend nicht

Digitized by Google

hast sehen lassen? Adele war besorgt, Dir sei etwas zugestoßen und hat mich zu Dir geschickt."

„Sehr gütig von ihr", erwiederte ich, „aber wie Du siehst, bin ich wohl auf. Ich war zu beschäftigt, um auszugehen. Ich habe viel zu thun und will bald damit fertig werden. Ich kann deshalb in nächster Zeit nicht so oft wie sonst zu Euch kommen."

„Was? reichen die langen Stunden des Tages nicht aus? Willst Du Dich krank machen? Für heute nehme ich nun gar keine Entschuldigung an. Ich habe Adele versprochen, daß Du bei uns essen wirst."

Dies verweigerte ich entschieden, versprach jedoch, nach Tische wie gewöhnlich vorzusprechen. Ich wäre lieber nicht hingegangen, aber ich wollte der Sache keine übertriebene Wichtigkeit beilegen. Ich ging also den Abend, wenn auch später als gewöhnlich, zu Adele.

„Sieh! da kommt der Ungetreue!" rief sie mir entgegen. „Behandelt man seine Freunde so und bleibt fort, ohne ein Wort zu sagen? Wissen Sie, daß ich fürchtete, es sei Ihnen ein Unglück zugestoßen? Wäre Vincenzo nicht selbst erst spät nach Haus gekommen, ich hätte ihn noch gestern zu Ihnen geschickt."

Während sie mich so in liebenswürdiger Weise schalt, hielt sie meine Hand mit leisem Druck in der ihrigen und sah mir tief in die Augen. Eine sonderbare Verwirrung ergriff mich; ich wollte ihr meine Hand entziehen, das wäre aber nicht höflich gewesen und — ja ich will offen sein — es war so angenehm, die sanfte Berührung zu fühlen! Ich muß wohl sehr unzusammenhängend und confus geantwortet haben, denn sie lächelte und sagte: „Nun, es scheint wenigstens, daß Sie Ihr Unrecht einsehen. Und Sie versprechen Besserung. Nicht wahr? Setzen Sie sich hier zu mir und erzählen Sie, was denn das für eine wichtige Arbeit war, die Sie uns gestern entführte."

Ich nahm auf dem Sessel neben dem Sopha Platz und theilte ihr mit, daß ich die Uebersetzung eines kürzlich in England erschienenen Buches übernommen hätte und die Arbeit in einem bestimmten Zeitraum zu beenden wünsche. Aber ich war zerstreut und konnte meine Gedanken nicht sammeln. War es der Blick der dunkeln Augen, dem ich so oft begegnete, welcher mich so verwirrte? Während ich ihr auf ihren Wunsch etwas über den Inhalt des genannten Werkes mittheilte und von den Pfahlwerken in den Schweizer- und unseren Seen sprach, bemerkte ich, daß eine Flechte ihres welligen, dunkelblonden Haares sich losgelöst hatte und anmuthig auf den Nacken herabfiel. Ich hatte früher nie bemerkt, welch reiche Fülle von Haar sie besaß. Ich sprach mechanisch weiter und sagte, wie sie Spuren eines solchen uralten Wohnplatzes im See von Varese sehen könnte.

Adele, die mit zerstreuter Miene zugehört hatte, rief, plötzlich lebhafter werdend: „Ein kleiner Ausflug nach Varese, bei diesem herrlichen Frühlingswetter, das wäre köstlich! Was sagen Sie dazu, Camillo?" Sie bog sich über die Lehne des Sophas zu mir und unwillkürlich bewunderte ich zum ersten Mal, wie zart die Haut ihrer Wange war, wie zierlich geformt das kleine Ohr. Früher hatte ich auf dergleichen kein Acht gehabt.

Ich gab eine ausweichende Antwort und unser Gespräch, das sonst immer so lebhaft war, wurde einsilbig. Ich fühlte mich ganz gegen meine Gewohnheit befangen im Verkehr mit Adele und war froh, als andere Gäste kamen, so daß ich einen Vorwand hatte, meinen Platz an ihrer Seite zu verlassen.

Digitized by Google

Ich ging früh fort; es litt mich nicht in ihrer Nähe. Sie mußte wohl etwas von dem, was in mir vorging, gewahr werden, denn als ich mich verabschiedete, sahen die großen Augen mich forschend an, während sie lange meine Hand in der ihrigen hielt. Wozu der zögernde Händedruck? Was bedeutete er?

Tief beunruhigt verließ ich das Haus, wo ich sonst so heitere, angenehme Stunden verlebt hatte.

„Wenn es nicht Liebe ist, was mir das Herz
So tief bewegt, o Gott, was kann es sein?
Und bin ich schuldlos, warum leid ich Pein?
Bin schuldig ich, weshalb so süß der Schmerz?"

sagte ich unwillkürlich vor mich hin. Liebe! war es Liebe, was ich für Adele fühlte? Wenn dem so war, so durfte ich sie nie wieder sehen. War sie nicht die Frau eines Anderen, die Frau Vincenzo's, meines Freundes, der mir mehr war, als mein Leben?

Aber wie das bewerkstelligen? Ich war durch meine Verhältnisse an Mailand gebunden, und so lange ich dort blieb, konnte ich mich nicht ganz fern von Adele halten. Was würde Vincenzo denken? Er könnte vielleicht die Wahrheit errathen. Wie unglücklich würde ihn dies machen! Nein, das durfte ich ihm nicht anthun; er sollte nie ahnen, was in mir vorging. Ich mußte bleiben und sie auch zuweilen sehen:

„Und bin ich schuldlos, warum leid ich Pein?
Bin schuldig ich, weshalb so süß der Schmerz?"

frug ich mich wieder. So hatte sich auch Petrarca gefragt, der wie ich die Frau eines Andern liebte. Wie eigen, daß Niemand je seine unsägliche und treue Liebe zu Laura getadelt hatte! Warum sollte es mir also nicht auch vergönnt sein, die Schöne, die Anmuthige zu lieben und anzubeten? Brauchte Vincenzo mir deshalb zu zürnen? Oder Adele? Ich wollte ihr so viel wie möglich meine Gefühle verbergen. Errieth sie sie dennoch, so hoffte ich auf ihre Verzeihung. Es war ja ihre eigene unwiderstehliche Liebenswürdigkeit, die mich bezaubert hatte. Nein, ich wollte nicht zu streng über mich richten. Ich wollte mich bemühen, die Leidenschaft, die wie eine verzehrende Gluth sich meines ganzen Wesens zu bemächtigen drohte, in Banden zu halten; aber ich wollte sie nicht ersticken. Es war gewiß ein Gefühl, dessen ich mich nicht zu schämen brauchte. Ich wünschte keine Erwiederung. Nein, der Gedanke, solchen Wunsch zu hegen, erfüllte mich mit Abscheu vor mir selbst.

Trotzdem hielt ich es für gerathen, mich so fern wie möglich von Adele zu halten. Ich wollte sie still verehren und anbeten, aber nur selten sehen, und wenn ich in ihrer Nähe, mich nicht so ausschließlich mit ihr beschäftigen, wie dies bisher geschehen.

Die Ausführung meiner Entschlüsse wurde mir freilich durch die Freunde selbst sehr erschwert. War ich ein Paar Tage nicht bei Adele gewesen, so kam Vincenzo und nahm mich selbst mit Gewalt mit sich in sein Haus. War ich dort, so ließ Adele mich nicht viel von ihrer Seite. Und ihre Nähe versetzte mich mehr und mehr in einen Zustand, der reizvoll und doch im höchsten Grade peinigend war.

Ob Adele etwas von dem, was in mir vorging, ahnte? Zuweilen kam mir der Zweifel, daß sie weder unbewußt noch unabsichtlich mir diese süßen Qualen verursachte, aber ich wies ihn, als ihrer unwürdig, zurück. Sie

Digitized by Google

mußte ja wissen, daß dies ein schweres Unrecht gegen Vincenzo gewesen wäre, der sie vergötterte, der volles Vertrauen in sie hatte.

Mit dieser Zeit fing dieser Zustand an sich körperlich fühlbar zu machen Mein Abhärtungssystem, dem ich als ich längst das Elternhaus verlassen. hatte treu geblieben war, die kalten Bäder Morgens, die Turn- und Fechtübungen ꝛc. verhinderten, daß ich ganz erschlaffte. Aber ich sah elend aus, beinahe so hohläugig und fahlwangig wie jetzt. Vincenzo bemerkte es und war voll herzlicher Besorgniß. Er behauptete, ich arbeite zu viel und bestand darauf, ich müsse ihn aufs Land begleiten, denn sie machten Vorbereitungen, Mailand zu verlassen, um einige Monate in der Villa am Lago Maggiore zuzubringen. Auch Adele wollte mich dazu bereden. „Ja, ja", sagte sie, „Sie müssen mit uns an den See kommen, Sie bedürfen der Erholung von Ihrer Arbeit, eines Luftwechsels. Fort aus der dumpfen Luft Ihres Studirzimmers, an den frischen, kühlen See! Vertauschen Sie die Feder mit dem Ruder und Sie werden sich bald wieder munter und kräftig fühlen. Ich weiß, Sie sind ein vortrefflicher Ruderer; wir haben einen hübschen, leichten Nachen. Darin müssen Sie mich Abends nach Isola Bella fahren, und ich verspreche zum Dank, Ihnen alle meine Gondellieder zu singen, die ich im vorigen Jahre in Venedig gelernt habe. Sie sollen gleich eins hören", sagte sie und sprang vom Stuhl auf, warf die Blumen, die sie auf dem Schooß hatte und in einer Vase zu ordnen im Begriff stand, auf den Tisch und eilte ans Clavier. Sie spielte eine sanfte, wiegende Begleitung, die das leichte Wogen des Meeres bezeichnend darstellte, sah mich an und ihr rosiger Mund sang:

„Lisetta, guarda, come la luna
Argento piore sulla Laguna!
Non una nuvola, ombreggia il mar
Andiamo in gondola a respirar!"

Und dann etwas langsamer und mit noch einschmeichelnder Stimme:

„Colà potremo soli, soletti,
Parlorii, o cara, dei nostri affetti,
Soli soremo tra cielo et mar. —
Andiamo in gondola a respirar!"

Aber sich plötzlich erhebend, rief sie: „Nein, hier klingt es nicht. Es fehlt der Mondschein, der silberglänzende See, die Stille und Einsamkeit der Nacht auf dem Wasser." Und sie nahm die Blumen wieder auf, fuhr fort, sie in der Vase zu ordnen. „Wie schön die Blumen sind!" sagte sie, ihr Werk mit Wohlgefallen betrachtend. „Wie sehr liebe ich Blumen! — Und Sie, Camillo! Sie lieben sie vermuthlich erst, wenn sie getrocknet in einem Herbarium liegen. Haben Sie je den Duft von Rosen und Orangenblüthen tief eingeathmet? Er ist entzückend, berauschend." Und sie hielt mir einige Blumen hin. Ich achtete nicht auf die Blumen, ich sah nur die rosigen Fingerspitzen, die meinen Lippen so nahe waren, so nahe, daß ich der Versuchung, sie leise zu küssen, nicht widerstand. Doch bereute ich es im nächsten Augenblick. Ich fühlte, daß ich Unrecht gethan und fürchtete, sie würde mir zürnen. Ich wagte kaum sie anzusehen. Aber ich hatte mich geirrt. „Was fehlt Ihnen nur?" sprach sie und lächelte so eigenthümlich. „Lassen Sie mich Ihren Puls fühlen. Wahrhaftig, Sie haben Fieber! Und wie heiß die Stirn ist!" und sie strich leise darüber hin. Ein Schauer durchrieselte mich; nein es war mehr als ich aushalten konnte, ohne den Verstand zu ver-

Digitized by Google

lieren. Ich sprang auf, sagte daß ich mich allerdings nicht ganz wohl fühle und ins Freie müsse; die Luft im Zimmer, der starke Geruch der Blumen ersticke und betäube mich.

Lange irrte ich ruhelos umher. Als ich spät nach Haus kam, warf ich mich erschöpft aufs Bett, fand aber keinen Schlaf.

„Und bin ich schuldlos, warum leid ich Pein?
Bin schuldig ich, weshalb so süß der Schmerz?"

Armer Petrarca, hast Du gelitten, was ich leide? Ich glaube es nicht. Solch marternde Qualen lassen sich nicht in so schöne Verse bringen. Deine Laura war kalt und stolz; Du klagst darüber. Es war Dein Glück! Wäre Adele nicht so übergütig, ich glaube, ich hätte sie mein Leben lang ruhig lieben und verehren können, ohne von diesen wilden Wünschen gefoltert zu werden. Aber diese zärtlichen Blicke sind schleichendes Gift, welches sie langsam aber unabläßig mir ins Blut träufelt, daß es nun in Fieberhitze brennt. Werde ich je genesen? „Nur wer die Wunde schlug, kann sie heilen." Gilt dieser schreckliche Orakelspruch auch mir? So muß ich ewig leiden! Welche Heilung kann ich von ihr erwarten, ja darf ich nur wünschen? Freilich, andere Männer — andere Frauen . . . — Meine Sinne verirrten sich; ich träumte wüste Träume, die ich Dir nicht wiedererzählen mag und kann.

Als ich am nächsten Morgen aufstand, fühlte ich mich matt und angegriffen, wie Jemand, der sich nach einer schweren Krankheit erhebt.

Ich kleidete mich an, aber anstatt mich an den Arbeitstisch zu setzen, warf ich mich erschöpft aufs Sopha. Ich sah nach der Uhr. Fast zehn! Und sonst war ich gewohnt, mit Sonnenaufgang aus dem Bett zu springen!

„Ob sie wohl schon auf ist?" dachte ich. „Wenn ich wollte, könnte ich ihr einen Morgenbesuch machen. Sie hat mir ja oft gesagt, ich störe sie zu keiner Zeit. Sie liebt Blumen; ich bin entsetzlich ungalant, ich habe ihr noch nie welche gebracht. Wie wäre es, wenn ich meine Nachläßigkeit heute wieder gut machte? Die Blumen von gestern sind gewiß nicht mehr frisch, verwelkt wie diese arme Rosenknospe, die sie mir gab. Vincenzo geht gegen Mittag stets nach dem Club, um die Zeitungen zu lesen; dann ist sie allein. Ich habe sie lange nicht allein gesehen. Es ist meine Schuld; ich bin nie hingegangen, wenn ich nicht sicher war, auch Vincenzo zu Haus anzutreffen. Sie hat mir oft genug vorgeworfen, daß ich ihr nie in ihren einsamen Stunden Gesellschaft leiste. Es ist wahr; warum soll ich das nicht? Und wenn sie mir dann die Hand reicht, die kühle, zarte Hand! Dann will ich sie noch einmal küssen, aber besser als gestern.

Da klopfte es plötzlich laut an meine Thür; ich sprang auf, als habe man mich auf einer Uebelthat ertappt und öffnete die Thür. Erstaunt erblickte ich meinen Freund Menotti, der bleich und aufgeregt vor mir stand. Du mußt ihn ja auch gekannt haben; er war freilich einige Jahre jünger als wir, nahm aber oft an unseren Knabenspielen Theil. Er war in den Militärdienst getreten und Officier der Versaglieri."

„Allerdings erinnere ich mich seiner. Ein hübscher, großer Knabe mit schwarzen Locken. Er war durchtrieben und wild, dabei aber höchst gutmüthig. Was ist aus ihm geworden?"

„Hast Du nicht erfahren, wie traurig er geendet? In Mailand erregte die Affaire großes Aufsehen."

„Kein Wort. Aber erzähle mir die Geschichte, sie interessirt mich."

Digitized by Google

„Also, wie ich Dir sagte, Menotti, der aufgeregt und verstört aussah, trat in mein Zimmer und rief: „Camillo, Du mußt mir einen Freundschaftsdienst erweisen. Trivulzi hat mich soeben fordern lassen; sein Secundant, Castellazzi, war bei mir. Ich habe ihn an Dich gewiesen; er wird ohne Zweifel bald hier sein, um das Nähere zu arrangiren. Bringe die Sache in Ordnung; ich erwarte Dich bei mir, um zu hören, was Ihr verabredet habt. Laß es bald sein; das ist Alles, um was ich Dich bitte."

„Was ist geschehen?" frug ich. „Du und Trivulzi wollt Euch schlagen? Ihr waret ja immer die besten Freunde!"

„Desto größer meine Schuld", sagte Menotti mit bewegter Stimme, indem er sich auf einen Stuhl warf und sein Gesicht mit beiden Händen bedeckte.

„Was ist geschehen?" frug ich wieder. „Ist keine Versöhnung möglich? Kann die Angelegenheit nicht gütlich beigelegt werden?"

Menotti suchte seine Aufregung nieder zu kämpfen und sagte mit einem Lächeln, das mir durchs Herz schnitt: „Nein, alter Freund, es giebt keinen andern Ausweg. Ich habe ihm zu schweres Unrecht gethan. Frag mich nicht weiter. O Weiber, Weiber!" rief er aus und begrub das Gesicht aufs Neue in seinen Händen.

Nun wußte ich Alles; ich kannte Trivulzi und seine Frau, sie war ja eine „Freundin" Adelens. Fast so schön wie diese, wenn auch einige Jahre älter.

Den Eindruck, den Menottis Mittheilungen auf mich machten, kann ich Dir nicht schildern. Ich kämpfte aber jeden Gedanken, der sich auf mich selbst bezog, nieder, um mein ganzes Denken der Angelegenheit meines unglücklichen Freundes zuzuwenden.

Er hatte mich kaum verlassen, als Trivulzis Secundant kam. Ich fand ihn unerschütterlich in seinen Bedingungen: „Pistolen — zehn Schritt — bis einer auf dem Platze bleibt." Zeit und Ort zu bestimmen, überließ er mir. Wir setzten den nächsten Morgen fest und verabredeten uns im Park von Monza um sechs Uhr zu treffen.

Ich fand Menotti ruhiger und gesammelter als ich zu ihm kam und ihm das Resultat meiner Unterredung mit Castellazzi mittheilte. Er dankte mir und drückte mir die Hand.

„Ich erwarte Dich morgen bald nach vier Uhr. Bis Monza ist es über eine Stunde und vielleicht habe ich Dir noch einige Aufträge zu geben. Auch müssen wir die Ersten auf dem Platze sein."

Ich ging, verfolgt von meinen marternden Gefühlen. Aber ich durfte mich denen nicht hingeben; ich mußte die nöthigen Anordnungen wegen eines Wagens, des Doctors ꝛc. treffen. Als ich nach Haus zurückkam, schloß ich mich auf mein Zimmer ein, ich fühlte das Bedürfniß ungestörten Alleinseins.

Am nächsten Morgen um vier Uhr war ich bei Menotti. Er ging als ich eintrat im Zimmer auf und ab. Auf dem Tisch lagen einige versiegelte Briefe, die er mir übergab. Sein Bett war unberührt; er hatte augenscheinlich die Nacht durchwacht.

„Das ist nicht Recht," sagte ich ihm, „Du hättest versuchen sollen Dich etwas zu ruhen."

„Weshalb?" frug er mich. „Du denkst doch nicht, daß ich meinen Freund, dem ich das Schlimmste angethan, das ich ihm nur anthun konnte, zum Dank dafür nun noch erschießen will! Nein, Camillo, so weit ist es mit mir noch

nicht gekommen. Er wird mich tödten und er hat ein Recht dazu. Um mich thut es mir nicht leid. Ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Franzose Recht hat, wenn er sagt, das Leben sei „une mauvaise plaisanterie." Ich nahm es anfangs für einen heiteren Spaß und habe mich amüsirt, so viel ich konnte, aber es ist ein schlechter Spaß. Um meine Eltern nur gräme ich mich. Der arme Vater, der mich trotz aller Noth, die ich ihm gemacht habe, so lieb hat. An meine Mutter darf ich nun gar nicht denken, und an Ninina, die gute Schwester, die sich so oft um mich gesorgt hat und die mich je mehr liebte, je mehr sie sich um mich beunruhigen mußte. Ach ja, um die thut mirs leid! Aber es ist einmal nicht zu ändern." Und die großen, dunklen Augen Menotti's hatten sich mit Thränen gefüllt. Er wandte sich ab, seine Erregung zu verbergen, trat einen Augenblick vor den Spiegel, sein dichtes Haar zu ordnen, und dann den Hut ergreifend sagte er: „Ich bin bereit; laß uns keine Zeit verlieren."

Ein herrlicher Sommermorgen lächelte über der schönen lombardischen Ebene, als der Wagen, in dem wir schweigend neben einander saßen, durch die stillen Straßen Mailands und dann die lange Chaussée nach Monza entlang rollte. Ich wollte das Sinnen meines Freundes nicht unterbrechen, konnte auch keine Worte finden für das, was ich während der Fahrt fühlte.

Erlaß mir, Dir das verhängnißvolle Zusammentreffen ausführlich zu schildern. Die letzten Worte, die Menotti an mich richtete, als wir einige Minuten vor Ankunft der Uebrigen auf dem Rendezvousplatz auf- und abgingen, waren: „Sag' Trivulzi, wenn es ihm hinterdrein vielleicht leid thun sollte, daß er in seinem vollen Recht war, daß ich dies einsah und ihm keinen Augenblick zürnte und — daß, wenn man geschehene Dinge ungeschehen machen könnte . . .! Nun, Du verstehst mich wohl?"

Dann kam Trivulzi, sein Secundant und der Doctor. Nun standen sich die Gegner gegenüber und fast in demselben Augenblick feuerte Menotti. Der Schuß hatte natürlich gefehlt. Er senkte den Arm, sein Gesicht war bleich wie der Tod, aber hatte dabei doch einen Ausdruck von Festigkeit und Würde, der einem Helden angestanden hätte. Er blickte seinem Gegner ruhig ins Auge und um seinen Mund zog sich ein trübes Lächeln.

Trivulzi hob seinen Arm langsam empor; er war fest, wie aus Eisen gegossen. Auf seinem bleichen Gesicht lag ein Ausdruck unerschütterlicher Strenge. Ich sah, der letzte Augenblick meines Freundes war gekommen. Ich vergaß, wie schwer er sich vergangen, daß er sein Lebtag etwas leichtsinnig gewesen; ich dachte nur an seine liebenswürdigen Eigenschaften, an seine Jugend, an die furchtbare Versuchung, der er erlegen, und ich mußte meine ganze Kraft zusammennehmen, um den Anschein äußerer Ruhe zu bewahren.

Langsam, langsam erhob sich der Arm mit der tödtlichen Waffe. Jetzt zielt er aufs Herz; der Schuß fällt, Menotti taumelt einen Schritt zurück und liegt verblutend in unseren Armen. — Noch einmal versucht er Athem zu schöpfen; die Augen rollen wild im Kreise, — dann schließen sie sich für immer.

Trivulzi steht an einen Baum gelehnt bleich und zitternd da. Sein Secundant geht auf ihn zu und spricht einige Worte mit ihm. Dann ruft er den Doctor. Dieser bestätigt, was Castellazzi gesagt. Um den bleichen Mund Trivulzi's zuckt es schmerzlich; er wischt sich den Schweiß von der Stirn, grüßt uns und verläßt mit Castellazzi den verhängnißvollen Ort.

Digitized by

Das Unglück meines armen Freundes war meine Rettung.

„Vincenzo soll nicht mein Mörder werden", dazu war ich entschlossen. Und dahin mußte es kommen, gab ich mich der unheilvollen Leidenschaft, die mich in ihrem Bann hielt, hin. Nein, und sollte ich daran zu Grunde gehen, Vincenzo's Lebensfrieden sollte nicht durch mich gestört werden. Nicht durch mich! — Leider war das Alles, was in meiner Macht lag! Wer bürgte dafür, daß morgen nicht ein anderer Menotti meines Freundes Ehre und Glück leichtsinnig zerstören würde! — Adele, durch ihre treue Liebe zu Vincenzo? — Mein Glaube daran war kein unbedingter. Was ich überhaupt von Adele denken soll, darüber bin ich mir nie klar geworden. War ihr Wesen die Folge von Leichtsinn, von Koketterie, von gründlicher Verderbniß? — Ich weiß es nicht.

Das tragische Ereigniß, in dem ich, wenn auch nur eine untergeordnete Rolle gespielt hatte, bot mir Grund, Beschäftigungen verschiedener Art vorzuschützen, die mich verhinderten, Adele aufzusuchen. Ich gewann auf diese Weise Zeit, wieder etwas Herr meiner Empfindungen zu werden und ernstlich darüber nachzudenken, was nun zu thun sei.

Das Eine sah ich klar ein: fort mußte ich, aus ihrer Nähe, fort, weit fort! Warum zog sich die projectirte Expedition nach Brasilien und Peru so in die Länge? Wäre doch die Abfahrt auf morgen festgesetzt! Fern, fern auf hohem Meer, in den Urwäldern Amerikas, auf den Spitzen der Andes, da würde ich wieder frei und ruhig werden. — Aber die Abreise fand wahrscheinlich erst nach mehreren Monaten statt; und ich mußte fort, jetzt, jetzt gleich. Da fiel mir plötzlich ein, daß in England sich binnen Kurzem eine Expedition nach dem Nordpol in Bewegung setzen würde. Der Präsident und mehrere Mitglieder einer der gelehrten Gesellschaften Londons waren mir persönlich bekannt und gewogen; es war nicht unmöglich, durch ihre Vermittelung die Erlaubniß zu erhalten, an der Reise theilzunehmen.

Mein Entschluß, je eher je lieber nach London abzureisen, um die Ausführung meines Planes zu ermöglichen, war schnell gefaßt und ohne große Schwierigkeit ausgeführt. Eine schlimme Stunde stand mir freilich noch bevor. Ich konnte Mailand nicht verlassen, ohne mich von Adele zu verabschieden. Ich verschob dies bis zum Abend vor meiner Abreise.

Mit heftig klopfendem Herzen, als stände ich im Begriff, das Verbrechen, das ich so verabscheute, zu begehen, betrat ich ihr Haus.

„Wer ein Weib ansieht, daß er ihrer begehre, der hat schon die Ehe gebrochen in seinem Herzen." — Welch' schreckliches Wort! Ist es wahr? Bin ich ein Ehebrecher? Dieser Gedanke quälte mich, als ich über die spiegelglatten Parketfußboden ihrer Zimmer schreitend mich dem letzten näherte, einem kleinen, blauen Boudoir, wo sie sich gewöhnlich aufhielt. Wie leicht war es, auf diesem Boden auszugleiten, — zu fallen! — Sie freilich schien stets sicher und leicht darüber hinzuschweben.

Ich fand Adele, wie ich erwartet hatte, in ihrem Boudoir, halb auf dem Sopha ruhend, von Blumenduft umwogt und dem milden Licht der Lampe überströmt.

Sie richtete sich halb in die Höhe und streckte mir beide Hände entgegen, während ihre Augen sich mit einem unbeschreiblichen Ausdruck auf mich hefteten.

Sie war allein. Was ich jenem Morgen, als Menotti in mein Zimmer trat, ersehnt hatte, es war geschehen und erfüllte mich mit Schrecken.

Digitized by Google

O diese unglückselige Leidenschaft hatte mich zum Feigling gemacht, mir alles Vertrauen zu mir selbst geraubt. Ich zögerte einen Augenblick, mich niederzusetzen und wollte Beschäftigungen vorschützen, um mich eilig zu verabschieden, aber ehe ich Worte gefunden hatte, ihr dies mitzutheilen, zog sie mich sanft auf den Sessel nieder, der dicht neben dem Sopha stand.

Sie sah mich lange mit zärtlicher Besorgniß im Blick an und, indem sie noch immer meine Hand in der ihrigen hielt, sagte sie mit sanfter Stimme: „Armer, lieber Freund, was haben Sie gelitten! Wie elend Sie aussehen! Aber es ist unrecht, daß Sie uns nicht erlaubt haben, Sie zu trösten. Warum haben Sie sich in so langer Zeit nicht bei uns sehen lassen?"

„Ich war sehr beschäftigt. Signora Adele", stammelte ich. „Auch war ich wirklich in einer Stimmung, in der ich wohl selbst nachsichtigen Freunden lästig gefallen wäre; es war besser, ich blieb allein."

„So hatte ich also Recht, wenn ich vermuthete, daß die Geschäfte nur ein Vorwand seien. Sie flohen uns; wird sind Ihnen kein Trost. — Den suchen Sie in der Wissenschaft, in Ihren Studien. Denn ist es nicht wahr, daß Sie nach dem Nordpol gehen wollen? O die selbstsüchtigen Männer, die nur an ihre Wissenschaft denken! Was liegt ihnen daran, ihre Freunde zu verlassen, mögen diese sie auch noch so sehr vermissen, sich noch so sehr nach ihnen sehnen."

„Sehnen! — sagten Sie, sehnen, Adele! —" Und mein Blick vermied nicht mehr den ihrigen, meine Lippen berührten ihre Hand . . . da sah ich plötzlich Menotti's im Tode erbleichendes Gesicht vor mir, wie er mich mit brechendem Blick angesehen, — und ich ließ die Hand, die ich verlangend geküßt hatte, fallen, erhob mich schnell von meinem Sitz und machte einige hastige Schritte durch das Zimmer.

„Um Gotteswillen, was ist Ihnen, Camillo', rief Adele, die sich ebenfalls erhoben hatte.

„Ich dachte an Menotti, Adele! Ich kann den Eindruck, den sein Tod auf mich gemacht, nicht überwinden."

„Der arme, arme Menotti! Sie haben Recht; es ist entsetzlich! Und die unglückliche Therese! Können Sie sich vorstellen, was sie leidet?"

„Sie ist allerdings in einer beklagenswerthen Lage. Aber ist sie nicht selbst Schuld daran? Und ist Trivulzi nicht noch mehr zu bedauern als sie?"

„Sprechen Sie mir nicht von diesem kaltblütigen Unmenschen. Sie müssen ja besser als Alle wissen, daß Menotti gar nicht auf ihn gefeuert hat und er ihn zum Dank dafür erbarmungslos niederschoß. — Therese wird ihm nie vergeben. Sie hat ihn nie geliebt, jetzt haßt sie ihn. Die Arme ist nach Pegli gegangen, um sich etwas zu zerstreuen."

„Ich vermuthe, daß Trivulzi ebenso wenig eine Versöhnung wünscht wie seine Frau."

„Da irren Sie sich. Trivulzi ist in seine Frau verliebt. Und was ist natürlicher? Therese ist reizend, un bijou de femme! Glauben Sie, der vergiebt ein Mann nichts? — Bedenken Sie, Trivulzi ist kein kaltblütiger Gelehrter wie Sie, der in Spinnen und Mollusken verliebt ist und dem die Frauen gleichgültig sind."

Sie hatte sich wieder gesetzt und blickte mit sanftem Vorwurf zu mir auf. „Gleichgültig?" wiederholte ich. „Ich wollte, Sie hätten Recht."

‚Irr' ich mich denn?" rief sie lebhaft und mit einem freundlichen Lächeln, das ihrem frischen, rosigen Munde unvergleichlich stand: „ist es

Digitized by Google

möglich, daß Sie lieben können? Wer ist die Auserwählte? Beichten Sie!" Hier ergriff sie auf's Neue meine Hand und wies mir den Platz an ihrer Seite an.

„Ja, beichten Sie, Camillo! Vertrauen Sie mir Ihr Geheimniß; ich will Sie nicht verrathen."

Und sie neigte ihr Ohr nahe an meinen Mund. Es war ein hübsches, kleines, rosiges Ohr. Ihr Haar berührte meine Stirn; ich fühlte den frischen Hauch ihres Athems; mein Blick irrte über den weißen Nacken, die zarten, schöngerundeten Schultern, die das leichte Kleid nicht verbarg — da näherten sich plötzlich Schritte, die man auf dem Parketboden deutlich hörte.

„Cencio kommt!" rief sie, nicht ohne einen leisen Anflug von Mißmuth in der Stimme. Ich sprang auf und sagte: „Wie froh bin ich, daß er gerade jetzt kommt. So kann ich ihm doch auch Adieu sagen, denn ich hätte wirklich nicht länger warten können."

Schnell verabschiedete ich mich, indem ich Vincenzo umarmte und Adele flüchtig die Hand drückte. Diese Zusammenkunft hatte das alte Fieber wieder in mir entzündet. Und wie ein Rückfall gefährlicher ist als die schon einmal überwundene Krankheit, so griff mich dieser Zustand mehr als früher an.

Nun frug ich mich nicht mehr, ob die Liebe schuldlos oder schuldig sei. Ich wußte, daß ich sie mit allen Wurzeln ausreißen mußte und sollte es auch mein Herzblut kosten. Ließ ich die Leidenschaft länger in meinem Herzen wie eine giftige Pflanze wuchern, so erstickte sie darin jedes bessere Gefühl, so verfiel ich rettungslos der Schuld.

Ich schloß in der Nacht kein Auge, wie ich auch wenig während der ganzen Reise von Mailand bis London schlief, die ich ohne Unterbrechung fortsetzte. Mir ist nur eine dunkle, traumhafte Erinnerung von der Reise geblieben, wie auch von den ersten Wochen meines Aufenthalts in London.

Ich war in einem Hotel im West End abgestiegen, einem Stadttheil, wo es im Vergleich zur City ruhig ist. Trotzdem erschien mir das Geräusch und Getreibe in den Straßen überraschend groß. Ich fühlte mich erschöpft und matt, aber es litt mich nicht viel auf meinem Zimmer. Tag für Tag durchwanderte ich ruhelos und ohne Ziel die endlosen Straßen der Weltstadt und fühlte mich verlassen und unglücklich in diesem Menschenmeer, wo ich auch nicht einem bekannten Gesicht begegnete.

Ich hatte in Erfahrung gebracht, daß Mr. Liddle, den ich bitten wollte, mir behülflich zu sein, meine Reisepläne ausführen zu können, auf einige Zeit von London abwesend sei; andere Bekannte wollte ich nicht gleich aufsuchen, und so lebte ich unter Millionen vollständig allein.

Eines Nachts, als ich spät die zu dieser Stunde fast verödete City durchschritt (ich blieb stets bis zur vollständigen Erschöpfung auf den Straßen in der Hoffnung, dann etwas Schlaf zu finden), sah ich plötzlich wenige Schritte vor mir eine weibliche Gestalt, bei deren Anblick mir das Blut in den Adern stockte. Sie war im Gang und der ganzen Erscheinung Adelen bis zum Verwechseln ähnlich und hätte ich diese nicht in Stresa am Lago Maggiore gewußt, ich hätte keinen Augenblick gezweifelt, daß ich sie vor mir sähe. Ich beschleunigte meine Schritte, um sie genauer ins Auge zu fassen, als sie sich plötzlich umwandte. Das Licht der Laterne fiel hell auf sie; es war keine Täuschung, es war Adele! Sie sah mich lächelnd an und winkte mir mit der Hand. Aber ich taumelte erschrocken einen Schritt zurück und

Digitized by Google

als ich mich etwas von meiner Ueberraschung erholt hatte, war sie spurlos verschwunden.

Seit jener Nacht sah ich sie öfter wieder, einmal sogar am Tage, wo sie in einem eleganten Wagen im Hyde Park an mir vorüberrollte. Und jedesmal lächelte sie mich an und winkte mir mit der Hand, bis mir über ihre Gegenwart in London kein Zweifel mehr blieb und ich mich abmarterte, den Grund ihrer Anwesenheit und ihres eigenthümlichen Gebahrens zu errathen. Ich hatte nur einen Brief von Vincenzo bekommen, der aber nichts enthielt, was mir hätte Aufschluß geben können. Ich beabsichtigte, ihm zu schreiben und um Aufklärung des Räthsels zu bitten, aber ein unbestimmtes Etwas hielt mich davon zurück.

Ich war nun über einen Monat in London und wollte mich eines Abends nach meiner Gewohnheit spät und erschöpft in mein Hotel begeben, als ich die Gestalt, die mich schon so oft geneckt hatte, vor mir sah. Ich war entschlossen, sie diesmal anzureden, um mir Aufklärung ihres geheimnißvollen Erscheinens zu verschaffen. Ich eilte ihr mit großen Schritten nach; sie wandte sich um und blieb stehen, so daß ich sie nach einigen Augenblicken erreichte.

„Adele", rief ich, „Sie hier!"

„Ja, Camillo. Du bist erstaunt; dachtest Du, ich ließe Dich entfliehen? Da kennst Du mich nicht. Aber wie lange Du gezögert hast, bis Du zu mir kamst, Du thörichter Held! Ich wußte es, daß Du Dich ergeben würdest, denn Du liebst mich."

„Adele, woher weißt Du das? Ich wollte es Dir doch verbergen!"

„Da muß man ein besserer Schauspieler sein, als Du bist. Aber wie blaß Du aussiehst, und wie Deine Hände brennen! Ich will sie in meinen kühlen. Ich gehe mit Dir und verlasse Dich nie."

„Adele, wo ist Vincenzo, was wird er sagen, wenn er dies erfährt!"

„Er wird es nie erfahren; er soll meinen schönen, scheuen Freund nicht tödten, wie der böse Trivulzi den armen Menotti erschossen hat. Ich gehe mit Dir nach dem Nordpol oder nach dem Aequator, wohin es auch sei, und Niemand soll es erfahren."

„Adele, wenn dies sein könnte! — Aber Du gehörst Vincenzo an, bist sein; es ist Sünde und Verbrechen, Dich besitzen zu wollen."

„Wer ein Weib ansieht, daß er ihrer begehre . . ."

„Wer hat Dir das gesagt? Und ist es wahr?"

„Ja, gewiß ist es wahr; und wer soll es mir gesagt haben als Du, Du selbst! — Du glaubst wohl, es bedürfe der Worte zwischen uns? Ich wußte Alles, was Du dachtest."

„Das habe ich oft gefürchtet und deshalb wollte ich Dich fliehen."

„Das wußte ich auch und darum bin ich Dir gefolgt. Aber nun komm." Und sie nahm meinen Arm und zog mich sanft vorwärts. Ich schritt mechanisch weiter, mein Kopf war verwirrt, alle meine Sinne in wilder Aufregung. Sie sprach nicht mehr und so erreichten wir das Hotel und gingen an dem schläfrigen Portier vorüber in mein Zimmer, das nur von dem Gaslicht auf der Straße spärlich erhellt wurde.

Ich warf den Hut fort und meine Hände an die Schläfen pressend, suchte ich meiner Gedanken und Gefühle Herr zu werden. Da näherte sich Adele und die Arme ausbreitend rief sie:

„Willst Du mir noch immer entfliehen, Camillo? Fühlst Du nicht,

Digitized by Google

daß die Liebe stärker ist, als Du und daß sie Dich ewig mir zu Eigen macht? Mir gehörst Du an — mir!" Und die weichen Arme umschlangen mich sanft und doch fest. Aber ich riß mich los und rief: „Nein, den Tod lieber, als die Schuld. Laß mich! oder ich jage mir eine Kugel durch den Kopf." Und ich ergriff einen Revolver, der auf dem Tisch lag und den ich wenige Tage vorher gekauft hatte.

Sie lachte hell auf und sagte: „Du meinst es nicht so; Du liebst mich; Du wirst leben und genießen." Und sie wollte mir die Waffe aus der Hand winden.

„Fort, Schlange!" rief ich, „Du hast mich genug gequält; aber ich bin Dir und dem Bösen nicht verfallen! Und kann ich nicht schuldlos leben, kann ich wenigstens ehrlich sterben." Mit schneller Bewegung machte ich mich los, drückte den Revolver an die Stirn und feuerte. Aber der Schuß sengte nur mein Haar, ohne mich zu verwunden.

Wenige Augenblicke darauf erschien der Portier, ein Kellner und bald auch der Wirth mit verstörten Mienen in meinem Zimmer. Sie Alle hatten Lichter in der Hand; ich blickte mich nach Adele um und mit Erstaunen und geheimem Schauder sah ich, daß sie spurlos verschwunden war.

Die Hereingetretenen frugen verwirrt unter einander was vorgefallen sei? was der Schuß bedeute? ꝛc. ꝛc. Ich erklärte, der Schuß sei durch Zufall losgegangen und schickte sie Alle zu Bett. Der Wirth verließ kopfschüttelnd das Zimmer und steckte, wie ich bemerkte, stillschweigend den Revolver ein. Ich ließ es geschehen.

Am nächsten Morgen hatte ich starkes Fieber Man schickte mir einen Arzt, den ich ersuchte, mich zur Ader zu lassen. Du hättest die erstaunte und unwillige Miene, mit der der gute Mann diesen höchst vernünftigen Vorschlag zurückwies, sehen sollen. Ich mußte lächeln, obgleich ich sonst nicht gerade heiter gestimmt war.

„Wofür halten Sie mich, Sir?" frug er würdevoll. „Solche barbarische Mittel werden bei uns schon längst nicht mehr angewandt. In Italien besteht dieses veraltete System allerdings noch und hat Ihrem großen Staatsmann Cavour das Leben gekostet. Sie sind in einem Zustand von Schwäche und Erschöpfung; statt sich durch Blutverlust noch hinfälliger zu machen, müssen Sie sich vielmehr zu stärken suchen. Dazu ist nöthig, daß Sie alle zwei Stunden etwas Kräftigendes zu sich nehmen: starke Bouillon, alten Wein und vor Allem guten, alten Cognac."

Der Doctor hatte nicht nach meiner Ansicht handeln wollen; ich war eben so wenig geneigt, seinen Vorschriften zu folgen, die meiner Meinung nach das Fieber, woran ich litt, bis zum Delirium gesteigert haben würden. Ich that also gar nichts, lag still und trank etwas Limonade, meinen quälenden Durst zu lindern und legte mir kalte Wassercompressen auf die brennende Stirn.

Diese Behandlungsweise und meine starke Constitution genügten, mich wieder herzustellen. Der Doctor, der dies günstige Resultat seinen Medicinen, die er mir reichlich verordnete, besonders aber dem Cognac zuschrieb, war höchst befriedigt und wiederholte zu verschiedenen Malen:

„Sehen Sie, daß man Sie ohne Aderlaß wieder auf die Beine gebracht hat! „Stimulants", das ist das große Specificum bei Fieberanfällen. Nie ist ein Fall, der mit so großer Heftigkeit auftrat (die Symptome waren der Art, daß ich Nervenfieber befürchtete), schneller und glücklicher beseitigt worden."

Digitized by Google

Ich war bald wieder hergestellt, wenigstens so weit, um endlich etwas in der Angelegenheit, die mich nach London geführt hatte, thun zu können. Ich sah Mr. Liddle, der sich freundlich bereit erklärte, die Erfüllung meiner Wünsche nach Kräften zu fördern, und wenige Wochen später ward mir bewilligt, die Expedition als Privatgelehrter begleiten zu dürfen.

Noch während meiner Krankheit hatte ich einen Brief von Vincenzo erhalten, der mir von seinem Leben in Stresa erzählte und mich aufforderte, einige Wochen dort zuzubringen. Dieser Brief bestätigte, woran ich schon längst nicht mehr gezweifelt hatte, daß nämlich Adeles Erscheinung nur ein Gespinnst meines krankhaft gereizten Gehirns gewesen sei.

Ich gehe jetzt auf kurze Zeit nach Mailand, um meine Angelegenheiten dort für eine lange Abwesenheit zu ordnen. Die Expedition findet zwar erst im Frühling statt, ich will aber den Winter in London zubringen. Vincenzo und Adele sind wahrscheinlich in Mailand. Ich werde Adele wiedersehen, aber ich fürchte ein Zusammentreffen mit ihr nicht. Nein, diese unglückselige Leidenschaft kann mir nichts mehr anhaben. Ich habe sie überwunden! Es ist ein harter Kampf gewesen, das leugne ich nicht, auf „Leben und Tod", aber ich habe gesiegt."

Ich blickte mit einer Art Verehrung in das Gesicht meines Freundes, dessen edle Züge so hohe Willenskraft und Energie ausdrückten; in die großen, hellen, offenen Augen, die mich so ehrlich und treu ansahen; auf die hohe, schöngewölbte Stirn, von der sich die Falten, die sich während der Erzählung oft darauf gelagert hatten, langsam zu glätten schienen.

Ich sagte ihm, wie ich mich freute, vor seiner Abreise zurückgekehrt zu sein und wir verabredeten, uns während seines Aufenthaltes in Mailand so oft wie möglich zu sehen.

Mehrere Stunden waren während unseres Gesprächs vergangen. Die Glocke läutete zum Essen. „Komm hinunter", rief ich, „und laß uns auf Deine glückliche Reise anstoßen."

„Erst müssen wir ein Glas zu Ehren Deiner Heimkehr leeren", erwiederte Camillo, und etwas von dem alten Frohsinn leuchtete aus seinen Augen.

Gegen Abend zerstreuten sich die düsteren Wolken; der Vollmond ging auf und schien in voller Pracht. Unsere Fahrt ging schnell und glücklich von Statten. Am nächsten Tage landeten wir in Genua und noch in derselben Nacht erreichte ich mein geliebtes Mailand, die sympathischste Stadt der Welt, nach der ich mich sechs lange Jahre gesehnt hatte.

Einige Wochen später begleitete ich Camillo an die Eisenbahn. Er sah heiterer und fast wie der alte Camillo aus. „Ich habe mich selbst wiedergefunden", rief er aus, „der Bann ist gebrochen, ich athme wieder frei auf. Die steinerne Faust des Comthurs war nicht kälter und fühlloser als die, welche ich ihr zum Abschied reichte. Ihr Schlangenblick glitt an mir ab, wie Eisen an Stahl und konnte mir nichts mehr anhaben. Sie fühlte es und war kalt und zurückhaltend. Diesen Winter will ich fleißig in London das ausgezeichnete Museum und andere vortreffliche Sammlungen studiren, und im Frühling geht es nach dem Nordpol! Ich verspreche mir von dieser Expedition die höchste Befriedigung. Wie viel wird es da zu sehen, zu lernen, zu beobachten geben! Und wenn wir uns amüsiren wollen, geht es auf die Eisbärenjagd oder den Walfischfang. Lebe wohl, alter Freund! Du thust mir leid, daß Du nicht mit kannst!"

Digitized by Google

Declamationsstücke für den Salon.

I. Helge's Treue.

Von **Moritz Graf Strachwitz** *).

König Helge fiel im heißen Streit,
Und mit ihm fiel die geliebte Maid,
Sie fiel, was mochte sie leben?
König Helge, der Held, und die Maid Sigrun,
Sie mußten zu Zwei im Hügel ruhn;
Sein Hengst, der ruhte daneben.

Allvater saß auf Ida's Feld:
„Es kommt fürwahr ein gewaltiger Held
Noch heut' von der Erde herüber,
Es heult mein Wolf und frißt nicht mehr,
Und Gjallar's Brücke donnert sehr,
Als ritt ich selber darüber."

König Helge trat in Odin's Palast
In schwarzem Stahl, ein finsterer Gast,
Durch die Helden schritt er stumm.
Er schritt hindurch ohne Gruß und Dank
Und setzte sich auf die letzte Bank
Und sah sich gar nicht um.

Aufsprangen die Helden zum Spiel und Kampf,
Ha! Schildeskrachen und Hufestampf,
Wie wogt es stählern und dicht!
König Helge saß, ihm scholl kein Horn,
Ihm sauste kein Speer, ihm klirrte kein Sporn;
König Helge, der focht nicht.

„Wohl ist er hehr, Allvaters Saal,
Der Boden von Gold, das Dach von Stahl;
Und silbern fließt die Luft.
Doch wäre der Himmel noch einmal so licht
Den ganzen Himmel möcht' ich nicht
Für Sigrun's enge Gruft."

*) Zu dieser schönen Dichtung, die auch kürzlich A. von Heyden zum Vorwurf eines Gemäldes nahm, hat jüngst Franz Liszt eine melodramatische Clavierbegleitung geschaffen (Leipzig, L. Schuberth). In diesem musikalischen Prachtrahmen wird das dichterisch großartige Gemälde doppelt jedem Salon zur Zierde gereichen.
Die Redaction.

Digitized by Google

Her trat mit Augen veilchenblau
Die ſchwanenbuſigſte Schildjungfrau
Wie leuchtete ihr Geſicht!
Sie hielt das Horn, ſie trank ihm zu:
„Mein ſchlanker Held, nun trinke Du!“
König Helge, der trank nicht.

„Und liebten mich hundert Jungfrau'n heiß
Wie die Hirſchkuh ſchlank, wie das Schneehuhn weiß,
Ich höbe mein Auge kaum.
Du nimm Dein Horn und laß mich nur,
Biſt nicht halb ſo ſchön als Sigrunur,
Bei Sigrun iſt mein Traum!“

So ſitzt er da und trotzt und ſchweigt
Bis die Mitternacht niederblickt ſchwarzgeäugt,
Dann iſt frei der Geiſter Thun.
Dann flammt ſein Aug' und rauſcht ſein Schwert,
Dann gürtet er ſein goldroth' Pferd;
Dann geht es zu Sigrun.

Wie wild der Reiter, wie wild der Ritt,
Wie klangvoll hämmert des Hengſtes Tritt,
Es geht ja zu Sigrun!
Die Luft zerrinnt, und die Erde birſt,
Wenn niederreitet der Nordlandsfürſt,
Um bei Sigrun zu ruh'n.

Wenn der Morgenwind kühlt des Roſſes Schweiß,
Dann reitet er heim, er reitet's nicht heiß,
Sein Ritt, wie traurig und ſacht!
Er reitet ſchweigend durch Wallhall's Thor
Und ſetzt ſich nieder wie zuvor
Und harrt auf Mitternacht.

Schier achtzig Jahre ist er alt!

Zu Ehren eines Dichterveteranen.

„Schier achtzig Jahre bist Du alt, hast manchen Sturm erlebt!“

Mit einer Variante seines volksthümlichsten Liedes könnte man das ihm selber demnächst zurufen, dem wackeren, sturmdurchwetterten Dichter, der am 24. Januar 1878 sein achtes Decennium vollendet und dabei auf ein Leben voll außerordentlich reicher Erfahrung und buntester Abwechslung, voll ungewöhnlicher schriftstellerischer Erfolge und doch auch voll materieller, fast durch die gesammte Spanne seines Daseins sich hinziehender Sorgen zurückblickt.

Er ist eben auch ein deutscher Autor gewesen, statt eines französischen oder englischen, ein Dramatiker „vor Erfindung der Tantième“ — er ist eben auch „zu früh geboren“, wie Bauernfeld von sich sagte, unser Karl von Holtei.

Denn daß wir von diesem, und keinem andern hier reden, wissen ja die Leser schon aus obigem Citat — während allerdings, was die große Menge, das Volk anlangt, gerade ein Karl von Holtei mit in erster Reihe zu Denen gehört, deren Lieder man kennt und singt „soweit die deutsche Zunge klingt“, ohne sie selbst zu kennen, ohne nach ihnen, den Poeten jener der Nation ins Herz gewachsenen Gesänge zu fragen.

Und weil denn Holtei ein deutscher Dichter war und für die Bühne schrieb, als die Rechte des geistigen Eigenthums nur ungenügend geschützt erschienen, hat er auch in seinem hohen Alter noch immer productiv sein müssen, um heute, am Vorabend seines 80. Geburtstages, zum wenigsten von sich sagen zu können, daß er im Kloster der barmherzigen Brüder zu Breslau, seiner Vaterstadt, wohin er sich zurückgezogen, nicht aus Noth wohnt, sondern weil ihm der Aufenthalt in dem stillen Kloster behaglicher ist, als sonst wo. Sein gesichertes Einkommen übersteigt noch seine Bedürfnisse — auch das ist ein Erfolg bei uns zu Lande. Freilich, ein Dichter andrer Nationalität, der für dieselbe das Gleiche geschaffen und gewirkt, was Holtei für die seinige, beschlösse sein Leben wohl in eigener glänzender Besitzung — der Autor germanischen Stammes ist froh, daß er nicht das Gnadenbrod zu essen braucht und der Kostgänger eines frommen, schlichten Bruderhauses aus selbstgeschaffenen Mitteln bis zu seinem Sterbestündlein sein kann!

Mit Hinblick darauf, daß es in diesem Falle so gekommen, aber leicht auch noch anders hätte kommen können, hat sich ein Comité in Breslau gebildet, das eine große Holtei-Feier am genannten 24. Januar veranstalten wird. Es will dahin wirken, daß auch die deutschen Bühnen sich die Feier des Tages angelegen sein lassen, und durch das Alles den Grund legen zu einer „Holteistiftung“ für einen schlesischen alten, bedürftigen Dichter. Erfreulich wäre es in der That, wenn der greise Holtei, einst der letzte fahrende Poet genannt, es erlebte zu sehen, wie sein Name für die Zukunft noch Segen und Frucht tragen soll für arme Poeten!

Digitized by

Es kann uns hier weniger auf eine Biographie Holteis ankommen, die jedes Literaturwerk und Conversationslexicon enthält, als vielmehr nur auf einen Umriß seiner Fahrten und Wanderungen, seiner Unternehmungen und Schicksale, um darein ein flüchtig, doch mit warmem Herzen gemaltes Bild seines reichen dichterischen Schaffens zu verflechten, welches die Ehrentafel sein möge, die wir dem würdigen Veteranen in unserem Leserkreise pietätvoll aus Anlaß seines 80. Geburtstages errichten wollen.

Der Nestor der schlesischen Dichter und der Dichter der Schlesier ist, wie gesagt, am 24. Januar 1798 in der Hauptstadt der Provinz, in Breslau geboren, besuchte dort das Magdalenengymnasium und wurde Schauspieler. 1819 debütirte er im heimatlichen Theater als „Mortimer", wurde den Bretern als Darsteller aber schon nach zwei Jahren wieder untreu und begleitete seine junge Gattin, Luise von Rogée, mit der er sich 1820 verbunden, 1823 lediglich als Theater-Secretär und Dichter nach Berlin, wo sie am Hoftheater Engagement gefunden hatte. Früh schon entführte der Tod, die bühnengeschichtlich unvergessene liebliche poetische erste Repräsentantin des Kleistschen „Käthchen von Heilbronn." Jene Secretärstellung nahm Holtei am neueröffneten Königsstädter Theater ein, für welches er als der bestallte Poet damals seine dramatischen Erstlinge schrieb: „Die Wiener in Berlin", Die Wiener in Paris", „Der alte Feldherr" und „Lenore". Auch eine erste Sammlung „Gedichte" gab Holtei zu jener Zeit heraus (1826, 3. Auflage 1861), woran sich 1830 die erste Ausgabe der bis zur Stunde in nicht weniger als vierzehn Auflagen vorliegenden „Schlesischen Gedichte" schloß.

Gleich die Schöpfungen seines ersten dichterischen Decenniums, von 1820 — 30, sind es in der That gewesen, welche Holtei, wenn nicht die Unsterblichkeit, so doch eine ungemeine, die ganze Nation, nicht einzelne Stände und Schichten blos durchdringende und heute auch im Entferntesten noch nicht in ihrer Dauer zu bemessende Volksthümlichkeit verschafft haben. Die große populäre Wirkung und Beliebtheit seiner „schlesischen Gedichte" ist freilich der Natur der Sache nach eine mehr provinziell beschränkte, aber innerhalb dieser Grenzen steht Holtei als ein Classiker der Dialectdichtung ebenbürtig neben ihren anderen Größen auf lyrischem Gebiet, neben dem Alemannen Hebel, dem Oesterreicher Stelzhamer, dem Pfälzer Kobell, dem Holsteiner Klaus Groth u. A. Dagegen sind Holtei's Liederspiele Eigenthum aller deutschen Bühnen und des gesammten Volkes in Nord und Süd, in allen Stämmen und Provinzen unseres großen Vaterlandes geworden. Zugleich war ihr Autor der Schöpfer einer neuen Bühnengattung oder wenigstens Derjenige, der ein fremdländisches Product, das französische Vaudeville, in deutschen Boden versetzte und es als gemüthliches deutsches Singspiel oder Liederspiel hier acclimatisirte. Die eingestreuten Lieder waren es denn auch, die ihnen das Herz unseres Volkes gewannen und bewahrten bis auf den heutigen Tag, die bald auf allen Gassen, in allen Häusern ertönten, die von jeder Jungfrau und jedem Jüngling auswendig gelernt und gesungen und von früh bis spät zum Clavier, zur Guitarre, zum Leierkasten, zur Harmonika und zur Mundtrommel gespielt, geklimpert und gepfiffen wurden. Wer kennt sie nicht noch zur Stunde? „Ford're Niemand mein Schicksal zu hören", „Denkst Du daran, mein tapferer Lagienka", „'s giebt nur a Kaiserstadt, 's giebt nur a Wien", „In Berlin, sagt er, mußt Du sein, sagt er, und gescheidt, sagt er, mußt Du sein, sagt er", „Kommt a Vogel geflogen, setzt sich nieder auf mei Fuß", u. s. w. u. s. w. — Wir wollen nur noch eines

Digitized by Google

anführen, die Krone und Perle von Allen, das herrliche sogenannte „Mantellied aus „Lenore": „Schier dreißig Jahre bist Du alt." Bekanntlich ist die Holtei'sche „Lenore" die geschickte Dramatisirung der Bürgerschen; man darf behaupten, daß, unbeschadet den Dichterwerth der hinreißenden Ballade, das Schauspiel den Stoff und die Gestalten mehr, als sie im Gedächtniß des Volkes, erhalten hat. Auch ist es bis auf den heutigen Tag eines der wirksamsten und begeisterndsten Gelegenheitsstücke für patriotische Gedenktage. „Der alte Feldherr" hat im Stoffe freilich seine Zeit hinter sich; der Enthusiasmus für die Polen verfängt nicht mehr, doch die rührenden Gesänge daraus leben noch immer. „Die Wiener in Paris" haben besonders Bogumil Dawison und Fritz Haase durch ihre brillante Leistung als „Bonjour" wieder zu Ehren und Popularität gebracht. „Die Wiener in Berlin" haben letztere nie verloren gehabt. Und gleich auch noch einige später entstandene kleinere Stücke Holteis seien hier erwähnt. Welcher Dialectkomiker der gemüthlicheren Färbung spielt nicht auch heute noch gern den prächtigen „Schlesinger" Jeremias Klagesanft in den „Dreiunddreißig Minuten in Grüneberg?" Welcher Charakterdarsteller effectuirt nicht noch mit der erschütternden Figur des „Hans Jürge?" Und wen von uns Allen hat nicht einmal Friederike Goßmann oder irgend eine ihrer Nachahmerinnen als Julie in „Sie schreibt an sich selbst" bezaubert?

Nachdem Luise v. Rogée 1825 schon gestorben, fühlte Holtei sich endlich von nichts mehr in Berlin gehalten und er durchzog nun eine Zeitlang Deutschland nach allen Richtungen als dramatischer Vorleser, bis er in Darmstadt Rast machte, wo seine zweite Gattin Julie Holzbecher einen Contract mit dem Hoftheater abgeschlossen hatte. In der Bühnengeschichte lebt auch dieser Künstlerin Name fort, als der historisch vielleicht ersten Berliner Localsoubrette im späteren Sinn.

Hier in Darmstadt war es, wo Holtei — außer z. B. dem Operntext: „Des Adlers Horst" für Gläser — mehrere große, ernste Stücke schrieb, über deren Werth oder Unwerth sich freilich streiten läßt, wiewohl auch sie bedeutendes Glück machten und noch zur Stunde im Repertoire der verschiedenen Theater sind. Es waren dies das „Trauerspiel in Berlin", worin er in mindestens absonderlicher Weise den Berliner Jargon zu tragischem Zweck verwandte, „Shakespeare in der Heimat" (eines der ersten und keineswegs eines der schlechtesten Dichterdramen"), sowie „Lorbeerbaum und Bettelstab", worin er allerdings dem verschrobenen Tagesgeschmack einer bestimmten sentimentalen Literaturepoche eine recht bedenkliche Concession gemacht hat. Auch wäre das Stück heute wohl ein längst überwundenes, wenn die Virtuosen des Schauspiels, die „Gastspielvagabunden", nicht immer noch das untergehende Genie Heinrich als dankbare Aufgabe, sich den Beifall der Galerien zu verdienen, erachteten.

Beide letztgenannten Dramen schrieb Holtei für eine neue Kunstreise durch Deutschland, die er, zur Bühne zurückgekehrt, in Gemeinschaft mit Julie Holzbecher antrat und die er fortsetzte, bis er 1837 die Direction des Rigaer Theaters übernahm. Zwei Jahre später, 1839, machte ihn der abermalige Tod der Gattin wiederholt zum Witwer und der Rastlose griff aufs Neue zum Reisestab, hierhin und dorthin wandernd, fleißig schriftstellernd, auch wohl vorlesend, seine Gedichte und Bühnenstücke in verschiedenen neuen Sammlungen vereinigend und vor Allem viel von sich reden machend als Autobiograph von der liebenswürdigsten, beweglichsten Plauderhaftigkeit, von

großer, oft unwiderstehlicher Pikantheit und Bonhomiem, doch ab und zu auch von recht ärgerlicher und weitgehender Indiscretion. Das achtbändige Werk führte den Titel: „Vierzig Jahre" und erschien zuerst in den Jahren 1843 bis 50. Kurz vorher hatte er die „Briefe aus und nach Grafenort" veröffentlicht (1841) und um dieselbe Zeit etwa war er auch kurze Frist der Leiter des Stadttheaters seiner Heimat Breslau gewesen. Man hätte denken können, er setze schon damals den Wanderstecken bei Seite und sich selber fest in seinem geliebten Schlesien. Aber nochmals brach er von dort auf und erschien hier und da, endlich Domicil in Gratz nehmend, wohin sich, soviel uns bekannt, eine Tochter verheirathet hatte.

Manches Mannes Leben wäre damit, was bisher Holtei erlebt, ausgefüllt, und manches Autors schriftstellerisches Wirken fürs Leben wäre damit, was bisher Holtei gewirkt, abgeschlossen gewesen — doch für ihn, den Langlebigen und geistig Fruchtbaren, begann nun erst noch eine dichterische „zweite Jugend". War er bis dahin vorwiegend Lyriker und Dramatiker gewesen, so hatte er sich noch gar nicht im Gebiete des Romans versucht. Jetzt machte er diesen Versuch und letzterer fiel außerordentlich, ganz ungeahnt glänzend aus! Holtei schrieb seine „Vagabunden."

Und wieder müssen wir — wie von seinen Liederspielen — so auch von diesem „Originalroman in eminentem Sinne des Wortes sagen und fragen: Wer kennt ihn nicht? Wer wäre unter uns, der nicht den „deutschen Gil Blas", und wahrlich nicht blos einmal, gelesen hätte? Der verstorbene Robert Prutz war es, der diese Bezeichnung für Holtei's abenteuerreiche, gestaltenstrotzende, wunderbar lebendige und bunt colorirte, hier ausgelassen lustige, dort unter Thränen lächelnde und da gar tragisch anklingende Erzählung wählte — und gewiß nicht mit Unrecht! „Die Vagabunden" sind bei aller Ungezwungenheit der Composition und Kunstlosigkeit der Darstellung dennoch in Bewältigung und Ausgestaltung eines bisher der Literatur noch gar nicht zugeführten unerschöpflich scheinenden und sozusagen proteischen Stoffs, in der Meisterlichkeit einer aus vollem Holze schnitzenden, mit wahrhaft naiver Intuktion ihre Figuren nach dem Leben modelnden Charakteristik, sowie in der Unvergleichlichkeit des Treffens und Festhaltens der Stimmung und Farbe ein bleibendes, der Literaturgeschichte angehörendes Muster eines deutschen humoristischen Sittenromans. Henri Murger mag in der Zeichnung seiner Pariser „Zigeuner" zum Theil einen feineren, classischeren Pinsel geführt haben — ursprünglicher, frischer, unverwüstlicher, drolliger und zugleich gemüthvoller, und wenn nicht eben so malerisch, so doch weit plastischer ist Holtei in der Schilderung seiner „Oberweltsvagabunden".

Es war ein Sturm heiteren Gelächters, der durch ganz Deutschland ging über diesen Roman! Und um so tiefer grub er sich ein in deutsche Herzen, als darin auch das Leiden und Dulden der Menschheit, der schöne Schmerz, die Thräne der Liebe zu ihrem dichterischen Rechte kam. Er wurde in vielen Auflagen verbreitet und ist auch in sogenannter Volksausgabe vorhanden. Selbstverständlich verlangte das gesammte Publicum, von seinem Autor noch mehr dergleichen zu lesen, und der den Sechzigen nahende Holtei fühlte die Kraft in sich, diese Wünsche zu befriedigen. Er schrieb in der Folge noch die größeren oder kleineren Romane: „Christian Lammfell", „Die Eselsfresser" (Provinzialismus für die Schlesier), „Noblesse oblige", „Ein Schneider", „Ein Mord in Riga", „Schwarzwaldau", „Haus Treustein", „Der letzte Comödiant" u. s. w. — kurz er füllte seit Anfang der fünfziger

Digitized by Google

Jahre noch 39 Bände „Erzählende Schriften" und sie fanden insgesammt reichen und nachhaltigen Beifall, wenn auch den colossalen Erfolg der „Vagabunden" kein anderes Werk mehr erreicht hat. Am hervorragendsten neben denselben dürften „Christian Lammfell" und „Ein Schneider" sein.

Holtei befand sich im „himmlischen Gratz" sehr wohl, aber je machtvoller das Greisenalter kam, desto machtvoller regte sich im Schlesier Heimweh nach Schlesien. Es ist eine Eigenthümlichkeit des Schlesiers, dies besonders stark ausgeprägte Heimatsgefühl. Holtei wollte nicht sterben, ohne noch einmal Schlesien gesehen zu haben — er wollte da nicht sterben, wo nicht Schlesien war. Und so machte er denn noch eine Rundreise durch die ganze Provinz, die sich zu einer Art Triumphzugs für ihn gestaltete, und hierauf ließ er sich in Breslau selber, an der Stätte seiner Geburt, zum Ausruhen von seinem vielbewegten Leben nieder. Die Jahre 70 und 71 begeisterten den Greis noch zu den „Königsliedern" — indessen damit ist seine Muse wohl verstummt, es war das letzte Flackern der göttlichen Flamme.

Wie man aus dem Kloster schreibt, dürfte Holtei seinen 80. Geburtstag körperlich verhältnißmäßig rüstig begehen. Daß Geist und Herz des alten Poeten, des Sängers des „Mantelliedes" im deutschen Volksliederschatz, des populären Barden seiner Heimat und classischen Schilderers jenes wunderbaren Völkchens, „das in der Welt umherzieht", an besagtem Tage sich der heiter beglücktesten Stimmung erfreuen können, dafür wird hoffentlich das Dankgefühl unsrer Nation sorgen!

Dr. Emil Kneschke.

An Eros.

Von **Anakreon.** Deutsch von **W. Passauer.**

Unter einer Rosenlaube
Träumte Eros viel und süß,
Als den Stachel eine Biene
In die Hand dem Armen stieß.

Weinend eilt er zu Cytheren
Seiner schönen Mutter hin,
Daß sie seine Schmerzen lindre,
Sie des Kummers Trösterin.

Mutter, rief er, weh', ich sterbe!
Eine Biene klag' ich an,
Die mir solche Qual bereitet,
Daß ich's nicht ertragen kann!

Doch sie sprach: Wenn Du die Schmerzen
Einer Biene also schätzt:
Was empfinden wohl die Herzen,
Eros, welche Du verletzt? —

Digitized by Google

Eine Betrachtung zu Goethe's Faust.

Von **Ernst Eckstein.**

So oft ich das Meisterwerk unseres größten Dichters gelesen habe: immer hat sich mir eine Erwägung aufgedrängt, deren scharfe und klare Fassung mir in keinem der zahlreichen Commentare begegnet ist. Selbst Eduard von Hartmann, dessen Abhandlung: „Der Ideengehalt in Goethe's Faust" den Charakter des Helden nach allen Richtungen so erschöpfend interpretirt, giebt über diesen Punct keinen Aufschluß.

Eine der ergreifendsten Stellen der ganzen Dichtung ist bekanntlich die Scene, in welcher Margarete dem Geliebten die Frage vorlegt: „Glaubst Du an Gott?"

Faust erwiedert:

„Mein Liebchen, wer darf sagen,
Ich glaub' an Gott?
Magst Priester oder Weise fragen,
Und ihre Antwort scheint nur Spott
Ueber den Frager zu sein."

Margarete: „So glaubst Du nicht?"

Faust: „Mißhör' mich nicht, Du holdes Angesicht!
Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn?
Wer empfinden
Und sich unterwinden,
Zu sagen: Ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht dadroben?
Liegt die Erde nicht hierunten fest?
Und steigen, freundlich blickend,
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge Dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen Dir,
Und webt in ewigem Geheimniß,
Unsichtbar, sichtbar, neben Dir?
Erfüll' davon Dein Herz so groß es ist,
Und wenn Du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann, wie Du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth."

Das sind wunderbar herzbewegende Klänge, -- so rein und so unverfälscht aus dem Borne der echten Poesie hervorgequollen, daß wir die Stelle

Digitized by Google

hundertmal mit reichstem Genuß lesen, ohne nach ihrer Berechtigung zu fragen.

Und doch erscheint sie im Munde des Faust mehr als bedenklich.

Wenn wir den philosophischen Inhalt dieses Bekenntnisses analysiren, so stoßen wir auf einen unversöhnlichen Widerspruch zwischen den hier entwickelten Anschauungen und der Weltbetrachtung Faust's, wie sie durch die ganze Anlage des Stückes vorausgesetzt wird. Der Faust dieses poesietrunkenen Bekenntnisses glaubt keinen Gott im Sinne des Theismus, keinen Gott nach Art des „Herrn" im Prolog, keinen Schöpfer nach dem Dogma der Kirche. Wäre dies der Fall, so hätten die Worte:

„Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn?

keine Bedeutung, da der einfache Theismus, der einen persönlichen Gott mit potenzirt-menschlichen Eigenschaften annimmt, geradezu *verlangt*, daß jede denkende Creatur diesen Gott bekenne und nenne. Im weiteren Verlauf der wunderbar schönen Scene tritt der Contrast gegen die theistische Weltanschauung noch schroffer hervor. Das ganze Colorit wird hier pantheistisch und die Auflösung des individuellen Gottes gipfelt in den Versen:

„Erfüll' davon Dein Herz, so groß es ist,
Und wenn Du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann, wie Du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!"

Das höchste Wesen ist hier also in eine Stimmung, in einen Drang, in eine geheimnißvolle Kraft verwandelt, die Alles durchdringt. Noch ein Schritt, und wir haben den Schopenhauer'schen „Willen" und das „Unbewußte" Eduard von Hartmann's.

Nun stimmt diese Weltanschauung ja vortrefflich zu der ursprünglichen Conception des Faust'schen Charakters. Mit seiner Stellung innerhalb der Tragödie ist sie jedoch absolut unvereinbar.

Die Handlung des Goethe'schen Drama's setzt die unbezweifelte Existenz eines persönlichen Gottes voraus. Faust verkehrt mit dem Teufel, der den Antagonismus gegen den persönlichen Gott bedeutet, mit dem Teufel, der im Prolog diesem persönlichen Gott gegenüber tritt, und sich die Erlaubniß auswirkt, den Faust in die Bahnen der Versuchung zu lenken. Die „Verneinung" ist nur da möglich, wo die Position als ausgemacht gilt. Sobald also Faust an den persönlichen Teufel glaubt, — sobald muß er auch an einen persönlichen Gott glauben. Ein französischer Prediger, der einst von der Kanzel herab verkündigte, der Teufel sei Atheist, erhielt aus dem Zuhörerraum die treffende Antwort: „Das sollte ihm schwer fallen!" Faust aber, der mit dem Teufel einen Pakt abschließt, befindet sich genau in derselben Lage wie der Teufel selber, dessen Existenz mit der Existenz Gottes zugleich fallen würde. Für den Faust des Goethe'schen Trauerspiels liegt daher keine Möglichkeit vor, den geheimnißvollen Urgrund aller Dinge Glück, Herz oder Liebe zu benennen; er muß unbedingt und ohne jede Verclausulirung den „Herrn" des Prologs glauben, denselben „Herrn", der „so menschlich mit dem Teufel spricht", und auch sonst eine sehr scharf ausgeprägte menschliche Individualität bekundet. Die pantheistische Rede des Faust wäre im Munde jedes andern Sterblichen genau so berechtigt, wie etwa ein Zweifel an der historischen Existenz des Romulus: hier

Digitized by Google

aber klingt sie, als ob ein Zeitgenosse die historische Existenz des Fürsten Bismarck in Frage stellen wollte. Es kann in dem Verhältnisse zwischen Faust und Gott durchaus keine skeptische Verschwommenheit geben: schon in dem negativen Bilde des Teufels spiegelt sich das positive Gegenbild mit all' seinen wesentlichen Zügen. Wer täglich mit der Opposition verkehrt, dem kann die Regierung und ihr politisches System kein Räthsel bleiben.

So herrlich also die Scene zwischen Faust und Gretchen auf das Gemüth wirkt, so vollendet sie als Kunstwerk dasteht, wenn wir sie aus dem Zusammenhang lösen, so wenig scheint ihre Existenz aus tiefern Gründen gerechtfertigt. Der Irrthum des Altmeisters ist so schön, daß wir ihn um Alles in der Welt nicht getilgt wünschten: aber er bleibt ein Irrthum. Erklärlich wird uns die Inconsequenz, wenn wir erstens erwägen, daß Goethe hier die objective Form des Drama's nur als Hülle für eine glänzende Gestaltung seiner ureigensten Subjectivität benutzte, und zweitens, daß die ganze Tragödie nicht aus einem Gusse hervorging, sondern sich Jahrzehnte hindurch in langsamem Krystallisationsproceß fortentwickelte.

Ermüdung.

Von **A. W. Longfellow.** Deutsch von **Claire von Glümer.**

O, kleinen Füße! daß ihr noch so lang
Zu wandern habt, ob hoffend oder bang,
Ob wund, ob blutend unter Eurer Last. —
Mich — der ich nun so nah dem Obdach schon,
Wo Ruhe winkt, als aller Mühen Lohn,
Mich kümmert's, daß so fern noch eure Rast.

O, kleinen Hände! ob euch Kraft verlieh'n,
Ob schwach ihr seid, wie schwer sollt ihr euch müh'n
Ein Herrschen, Dienen, Geben oder Fleh'n,
Ich — der ich schon so lange, in Wort und Buch,
Zum Werk der Brüder meinen Antheil trug,
Kann sorgend nur auf euer Mühsal seh'n.

O, kleinen Herzen! wie ihr zuckt und schlagt,
Von fieberheißer Ungeduld geplagt,
Voll Wunsch und Sehnsucht ohne Rast und Ruh!
Das meine — früher auch ein Flammenherd,
Von meiner Leidenschaften Gluth genährt,
Deckt still mit Asche jetzt sein Feuer zu.

O, kleinen Seelen! Ihr so licht, so rein,
Ein duftig klarer Morgensonnenschein,
Hell, wie der Himmel Euch entsendet hat,
Ach! meine Sonne blickt durch Nebelflor
Im Niedersinken düsterroth hervor,
Und meine Seele wurde müd' und matt.

Digitized by Google

Musikfeindliche Plaudereien eines Musikfreundes.

I.

„Aber, lieber Freund, das ist recht häßlich von Ihnen, daß Sie meinem Manne gar nicht zureden, mit mir ins Concert zu gehen!"

„Ich würde herzlich gern zureden, wenn ich nur wüßte, was Sie dort wollen!"

„Ich verstehe Sie nicht! Was will man denn überhaupt in einem Concerte?"

„Nicht immer Musik hören, verehrte Frau! Oder wollen Sie mich etwa glauben machen, daß Sie zu diesem Zwecke in die Singakademie gehen wollen?"

„Und zu welchem anderen denn sonst?"

„Was weiß ich! Allein der Musik wegen gehen Sie sicher nicht! Bedenken Sie, verehrte Frau, man führt Bachs Matthäus-Passion auf! Wenn Sie ehrlich sein wollen, so werden Sie eingestehen müssen, daß Sie sich selten in Ihrem Leben — selbst bei meiner Unterhaltung — so sehr gelangweilt haben, wie bei den Aufführungen Bach'scher Werke."

„Und das sagen Sie mir, der Sie ein Schwärmer sind gegenüber Allem, was Bach heißt? Sie, dem von allen Interessen die musikalischen am Höchsten stehen?"

„Und weshalb sollte ich es nicht? Eines schickt sich nicht für Alle. Wenn ich eine Liebhaberei habe, folgt denn daraus, daß Sie dieselbe theilen müssen?"

„Aber es handelt sich doch nicht um Liebhabereien, sondern um die Kunst!"

„Als ob eine solche die Liebhaberei ausschlösse! Sagen Sie offen, verehrte Freundin: wo haben Sie sich eigentlich besser amüsirt — damals, als Strauß im Stadtpark concertirte, oder letzthin, als die Singakademie die H-moll-Messe aufführte?"

„Ja, das liegt aber auch daran, daß ich nicht so viel davon verstehe, um solch einem Werke durchweg folgen zu können — amüsirt habe ich mich allerdings bei Strauß weit besser!"

„Und in der Messe haben Sie sich gelangweilt, nicht wahr?"

„Aber wer wird so etwas sagen!"

„Und weshalb wollen Sie es nicht sagen, wenn Ihnen so ums Herz war? Wozu wollen Sie nicht Jedermann sagen: bis zum Bach'schen Werke reicht mein Verständniß nicht, und deshalb habe ich auch keinen Genuß von demselben!"

„Ich würde mich wohl hüten, so etwas von einem classischen Werke zu sagen. Was sollte man auch von mir denken?"

„Also Sie nehmen lieber die ganze Langweiligkeit eines Concertabends auf sich — Sie ertragen lieber die Hitze, die Engigkeit der Sitze, das Gedränge in der Garderobe, das nachfolgende Kopfweh, als daß Sie offen ein-

Digitized by Google

gestehen wollten, was Sie mir doch soeben zugegeben haben. Glauben Sie denn, daß irgend Jemand geringer von Ihnen denken würde, wenn Sie ganz gelassen erklärten, daß es classische Werke giebt, welche Sie langweilen?"

„Das habe ich noch nicht gesagt!"

„Aber ich sage es, und ich weiß, daß Sie mir im Herzen zustimmen. Verehrte Frau, glauben Sie mir, auch Sie leiden unter einer Modekrankheit, welche um so gefährlicher ist, je mehr sie im Gewande rein idealer Bestrebungen auftritt!"

„Was hat denn die Musik mit der Mode zu thun?"

„Nicht mehr, und nicht weniger, als daß unsere Musik, wie wir sie betreiben, pure Modesache ist. Nur hierdurch läßt sich die unglaubliche Macht erklären, welche sie in unserem heutigen Leben ausübt. Wäre sie uns eine Kunst, wie andere Künste mehr, so würde sie uns nicht in dieser Weise tyranniſiren, wie das heutzutage geschieht. Oder ist es etwa keine Tyrannei, wenn Sie zum Beispiel sich verpflichtet fühlen, ihretwegen einen ganzen Abend voll langer Weile und Unannehmlichkeiten auf sich zu nehmen, nur um nicht etwa Dem oder Jenem als unmusikalisch — ich will sagen, als nicht ganz vollkommen begeistert durch musikalische Meisterwerke zu erscheinen?"

„Man schämt sich aber doch wirklich, einzugestehen, daß man an so hochverehrten Meisterwerken keine Freude findet; und ich denke mir, daß man sich durch häufiges Hören noch dahin bringen kann, dieselben mehr zu verstehen."

„Mir ist es zweifelhaft, ob Ihnen das gelingen wird; aber vorausgesetzt, daß es Ihnen gelänge, was hätten Sie erreicht? Sie hätten sich nach und nach durch Gewöhnung etwas angequält, was Sie nie vorher aus innerem Drange ersehnt haben — Sie hätten sich gekasteiet, nur um in einem gewissen Gebiete, welches Sie an sich wenig interessirte, dem Standpuncte Anderer nicht fern zu bleiben. Wozu denn das Alles? Muß denn Jedermann Sinn für Musik haben? Oder ist es eine Schande, keinen solchen zu haben?"

„Man würde das doch ungern eingestehen; müßte es nicht in der That als ein Mangel der Begabung erscheinen, wenn man sich einer Kunst gegenüber ganz renonce erklären wollte."

„Sicherlich nur in den Augen Derjenigen, welche vollständig von der unseligen Musikmode befangen sind — freilich sind das nicht wenige. Aber würden Sie nicht sich über das Urtheil dieser Personen sehr bald hinwegsetzen? Ich wünschte von ganzem Herzen, Sie dahin bringen zu können, daß Sie einsehen, wie sehr unnöthig es ist, sich der Musikmode zu unterwerfen, wenn man selbst keinen Drang dazu in sich spürt; und für jede Seele, die ich diesem Dämon entrissen hätte, würde ich mir in dem Hauptbuche meiner Selbstcontrole eine ganz besondere Gutschrift anlegen. Denn ich versichere Sie, unser heutiges Musiktreiben wirkt geradezu demoraliſirend — und dieser Wirkung möchte ich entgegen treten. Vielleicht findet sich einmal Gelegenheit, Sie ein wenig zu meinen Ansichten zu bekehren; heute fürchte ich Sie schon allzusehr belästigt zu haben. Am Ende fällt jetzt ein Vergleich zwischen der H-moll-Messe und mir sehr zu Gunsten der ersteren aus!"

„Nein, bleiben Sie, lieber Freund! Ich habe Zeit und Sie haben so ungeheuerliche Behauptungen aufgestellt, daß Sie mir den Beweis dafür nicht schuldig bleiben dürfen. Also sprechen Sie!"

„Ja, dann muß ich aber längere Zeit sprechen dürfen, denn ich habe gar viele Klagen vorzubringen."

„Zugestanden! Ich werde mich mit Geduld und meiner Handarbeit wappnen. Und nun fahren Sie fort: Die Musik demoralisirt uns also? Sie stehen somit wohl auf etwas platonischem Standpuncte?"

„Doch nicht ganz, Verehrteste. Nicht die Musik an sich, sondern diejenige, wie sie bei uns als Modesache getrieben wird, wirkt demoralisirend. Und zwar geschieht das in zweierlei Art: auf der einen Seite verleitet sie uns, unsere eigenen Ansichten feige zu verstecken, und Gefühle zu heucheln, die wir gar nicht haben — auf der andern gewöhnt sie uns, uns ein Urtheil über Dinge anzumaßen, von denen wir gar nichts verstehen. Lassen Sie uns zunächst einmal die letztere Wirkung betrachten: mir fällt da gerade ein recht drastisches Beispiel ein. Vorgestern Abend begegne ich in einem Restaurant Ihrem Vetter Eugen; nach den ersten Begrüßungen erzählt er mir, daß er aus einer Aufführung des „Landfriedens" von Ignaz Brüll kommt. „Nun, und haben Sie sich amüsirt?" frage ich. „Ja, wissen Sie", antwortet er, „einzelnes ist recht hübsch; aber die Musik hat gar keine Originalität; das Zeug ist von überall her zusammengestohlen; man kennt Alles schon vorher." — „Hm", sage ich, „Reminiscenzen stoßen uns ja überall einmal auf; aber daß dieselben in dieser Oper so sehr auffallend wucherten, das ist mir gar nicht aufgefallen. Wo tritt das denn so besonders hervor?" — „Ja, das weiß ich nicht mehr; ich kann mich auf nichts Einzelnes mehr besinnen. Aber ganz hübsch instrumentirt ist die Oper — zuweilen freilich etwas lärmend — viel Blech!" — „So, und war die Vorstellung gut?" — „Ach, die beiden Damen waren reizend; sie sahen entzückend aus!" — Da haben Sie solch ein Stück Musikmisère, verehrte Frau!"

„Nun, mein Vetter mag sich etwas schroff ausgedrückt haben — aber im Allgemeinen scheint er über diese Oper doch nur wie alle Anderen zu urtheilen!"

„Wie alle Anderen, welche eben so musikverständig sind, wie er; das heißt: im besten Falle schwatzt er nach, was er anderswo aufgefangen hat, oder er reproducirt irgend eine Kritik, bei der dann auch noch immer im einzelnen Falle zu untersuchen steht, wie viel oder wie wenig denn eigentlich der anonyme Recensent von der Sache versteht. Aber daß er überhaupt wagt, irgend etwas für sein eigenes Urtheil auszugeben, das ist ja eben das Schlimme! Sie wissen eben so gut wie ich, daß Ihr Vetter gerade musikalisch genug ist, um beim Tanzen nicht aus dem Tacte zu kommen, oder um diese oder jene populäre Melodie nachzupfeifen — aber besitzt er denn diejenigen Kenntnisse, welche ihn befähigen würden, auch nur über die kleinste Polka ein wirklich sachlich begründetes Urtheil abzugeben? Freilich: er macht es keineswegs anders als alle Anderen. Das eben ist die entsetzliche Lage unserer armen Musik, daß heutzutage ein Jeder sich berechtigt glaubt, in musikalischen Dingen mitsprechen zu dürfen. Sagen Sie mir um des Himmels willen nur: wie würde sich ein Mensch auf irgend einem anderen künstlerischen Gebiete herausnehmen dürfen, ein Urtheil zu fällen, wenn er nicht die genügenden Fachkenntnisse besitzt? Da bescheidet man sich wohl dabei zu sagen: Dieses gefällt mir, und Jenes gefällt mir nicht; man hütet sich wohl zu sagen: Dies *ist gut*, und Jenes *ist schlecht*. Denken Sie mal an irgend einen unserer neuen Prachtbaue; im schlimmsten Falle wird man sagen: Das ist schön, ist häßlich; und damit meint man nur: ich persönlich finde es schön, oder nicht. Aber wer wird sich erkühnen, ohne besondere Kenntnisse Urtheile über Specialitäten abzugeben? Haben Sie je von einem der Sache völlig

Digitized by Google

Unkundigen Urtheile gehört, wie z. B.: die Krönung der Kuppel ist zu hoch im Verhältnisse zur Größe derselben, oder: die Säulenstellungen sind stylwidrig, oder: das Motiv des Thurmes ist da und daher entlehnt? Gott bewahre! da hütet man sich wohl; und wenn doch Jemand, der nicht seine besondere Berechtigung zu einem solchen Urtheile nachweisen könnte, sich irgend etwas der Art erlauben wollte, so würde er gar bald allgemein als arrogant verschrieen werden! Anders aber bei der Musik. Da urtheilt ein Jeder über die Instrumentirung, ohne nur einen Begriff von der Zusammensetzung des Orchesters zu haben; da wirft man dem Componisten Diebstähle vor, ohne irgend einen Beweis antreten zu können; da schwatzt man von Zertrümmerung der musikalischen Form durch die neue Schule, ohne auch nur die einfachste Form entwickeln zu können! Und das Alles geschieht apodiktisch, von oben herab, ohne daß irgend Jemand Anstoß daran nehme! Bei jeder anderen Sache würde man nach der Berechtigung zur Urtheilsfällung fragen — bei der Musik fällt das Niemandem ein!"

„Aber, lieber Freund, so manche musikalische Dinge lassen sich doch auch ohne Specialkenntnisse beurtheilen!"

„So meint man allgemein; aber eben so sehr täuscht man sich. Glauben Sie mir: Auf keinem Gebiete der Welt ist eine zwingende Beweisführung schwerer, als auf dem musikalischen, und auf keinem sollte man deshalb mit seinem Urtheile so vorsichtig sein, wie hier! Gestatten Sie mir statt des Beweises Ihnen eine Geschichte zu erzählen. Ich hatte vor einiger Zeit das Vergnügen, auf einem Spaziergange zwei sehr angesehene ältere Componisten zu treffen, von denen der Eine — Sie hörten noch neulich eine seiner Opern — auf Mozart, der Andere, dessen launige Lieder Sie selbst oft herzlich belacht haben, auf Weber schwört, Beide mit gleicher Einseitigkeit. Wir gingen zusammen weiter: natürlich wandte sich das Gespräch sehr bald auf Wagner; natürlich geriethen alle Beide in dieselbe moralische Entrüstung. Ich hatte schon eine Weile zugehört, wie sie sich fortwährend über seine exorbitante Melodielosigkeit erboften, bis ich mir endlich den schüchternen Einwurf erlaubte, daß sich am Ende über diesen Punct doch noch wohl streiten lasse. Wie die Beiden auf mich losfuhren, können Sie denken; das aber reizte mich. „Meine Herren", sagte ich, „Sie werden mir zugeben, daß es erster kritischer Grundsatz ist, dasjenige beweisen zu müssen, was man behauptet. Nun wohl: ich bin der Ansicht, daß es der allerbilligste Vorwurf der Welt ist, zu sagen, eine Oper sei melodienarm — einfach deswegen, weil dieser Vorwurf sich nicht beweisen, aber auch nicht widerlegen läßt. Um ihn darzulegen, müßte man beweisen, daß sie Melodien besitze, und das ist überaus schwer." — „Beim Lohengrin allerdings", lachte höhnisch der Mozartianer. — „Nein", erwiederte ich, „bei jedem beliebigen Musikwerke. „Ich will Ihnen sofort den Beweis liefern. Wir Alle sind darüber einig, daß es wenige Werke giebt, welche an Reichthum von populären Melodien neben den Don Juan und den Freischütz zu stellen wären. Gesetzt nun aber, es fiele Jemandem ein, diese Werke für melodienarm zu erklären, wie Sie das mit dem Lohengrin thun, wie würden Sie ihn widerlegen? Wenn Jemand eine Stelle aus Lohengrin citirt, so sagen Sie: Ja, das ist keine Melodie. Nun wohl: wenn ich jetzt des Beispiels halber behaupte, daß der Freischütz arm an Melodien sei — womit wollen Sie das Gegentheil beweisen?' — „Nichts leichter als das", lachten die beiden Componisten. Und nun wurde der ganze Freischütz Stück für Stück durchgenommen. Bei jedem einzelnen bestritt ich

Digitized by Google

Digitized by Google

Eine Episode aus der Gründerzeit.

Nach einer Originalzeichnung von W. Gräfle.

Digitized by Google

Kopie

das Vorhandensein einer Melodie — bei jedem einzelnen kamen die Künstler mit ihren Argumenten nicht weiter, als daß sie erklärten: „ja, das müssen Sie doch fühlen, daß das eine Melodie ist!“ — worauf ich denn erwiederte, daß man dasselbe Argument auf jedes beliebige andere Musikstück anwenden könne, und damit also nichts bewiesen habe. Der Streit endete damit, daß die Beiden mir darin Recht geben mußten, nicht im Stande zu sein, diesen Beweis zu erbringen.“

„Und Sie meinen wirklich, daß sich so etwas nicht allgemein zwingend beweisen ließe?“

„Ich will es dahin gestellt sein lassen — eine Erörterung hierüber würde uns sicher zu weit führen. Ich will für unser Gespräch nur das Eine daraus entnehmen, daß da, wo selbst der gewiegte Fachmann mit seinem Urtheile sehr vorsichtig sein muß, der Nichtkenner lieber ganz mit dem seinigen zurückhalten sollte. Allein, wie gesagt: anstatt dessen urtheilt ein Jeder in der Musik munter darauf los und Niemandem fällt es ein, dergleichen als Anmaßung zurück zu weisen. Und daß das geschieht, daß wir dergleichen fortwährend dulden, ja uns selbst nur allzu oft erlauben, darin liegt eine der demoralisirenden Wirkungen der Musikmode.“

„Ich kann Ihnen nicht widersprechen — die Zustände liegen so, wie Sie dieselben schildern und Sie haben Recht darin, sie zu tadeln. Allein sagen Sie mir, wie konnten dieselben entstehen? Wie ist es denn nur möglich, daß wir in einer solchen Verblendung gerade der Musik gegenüber leben?“

„Die Gründe davon liegen auf sehr verschiedenen Gebieten. Zum Theil wohl im Wesen der Musik selbst, zum weitaus größesten aber darin, daß das Musiktreiben bei uns Modesache ist. Wer erklärt den geheimnißvollen Einfluß, die dämonische Macht der Mode? So viel steht fest, daß sich ihr auf die Dauer Niemand zu entziehen vermag. Man kämpft eine Weile gegen sie, man schilt auf sie, und endlich beugt man sich ihr — das ist der alltägliche Verlauf. Nun aber giebt es nicht nur Kleidermoden: es giebt Gesinnungsmoden, und die sind die allerschlimmsten; denn jene schädigen nur unseren Geldbeutel, diese aber unser Gewissen.“

„Sie werden ausfallend, mein Bester! Bedenken Sie, daß Sie selbst mich vorher als modekrank bezeichnet haben!“

„Verehrteste Freundin, ich bin überzeugt, daß Sie alle Mittel in sich tragen, um den schädlichen Wirkungen der Mode so energisch zu widerstehen, wie nur möglich — aber wer schwimmt, ohne sich naß zu machen? Wenn es Sie übrigens beruhigt, so will ich Ihnen eingestehen, daß ich, der ich mich heute zum Prediger gegen die Mode aufwerfe, selbst jeder neuen Mode unterliege, der es zufälliger Weise beliebt, uns zu unterjochen. Ich gehöre sogar zu Denen, welche jedesmal am Schlusse um so eifrigere Modenarren werden, je heftigere Modefeinde sie im Anfange waren. Das einzige Gute dabei bleibt höchstens, daß ich mir in einzelnen lichten Momenten über meine Thorheiten klar werde. Denken Sie einmal an die Zeit, in welcher die Makart'schen „Sieben Todsünden“ zuerst alle Welt in moralische Entrüstung versetzten. Auch ich gehörte zu Jenen, welche, gestützt auf sämmtliche Lehrbücher der Aesthetik, unter lebhafter Hinweisung auf die gesammte Kunstgeschichte ihr großes Anathema über dieses Bild aussprachen und es unbegreiflich fanden, wie man überhaupt von einem solchen Werke Notiz nehmen könne. Und heutzutage? Sie wissen, daß ich stundenlang entzückt vor jedem neuen Makart'schen Werke hocke. Ich selbst aber meine, daß man ganz fehl schlagen

Digitized by Google

würde, wenn man meinen wollte, daß die geistige Gewalt des Künstlers allein diese Wandlung hervorgebracht hätte. Bei aller Achtung vor derselben kann ich mir doch nicht verhehlen, daß einen guten Theil des Sieges über meine Gesinnungen die Makartmode verschuldet hat."

„Sie lieben es wieder einmal, sich in Paradoxen zu ergehen, mein Bester! Wie wollen Sie es denn erklären, daß Jemand sich sollte von einer Mode unterjochen lassen, deren Verderblichkeit er klar erkennt?"

„Weil jede Mode, sie heiße wie sie wolle, an unsere Schwächen appellirt — und darin eben liegt ihre Stärke. Die Mode ist genau so, wie eine schöne Kokette, man geißelt ihre Fehler, man tadelt sie — aber man verliebt sich in sie, wenn man nur irgendwie zu der Schwachheit inclinirt, schönen Frauen zu unterliegen."

„Und welche unserer Schwächen wäre es, an welche die Musikmode sich wendete?"

„Eine der schlimmsten Schwächen, welche unserer ganzen Generation anhaftet: unsere Bildungsphilisterei. Sie verstehen diesen etwas burschikosen Ausdruck nicht, allein er ist bezeichnend. Haben Sie einmal etwas von Richard Wagners prosaischen Schriften gelesen? Nein? Schade d'rum, ich hätte Sie nur auf die betreffende Stelle aufmerksam zu machen brauchen, um Ihnen verständlich zu werden. Er stellt einmal irgendwo in sehr geistreicher Weise den Unterschied zwischen wahrer Bildung und jenem entsetzlichen bildungsähnlichen Zustande klar, den er „Gebildetheit" nennt, und sieht in der letzteren einen Krebsschaden unseres Zeitalters."

„Ich verstehe! Auch ich habe mir oft meine eigenen Gedanken über Alles das gemacht, was heutzutage angeblich zur Förderung der Bildung getrieben wird, und was doch in Wirklichkeit meistentheils nicht mehr ist, als ein bloßer äußerlicher Zierrath."

„Nicht wahr? Ah, wenn Sie so denken, verehrte Frau, so werden Sie mir auch zugeben, daß gerade auf diesem Gebiete derjenige Zug unseres Zeitalters, den man mit Recht die Nivellirungssucht genannt hat, sich besonders geltend macht. Es geht durch unsere Periode ein Bestreben, den Unterschied der Individuen zu verwischen; es soll Alles über einen Kamm geschoren werden, und wir sind bereits so weit gekommen, daß wir uns verpflichtet glauben, jedem beliebigen „Gebildeten" geistig ähnlich sehen zu müssen. Glauben Sie mir, daß ein eigenes Urtheil, eine ganz selbstständige Meinung in manchen Dingen zu den größesten Seltenheiten gehört. Unsere Cultur hat einen ungeheuren Aufschwung genommen, insofern wir mit einem Apparate von Kenntnissen ausgerüstet sind, an den noch vor fünfzig Jahren Niemand gedacht haben würde, aber was wir auf der einen Seite gewonnen haben, haben wir auf der anderen verloren. In dem allgemeinen Streben, unseren Geist nach allen möglichen Richtungen hin auszubilden, verlieren wir ganz aus dem Auge, daß unsere verschiedenen Beanlagungen uns nothwendiger Weise auch zu ganz verschiedenen Stufen der Ausbildung hinleiten müßten: wir gehen so weit falsch, daß wir sehr viele Dinge als völlig unerläßlich für die Bildung eines Jeden halten, die doch nur auf Grund einer ganz speciellen Begabung mit Erfolg getrieben werden können. Und woran liegt das? Einfach daran, daß wir die Breitenausdehnung der Bildung mit ihrer Tiefe verwechseln. In den Augen unserer Zeitgenossen ist Derjenige der Gebildetste, welcher möglichst vielerlei Gegenstände betreibt oder wenigstens zu betreiben den Anschein hat, nicht Derjenige, welcher am Gründlichsten

Digitized by Google

auf beschränktem Gebiete arbeitet. Nichts ist natürlicher, als daß wir uns hierdurch verleiten lassen, uns eine Menge von Interessen abzuzwingen, welche uns eigentlich fremd sind, lediglich zu dem Zwecke, um nicht eingestehen zu müssen, daß unsere eigentlichen Interessen keine bedeutende Breitenausdehnung besitzen. Man muß schon recht viel Muth haben, um eingestehen zu können, daß uns dieses oder jenes gleichgültig sei. Wir laufen pflichtgemäß in allen Gemäldeausstellungen herum und zwingen uns, mit dem Inhalte der Kataloge völlig au fait zu sein, obgleich wir, wenn wir ehrlich sein wollten, sehr oft zugeben müßten, daß wir persönlich gar keinen Genuß aus der Betrachtung von Gemälden ziehen: dazu gehört eben ein ganz besonderer Sinn, aber wir schämen uns, es einzugestehen, wenn er uns abgeht. Und ebenso ist es mit der Naturbetrachtung, mit der Literatur, mit der Politik. Die unglückselige Sucht, daß Einer Alles betreiben soll, um als gebildet gelten zu dürfen, ist überall vorherrschend. Die Menge stellt einen gewissen Canon auf, von welchem abzuweichen als eine Schande gelten würde; und auf diese Weise quälen wir uns im Schweiße unseres Angesichts mit Interessen ab, welche wir gar nicht haben, vergeuden unsere Zeit an Dinge, die für uns völlig unfruchtbar sind und lügen am Ende uns und Anderen Gefühle vor, welche unserem innersten Wesen vollkommen fremd sind."

„Wenn das aber wahr ist, so dürften Sie billigerweise der Musik doch nur den einen Vorwurf machen, daß sie ebenso zum „Bildungscanon" gehöre, wie so manche andere Dinge; aber wodurch wollen Sie es rechtfertigen, daß Sie Ihren Zorn ganz besonders gerade auf diese geworfen haben? Weshalb soll es die Musik sein, welche so ganz vorzugsweise demoralisirend wirkt?"

„Weil sie von allen Künsten diejenige ist, über welche man sich am schwersten klar wird; weil sie diejenige ist, bei welcher unsere Sucht, den Einen Alles betreiben zu lassen, am erklärlichsten scheint. Ganz ohne Sinn für die Reize der Musik sind sehr wenige Leute; und wenn ihre Receptionsfähigkeit auch nicht das gesammte Gebiet der Musik umfaßt, so erschließen sich doch den Meisten wenigstens einige Theile desselben. Man kann unfähig sein, irgend eine Melodie zu genießen, und doch einen guten Parademarsch machen; man kann außer Stande sein, durch den kunstvollen Wechsel von Harmonien entzückt zu werden und doch vielleicht gar bald eine gefällige Melodie auswendig behalten — ganz ohne Musiksinn sind verhältnißmäßig wenige Menschen. Allein dieses Bischen Empfindung, was man allenfalls hat, ist in den meisten Fällen noch lange nicht ausreichend, um ein Musikwerk als ein Ganzes zu verstehen und nachzuempfinden. Nun aber kommt die Sucht, einen Jeden ausnahmslos auf alle Fächer geistiger Thätigkeit hinzudrängen; in der Masse leben halbverdaute vage Begriffe von veredelndem Einflusse der Kunst; ganz unmusikalisch sind Wenige; also was ist natürlicher, als daß die Musik zum unabweisbaren Erfordernisse der Bildung erhoben wird — eben weil sie anscheinend die am Allgemeinsten zugängliche Kunst ist. Und da schmieden denn die Eltern ihre Kinder täglich stundenlang an's Clavier, ohne nachzufragen, ob auch nur eine Spur von Begabung vorhanden ist — da werden die armen Kleinen bis aufs Blut gequält und womöglich noch obendrein gescholten, wenn sie keine Fortschritte machen — — und warum? Weil die Musik zum Bildungscanon gehört!"

„Ich kann vieles Richtige in Ihren Bemerkungen nicht in Abrede stellen, wenn Sie auch nach Ihrer beliebten Art Alles schwarz zu malen ver-

Digitized by

suchen. Indessen kann ich denn doch nicht zugeben, daß dieser weitverbreitete und, wie ich gern zugebe, geradezu epidemisch grassirende Musikdilettantismus so demoralisirend wirke, wie Sie meinen. Zugegeben, daß viele Dilettanten sich wider ihre Neigung zum Musiciren zwingen, oder dazu gezwungen werden, zugegeben ferner, daß Viele Musik hören, denen sie eigentlich ein Greuel ist — was ist denn eigentlich so Schlimmes dabei?"

„Sie werden mir zugeben, daß es schwierig ist, eine Kunst ohne Interesse zu betreiben. Betreibt man sie nun widerwillig, und schämt sich, diese Thatsache einzugestehen, so ist der Schritt zum Erheucheln des Interesses nicht mehr weit. Aber das ist noch nicht das Schlimmste. So paradox es klingt, verehrte Frau, glauben Sie es mir: zu unserer Musikmarrethei mußte noch unsere deutsche Gründlichkeit hinzutreten, um dieselbe ganz unmoralisch zu machen. Wir Deutschen sind ein merkwürdiges Volk: wir amüsiren uns eben so gern, wie andere Leute, aber wir gestehen es ungern ein. Wohin Sie sehen, Sie werden überall dieselbe Sucht finden, immer so zu erscheinen, als ob das Ernste, Hohe, Pathetische uns ausschließlich interessire, und als ob heiter zu sein eigentlich nur eine Schwäche sei. Und dem entsprechend können Sie auch wahrnehmen, daß Diejenigen, welche ernste Dinge betreiben, sich selbst höher schätzen und von Anderen höher geschätzt werden, als Diejenigen welche für das Vergnügen ihrer armen bedrückten Mitmenschen sorgen. Sehen Sie unser Theater an: wer auch nur an einem Winkeltheater in hirschledernen Stiefeln Jamben radebrecht, wird sich meilenweit über einen Helmerding erhaben dünken, der Abend für Abend durch seinen herzgewinnenden Humor von Hunderten von Stirnen die trüben Wolken hinwegscheucht. Gehen Sie in unsere Kunstläden: man lacht so recht behaglich und freudig über Grützners Bilder; aber wenn von moderner Malerei die Rede ist, da werden sicher die Beispiele nur aus den Reihen der sterbenden Cäsaren oder augenblinzenden Christusköpfe entnommen. Was citirt man, wenn man von Mozarts Größe spricht: den grausig ernsten Comthur, oder das leichtfüßige Zerlinchen? Woran denkt man zunächst, wenn von Lessing gesprochen wird? Gewiß nicht an Minna von Barnhelm! Weshalb glauben wir, Gustav Freytag zumeist verehren zu müssen; wegen seiner unsterblich heitern Journalisten, oder wegen seiner vielen tiefernsten Dichtungen? Es ist überall dieselbe Calamität: wir schämen uns gleichsam, uns zu amüsiren *). Wie schief, wie ungerecht diese Anschauung ist, brauche ich wohl nicht erst zu erklären."

„Und was hat das Alles mit der Musik zu schaffen?"

„Mehr als Sie glauben. Diese unsere Sucht immer nur das Ernste, Pathetische für das alleinige Künstlerische zu halten und das Heitere als eine niedrige Abart anzusehen, verleitet uns auf musikalischem Gebiete zu der ab-

*) Goldene Worte, die der Herr Verfasser uns und hoffentlich vielen unserer Leser aus der Seele gesprochen hat! Und gilt diese deutsche falsche Scham nicht auch von gewissen — Journalen, die nicht unterhalten, sondern belehren wollen und den Ton des Katheders mit dem des Salons verwechseln? Jener Pharisäismus, der sich mit der Nachahmung ausländischer Revuen breit macht, ohne deren Grazie zu erreichen, jene bildungsphiliströse Mode, die der „gebildete" Herr Bankier auf seinem Büchertische liegen zu sehen liebt, damit man sehe, daß seine Familie sich mit abgelegten Vorträgen von Lasker oder Virchow ihre Geistesblößen decke, jene unwissenschaftliche Art, wissenschaftliche Resultate „allmonatlich einen Eßlöffel" in kleinen Dosen zu verabreichen — sind sie nicht beredte Zeugen dafür, daß man sich in Deutschland lieber steif und ernst langweilen, als graziös und heiter amüsiren will?

Die Redaction.

Digitized by Google

scheulichsten Heuchelei. Es ist doch wohl eine unbestreitbare Thatsache, daß die Fähigkeit der meisten Leute, Musik zu empfinden, nicht über das heitere Genre hinausgeht — leider haben wir die Gewohnheit, es das leichte Genre zu nennen: als ob nicht in einem einzigen Strauß'schen Walzer mehr Geist, mehr Erfindung steckte, als in mancher dicken Symphonie-Partitur! Allein sehen Sie sich um. Die wenigsten Leute werden sich ganz empfindungslos gegen kecke, flotte Rhythmen, gegen leichtbeschwingte, fröhliche Melodien verhalten; im Verhältnisse zu diesen aber werden nur sehr Wenige wirklichen Genuß schöpfen können. Nun aber kommt unsere unglückselige Gründlichkeit! Nur das Ernste ist würdevoll — das heißt: nur wer das Ernste treibt, wird als wirklich gebildet gelten dürfen, während die Vorliebe für das verwerfliche Heitere auf eine unwürdige Vergnügungssucht hindeutet. Die Folge davon ist die, daß der Mund von Brahms überfließt, während die Füße heimlich, ganz heimlich Walzertempo trippeln. Nur um Gottes willen nicht verrathen, daß man an heiteren Sachen ein herzinniges Behagen findet, aber bei den ernsten sich langweilt! So etwas dürfen höchstens Diejenigen wagen, welche nicht den Anspruch erheben wollen, musikalisch zu sein, und welche also den moralischen Muth besitzen, einen scheinbaren Defect ihrer Organisation offen einzugestehen. Aber wehe dem, der für „gebildet" gelten wollte, und der es aussprächе, daß ihm eine Aufführung der „Fledermaus" lieber sei als drei Händelsche Arien, und wenn Frau Joachim sie sänge! Sehen Sie unsere armen Kinder an, wie sie an das häusliche Geräuschmöbel geschraubt werden, um tagtäglich Clementi'sche Sonaten zu üben, während ihr Verständniß, oft auch ihre Receptionsfähigkeit nicht über eine Polka hinausgeht!"

„Man sollte also wohl gar die Polka zur Grundlage des Clavierunterrichts machen?"

„Nicht doch! Aber man sollte es einem Jeden freigeben, offen aussprechen zu dürfen, wie viel und wie wenig die Musik ihm zu sein vermag; man sollte Niemanden verketzern, der nun einmal keinen Sinn für gewisse Seiten dieser Kunst hat; man sollte nicht Musikverständniß mit geistiger Regsamkeit identificiren; mit einem Worte, man sollte Niemanden moralisch zwingen, Sachen zu bewundern, welche nicht bewundern zu können noch gar keine Schande ist! — Es ist sehr spät geworden, verehrte Freundin; ich könnte Ihnen sonst noch ein langes Lied über erheuchelte Musikempfindung singen; ich könnte Ihnen auf allen einzelnen Gebieten nachweisen, wie die närrische Musikmode uns systematisch das Lügen angewöhnt — aber ich habe Sie schon allzu lange in Anspruch genommen. Leben Sie wohl — vielleicht sprechen wir ein anderes Mal weiter darüber, wenn ich Sie nicht zu grausam gelangweilt habe!"

„Guten Abend, Herr Bußprediger!"

Digitized by

Die Grundsubstanz des Weltalls.

Von **Otto Zacharias.**

Derselbe große griechische Mechaniker, der den Brennspiegel erfand und die Gesetze der Hebelkraft entdeckte, hat auch das kühne Wort ausgesprochen: „Gebt mir einen Punct außerhalb der Erde und ich will sie aus ihren Fugen heben.“ Dieses mechanische Experiment anzustellen, ist nun freilich keine Möglichkeit vorhanden, aber wir können uns sehr wohl mit den Flügeln der Phantasie von der Erde hinweg in irgend einen Punct des äthererfüllten Weltraums hinein versetzen, um von da aus — aus archimedischer Perspective gleichsam — einen Blick auf unseren heimatlichen Planeten zu werfen. In dem Maße wie sich unser Auge an die großen Eindrücke gewöhnt, die es von dem neuen Gesichtspuncte aus empfängt, wird auch unsere Seele groß und weit. Ein herrliches Schauspiel bietet sich uns dar. Wir sehen unsere Erde von ihrem Monde begleitet durch den Raum dahin rollen und staunen über die Größe ihrer Masse, — aber was heißt in diesen Regionen groß? Wie klein nimmt sich die Erde aus, wenn wir sie mit ihrem Bruder Jupiter vergleichen! Und wie geradezu verschwindend und stäubchengleich wird sie vor der strahlenden Sonnenkugel, ihrer Mutter! Ueberall, wohin sich unser Blick wendet, sehen wir leuchtende Massen, glitzernde Puncte, schimmernde Nebel und wirbelnde Atome. Alles ist in Bewegung! Wir befinden uns im unermeßlichen Reich der Materie, wo eherne Gesetzmäßigkeit herrscht und jede Willkür ausgeschlossen ist. Das, was wir „organisches Leben“ nennen, ist nur ein integrirender Theil des großen universalen Lebens, welches auf die Urkräfte der Materie basirt ist.

Das idealistische Gemüth schaudert bei einer solchen Auffassung des „Athmens im rosigen Licht.“ Aber das kommt nur daher, daß die meisten Gebildeten unter dem Worte Materie etwas ähnliches wie Schutt, Schmutz oder Schlamm zu verstehen gewohnt sind. Die Schriften von Ludwig Büchner haben viel dazu beigetragen diese traurige Auffassung zu popularisiren. Mit großer Emphase verkündet der Darmstädter Biolog bei jeder Gelegenheit, die sich ihm darbietet, daß dies ganze wundervolle Leben nur in der Materie wurzele, aus ihr seine Kräfte schöpfe und in sie wieder zurückfließe, aber er hebt nie hervor, daß die „Materie“ selbst ein sehr räthselhaftes Ding ist, dessen wahres Wesen wir ebensowenig kennen, wie das des Geistes. Büchners Materialismus ist eigentlich ein nihilistischer Pessimismus — eine Weltanschauung ohne Ziel und Aussicht — mit der Devise: „Alles was entsteht, ist werth, daß es zu Grunde geht.“ Eine solche Darstellung naturgeschichtlicher Thatsachen ist nicht das Product echter Wissenschaft, sondern die Ausgeburt sich überhebender Schulweisheit. Es ist die Popularisirung der Wissenschaft auf Kosten der Gründlichkeit: der Stein statt des Brodes.

Es muß immer aufs Neue daran erinnert werden, daß das, was wir „Materie“ nennen, nur eine Abstraction ist, ebenso wie die „Kraft“ nichts

Digitized by Google

weiter ist, als ein abstracter Ausdruck. Wir haben nie Materie für sich allein und nie Kraft für sich allein existiren sehen. Kraft und Materie lassen sich nur im Denken, aber nie in der Wirklichkeit von einander trennen. Wir kennen kein materielles Ding, das nicht im Besitz von gewissen Kräften wäre, und haben auch nie eine Kraftäußerung wahrgenommen, die von etwas anderem als von einem materiellen Substrat ausgegangen wäre. Auch die geistigen Kräfte sind, wie die allgemeinste Erfahrung lehrt, an ganz bestimmte körperliche — also materielle — Organe gebunden und können sich nur manifestiren, wenn diese Organe genügend entwickelt, gehörig ernährt und in keiner Weise verletzt sind. Geist und Materie sind demnach keine Gegensätze, sondern nur verschiedene Manifestationen derselben unbekannten Realität, welche beiden zu Grunde liegt. Schelling nannte jenes unbekannte Etwas in seiner Sprache: das Absolute. Wir dagegen möchten ihm, aus Gründen, die sich aus der nachfolgenden Betrachtung von selbst ergeben werden, einen anderen Namen beilegen, — einen Namen, der uns mit der Natur jener unbekannten Realität doch in einem gewissen Grade bekannt macht. Wir gehen dabei von folgender Erwägung aus. Die Erde bot nicht zu allen Zeiten den Anblick dar, den sie uns heute darbietet. Die Geologie lehrt uns, daß die heutigen Zustände auf der Oberfläche unseres Planeten das Product einer langen Entwickelung sind. Die Haupthebel dieser Entwickelung waren Verdichtung und Erwärmung des den Raum erfüllenden Stoffes und darauf folgende allmälige Abkühlung desselben. Erst zu einer ganz späten Epoche, wo die Erdrinde nichts mehr von ihrer ursprünglichen Gluth spüren ließ, sind die ersten organischen Wesen entstanden. Mit dem ersten amöboiden Schleimtröpfchen wurde auch die erste geistige Regung geboren. Die Entwickelung des Moners zu höheren Formen ist von da ab nur eine Frage der Zeit.

Gehen wir weit genug in der Erdgeschichte zurück und versetzen wir uns mit Hülfe der Phantasie in jenen, schon eingangs erwähnten, archimedischen Punct, so können wir unseren Planeten in allen Stadien der Glühhitze und selbst bis auf den Augenblick zurückverfolgen, wo er als ein riesiger Feuertropfen von der Sonne abgeschleudert und auf ein selbstständiges Dasein im Weltenraum angewiesen wurde.

Es gab also in der unermeßlichen Vergangenheit einen Zeitpunct, wo die Erde noch nicht existirte, — wo sie nur ein Theil der unendlich großen Sonnenmasse war. Aber es gab auch einen andern, noch viel frühern Zeitpunct, wo selbst die Sonne noch nicht existirte, wo überhaupt noch kein kugelförmiger Himmelskörper vorhanden war, sondern wo aller Stoff fein vertheilt, wie eine Art Nebel, den grenzenlosen, eisigkalten Raum erfüllte und chaotisch durchwogte. Erst allmälig bildeten sich Mittelpuncte der Anziehung, um welche herum sich die Theilchen der Urmaterie gruppirten und verdichteten. Durch diese Verdichtung entstanden glühende, weithinstrahlende materielle Körper: Sonnen — als Erstgeborene der materiellen Schöpfung. Damit hat der Proceß der Weltbildung begonnen. Die Planeten sind als abgekühlte und halberstarrte Tropfen der feurigflüssigen Sonnenmasse zu betrachten.

Hier taucht nun eine Frage auf, die wir so gut als es die Hülfsmittel der heutigen Wissenschaft gestatten, zu beantworten versuchen müssen. Diese Frage lautet: Woraus besteht die vorhin erwähnte Urmaterie? Ist sie ein einfacher oder ein zusammengesetzter Stoff?

Digitized by Google

Kant und Laplace, die Urheber der oben entwickelten Theorie über die Sonnen- und Planetenentstehung, hätten die Frage nach der Beschaffenheit der Urmaterie gar nicht zu beantworten vermocht, aber heutzutage setzt uns die Spectralanalyse in den Stand, einige Vermuthungen darüber auszusprechen. Die Thatsache nämlich, daß die hellsten Sterne, deren Spectrum man am deutlichsten beobachten kann, die am einfachsten constituirte Atmosphäre zeigen, — diese Thatsache macht es sehr wahrscheinlich: daß der uns umgebende feste, flüssige und gasförmige Stoff eine immer einfachere Beschaffenheit annimmt, je größeren Hitzegraden er ausgesetzt wird. Der bekannte englische Astrophysiker Norman Lockyer hat die Fixsterne von diesem Gesichtspuncte aus in folgende drei Classen eingetheilt: 1) Ganz helle Sterne von der höchsten Temperatur wie Sirius und Wega, in welchen man nur Wasserstoff und Magnesium in enormer Menge erkennt; 2) kältere Sterne, wie unsere Sonne, in welchen außer den Elementen der hellsten Sterne noch Calcium, Eisen, Zink, Kupfer und andere Metalle — aber keine Metalloide — gefunden werden; 3) noch kältere Sterne, in denen die Metalle Verbindungen eingegangen sind und keine Linien zeigen und bei denen nur die Spectra der Metalloide wahrgenommen werden.

Diese Thatsachen sind von hoher philosophischer Bedeutung. Denn sie lassen den Verdacht in uns aufsteigen, daß das Metall nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, aus den 64 (66) unzerlegbaren chemischen Elementen besteht; es gewinnt vielmehr den Anschein, daß sich die meisten dieser „Elemente" bei sehr hohen — auf künstlichem Wege nicht zu erzeugenden — Hitzegraden zersetzen und in noch weit einfachere Grundstoffe auflösen.

Die höchste Temperatur, die wir auf chemischem Wege hervorrufen können, ist die der Knallgasflamme, welche Bunsen zu 2844° und 3033° C. bestimmt hat. Wie niedrig ist aber diese Temperatur in Vergleich zu der auf unserer Sonne herrschenden Glühhitze, welche Zöllner zu 27,000° C. berechnet hat. Im Innern soll sie, nach derselben Autorität, eine Temperatur von 70,000° C. haben. Das ist aber noch nicht das Höchste: denn der Sirius ist noch viel heißer. Nach den Messungen von Wollaston ist das Licht desselben vierzig Mal stärker als das der Sonne in gleicher Entfernung. Nimmt man nun die Wärme in gleichem Maße größer an, so erhält man für die Temperatur an der Oberfläche des Sirius: 1,080,000° C. Die größte Wärme, die wir auf künstliche Weise erzeugen, beträgt demnach nur $^1/_{300}$ der Siriustemperatur.

Es scheint, wie schon gesagt, daß die an einzelnen Stellen des Weltraumes concentrirte ungeheure Wärme im Stande ist, die sogenannten chemischen „Elemente" noch weiter zu dissociiren. Der Umstand wenigstens, daß die heißesten Sterne auch die einfachste Zusammensetzung ihrer Substanz zeigen, spricht sehr dafür, daß eine intensirte astrale Temperatur Trennungen herbeizuführen vermag, welche wir mit den uns zu Gebote stehenden Wärmeeffecten nicht erzielen können.

Nach alledem ist es im hohen Grade wahrscheinlich, daß der Wasserstoff es ist, welcher die Grundsubstanz des Weltalls bildet; denn er allein bleibt bei den hohen Temperaturen der hellen Sterne von jeder Dissociation verschont, während sich alle übrigen Elemente, wie es den Anschein hat, in ihn auflösen.

Wir haben also auf die Frage nach der Beschaffenheit, nach dem Was der Urmaterie, zur Antwort erhalten: sie ist Wasserstoffgas.

Digitized by Google

Das ist ein höchst überraschendes Resultat unserer Untersuchung und auf den ersten Augenblick ganz unfaßbar. Die ganze Welt soll hiernach durch das enge Zusammentreten von Wasserstoffatomen entstanden sein und die große Mannigfaltigkeit der Schöpfung, Gestirne, Pflanzen, Thiere und Menschen, wären also nur condensirtes Gas! Der Geist muß sich erst an diesen paradoxen Gedanken gewöhnen. Und doch ist derselbe keineswegs neu. Denn war es nicht Anaximenes von Milet, der ionische Philosoph, welcher vor mehr als zwei Jahrtausenden schon lehrte, daß alle Dinge ihren Ursprung aus der Luft herleiteten? Es giebt eben nichts Neues unter der Sonne.

Die heutige Lufttheorie ruht freilich auf ganz andern Grundlagen als die Speculation des Anaximenes und wir haben es im Obigen nicht bloß mit einer abstrusen Idee, sondern mit klaren auf Thatsachen fußenden Schlußfolgerungen zu thun.

Wir haben im Wasserstoff den Grundstoff für alle materiellen Dinge zu erblicken und in den Kräften, die er besitzt, die Quelle für alle übrigen auf der Erde und im Weltall wirkenden Kräfte zu sehen: der geistigen sowohl wie der physischen. Wir haben in den noch nicht hinreichend erforschten Eigenschaften des Wasserstoffs auch jene „unbekannte Realität" vor uns, welche sich bald als Geist, bald als Materie manifestirt. Natürlich sind alle diese Schlußfolgerungen nur im hohen Grade wahrscheinlich, nicht absolut gewiß. Aber die hier entwickelte Hypothese entspricht dem gegenwärtigen Stande unseres Wissens und wird durch die spectralanalytischen Untersuchungen ganz außerordentlich unterstützt. Der Hauptverfechter dieser Gastheorie ist der englische Astronom Normann Lockyer.

Digitized by

Getrennt und Verbunden.

Erzählung von **Helene von Hülsen.**

An einem wundervollen Frühlingstage in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts näherte sich ein altmodischer, schwer bepackter Reisewagen dem Dorfe und Herrenhause von Braunfeld. Die Landstraße wand sich, nachdem sie den alten Kiefernwald verlassen, freundlich durch blühende Schlehdornhecken dem kleinen Orte zu, der zwischen grünen Wiesen und baumbewachsenen Hügeln lag, durch welche sich ein silberhelles Bächlein wand, das in einem großen Teiche hinter dem Herrenhause mündete. Dieses kehrte seine Vorderfront einem breiten, von zwei alten Linden beschatteten Rasenplatze, dem Dorfe und dem Wirthschaftshofe zu und lehnte sich mit der Rückseite an den im neuen englischen Stil gehaltenen Obst- und Baumgarten.

Der Besitzer, Herr von Braunfeld, hatte, wie sich aus Allem leicht ersehen ließ, weder Kosten noch Mühe gescheut, um sich den ihm von früh verstorbenen Eltern hinterlassenen Wohnsitz so behaglich und freundlich als möglich zu gestalten und er durfte sich mit dem Gefühle hoher Genugthuung sagen, daß ihm sein Vorhaben gelungen war. Er war ein auffallend großer Herr mit kahler Platte und biederem, von Verstand und Gutmüthigkeit zeugendem Gesichtsausdruck. Seine Gattin, eine ätherisch zarte, blonde Frau inmitten der vierziger Jahre, wurde von ihm auf Händen getragen, was Frau Minette mit der willenlosesten Hingabe und einer an Anbetung grenzenden Bewunderung für ihren Gatten erwiederte.

Dieser an sich glückliche Bund wurde durch den Besitz einer vielversprechenden, noch nicht den Kinderschuhen entwachsenen Tochter verschönt, in der beide Eltern eine Art von Phänomen, und die Bürgschaft einer reich gesegneten Zukunft sahen.

Der oben erwähnte Reisewagen hatte indessen das Dorf erreicht und die von dem Kutscher nunmehr zu größerer Eile angespornten Pferde bogen in scharfem Galopp in den Thorweg, der über den Wirthschaftshof zu der Anfahrt des Herrenhauses führte. An dem auf einen Balcon führenden Mittelfenster desselben stand die dreizehnjährige Mirza, ein liebliches Kind mit großen braunen Augen und frei über Hals und Schultern herniederwallenden Locken, die über der Stirn leicht von einem rosafarbenem Bande gehalten wurden. Kindliche Neugier und gespannte Erwartung lagen auf dem feingeschnittenen klugen Gesichtchen, wie sie jede Unterbrechung tiefer ländlicher Zurückgezogenheit bei empfänglichen Naturen hervorzurufen pflegt. Das also war sie, die vielbesprochene Berliner Tante, von der die Eltern schon so Manches erzählt und die Mirza seit fast zwei Stunden vergeblich erwartet hatte. Heute noch sollte sie als sommerlicher Logisbesuch nebst ihrer Gesellschaftsdame und Dienerschaft hier in Braunfeld eingeführt werden.

Erst zu Mittag wurde Mirza der Tante Ludowike, von den Eltern kurzweg „Ma chère tante" genannt, vorgestellt, und wagte es schüchtern, sie

Digitized by Google

genauer zu betrachten. Dieselbe war Hofdame bei der Gemalin des großen Königs gewesen und hatte, wie Mirza's Mutter sagte, damals für eine große Schönheit gegolten und ganz absonderliche Schicksale erfahren. Jetzt, eine Frau nahe den sechziger Jahren, zeigte sie eine mittelgroße, etwas corpulente Gestalt und ein auffallend weißes, von einer Perrücke von braunen Locken umgebenes Gesicht, dessen Stirn schmal, dessen Nase stark gebogen, dessen Auge von reinem, aber mattem Blau und dessen Totaleindruck zugleich interessant und gewinnend war. Mit Frau von Braunfeld weitläufig verwandt, hatte sie dieselbe um einen ruhigen Sommeraufenthalt in ihrem Hause gebeten, da das städtische Treiben der Residenz und die mit demselben verbundene Beanspruchung ihr in dieser Jahreszeit allzu beschwerlich fiel, und Jene sowohl als ihr Gatte waren der „ma chère tante" hierin freundlich entgegen gekommen.

„Tritt näher, Mirza, ma petite! Ich hoffe, daß wir bald Freundschaft schließen! Hoffentlich verstehst Du doch Französisch genug, um mir auch in dieser Sprache zu antworten? Wir können gleich morgen früh mit einem Examen und einer Lection den Anfang machen. Ich habe mir von Deinen Eltern erbeten, daß Du stets punct zehn Uhr früh zu mir kommst, wo Du mir den Vers eines deutschen Gesangbuchliedes oder ein französisches Gebetchen, je nach der Aufgabe, hersagen sollst. Was man in der Kindheit täglich übt, das kann man später niemals wieder ganz vergessen. So gewinnst Du einen Schatz und Halt, für den Du mir bei den Prüfungen, die für Niemanden ganz ausbleiben, noch oftmals danken wirst. Aber wie braun Du im Gesicht bist! — Und was Du für rothe Hände hast! — Minette, liebe Nièce, lasse doch die Demoiselle der petite sogleich Eiweiß und frische Petersilie zu einer Auflage für die Nacht in Bereitschaft halten!"

Entsetzt starrte Mirza „ma chère tante" und dann die Mutter an, die ihr heimlich zuwinkte und sie lächelnd beruhigte. Dieses Mal sollte sie noch ohne diesen affreusen Gesichtsbelag Schlaf und Ruhe finden.

Die Tafel war servirt. Man setzte sich und plauderte, indessen Mirza ihre Aufmerksamkeit zwischen dem Benehmen der Tante und die heute weit ausgesuchteren Speisen theilend, den ersten möglichen Augenblick ergriff, um sich der Wiederholung ähnlicher Attentate zur Herstellung ihrer Schönheit zu entziehen, und zu der Gesellschafterin der Tante, Demoiselle Philippine, hinunter zu schlüpfen. Dieses Factotum verschiedenster Gestalt, das zugleich Dienerin, Freundin und Oberhofmeisterin der Tante Ludowike war, wurde von derselben höchlich respectirt und somit von Allen, die zu „ma chère tante" in Beziehung traten, in hohen Ehren gehalten. Uebrigens beanspruchte Demoiselle Philippine auch eine solche besondere Rücksichtsnahme und würde dieselbe, wo man sie ihr nicht freiwillig gewährt, peremtorisch gefordert haben.

„Je me couche sans peur.
Je m'endors sans froyeur,
Sans crainte je méveille.
Dieu, qui sontiens ma foi,
Il est toujours près de moi,
Jamais il me sommeille."

Mirza kniete auf dem kleinen Betschemel vor dem Armsessel Tante Ludowike's, die mit andächtig gefalteten Händen und sanftem Ausdruck auf sie

Digitized by Google

niederschaute, indem sie ihr die obigen Verse recitirte. Seit Wochen lernte sie täglich ein solches oder ähnliches Gebet, für sie eine gleiche Genugthuung wie für die Tante, an die sich das liebliche Mädchen bereits innig angeschlossen hatte.

„Gut gesagt, ma potite! Ich will Dir auch eine Freude machen!" sagte „ma chère tante", sobald Mirza geendet hatte und suchte in ihrem an der Seite ihrer braunen Seidenrobe befestigtem Pompadour nach dem Schlüssel ihres Schreibschrankes.

Mirza erhob sich in glücklicher Erwartung von den Knien, indem ihre Blicke gespannt der weißen Hand der Tante folgten, die jetzt bedächtig aus dem oberen Fach eine Schnur von Korallen nahm, um sie ihr um den Hals zu legen.

„Da nimm, ma petite! — Du siehst, ich belohne gern Fleiß und guten Willen und das heutige Verschen hat mich besonders bewegt. Es war das Einzige, welches ich jemals von den Lippen meiner kleinen Laura gehört, ehe sie Gott — ein harter Schlag für mich! — zu sich nahm und einen schönen Engel aus ihr machte. O, mein Kind, mein Kind!" rief sie plötzlich wie sich selbst unterbrechend, im Tone leidenschaftlichen Schmerzes. „Ach niemals, niemals habe ich seinen Verlust zu beweinen aufgehört. Und auch Du, ich fühle, ich weiß es! — Auch Du bliebest Deiner armen, nun gänzlich vereinsamten Mutter nahe, denn wie hätte ich ohne dieses Bewußtsein, ohne die Macht Deiner Fürbitte das Leben noch ertragen, geschweige denn leben können?"

Tante Ludowike bedeckte das Gesicht mit ihren Händen und Mirza sah erschreckt und mitleidsvoll Thränen zwischen denselben hervorquellen. Dann richtete sich die alte Dame stolz auf, ließ die Hände sinken und griff nach ihrem auf einem nahe stehenden Tische befindlichen Taschentuch. Die Bewegung war so hastig, daß ein dort ebenfalls befindliches Miniaturbild mit ergriffen und herabgerissen wurde. Mit zerschmettertem Glase lag dasselbe zu Mirza's Füßen.

„O wie schade! — Welch' schöner Herr das ist!" rief sie lebhaft und bückte sich danach. Es war das Porträt eines bildschönen, ausländisch gekleideten jungen Mannes, mit dunklem Schnurrbart und feurigen Augen, den Puder und Zopf vortrefflich kleidete.

Mirza ließ bewundernd ihre Blicke über dasselbe gleiten, doch die Tante ließ ihr wenig Zeit für nähere Betrachtung.

„Schön ist noch nicht gut!" sagte sie kurz und mit einer in ihrem Munde ganz seltsam klingenden Bitterkeit, indem sie das Bildchen sofort wieder in ihren Pompadour steckte. „Du bist noch zu jung, um das zu verstehen, ma petite, und ich bitte Gott, daß Du es niemals lernst. Eines aber glaube mir, mein Kind, und denke daran, auch wenn ich einmal nicht mehr auf Erden bin. Es ist hart, wenn wir das Theuerste auf der Welt durch den Tod verlieren, schwer überwindlich, wenn es uns durch Gottes unerforschlichen Rathschluß entrissen wird. Aber härter, — ach, weit härter ist es doch, wenn wir unser Theuerstes moralisch begraben, wenn wir es kaum mehr beweinen dürfen, weil wir es verachten müssen!"

Tante Ludowike erhob sich schnell, küßte flüchtig Mirza's Stirn und verschwand in einem Seitengemach, dessen Thüre sofort durch die treue, anscheinend dort schon ihrer harrende Philippine geschlossen wurde. Träume-

Digitized by

risch und bewegt schaute ihr Mirza nach, indem sie die Korallenschnur, die sie noch soeben lebhaft erfreut, mechanisch durch ihre Finger gleiten ließ.

„Was war das?" fragte sie sich, nun ihrerseits auch langsam auf die entgegengesetzte Thür zuschreitend, die den Ausblick über den Garten öffnete. „War dieser schöne Herr etwa der Gemal der Tante? — Und trägt er die Schuld an dem Schicksal derselben, das mir Mama, wenn sie selbst es kennt, so hartnäckig vorenthält? — Fast scheint es mir so! Fast glaube ich jetzt, daß ein ganzer Roman dahinter steckt. Nun, ich will, ich muß es ergründen, wie die Sache eigentlich zusammenhängt." So dachte Mirza, als folgendes Ereigniß ihr zu Hülfe kam.

Das große Herbstmanöver, welches alljährlich ein Mal in dem militärischen Preußen stattzufinden pflegt, wurde für die Umgegend von Braunfeld angesagt und dieser Ort selbst bereits zu Ende August mit Einquartierung belegt. Herr von Braunfeld, einst selbst ein passionirter Cavalleriſt, und dessen allen seinen Wünschen eifrig entgegenkommende Frau boten natürlich das Mögliche auf, es den Herren Officieren in ihrem traulichen Heim behaglich zu machen. Diese, der Oberst eines Regimentes mit seinem Stabe, wetteiferten ihrerseits sich für die ihnen so liebenswürdig gespendete Gastfreundschaft dankbar zu erzeigen.

Es begann für Mirza ein ganz neues Leben. Jedermann beeiferte sich, die bisher noch zu den Backfischen gezählte Tochter des Hauses hervorzuziehen und sie als „junge Dame" zu behandeln, was diese natürlich mit innigem Vergnügen entgegen nahm. Tafelmusik und Ständchen des Trompeterchors bei Sternenschein, Wasserfahrten auf dem Teiche und Spazierritte mit ihr, dem Papa und dem Obersten, der ein brillant zugerittenes Damenpferd mit sich führte, — Alles dieses überstürzte sich und versetzte Mirza in einen wahren Rausch jugendlicher Fröhlichkeit und Unternehmungslust. Nur mit Mühe wurden die Stunden noch eingehalten, welche „ma chère tante" für sich in Anspruch genommen hatte.

„O, Demoiselle Philippine, es war prachtvoll, Sie können sich nicht denken, wie romantisch und interessant dieses Bivouac war", rief Mirza dieser entgegen, als sie am folgenden Morgen, während „ma chère tante" noch ruhte, in deren Zimmer trat. Philippine war, trotz Mirza's Liebe zu der Tante, dennoch allmälig ihre eigentliche Vertraute geworden und ungeachtet der Strenge der Demoiselle fühlte sie sich ihr gegenüber freier und mehr zu geheimer Mittheilung aufgelegt.

„So? — Also Sie haben sich amüsirt? — Nun, ich bin nicht für dergleichen emancipirte Vergnügungen, Fräulein Mirza, und hätte denselben schwerlich das Wort geredet!" entgegnete Philippine kühl.

„Also nicht? Nun, dann bin ich doppelt froh, daß man Sie nicht zu Rath gezogen hat, böse, gute, alte Philippine!" rief das junge Mädchen schmollend, indem sie fast zugleich auf die Demoiselle zusprang und dieselbe — ihre rosigen Arme um sie schlingend — herzhaft küßte. „Ja, und was habe ich Alles gesehen und gehört, Philippine! — Glauben Sie nicht, daß es nur die Wachtfeuer vor den dunklen Bäumen des Waldes, die Zelte mit zechenden oder ruhenden, jubelnden oder fröhlich im Kreise lagernden Soldaten, das poetische Locken der Retraite und der feierlich intonirte Abendsegen war, was mich fesselte und mir ein so lebhaftes Vergnügen bereitete. In erster Linie war es die galante Aufmerksamkeit des Obersten und seines Ad-

Digitized by Google

jutanten für mich und Papa und dann — nun, Philippine, wen meinen Sie wohl, daß ich da im Bivouac noch gesehen habe?"

Die Demoiselle bog den Kopf zurück, indem sie sich leise von Mirza's sie noch immer umschlingenden Armen befreite, und sah sie fragend und verwundert an.

„Ich habe das Miniaturbild Tante Ludowiken's, das bildschöne Urbild desselben lebend und ohne Zopf und Puder, ich habe den Grafen Anatol Dubois in verjüngter, leibhafter Gestalt gesehen und er war die Artigkeit selbst für uns und hat mir sogar in den Wagen geholfen!"

Philippine verfärbte sich und ihre Hände zitterten.

„Ist es möglich? Sein Sohn hier, in preußischen Diensten?" sagte sie halblaut vor sich hin, Alles über dieser, sie unbegreiflich erregenden Kunde vergessend.

Mirza trat zurück und sah ihrerseits voller Erstaunen auf die Demoiselle, die ihre Anwesenheit gar nicht mehr zu beachten schien.

„Philippine, was fehlt Ihnen? — Was soll ich von Ihnen und Ihrem Benehmen denken?" fragte sie endlich halb geärgert, halb verletzt.

„O, ich bitte Sie, sagen Sie ihr, sagen Sie meiner Gebieterin nichts von dieser Begegnung, Fräulein Mirza, und bitten Sie auch Ihren Papa, es nicht zu thun", rief Philippine fast beschwörend und sah flehend auf das junge Mädchen. „Ach, Fräulein Mirza, weshalb mußten Sie ihm begegnen? — Warum mit dieser Mittheilung die schlummernden Geister der Vergangenheit aus ihrem Grabe wecken?"

Mehrere Jahre waren vorübergezogen und hatten aus der lieblichen, kindlichen Mirza eine in üppiger Jugendfülle und blendendem Liebreiz prangende Jungfrau werden lassen.

Tante Ludowike war seitdem, durch ein plötzlich hervortretendes Leiden an Berlin gefesselt, nicht wieder zu längerem Aufenthalt in Braunfeld erschienen und auch Mirza nur vorübergehend bei ihr in der Residenz gewesen. Auch in diesem Sommer schlug die Tante einen längeren Besuch bei den ihr so lieb gewordenen Verwandten aus, da sie den täglichen Verkehr mit dem Arzt nicht wohl entbehren und sich nur in ihrem eigenen Hause ganz nach ihrer Art pflegen und herstellen könne. „Aber gebt mir „la petite" einmal auf einige Wochen nach Berlin!" sagte sie zu Frau Minette, als dieselbe sich für einige nothwendige Besorgungen in der Residenz persönlich nach dem Befinden von „ma chère tante" erkundigte. „Ich verkenne zwar das Opfer, zumal in diesen heißen Junitagen, nicht, aber ich habe das Kind so lieb, daß ich meinerseits hoffe, daß sie es der alten Tante nicht zu ungern bringen würde!"

Selbstverständlich willigte Mirza mit Freuden ein, und so geschah es denn, daß sie an einem linden Sommerabende allein mit „ma chère tante" in deren städtischen Garten saß. Dieser gehörte zu den wenigen sauber gepflegten und schattigen Besitzthümern dieser Gattung, die Berlin noch, wahrscheinlich nicht mehr lange, aufzuweisen hat. Dieser Garten schloß sich an die Hinterfront des Hauses der Tante in der Wilhelmsstraße. Er zog sich bis zu dem Beginn des Thiergartens unter hübschen Baumalleen und Bosquets hinab, und natürlich bildete er bei gutem Wetter beider Damen Lieblingsaufenthalt.

Digitized by Google

Eines Nachmittags hatte die Tante auf einmal ihre lebhaften Schilderungen des Hofes von Herzog Karl und ihres ersten Berliner Aufenthaltes abgebrochen und schaute sinnend und ganz in ihre eigenen Betrachtungen verloren auf ihre Arbeit nieder, als ein lebhaftes Pferdegetrappel jenseits des den Garten von der Straße scheidenden Eisengitters ihre Aufmerksamkeit erregte. Ein schöner, junger Officier sprengte eilends und sich mit besonderer Ehrfurcht vor den Damen verneigend vorüber, und Tante Ludowike sah sich Mirza's Wangen mit einer Purpurgluth färben, die den Rosen in dem vor ihr stehenden Glase wenig nachzugeben schien.

„Graf Anatol Dubois, nicht wahr?" fragte „ma chère tante" mit leisem Erzittern der Stimme, indem sie die Arbeit in den Schooß sinken und ihre Blicke liebevoll ängstlich auf Mirza ruhen ließ.

Diese, keines Wortes mächtig, nickte und sah mit tief gesenkten Wimpern vor sich nieder.

„Mirza, mein Liebling, weshalb bist Du so scheu und befangen?" fragte die Tante ungewöhnlich zärtlich, indem sie ihren Stuhl dem Sessel Mirza's näherte. „Meinst Du etwa, ich hätte nicht schon damals nach dem Besuche des Bivouacs von Braunfeld durch Philippine von Deiner Begegnung mit dem Sohne jenes Mannes gehört, den ich einst über Alles liebte, und der mich dennoch für lange, lange Jahre so namenlos unglücklich und elend machte? — Und jetzt, wo man mir sagte, daß Du ihn bei der Hochzeit Deines Verwandten, General von Wulko, wieder getroffen, wo ich fürchten muß, daß Du ihm ein größeres Interesse zugewandt hast, als es für das Glück Deiner Zukunft heilsam und durch die äußeren Verhältnisse wohl begründet ist — — jetzt sollte ich diesem Allen keine eingehendere Erläuterung, keine warnende, aus der innigsten Liebe für Dich entspringende Beachtung folgen lassen? Wissen sollst Du jetzt, da Du confirmirt und ein verständiges Mädchen geworden bist, was die alte Tante bisweilen so abgeschlossen und wunderlich erscheinen ließ. Dich, ma petite, die ich so unbeschreiblich, fast an Stelle jener Tochter liebe, die mir Gott als Kind aus den Armen riß, Dich will ich nunmehr in den inneren und äußeren Gang meines Lebens und Leidens eingeweiht wissen!"

Mirza schmiegte sich innig an die Tante und Beide schritten dem Hause zu, während der Strahl der niedersinkenden Sonne die Wipfel der Bäume vergoldete und das Heimchen zu ihren Füßen zirpte. Aus dem Gebüsch zu Mirza's Rechten tönte das Lied einer Nachtigall und die alten Linden rauschten geheimnißvoll flüsternd im Abendwinde.

„Was werde ich hören? Wird es eine unübersteigliche Kluft zwischen mich und Denjenigen legen, den ich, — ach bereits so tief und innig, — so von ganzer Seele liebe?" seufzte das junge Mädchen, als sie wenige Minuten später, die Memoiren Tante Ludowiken's in ihrer Hand, an dem Fenster ihres Zimmers saß und sinnend auf die verhängnißvollen Blätter niederblickte.

Die Memoiren Ludowiken's.

Ich bin die Tochter eines Würtembergischen Obersten und 1769 dicht vor den Thoren von Stuttgart geboren. Bis zu meinem zehnten Jahre leitete meine vortreffliche Mutter, die eine Jugendgespielin der Königin Elisabeth Christine, der Gemalin Friedrich des Großen, gewesen war, meine Erziehung selbstständig. Aber im Winter des Jahres 1778 wurde dieselbe

Digitized by

in der Blüthe des Lebens von den schwarzen Blattern befallen und schnell dahin gerafft. Mein Vater, ein in sich verschlossener, ernster Mann, der die Mutter zärtlich geliebt und in ihrem sanften, geistvollen Wesen Ersatz für manches andere, durch frühen Tod und weite Entfernung abgeschnittene Verwandtschaftsband gefunden hatte, war außer sich vor Schmerz. Und diesem tiefen Kummer gesellte sich noch die Sorge vor der Gefahr einer Ansteckung für mich und die wogende Furcht, auch mich in gleicher Weise zu verlieren. Glücklicherweise bestätigte sich dieselbe nicht. Frisch und gesund blieb ich ihm als einziges Kind und Vermächtniß seiner theuren Marie erhalten. Was ich ihm war, mit welcher Hingebung und zärtlichen Fürsorge der äußerlich so strenge, anscheinend nur seinem militärischen Berufe lebende Mann sich seinem kleinen, mutterlosen Liebling widmete — es läßt sich nicht sagen, und niemals habe ich es dem guten Vater ganz vergelten können.

Aus diesem Grunde wies er denn natürlich auch den Rath verschiedener Freunde zurück, meine fernere Erziehung einem damals in Stuttgart sehr gerühmten Fräuleinpensionate anzuvertrauen. Eine Trennung von dem Kleinode seines Herzens, dem Ziele, auf das er nunmehr alle seine Zukunftshoffnungen richtete, schien dem guten Vater eine Unmöglichkeit zu sein. So nahm er denn nach langem Schwanken eine gut empfohlene französische Gouvernante ins Haus, die, wie ich freilich erst später begreifen lernte, ein seltsames Gemisch der Fehler und Tugenden ihres Volkes war. Eitel und leidenschaftlich, vorurtheilsvoll und doch zugleich von unbestrittener Klugheit und Herzensgüte, gewann Mademoiselle Claire bald meine Zuneigung, zumal ich mich, durch den steten Umgang mit meiner herrlichen Mutter verwöhnt, innig nach einer weiblichen Pflegerin zu sehnen begonnen hatte. Sie erfüllte meine Phantasie gleich von der ersten Stunde unseres Zusammenlebens an mit Bewunderung für die Großthaten ihrer Nation und den Ruhm wie die Schönheit ihres Vaterlandes.

„C'est l'amour et la gloire, ce qui nous fascine, Mademoiselle Loudowike!" pflegte sie zu sagen, und so nahmen unwillkürlich alle meine Mädchenträume und jugendlichen Idealgebilde jenen Typus der Galanterie und ritterlichen Courtoisie an, die der anerkannte Vorzug der Franzosen sind.

Dieselben setzten sich nun um so mehr in meinem, kaum den Backfischjahren entronnenen Köpfchen fest, als die blonden, hoch prosaischen und oft recht plumpen Männer, die mir in dem Hause des Vaters hin und wieder begegneten, irgend welcher sentimentalen oder schwärmerischen Auffassung keinerlei Vorschub leisteten. So, in mancher Hinsicht wohl unterrichtet und über meine Jahre gereift, aber mit den realen Verhältnissen und Anforderungen des Lebens wiederum völlig unbekannt, hatte ich mein achtzehntes Jahr erreicht und träumte bereits davon, in die gesellschaftlichen Kreise des Stuttgarter Hofes eingeführt zu werden, als ein Brief der Oberhofmeisterin Ihrer Preußischen Majestät plötzlich meinem ganzen Leben eine andere Gestalt verlieh. Diese Dame theilte meinem Vater mit, wie die Königin Elisabeth Christina die Beziehungen zu meiner Mutter niemals ganz aus dem Auge verloren und sich namentlich seit deren Tode stets mit Theilnahme nach mir erkundigt habe. Jetzt, nach dem 1786 erfolgten Hinscheiden ihres hohen Gemals, des großen Friedrich, verlange sie in ihrer Witweneinsamkeit besonders nach einer lebensfrischen, jungen Person, die sie sich in der Stellung einer Ehrendame attachiren und von der sie einige Anregung und Unterhaltung erwarten könne. Diese nun glaube sie in mir, der sie schon um ihrer

Digitized by Google

verstorbenen Mutter halber eine herzliche Theilnahme entgegenbringe, gefunden und sich in der Voraussetzung meines bereitwilligen Eingehens auf dieses Anerbieten nicht geirrt zu haben.

Mein Vater war wie vom Donner gerührt. Er bebte vor dem Gedanken einer Trennung von mir zurück. Bald aber faßte er sich.

„Weshalb willst Du also nicht gleich jetzt den Abschied nehmen?" sagte ich zu ihm.

„Man wirft in einem gewissen Alter die Gewohnheiten und Beziehungen langer Jahre nicht so leicht von sich, mein Kind!" entgegnete mein Vater ernst. „Da Du es aber so lebhaft zu wünschen scheinst und ich, seit der Engel meines Lebens von mir ging, nur noch einen Lebenszweck, Dein Glück und Deine Zukunft kenne, so mag es sein, wie Du es haben willst!"

Hocherfreut fiel ich um des Vaters Hals. Ich war so verwöhnt durch seine Güte und Nachgiebigkeit, daß ich den Egoismus meines Herzens in diesem Falle kaum empfand und es eigentlich nur als selbstverständlich ansah, daß er sich meinen Wünschen in so schrankenloser Weise unterordnete. Der gute, liebe und doch im Allgemeinen so ernste abgeschlossene Papa! — Vielleicht hätte er besser gethan, seiner Ludowika einigen Widerstand entgegen zu setzen!

Wenige Wochen später und nachdem ich einen für uns Beide rührenden und bewegenden Abschied von Mademoiselle Claïre genommen hatte, wurde unsere Reise nach der nordischen Residenz angetreten, „Ecrivez moi parfois, et croyez moi, il n'y a rien au monde, ce qui vaut la France et les Français!" rief sie mir noch auf der Schwelle des Hauses nach. Ich lächelte ob dieser Anmaßung. Sollte ich nicht einmal später, wenn auch nur vorübergehend, gleicher Meinung werden?

Unsere Reise ging, da sie größtentheils mit Extrapost unternommen wurde, flott vorwärts. Endlich langten wir an einem stürmischen, wolkenverhangenen Maiabend in Potsdam an, und ich durfte hoffen, den folgenden Tag die Thürme von Berlin vor mir aufsteigen zu sehen. Wir hatten daselbst in dem unter den Linden gelegenen Hotel de Russie Wohnung bestellt und ich freute mich, gleichwie mein Papa und unsere Dienerschaft ganz unbeschreiblich darauf, endlich einmal wieder mit dem Comfort der Residenz logirt zu werden.

Mit großem Behagen schritt ich an dem genannten Tage die breite Treppe dieses Hotels hinauf und hatte soeben den Flur der ersten Etage am Arme des Vaters erreicht, als ein großer bildschöner Herr schnell aus einem der seitwärts gelegenen Zimmer kam und uns den Weg vertrat.

„Mille pardon, Mademoiselle! Permettez moi de vous demander excuse pour l'importunité de mon apparition dans ce moment!" sagte er, sich tief verneigend, indem er mit ritterlicher Galanterie den Hut abzog und uns vorüberließ. Welche Erscheinung war dies! Genau so hatte Mademoiselle Claire die Cavaliere geschildert, welche den Hof Ludwig XV. zierten und ihn zum glanzvollsten jener Epoche machten.

Ich stand wie angewurzelt und sah den Unbekannten an, dessen feuriges braunes Auge sich auf das meine richtete. Dann öffnete der domestique en livrée eine den Flur abschließende Mittelthür. Mein Vater antwortete verbindlich, verneigte sich gleichfalls, und die schweren Falten einer Portière schlugen hinter mir zusammen.

Ich weiß nicht, ob das, was man gewöhnlich Liebe nennt, auch bei

Digitized by

Anderen auf den ersten Blick beginnt, und ob man überhaupt berechtigt ist, der ersten sinnlich aufflackernden Leidenschaft diesen heiligen Namen beizulegen. Eines nur wußte ich damals schon, wie es heute noch vor meiner Seele steht: Der durch diesen Unbekannten empfangene Eindruck ist durch nichts im Leben jemals ganz verwischt, und jene erste Begegnung für mich zu einem unwiderruflich entscheidenden Verhängniß geworden.

Sobald ich mich von den Strapazen der Reise ein wenig erholt hatte, fand meine Vorstellung bei Ihrer Majestät der Königin im Schlosse zu Schönhausen statt, wohin sie meistens mit dem nahenden Frühling zu übersiedeln pflegte. Dasselbe liegt etwa eine Stunde von Berlin, und ist von einem hübschen Park umgeben, der das an sich etwas düstere Innere anmuthender macht. Die Königin empfing uns sehr gnädig und sagte Papa so viel angenehme Dinge, daß er ganz contentirt und mit seiner übergroßen Nachgiebigkeit gegen mich ziemlich ausgesöhnt war. Er miethete sich ein behagliches Quartier in der preußischen Residenz, in der auch meine nunmehrige Königin stets den größten Theil des Winters zuzubringen pflegte, zumal sich daselbst bald nach dem Regierungsantritt König Friedrich Wilhelm II. ein glänzendes, nur allzuvergnügungslustiges Leben entfaltet hatte. In der ersten Saison nahm meine nunmehrige Gebieterin nur wenig Theil daran. Späterhin aber gestattete sie nicht nur den Personen ihres Hofes und ihrer Umgebung den Besuch dieser Festlichkeiten, sondern sie fand sich auch selbst häufig dazu ein.

Bälle, Maskeraden, Theatervorstellungen und andere Plaisirlichkeiten jagten sich, trotzdem sich gegen das Jahr 1789 hin die politischen Conjuncturen hinsichtlich des französischen Nachbarlandes immer drohender gestalteten. Aber noch war man weit entfernt, die Schreckniſse zu ahnen, die bald Aller Herzen mit Unruhe und Entsetzen erfüllen und der ganzen Physiognomie des Continentes ein anderes Gepräge geben sollten. Vorläufig lachte und tanzte man noch in Berlin, ließ sich von dem galanten Könige ein wenig den Hof machen und kümmerte sich mehr um die Toiletten und die Soiréen der Gräfin Lichtenau, als um das Ministerium Necker, die Angriffe gegen die Königin Marie Antoinette oder die Schriften und Reden Mirabeaus. Meine Wenigkeit besonders hatte nicht die mindeste Neigung oder Zeit für solche fern liegende Vorkommnisse. Zwar schrieb Mademoiselle Claire öfter und in immer steigender Erregung darüber, zwar hörte ich mitunter leiser und lauter in den Theezirkeln der Königin über diese Begebenheiten flüstern, aber ich war zu sehr mit mir selbst und einem, alles Andere absorbirenden Gegenstande beschäftigt, als daß mir der Sinn für ein näheres Eingehen geblieben wäre. War ich doch — — o wer beschreibt meine freudige Ueberraschung — schon wenige Monate nach meiner Einführung bei Hofe dort dem Manne wieder begegnet, der mich gleich am Tage meiner Ankunft so lebhaft interessirt und durch seine Erscheinung bestochen hatte. Es war Graf Anatol Dubois von der französischen Ambassade, der derselben seit Jahresfrist in Berlin attachirt worden war. Durch seine Persönlichkeit, wie durch sein feines weltgewandtes Benehmen hatte er sich schnell die Sympathien der sogenannten ersten Gesellschaft erworben. Graf Anatol war nicht nur überall wohl gelitten, sondern er ward auch vielfach ausgezeichnet und zum Liebling der eleganten Damenwelt erhoben. Man kann sich also denken, wie ich mich durch die Huldigungen, die er mir eben so offenkundig als feurig seit dem Momente unseres Wiederbegegnens widmete, gehoben und geschmeichelt fühlte.

Digitized by Google

Ich sah und hörte bald nur ihn. Jedes auch das köstlichste Vergnügen ohne seine Gegenwart erschien mir leer und abgeschmackt. Ich fragte nichts danach.

Meine hohe, mich in wahrhaft mütterlicher Weise behandelnde Gebieterin bemerkte bald, wie es mit mir und meinem Herzen stand, und sie unterließ es nicht, mich bei der ersten passenden Gelegenheit darüber ins Gebet zu nehmen. „Prennez garde, mon enfant! es ist eine gewagte Sache, sich mit diesen Herren Franzosen zu enfiliren", sagte sie eines Nachmittags, als wir in den schattigen Gängen des Schönhausener Parkes wandelten. „Wo hörten Sie jemals, daß Einer von ihnen Treue des Gefühles und Stätigkeit besitze? Aimabel sein und angenehm courtoisiren, das haben sie Alle schon von ihren Königen her au fond gelernt. Aber eine Frau estimiren und ihr ein dauernd glückliches Loos bereiten — nein, mon enfant, das zu hoffen, scheint mir mehr als kühn zu sein!"

Ich senkte das Haupt und fühlte, wie ich erröthete in dem Schreck, mich so ungeahnt erkannt zu sehen.

In diese Zeit fiel meine erste Bekanntschaft mit Philippine, meiner in Freud und Leid bewährten Dienerin, deren Zuneigung und schrankenlose Hingebung sie allmälig zu meiner einzigen Vertrauten machte.

Sie war die Tochter ehrsamer Berliner Bürgersleute und meinem Vater durch seinen Hauswirth, ihrem Oheim, als Kammerzofe für mich empfohlen worden. Philippine zeichnete sich nicht nur durch alle in jener Zeit geforderten Geschicklichkeiten ihres Berufes, als Frisiren, Schminken ꝛc. aus, sondern sie hatte durch die Fürsorge eben dieses Oheims auch eine für ihre Lebenslage sehr ungewöhnliche Bildung genossen. Sie schrieb, wußte sich auch in französischer Sprache einigermaßen verständlich zu machen und konnte, wo es nöthig war, selbst als Vorleserin aushelfen. Leidenschaftlich und von lebhaftem Naturell, that sie Alles, was sie unternahm, ganz und mit einer Pflichttreue und Energie, die bisweilen unbequem, immer aber achtungswerth war. An mich schien sie sich von dem ersten Momente ihrer Stellung in meinen Diensten an mit allen Fasern ihres Herzens zu attachiren, was sie nicht nur mir selbst, sondern auch meinem guten Papa sehr werth und schätzbar machte.

So verging ein Monat nach dem andern, ohne eine wesentliche Veränderung in mir oder meinem Leben herbeizuführen, als die Nachrichten aus Frankreich nicht nur die Königin und den preußischen Hof, sondern auch alle tiefer denkenden und weiter in die Zukunft blickenden Personen ernstlich zu beschäftigen und zu erregen begannen. Die Abdankung des Ministeriums Necker, die Macht der constituirenden Versammlung, die beginnenden Aufstände in und um Paris mit dem Schreckensrufe: Egalité und liberté aus den rohesten Kehlen des Pöbelhaufens, die steigende, von einzelnen Rädelsführern bis zum Fanatismus gesteigerte Animosität gegen Ludwig XVI. und die Königin Marie Antoinette, der die berüchtigte Halsbandgeschichte mit dem Cardinal Rohan noch besonderen Vorschub leistete, Alles vereinte sich, um auch in den Kreisen des Berliner Hofes Unruhe und Bestürzung hervorzurufen und aufrecht zu erhalten. Von den Gesprächen über die Soiréen der Gräfin Lichtenau und der Liebesgeschichte der reizenden Julie Jugenheim wandte man sich dem Treiben der Pariser Commune und der Gefangennehmung der französischen Königsfamilie zu, an die sich alsbald Greuel über Greuel, eine Hiobspost nach der andern knüpfte. Graf Anatol, den ich we-

niger als gewöhnlich sah, war über diese Wendung der Dinge in Frankreich nahezu außer sich. Royalist vom Scheitel bis zur Sohle und von jener souveränen Verachtung des Volkes erfüllt, welche den Adel zur Zeit Ludwig XV. und XVI. charakterisirte, verurtheilte und schmähte er blindlings die „Canaille" und erkannte keinerlei Berechtigung an, sich jemals gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit aufzulehnen. „Nieder mit den Bestien, die sich gegen den besten, gütigsten König, die liebenswürdigste Königin empören", rief er aus, als wir eines Tages bei Tafel neben einander saßen.

Erschreckt, aber von der Leidenschaftlichkeit und Wärme seiner Gefühle ergriffen, blickte ich zu ihm auf.

„So meinen Sie, daß das Unrecht nur auf Seiten des Volkes sei?" wagte ich schüchtern einzuwerfen.

„Recht oder Unrecht, der Chevalier befiehlt, die Canaille schweigt und gehorcht!" entgegnete er heftig und seine Augen funkelten. „Aber Pardon, mille Pardon!" fügte er, sich schnell und gewaltsam fassend hinzu, indem sein edles, schönes Gesicht sich plötzlich in fast beschämte Freundlichkeit verwandelte. „Sie sehen, Fräulein Ludowike, daß es Dinge giebt, die mich complet rasend machen und in mir eine wahre Wuth erzeugen. Aber eben so versichert dürfen Sie sich halten", Graf Anatol neigte sich mit bezaubernder Grazie gegen mich, „daß es nur eines Winkes Ihrer Hand, eines Blickes Ihrer Augen bedarf, um den Löwen zahm, um ihn demüthig und gefesselt zu Ihren Füßen zu sehen."

Ich kann nicht schildern, was ich bei solchen, sich häufig in ähnlicher Weise wiederholenden Gesprächen empfand, wie mich das Bewußtsein solcher Allgewalt über diesen Mann über mich selbst erhob, wie es mich zugleich in einen wahren Rausch des Entzückens und geschmeichelter Eitelkeit versinken ließ. „Ja! Er liebt nicht dein Vermögen, deinen Namen, deine Stellung, er liebt nur dich, nichts als dich!" rief ich mir trunken zu. Diesen Glauben hätte damals keine Macht der Erde mir rauben, keine noch so treu gemeinte Warnung in mir erschüttern können.

So standen die Sachen, als mein Lebensgeschick, anscheinend auf eine unbedeutende Veranlassung hin, urplötzlich auf folgende Weise seinen entscheidenden Abschluß erhielt.

Es war ein prachtvoller Septemberabend, an dem sich eine auserwählte Gesellschaft bei meiner hohen Gebieterin zusammenfand. Man feierte einen Geburtstag in der königlichen Familie im Schlosse zu Schönhausen, dessen Vorderfaçade und nächste Umgebung in einem märchenhaften Glanze von bunten Lampen und Lichtern flimmerte.

Den ganzen Tag über hatte der Himmel in wolkenreiner Bläue auf die herbstliche Landschaft herabgestrahlt und jetzt zeigte die letztere ihren buntfarbigen Blätterschmuck bei dem künstlichen Lichte in phantastischer, wahrhaft feenhafter Schönheit. Am Ende des Parkes wurde gegen 11 Uhr Abends ein großes Feuerwerk abgebrannt, zu dem man sich auf kleinen mit Fackeln erleuchteten, wie mit Teppichen belegten Booten begeben hatte. Noch ganz geblendet von diesem großartigen Schauspiele, schickte ich mich am Schlusse des Feuerwerkes zur Rückfahrt an, die ich um so mehr zu beschleunigen eilte, als man mir sagte, daß die Königin, nur von der Oberhofmeisterin begleitet, bereits aufgebrochen sei. Ich betrat daher die Planke des zunächst liegenden Bootes ohne hülfreiche Hand, und wollte mich soeben, heiter über die bestürzt hinzueilenden Cavaliere spottend, in das Boot schwingen, als mein

Digitized by Google

Fuß von der Planke glitt und ich in das Wasser stürzte. Ein schauriger Augenblick, ein jäher Aufschrei und ich fühlte die Wellen über mir zusammenschlagen.

Ich soll, nach dem was man mir später sagte, kaum fünf Minuten ohne Bewußtsein geblieben sein Natürlich weiß ich nichts davon. Das einzige, was sich mir unauslöschlich einprägte, war mein Erwachen in Graf Anatol's Armen, der mich fest umschlungen hielt und zärtlich angstvoll auf mich nieder blickte. Auch andere geschäftige Hände bedienten mich, die mir eifrig Stirn und Schläfe mit belebenden Essenzen rieben und mich endlich, sorgsam von Anatol unterstützt, in warme Tücher und Decken hüllten.

„A moi, Mademoiselle! La mienne pour toujours!" raunte Letzterer mir leise zu. „Ich preise jenes Mißgeschick, welches mir enfin Gelegenheit zu reden und zu handeln giebt. O Loudowike, ange de ma vie! Nicht wahr, Sie verstehen mich, Sie werden mich erhören und sich mir furchtlos anvertrauen?"

Was ich entgegnete und that, sobald ich wieder Herrin meiner selbst geworden war — es bedarf keiner Erörterungen. Wie Nebel vor der Sonne zerrann jeder einmal vorübergehend erweckte Zweifel an der Tiefe und Uneigennützigkeit der Gefühle des Abgottes meines Herzens. Mein Vater, obgleich anfänglich auch nicht ganz ohne Bedenken hinsichtlich der Nationalität und Geistesrichtung seines zukünftigen Schwiegersohnes, willigte selbstverständlich in Alles, was ich als mein einziges Glück erklärte. Ihre Majestät umarmte mich, nachdem sie mir lächelnd mit dem Finger gedroht, feierlich vor versammeltem Hofe und so war meine Verlobung mit Graf Anatol Dubois öffentlich declarirt und ausgesprochen.

Ich war völlig berauscht von Glück und Anatol schien es nicht minder zu sein. Selten hat wohl eine Braut aus diesen, nur zu oft durch Convenienzheirathen entweihten Kreisen die Glückwünsche des Hofes wie ihrer Freunde und Bekannten mit größerer Zuversicht, mit stolzerer Befriedigung für den Gegenstand ihrer Wahl entgegen genommen, als ich damals.

Eines Abends in der Oper hatte die Hofdame du jour ausnahmsweise nicht den Platz hinter der Königin, da fremde Fürstlichkeiten anwesend und alle Plätze der Hofloge von diesen in Anspruch genommen waren. Der Ceremonienmeister hatte mich somit in eine der Nebenlogen placirt, die durch eine Art von spanischer Wand nach der mir im Zuschauerraume zunächst befindlichen abgeschlossen wurde. So ergab es sich, daß ich meine Nachbarn zur linken Seite zwar nicht sehen, wohl aber jedes Wort deutlich vernehmen konnte, das zwischen ihnen in den Entreacten der Oper gewechselt wurde.

„Wo ist denn heute der schöne Graf Anatol, unser glücklicher Bräutigam?" fragte die scharfe Stimme einer ältlichen Excellenz einen Gesandtschaftsattaché, der seiner bösen Zunge halber allgemein bekannt und gefürchtet war.

„Er hatte unliebsame Neuigkeiten aus Paris und dadurch wichtige Correspondenzen vorhin erhalten", erwiederte der Attaché. „Es scheint doch, daß man König Ludwig und der unglücklichen Marie Antoinette wirklich an Kopf und Kragen will. Eine vermaledeite Brut, diese Helden der Bourgoisie und Sansculotten!"

„So? Also wirkliche Empéchements?" sagte die Excellenz gedehnt. „Nun es soll mich für Mademoiselle Ludowike freuen, wenn er niemals Hin-

Digitized by

derniſſe fingirt und es dem chèr enfant wirklich gelingt, dem frivolen Schmetterling von jenſeits des Rheines dauernd die Flügel zu verſchneiden."

„Ah! iſt er wirklich ſo ſchlimm, oder ſpricht nur die Averſion aus Ihnen, die Sie, Verehrteſte, dieſen Herren Franzoſen von jeher entgegen gebracht haben?" rief der Attaché. „Nein! Ich glaube, Sie gehen zu weit in Ihren Vorurtheilen, Anatol iſt eitel und voller travers in Bezug auf ſeine politiſchen und Standesauffaſſungen! Aber ſeine Braut liebt er aufrichtig, wie mir ſcheint, und es wird eine exceptionell contente Mariage geben!"

„Niemals, ſicher nicht!" lautete die mich wahrhaft erſchütternde Erwiederung. „Nicht weil der Herr Graf Franzoſe, ſondern weil ſeine ganze Art und Weiſe zwar blendend und captivirend, aber durchaus ohne Stätigkeit und oberflächlich iſt! Sahen Sie ihn bei der neulichen Matinée der Prinzeß Heinrich von Preußen, auf der der ruſſiſche Fürſt Waſiliſchef zuerſt ſeine junge Gemalin präſentirte? Mon dieu! welcher Blick war das! Er ſchien wie electriſirt von dieſer Apparition zu ſein!"

Der Attaché lachte.

„Nein, ich war nicht zugegen, aber ich kann es mir denken, wie die Fürſtin Feodorowna nicht nur auf ihn, ſondern auf jeden echten Kenner weiblicher Reize wirkt. Parbleu, iſt das ein Weib! Ich habe ſie letzten Herbſt bei einer Soirée im Winterpalaſte geſehen, und ich verſichere Sie, meine gnädigſte Excellenz, daß ſie die Hälfte der dortigen Männerwelt, verheirathet oder nicht, mit dieſer himmliſchen Geſtalt und dieſen wie Phosphor ſtrahlenden Augen halb wahnſinnig gemacht."

„O voyez donc! — la voilà!" rief die Excellenz mit lebhafter Bewunderung, indem ſie mit vorgeſtrecktem Fächer auf eine mir ſchräg gegenüber befindliche Loge deutete. Nicht nur mein in meiner zitternden Rechten erhobenes Opernglas, ſondern das des halben erſten Ranges richtete ſich wie gebannt dorthin, und vermuthlich war es nicht ich allein, die wie verzaubert auf die Fürſtin ſtarrte. Hatte ſich mir das Herz gleich bei dem, was ich ſoeben gehört, in Eiferſucht, Zorn, Zweifel, Haſt und Indignation zuſammengekrampft; niemals war mir eine blendendere Frau, eine faſcinirendere Schönheit entgegen getreten.

Die Fürſtin Feodorowna Waſiliſchef ſtand dazumal in ihrem 24ſten Jahre. Mit achtzehn Jahren dem Kloſter entnommen, in dem ſie weniger für die Pflichten ihres weiblichen Berufes als für die große Welt erzogen worden war, hatte man ſie auf Befehl des Kaiſers einem ſeiner Günſtlinge vermält, der zu jener Zeit bereits in ſeinem 56ſten Jahre ſtand. Klein und unanſehnlich von Geſtalt, aber noch weit ſtiefmütterlicher in Bezug auf ſeine intellectuellen Gaben und Fähigkeiten bedacht, brachte er der jugendlich ſchönen, lebensfriſchen Gemalin wenig mehr als ein vertrocknetes Herz und eine unbedeutende geiſtige Begabung entgegen. Feodorowna war, als ſie zur Erkenntniß ihrer Lage und der, wie man ſich bei Hofe erzählte, ahnungslos eingegangenen Verpflichtungen kam, der Verzweiflung nahe geweſen. Aber bald gewann das natürliche Recht der Jugend und ihr Verlangen nach Lebensgenuß die Oberhand. Eine gefährlichere Circe und übermüthigere Kokette war ſelbſt zu Katharina's Zeiten ſchwerlich an dem Petersburger Hofe geſehen worden.

Dieſes war, wie ich im Laufe der Zeiten hörte, die Dame, die jetzt in der wallenden Purpurrobe, das glänzend ſchwarze Haar von einem Diadem, blitzender Diamanten umſchloſſen, mir gegenüber ſaß und nun auch ihrerſeits

Digitized by Google

Hof und Logen mit siegesgewisser Miene zu lorgnettiren begann. Wen suchte dieses wunderbare, von Lebenslust sprühende Auge? Wer war es, der es jetzt auf einem Puncte ruhen machte? O, beim großen Gott, es war Anatol, der soeben in die links von mir gelegene Diplomatenloge trat — Anatol, der sein Opernglas erhob, und anstatt zuerst auf mich — auf die Fürstin richtete.

Ein Gefühl, wie ich es niemals gekannt, durchbebte mich mit namenloser Pein. Es war, als wenn eine frevle Hand nach dem Heiligthum griff, das ich mir und meiner Liebe geweiht, in dem ich das Idol meines Herzens aufgerichtet hatte. Es war nicht Haß, nicht Liebe, nicht Zorn, aber ein Gemisch von diesem Allen zugleich. Fast unbewußt griff ich nach einer Essenz, die in meinem Pompadour steckte, und tränkte mein Taschentuch damit, denn ich fühlte mich krank, und es war mir, als ob es vor meinen Augen dunkelte.

„Sind Sie unwohl, meine Gnädigste?" fragte der dienstthuende Kammerherr, der meine Aufregung bemerkt und diese Bewegung gesehen hatte.

„Ja! O bitte, Ihren Arm! Melden Sie es der Oberhofmeisterin, daß sie mich bei Ihrer Majestät entschuldigt und lassen Sie mich schleunigst nach Hause fahren."

Er verneigte sich ehrerbietig und beeilte sich, meinen Wünschen nachzukommen, so daß ich in weniger denn fünfzehn Minuten in meiner Wohnung war, woselbst die geängstete Philippine mir ein Nachtgewand überwarf und mich sorgsam auf eine Chaise longue bettete.

Kaum ruhte ich ein wenig, als ein schriller Klingelzug ertönte. Anatol selbst war es, der, durch mein plötzliches Verschwinden und die Kunde meines Unwohlseins besorgt gemacht, zu mir kam, um sich nach der Ursache desselben zu erkundigen.

„Bitte den Grafen in den Salon", sagte ich von Fieberfrost geschüttelt, indem ich mich eilends erhob und meine Augen trocknete. Dann schritt ich, Philippinens bedenkliches Aussehen anscheinend nicht beachtend, dem bezeichneten, nur durch einen Corridor von meinem Cabinet getrennten Raum zu, in dem mein Verlobter mich, den Hut in der Hand, ehrfurchtsvoll stehend erwartete.

„Sie sind leidend, Ludowike? Sie haben sich aus der Oper entfernt, ohne sich meiner Gegenwart zu erinnern oder mich davon in Kenntniß zu setzen!" begann er mit sanftem Vorwurf, indem er sich mir näherte und meine Hand ergriff, um dieselbe an seine Lippen zu führen.

Ich entzog ihm dieselbe rasch.

„Nehmen Sie Platz, Herr Graf!" entgegnete ich kalt, indem ich seine bestürzte Miene ignorirend, auf einem dem Sopha gegenüber stehenden Sessel wies und mich selbst auf dem ersteren niederließ. „Sie hatten, wie mir schien, nicht eben Zeit oder Gedanken für meine unbedeutende Person, die allerdings weder schön, noch in Purpur und Diamanten, wie die Fürstin Wasilischef gekleidet, noch in den Geheimnissen der Koketterie irgendwie bewandert ist. Ein Herz, das Sie tief und aufrichtig liebt", ich fühlte, wie meine Stimme unter den nur mühsam verhaltenen Thränen zitterte, „und eine nicht ganz mittellose, unbegehrte Hand sie sind das einzige, was ich Ihnen zu bieten habe. Scheint Ihnen das nicht der Mühe werth, so bin ich gern bereit, Ihnen Ihr Wort zurück zu geben."

Der Graf starrte mich in ungekünsteltem Erschrecken an.

„Wie? Ludowike, Theuerste, hörte ich recht, oder sprechen Sie ver-

Digitized by Google

zeihen Sie mir, in Fieberphantasien?" rief er aus und schlug die Hände zusammen. „Ich sollte Sie nicht über Alles lieben und begehren, Ihnen auch nur in dem leisesten Gedanken Grund zu solchen Klagen, zu so ungerechtfertigten Voraussetzungen gegeben haben?"

Der Ton seiner Stimme klang so warm, sein Auge ruhte so offen, fast mitleidig innig auf mir, daß ich unwillkürlich das meine senkte.

„Verstehen wir uns recht, Herr Graf! Ich will nicht von meinen, vielleicht gar nicht einmal verletzten Rechten oder Forderungen an den Mann meiner Wahl und meines Herzens sprechen. Aber ich will, ich muß Ihnen nach den Wahrnehmungen des heutigen Abends noch ein Mal klar und rückhaltslos zeigen, wie ich empfinde, wie ich bin, damit auch Sie mich bis in die geheimsten Fasern meines Wesens kennen lernen. Jedermann schafft sich sein Ideal, das er im Leben so weit als möglich zu verwirklichen strebt. Das meine steht fest. Zweifle ich nun aber, daß der Mann meiner Liebe mich darin begreifen und meinen Erwartungen zu entsprechen versuchen werde, so ziehe ich mich lieber freiwillig zurück. Ich kenne mich zu genau, als daß ich mich wissentlich Täuschungen hingeben sollte, die mein Herz und Leben, müßte ich ihnen dereinst zum Opfer fallen, unerbittlich vernichten, die meinen Glauben an Menschenwerth vergiften, mich vielleicht in Wahnsinn oder Verzweiflung stürzen würden.

Nehmen Sie also, entspricht das Ihren Begriffen und Vorstellungen von mir selber oder dem Glück unserer Zukunft nicht, nehmen Sie alsdann Ihr Wort und Ihren Ring zurück! Besser, den Traum des Herzens nur kurz geträumt, als sich und dem Geliebten ein Leben hindurch das herbste Loos, die bitterste Enttäuschung bereitet zu haben!"

„Aber das ist ja Eifersucht, thörichte und durch nichts gerechtfertigte Eifersucht!" rief Anatol heftig und sprang empor. „Oder meinen Sie, daß ich von den allerdings wunderbaren Reizen der Fürstin Feodorowna gefangen oder vielleicht gar über Gebühr von ihnen umstrickt oder gefesselt sei? Ja, die Fürstin ist schön, das schönste Weib, das ich jemals gesehen oder dem ich bis jetzt in beiden Residenzen begegnet bin. Aber was hat diese ziemlich allgemein empfundene Anerkennung mit Ihnen, Ludowike, mit meinen Gefühlen für Sie und unserer Liebe zu schaffen? Es ist unglaublich, um nicht zu sagen, lächerlich! Wahrlich, Sie könnten eben so gut auf die Venus oder die Flora eifersüchtig sein, die Sie in Schönhausen aus dem Fenster Ihres Zimmers vor der Grotte des Parkes sehen!"

Eine Anwandlung von Stolz und Beschämung zugleich erfaßte mich bei diesem offen gegebenen, halb spottend beendeten Bekenntniß. Wie schön und männlich, wie verführerisch liebenswürdig stand er vor mir, den ich so bitter verkannt, durch ungerechten Argwohn beleidigt und in blinder Leidenschaftlichkeit beinahe unwiderruflich von mir gestoßen hatte. O, über diese elende Klatschsucht und verleumderische Bosheit meiner Nachbarn in der Oper, die mich so gänzlich düpirt, mir durch die fälschlich heraufbeschworene Vision von der Treulosigkeit Anatols jede Klarheit des Geistes, jede ruhige Beurtheilung geraubt, und mich ohne diese gottgesegnete Verständigung wahrscheinlich in einen Abgrund von Reue und Elend gestürzt haben würde.

„Anatol!" flüsterte ich kaum vernehmbar und erhob schüchtern den Blick zu seinem in seltsamen Feuer funkelnden Auge. „O, mein Anatol! Wüßten Sie ganz, wie innig ich Sie liebe, könnten Sie ermessen, wie elend

Digitized by Google

mich dieser Zweifel an Ihrem Herzen, dieser unselige Verdacht gemacht, wie schwer, wie namenlos ich unter den Vorstellungen dieser letzten Stunde gelitten habe, Sie würden mich, selbst im Gefühl des Unrechtes, das ich Ihnen angethan, nicht zu hart verdammen und mir Ihr Mitleid, meiner Reue Ihre Vergebung schenken!"

Er beugte sich über mich und zog mich zärtlich an sein Herz.

„Vergeben, vergessen!" rief er liebevoll, aber mit einer mir fast wehthuenden Heiterkeit, „im Falle Sie mir Angesichts dieser Stunde versprechen, niemals mehr eifersüchtig zu sein. O mon dieu, welche Verwirrung für ein sich passionirt geliebt wissendes Frauenherz! Also nicht wahr, kein Zweifel, kein mich verletzender Argwohn mehr, und Sie werden mich, stets wie heute zu Ihren Füßen sehen!"

Die Zeit, welche von jenem Abend an bis zu meiner Verheirathung mit dem Grafen Anatol Dubois und der Heimkehr der Fürstin nach Petersburg verstrich, wurde durch nichts mehr getrübt, und ich darf sie die glücklichste meines Lebens nennen. Noch einige Mal wurde mir Gelegenheit, Anatol mit der Fürstin zusammen zu sehen und sein Benehmen zu ihr scharf zu beobachten. Aber so kokett dieselbe auch war, und so sehr ihr mein Verlobter offenbar gefiel, auch das eifersüchtigste Auge hätte in seinem Benehmen der schönen Frau gegenüber nichts entdecken können, was die Linie erlaubter allgemeiner Huldigung für Geist und Schönheit nur um eines Haares Breite überschritten, was auch nur zu der gelindesten Mißdeutung hätte Anlaß geben können.

Im März von 1792 fand unsere Vermälung im Hause meines Vaters statt, der durch mein Glück immer mehr mit Anatol ausgesöhnt und von seiner Persönlichkeit eingenommen worden war. Auch meine gütige Königin, die mein Scheiden vom Hofe und aus ihren Diensten aufrichtig bedauerte, überschüttete mich und meinen Verlobten bei dieser Veranlassung mit Beweisen ihrer Huld und königlichen Gnade.

„Nehmen Sie dieses Bracelet zum Andenken an unser Zusammenleben, mon enfant!" sagte sie, nachdem sie mich an dem Morgen meiner Vermälung zu sich hatte bescheiden lassen, „und möge der Stern Ihres Glückes stets so hell und unverändert über Ihrem Leben strahlen, als der Stern von Brillanten hier in diesem Angebinde."

Tief bewegt küßte ich die gütige Hand, die diesen kostbaren Schmuck an meinem Arme befestigte, und flehte zu Gott, daß er den Wünschen meiner hohen bisherigen Gebieterin Erhörung schenken möge.

Anatol, dessen noch immer zeitweise neu empor flammende Zuversicht auf eine bessere Wendung der Dinge durch die Hinrichtung des Königspaares den Todesstoß empfangen hatte, wandte sich nun gänzlich und mit einem Abscheu von dem Treiben seines Volkes und Vaterlandes, der ihm jede weitere Entfernung von demselben nicht nur angenehm, sondern sogar wünschenswerth machte. Er ergriff daher den Auftrag einer geheimen diplomatischen Mission nach Petersburg mit freudiger, mir insofern sehr schmerzlicher Genugthuung, als meine jungen, mich zu zarter Schonung meiner Gesundheit verpflichtenden Mutterhoffnungen, mir seine Begleitung entschieden verboten. Mein Schreck war groß und ich konnte es nicht hindern, daß mir Thränen über die Wangen stürzten, aber ich fügte mich endlich in das Unvermeidliche.

Im Frühjahr 1794, wenige Monate nach unserer Trennung, genas ich

Digitized by Google

eines Töchterchens, das mich um so mehr beglückte, als es seinem Vater sprechend zu gleichen schien. Meine Sehnsucht nach meinem Gatten steigerte sich indessen noch nach der Geburt der kleinen Laura, und ich würde die Leere und Oede meiner Wochenstube, trotz häufiger Briefe Anatols und der Huld Ihrer Majestät, meiner einstigen hohen Gebieterin, die freiwillig Pathenstelle übernahm, bis zur Unerträglichkeit empfunden haben, wenn nicht meine gerechtfertigten Besorgnisse um das Befinden meines Vaters mich bald nach anderer Seite hin sehr in Anspruch genommen hätten. Wenige Wochen nach Lauras Geburt hatte sich nämlich mein guter Papa auf dem Wege zu mir so stark erkältet, daß er seitdem infolge einer ungewöhnlich heftigen Pleuresie Bett und Zimmer hüten mußte. Man kann sich meine Betrübniß denken, und diese steigerte sich zu äußerster Sorge, als diese sogenannte Pleuresie in eine Art von Brustentzündung überging.

Sobald ich selbst wieder ausfahren durfte, eilte ich zu dem geliebten Vater, aber nur, um tief bekümmert und entmuthigt zurück zu kehren. Hatte gleich, wie ja stets seit meinen Kinderjahren, schon mein Anblick genügt, um das bleiche Antlitz des theuren Patienten mit dem Sonnenschein der Freude zu überstrahlen, so erkannte ich leider nur zu bald, wie ephimer dieses Aufflackern seiner bereits tödtlich geschwächten Lebensgeister war und wie wenig ich davon erwarten durfte. Und ich hatte nur zu klar gesehen, denn kaum acht Tage später kniete ich an dem Sterbebette des treuesten der Väter, den jemals eine Tochter und mutterlose Waise besessen hatte.

Der Schlag war hart und traf mich unter den gegenwärtigen Verhältnissen besonders schmerzlich.

„Jetzt habe ich als alleinigen Schutz und Schirm nur noch Dich, mein Anatol!“ rief ich schluchzend, als ich von des Vaters Grabe heimkehrte. Da traf ein helles Kinderstimmchen mein Ohr. „Und Dich, o Liebling meines Herzens!“ fügte ich fast aufjauchzend hinzu, indem ich meine Arme um das zarte, mich holdselig anlächelnde kleine Wesen schlang und es mit meinen Küssen und Thränen zu ersticken drohte. „O, möchtest Du mir wenigstens gesund erhalten bleiben.“

Eines Morgens ließ sich der Courier aus Petersburg zu ganz ungewohnter Stunde melden und überbrachte mir einen Brief.

„Ich glaube, der Herr Graf kehren bald zurück“, sagte er, indem er mir das mit Anatols Aufschrift versehene Päckchen nebst Brief überreichte. Mit entzücktem Aufschrei öffnete ich, aber nur um mit Schreck und Enttäuschung gleich nach den ersten Zärtlichkeitsergüssen und der Betrachtung eines Amuletts für unsere Kleine Folgendes zu lesen:

„Eine unvorhergesehene politische Conjunction verzögert nicht nur meine Rückkehr nach Berlin, sondern sie fesselt mich noch vielleicht auf Jahre an Petersburg. Ich erwarte daher, daß Du, theure Ludowike, so bald Du mit der kleinen Neugeborenen diese weite und beschwerliche Reise ohne Nachtheil unternehmen kannst, mit ihr nach Petersburg kommst. Der Entschluß, Deine Stellung in der Berliner Gesellschaft mit dem Leben an dem hiesigen, halb überfeinerten, halb barbarischen Hofe zu vertauschen, dürfte kein leichter sein. Dennoch zweifle ich nicht, daß Du ihn ohne Zaudern fassen und jedenfalls noch im Laufe des Herbstes hier eintreffen wirst. Ich habe bereits den Palast eines in Ungnade gefallenen Günstlings für mich mit Beschlag belegt und für uns einzurichten begonnen. Also auf nicht zu fernes Wiedersehen

Digitized by Google

in der Czarenstadt! Uninteressant wenigstens wirst Du sie nicht schelten können."

Unwillkürlich entfiel das Blatt meiner Hand. Wie oft hatte ich die baldige Wiedervereinigung mit meinem Gatten in heißen Gebeten erfleht, wie oft Philippine in ungeduldiger, mich fast verzehrender Sehnsucht zugerufen: „daß ich, kehre er nicht bald zurück, Alles in Berlin verlassen und zu ihm nach der Czarenstadt eilen werde."

Aber jetzt, da es zum Scheiden kam, fühlte ich ganz, was ich in Berlin besessen hatte und wie tief ich an dem dortigen Hofe, an dem Leben einer Großstadt hing, die mir eine zweite Heimat geworden war.

Endlich mußte es geschieden sein, aber unser Arzt gestattete die Abreise nicht vor Ende August, und so langte ich denn erst gegen Mitte September, begleitet von der treuen Philippine, dem Kindchen und dessen Wärterin in Petersburg an. Waren es die immerhin sehr bedeutenden Anstrengungen der Reise, von deren Unbequemlichkeit und Gefahr man gegenwärtig kaum mehr eine Vorstellung hat, oder ahnte ich schon instinctiv, wie verhängnißvoll der neue Aufenthalt für mich und mein Lebensschicksal werden sollte — jedenfalls geschah es mit einer Beklemmung sonder gleichen, daß ich in die breiten, in der Sonnengluth fast verödeten Straßen von Petersburg bog, wo Häuser, Kirchen und Paläste ungastlich fremd auf mich nieder blickten.

„Das ist die Newabrücke mit der Aussicht auf den Winterpalast!" raunte mir Philippine zu, die sich mit dem Kutscher bereits auf Russisch verständigt hatte. Ich bog mich aus dem Wagenfenster und prallte zurück. Auf einer Art von eleganter Kibitka, zwei feurige Rosse selbst mit unnachahmlicher Kühnheit und Grazie lenkend, rollte die Fürstin Feodorowna an mir vorüber. Es war nur ein Moment. Aber wenn die Fürstin mir, anstatt gleich einer Vision vorüber zu fliegen, stundenlang zu einem Portrait gesessen hätte, niemals würde ich den Eindruck dieser stolzen Amazone im grünen Sammetbaret und gleichfarbigem Gewand vollkommener in mich aufgenommen und treuer im Gedächtniß behalten haben. Ein Stich ging mir durchs Herz, über dem ich unwillkürlich die Hand zusammenkrampfte. Sie war also hier, sie weilte noch in Petersburg. Anatol sah sie oft, vielleicht täglich und niemals hatte er ihrer erwähnt, niemals eine Andeutung darüber gemacht. Was hätte ich darum gegeben, wenn mir diese erste Begrüßung in der fremden Stadt erspart geblieben wäre!

Einige Minuten später hielt der Wagen vor unserem Palaste an dem Newa-Quai und ich fühlte mich von den Armen meines Gatten umfangen und herzlich willkommen geheißen.

„Endlich! Ich war schon in Sorge, Dich nicht rechtzeitig eintreffen zu sehen", sagte Anatol, indem er seine Blicke forschend von mir auf die Kleine richtete. „Du siehst angegriffen aus, liebe Ludowike. Hoffentlich ändert sich das, wenn die Fatigua der Reise verschwunden ist. Willst Du nicht in das für Dich arrangirte Toilettenzimmer treten?"

Halb im Traume nickte ich und ließ mich ermattet und willenlos auf ein mit Goldstickerei geziertes Kanapee führen, ohne indessen die Kleine von mir zu lassen.

„Und unser Kind, meine holde, kleine Laura, Anatol! findest Du sie nicht ungewöhnlich groß und reizend, findest Du nicht, daß sie Dir selbst zum Sprechen ähnlich sieht?" fragte ich, zugleich stolz und ein wenig gekränkt, daß mein Gatte nach dem forschenden Blick auf Laura nichts gesagt und keine besondere Genugthuung geäußert hatte.

Digitized by Google

Er lächelte.

„Ich verstehe wenig von kleinen Kindern, liebe Ludowike, und muß es erst lernen, sie mit besonderem Interesse zu beachten! Nun, sieh nur nicht so betrübt und erschrocken aus! Man braucht kein Barbar oder herzloser Geck zu sein, weil man sich nicht gerade gleich für kleine Kinder passionirt und in ihnen allen Charme der Welt verkörpert findet!"

Jetzt sagte ich nichts mehr. O weit, weit war das, was ich von Anatols Freude über unser Kind erwartet hatte, hinter diesem Empfange zurück geblieben! Mein Gatte schien etwas von dem zu ahnen, was mich bewegte, denn er ignorirte mein Schweigen und verdoppelte seine Zuvorkommenheit.

„Ich hoffe, die Einrichtung Deiner Zimmer wird Dir gefallen!" begann er von Neuem, „da ich sie möglichst Deinen Berliner Gewohnheiten anzupassen strebte. Hier Dein Empfangssalon", Anatol öffnete die Mittelthür, „links das Kind und seine Wärterin, rechts Dein Schlafcabinet und Ankleidezimmer. Ich konnte mir denken, daß Du Dich hier in der fremden Umgebung nicht gern von Deinem Kinde trennen würdest, und habe mich also, da ich Kindergeschrei absolut nicht vertrage, auf dem entgegengesetzten Flügel des Hauses etablirt. Erschrick nur nicht! Ich ziehe weder nach Moskau, noch nach Sibirien, liebe Ludowike, und Du wirst Dich bei näherer Kenntnißnahme der Räumlichkeiten sogar überzeugen, daß nur ein längerer Corridor uns von einander trennt, der stets im Winter geheizt und durchaus nicht schwer passirbar ist. Doch ich sehe, wie sehr Du der Ruhe bedarfst und will Dich daher für den Augenblick nicht weiter incommodiren. Um fünf Uhr Nachmittags erwarte ich Dich zu einer gemeinsamen Collation im oberen Speisesaale und werde mir erlauben, Dich durch meinen Lakeien Alexowitsch avertiren zu lassen, sobald das Mahl servirt ist." Er küßte leicht meine Stirn, gab Philippinen, die meinen Gatten erstaunt und vorwurfsvoll betrachtete, einige flüchtige Anweisungen über die Richtung der zu den Domestiken führenden Corridore und Klingelzüge, befahl ihr für meine ungestörte Ruhe nach den Strapazen der Reise Sorge zu tragen und war verschwunden.

„Ist das Anatol, mein Gatte?" fragte ich mich schmerzlich betroffen. Er war männlich schöner, verbindlicher in Wahrung der Formen und Dehors als je, sein Benehmen athmete zarte Fürsorge und Aufmerksamkeit. Und dennoch berührte es mich fremd und unsympathisch, und ich konnte nicht umhin, in dem Tone seiner Stimme, in seinem Händedruck und Kusse jene leidenschaftlich liebevolle Innigkeit zu vermissen, die vor unserer Trennung mein Glück ausgemacht hatte. Einige Wochen waren seit meiner Ankunft in Petersburg dahin gegangen. Allmälig dazu befähigt, hatte ich versucht, mich mit den Verhältnissen des russischen Hofes und Lebens ein wenig vertraut zu machen, obgleich dieselben mir durchaus nicht convenirten und mich oft sogar mit Ekel und Indignation erfüllten. Welcher Contrast mit Berlin, obgleich mir das dortige Treiben doch früher auch oftmals frivol und oberflächlich erschienen war! Dort ein, wenn auch nicht eben in sittlicher Beziehung hochstehender, so doch im höchsten Grade wohlwollender und chevalereske König, hier eine alt gewordene, eben sowohl durch ihre ungewöhnlichen Ausschweifungen berüchtigte, als durch ihre großen Eigenschaften berühmt gewordene Czarin. An dem Hofe zu Berlin ein kronprinzliches Paar, das durch Güte und Holdseligkeit aller Herzen gewann. In Petersburg der wilde, von Launen und Lastern beherrschte Großfürst Paul, dessen sanfte, durch ihn höchst unglückliche Gemalin vor seinem wilden Jähzorn zitterte und vor dessen

Digitized by Google

Thronfolge die Bessergesinnten in gerechtfertigten Sorgen bangten. Und nun erst die Petersburger Gesellschaft, die Repräsentanten des Adels und der höchsten staatlichen Würden und Aemter! Welches Barbarenthum, von feinster französischer Civilisation übertüncht, welches affectirte Kokettiren mit französischem Geiste!

Man gab vor, einen Rousseau und Mirabeau zu bewundern und entblödete sich nicht, eine Despotie und Willkür auszuüben, die Alles, auch das Heiligste, verspottete oder mit Füßen trat, wenn es den bösen Gelüsten des Augenblicks entgegenstand, oder dieselben zu vereiteln drohte. Ich kann nicht leugnen, daß ich oft meinen Augen und Ohren kaum traute und mich mit Scham und Entrüstung von einer Sittenverderbniß abwandte, die mein ehrliches deutsches Herz und Gefühl tief empörte und verwundete.

Wir waren nicht lange beisammen, als die Thür sich öffnete und ein reich galonnirter Diener meinem Gatten unter servilem Küssen des Rockes ein zierlich gefaltetes, mit Wappen und Krone verbrämtes Billet überreichte.

„Von der Fürstin Feodorowna Wasilischef!" sagte er russisch. „Durchlaucht sind seit gestern von dero Besitzung bei Zarskojethelo nach Petersburg zurück gekehrt und erwarten Euer Gnaden, den Herrn Grafen, noch heute zum Thee. Werden dieselben der Einladung Folge leisten?"

Eine leichte Verwirrung spiegelte sich auf Anatols ausdrucksvollen Zügen.

„Ein politisches Aviso! Ich erwartete es längst!" sagte er, nachdem er das Billet eilig gelesen, zu mir gewendet, indem er die Brauen leicht zusammenzog. „Die Fürstin ist, wie Du vielleicht bereits gehört hast, eine glühende Anhängerin der französischen Dynastie, und infolge dessen auch dem Grafen von Artois, dessen Bekanntschaft sie einst in Paris bei ihrer schönen Freundin, der unglücklichen Herzogin von Lamballe gemacht, enthusiastisch zugethan. Der Graf von Artois aber befindet sich augenblicklich unter den französischen Refügies in Coblenz am Rhein, und es ist in seinem Interesse, daß sie mich noch heute Abend zu sprechen wünscht."

„Ich hörte und weiß nichts von dem Allen und am wenigsten, daß die Fürstin in Petersburg oder dessen Umgebungen lebt!" entgegnete ich kalt. „Wie sollte das auch sein?" fügte ich meinen Gatten scharf fixirend hinzu, „da Du mir niemals weder brieflich noch mündlich die leiseste Andeutung darüber gemacht hast. Nimmt die Fürstin Ihren bleibenden Aufenthalt hier, oder werden wir des Vergnügens der Erneuerung dieser Bekanntschaft verlustig gehen?"

„Wie Du fragst, Ludowike! Man sollte wirklich supponiren, daß Du die kleine Berliner Affaire noch nicht vergessen und nur auf die Gelegenheit gewartet hättest, Deinem Unmuth Ausdruck, Deinem Mißtrauen über die Art meiner Beziehungen zu der Fürstin neue Nahrung zu geben!"

„Nun èh bien, und wenn dem so wäre?" fragte ich kurz und kreuzte die Arme über einander.

Er sprang schnell empor. Auf seiner Stirn zeigte sich eine tiefe Falte, und sein Auge sprühte Zorn.

„Prennez garde, ma chère! Man befestigt Bande nicht, indem man an die Möglichkeit ihrer Verletzbarkeit zu glauben oder sie wohl gar zu fürchten scheint. Au revoir pour aujourd'hui. Ich hoffe Dich morgen in anderer und aimablerer Stimmung wieder zu finden!"

Es ist schwer zu sagen, ob ich mich mehr verletzt, bestürzt, oder durch

Digitized by Google

Anatols Behandlung einer Angelegenheit, die mich so tief erregte, aufgebracht fühlte. Jedenfalls erhob auch ich mich sogleich und eilte auf mein Zimmer, wo ich mich in schmerzliche Grübeleien verlor und selbst an dem hellen Lachen meiner kleinen Laura, die mir beide Aermchen entgegen streckte, keine rechte Freude hatte.

„Was ist das zwischen der Fürstin und Anatol?" fragte ich mich wieder und wieder, indem ich zerstreut aus dem Fenster auf die Newabrücke niedersah, über die soeben meines Gatten offene Kibitka mit ihm rasselte. Es wurde bereits finster, aber doch erkannte ich noch deutlich seine vornehm nonchalante Haltung und die rasch befehlende Bewegung des Armes, mit der er den Kutscher zu schleunigerer Fahrt anspornte.

„Giebt es wirklich nur politische Beziehungen und derartige gemeinsame Interessen, welche diese beiden so hervorragenden, durch Schönheit und Esprit glänzenden Persönlichkeiten an einander fesselt? Darf ich es glauben, ohne Selbstbetrug mir mit der Hoffnung schmeicheln, daß mein Gatte, sollte die Fürstin ihm wirklich mehr als erlaubtes Interesse schenken, den Verlockungen dieser koketten, bezaubernden Sirene widerstehen, daß er meiner heiligen Rechte, seiner Pflichten eingedenk sei, meine Liebe nicht verrathen werde? O, ich will mich an diese Hoffnung klammern, ich will an ihn, den Heißgeliebten glauben, will die Zuversicht an seine Redlichkeit und Treue mir so lange es irgend möglich ist zu wahren trachten. Denn wehe mir und wehe ihm, sollte es anders sein! Wehe mir, wenn die Dämonen, welche ungeahnt in meiner Brust geruht, dermaleinst durch Verrath und Leidenschaft in mir entfesselt werden sollten!

Anatol, mein noch immer heißgeliebter Gatte, verstand mich täglich weniger und ich fühlte, daß sich die Kluft der Entfremdung immer mehr zwischen uns erweiterte, ohne daß ich den Schlüssel dazu mit Bestimmtheit gefunden hätte. Zwar empfand ich einen gewaltsamen Einfluß, der sich zwischen uns drängte, und fühlte tief bekümmert, daß längst nicht mehr Alles wie einstmals stand und sich eine dunkle Wolke des Mißmuthes innerer Unbefriedigung mehr und mehr auf mein Herz, wie auf sein Leben legte. Aber dann war er plötzlich wieder so liebreich und rücksichtsvoll für mich. Dann erschien er so heiter im Verkehr mit mir und unserer kleinen Laura, die ihr Lockenköpfchen schon so zuthunlich an meine Schulter schmiegte, daß ich mich wieder in jäh auflodernder Freude und Hoffnung fragte: „Ob Anatol mir denn für meine unbezwingbare Eifersucht hinsichtlich seines Verkehrs mit der Fürstin auch in der That eine Veranlassung gäbe und ob alle Zweifel und Qualen, welche ich dieserhalb insgeheim erduldete, nicht schließlich doch nur krankhafte Erzeugnisse meiner überreizten Phantasie und leidenschaftlichen Argwohns seien?"

Einige Zeit später, es war ein ungewöhnlich stürmischer, kalter Februarabend, wurde mir, als ich einsam stickend bei meiner Lampe saß, eine große Subscriptionsliste überreicht. Sie enthielt die Aufforderung der Betheiligung an einem Maskenfeste, welches der Minister Czernischew heimlich zur Belustigung des Großfürsten Paul zu arrangiren und in einem Locale der Stadt zu geben wünschte.

Ich blickte zweifelnd und erstaunt auf die Liste hin, auf der sich die ersten Namen der Petersburger Aristokratie und des Hofes bereits verzeichnet fanden. Flüchtig durchblätterte ich das voluminöse Packet und stand soeben im Begriff, es Philippinen mit der Bemerkung zurückzugeben, „daß diese Aufforderung für mich wohl eine Verwechslung

Digitized by Google

und ich durchaus nicht in Stimmung für derartige Festlichkeiten sei", als der Name der Fürstin Wasilischef sowohl, als der meines Gatten meine Aufmerksamkeit fesselte. „Sie würden", sagte ich mir, „also Beide diesen Ball besuchen. Ich könnte, ginge ich gleichfalls dorthin, endlich ohne Wissen Anatols und unter dem Schutze der Maskenfreiheit die so oft heißersehnte Gelegenheit finden, ihn und Diejenige in ihrem wahren Verhältniß zu beobachten, die mein Dasein und meinen Seelenfrieden mehr und mehr vergiftete. „Gieb mir eine Feder und Tinte, ich werde diesen Maskenball besuchen!" sagte ich schnell entschlossen zu der erstaunten Kammerzofe. „Und Du allein", fügte ich leiser hinzu, „Du allein sollst darum, wie um die von mir gewählte Maske wissen, Philippine! Ich habe triftige Gründe dafür!"

„Aber doch nicht etwa um der Frau Fürstin Wasilischef willen?" fragte diese zögernd und beklommen.

Ich erbebte vor Scham und Zorn. Also das Verhältniß meines Gatten zu dieser Dame ward bereits so offen besprochen, daß es bis zu der Getreuen gedrungen war. Nein, so ging es nicht! Klarheit wollte und mußte ich haben, die Verleumder entlarven, sie durch Anatol zur Rechenschaft ziehen, oder mich von ihm scheiden lassen. Solchen Affront, hatte er mir ihn wirklich angethan, war ich nicht zu erdulden entschlossen.

„Es gilt gleichviel, welches meine Gründe für den Besuch dieses Festes sind!" sagte ich kurz. „Genug, ich will es und zwar Incognito mitmachen und Du wirst mir dazu behülflich sein. Gieb die Liste dem Boten zurück Weder Anatol noch die Fürstin werden meinen Namen auf derselben verzeichnet sehen!"

Die treue Seele wagte keine Einrede mehr. Schweigend küßte sie meine Hand und that, wie ich befohlen hatte, so rechthaberisch und eigenwillig sie auch gegen Andere oft war, und wie sehr sie in meinem Interesse zu remonstriren liebte. Kam es mir wirklich auf die Erfüllung eines Wunsches oder die prompte Ausführung eines Befehles an und hatte ich meinen Kopf darauf gesetzt, so machte sie meine Sache so eifrig zu der ihrigen, daß sie geschehen mußte und hätte sie deshalb den Himmel stürmen oder durch die Hölle wandern sollen.

Das in Rede stehende, sich der besonderen Protection des Ministers erfreuende Maskenfest war um so glänzender und besuchter, als die leidende Czarin alle geräuschvolleren Feste im Winterpalaste so viel als möglich vermied, und also weniger Gelegenheit zu derartigen Unternehmungen geboten war.

Was sich an leichtlebiger und vergnügungssüchtiger Aristokratie augenblicklich in Petersburg befand, hatte sich demnach eingefunden und das Gedränge war anfänglich so groß, daß ich und Philippine, die ich zu meiner Begleitung unter der Firma meiner Gesellschafterin eingeschmuggelt hatte, kaum in den mittleren Hauptsaal zu dringen vermochten. Noch weniger gelang es uns also natürlich auch, sogleich die beiden Masken zu entdecken, derenthalben ich dieses, nur bei so glühender Eifersucht denkbare Wagniß meiner geheimen Herkunft unternommen und ausgeführt hatte.

Daß mein Gatte im Siècle und in der Maske König Karl VII. von Frankreich und die Fürstin als Agnes Sorel erscheinen wollte, hatte Philippine durch Anatols Diener Alexowitsch herausgebracht. Dieser war der Anbeter einer hübschen französischen Kammerzofe, welche die Fürstin einst aus Paris mitgebracht hatte. Die Wahl dieser Masken gab selbstverständlich

Digitized by Google

meinem Argwohn neue Nahrung. Sie war sehr anzüglich, wie mir schien. Jedenfalls, wenn sie nicht Verabredung war, ein seltsames Zusammentreffen.

Mit klopfendem Herzen und vor Erregung bebenden Pulsen erwartete ich den Anblick der beiden verhängnißvollen Masken, die sich noch immer nirgends zeigen wollten. Ich hatte mich als Zigeunerin vermummt und mit schwarzer Lockenperrücke und brauner Schminke vollständig unkenntlich gemacht. Meine Figur war in einen dichten bunten Mantel gehüllt, dessen Capuchon meinen Kopf vollständig bedeckte und um Stirn und Kinn zusammengezogen war. Philippine humpelte als „chauve-souris" neben mir.

„Dort sind ja auch die Inseparables!" murmelte endlich eine Schäferin aus der Zeit Ludwig XIV., in der ich eine der Fürstin besonders feindlich gesonnene Ehrendame der Großfürstin Paul zu erkennen meinte.

„Wie verliebt dieser roi Charles seine schöne Sorel am Arme führt und mit welchem abandon d'amour sie sich ihm anzuschmiegen scheint! — Ist es nicht ein frappirend in seine Masken passendes Paar? Es ist wahrhaftig deliciös, nur daß Monsieur le comte schöner als roi Charles und die Fürstin Wasilischef eine weit abgefeimtere Kokette als jene sanfte Agnes Sorel ist, die zwar auch vor Liebe girrte, aber doch weit anspruchsloser dachte!"

Ein spöttisches Lachen war die Erwiederung der männlichen, in dieser Weise angeredeten Maske.

„Ja, allerdings! Anspruchslosigkeit ist keine der Schwächen, deren man die schöne Fürstin zeiht!" sagte dieselbe mit ironischem Tone. „Wen sie einmal für ihren Triumphwagen auserkoren hat, den pflegt sie, wie ich aus Erfahrung weiß, immer ganz und ausschließlich mit Beschlag zu belegen und für ihre politischen oder sonstigen Intriguen auszubeuten, so lange ihr gerade der Kopf danach steht. Wie treibt sie es z. B. jetzt einmal wieder mit diesem beau comte Français, der ja doch, trotzdem er selbst eine reizende ihn adorirende Frau besitzt, gänzlich in diese Wasilischef vernarrt und nur noch ein willenloses Spielwerk ihrer Launen ist. Doch, das schöne Paar kommt auf uns zu! Ich glaube, Madame la Princesse hat selbst unter ihrer Maske bemerkt, daß sie der Gegenstand unserer Conversation gewesen ist. Lassen Sie uns eilig in den Nebensaal gehen."

Die Schäferin ergriff den Arm des vermummten Cavaliers und verschwand unter der Menge, indessen ich, einer Ohnmacht nahe, ohne recht zu wissen wie mir oder was sonst um mich geschah, die Fürstin und Anatol auf mich zuschreiten sah.

„Voyez donc, mon ami, eine Wahrsagerin", begann die Fürstin, indem sie kaum zwei Schritte von mir entfernt stehen blieb und sich mit unnachahmlicher Grazie auf Anatol stützte.

„Wunderbar!" entgegnete er. „Hier, wo Alles Schein und Maske ist, scheint mir ein wenig geeigneter Ort, um die Wahrheit zu hören."

„O, weshalb, mon ami! Dieses Genre von Geschöpfen war von jeher meine Passion! Lassen Sie uns näher treten und dieses wandelnde Orakel höflich um einige seiner sicher untrüglichen Sprüche bitten."

„Was wollen Sie wissen, Feodorowna, das Ihnen nicht längst, meine Wenigkeit betreffend, offen vor der Seele läge?" lautete die, in jenen weichen, der Sprache des Herzens allein zu Gebote stehenden Mollaccorden gegebene Erwiederung. „Wissen, fühlen Sie es ja doch, daß ich seit jenem unvergeßlichen Abend, wo Sie mir die Gunst Ihres geheimen Empfanges unter dem Vorwande politischer Mittheilungen zuerst gewährten, hülflos, willenlos an

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

König Humbert I. von Italien.

Digitized by Google

Digitized by Google

Sie gefesselt bin, daß ich nur noch an dem Zucken Ihrer Wimpern hänge und längst Allem abschwor, was mir von Ihnen nicht geboten oder auferlegt ward! Ja, Sie müssen es wissen und fühlen, daß ich nur noch einen Gedanken, einen Ehrgeiz kenne — mich von Ihnen ausschließlich begünstigt und geliebt zu wissen!"

Ein jäher Schrei entrang sich bei diesen letzten Worten meiner Brust, die mein Elend und meine Schmach so unerbittlich besiegelten. Die Umstehenden stutzten und selbst Anatols unter der Maske funkelnde Blicke ruhten einen Augenblick bestürzt auf mir. Dann sank ich ächzend und zusammenzuckend an Philippinens treue Brust, die mich mit starken Armen umfing und durch das mich neugierig umringende Gedränge trug. „Laissez là, elle a des crampes!" hörte ich ihre Stimme laut und befehlend rufen. Dann senkte sich eine tiefe, wohlthuende Bewußtlosigkeit auf alle meine Sinne nieder.

Ein leises Weinen, mit dem meine holde, kleine Laura nach der Wärterin rief, gab mich endlich dem Bewußtsein zurück, das mit erschrecklicher, mich wahrhaft vernichtender Klarheit auf mich eindrang. Jäh sprang ich aus dem Armstuhl empor, in den mich der treuen Zofe Hand liebevoll gebettet hatte.

„Philippine!" rief ich mit einer Stimme, die selbst mir hart und fremd erklang, „sage mir, ist Alles das wahr, was ich auf jenem unglückseligen Maskenfeste von Anatol selber gehört und vernommen habe? Nein, es ist nicht möglich, es kann nicht sein! Siehe mich an und sage mir, daß es eine böse spukhafte Vision, daß Anatols, meines so heißgeliebten Gatten Leidenschaft für jene schöne buhlerische Circe nur ein thörichter Wahn, nicht aber eine unerbittlich feststehende Thatsache ist! Sage das, Du Getreue, die Du mir stets so redlich gedient, sage mir: „Dein Gatte ist treu. Du wurdest nicht verrathen, nicht das Opfer jener gleißnerischen Buhlerin!" und ich will Dir auf den Knien danken, ewig Deine rettende Nähe preisen!" Mit erhobenen Händen blickte ich zu der, das Gesicht mit ihrem Taschentuche Verhüllenden empor, die, wie es mir schien, Leben oder Tod für mich in ihrer Antwort trug. Ich sollte dieselbe nicht lange vergeblich erwarten.

„Mein Leben dafür, wenn ich Ihnen das sagen könnte!" murmelte Philippine dumpf, indem sie das Taschentuch von ihrem Antlitz sinken ließ, dessen todtenähnliche Blässe selbst in diesem Augenblick einen Eindruck auf mich machte. „Aber ach, ich vermag es nicht! Was ich lange schon aus unvorsichtigen Aeußerungen des Alexowitsch und anderer Leute geahnt und in banger Vorhersicht gefürchtet habe, es ist eingetroffen. Graf Anatol, mein armer verblendeter Herr, liebt die Fürstin. Er liebt sie mit solcher wilden, dämonischen Allgewalt und Leidenschaft, daß er vermuthlich schon jetzt, auf Wunsch dieser ehrvergessenen Fürstin, auf Scheidung sinnt und nur auf eine Gelegenheit wartet, um mit seinem Anliegen hervorzutreten."

„Und ich würde diese Scheidung meinerseits nicht nur gewähren, sondern dieselbe als mein heiliges Recht beanspruchen!" rief ich außer mir vor Entrüstung, Stolz und Zorn. „Nichts auf Erden, Philippine, nichts, was sonst wohl binden könnte oder in Rücksicht zu ziehen ist, soll mich hindern, mich von diesem, mich so grausam verrathenden Gatten zu befreien, der mich — o, ich erkenne es jetzt mit tiefem Schmerze — niemals verstand, meiner aber nunmehr völlig unwürdig ward. Wie ein rächender Dämon soll ihn mein Bild verfolgen. Im Wachen wie im Traume soll es zürnend, seine Freuden vergiftend, vor ihn treten und ihm wie Derjenigen fluchen, um derentwillen er mich so namenlos elend gemacht hat. Ja, ich hasse ihn jetzt in demselben Maße,

Digitized by Google

wie ich ihn einst geliebt! Ich fluche ihm und Allem, was ihm theuer ist, und Gott, der ein gerechter Gott, möge dieser von mir auf ihn herabgerufenen Nemesis rächende Allgewalt tödtlich treffende Pfeile senden!"

Ich war am Ende. Erschöpft, geistig und körperlich gebrochen, wankte ich meinem Lager zu, um schon binnen weniger Stunden in einem Fieber zu rasen, das mich fast sechs Wochen hindurch besinnungslos und hoffnungslos an dasselbe fesselte. Als Anatol in der, seit unserem Petersburger Zusammenleben eingeführten späten Vormittagsstunde nach jenem unglückseligen Maskenfeste in mein Zimmer trat, um mir den üblichen flüchtigen Morgengruß zu bieten, fand er außer der treuen Philippine bereits einen der berühmtesten deutschen Aerzte an meinem Lager, der bedenklich den Kopf schüttelte.

„Das ist Typhus und zwar in der bösartigsten Weise", sagte er auf Anatols doch natürlich bestürztes Befragen, „und Gott der Herr allein kann wissen, ob die Frau Gräfin jemals wieder aufstehen wird."

„Aber wie kommt sie zu dieser, durch kein vorhergehendes Symptom angezeigten entsetzlichen Krankheit?" forschte mein Gatte.

„Erkältung, Gemüthsbewegung, wer kennt die letzten Gründe der Entstehung?" lautete die mit Achselzucken gegebene Erwiederung.

„Gemüthsbewegung, Erkältung, also geistige wie körperliche Ueberanstrengung. Wissen Sie etwas näheres darüber, Mademoiselle Philippine?" fragte Anatol, der über der Letzteren ernstes Kopfnicken und starren, finsteren Gesichtsausdruck wirklich erschrocken war.

„Nicht mehr, als die Wahrsagerin auf dem gestrigen Maskenfeste, die ich begleitete und auf welche die Frau Fürstin Wasilischef des Herrn Grafen Aufmerksamkeit zu richten beliebte!"

„Sie — wäre es möglich? — o Gott!" rief Anatol dumpf und schlug sich mit der Hand vor die Stirn. Dann wandte er sich rasch wie von den ihm plötzlich aufsteigenden Gedanken gejagt der Thüre zu, stand einen Moment wie unschlüssig zögernd auf der Schwelle und kehrte dann nochmals zurück. „Für die Heilung dieser Krankheit scheine ich eher hinderlich als nothwendig zu sein", sagte er bitter und mit gesenktem Blick. „Doctor, thun Sie Ihre Pflicht. In besserer Obhut, als sie Ihre und dieser Dame Pflege bietet", er deutete leicht zu Philippine hinüber, die mir dieses Alles später berichtete, „wüßte ich die Frau Gräfin nicht zurückzulassen."

Es war ein für Rußland ungewöhnlich linder, sonniger Apriltag, an dem ich mich noch sehr leidend und schwach, aber doch in voller Herstellung begriffen, zum ersten Male auf das Sopha betten und an das Fenster tragen ließ. Von den geöffneten Pforten des Grabes wie durch ein sichtliches Wunder zurückgekehrt, ohne Schmerz und ohne Freude in tiefe Bewußtlosigkeit und Apathie versenkt, hatte ich mit der allmälig wiederkehrenden Genesung mehr das Gefühl: „daß sich etwas Ungeheueres, unwiderruflich Schreckliches begeben, als worin dasselbe eigentlich bestanden habe!" Drängte sich mir aber dennoch während dieser Zeit einmal unwillkürlich eine Frage nach Anatol oder meinem Kinde auf die Lippen, so legte die treue Philippine leise den Finger auf den Mund.

„Nicht jetzt, noch nicht, meine theure Gebieterin!" pflegte sie dann wohl zu flüstern. „Es wird Alles gut, wenn Sie nicht fragen und sich ruhig nach der Vorschrift des Arztes halten. Sonst aber", Thränen netzten ihre Augen, die sie mit unwiderstehlicher Bitte auf mich richtete, „sonst aber bürgt der

Digitized by Google

Herr Doctor nicht für den Ausgang! — O, möchten Sie, meine Gebieterin, doch das Ihre thun, um sich Ihrem Kinde zu erhalten!"

Ich reichte ihr dankbar meine abgemagerte Hand, die sie glühend an ihre Lippen preßte. „Und Anatol?" fragte ich zaghaft und mit Furcht.

„Der Herr Graf haben Petersburg zu der Stunde in dienstlicher Angelegenheit mit Moskau vertauscht, in welcher der Arzt die Erhaltung und Genesung der Frau Gräfin als gesichert angaben", entgegnete sie schnell. „Sobald es ohne Nachtheil für das Befinden von Ihro Gnaden geschehen kann, werden der Herr Graf, wie er mir mitzutheilen befahl, ein Weiteres von sich hören lassen."

So stand es um mich, als ich einige Zeit nach dem oben erwähnten Gespräch gedankenvoll in meinem Zimmer saß und das sich frisch entfaltende Treiben am Newa-Quai meine Aufmerksamkeit zu fesseln begann. Der breite Strom, seit wenigen Tagen von der Last des Eises befreit, präsentirte sich in stolzer, lachender Schönheit. Leichte Kibitkas und schwere Carossen rollten über die stattliche Brücke und neben den zottigen Bärenmützen der Kutscher und den, noch winterlich in lange Pelze gehüllten Gestalten eilig hin und her trottelnder Leibeigener, zeigte sich bereits hin und wieder eine elegante offene Equipage oder Frühjahrstoilette. Da plötzlich, — nein es war kein Traum, — rasselte auch die Fürstin in unveränderter, strahlender Schönheit an mir vorüber. Sie hatte weit zurückgelehnt in ihrer vergoldeten, von vier stolzen Schimmeln gezogenen Carosse gesessen. Jetzt, gerade vor meinem Fenster, bog sie sich weit hinaus und blickte hinauf. Ihr Mund lächelte, ihr Auge streifte mich wie im Triumphe, — ich fühlte mich erbleichen, trat eilig vom Fenster zurück und klingelte nach Philippine. Eine plötzliche Schwäche hatte mich übermannt und es war mir, als ob sich das Zimmer mit seinen goldgestickten Möbeln und hohen Trumeaus um mich im Wirbel drehe.

„Mein Gott! sind Frau Gräfin wieder unwohl?" fragte die Getreue ängstlich. „Dann darf ich wohl dieses hier", sie zeigte auf ein Schreiben von Anatols Hand, „auch jetzt nicht abzugeben wagen?"

„Gieb her!" herrschte ich ihr zu, indem ich das Siegel mit Ungestüm zerriß und mich auf einen Sessel fallen ließ. Der Anblick dieser mir einst so werthen, jetzt so gefürchteten Schriftzüge hatte mich electrisirt und mir plötzlich meine Willenskraft zurückgegeben. Mit bebender Hand und vor Erregung klopfendem Herzen, aber doch äußerlich gefaßt, las ich wie folgt:

„Frau Gräfin! Nach dem, was zwischen uns trat und was Ihnen jener, auch für mich verhängnißvolle Maskenabend enthüllte, bedarf es wohl kaum einer Entschuldigung für den Inhalt dieser Zeilen, die Sie schwerlich befremden und jedenfalls nur Ihren berechtigten Wünschen zuvorkommen werden. Der Fürst Wasilischkof ist, wie man Ihnen vielleicht gesagt hat, vor einigen Wochen vom Schlage getroffen und binnen wenigen Stunden dahingerafft worden. Die Fürstin ist also frei und meiner Alliance mit ihr steht nichts mehr als die Scheidung von Ihnen entgegen. Daß Sie dieselbe nicht nur bewilligen, sondern nach dem, was zwischen uns vorgefallen ist, lebhaft begehren werden, dafür bürgt mir Ihr Stolz und dasjenige, was Sie nach Ihren deutschen Begriffen von Tugend und Ehre nicht nur Verrath an Ihrer Liebe, sondern auch ein verabscheuungswürdiges Verbrechen nennen, das durch nichts jemals gesühnt werden könnte. So hoffe ich denn, daß Sie meinen Antrag der Einleitung unserer sofortigen Scheidung vollkommen sanctioniren und mir keine Schwierigkeiten in den Weg legen werden. Was meine torts ge-

Digitized by Google

gen Sie und unser Kind angeht, so gestehe ich Ihnen dieselben im vollen Maße zu, und ist es in Betracht derselben selbstverständlich, daß Laura Ihr alleiniges Eigenthum bleibt. Dieses hinzuzufügen scheint mir — Ihrem Attachement für die Kleine vis-à-vis — nur Pflicht der Noblesse und jener chevaleresken Gesinnung zu sein, die Sie selbst stets so hoch anzuschlagen liebten. Ich justificire mich im Uebrigen in Ihren Augen nicht, ja ich mache nicht einmal den leisesten Effort dazu! Meine Anschauungen über gewisse Herzensaffairen und unbesiegliche Passionen waren niemals streng, geschweige denn nach Ihrem Sinn. Vergeben Sie mir, Ludowike, in so weit Sie es vermögen und glauben Sie mir, daß ich mehr als ein Mal die redlichsten Dessins gehabt, gegen meine Faiblesse für Diejenige anzukämpfen, die jetzt die Gebieterin meines Herzens und Lebens ist.

Indem ich Alles, was Ihre materiellen Interessen betrifft, selbstverständlich respectiren und Ihnen wenigstens in Bezug auf die Wahrung dieser keinen Grund zur Klage geben werde, nenne ich mich in hochachtungsvoller Ergebenheit

Anatol Comte Dubois."

Das Blatt entfiel meiner Hand. Sprachlos starrte ich vor mich hin bis ein dumpfer Ausruf Philippinens mich daran erinnerte, daß es noch ein Wesen gab, welches ein heiliges Anrecht an mich besaß, daß ich für mein Kind, meine holde, kleine Laura zu leben und zu handeln hatte.

„Packe die Koffer und befiel meinem Lakaien, die Postcarosse zu bestellen und sich zur Abreise bereit zu halten", sagte ich tonlos. „Morgen in aller Frühe verlasse ich Petersburg und kehre nach Berlin zurück. O, daß ich es niemals erblickt, daß ich vorher gestorben wäre!"

Philippine sank vor mir nieder, ergriff meine kalten, zitternden Hände und badete sie mit ihren Thränen und Küssen.

„O, meine arme, über alles geliebte Gebieterin!" schluchzte sie. „Warum habe ich diese, schon so oft mit heimlichem Grausen gefürchtete Stunde wirklich schauen, warum solches Elend erleben müssen?"

Ich bog mich über sie und zog sie sanft empor.

„Um mich noch zu erinnern, daß es doch noch Treue auf dieser Erde giebt!" entgegnete ich wie im Traume. Dann eilte ich auf das Bett meines Kindes zu, riß es leidenschaftlich empor und benetzte seine rosigen Wangen mit einem Thränenstrome, der mich wohlthätig aus der Erstarrung löste, in die mich die Erfahrung dieser letzten Stunde hatte versinken lassen.

Mehr als zwei Jahre waren vorübergezogen und meine Scheidung von Graf Anatol Dubois bereits längst gerichtlich terminirt und ausgesprochen worden.

In Berlin, das ich allmälig als meine eigentliche Heimat zu betrachten gelernt, öffneten sich mir die früher bekannten und befreundeten Kreise mit einer so zarten, ich möchte sagen rührenden Hochachtung und Theilnahme, daß ich nicht unempfindlich dagegen bleiben konnte. Mein tiefverwundetes Gemüth wandte sich nach und nach wieder mehr dem Leben und einem Verkehre intimster Geselligkeit zu, vor dem es anfänglich zurückgeschreckt war und dem es sich für längere Zeit fast eigensinnig entzogen hatte. Vor allem war es aber auch die Königin Elisabeth Christine, meine einstige hohe Gebieterin gewesen, die mir ihre Hochschätzung und unveränderte Zuneigung auf jede Weise bezeigt und damit manchen lindernden Balsam in mein krankes, tiefverletztes Herz geträufelt hatte.

Digitized by Google

„Leider hat der Stern in Ihrem Bracelett gelogen und die Wünsche schlecht erfüllt, die ich einst an ihn geknüpft, mon enfant!“ sagte sie bei unserem ersten Wiedersehen, indem sie mir gnädig die Hand zum Kusse reichte und mit ihren Lippen meine Stirn berührte. „Aber — j'espère que vous triompherniz de ces misères, — und daß Ihnen Ihre Fièreté helfen wird, diesen Ingraten zu vergessen, den man in der That, trotz seiner blendenden äußeren Vorzüge und diplomatischen Capacität, gar nicht respectiren kann. Ja, ja! Es bleibt immer gewagt, wenn sich ein ehrliches deutsches Herz mit diesen Herren Franzosen enfilirt, die ein solches meistens nicht entfernt begreifen oder zu würdigen wissen. Nun dieu merçi, daß Sie wenigstens wieder in Berlin und in unserer Nähe sind, wo auch ich Ihnen meine Sentiments darthun kann. Hoffentlich kommen Sie öfter zu mir. Mein Attachement für Sie, ma chère, ist niemals aufrichtiger und herzlicher gewesen.“

Ich erkannte das tief, so wie auch die holdselige Güte und Freundlichkeit, welche mir die unvergleichliche Kronprinzessin Luise entgegen brachte. Von allen Seiten verwöhnt und ausgezeichnet, hätte ich in dem Bewußtsein so viel unverdienter Zuneigung, wie in dem ersichtlichen Gedeihen meiner kleinen Laura sicher noch früher Trost und jene resignirte Befriedigung gefunden, welche der Lohn ernster Kämpfe und heißen Ringens mit den wilden Regungen eines rebellischen Herzens ist, wenn nicht ein neuer Vorfall mich auf das Heftigste erschüttert und in die Zeit der tiefsten Seelenqualen zurück geworfen hätte.

Schon lange nachdem die letzte Instanz unserer Scheidung durch meine Hände gegangen war, wußte ich nichts von Anatol, außer daß er der, anscheinend hochbeglückte Gatte der Fürstin Feodorowna sei, die ihn, um seine Genugthuung zu krönen, mit einem Knaben und Erben seines Namens beschenkt und ihn in derselben enthusiastischen Leidenschaft zu erhalten verstanden habe. Da ließ mich eines Tages die Königin Elisabeth Christine zu ungewöhnlicher Stunde zu sich bescheiden, da sie mir etwas Wichtiges, das mich nahe betreffe, zu sagen habe. Gleich bei dem Eintritt der Majestät, die mich in dem wohlbekannten Salon zu Schönhausen empfing, in dem ein Theil meiner Liebesgeschichte sich abgespielt hatte, schrak ich vor dem ernsten Ausdruck zurück, mit dem sie mich zu sich winkte.

„Asseyez-vous, chèr enfant!“ begann sie weich und richtete ihre Augen mitleidsvoll auf mich. „Sie wissen, daß ich Ihre mütterliche Freundin bin, und deshalb hielt ich es für meine Pflicht, Ihnen persönlich und so schonend als möglich mitzutheilen, was Sie durch Andere vielleicht in rücksichtsloser Weise und zu ungeeigneter Stunde erfahren möchten. Comte Anatol, Ihr einstiger Gatte, ist nicht mehr! — Er fiel als Opfer wohlberechtigter Eifersucht in einem Duell gegen einen Grafen Wladimir Tscherkasky, mit dem die leichtsinnige Fürstin schon zu Lebzeiten ihres Gemals und während ihres Petersburger Aufenthaltes ein Verhältniß zu haben beschuldigt ward. Aber o çiel! — mon enfant! — Wie verfärben Sie sich! — Fast ist es mir dennoch leid, selbst zu Ihnen gesprochen und Ihnen dieses Alles anders als schriftlich mitgetheilt zu haben!“

Mir schwindelte. Unfähig, eine Silbe über diese Sache zu sagen, küßte ich mechanisch die Hand der hohen Frau und bat stammelnd um die Erlaubniß, mich sofort entfernen zu dürfen, was sie theilnahmsvoll und selbst beunruhigt augenblicklich zugestand. Wie ich in den Wagen und nach Berlin

Digitized by Google

zurück kam — ich weiß es kaum. Bäume, Häuser und Menschen tanzten vor meinen Augen, und ich fühlte ein schneidendes Wehe in der Brust und einen dumpfen Schmerz im Kopfe, der mich nur verworren denken ließ.

„Anatol ist todt, — gefallen um ihret-, jener Entsetzlichen willen!“ rief ich der treuen Philippine zu, sobald ich, bei jedem Schritte schwankend, mein Zimmer erreicht, in dem dieselbe wie gewöhnlich auf mich wartete. „O Gott, gerechter Gott, mein Fluch ward erhört. Mögest Du mir gnädig sein!“

Mirza hatte zu Ende gelesen. Mit bleichen Wangen und thränenfeuchten Augen legte sie die verhängnißvollen Blätter aus der Hand, die ihr aufkeimendes, sonniges Liebesglück gleich dem Reife in blühender Frühlingsnacht ertödten und erstarren lassen sollten. Konnte sie nach dem, was ihr diese grausamen Memoiren enthüllt, noch mit einem Gedanken hoffnungsseliger Liebe jenes Mannes gedenken, dessen Vater das Leben Derjenigen so freventlich zerstört, die sie bereits längere Zeit als ihre zweite Mutter ehrte und betrachtete? Durfte, konnte sie, — selbst wenn sich ihr Geliebter seinen Eltern unähnlich und ihrer werth erwies, — wohl an der Seite eines Mannes an Glückseligkeit und eine lichte Zukunft glauben, der mit dem Fluche ihrer theuren Angehörigen das Licht der Welt erblickt und dessen Dasein allein schon eine tiefe, unübersteigliche Kluft zwischen beiden Familien aufgerichtet hatte?

Das junge Mädchen bog sich weit aus dem Fenster hinaus und athmete mit langen, durstigen Zügen die frische Morgenluft, die kühlend um ihre glühenden Wangen und mit ihren wehenden Locken spielte.

„Ma petite!“ ertönte plötzlich die Stimme der Tante und ließ Mirza, trotz ihres innigen Tones, zusammenschrecken.

„Meintest Du wirklich, daß ich ruhig geschlafen habe, während Du ein Document durchlasest, was Dir nicht nur einen so schmerzlichen Einblick in meine Vergangenheit gewährte, sondern auch, — kenne ich Dich recht, — Deine Zukunft nahe berühren wird! Denn ich kann es nicht glauben, daß Du, innig geliebte Kleine, der darin enthaltenen ernsten Lehre spotten und, gleich Deiner armen Tante, auf äußere Vorzüge und die unbezähmte Leidenschaftlichkeit des eigenen Herzens hin, das Kleinod Deiner Liebe einem Manne vor die Füße werfen solltest, der dieses Schatzes nicht würdig wäre!“

Mirza schlang die Arme zärtlich um der Tante Hals und schluchzte leise an ihrem Herzen.

„O, frage nichts, sage nichts weiter, geliebte, mütterliche Freundin!“ stammelte sie unter schnell und unaufhaltsam hervorbrechenden Thränen. „Es ist mir, als habe ich in eine neue Welt geblickt, als sei ich seit gestern Abend um zehn Jahre älter geworden. Auch ist Alles so verworren in meinem Kopfe und ich weiß und fühle nur Eines klar: daß ich Dich, Du kindlich Verehrte, um nichts auf Erden betrüben, daß ich kein Glück jemals erwarten oder genießen könnte, das nicht von Deinem Segen begleitet wäre!“

Kurze Zeit darauf finden wir Mirza in Begleitung einer mit Tante Ludowike befreundeten Familie bei einem Wettrennen wieder, das die Officiere der Berliner Garnison vor dem Halle'schen Thore veranstaltet hatten. Dasselbe fand auf einer der weiten Ebenen jenseits des sogenannten Kreuzberges statt, dessen Umgebungen zu Ende der zwanziger Jahre namentlich durch das neu erbaute und in Aufnahme gekommene Vergnügungslocal von

Digitized by Google

Tivoli einen Hauptschauplatz der geselligen Amüsements und Vereinigung der besseren Gesellschaft bildete.

Heute war das weite, sonst lediglich zum Excercierplatz dienende Feld zur Linken von Tivoli mit geschmackvoll errichteten Tribünen bedeckt, auf denen sich eine bunt gemischte Menge erwartungsvoll eingefunden hatte. Ein lichtblauer Himmel wölbte sich über den heiteren Zuschauern und die Sonne sandte immer heißere Strahlen auf die rothen Röcke der Reiter, die blitzenden Uniformen und die zarten Toiletten der Damen hinab, die sich mit Eifer durch größere oder kleinere Parasols vor ihren zunehmenden Gluthen zu schützen suchten. Alle Gesichter drückten mehr oder weniger Vergnügen und gespannte Erwartung für das sich vorbereitende Schauspiel aus. Denn die Mehrzahl der Zuschauer wurde durch ein besonderes Interesse an die Erfolge Derjenigen geknüpft, die ihre eigene Kühnheit und Reiterkunst, so wie die Schnelligkeit ihrer Rosse in verwegenem Wettlauf zu prüfen gekommen waren.

Nur Mirza's Gesicht, das sonst bei solchen und ähnlichen Veranlassungen stets besonders heiter zu strahlen pflegte, zeigte heute eine leichte Wolke der Schwermuth und des Nachdenkens. Sie saß mit der Familie des verabschiedeten General von Wulko, bei der sie Grafen Anatol Dubois nicht nur bei der von der Tante erwähnten Hochzeit, sondern auch neuerdings einige Male flüchtig getroffen hatte, auf der ersten Reihe der mittleren Haupttribüne. In ein duftiges weißes Kleid mit einem Besatze von rosa Schleifen gehüllt, das reizende Gesichtchen von einem Hute in gleicher Farbe eingerahmt, wandte sie dasselbe von Zeit zu Zeit verstohlen und unruhig der hinteren Reihe der Seitentribüne zu, auf der Graf Anatol Platz genommen hatte; dieser seinerseits schien für Alles, außer Mirza's Gegenwart, völlig unempfänglich zu sein. Denn seit er das junge Mädchen bei jener Hochzeitsfeier der ältesten Tochter des General von Wulko wiedergesehen und sich länger mit ihr unterhalten hatte, war sie der ausschließliche Gegenstand seiner Neigung und ihr Besitz das Ziel seiner kühnsten Hoffnungen und innigsten Wünsche geworden. Aber leider hatte ihn das Glück bei seinen Bestrebungen, dieses Mirza an den Tag zu legen, wenig begünstigt. Ihre Eltern, von denen man ihm sagte, daß sie gar nicht in Berlin, sondern in Braunfeld geblieben seien, kannte er kaum und Mirza's Tante hatte er sich, da sie dieselbe nirgends begleitete, nicht einmal vorstellen lassen können. So war es Graf Anatol denn kaum gelungen, der bereits so Heißgeliebten bei einer flüchtigen Begegnung im Wulko'schen Hause einige Worte zu sagen, geschweige denn sich ihr in einer Weise zu nähern, wie sein Herz es so sehr begehrte. Man kann sich also denken, mit welchem Entzücken ihn Mirza's unerwarteter Anblick erfüllte, und wie ihn der Gedanke, diese Gelegenheit zu benutzen, um sie zu sprechen, und die ersehnte Bestätigung einer Erwiederung seiner Gefühle zu erlangen, ganz und ausschließlich in Anspruch nahm. Aber die Sitte und das conventionelle Herkommen gestattet uns selten, dem, was unser ganzes Herz erfüllt, ungehinderten Ausdruck zu geben und zumal bei öffentlichen Zusammenkünften.

So war es denn auch für Graf Anatol unmöglich, sogleich die Menge zu passiren und einen Platz in der Nähe Mirza's zu erringen. Er mußte für den Moment ausharren, wo er einmal war, und sich auf die erste Pause des Wettrennens vertrösten, das soeben begonnen hatte. Das erregende Schauspiel war übrigens wohl geeignet, einen Jeden, der nicht gänzlich durch

die tiefsten, weit von allem Aeußerlichen abliegenden Interessen gefesselt war, momentan vollständig in Anspruch zu nehmen.

Als die Pause kam, hatte Graf Anatol in einem Moment den Platz neben Mirza erreicht.

„Fräulein von Braunfeld, gnädiges Fräulein!“ begann er mit vor Erregung leise vibrirendem Ton, indem diese wie eine jener Rosen erglühte, die auf ihrem Hut befestigt waren. „Darf ich fragen, ob es Zufall oder Absicht war, daß Sie sich mir bei jeder der flüchtigen Begegnungen dieser letzten Wochen so eilig als möglich entzogen und nicht ein Wort, kaum einen Blick für Denjenigen hatten, dessen Gefühle für Sie Ihnen schwerlich geheim geblieben sein können!“

„Ich kann, ich darf Ihnen darüber nichts sagen, Herr Graf!“ stotterte Mirza verlegen und bewegt. Er sah betroffen in ihr halb fortgewandtes Gesicht und neigte sich noch tiefer zu ihr hin.

„Sie können, Sie dürfen nicht? Wie soll ich mir das deuten?“ fragte er halb erstaunt, halb verletzt. „Sind Sie, mein gnädiges Fräulein, nicht frei, Ihre Huld und Aufmerksamkeit Jedem zuzuwenden, der Beides heiß begehrt und sich dessen nicht unwerth fühlt? Ich bezweifle das nicht. Ich habe nach Allem, was ich von Ihren Eltern, was ich über Sie selbst gehört, kein Recht dazu?“

„Meine Eltern, o nein, o sicher, es ist nicht das, aber“ — —

Mirza stockte plötzlich und schwieg, während Thränen ihre Augen füllten und an ihren langen Wimpern zitterten.

Der Graf trat zurück und verbeugte sich stolz.

„Verzeihung!“ sagte er leise, aber fest. „Verzeihung, daß Mißverstand, Eitelkeit und das eigene, tief erregte Gefühl mich über mich selbst verblendeten, daß ich den schönsten Traum meines Lebens so voreilig und blinden Herzens geträumt, daß ich Sie, gnädiges Fräulein, mit meinen heißen Wünschen und thörichten Hoffnungen auch nur einen Augenblick geplagt oder belästigt habe!“

„O Gott, Sie deuten meine Worte falsch, es ist nicht das!“ rief Mirza in heftigem Krampf zwischen Neigung und Pflicht. „Könnten Sie, möchten Sie anstatt meiner nicht einmal mit Gräfin Dubois, meiner Tante und zweiten Mutter sprechen?“

Sie erhob ihre thränenfeuchten Augen und sah mit flehender Bitte zu Anatol auf, der bei diesem Namen leicht zusammengefahren war.

„Ganz wie Sie befehlen, mein gnädiges Fräulein. Darf ich hoffen, daß Sie dort mein Anwalt sind und daß Ihre Frau Tante mich empfängt, wenn ich morgen vorzusprechen mir erlaube?“

Mirza nickte mit gesenkten Wimpern und Anatol entfernte sich nicht ohne einen innigen Abschiedsblick auf die Geliebte.

Man kann sich denken, daß Tante Ludowike nicht minder als ihre von ihr so innig geliebte Nichte den Besuch des Grafen in lebhafter Erregung erwartete. Dennoch waren Beide übereingekommen, daß die Tante Graf Anatol allein empfangen und ihm, durch Mirza autorisirt, die schmerzlich abweisende Antwort ertheilen solle, die nach der Lage der Verhältnisse das einzig Rechte und Gebotene schien.

Es war Tante Ludowike seltsam zu Muthe, als am folgenden Morgen ein heftiger Klingelzug erscholl und Graf Anatol Dubois, dem ihn meldenden Diener auf dem Fuße folgend, mit bescheidener aber sicherer Haltung

Digitized by Google

in ihr Zimmer trat. Da stand er vor ihr, der Sohn des Jugendgeliebten und jener verhaßten Frau, die mit ihm vereint ihr Lebensglück zerstört und ihr so unsäglichen Jammer bereitet hatte. Sie sah ihn vor sich, dem sie bereits im Mutterschooße geflucht, den sie stets zu ignoriren und dessen Existenz sie zu vergessen durch lange, lange Jahre getrachtet hatte.

Und was führte ihn zu ihr, weshalb trachtete er den Bann zu brechen, der die verrathene und geschiedene Frau für immer von dem Nachkommen Derjenigen schied, die ihr dieses Elend bereitet hatten?

„Daß dieser junge Mann, sicher innerlich wie äußerlich ganz seines Vaters Ebenbild, in wahrscheinlich nicht minder haltloser, schnell verfliegender Leidenschaft die Hand nach Derjenigen ausstreckte, die sie — Tante Ludowike — mehr als Alles auf Erden liebte, die ihr zuerst wieder Trost und Hoffnung für einen lichteren, nicht ganz vereinsamten Lebensabend zurückgebracht hatte, ihr Leben nun in frevlem Leichtsinn zerstören, ihre Mirza, den ihr von Gott gesendeten Ersatz für die heißgeliebte, früh verlorene Tochter, nicht minder elend machen sollte als sie selbst es einst gewesen? Das soll niemals werden, nie, so lange ich es hindern kann!“ sagte Tante Ludowike zu sich selbst, indem sie dem Grafen mit stolzer Gemessenheit und Würde entgegentrat, der seinerseits gleichfalls die nunmehr unzweifelhaft vor ihm stehende einstige Gattin seines Vaters mit seltsamer Empfindung betrachtete.

„Treten Sie näher, ich bitte! — Meine Nichte, Mirza von Braunfeld, der ich die Gefühle einer Mutter widme, hat mich von der Ehre Ihres Besuches in Kenntniß gesetzt!“ begann Tante Ludowike, indem sie sich auf ein in der Nähe befindliches Sopha niederließ und den Grafen mit höflicher Handbewegung nöthigte, ihr gegenüber Platz zu nehmen.

„So darf ich vielleicht hoffen, daß Ihnen Fräulein von Braunfeld noch mehr gesagt?“ begann Anatol schüchtern, indem er seine Blicke forschend auf Tante Ludowike richtete. „Denn sie muß, sie muß es wissen“, fuhr er, da diese nur kühl mit dem Kopfe nickte, in steigender Bewegung fort, „was mich heute auf die Schwelle eines Hauses führt, wo ich unter allen Sterblichen vielleicht der unwillkommenste Gast bin. Ja, ich weiß, ich fühle es tief, Frau Gräfin, was zwischen mir und der Erfüllung meiner heißesten Herzenswünsche steht. Aber nicht minder klar und fest steht es vor meiner Seele: daß ich Fräulein Mirza über Alles liebe, daß ich ihr mit einer Innigkeit und Hingebung ergeben bin, die jedem Vorurtheil zu trotzen, jede brennende Gewalt zu besiegen den Muth wie die Kraft in sich fühlt!“

Tante Ludewike war bei diesen letzten Worten leise zusammen gezuckt und lächelte jetzt mit wehmüthiger Bitterkeit.

„Gehen wir nicht näher auf Gefühle ein, die vielleicht momentan warm und redlich empfunden, aber nichtsdestoweniger häufig ebenso veränderlich als trügerisch sind. Ich maße mir über die Ihrigen kein Urtheil an, Herr Graf! Jedenfalls ist es aber wohl natürlich“ — ihre Stimme zitterte ein wenig — „wenn gerade ich in dieser Hinsicht nicht eben sanguinisch bin. Bleiben wir also bei den Thatsachen stehen. Diese fallen leider, Ihrer Neigung gegenüber, so schwer ins Gewicht, daß ich Ihnen auch nicht die geringste Hoffnung für die Erfüllung Ihrer Wünsche zu geben vermag. Mirza ist Ihnen nicht gleichgültig. Dennoch autorisirte sie mich, da es ihr selbst zu schmerzlich war, Ihnen in ihrem Namen mitzutheilen, daß ihre kindlich pietätsvolle Zuneigung für mich ihr niemals gestatten werde, Ihrer Werbung um ihre Hand Gehör zu schenken. Meine Nichte ist, wie Niemand sonst, in

Digitized by

die Erfahrungen meines Herzens und Lebens eingeweiht. Diese Kenntniß aber genügt, um eine unübersteigliche Kluft für Ihre beiderseitige Vereinigung zu bilden!"

Graf Anatol blickte stumm vor sich hin.

„Ist das Ihr letztes Wort, spricht Fräulein Mirza's eigene, unerschütterliche Meinung daraus?" fragte er dann nach kurzer Pause mit dumpfem Tone.

„Unzweifelhaft, Herr Graf! Meine Nichte bedauert das tief. Aber was ihre eigene Erkenntniß des Rechtes, was die Pflicht gebieterisch fordert, das muß geschehen und sollte sie damit die süßesten Träume ihres Herzens unwiederbringlich zu Grabe tragen."

„Sie gestatten, daß ich mich entferne, Frau Gräfin", sagte Anatol mit Selbstgefühl, „denn ich müßte mich vor mir selbst erniedrigen, wenn ich nach dem, was ich soeben vernehmen mußte, noch auf meiner Werbung um Fräulein Mirza's Hand bestehen oder weiter in Sie dringen wollte. So sage ich denn dieser schönsten Hoffnung meines Lebens Valet, aber nicht so den Gefühlen der innigsten Bewunderung und Liebe, die ich diesem verkörperten Ideal meiner Träume geweiht und für immer unauslöschlich bewahren werde. Wir Menschen besitzen leider nicht die Macht, äußere Umstände und Verhältnisse zu beherrschen, wie unverschuldet wir sie auch tragen, wie schmerzlich wir darunter leiden mögen. Aber anders ist es, Gottlob, mit dem, was unserem innersten Selbst angehört, was wir unverbrüchlich und für ewig unser Eigen nennen, wenn wir diesem Besten und Heiligsten in uns, wenn wir uns selber Treue wahren. Ich entsage demnach der geliebten Hand. Ihr Bild, die Erinnerungen an sie soll weder Zeit noch Trennung jemals aus meinem Herzen reißen!"

Der junge Mann erhob sich rasch, verbeugte sich ehrerbietig aber stolz vor der durch sein Wesen und Benehmen wider Willen imponirten und zu höchster Anerkennung gezwungenen Tante Ludowike und schritt zur Thür hinaus.

Auf dem letzten Absatz der Treppe, die er eilenden Fußes hinunterstürmte, sah er die Geliebte, die offenbar geweint hatte, flüchtigen Fußes an sich vorübereilen.

„Mirza, Fräulein Mirza!" entrang es sich unwillkürlich seiner Brust und wie gebannt blieb Anatol stehen.

„Vergeben Sie mir, beklagen Sie mich!" rief das junge, erneut in Thränen ausbrechende Mädchen, „und Gott lasse Sie dereinst glücklich werden!"

Sie winkte mit der Hand, warf noch einen Blick voller Liebe und Schmerz auf Anatol und verschwand in einem Zimmer, dessen Thür auf dem Hausflur mündete. Der Graf stand noch einige Secunden regungslos und starrte ihr nach. Dann erhob er die Rechte, blickte, wie sich selbst einen Schwur besiegelnd, nach Oben und stürmte den Rest der Treppe hinab auf die Straße hinaus, wo er sich bald unter anderen Gestalten verloren hatte.

Etwa fünf Jahre nach jenem, Mirza und ihren Geliebten so unerbittlich scheidenden Tage finden wir die erstere in ihrem Zimmer zu Braunfeld wieder. Der Tisch desselben ist noch mit einer Anzahl der hübschen und nützlichen Gaben bedeckt, die gewöhnlich das Ziel der Wünsche junger Mäd-

Digitized by Google

chen bilden und mit denen ihre Eltern und Freunde den zweiundzwanzigsten Geburtstag ihres Lieblings verschönert haben. Ein Arbeitskästchen mit allem Zubehör steht in der Mitte des mit Kleidern, Büchern und Blumen reich beladenen Tisches und eine kostbare, mit Mirza's Chiffre gezierte Schreibmappe zeigt die Aufschrift von Tante Ludowiken's Hand: „Ihrer mütterlich geliebten Nichte zum Angedenken."

Aber Mirza sucht vergeblich nach einem Briefe, der die werthvolle Gabe näher erläutert, oder die räthselhafte Abwesenheit der ihrem Herzen so theuren Geberin aufgeklärt hätte.

„Unbegreiflich!" murmelt das liebliche Mädchen leise vor sich hin, indem sie sich zu dem gegenüber befindlichen Fenster wendet und sich gedankenvoll an demselben niederläßt. „Schon vorgestern wollte Tante Ludowike von Rohrbach und den Wulko'schen Verwandten nach Berlin heimkehren, um nur ja heute früh rechtzeitig hier zu sein, und nun neigt sich die Septembersonne bereits ihrem Niedergange zu. Ich kann nicht leugnen, daß ich nicht nur über meine dadurch gestörte Geburtstagsfeier traurig, sondern auch recht beunruhigt bin. Was kann der Tante nur begegnet sein, daß sie an diesem Tage fehlt, auf den sie sich stets schon Wochen hindurch freut; sie muß ihre ganz besonderen sehr triftigen Gründe haben."

Mirza stützte das liebliche Köpfchen auf ihren Arm und sah nachdenklich und bekümmert in das sich immer tiefer färbende Abendroth. Ihre Schönheit hatte sich zur vollen Blüthe entwickelt und man durfte wohl sagen, daß sie in ihrer blühenden Frische und zarten Weiblichkeit, die sich nichtsdestoweniger mit geistiger Lebhaftigkeit paarte, den Inbegriff einer holden, liebenswerthen Mädchenerscheinung bildete. Auf der reinen Stirn ruhte allerdings bisweilen ein Zug des Nachdenkens, der den sonst so strahlenden Augen einen Anflug von Schwermuth, ihrem Lächeln einen leisen Schimmer von Melancholie verlieh.

Aber Mirza kämpfte redlich gegen Alles an, was einem Gefühl der Reue oder fruchtlosem Bedauern über einmal gefaßte Beschlüsse und feststehende Thatsachen glich. Es war freilich nicht leicht, die wahrscheinliche Oede ihrer Zukunft unerschrocken ins Auge zu fassen. Es war nicht leicht, den Vater bei jeder erneuten, sich mehrfach wiederholenden Werbung um ihre Hand mit offenbarem Mißvergnügen sagen zu hören: „daß es doch traurig, die einzige geliebte Tochter, die einen braven Mann zu beglücken geschaffen sei, so jedem ehelichen Glücke entsagen zu sehen, daß Tante Ludowike unverantwortlich gehandelt habe."

Und noch fast schwerer war es für Mirza, bei solchen Gelegenheiten dann selbst ihre sanfte Mutter dem Vater beipflichten und sie kopfschüttelnd sagen zu hören: „Woher denn Tante Ludowike oder irgend Jemand habe behaupten können, daß ein junger, so ausgezeichneter Mann wie Graf Anatol ihre Mirza nicht glücklich gemacht, daß er sie nicht auf den Händen getragen haben würde? Es darf", pflegte dann wohl Frau von Braunfeld hinzuzufügen, „um so weniger angenommen werden, daß Graf Anatol wie im Aeußeren so auch im Charakter und Wesen seinem Vater gleicht, als er dessen Einfluß auf seine Erziehung ja niemals kennen lernte. Schon in zartester Kindheit beider Eltern beraubt, ist er, wie mir General Wulko noch neulich erzählte, in einer streng denkenden französischen Emigrantenfamilie in der Nähe von Coblenz erzogen und dort auf die ernstesten Lebensanschauungen hingewiesen

worden. Auch erschien seine pecuniäre Lage mehrmals zweifelhaft, da sein Vater wenig, die Fürstin Feodorowna aber nichts wie Schulden hinterlassen hatte. Erst nach dem Tode seines alten in der Normandie lebenden und von den Beraubungen der Revolution verschonten Onkels, fiel dem kaum zum Jüngling herangereiften Knaben unerwartet ein beträchtliches Vermögen zu, das er in der würdigsten Weise verwaltet und gemehrt haben soll. Und wie benimmt sich Graf Anatol jetzt seit Deiner Abweisung! Sein Buch über Rußland hat Aufsehen erregt und bei den Feldzügen im Kaukasus, die er als Freiwilliger mitgemacht, hat er sich in der eclatantesten Weise ausgezeichnet."

Es läßt sich denken, daß Mirza nicht unempfänglich für dergleichen Mittheilungen blieb und gerade heute Morgen noch war sie durch den Heirathsantrag eines liebenswerthen Gutsbesitzers in der Nachbarschaft durch ihre Mutter ganz besonders darauf hingeführt worden.

Es war daher nicht verwunderlich, wenn die Erinnerung daran vereint mit der Besorgniß um das räthselhafte Ausbleiben der geliebten Tante sie besonders trübe beschäftigte, und so fuhr das junge Mädchen jäh erschreckt und banger Ahnung voll von ihrem Sitz am Fenster empor, als ihr Vater plötzlich die Thür öffnete.

„Nun, nun, mein Kind! Du fährst ja empor, als wäre ich ein Hiobsbote!" sagte Herr von Braunfeld lächelnd, indem sich sein joviales Gesicht in ungewöhnlich zärtlichem Ausdruck zu Mirza neigte. „Lies hier!" fuhr er muntern Tones fort, „und wenn Du Deine Lectüre vollendet hast, so wollen wir weiter über eine Angelegenheit sprechen, die mir kaum weniger als Dir selbst am Herzen liegt. Ich lasse Dich einstweilen allein und suche die Mutter auf, die ich von dem Inhalt des bedeutungsvollen Schreibens auch sofort in Kenntniß setzen möchte!"

Er küßte leicht der Tochter Stirn, die sprachlos vor Erstaunen und Bewegung das folgende Schreiben der Tante Ludowike las:

„Nach Kenntnißnahme meines Neffen meiner geliebten Nichte Mirza zu übergeben."

„Meine vielgeliebte Nièçe!

Ich kann mir denken, wie Du mich an Deinem heutigen Geburtstag erwartet und wie sehr Du Dich betrübt hast, daß es vergeblich war. Aber wer beherrscht die äußeren Umstände! Danke Gott und einem Anderen, den man Graf Anatol Dubois nennt, wenn ich Dich überhaupt noch wiedersehe, wenn ich Dich, sobald es morgen möglich ist, gesund und unversehrt in meine Arme schließe. „Graf Anatol Dubois und Tante Ludowika?" höre ich Dich kaum Deinen Augen trauend rufen, sehe Dich zweifeln, ob Du recht vernommen, ob Du nicht falsch gelesen habest. Nein, nein, mon enfant! Es ist Alles wahr und klar zwischen mir und ihm, der doch einmal der Erwählte Deines Herzens ist und bleibt, und sofort sollst Du vernehmen, wie dieses wunderbare, allem Anschein nach kaum Mögliche sich zugetragen. — Du weißt, daß ich der Familie von Wulko auf Donnerwitz bereits vor mehreren Wochen meinen Besuch auf ihrem Landsitz zugesagt und einige Tage daselbst zu verweilen beschlossen hatte. Ich fuhr denn auch vorigen Montag dorthin und hatte mir vorgenommen, jedenfalls spätestens gestern, Freitag Abend, in Berlin zu sein, um den heutigen Tag mit Dir in Braunfeld zu verleben. Wohlgemuth traf ich denn auch an dem bezeichneten Tage in Donnerwitz

Digitized by

ein, was für Philippine, deren einzige Schwester dort lebt, eine ungemeine Genugthuung war. Die ersten Tage verflossen in traulicher Gemüthlichkeit. Am Mittwoch aber schlug mir Frau von Wulko einen Besuch in der Nachbarschaft vor, wo ihre jüngste Tochter verheirathet ist. Philippine begleitete mich in der großen Carosse, da ich ohne dieselbe ungern auch nur die kleinste Ausflucht dieser Art unternehme, und Herr und Frau von Wulko folgten in einem Halbwagen.

„Ja, und das Gut der jungen Frau, zu der die gnädigen Herrschaften soeben fahren, soll eine prachtvolle Lage haben!“ sagte Philippine unterwegs. „Werden viele Fremde dort sein?“ — Ich wollte soeben erwiedern, daß ich nur von dem Grafen Anatol Dubois gehört, der auch in Donnerwitz seinen Besuch angekündigt habe, als ein alter Bettler, der unter einem der Bäume zur Rechten der Fahrstraße geruht, plötzlich empor sprang und die Hand bittend nach einem Almosen streckte. Die rasche Bewegung erschreckte die Pferde; sie scheuten und rannten mit solcher Rapidität einer völlig morschen, über einen breiten Graben führenden Brücke zu, daß Philippine und ich uns schon verloren glaubten. Sie schrie laut auf und ich bedeckte die Augen mit der Hand, während die im rasenden Laufe den Abhang hinunterstürmenden Pferde uns dem sichern Verderben entgegenzuführen schienen. Da plötzlich — ich wähnte uns bereits verloren — fühlte ich einen scharfen Ruck. Der Wagen stand und ungefähr zwanzig Schritte vor der verhängnißvollen Stelle sah ich die wilden Rosse durch einen Reiter zum Stehen gebracht, der unsere Gefahr vom Ausgang des nahen Waldes aus bemerkt und sich den rasenden Thieren unerschrocken in den Weg geworfen. Ich brauche nicht zu sagen, daß es Graf Anatol Dubois war, der unsere Gefahr bemerkt und uns mit höchster Geistesgegenwart und Unerschrockenheit dem sichern Verderben entrissen hatte.

Und nun bringe ich ihn Dir, Du innig Geliebte, führe ihn Dir morgen so früh als möglich selber zu, damit Du ihm besser dankest als ich es vermag. Denn nicht nur meinen und Philippinens Lebensretter sehe ich jetzt in diesem liebenswerthen jungen Manne, sondern ich habe ihn auch bereits persönlich durch sein über alles Lob erhabenes Benehmen, durch Alles, was ich von ihm sah und hörte, durch die unwandelbare Treue, die er Dir, meine theure Mirza, unter allen Umständen bewahrte, auf das Höchste schätzen lernen.

Wie mir damals bei seiner ersten Werbung der Gedanke an Eure Verbindung nahezu unerträglich war, so lege ich jetzt, wo ich in dem jungen Anatol nichts von den Charakterfehlern und bösen Eigenschaften wiederfinde, durch die mich sein Vater so unglücklich gemacht, nicht nur gern, sondern mit vollstem Vertrauen eine Hand in die seinige, die für mich das größte Kleinod auf Erden geworden ist. Also morgen, geliebtes Kind, morgen, so Gott will, auf frohes Wiedersehen und möge das Glück, was ich Dir in dem Erwählten Deines Herzens zuführe, seinen lichten Wiederschein bis in Eure fernste Zukunft, bis in den letzten Tag meines Lebensabends werfen!

Deine

Tante und zweite Mutter Ludowike.“

Mirza ließ das inhaltsvolle Schreiben ihrer Hand entfallen und blickte, von Wonne und Dankgefühl überwältigt, vor sich nieder und dann mit brünstig gefalteten Händen zu Dem empor, dessen gnadenreiche Fügung ihr

Digitized by Google

das heiß ersehnte Glück des Herzens, dem sie aus Pflichtgefühl und Pietät so heroisch und selbstverleugnend entsagt, nun dennoch bereitet hatte. — Wir aber lassen hier den Vorhang fallen, denn es wäre ebenso unnöthig als unmöglich, das Glück zweier liebender und einander so würdiger Herzen beschreiben zu wollen. Nur so viel sei gesagt, daß der Sohn tausendmal gesühnt, was einst der Vater verbrochen und daß der eben so innig als dauernd in ihrem Anatol beglückten Mirza oft das Auge überquoll, wenn sie den Blick gewahrte, den Tante Ludowike auf sie richtete.

Einem Pessimisten.

Du sitzest mit geheimem Schauer
Bei Deiner Lampe trübem Schein,
Und lernest aus dem Schopenhauer
Des Erdenlebens Leid und Pein? —
Die Welt ist nichtig, Glück ist flüchtig!
Die Weisheit kannt' ich schon zuvor.
Drum lab' ich mich am Saft der Reben:
Den holden Leichtsinn laß ich leben,
Den welterobernden Humor!

Du freust Dich nimmer an der Rose
Der hoher Schönheit Reiz bescheert?
Du siehst in ihrem duft'gen Schooße
Den Wurm schon, der die arme zehrt! —
Die Rosen blühen und verglühen!
Doch eh' ihr Düften sich verlor
Will ich den Strauß der Schönsten geben:
Den holden Leichtsinn laß ich leben,
Den welterobernden Humor!

Du schmähest hart die junge Liebe
Und folgest nimmer ihrer Spur?
Du nennest gar die süßen Triebe
Das größte Trugspiel der Natur? —
Die Schönheit weichet, Lieb' erbleichet!
Noch bin ich ein verliebter Thor,
Drum soll ihr Zauber mich umweben:
Den holden Leichtsinn laß ich leben,
Den welterobernden Humor.

Du denkest beim Champagnerknalle,
Den uns die frohe Stunde bringt,
Wie einst mit lautem Donnerhalle
Ins Nichts die tolle Welt versinkt? —
Die Sterne blinken und versinken!
Drum freu' ich mich, daß noch im Chor
Der Welten Sonn' und Erde schweben:
Den holden Leichtsinn laß ich leben,
Den welterobernden Humor!

August Sturm.

Digitized by Google

Das moderne Kunstideal.

Von **Otto Hammann.**

Es hat nie eine Kunst gegeben, deren innerstes Wesen im Widerspruch zu dem Geiste ihrer Zeit gestanden hätte: jede Kunst ist vielmehr gemeiniglich ein Spiegel der Zeit, der wohl zuweilen nicht blos das Wollen und Empfinden der Gegenwart zurückstrahlt, sondern auch, wenn die Kunst der Zeit vorausstrebt, ein Bild der Zukunft in schwächeren oder stärkeren Zügen auf dem Hintergrunde erscheinen läßt. Die Künste unter sich freilich halten, mögen sie auch die gleichen Wege wandern, seltener gleichen Schritt und Tritt. Die romantische bildende Kunst folgte beispielsweise erst um ein Jahrzehnt später den Spuren der romantischen Poesie.

Wer von modernem Kunstideal spricht, wird zunächst dem Einwurf zu begegnen haben, ob man in unserer Zeit überhaupt von Idealen sprechen könne, in unserer Zeit, in welcher die Gesellschaft im hastigen Ringen nach schnellem Erwerb und leichtem Genuß der höheren Güter mehr und mehr vergessen hat? nachdem sie durch den fortschreitenden Ausgleich aller Lebensverhältnisse an besonderen charakteristischen Zügen so viel eingebüßt, als sie an nivellirender, geistiger Bildung gewonnen. Nun freilich, gerade hier muß sich zeigen, daß über die Kunst als dem Widerspiel des gesellschaftlichen Lebens statt der Naivetät in Empfinden und Schaffen eine raffinirte Blasirtheit gekommen ist, welche trotz mancher gegensätzlichen Erscheinung als ihr eigenes Gepräge gelten muß. Nur wolle man im Voraus ideale Kunst und Kunstideal wohl unterscheiden.

Bei einer vergleichenden Betrachtung der Künste unter einander sind die Resultate über Poesie und Malerei am überraschendsten, weil sie am ähnlichsten sind, indem diese Künste ohnehin auch an sich den Vergleich am ehesten gestatten. Die Plastik befindet sich in einem naturgemäßen Gegensatz zu dem modernen künstlerischen Bewußtsein; ihr eigentliches Stoffgebiet, die nackte Gestalt, setzt in dem Beschauer etwas voraus, was ihm am meisten abgeht, der naive Sinn. Der moderne Geschmack, der sich erst wieder daran gewöhnen sollte, das Nackte ohne die mannigfache modische Ueberkleisterung zu sehen, hat der Plastik keine großen, ihrem Wesen entsprechende Aufgaben zugewiesen; andererseits haben aber auch die Bildhauer aus der so einflußreichen Rauch'schen Schule und ihre Nachfolger sich in ihrer trotz aller Charakteristik idealen Behandlungweise wirklich nicht verdrängen lassen. Forderte doch auch hier kein exclusives Genie so sehr zur Reaction heraus, wie in der Malerei Cornelius. Die Großartigkeit seiner Formensprache bedurfte der Farbe nicht, um die Ideenfülle des Meisters auszudrücken; vielmehr mußte sie ihm, der die Wirkung auf den Zuschauer in dem rein geistigen Gehalt seiner Werke suchte, als rein sinnliches Mittel zu unbedeutend erscheinen, als daß er sich ihrer mehr als andeutungsweise bedient hätte. Weil seine Größe weniger in einer bestimmten Ausdrucksart als in dem gewaltigen Schwung seiner Ideen lag, war es fast ebenso selbstverständlich, daß er keine eigentlichen

Digitized by Google

Nachfolger hatte, wie wahrscheinlich und natürlich, daß nun eine Zeit kommen mußte, in welcher die technische Behandlung des malerischen Materials für Alles galt und zugleich ein erneuertes Zurückgehen auf die Natur sich allenthalben bemerklich machte. Was freilich die Düsseldorfer Schule für Natur ausgab, war es in Wirklichkeit gar nicht; man hatte da ein Recept erfunden, nach welchem die ganze Schule verfuhr und welches ihren Bildern ein gleichmäßiges, weiches und geleckes Aussehen verlieh. Ihr ganzes träumerisches, kraftloses Wesen läßt diese Kunst als Schwester der schwermüthigen Poesie der dreißiger Jahre erscheinen. Indessen beruhigte sich der künstlerische Trieb keineswegs mit dieser Scheinnachahmung der Natur, keck schritt man zum extremen Naturalismus und vergaß schließlich ganz die Beschränktheit der Kunstmittel, und daß, wenn man auf die Niederländer hinwies, diese in ihrer Beschränkung auf das Helldunkel sich recht wohl bewußt waren, daß nur durch dieses eine volle Naturwahrheit erreicht werden kann. Dahingegen wollte man nun auch das platt auffallende Licht malen können, im Uebrigen sollte dem Beschauer die Illusion möglichst leicht gemacht werden, während künstlerische Phantasie diesem Handwerk ein Dorn im Auge sein mußte. Das Kunstwerk dieser Extremen will ja auch weniger bewundert sein als der Künstler, der sich so trefflich auf die greifbare Wahrheit versteht, einerlei, ob sie schön oder häßlich, einerlei, was er darstellt, ob eine schöne Venetianerin oder einen Anachoreten, dem der Schmutz charakteristisch ist. Denn auch dieser wurde geheiligt. Das Material, von dessen Behandlung man alle Wirkung erwartet, tritt so energisch dem Beschauer entgegen, daß ihn die Bewunderung über die Mühe, die das Bild gekostet, nicht groß zu der Frage nach seinem inneren Gehalt kommen läßt. „Nein, ist es glaublich, dieser Sand auf dem Weg ist zum Greifen natürlich gemalt!“ Ja, sehen Sie nur auch näher zu, es ist wirklicher, leibhaftiger Sand, Sand, den man dem Beschauer über den Endzweck jeder Kunst in die Augen streut. Die Principien dieser extremen Naturalisten treten am klarsten in ihren Meinungen über die alten Meister zu Tage. „Was ist Rafael gegen einen Ribera? Bah, Rafael, wo ist ein Weib je so schön wie diese Madonna, die Natur kennt das nicht, und dann diese Malerei, es ist Alles so ausgeglichen, so harmonisch, so abgewogen; aber hier dieser Ribera, ob diese Scene eine höchst ekelhafte und brutale ist, ist uns eins, aber diese Mache! Dieser häßliche Alte, jede Linie, jede Falte nach der Natur, da kann man lernen.“

Ja, was will dann eigentlich die Kunst, worauf kommt es dann an? Hier findet sich oft auch eine zeitwidrige Naivetät auf Seiten des Künstlers, der seine Kleckserei für breite Manie und verschieden angehäufte Farbe für Naturnachahmung giebt. Wenn das Schöne mit auf der harmonischen Vereinigung von Idee und Form beruht, so ist klar, daß dieser modernste Naturalismus keinen Anspruch auf Schönheit machen kann, denn er scheidet im Voraus die Idee grundsätzlich aus. Natürlich müssen ihm sogenannte Genremaler wie Knaus und Defregger höchst unbequem sein, weil diese, indem sie, wenn auch schwächere Coloristen, so doch größere Poeten sind, die Alleinberechtigung des nackten Colorismus widerlegen. Colorismus? Der echte geht schon hinaus über die platte Nachahmung der Natur um jeden Preis; er muß die Natur corrigiren, wenn er sein Ziel, eine schöne Farbenwirkung, erreichen will und deshalb muß man sich hüten, Colorismus und Naturalismus für Eins zu nehmen.

Andere Genremaler, die nicht ganz auf das geistige Band verzichten wollen, geben ihren Bildern eine geistreiche Spitze, sie malen prickelnde Pointen, wie sie

Digitized by Google

der moderne Lyriker dichtet, und berühren sich so wieder vortrefflich mit dem mehr zersetzenden wie phantasiereichen modernen Geist. Stets arbeitet ihre Hand, zuweilen der Geist, und höchst selten die Seele.

Doch man darf die erfreuliche Thatsache bestätigen, daß die Kraft dieser fleißigen, aber trostlos phantasielosen Richtung schon gebrochen erscheint; denn mehr und mehr wächst die Einsicht einerseits, daß man sich auf die von den Kunstmitteln vorgezeichneten Kreise zu beschränken habe, das Sonnenlicht läßt sich einmal nicht malen, und daß andererseits eine große, schlechthin durch Farbenharmonie hervorgerufene Wirkung, die wohlgemerkt immer eine rein sinnliche bleibt, nur ein bedeutendes coloristisches Genie, wie das des Farbenpoeten Makart, zu erzielen vermag. Hier ist auch der Punct, wo man zu einem Vergleich mit der nunmehrigen Gegenwartsmusik Wagner's von selbst hingedrängt wird, den weiter auszuführen man neuerdings öfters unternommen hat.

Nun aber leugnen wollen, daß in dem Naturalismus doch sich ein gewisses gesundes Streben offenbart hat, wäre arge Thorheit, ja wenn man ihn als einen Durchgangspunct betrachten darf, so kann man sich getrost auf eine vortreffliche Zukunft freuen. Einmal floß aus dem erneuerten Naturstudium die Vorliebe für die Landschaft, natürlich nicht für die stilisirte, aber es kam doch viel Erfrischendes zu Tage und Leute, welche die Natur mit einer besondern Brille anschauten, wie die Achenbachs, verstanden es nicht nur, charakteristisch im Einzelnen zu sein, sondern auch sich durch künstlerische Geschlossenheit der Composition, durch das volle Erfassen eines Moments oder die treue Wiedergabe einer Stimmung in die intimsten Beziehungen zum Beschauer zu setzen. Dann lernten die Künstler, indem sie die Schablone in die Ecke warfen, wieder mehr und mehr auf eigene Weise den Pinsel führen, man gerieth wirklich bei den verschiedenen technischen Versuchen auf bisher versteckte Wege, und geschah es nun, daß zu dem Können ein gut Theil künstlerischer Phantasie sich gesellte, wie bei Böklin, so gelangen Bilder, die wirkliche Bildwirkung besitzen und künstlerisch wahr, d. h. schön sind. —

Sei es nun, daß die Malerei die modernere Kunst ist, weil sie eher dem allgemeinen Luxusbedürfniß entspricht, sei es, daß das moderne erwerbssüchtige Leben dem dichterischen Geist die Flügel bindet, wie es weiland Censur und polizeiliche Albernheit that: gewiß zeigt sich in der Poesie nicht ein ähnlich lebhaftes Drängen und Treiben wie in der Malerei: es fehlt an einem jungen, frischanstrebenden Geschlecht. Mangel an Phantasie und Vorwalten der Mache sind auch hier die charakteristischen Zeichen. Die Parallele Makart-Hamerling ist immer noch recht erfreulich, weil sie einen Dichter uns zeigt, dessen Dichtungen durch Farbenpracht von der Verwaschenheit derer seiner Collegen vortrefflich absticht. Sonst aber läßt es besonders in der Lyrik der letzten zehn bis fünfzehn Jahre die Reflexion zu keiner tieferen Empfindung kommen, die großen Leidenschaften bleiben aus, dafür stellt sich vornehm jenes gleißende Geistreichthum ein, welches aus der Erbschaft der Heine'schen Zerrissenheitsironie übrig geblieben ist. Und soll es etwa Wunder nehmen, daß der realistische Sinn, der mit Vorliebe die exacten Wissenschaften cultivirt, in der Lyrik sich mehr in witzigen Gedanken als in Empfindungen ausspricht? Freilich ist die Blasirtheit der ärgste Feind der Lyril und so läßt man sich's wohl genug sein, wenn man es in der äußeren Mache, der Versgewandtheit so herrlich weit gebracht, und kokettirt nur ab und zu

Digitized by Google

noch ein wenig mit dem durch den Pessimismus frisch angeputzten Heine'schen Weltschmerz.

Es ist gar keine Aussicht vorhanden, daß sich für die älteren Meister der Münchener Dichtercolonie, die Geibel, Lingg ꝛc. irgend Ersatz finden sollte. Außerdem aber läßt es das Stoßen und Drängen im engen Raum, die Hast des Lebens, das politische Interesse, das jetzt erst allmälig Dank der feudal-bornirten Vergangenheit in weitere Kreise dringt, zu keiner so recht warmen Antheilnahme an der literarischen Production kommen. Schnell genießen, leicht genießen, heißt die Losung, weshalb man sich am ersten mit dem Roman und der Novelle abfindet. Und auch da gilt trotz eines Heyse lascív geistreich und naturwahr sein mehr, wie poetisch, gemüthvoll und künstlerisch durchdacht; läßt sich doch auch diese Gattung die Schilderung des Lebens, wie es ist in aller Jämmerlichkeit und Plattheit, noch am leichtesten gefallen.

Und schließlich das Theater, welches als Organ des wirklich pulsirenden, geistigen Lebens sehr leserlich den Stempel der Zeit tragen muß! Wie auffallend sind die Berührungspuncte zum Naturalismus in der Malerei, dasselbe Vorherrschen der Technik, derselbe Mangel an innerer Wahrheit! Die Poesie Grillparzers ist noch nicht bis zum Herzen des größeren Publicums gedrungen, wie natürlich, da sie eben mehr ist als ein Abklatsch der Wirklichkeit; Hebbel und Ludwig sind ganz ohne Nachfolge geblieben wie die Rethel, Rahl ꝛc. Da aber in deutschen Landen sich keine Dichter finden ließen, welche Stoffe der Gegenwart, den natürlichen Boden für realistische Details, hinreichend bearbeiten wollten und konnten, war es bei der Sucht nach Neuem wiederum natürlich, daß man sich aus der Fremde kommen ließ, was die Heimat entbehrte. Und das nicht seit heute oder gestern. Von der eminenten Technik der Franzosen, ihrem witzigen Dialog weiß ein jeder Gebildete zu reden; zwar auch von der inneren Blasirtheit und sensationellen Unnatur, warum sollte man das aber nicht willig hinnehmen bei den äußeren Effecten und der Spannung, in welche die französischen Dramatiker stets zu versetzen wissen. Wenn dabei auch jeder poetischen Stimmung der Todesstoß versetzt wird, was thuts? Spannung, criminelle, processualische Spannung für Alles! Diese Technik beruht in einem mehr künstlichen als künstlerischen Aufbau; einen tieferen Ideengehalt, eine tiefere Lebensanschauung in gedrungener Composition zu verkörpern, darauf kommt es ihr gar nicht an: das Product ist mehr Kunststück wie Kunstwerk, da sein Wesen nicht die psychologische Vertiefung der Charaktere ist, sondern die Verschlingung unerwarteter Ereignisse, ganz ähnlich wie die herrschende Malerei auf die geistige Durchdringung ihres Gegenstandes verzichtet und sich mit der Wiedergabe der zufälligen, thatsächlichen Natur zufrieden giebt. Führt diese Richtung die deutsche Dramatik zu einer sicheren Erlernung des bühnentechnischen Handwerks, und gelingt es dann, das Publicum wieder für andere als nervöse und sinnliche Effecte empfänglich zu machen, gut, dann kann die dramatische Kunst auf dem frisch bereiteten, ihr so nothwendigen, nationalen Boden um so üppiger in die Halme schießen. Vorläufig ist ein Umschwung noch nicht so deutlich wie in der Malerei zu erkennen, weil überhaupt die Production ein größeres Phlegma entwickelt, dem nur der kritische Spiritus noch nicht abhanden gekommen ist. Einen bedeutsamen Schritt hat das Volksstück gethan durch Anzengruber; wie sich eine Zeitlang die Poesie in die Dorfnovelle geflüchtet zu haben schien, so weiß auch er, ein Defregger des Bauernstücks, stimmungs-

Digitized by Google

voll zu sein, ohne doch die erste Bedingung der Kunstgattung unerfüllt zu lassen.

Die Zeit verlangt gewaltig nach modernen Stoffen und gewiß soll die Comödie gewisse Zeitverirrungen geißeln, das Schauspiel durch sie die inneren Conflicte Einzelner darstellen, wenn dabei nur nicht vergessen wird, daß das Alltägliche, Gemeine und Häßliche nicht Selbstzweck ist, bestehe es auch in Wahrheit. Wohl mag es z. B. eine ersprießliche Aufgabe für einen Socialpolitiker sein, einer Zeiterscheinung, wie es der Krach war, den Spiegel vorzuhalten, der Dichter aber bedenke, daß die brutalen Thatsachen allein durch das Licht der Lampen nicht verklärt werden, und ist das Leben oder die Geschichte gewaltsam und aller poetischen Züge bar, so muß es für ihn immer noch Mittel geben, scheinbar eine höhere Wirklichkeit uns vorzutäuschen, um uns im Lachen oder Weinen zu verhöhnen. Im Volksstück und dem bürgerlichen Drama ruhen vorläufig unsere Ziele.

Es wäre nun noch ein kräftig Wörtlein über die Schauspielkunst zu sagen, doch man braucht nur das Wort Virtuosenthum zu gebrauchen und die Parallelen zu den anderen Künsten ergeben sich von selbst. Das erfreulichste Bild aus dem Theaterleben gewähren die das moderne Kunstideal von der gesunden Seite illustrirenden Bestrebungen der Meininger.

Thoren giebt es genug, welche im Strom der Zeit das Ineinanderüberfließen von Ursache und Wirkung nicht erkennen wollen, und dem sogenannten philosophischen Materialismus der Schopenhauer, Darwin, Häckel ꝛc. alle Verantwortung für das materielle Treiben in der Kunst aufbürden und sogar hier durch seine innere Haltlosigkeit beweisen möchten. Die Zukunft muß eben zeigen, ob die deutsche Kunst aus dem nackten Naturalismus, der blos wahr ist, sich zu einem gesunden Realismus, der wahr ist und schön, emporzuringen vermag, ihr selbst zum Heile; denn — und diese Berufung auf einen Autor, dem man Urtheil und Erfahrung zutrauen darf, scheint hier der passendste Schluß — denn wie Goethe sagt, ein falsches Bestreben ist, den Schein so lange zu verwirklichen, bis endlich nur ein gemeines Wirkliche übrig bleibt.

Digitized by Google

Weibliche Aerzte.

Seit länger als einem Jahrzehnt bereits sehen wir in Deutschland einen kleinen Kreis gelehrter und ritterlicher Freunde der Frauen, angeregt und unterstützt durch einige ebenso hoch gebildete als energische Vertreterinnen ihres Geschlechtes, mit der interessanten Frage beschäftigt: ob und zu welchen Universitätsstudien so wie ob und zu welchen solche Studien voraussetzenden Berufszweigen unsere weibliche Jugend vorbereitet und zugelassen werden soll. Leider ist nur diese Frage, so interessant und wichtig sie auch ist, in Deutschland aus dem Stadium einer rein akademischen Discussion noch immer nicht herausgetreten. Woher dieses Resultat oder vielmehr diese Resultatlosigkeit? Nun die Erklärung liegt wohl nicht sehr fern. Es ist eben zweifellos schon die aufgeworfene Frage an und für sich, die hier zu Lande noch immer in den weitesten Kreisen der Gesellschaft, selbst der sogenannten gebildeten, nicht blos auf Antipathie, sondern was schlimmer, auf Apathie stößt; Culturideen aber können wohl aus den Köpfen Einzelner, ja selbst aus einem einzigen Kopfe ihren Ausgangspunct nehmen, zu praktischen Resultaten hingegen werden sie im Allgemeinen immer nur durch die Theilnahme der breiteren Massen der gebildeten Gesellschaftskreise gedeihen. Eben diese Erwägung legt denn aber auch in der That nachgerade die Aufforderung nahe, das obige Thema auch einmal in den akustisch günstigsten Räumen, in denen heutzutage das öffentliche Wort zur Geltung zu kommen vermag, in der Tagespresse zur Sprache zu bringen, und ich beginne meinerseits diesen Versuch von hier aus mit dem aufrichtigen Wunsche: vivant sequentes! Uebrigens wenn „Beschränkung" die erste Tugend des Menschen überhaupt wie des für die Monats-, Wochen- und Tagespresse schreibenden im besondern ist, so wird es hoffentlich nur gebilligt werden, daß ich mich für heute speciell auf die Frage des medicinischen Studiums der Frauen beschränke und es auch darüber an dieser Stelle weniger auf eine erschöpfende Abhandlung als vielmehr auf einige, wenn auch wohl den Kern der Sache berührende Aphorismen absehe.

Bekanntlich durften bisher Frauen, die „emancipirt" genug waren, sich für die Naturwissenschaft der Medicin zu interessiren, nur in einigen wenigen Ländern ihre bezüglichen Universitätsstudien absolviren, und letztere zugleich durch Ausübung des ärztlichen Berufes verwerthen; es waren dies die Schweiz, Frankreich und, was wohl weniger bekannt, Schweden, von Amerika mit seinen in Bezug auf die Stellung der Frau durchweg exceptionellen Verhältnissen vorläufig ganz abgesehen. Im deutschen Reich haben Frauen Zutritt zur Universität überhaupt nicht und vollends nicht zu den Hörsälen und Kliniken der medicinischen Dozenten; dagegen bleibt es ihnen hier auf Grund der Gewerbefreiheit vom Jahre 1869 unbenommen als Aerzte zu prakticiren, sofern sie sich nur keine den Glauben an ihre staatliche Approbation erweckende Bezeichnung beilegen, als welche übrigens nach der Praxis der meisten deutschen Gerichte der bloße „Dr. med." nicht angesehen wird. Fast

Digitized by Google

umgekehrt lag bisher das Verhältniß in England. In England waren zwar Frauen als Zuhörerinnen in den verschiedensten Universitätsvorlesungen von jeher keine seltene Erscheinung; meldete sich aber einmal eine solche Zuhörerin zu einem Examen, so wurde sie ebenso höflich als entschieden zurückgewiesen. Noch vor einem Jahre ereignete sich dort der denkwürdige Fall, daß als zwei Damen, die Miß Jer Blake und Edith Peechy in Edinburgh, wo sie Medicin studirt hatten, um ihre Zulassung zum Doctorexamen ersuchten, sämmtliche Examinatoren in Geburtshülfe lieber ihre Entlassung zu geben drohten, als daß sie sich herbeilassen würden die beiden Candidatinnen zu prüfen und die Zulassung der letzteren zum Examen unterblieb natürlich. Da hat nun kürzlich aber das englische Unterhaus noch unmittelbar vor Schluß des letzten Parlaments eine Bill angenommen, wonach alle diejenigen Colleges, die medicinische Registraturen überhaupt vorzunehmen befugt seien, solche fortan „ohne Unterschied des Geschlechtes" sollen vornehmen dürfen, ein Ereigniß, das von der Queen und andern englischen Blättern sofort freudigst begrüßt wurde. Die ersten Folgen dieses Gesetzes sind denn auch rascher als man erwarten durfte eingetreten. Vor Monaten bereits hat sich das College of Physicians von Dublin den gelehrten Töchterns Albions, aber auch denen der gesammten übrigen Welt als Prüfungsbehörde freundlichst zur Verfügung gestellt, und hier sind denn auch kürzlich die beiden oben genannten Damen nach einem ausgezeichnet günstigen Examen zu Doctoren der Medicin promovirt und als Aerzte des College registrirt worden. Wichtiger aber noch ist wohl der Beschluß, den der Senat der Londoner Universität soeben auf Grund jener Bill gefaßt, Frauen unter denselben Bedingungen wie den Männern die medicinischen Grade zu ertheilen; denn bei der großen Autorität, welche die älteste und bedeutendste Universität des Reiches den jüngeren und kleineren gegenüber naturgemäß ausübt, wird wohl der Beschluß des Londoner Senats sehr bald an allen Universitäten Brittaniens seine Nachfolger finden.

Uebrigens dürfte dort Niemand mehr als die Königin über das neue Landesgesetz erfreut sein. Hätte Königin Victoria nämlich sonst einmal eine landesmütterliche Reise nach Indien unternommen, so würde sie, in Indien angekommen, wegen ärztlicher Hülfe sehr leicht in die größte Verlegenheit gerathen sein; denn Frauen dürfen sich hier von Männern nicht ärztlich behandeln lassen, und die Berufung auf den altrömischen Satz „Augusta legibus soluta" hätte wohl am allerwenigsten einer so frisch gebackenen Landesmutter geziemt. Die Königin von England ist nunmehr als Kaiserin von Indien aller persönlichen sanitären wie aller sich an diese knüpfenden hoch politischen Bedenken überhoben; denn besucht sie jetzt einmal ihre neuen rothhäutigen Landeskinder, so gehört zu ihrer Begleitung u. A. hoffentlich ein tüchtiger englischer Leibarzt — weiblichen Geschlechts.

Genug, nachdem denn so nicht mehr blos die beiden großen europäischen Republiken Frankreich und die Schweiz, sondern auch zwei so „conservativ liberale" Länder wie England und Schweden den Frauen den Weg zu medicinischen Universitätsvorlesungen sowie zur ärztlichen Praxis eröffnet, — freilich einen äußerst engen und sumpfigen, denn weibliche Gymnasien oder ähnliche Vorbereitungsanstalten giebt es ja noch in keinem dieser Länder — kann etwa das gleiche Verlangen für unsere deutschen Frauen hier in Deutschland noch lange unerfüllt bleiben? Ich glaube kaum, und wer dies bestreitet, vergißt jedenfalls, daß die ganze Frage, um die es sich hierbei handelt, sich für

Digitized by

uns Deutsche heute durchaus nicht mehr in demselben harmlosen Stadium befindet, wie vor Kurzem, wie etwa noch vor einem Jahrzehnt. Vor zehn Jahren hatten wir Deutschen freilich noch das Recht, die große Principienfrage ob und eventuell in welchem Umfange wir unsere Töchter zu wissenschaftlichen Berufsgelehrten ausbilden sollen, lediglich aus ihren eigensten sachlichen Gesichtspuncten, lediglich also aus der Erwägung einestheils des natürlichen Berufes des Weibes, anderntheils der praktischen Bedürfnisse unserer socialen Ordnung zu beantworten; heute dagegen sollte ich meinen, bedeutet dieselbe große Frage für uns Deutschen denn doch noch etwas ganz anderes als so ein nüchtern anthropologisches und social politisches Problem; heute sollte ich meinen, bedeutet dieselbe große Frage für uns immer zugleich nichts mehr und nichts weniger als — einen Appell an unser nationales Selbstbewußtsein. Schon höre ich jetzt hunderte ja tausende deutscher Frauen, die Herz und Verstand auf dem rechten Fleck haben, an die deutsche Männerwelt nicht mehr blos die Frage richten: ob denn wirklich das Weib von Natur intellectuell weniger begabt sein sollte als der Mann, sie auch nicht mehr blos fragen, inwiefern denn seine Concurrenz mit dem Manne in wissenschaftlicher Berufsthätigkeit der Wissenschaft oder dem Staate schaden könne; nein, die Frage lautet jetzt: „wie, Ihr haltet uns, die deutschen Frauen, für beschränkter, für irgend wie unwürdiger gewisser Universitätsstudien und Examina als der Schweizer, der Franzose, der Engländer, der Schwede die seinigen? Ja wie, Ihr haltet uns, die deutschen Frauen, dieser Rechte für irgend wie unwürdiger als wir deren selbst von jenen Ausländern gehalten werden?" Wie überzeugend kann eine deutsche Frau schweigen! Aber hat sie Fragen wie diese auf dem Herzen, die nicht blos die verletzte Frauenwürde, sondern zugleich der verletzte Nationalstolz eingiebt, da schweigt sie nicht, da redet sie, und den deutschen Mann möchte ich sehen, der ihr auf diese Frage Rede und Antwort zu stehen wüßte.

Man mißverstehe mich hier übrigens nicht! Meine Forderung für die deutschen Frauen geht eben vorläufig nicht weiter als diejenige, die den französischen und schweizerischen, den schwedisches und englischen Frauen von ihren respectiven Regierungen bereits erfüllt worden ist. Insbesondere verlange ich bis auf weiteres bei aller Reformbedürftigkeit, die zweifellos von unserm gesammten weiblichen Unterrichtswesen behauptet werden darf, für unsere weibliche Jugend durchaus nicht etwa direct auf die Universität vorbereitende Unterrichtsanstalten, und ich verzichte auf solche, mögen sie Gymnasien oder wie sonst heißen, bis auf weiteres schon aus dem Grunde, aus dem vorzugsweise sie bisher auch in allen anderen Culturländern, besonders auch in den vier bereits mehrfach gedachten, fehlen. Noch ist nämlich unter der weiblichen Jugend Deutschlands so wenig als unter der irgend eines anderen Culturlandes — Amerika mit seiner treibhausartigen und durchweg halbreifen Culturentwickelung kann uns unmaßgeblich bleiben — das Bedürfniß nach Universitätsstudien und den letztere voraussetzenden Berufszweigen so wenig verbreitet, daß Staat und Communen als solche noch durchaus keine Veranlassung haben, letzterem — sei es in für beide Geschlechter gesonderten, sei es wie in Amerika, in gemischten Vorbereitungsanstalten Rechnung zu tragen. Indessen dies zugegeben, woher dann schon die Berechtigung dazu, woher dann schon auch nur die Entschuldigung dafür, selbst jene kleine Anzahl von augenscheinlich exceptionell begabten Jungfrauen, die sich lediglich durch Privat- und Selbstunterricht dieselbe Summe von Kennt-

Digitized by Google

nissen erworben haben, die unseren jungen Männern mittels des so ungleich bequemeren Gymnasialunterrichts ermöglicht wird, von einem Abiturientenexamen zurück zu weisen? Und woher dann schon die Berechtigung, woher auch nur die Entschuldigung dafür, selbst jener kleinen Zahl jugendlicher weiblicher Talente, die, wollen sie sich nun durchaus der Medicin widmen, augenscheinlich einen ganz anderen inneren Beruf dazu fühlen und besitzen, als die Durchschnittszahl unserer sich diesem Studium widmenden vollgültigen akademischen Bürger, den Weg zu unseren medicinischen Hörsälen und Kliniken so wie damit zugleich zum ärztlichen Beruf zu versperren? Ich stelle hiermit diese bestimmt formulirte Frage und werde mich freuen, ihre Berechtigung von berufener Seite anerkannt oder widerlegt zu sehen.

Ich sage ausdrücklich von berufener Seite und möchte damit allerdings gewisse Kategorien von Gegnern meiner Sache von der Discussion am liebsten vorweg ausgeschlossen wissen.

„Es giebt noch immer Leute", sagt (an irgend einer Stelle seines Esprit des lois) Montesquieu, zu dessen Lebzeiten bekanntlich die Abschaffung der Negersclaverei in Amerika auf der Tagesordnung stand, „welche sich nicht denken können, daß die Vorsehung in einen ganz schwarzen Körper eine Seele und noch dazu eine vorzügliche gelegt habe". Heute kann man diesen Satz etwa dahin umändern: es giebt noch immer Leute, welche sich nicht denken können, daß die Vorsehung in einen ganz weiblichen Körper einen Verstand und noch dazu einen wissenschaftlichen gelegt habe. Inzwischen hatte allerdings die liebe Vorsehung, wenn auch immerhin in ihrer bekannten, etwas phlegmatisch langsamen Weise, jene Leute, die einst mit so viel Geringschätzung auf die Menschen mit „ganz schwarzem Körper" herabsahen, bereits zu einem ganz beträchtlichen Theile aussterben lassen, und ich glaube, ja ich glaube, daß sie nunmehr dasselbe Schicksal auch jenen andern, die heute noch mit nicht weniger Geringschätzung auf den Menschentheil mit ganz weiblichem Körper herabsehen, zu bereiten im Begriff steht. Indessen noch giebt es doch jener andern zweifellos eine recht erhebliche Menge und selbst mein Freund, der alte Sanitätsrath X., sonst einer der liebenswürdigsten aller Sanitätsräthe, gehört zu ihnen. Und gerade diese Leute, meine ich, sollten in der vorliegenden Frage, wenn überhaupt zum Worte verstattet, so doch kaum einer ernstlichen Widerlegung gewürdigt werden. Freilich darf man sich nur vor Allem von dem Heiligenschein naturwissenschaftlich exacter Methode, mit der die meisten unter ihnen in neuerer Zeit das Dogma von der geistigen Inferiorität des Weibes zu begründen wissen, indem sie sich dabei vorzugsweise auf die bekannten Resultate der Schädel- und Hirnvergleichungen bei beiden Geschlechtern berufen, nicht blenden lassen. Denn naturwissenschaftlich exact nennt man doch wohl sonst nur diejenige Methode, die eine Hypothese auf rein empirischem, womöglich auf experimentellem Wege begründet; gerade dieser Begründungsweise aber sind ja bisher die Anhänger jenes Dogmas entschieden aus dem Wege gegangen, mit anderen Worten gerade gegen die wenn auch eben nur vorläufige thatsächliche Zulassung der Frauen zum Universitäts-, insbesondere zum medicinischen Studium und somit gegen die einzige zu thatsächlichen Proben der wissenschaftlichen Befähigung der letzteren, sei es Examina, seien es welche sonst, zu gelangen, sind ja jene sonderbaren Leute bisher fast sammt und sonders aufgetreten. Andererseits können wir uns über den Werth jener im Grunde rein speculativen Methode unserer Frage beizukommen, nämlich über die Bedeutung der ge-

Digitized by Google

dachten Schädel- und Hirnvergleichungen für unsere Frage, nicht besser als aus der Kritik, die hierüber bereits im Jahre 1872 der bekannte Anatom Professor Hermann in Zürich geschrieben, unterrichten: „Ich muß das Unternehmen, mit diesem Mittel die vorliegende Frage zu entscheiden, als im höchsten Grade gewagt bezeichnen. Aus allen jenen Resultaten geht nur das Eine mit Bestimmtheit hervor, daß das weibliche Gehirn ein kleineres absolutes Gewicht hat als das männliche, während das relative Gewicht annähernd bei beiden Geschlechtern gleich ist. Wie wenig aber die Proportionalität zwischen Hirngewicht und geistiger Befähigung fest steht, ist jedem Anatomen und Physiologen wohl bekannt ... Und wenn ein Schluß aus absolutem Hirngewicht auf geistige Befähigung zulässig wäre, sollen wirklich die 143 Gramm, die das männliche Gehirn im Mittel nach Bischoff schwerer ist, denjenigen Betrag an Hirnmasse ausmachen, der den Frauen fehlt, um Medicin zu studiren? Schließlich können die Verfechter des Frauenstudiums nicht ganz ohne Recht gegen alle Resultate vergleichender Hirnwägungen den principiellen Einwand erheben, daß die Hirnsubstanz möglicherweise durch anhaltenden Unterricht, wie er bis jetzt Jahrhunderte lang nur dem männlichen Geschlechte zu Theil wird, in ihrem Wachsthum gefördert werde, ähnlich wie der häufig geübte Muskel, und daß deshalb vielleicht das Gewichtsverhältniß eines Tages durch veränderte Erziehungsverhältnisse dem weiblichen Geschlechte günstiger sich gestalten werde." *)

In Summa: die Argumentation aus den Schädel- und Hirnvergleichungen macht in unserer Untersuchung denn doch in der That kaum mehr als den Eindruck — eines gelehrten Scherzes.

Mit einem ungleich größeren Scheine der Berechtigung hat man nun aber außer dem bisher erörterten Einwande der natürlichen Inferiorität des weiblichen Intellects einen zweiten erhoben; er lautet, kurz und bündig ausgedrückt: wo bleibt die weibliche Schamhaftigkeit eines weiblichen Arztes? Kein Geringerer als der hochverdiente Physiker Professor von Bischoff in München ist es u. A., der in seinem obigen Schriftchen neben jenem ersteren Einwande auch diesen zweiten erhebt. Aber auch auf diesen zweiten replicirt bereits Herr Hermann (a. a. O. S. 18.) in ebenso schlichter als plausibler Weise: „Herr Professor von Bischoff findet es (übrigens ohne jede persönliche Erfahrung auf diesem Gebiete) schwer verständlich, wie man gewisse Gegenstände der Anatomie und dgl. vor Männern und Frauen ohne peinliche Empfindungen vortragen könne. Wir, die wir ein gleich entwickeltes Schicklichkeitsgefühl wie er zu haben glauben, haben hierin die geringste Schwierigkeit gefunden; die Höhe der Wissenschaft und der Ernst des Vortrages lassen derartige Empfindungen bei Lehrer und Schülern nicht im mindesten aufkommen. Freilich unterbleibt bei uns im Vortrage bei solchen Gelegenheiten noch strenger als sonst jeder Scherz, jede zweideutige Anspielung; diese Enthaltung wird uns allen leicht und wir entbehren gern der schädlichen Würze." Was aber dann das weitere Stadium, die Ausübung des ärztlichen Berufs, betrifft, — ja haben wir denn da noch keinerlei Präcedenzfälle erlebt in denen dieselben Regierungen, die gegen die staatliche Anerkennung weiblicher Aerzte präsumtiv in erster Reihe den Einwand von wegen der öffentlichen Moral

*) Das Frauenstudium und die Interessen der Hochschule zu Zürich S. 7—8. Eine Streitfrage gegen Professor von Bischoff: Das Studium und die Ausübung der Medicin durch Frauen. München 1872.

Digitized by Google

erheben würden, sonst die Frauen zwar nicht als Aerzte, aber doch als ärztliche Gehülfinnen verwendet haben? Man lasse sichs doch einmal von unsern deutschen Militärärzten, welche die Feldzüge von 64 und 66 mitgemacht, selber erzählen — drucken läßt es sich an dieser Stelle nicht — zu welchen Dienstleistungen damals sich die barmherzigen Schwestern, darunter so manche Baronin und Gräfin, bei den verwundeten pommerschen Musketieren herbeigelassen haben, und notorisch ist es ja, daß auch im gegenwärtigen Feldzuge in mehreren russischen Lazarethen wirkliche Aerztinnen fungiren.

Aber diese Dienstleistungen geschahen und geschehen ja auch eben nur im Kriege, wo Noth „am Manne" ist, in einem Ausnahmezustande, wird hier freilich von gegnerischer Seite erinnert werden. Nun gut, der Krieg ist ein Nothstand, eine Ausnahme; leider bilden nur aber in Europa diese Ausnahmezustände seit länger als zwei Jahrzehnten die Regel, und es hat keinen Sinn, Concessionen, die doch nun einmal so häufig de facto gemacht werden, nicht endlich auch de jure eintreten zu lassen. Ueberdies aber, wo kommt es denn, abgesehen von Kriegsfällen — und ganz wie in diesen kann sich fernerhin das Verhältniß auch beim Ausbruch von Epidemien, namentlich in vielen kleineren Ortschaften mit ihren chronischem Mangel an ärztlicher Hülfe gestalten — wo kommt es denn, abgesehen von solchen Fällen, jenen ausgezeichneten Frauen, die Medicin studiren, in den Sinn, nach dem Beispiel der meisten ihrer männlichen Berufsgenossen ihre ganze Zukunft etwa auf eine Praxis ohne Unterschied des Geschlechts zu gründen? Nicht doch! Hüten wir uns doch nur in unserer Untersuchung vor Allem vor derartigen Präsumtionen! Ist es denn vorweg denkbar, daß etwa — und wäre Berlin mit Aerztinnen wie besäet — ein zur Nachtzeit plötzlich erkrankter Berliner Gardelieutenant statt eines Arztes durchaus eine Aerztin an sein Bett verlangen würde? Und wäre wirklich ein solcher Fall denkbar, würde nicht die betreffende Dame einen so sonderbaren Patienten ohne Weiteres an den ersten besten ihrer männlichen Berufsgenossen verweisen? Nein, es ist vor Allem der Hülferuf unserer leidenden Frauen und Töchter, den die weibliche Concurrenz unseres bisherigen ärztlichen Standes erwartet, jener so zahlreichen zumal, die es immer gegeben hat und geben wird, die lieber Opfer ihrer weiblichen Schamhaftigkeit werden, als daß sie ihre körperlichen Leiden Männern offenbaren, so wie jener kaum minder zahlreichen, die durch ein derartiges Bedenken zwar nicht principiell, aber doch in Rücksicht auf die Persönlichkeit des ihnen gerade zu Gebote stehenden Arztes bestimmt werden. Auf das in allen solchen Fällen überdies doch wohl einigermaßen auch mitsprechende Interesse der Herren Väter und Ehemänner darf ich hierbei wohl nicht erst näher eingehen. So ist es denn auch jedenfalls Thatsache, daß fast sämmtliche bisher bekannt gewordenen Medicinerinnen — von den amerikanischen Verhältnissen dürfen wir auch in diesem Puncte absehen — sich dem Publicum ausdrücklich nur als Specialistinnen für Frauen- und Kinderkrankheiten offeriren.

Freilich hat man nun zuletzt noch gerade aus jener Thatsache eine Waffe gegen die weibliche Concurrenz schmieden zu können gemeint und behauptet: es würden die meisten jungen Medicinerinnen eben durch die Voraussicht bestimmt, daß ihre Praxis sich ja schließlich doch nur auf Frauen- und Kinderkrankheiten beschränken würde, auch ihre gesammten medicinischen Studien ausschließlich auf diese Specialfächer anlegen, damit aber die Totalität und Gründlichkeit der ärztlichen Ausbildung einbüßen: denn es gebe doch vor der

Digitized by Google

Anatomie und Pathologie des Mannes, des Weibes, des Kindes eine solche des Menschen. Auch mein Freund Sanitätsrath X. machte kürzlich, als ich ihn in seiner Sprechstunde besuchte und wie von ungefähr wieder einmal auf das Thema von den „Medicinerinnen" zu sprechen kam, gerade diesen Einwand mit nicht geringer Emphase geltend. Unglücklicher Weise meldete sich nun just in demselben Augenblicke eine arme augenkranke Frau und bat um eine Consultation.

„Sie irren wohl, liebe Frau", bemerkte ihr ruhig und gelassen Freund X.; „wahrscheinlich verwechseln Sie mich, den Sanitätsrath X., mit meinem Namensvetter, dem Dr. X.; der ist der Augenarzt X. und hat eine Augenklinik, ich bin der Ohrenarzt X. und habe eine Ohrenklinik", sprachs, ließ die Kranke gehen und wandte sich seinem Gaste wieder zu.

„Wir waren lieber X.", setzte ich mit der unschuldvollsten Miene von der Welt ein", bei der Totalität des medicinischen Studiums im Allgemeinen und ihrer Nothwendigkeit für etwa studirende Frauen im besondern stehen geblieben."

„Wobei? Bei — Hm! Cigarre gefällig, lieber Doctor?"

„Danke."

Mein Plaidoyer ist erschöpft, und ich will hoffen, wenigstens einen Theil meiner Leser überzeugt zu haben, während ja wohl ein verständnißinniges Zunicken der competenten Köpfe meiner schönen Leserinnen mir ohnehin sicher ist. Wirklich heftige Gegner der vertretenen Idee sind mir übrigens bisher fast nur unter einem einzigen Stande vorgekommen, nämlich charakteristischer Weise unter dem der — Herren Aerzte. Indessen sind es gerade die von diesen erhobenen Einwände, mit denen hauptsächlich wir uns oben prüfend und widerlegend beschäftigt haben. Sollte diese Gegnerschaft gleichwohl fortdauern, nun so trösten Sie sich, meine jungen „emancipationslustigen" Damen, mit mir in dem Gedanken, daß ja auch die Emancipation der Negersclaven, um auf diese zurückzukommen, schließlich nicht von der Erlaubniß ihrer Hauptgegner, nämlich der Baumwolle, Reis, Zucker und Tabak bauenden Südstaaten Amerikas abhängig gemacht worden ist.

S. Fischer.

Digitized by Google

Der geehrte Pelz*).

Von **Murad Efendi.**

Irgendwo in einem Dorfe
Sich Begüterte vermälen,
Hört's der Chodja, gleich beschließt er,
Bei der Hochzeit nicht zu fehlen,
Nassreddin liebt solche Rummel
Und sein Wesen ist gesellig,
Ihm zuwider ist kein Zötlein
So das Ding nur gottgefällig
Und die Häuser, wo in Schmäusen
Man Geschmack bewährt, die preist er,
Ist doch in der eignen Küche
Leider Schmalhans Küchenmeister.
Aufwand liebt er bei den Andern,
Ist auch hold dem Musiciren
Und es rührt ihn ganz erbärmlich,
Wenn die Pfeifen tireliren,
Wenn bei dickbeleibter Pauken
Dumpf erdröhnendem Gebrumme
Sänger durch die Nase trillern;
Liebt das vorlaute Gesumme
Aus dem muntern Chor der Jungen,
Ernster Männer Unterhaltung
Frischt er gerne auf, belebend
Durch die eigne Witzentfaltung.
Er begab sich auf die Reise
Und erschien beim Hochzeitsfeste,
Aber keiner will ihn kennen,
Nicht der Wirth und nicht die Gäste,
Kaum daß man ihm Willkomm bietet,
Keiner schien ihn zu beachten.
Thäten schier als ungebetnen
Festschmarotzer ihn betrachten
Drob verdrießlich auf dem Heimweg
Hub er an sein Kleid zu schelten:
„Dir nur, abgeriss'ner Lump du,
Konnte ihre Unart gelten,
Pelz, warst schon bei meiner Hochzeit
Neu nicht, ob auch sonst behäbig,
Seitdem aber ohne Rücksicht
Zeigst du dich recht schamlos schäbig,
Dir, Landstreicher, 's ist kein Zweifel,
Galt ihr sonderlich Benehmen,

*) Obiges Gedicht ist eine Probe aus Murad Efendi's jüngster Dichtung, „Nassreddin Chodja", ein osmanischer Eulenspiegel. Murad Efendi stellt sich uns in diesem Büchlein, welches sich bereits im Druck befindet, zum erstenmal mit einer Humoreske vor, die auch als Ironie auf heutige Sitten gelten kann.

Digitized by Google

Wahrlich, Pelz, deiner Gesellschaft
Muß ich endlich mich wohl schämen."
Morgen will zum Fest er wieder,
Aber putzt sich. Sieh! wie eitel
Ward der Chodja! — Was die Truhe
Barg an Stoffen, um den Scheitel
Siebenfach als Turbanzierde
Muß es ihm Frau Aische winden,
Und es wuchs der Bund umfänglich,
Daß darin schier konnte finden
Ganz bequem sein Nest ein Storchpaar
Und im Pelz — 's war ein entlieh'ner,
Zeisiggrün, mit Fuchsverbrämung —
Als ein Mann vom Stand erschien er
Auf der Hochzeit. Von dem Hauswirth
Ward er höflichst aufgenommen,
Fast mit Ehrfurcht von den Gästen,
Jeder heißt ihn hochwillkommen.
„Maschallah!" — heißt: „Gott gepriesen",
Euer Kommen ist uns Segen!
Ihr erleuchtet diese Hütte!"
Sprudelt's nun dem Gast entgegen.
Dieser schleppt den Pelz, den weiten,
Auch zu langen, majestätisch,
Zwängt den Turban durch die Thüre
Mühsam, aber gravitätisch.
„Seid bedankt von meinem Pelze!"
Salbungsvoll er dann entgegnet,
„Es erfreut ihn außermaßen,
Daß ihr ihm so hold begegnet." —
Sonderliche Räthselworte! —
Und man drängt ihn, hin zu sitzen,
Oben, wo die Ehrenplätze
Für gesellschaftliche Spitzen.
„Seid bedankt von meinem Pelze",
Wieder Nassreddin entgegnet,
„Es beglückt ihn außermaßen,
Daß ihr ehrend ihm begegnet."
Sonderliche Räthselworte!
Doch man scheut sich, ihn zu fragen.
Bei dem Schmause wird verbindlich
Ihm vom Besten angetragen.
„Seid bedankt von meinem Pelze",
Spricht er nochmals: „Wohl zu schätzen
Weiß er, wie ihr hoch ihn ehret,
Und er wird sich weidlich letzen.
Iß mein Pelz! Laß dir's nun schmecken,
Iß für Zwei, iß von dem Besten,
Mußte doch dein ält'rer Bruder
Fürlieb nehmen mit den Resten!"

Das neue italienische Königspaar.

(Hierzu die Portraits des Königs und der Königin von Italien.)

Le roi est mort, vive le roi! Der re galantuomo ist zu seinen Vätern versammelt worden und der neue König von Italien heißt Humbert I. Auf ihn lenken sich hoffnungsvoll die Blicke Italiens, erwartungsvoll die Blicke Europas, insonderheit die aus den Cabineten in Petersburg und Constantinopel, welche gespannt auf die freundliche oder feindliche Neutralität des Quirinals dem Orientkrieg gegenüber harren. Denn Italien ist — Dank dem Eifer Victor Emanuels — die sechste Großmacht geworden und spricht ein gewichtiges Wort im Rathe Europas. Auch der Vatican, der dem verlorenen Sohn der Kirche, Victor Emanuel, noch in der letzten Stunde den päpstlichen Sacristan, Monsignore Marinelli zur Beichte sendete, lauscht gespannt auf die nächsten Willenskundgebungen des re Umberto.

„Was Gewisses weiß man nicht", sagt der Wiener, und das gilt auch von Italiens neuem König. Selten ist von dem Leben und Treiben eines Kronprinzen so wenig bekannt geworden, wie von dem Wandel und den Neigungen des am 14. März 34jährigen, nunmehrigen Königs Humbert. Er begann sein Leben gleich mit einer Curiosität seiner Geburt — er hat nämlich denselben Geburtstag, wie sein Vater — dann aber hörte man wenig von ihm. Jedoch zeichnete sich Prinz Humbert im Feldzuge von 1866 rühmlich aus. In der Schlacht bei Custozza commandirte er eine Division und führte einen strategisch untadelhaften Rückzug aus, der die wilde Flucht des besiegten Heeres verhinderte. Dann aber wandte sich der Kronprinz, im Gegensatze zu seinem soldatischen und waidmännischen Neigungen folgenden Vater, friedlichen Bestrebungen zu. Ihm ist es zu verdanken, daß die Industrie Italiens, insbesondere das Kunstgewerbe, im letzten Decennium einen neuen Aufschwung genommen hat, daß auch die Landwirthschaft rationellere Bahnen einschlägt und daß bereits auf der Wiener Weltausstellung Italien einen großen industriellen Fortschritt gegen die Pariser Ausstellung zeigte.

Man schreibt dem Kronprinzen das energische Betreiben des Handelsvertrages mit Oesterreich vom 23. April 1867 zu. Für den Eisenbahntunnel durch den Mont Cenis und das Project der Gotthardbahn war der Prinz energisch thätig. Als bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges das Ministerium Lanza eine etwas zweideutige Rolle spielte und mit den Tuilerien um den Preis Roms liebäugelte, verdammte der Kronprinz, obwohl er der Schwager des Prinzen Napoleon war, diese Politik entschieden und wies noch vor Sedan seinen Vater auf die Waffenbrüderschaft Preußens mit Italien hin, die durch das Blut von 1866 besiegelt sei. Victor Emanuel neigte auf die Seite Napoleons. Für ihn knüpfte sich an die Waffenbrüderschaft mit Frankreich die Erinnerung an die Geburt des Königreichs Italien, während die Allianz mit Preußen ihm die bittern Erinnerungen an Custozza und Lissa vor die Seele brachte, eine Wunde, welche selbst durch das herrliche Pflaster Venedig nicht ganz verharrscht war. Aber Prinz Humbert siegte. Be-

Digitized by Google

reits die Circulardepesche des Ministers des Auswärtigen Visconti-Venosta vom 29. August 1870 redete eine veränderte Sprache und nach Sedan löste sich das Florentiner Cabinet auch moralisch ganz von Frankreich los.

Die Vorliebe des italienischen Kronprinzen für Preußen wurde durch einen freundschaftlichen Besuch des preußischen Kronprinzenpaares 1869 bei Gelegenheit der Geburt eines Sohnes des Kronprinzen Humbert sichtlich anerkannt. Im Sommer 1872 erwiederte das italienische Kronprinzenpaar den preußischen Besuch und erschien als Pathenpaar zur Taufe der Tochter des deutschen Kronprinzenpaares in Potsdam im Frühling 1872. Die Prinzessin erhielt aus Courtoisie für ihre schöne Pathe, die italienische Kronprinzessin Margarethe, den Namen derselben und Kronprinz Humbert wurde vom Kaiser Wilhelm zum Chef des 13. Husarenregiments (jetzt in Frankfurt am Main und Mainz garnisonirend) ernannt, eine Ehre, die noch nie vorher weder einem Souverän, noch einem Prinzen zu Theil geworden war.

Die Gemalin des jetzigen Königs von Italien ist eine bezaubernde Schönheit. So ernst und schweigsam König Humbert — dessen unitalienischer Name der des deutschen Stifters der savoyenschen Dynastie Graf Humbert (gestorben 1048) ist — im Grunde ist, so heiter und anmuthig ist die Königin. Dieselbe ist eine Cousine ihres Gemals, nämlich die am 20. November 1851 geborene Tochter des jüngeren Bruders Victor Emanuel, des verstorbenen Herzogs Ferdinand von Genua. Die Mutter der Königin Margarethe war die Prinzessin Elisabeth von Sachsen, eine Tochter des Königs Johann, so daß also die Königin von Italien die Nichte des Königs von Sachsen ist. Während König Humbert für kirchlich freisinnig gilt, steht die Königin Margarethe im Geruch großer Frömmigkeit, eine Eigenschaft, welche sich bei italienischen Frauen sehr gut mit heiterer Lebenslust vereinigen läßt. Ihre Sympathien für den heiligen Vater sind offenkundig und sie wirkte bisher für die Interessen des Vaticans im Quirinal sehr eifrig. Nichtsdestoweniger besitzt die Königin genug Loyalität, um ihre Neigungen nicht über ihre königlichen Pflichten triumphiren zu lassen. Allein sie ist immerhin ein sehr gefährlicher Apostel des apostolischen Stuhles. Ihre schönen Augen gelten Vielen als alleinseligmachend und der ganze Eindruck ihrer bezaubernden Erscheinung ist so blendend, daß, wie man sagt, selbst der zukünftige deutsche Kaiser der schönen Pathin seiner Tochter begeisterte Huldigungen dargebracht haben soll, als sie in den nachtigallendurchtönten, rosendurchdufteten Gärten der Potsdamer Schlösser an dem Arme des ritterlichen Kaisersohnes lustwandelte. Hoffen wir, daß damals eine Allianz zwischen Deutschland und Italien geschlossen wurde, welche zwei hochbegabte Nationen, die unter ähnlichen Verhältnissen zur Einheit gelangt sind, dauernd verbindet und verbündet! H.

Digitized by Google

Aus der Gesellschaft.

Berlin.

Die Wogen des gesellschaftlichen Lebens gehen bereits hoch, obwohl die Hoffeste viel später als sonst anfangen, weil die Vermälungsfeierlichkeiten der beiden Prinzessinnen erst im Februar stattfinden und vorher Lust und Zeit zum Ausgehen mangeln. Man ist in den Hofkreisen allzusehr mit Vorbereitungen beschäftigt, denn außer den Toilettenbesorgungen haben die sämmtlichen jungen Damen Brautgeschenke zu vollenden. Es wird eine besondere Ausstellung derselben stattfinden, natürlicherweise etwas später, als die der Ausstattungen. Daß beide Hochzeiten an demselben Tage gefeiert werden, will der vergnügungslustigen Jugend nicht gefallen, ist aber eine wahrhaft wohlthätige Berücksichtigung für das Alter. Die ermüdenden Ceremonien bei der Trauung würden auch unzweifelhaft nachtheilig für das Kaiserpaar gewesen sein, außerdem freut sich mancher vornehme Gatte und Vater, daß die Ausgaben für Toiletten so wesentlich vermindert werden durch diese Doppelhochzeit.

Bei Hofe sind, wie gesagt, noch keine großen Feste angesetzt worden; die kleinen Theezirkel bei der Kaiserin finden noch statt und außerdem ist jeden Freitag großer Empfang bei der Oberhofmeisterin der Kaiserin, Gräfin Perponcher, geborene Gräfin Maltzan, nicht zu verwechseln mit den beiden anderen Gräfinnen Perponcher.

Es giebt nichts Zwangloseres, Interessanteres und Großstädtischeres, als diese Empfangsabende bei der Oberhofmeisterin der Kaiserin. Als diese Stelle noch in den Händen der Gräfin Schulenburg lag, galt es schon für einen ganz besonderen Vorzug dazu eingeladen zu sein, aber jetzt hat sich die Bedeutung dieser Zirkel noch erhöht, weil die Einladungen größere Dimensionen angenommen haben. Die Wohnung der Oberhofmeisterin erlaubt dies, da die prachtvollen Räume des Hauses Leipzigerstraße Nr. 137 dazu gemiethet sind. Dies Haus war früher Eigenthum des Grafen Harry Arnim und seines Schwagers des Baron von Prillwitz, jetzt ist es in den Besitz einer Actiengesellschaft übergegangen. Die zweite Etage wird von der türkischen Botschaft bewohnt, dort finden natürlicherweise in diesem Jahre überhaupt keinerlei Festlichkeiten statt, nur die gewöhnliche Visitencour der Diplomaten konnte nicht abgesagt werden.

Zu den Empfangsabenden der Oberhofmeisterin sind diesmal auch Personen eingeladen, welche sonst keinen Zutritt bei Hofe haben. Es ist auf besonderen Wunsch der Kaiserin geschehen, weil sie denselben Gelegenheit geben wollte sich ihr ohne Ceremoniel vorstellen zu lassen. Ein großer Vorzug bleibt es immerhin, zu diesen exclusiven Zirkeln eingeladen zu werden. Kaiser und Kaiserin bewegen sich dort ganz zwanglos, gehen von einer Gruppe zur andern, setzen sich auch auf Augenblicke in einen Kreis und nehmen an der Unterhaltung theil, lassen sich die anwesenden Celebritäten vorstellen und bleiben gewöhnlich bis zum Abendessen, welches auf mehreren Büffets servirt wird.

Digitized by Google

Die Prinzen und Prinzessinnen erscheinen meistens auch vollzählig bei der Oberhofmeisterin; dieselben müssen ihr sogar, bevor sie ihre Einladung erhalten, einen feierlichen Besuch machen, denn sie gilt gewissermaßen als Stellvertreterin der Kaiserin bei allen gesellschaftlichen Anordnungen.

Die chinesische Gesandtschaft ist noch immer nicht in den Hofzirkeln erschienen, sie erwartet noch einige Dolmetscher, da die Unterhaltung mit Deutschen zu viel Schwierigkeiten darbietet. Indessen versäumen die Chinesen keine Höflichkeitsbesuche, sie fahren bei allen Mitgliedern der Diplomatie vor, steigen aber nicht aus, sondern lassen durch einen eleganten Livréediener ihre höchst originellen Visitenkarten abgeben: orangegelbe, riesige Zettel, wie sie in den Berliner Läden als Anzeigen von „Ausverkauf" üblich sind, mit großen schwarzen Buchstaben in Keilschrift bedruckt.

In diplomatischen Kreisen ist die Geselligkeit augenblicklich sehr belebt durch Diners und Soirées, weil der Vicomte de Gontaut-Biron „fortgegessen" werden muß, wie der technische Ausdruck heißt. Er hat seine Stelle als französischer Botschafter niedergelegt und verläßt Berlin in den nächsten Tagen, um sich vor seiner Rückkehr nach Frankreich noch zum Besuch nach Günthersdorf in Schlesien zu begeben, wo seine älteste Tochter mit dem jüngeren Sohn des Herzogs von Sagan verheirathet ist. Herr von Gontaut war in der Haute volée von Berlin außerordentlich beliebt. Seine Ritterlichkeit und seine gelehrte Bildung machten ihn allerdings zu einer ungewöhnlichen Erscheinung, auch die echt französische, distinguirte Geselligkeit in seinen Salons war einer seiner vielen Vorzüge. Die sämmtlichen Attachés mit hocharistokratischen Namen werden, gleich ihm, Berlin verlassen; die Abschiedsfeste in diplomatischen Kreisen sind deshalb begreiflicherweise sehr wehmüthig ausgefallen. Es war beneidenswerth, wie die schönen Frauen, Fürstin Liechtenstein, Gräfin Carolyi, Gräfin d' Aunay, Lady Russel, Baronin Rudhart u. s. w. allen diesen Herren ihre „Regrets" aussprachen. Der Nachfolger des Herrn Vicomte, Graf St. Vallier, soll indessen auch sehr liebenswürdig und ebenfalls unverheirathet sein, was ja gewöhnlich ein wirksamer Empfehlungsbrief ist, namentlich in jetziger Zeit, wo die Epouseurs so sehr rar in der vornehmen Welt geworden sind. Graf St. Vallier hat namentlich in den Zeiten der Occupation sein diplomatisches Talent bewährt und erfreut sich deshalb auch der Anerkennung unserer höheren Militärs.

In Privatzirkeln ist die Hochfluth der Gesellschaften dadurch zu erklären, daß man sich beeilt seine Feste zu geben, eh' die eigentliche Carnevalszeit eintritt, wo man für seine Einladungen wenig Dank und viel Körbe bekommt. Eine nachahmungswerthe Sitte ist es, daß kleine Maskenbälle in den Familien veranstaltet werden, wodurch eine zwanglose und gesteigerte Heiterkeit entsteht. Die Toiletten dazu kosten keineswegs so viel wie die verschwenderisch-ausgestatteten Ballkleider unserer jungen Damen und für die Herren giebt es überall billige Maskeradengarderoben. Im Familienkreise ist ein Maskenball jedenfalls ein unschuldigeres Vergnügen als in den „Locales", wo leider jetzt viel Unfug damit getrieben wird. Die Abgründe, welche sich dort für die männliche Jugend der höheren Stände und leider auch für die weibliche Jugend der niederen Stände öffnen, wollen wir hier nicht zu ergründen versuchen, aber die Philantropen und die Polizisten können nicht genug daran erinnert werden. Die Nachtseiten von Berlin sind überhaupt immer schwärzer geworden und haben vielleicht kaum in Paris oder London ihres Gleichen. Der Nothstand ist durch den milden Winter dieses Jahres nicht so schlimm

Digitized by Google

Digitized by Google

Königin Margarethe von Italien.

Digitized by Google

Digitized by Google

wie er sonst um diese Zeit hervortritt. Doch giebt die Statistik der Leihanstalten einen traurigen Ueberblick; in den ersten Tagen des neuen Jahres fand ein solcher Zudrang dort statt, daß Schutzleute aufgeboten werden mußten. Ganz auffallend viel junge, gutgekleidete Männer wurden bemerkt und die Zahl der versetzten goldenen Uhren war unglaublich hoch. An die Aufhebung der staatlich überwachten Leihanstalten kann nach diesen Resultaten kaum noch gedacht werden, denn die Noth, wenn sie auch vielfach aus Vergnügungssucht entsteht, den Wucherern preiszugeben würde ebenso inhuman wie unpolitisch sein. Man sollte auf diesem Gebiete vielmehr noch vorsorglicher werden, namentlich wäre es geboten, einzelne Leihanstalten ausschließlich für das weibliche Geschlecht zu errichten, um die Verführungen zu vermeiden, welche den nothleidenden jungen Mädchen drohen, wenn sie oft stundenlang warten müssen im Gedränge zwischen rohen und gemeinen Gesellen. Die Trennung der Geschlechter, die doch auf den Eisenbahnen nothwendig gefunden wird, ist noch viel nothwendiger in den Leihanstalten. Es ist zudem eine Wohlthat, die keine Kosten verursacht, aber es scheint fast als wenn noch nie Jemand dafür gesprochen hat; vielleicht wirkt diese Andeutung am rechten Ort!

Als eine veredelnde Geselligkeit sind die Vorlesungen zu betrachten, welche von verschiedenen Vereinen stets um diese Zeit veranstaltet werden. Es sollten nur noch mehrere und populärere stattfinden! Vor einem besonders gewählten Publicum finden sechs Vorlesungen in der Singakademie statt. Die Kaiserin versäumt keine einzige und hat sogar ihre Eßstunde deshalb verändern lassen, denn Punct fünf Uhr beginnen die Vorlesungen. Schöngeistige Professoren, Generalstabsofficiere und Diplomaten halten dieselben, alle Celebritäten Berlins befinden sich unter den Zuhörern, auch elegante Damen erscheinen und thun wenigstens so als verständen sie Alles. Die Abhandlungen sind indessen gewiß nicht immer nach ihrem Geschmack und Verständniß bemessen.

Im Concertsaal des Schauspielhauses finden jetzt französische Theatervorstellungen statt, die gleichfalls als gesellige Zusammenkünfte große Annehmlichkeiten bieten. Der schöne, elegante Saal ist stets gefüllt und man trifft seine Bekannten aus allen Kreisen dort. Die Leistungen der französischen Künstler sind befriedigend, wenn auch nicht über allen Tadel erhaben.

Dasselbe kann man über das neue Opern-Unternehmen im Woltersdorff'schen Theater sagen, doch ist ganz kürzlich die Sängerin Fräulein Gerl mit überraschendem Erfolg aufgetreten. Bei den hohen Preisen der Königlichen Oper ist es dankenswerth, daß man für wenig Geld viel Gutes hören kann. Aber die entlegene Chausséestraße thut dem Woltersdorff'schen Theater Schaden und macht auch die niedrigen Preise illusorisch, denn man muß die Droschken doppelt bezahlen.

Auch ein Ostendtheater ist neuerdings eröffnet, welches gute Intentionen hegt, aber leider ebenfalls am Ende der gebildeten Welt liegt, auch bei seiner unsystematischen Leitung (so bestand die Eröffnungsvorstellung aus einem Acte aus Faust und dem Benedixschen Lustspiel: „Der Kassenschlüssel") wenig Zutrauen erweckt. Das Residenztheater macht dagegen vortreffliche Geschäfte mit Hedwig Raabe und Frau Claar-Delia; es hat auch keine günstige Lage, aber die zwei genannten Damen würden noch größere Hindernisse überwinden lassen als einen Gang in die Berliner City.

Eine Verlobung, die viel besprochen wird, fand so eben zwischen dem

Digitized by Google

Fräulein Martha Dietze und dem Herrn Grafen Felix von Posadowski-Wesner statt. Die Braut ist die Tochter des Rittergutsbesitzers und Domänenpächters Dietze, der als Jugendfreund des Fürsten Bismarck und als Gastgeber des Kaisers, namentlich bei großartigen Jagdpartien, bekannt geworden ist. — Dagegen ist die ebenfalls längst erwartete Verlobung der Gräfin Marie, einzigen Tochter des Fürsten Bismarck, mit dem Grafen Lehndorff noch immer nicht erklärt. Letzterer verlebte zwar die Weihnachtstage am „Hofe zu Varzin", wie man jetzt officiös sagt, aber seine Beziehungen zu der Familie des Reichskanzlers scheinen nur freundschaftlicher Natur zu sein. Das Publicum verlobte ihn jedoch schon mit Gräfin Marie, bevor sie die Braut des Grafen Eulenburg war. H. v. N.

Wien.

Wien ist dieses Mal so ziemlich nüchtern in das neue Jahr hinüber geschritten und wenn ja Einer oder der Andere die Grenze zwischen 77 und 78 taumelnd hinübergefallen ist, so hatte nicht so sehr der Champagner als der Punsch solches bewirkt, denn Punsch, sonst gar ein edler Saft, ist wohlfeiler als Veuve cliquot, und die Welt ist bereits dahin gekommen, daß sie sich auch den obligaten und erlaubten Rausch so billig als möglich zu verschaffen sucht. Ich konnte mir bisher keine ganz genaue Statistik über die um die Mitternacht des Sylvester in Wien gehaltenen Toaste verschaffen so viel jedoch ist erwiesen, daß ihrer unzählige waren und daß alle die unzähligen von einem pessimistischen Ton durchzogen waren und von dem Geiste Schopenhauer'scher Weltanschauung. Namentlich unsere Künstler und Künstlerinnen haben sich allmälig mit großer Majorität zu den Doctrinen des Frankfurter Philosophen geflüchtet und der Hoffnung auf Besserung fast gänzlich entsagt. Fräulein M. hat es auch im Jahre 1877 nicht dahin gebracht, daß ihr Fürst X. die Hand gereicht und Fräulein S. ist in dem bezeichneten Jahre ihren Schneiderinnen weitere 10,000 Gulden mehr schuldig geworden; Fräulein X. erhielt am 31. December die Kündigung von ihrem Director und Fräulein Z. eine solche von ihrem Freunde, — wo soll also die frohe Laune, wo soll der heitere Lebenssinn herkommen, wie sollen sich unter sothanen Verhältnissen die chambres separées der feinen Restaurants füllen?

Auch die Maler sind nicht sehr rosig gelaunt, denn die Galerienwuth und Bilderstürmerei ist nahezu erloschen und die zahllosen Kenner von dereinst sind auf ein Minimum zusammengeschmolzen. Aber von der fast allgemeinen Trauer, die in die Kunstwerkstätten eingezogen ist, ein Atelier ausgenommen, denn bei Hanns Makart ist es immer lustig, so sehr auch dieser Hexenmeister des Colorits mit Bangen der Zeiten Wechsel entgegen sieht oder doch entgegen sehen sollte. Gleichwie Makart im vergangenen Winter bei sich einen Van Dykabend arrangirte (ich habe damals den Lesern des Salon von dem interessanten Atelierfeste getreulichen Bericht erstattet) und zwar zu Ehren der Nilsson, füllte er vor Kurzem erst seine phantastisch decorirten Räume mit zahlreichen Gästen aus den Niederlanden. Alles mußte im Costüm erscheinen und den Mittelpunct des Abends bildete abermals eine gefeierte Künstlerin — Pauline Lucca. Selbstverständlich wurde auch musicirt und Derjenige, der am Clavier saß und die verschiedenen Gesangsvorträge künstlerisch unterstützte, war kein Geringerer als Hanns Rich-

Digitized by Google

ter. Man sieht daraus, daß Makart auch in der Composition seines Salons, seiner Ateliergesellschaft einige Geschicklichkeit besitzt. — Pauline Lucca, die während eines Aufenthaltes von sechs Wochen zweimal für wohlthätige Zwecke sang — das eine Mal für den Pensionsfond des Opernhauses, das andere Mal für den Wiener Schriftsteller- und Journalistenverein „Concordia" — brachte mit ihren noch immer außerordentlichen Kunstleistungen jeder der genannten Cassen je 4000 Gulden ein und hat damit bewiesen, daß sie das „droit des pauvres" in richtigerer und generöserer Weise auffasse, als alle die ausländischen Sterne, die in Deutschland Berge von Gold aufhäufen und sich zehnmal anbetteln lassen, ehe sie ein einziges Mal im Namen der Humanität den Mund aufthun, um einen Triller zu schlagen. Frau Lucca hat für den nächsten Winter eine große Wohnung in der Pestalozzigasse gemiethet und hat die Absicht, einen jour fixe zu eröffnen, an welchem sich wohl die interessantesten Schichten der hiesigen Gesellschaft betheiligen dürften. In den Salons der Sängerin, die einst der Abgott der Berliner war und nun wieder in die Arme ihres geliebten Wien zurückgekehrt ist, werden sich wohl bunte und pikante Rendezvous ergeben, in der Herrin des Hauses — der nunmehrigen Baronin Walhoffen, vereinigt sich ja die gefeierte Künstlerschaft mit dem Stande der Aristokratie, und giebt es für den Salon eine effectvollere und glänzendere Combination?

Von den vielbesprochenen und kritisch vielfach ausgelegten Opernsoiréen sind nun zwei ins Land gegangen und von der Saison verschlungen worden. Am ersten Abend haben sich in die Räume des prächtigen Hauses nicht weniger als 3700 Menschen gedrängt und da Alles zu gleicher Zeit auf dem Plane sein wollte, der die Vereinigung des Zuschauerraums mit der Bühne repräsentirt, so läßt sich das Gewühle und das Glühen der Atmosphäre wohl leicht denken. Die Aristokratie und Jene, die es der Aristokratie in Allem nachmachen wollen — zu letzteren gehören ein paar Bankiers und ein paar in ihrer Schönheit unbestrittene, in ihrem künstlerischen Werthe jedoch etwas angezweifelte Bühnenkünstlerinnen — die Aristokratie also mit ihren Schatten hatte sich in Logen zurückgezogen und sah von hier aus dem Treiben im Parket zu. Dieses Treiben überschritt aber nirgends und niemals die Grenzen der akademischen Promenade und Manche hatten sogar zu dem Geständnisse den Muth, daß solche akademische Promenaden nicht einmal sonderlich amüsant seien. Vom Hofe waren nur einige Herren Erzherzöge erschienen — Albrecht, Wilhelm und Rainer, — der Kaiser war nicht auf der ersten Soirée erschienen, angeblich weil Advent war und sich das Tanzen im Advent mit den gut katholischen Anschauungen nicht vereinbaren lasse; aus demselben Grunde sei auch der Kronprinz nicht gekommen. Im Parket bemerkte man eine Reihe wunderherrlicher Damen und eine große Menge glänzender Toiletten. Ein Kenner von Toiletten und deren Ateliergeheimnisse theilte die neuen Roben in drei Kategorien ein, in solche, die von den eigenen Männern oder Vätern bezahlt werden, in solche, für die der Freund die Rechnung saldiren läßt und in solche endlich, die niemals, weder von einem Manne, noch von einem Vater, noch von einem Freunde bezahlt werden. Diese letzteren pflegen in der Regel die geschmackvollsten und kostbarsten zu sein. — Das kleine Concert, das dem Tanze voranging — ich habe hier immer vornehmlich die erste Soirée im Auge und in der Feder — erfüllte insofern seine Aufgabe, als es die Conversation belebte, wie überhaupt auch auf Privatsoiréen die Gäste niemals so redselig und mittheilsam sind, als wenn der

Digitized by Google

Pianist oder die Pianistin am Flügel sitzt und wie wüthend auf den Tasten herum fegt. Bei den Klängen einer Liszt'schen Rhapsodie, eines Scherzo von Delibes, einer Walzercompilation aus Alt- und Neu-Wien von Johann Strauß und eines sentimentalen Waldvögleinliedes von Franz Doppler, in welchem die beiden Wunderstimmen der Damen Wilt und Materna entzückend ineinander klangen — bei all' diesen Herrlichkeiten einer zwischen Ernst und Scherz sich schaukelnden Musik promenirt sichs ganz vortrefflich und man konnte sich wechselseitig sogar ein oder das andere delicate Geheimniß, eine oder die andere discrete Vertraulichkeit sagen, ohne von der nächsten Nachbarschaft verstanden zu werden. Die Verwandlung der ungewöhnlich tiefen Bühne in einen mächtigen Saal war in eminentester Weise gelungen. Das Künstlertrifolium Brioschi, Kautzky und Burghardt hatte die Wände mit großen Gemälden (nach Watteau) ausgeschmückt, in der Mitte des von sechs Riesencandelabern erleuchteten Raumes stand ein Springbrunnen und überall, wohin man sah, traf das Auge auf Blumen der Heimat und der Fremde. In den vertraulichen Nischen saß man sogar unter Palmen. Am gemüthlichsten — irgend eine gemüthliche Seite weiß der Wiener auch der steifsten und pretentiösesten Reunion abzugewinnen — gestaltete sich die Soirée nach Mitternacht, wo ein Jeder menschlich zu empfinden anfing, Hunger und Durst bekam und Anstalten machte, Hunger und Durst auch zu stillen. Die vielen kleinen Tischchen, die der Restaurant Sacher auf der Hinterbühne aufgestellt, waren bald besetzt und kalte Küche wurde en masse vertilgt. Und die neueste Errungenschaft der Naturkunde, das Telephon, mußte wacker mithelfen, die Vorräthe herbeizuschaffen. Zwischen oben erwähnter Hinterbühne des Opernhauses und dem Etablissement Sacher der Augustinergasse war eine Leitung gelegt und durch das Sprachrohr wurden immer wieder neue Rationen von Rostbeef, Gansleberpastete, Poulard, Chocoladetorte ꝛc. ꝛc. requirirt. Am lebhaftesten ging es aber wohl in den Separatgarderoben der ersten Sänger und Sängerinnen her. Diese, zwölf an der Zahl, wurden zu kleinen Speisesälchen, zu cabinets separés improvisirt und da man hier ungestört dem Champagner zusprechen konnte — hielt ja ein treuer Theaterdiener treue Wacht — mag man sich, vielmehr soll man sich in den kleinen, aber gewählten Kreisen nicht übel amüsirt haben.

Knapp vor Jahresschluß, gewissermaßen als Weihnachtsbescheerung, wurden wir mit den „Sieben Todsünden" von Goldschmidt, von Adalbert von Goldschmidt (ich kann es einmal nicht über mein gutes Herz bringen, einem Jungadeligen das Wörtchen „von" zu erlassen) überrascht. Robert Hammerling hat zu dieser sündhaften Composition bekanntlich den Text, oder wenn es vornehmer klingt, die Dichtung geliefert. Ich würde des Werkes, das schon wegen seiner Namenlosigkeit — wie soll man denn dasselbe nennen? Oratorium, Cantate, Metaphysisches Tonbild? — auf gerechte Bedenken stoßen muß, keiner speciellen Erwähnung würdigen, wenn nicht gewisse gesellschaftliche Streiflichter dazu herausforderten. Die „Sieben Todsünden" wurden während der vergangenen Saison auf Kosten des Componisten in der Reichshalle Berlins aufgeführt und die dortigen Berichte constatirten damals einstimmig, die Composition habe in der deutschen Hauptstadt gefallen. Wie sehr der gute Ruf nützte, geht daraus hervor, daß das Pensionsinstitut der Oper die Todsünden zu seiner Weihnachtsaufführung erkor und daß sich Hanns Richter alle erdenkliche Mühe gab, dem Werke durch sein Orchester eine vollendete Ausführung angedeihen zu lassen. Aber der Liebe

Digitized by Google

Müh' umsonst — die vierstündige Imitation Richard Wagner'schen Stiles und Richard Wagner'schen Geistes ermüdete das größtentheils mit Freunden der Goldschmidt'schen Familie (wenn man bedenkt, daß der Vater des Componisten langjähriger erster Procurist und Rathgeber des Hauses Rothschild ist, so wird man es sofort begreiflich finden, daß sich um die Fahne Goldschmidt's ziemlich viele Freunde, Anhänger und Ergebene schaaren) besetzte Haus und selbst die enragirtesten Verehrer des Welthausrepräsentanten konnten ihre Abspannung und Langeweile nicht verleugnen. Ein gräßlicher Alp lag auf den Gemüthern Aller, so im Parket und in den Logen erschienen waren und als es halb elf Uhr war, war bereits Alles besiegt, unterworfen, vollständig geschlagen. Einige Glückliche hatten unter dem Schutz einer etwas mangelhafteren Beleuchtung oder unter irgend welcher neutralen Maske schon eine Stunde vorher die Flucht ergriffen und diese Independenten wurden allenthalben beneidet. Uebrigens spielte Hammerling in der Sieben-Todsünden-affaire eine ganz eigenthümliche Rolle. Zuerst schrieb der Dichter des „Ahasver" an einen hiesigen einflußreichen Musikkritiker einen Brief, worin er sich gewissermaßen ob des Textes entschuldigte und die Mängel dieses Textes auf das Kerbholz des Componisten, der den Text so und nicht anders haben wollte, setzen ließ. Der Entschuldigungsbrief Hammerling's fand seinen Abdruck und jetzt sah sich dieser seinem Mitarbeiter Goldschmidt gegenüber compromittirt. Es folgte nun ein zweiter und dritter Brief an den Componisten, aber man merkte die Absicht und ward verstimmt. Hammerling hatte für den Auszug aus seinen Todsünden baare 5000 Gulden erhalten und wenn es ihm bisher recht war, wie Goldschmidt mit seinen Werken musikalisch umgesprungen, so mußte er es auch nach der mißglückten Wiener Aufführung dulden.

Nun muß ich wohl auch auf unsere Bühnen einige flüchtige Blicke werfen, denn so schlecht es auch den meisten der Wiener Theater geht, so tief die Mehrzahl der localen Thespiskarren im Morast verfahren sind, das Theater bleibt immer der Brennpunct des öffentlichen Interesses, der universalen Neubegier. — Mit dem Ballet „Sylvia" von Delibes hat die Operndirection einen hübschen Fang gemacht, das musikalisch überaus fein illustrirte Schäferspiel macht fortgesetzt volle Cassen. Die alten Faune, Satyrn, Amoretten und antike Liebesgeschichten haben also noch immer nicht ausgelebt; schade nur und illusionsvernichtend ist es so oft, daß die antiken Liebesgöttinnen zumeist von antiken Repräsentantinnen getragen sind. — In Herrn Schott vom königlichen Hoftheater in Hannover lernte Wien einen kleinen interessanten Tenoristen kennen — sind ja die Vertreter des hohen C fast nur noch als die Vertreter der condensirten Fadesse bekannt — und unsere heimischen Lyriker im Reiche der Oper geriethen in einen leisen Schreck. In der ersten Rolle, Tannhäuser, machte Schott Furore, nicht so sehr durch die Kunst des Gesanges, als durch das lebendige Spiel, die musterhafte Aussprache und die heldenhafte Gestalt, in der zweiten — Manrico im Troubadour, suchte sich der Erfolg auf dem ursprünglichen Niveau zu erhalten. Mit der dritten Rolle, dem Lohengrin, machte sich eine bedenkliche Decadence geltend, der Raoul stellte das Prestige wieder einigermaßen her und der George Brown hinterließ eine prächtige Erinnerung. Da übrigens Schott noch auf drei Jahre an Hannover gebunden ist, konnten die angebahnten Engagementsunterhandlungen zu keinem Resultate führen und Herr Labatt, unser heimischer Heldentenorist und bevorzugte Wagnersänger, athmet wieder auf.

Digitized by Google

Zu Ostern geht Frau Wilt, die colossalste der Gestalten und die colossalste der Stimmen, aus dem hiesigen Engagement, und zwar nach Hamburg, wo ihr Pollini nahezu das Doppelte der Wiener Gage zu zahlen versprochen. Ueber die Motive, warum die Dame in ihren immerhin etwas vorgerückten Jahren den Schauplatz ihrer künstlerischen Thätigkeit wechselt und die Gunst der Heimat mit der Ungewißheit der Fremde, ein Hofinstitut mit einem Privattheater vertauscht, cursiren die verschiedensten Gerüchte. Das Motiv, welches der Wahrheit am nächsten kommt, dürfte jedoch jenes sein, nach welchem sich die unvergleichliche Sängerin — nicht Darstellerin — von ihrem Manne gern scheiden lassen möchte, dieser aber in eine Scheidung nur dann willigt, wenn die Gattin fern von Wien weilt. Der Scandal soll nicht so nahe am häuslichen Herd ausgekocht werden. — Zu Ende dieses Jahres scheidet auch Fräulein Emilie Tagliana aus dem Verband unserer Oper, um einem verlockenden Ruf an die Berliner Hofoper zu folgen. Herr von Hülsen hat in der genannten Künstlerin keine große Stimme gefangen, aber eine reizende Darstellerin mit einem zierlichen Sopran. Die Tagliana, die kleine, hübsche Italienerin mit der deutschen Erziehung und dem fremden Accent, ist die geborene Soubrette des feineren Genres und als solche wird die Dame in Berlin ganz entschieden ihr Glück machen, da man dort oben in der neuen Kaiserstadt den sinnlichen Reiz der Erscheinung nicht in letzte Linie stellt. Eine Wilt wäre in Berlin wahrscheinlich undenkbar und unmöglich, eine Tagliana wird dort wahrscheinlich gefeiert.

Das Burgtheater hat wieder einmal eine Shakespearewoche gefeiert und Baron Dingelstedt erfuhr zum wiederholten Male die Genugthuung, daß zu sämmtlichen Richarden und Heinrichen das Theater ausverkauft war und daß sich das Publicum en masse hinzudrängte, um die Kriege der weißen und rothen Rose in unmittelbarster Nähe mit anzusehen. — Das Carltheater sucht einen neuen Pächter, da Jauner mit August dieses Jahres aufhört, Director dieser Bühne zu sein und sich gänzlich der Oper zu widmen gedenkt. Bewerber um das vacante Haus waren wohl genug da, was aber nicht genug da ist, das ist das Geld. Einer der eifrigsten Pacht- und Directionscandidaten ist Herr Tewele, der lustige Rath des Stadttheaters, aber auch ihm fehlten die materiellen Mittel und die Geldquellen scheinen für Theaterunternehmungen gänzlich versiegt zu sein. Ist ja an der „Komischen Oper" abermals eine Direction zu Grunde gegangen. Herr Albin Swoboda, der berühmte Spieltenor, eröffnete das unglückselige Haus am 23. December 1877 und schloß dasselbe am 2. Januar 1878. Buchstäblich wahr! Am 23. December gingen Schauspieler und Musiker noch mit Feuer und glühender Illusion an ihre Aufgabe und acht Tage später gingen dieselben Schauspieler und Musiker zur Polizeidirection, um sich eine Intervention zur Erhaltung der Gagen zu erbitten. Bekanntlich war es im Jahre 73 ebenfalls Albin Swoboda, der die erste Direction der komischen Oper führte. Für dieses Kind der Gründungszeit giebt es nur drei Rettungsmittel; es muß zur Synagoge oder zu einem größeren Unterhaltungsplatz umgewandelt oder niedergefeuert werden, ein viertes existirt nicht. Seit dem Februar 1873 bildet das zweite Empire Albin Swoboda's die siebente Directionsdynastie: Albin Swoboda, Hasemann, Bohrmann, Müller, Rosenfeld, Hirsch und (wieder) Swoboda.

Bei all' der Misère, mit der die Bühnen des sonst so theaterfreundlichen

Digitized by Google

Wien zu kämpfen haben, drängen sich zum Conservatorium und der damit verbundenen Schauspielschule noch immer Legionen von kunstbeflissenen Eleven, Beweis dafür die horrende Summe von Schulgeldern, die für das Lehrjahr 1876—77 eingegangen sind, diese betrug gegen — 44,000 Gulden.

Wenn ich Eingangs dieser Zeilen die Bemerkung machte, daß auch die Maler nach Bestellungen schreien, wie der bekannte Hirsch des Psalmisten, so ist zunächst unsere Geburts- und Finanzaristokratie schuld, die sich für die bildende Kunst leider nicht mehr zu interessiren scheint. Einzelne Ausnahmen nehmen sich wie weiße Raben aus und verdienen deshalb — eingefangen — resp. constatirt zu werden. Reichsfinanzminister Baron Hoffmann, der überhaupt die lebhafteste Theilnahme für alle Regungen der Kunst entwickelt, bestellte bei dem Maler Adolf Obermüllner zwei Alpenbilder, die in Künstlerkreisen großes Aufsehen machen. Das eine Bild bringt den Wasserfallboden im Caprunerthal, (5000′ hoch) mit mächtigen Gletscherfeldern, das zweite den „Weißensee" (8000′) mit zugefrorenem See. Obermüllner, ein Künstler der jüngeren Wiener Schule, hat sich als Alpenmaler einen allerersten Rang ermalt, in den Regionen, wo das Eis das Scepter übernimmt und das Leben der Maler scheinbar aufhört, ist dieser liebenswürdige, geistvolle Künstler unumschränkter Herr, kein Wunder, daß seine Werke zu den gesuchtesten und geschätztesten der Wiener Ateliers gehören und daß sich in den Ausstellungen vor dem Namen Obermüllner stets die dichtesten Gruppen concentriren.

Figaro.

Die Reise um die Neuigkeitswelt in 30 Tagen.

V.

1878! — Wir können mit Goethe, nur umgekehrt, citiren: „Die Bösen sind wir los, die Böse ist geblieben!“ Nämlich: die zwei schlimmen Sieben liegen hinter uns und wir stehen nur noch unter dem Regiment von einer, deren Unheilsmacht hoffentlich durch die glücklichere Zahl in ihrem Gefolge paralysirt wird.

Aber ich muß sehr bitten, mich nicht im Verdacht des Aberglaubens zu haben. Das Gesagte ist natürlich nur ein Gleichniß — ein Symbol, ein Bild dessen, was die Menschheit, erleichert aufseufzend, instinctmäßig empfand, als gestern Nacht die Glocken Sprache gewannen und ihre ehernen Zungen verkündeten: hinab in's Meer der Ewigkeit stieg ein Jahr vielfältigen schmerzensreichen Unheils; möge das neue Jahr ein Jahr des Heiles für Alle werden!

Man kann nicht leugnen: 1878 beginnt unter freundlichen Sternen. Ich nenne die Friedensaussichten im Orient, ich nenne die Fortschritte und Errungenschaften, welche noch in den jüngsten Wochen der „liberale Gedanke“ hier und dort im Staats- und Völkerleben gemacht — doch, da mahnen Sie, meine Gnädige, der diese Zeilen Ihres getreuen Berichterstatters gelten, mich wieder an Goethe: „Ein garstig Lied, pfui, ein politisch Lied!“

Nein, nichts von Politik. Ich habe das nicht nöthig, weil mein Schützling, der neue Ankömmling Nummer 78, mir auch noch andere gute Seiten bietet, ihn in günstiges Licht bei meiner verehrten Herrin zu stellen; ich bitte nur, einen Blick in Ihren Boudoir-Kalender zu thun und daraus zu entnehmen: Ostern fällt diesmal auf den 21. April. Welch lange Saison also! Und uns mit Asche zu bestreuen am Aschermittwoch, haben wir dies Jahr Zeit bis zum 6. März. Welch langen Fasching! Wie viel Bälle, Soiréen und allerhand Lustbarkeiten des Carnevals werden Sie mitzumachen haben! Nicht wahr, ich darf Ihnen ein „vergnügtes“ Neujahr wünschen?

Die bisher bekannt gewordenen Festprogramme der großen Welt und der Höfe sind denn auch heuer besonders umfang- und inhaltreich. Und das gilt z. B. von Berlin noch mehr, als von Wien, wo es wenigstens in den nächsten Wochen noch ziemlich still in der Kaiserburg bleiben wird. Der Grund ist ein schon früher avisirter: Oesterreichs schöne Herrscherin Elisabeth hat vorübergehend Aufenthalt in England genommen. Auf der Hinreise rastete sie in München, wo sie Eltern, Tochter und Geschwister besuchte und der junge König, ihr Vetter, in seiner „sagenumsponnenen“ Schöpfung, dem berühmten Wintergarten, ihr die Honneurs machte. In Begleitung der Kaiserin befinden sich die beiden jüngeren Kinder, Kronprinz Rudolf und Erzherzogin Valerie, neben welch Letzterer selbstverständlich die unzertrennliche Gespielin, Prinzeß Aglaja Auersperg, das Töchterchen des cisleithanischen Ministerpräsidenten zu nennen ist. Hier weilt der Betrachter vor einem „Kinderidyll bei Hofe“, gar zu allerliebst, um die Mittheilung davon nicht auch Ihnen, schöne Leserin, aufzutischen. Diese beiden kindlichen Freundinnen haben sich nämlich so lieb, daß sie, wie man zu sagen pflegt, nicht von einander lassen können — ja, Erzherzogin Valerie beharrt sogar stets darauf, daß Prinzeß Aglaja die gleichen Toiletten erhält — kurz, die zwei jugendlichen Damen sind ein Herz, eine Seele und eine und dieselbe Toilette. Dem Kaiser Franz Josef soll das herzige Verhältniß besonderes Vergnügen bereiten, zumal seitdem das Pärchen ihm kürzlich in Gödöllö eine allerliebste Ueberraschung mit einer kleinen Ballet-Improvisation darbot, bei welcher die jetzt im zehnten Jahre stehende „Frau“ Erzherzogin als Hofdame, Prinzeß Aglaja als galanter Page figurirte. Der Anblick war von so überwältigender Komik und Grazie, daß dem kaiserlichen Zuschauer vor Lachen und Rührung zugleich das Wasser in die Augen kam, und daß Kaiserin Elisabeth der Prinzeß eine Diamant-Agraffe, welche die hohe Frau zur Vervollständigung des Pagencostüms derselben gereicht hatte, zum Geschenk machte.

Digitized by Google

Daß in Berlin diesmal die Zahl der Hoffestlichkeiten größer werden wird als sonst, hängt, wie ich nicht erst zu sagen brauchte, mit der (nunmehr definitiv auf den 18. Februar festgesetzten) doppelten Vermälungsfeier der beiden Cousinen, Prinzessinen Charlotte und Elisabeth, zusammen. Indessen — dies Berliner Terrain darf Passepartout getrost und gern dem eigenen reichshauptstädtischen Correspondenten dieses Blattes lassen, nachdem er nur flüchtig hingedeutet hat auf das den Tag überdauernde Interesse, welches ein Hofhistoriograph am Ceremoniel dieser im Hohenzollerngeschlecht erstmaligen Doppelhochzeit zu nehmen haben wird. Ob man festhält an verschiedenen alten — oder am Ende doch für veraltet erkannten — Gebräuchen, worunter wohl vor Allem der Fackeltanz der Staatsminister zu rechnen? Sollte derselbe nicht einer zierlichen Gruppe von Kammerjunkern weit besser zu Gesicht stehen? Wogegen es sicher Schade sein würde, wenn auf eine in ihrem symbolischen Sinn ebenso sehr, wie in ihrem thatsächlichen Vollzug, von so zartem Reiz umflossene Ceremonie verzichtet werden möchte, wie es nach der Retraite der Neuvermälten die sogenannte Vertheilung des Strumpfbandes, diesmal also der Strumpfbänder, ist. Passepartout wird als genauer Chronist sich erlauben, Ihnen das nächste Mal zu berichten, ob wirklich auch dies graziöse Stück „gute alte Zeit" in's Grab hat steigen müssen!

Auch in Spanien fragt es sich, ob für die Königliche Hochzeit in allen Puncten streng an der traditionellen Etikette festgehalten werden wird — z. B. an der (übrigens nicht blos höfischen, sondern nationalen) Sitte der mitternächtlichen Stunde für die kirchliche Einsegnung. Noch ganz vor Kurzem fand nach eben diesem Brauch die Vermälung der jungen Herzogin von Fernan-Nunez mit dem Herzog von Huescar statt, wodurch zwei alte castilische Namen vereinigt wurden. Die Feierlichkeit ging vor sich im Schlosse der Mutter der Braut. Bis Mitternacht tanzte die Letztere und überließ sich ganz der mädchenhaften Fröhlichkeit. In dieser romantischen Stunde schmückte sie sich mit dem bräutlichen Schleier und begab sich in die Familiencapelle, woselbst die Trauung vollzogen ward. Darauf vertauschte die junge Frau ihr Hochzeitskleid mit einer eleganten „toilette d'intérieur" und nahm so am Souper Theil, bei dem das Wohl des Paares in den feurigsten heimischen Weinen getrunken wurde.

Der Hof, an welchem die schöne Herzogin von Huescar neben anderen triumphirenden „Beautés" Andalusiens glänzen wird — neben den Herzoginnen Medina-Coeli, Sesto, Ossuna z. B. — ist derjenige der jüngsten Königin in spe, der Königin de las Mercedes, die Alfons XII. noch in diesem Monat als Gemalin heimführen und den Cortes präsentiren wird. Hoffentlich gelingt es der sich eben wieder einmal in thörichter Liebesleidenschaft unmütterlich geberdenden Ex-Herrscherin Isabella nicht, das bevorstehende Fest in irgend erheblicher Weise zu stören. Mag die von der spanischen Regierung für „geistesgestört" Erklärte immerhin fern bleiben! Da sie nicht kommt, will König Franz kommen — nun, ein „guter" Vater wenigstens, wenn schon einer von der armen Art, die Figaro in Mozart's Oper schildert: „denn er ist mein Vater, er sagt es ja selbst, und sie meine Mutter, sie weiß es gewiß!"

Der Herzog von Montpensier giebt seiner Tochter Mercedes eine Aussteuer von 25 Millionen, nicht inbegriffen den Schmuck an Diamanten und Perlen. Die Gräfin von Paris hat ihrer (um 12 Jahre jüngeren) Schwester gleichfalls einen reichen Diamantschmuck übersendet und der Papst schickt einen eigenen Legaten, der einen geweihten Brautring und eine Rose in Diamanten für die künftige Königin von Spanien zu überbringen hat. In Madrid werden bereits große Vorbereitungen für die Hochzeit getroffen. Die Festlichkeiten sollen fünf Tage dauern und alle fünf Tage findet Illumination der öffentlichen Gebäude und Feuerwerk in der Hauptstraße Puerta del Sol statt. Das nationale Vergnügen der Stiergefechte darf — leider! — im Programm nicht fehlen. Aber auch Almosen unter die Armen sollen vertheilt und neue Stiftungen für bedürftige Schüler gegründet werden.

Während in Berlin noch die Brautgemächer eingerichtet harren, steht in einem anderen deutschen Königsschloß vor einem prinzlichen Bette nun schon die Wiege des Erstgeborenen. Im Februar vorigen Jahres ging es laut und lustig zu in dem stillen, ernsten Arolsen: die hübsche Prinzeß Marie von Waldeck und Pyrmont wurde dem jungen Prinzen Wilhelm von Württemberg angetraut. Die Waldecker sind stolz auf dies Bündniß, denn eine Tochter ihres Ländchens wird es sein, die einst auf den Thron Württembergs steigt! Bekanntlich ist ja Prinz Wilhelm, der Sohn eines Vetters des jetzt regierenden, kinderlosen Königs, präsumtiver Thronfolger im schönen Schwabenlande. Und nun ist seine Gemalin, Prinzeß Marie,

Digitized by Google

in Stuttgart von ihrem ersten Kinde, einer Prinzessin entbunden worden. Gleichfalls einer Prinzessin gab am selben Tag die junge Fürstin Marie zu Wied das Leben und machte dadurch unseren Kaiser Wilhelm wieder einmal — zum wievielsten Male wohl im Ganzen? — zum „Großoheim". Denn sie selbst ist des Erhabenen Nichte, die Tochter des Prinzen Friedrich der Niederlande und seiner heimgegangenen Gemalin, der preußischen Luises jüngsten, nur ein Jahr vor dem frühen Tode der Mutter geborenen Kindes der Königin Luise.

Die Chronik der Vermälungen und Verlobungen in aristokratischen, künstlerischen und literarischen Kreisen ist abermals um mehrere anmuthige und interessante Capitel bereichert. In Passeriano bei Udine verband sich Graf Heinrich von Colloredo-Mels (aus der Friauler Linie) mit der Contessa Vittoria Manin di Passeriano, einer Urenkelin des letzten Dogen von Venedig. Graf Wenzel Kaunitz, Besitzer der Herrschaft Wysok bei Przibram, hat sich mit einer Schauspielerin Fräulein Josefine Czermak verheiratet. Ein gesellschaftlicher Sprung in der That, der etwas auf sich hat: in voriger Saison Operettensängerin und Localsoubrette zu Rumburg und Hohenelbe in Böhmen, und jetzt Gräfin Kaunitz und Herrschaftsbesitzerin. „Seht, was doch die Liebe thut."

Aus Stuttgart sodann wurde gemeldet: Wenige Tage, nachdem die erste Lieferung des mit Spannung erwarteten Buches: „Der Roman meines Lebens" von F. W. Hackländer ausgegeben worden war, vollzog sich im Kreise der Familie Hackländer ein Ereigniß, welches sowohl deren Anverwandte als die Angehörigen der bekannten Münchner Künstlerfamilie Hanfstängl vereinigte, die Vermälung Marie von Hackländers, der einzigen Tochter des jüngst verstorbenen Romandichters, mit Eugen Hanfstängl, Königl. Bairischem Kürassierlieutenant. Hackländer's Verwandte aus Düsseldorf und Crefeld gaben zur Vorfeier ein Souper im „Hotel Marquardt", nach der Trauung fand ein Mahl im Hackländer'schen Hause statt. Die zwei Brüder der Braut und sämmtliche fünf Brüder des Bräutigams waren zugegen, so Wilhelm v. Hackländer, Oberlieutenant in österreichischen Diensten, Erwin Hanfstängl, Gemal der Stuttgarter Primadonna Frau Schröder-Hanfstängl, sowie Ernst und Edgar Hanfstängl, die den berühmten Münchner Kunstverlag ihres verstorbenen Vaters fortführen.

Zwei andere deutsche „Dichterkinder" sind über das Weihnachtsfest und Sylvester glückliche Bräute geworden: Fräulein Hedwig Dohm, die erstgeborene Tochter Ernst Dohm's, des primus inter pares in der corona der „Gelehrten des Kladderadatsch", und der geistreichen Frau Hedwig Dohm, hat sich mit Dr. Alfred Pringsheim, Docent der Mathematik an der Universität München, verlobt und sagt nun wohl der Bühne — sie war ein anmuthiges Glied des classischen Meininger Ensembles — Valet. Aus Wiesbaden aber meldete Friedrich v. Bodenstedt, daß seine jüngere Tochter Frieda die Braut des Rittmeisters und Escadronschefs im Rheinischen Ulanen-Regiment Nr. 7 Oswald v. Knappe geworden sei, während die ältere Tochter bereits Gemalin des Hauptmanns und Compagniechefs im Thüringischen Infanterie-Regiment Nr. 31 v. Petersdorff in Altona ist. Beide holde Sprößlinge des Sängers der Lieder des Mirza-Schaffy und seiner „Edlitam" wollten und wollen also von preußischen Marsöhnen heimgeführt sein.

Wenn nicht von einer Dichter-, so doch von einer Philosophenliebe, freilich von einer so eigenthümlich gearteten, als eigenthümlich sich äußernden und schließlich im Sande sich verlaufenden, erzählt das in diesem Monat erschienene interessante Buch: „Une page d'amour de Ferdinand Lassalle (Récit, Correspondance, Confessions)." Der Verleger (F. A. Brockhaus in Leipzig) hat es zugleich in deutscher Uebersetzung ausgegeben: „Eine Liebesepisode aus dem Leben Ferdinand Lassalle's (Tagebuch, Briefwechsel, Bekenntnisse)." Eine leidenschaftliche Neigung Lassalle's — konnte derselbe denn anders, als leidenschaftlich lieben? Liebte er seinen „Goldfuchs", wie er in der Lassalle'schen Species von Zärtlichkeit Helenen v. Dönniges nannte, etwa nicht ebenso? — Also eine leidenschaftliche Neigung zu einer jungen Dame aus Rußland offenbart sich in diesen 1860 entstandenen, französisch geschriebenen Briefen und die in dieser Correspondenz mit rückhaltloser Offenherzigkeit abgelegten Bekenntnisse liefern eine höchst merkwürdige Selbstcharakteristik und Selbstbiographie des genialen Agitators. Liebenswürdiger freilich, männlich und menschlich gewinnender lassen sie sein Bild nicht erscheinen, und Passepartout nimmt es für seine Person auch nicht auf sich, Ihnen, edle Frau, mit dem zarten Tact des weiblichen Herzens, die Lectüre dieser Ergüsse und Geständnisse des modernen „Heraklit des Dunklen" anzuempfehlen.

Hier ist wohl auch des tief bedauerlichen Streites zu gedenken, welcher sich in

Digitized by Google

der Presse und auch schon vor Gericht zwischen Graf Ladislaus Plater, Witwer Caroline Bauers und dem Schriftsteller Arnold Wellmer über des Letzteren angeblich versiegelte und verbriefte Berechtigung zur Herausgabe von „intimen Memoiren" der jüngst Dahingeschiedenen erhoben hat. Bekanntlich ist der Inhalt dieser Schriftstücke die Geschichte ihrer einst geheimgehaltenen Ehe mit Prinz Leopold von Coburg, dem nachmaligen König der Belgier. Es tritt zur Zeit noch keineswegs evident zu Tage, wer von den beiden sich Befehdenden im Recht und wer im Unrecht ist; gewiß scheint nur, daß die Sache höchst beklagenswerth, denn, wie stets in solchen Fällen, blieben auch hier die Parteien nicht streng bei der Stange, wenn ich so sagen darf, und es kam bereits und wird, fürchte ich, noch weiter kommen, zu Enthüllungen, welche wohl einige Flecken zurücklassen dürften auf dem reinen Bilde, mit welchem sich bis dahin Caroline Bauer in unser Aller Gedächtniß eingeprägt hatte.

Da ich einmal hier von einer Todten sprach, möge gleich an dieser Stelle die Liste berühmter und interessanter Gestorbener aus den letzten Wochen folgen. Da ist in Baltimore, als eine Greisin von 90 Jahren, Elisabeth Patterson gestorben, welche Jérôme Bonaparte noch vor Aufsteigen des Gestirnes seines Hauses geheirathet hatte und die er dann feige genug war, auf Befehl seines Bruders, der ihn mit einer deutschen Fürstentochter verbinden wollte, schnöde zu verlassen. Nun — Frau Elisabeth ist darüber, wie man sieht, nicht an gebrochenem Herzen gestorben, sondern sie hat in zusammengenommenem, vielleicht schwer genug erkämpftem Gleichmuth und Entsagen weitergelebt, als eine echte, starke, freie amerikanische Bürgerin und Mutter gleichgearteter Söhne, echter freier amerikanischer Bürger, die den bonapartistischen Blutstropfen, der von ihrer Geburt in ihnen rollte, zu Ehren ihrer Mutter bald aus sich herausstießen. Es starb ferner hochbetagt der sächsische General a. D. v. Hake, einst Commandeur der Expeditionstruppen in Schleswig-Holstein und als solcher vorübergehend Repräsentant der Regierung des „stammverwandten, meerumschlungenen" Landes; ihm gesellten sich im Tode der französische General Aurelle de Paladines, der Sieger von Culmiers; Lanfrey, der republikanischgesinnte, unerbittliche Historiker des ersten Napoleon; Freiherr Moritz v. Bethmann, Chef des berühmten Frankfurter Bankhauses und Erbauer jener Villa, wo die Danneckersche „Ariadne" steht und Fürst Lichnowsky seinen letzten Seufzer aushauchte; Generalconsul a. D. J. J. Sturtz in Berlin, ein liebenswürdiger, unermüdlicher Philanthrop und Thierfreund; Theodor Creizenach in Frankfurt a. M., verdienter Schulmann, sinniger Lyriker und Schriftsteller, dessen letzte Arbeit ein werthvoller Beitrag zur Goethe-Literatur war, die Herausgabe des Briefwechsels zwischen dem Dichter und „Suleika" (Marianne v. Willemer); weiter noch Adolf Glitz, ein talentbegabter junger Schauspieler des Laube'schen Stadttheaters, „der Held der Rede unter den jüngeren Mimen Wiens"; Advocat Ludwig Siegel in Dresden (gestorben auf der Heimreise aus Italien in einem Tiroler Dorfe), alter gesinnungstüchtiger und treuer sächsischer Liberaler, Begründer und langjähriger Leiter der „Constitutionellen Zeitung", der Gatte Anna Löhrs; endlich vier treffliche Vertreter und Meister bildender Kunst: der Schweizerische Landschaftsmaler Diday (Nebenbuhler Calame's), der Elsässische Genremaler Brion (Rival Bretons), der alte „Nazarener" Philipp Veit in Mainz und der Franzose Courbet, einer der Vorkämpfer des „einseitigen Realismus", eine der eigenthümlichsten Erscheinungen der modernen Kunst, wenn schon keine der ästhetisch stilvollsten. Es ist bekannt, daß Gustave Courbet als starrer Republikaner zwar vom Könige von Baiern den Michaelsorden annahm, dagegen das ihm von Napoleon III. dargebotene Kreuz der Ehrenlegion zurückwies, daß er später, eine gewaltsame, extreme Natur in allen Stücken, gemeinschaftliche Sache mit den Communards machte und die Vendôme-Säule niederreißen ließ, daß er dies mit schwerer Geldstrafe büßen mußte und seit Ende 71 als freiwillig Verbannter in der Schweiz lebte, wo er nun, beinahe 60 Jahre alt, zu Vevay die Ruhe gefunden hat. Philipp Veit erreichte sein 80. Jahr; mit ihm ist der Letzte jener Vier, mit deren gemeinsamen Schöpfungen, den Fresken in der Villa Bartholdi und Villa Massimi zu Rom, die Geschichte der neueren deutschen Kunst begann, nun dahingeschieden. Er war in Berlin geboren, nicht, wie Lübke irrthümlich schreibt, in Frankfurt a. M., wo er später allerdings gelebt und gewirkt hat, bis der geschehene Ankauf des Lessing'schen „Huß" den Orthodoxen und Asketiker in seiner Kunst vom Directorposten am Städel'schen Institut vertrieb. In Berlin, wie gesagt, erblickte der Knabe Philipp das Licht der Welt, ein Enkel Moses Mendelssohn's gleich seinem Vetter, dem Componisten Felix Mendelssohn, und Sohn der Tochter des Philosophen der Un-

Digitized by Google

sterblichkeit, jener bekannten Dorothea Veit, die nachmals den Bund mit Friedrich Schlegel schloß.

Es sei mir gestattet, noch einen Moment bei bildender Kunst zu verweilen; doch möge es sich nun um noch lebende Vertreter derselben handeln. Wilhelm Riefstahl legt demnächst das Directorat der Karlsruher Kunstschule nieder und unternimmt eine längere Reise nach dem Süden. Die „heilige Familie" von Ludwig Knaus, welche die Czarewna bestellt, dann jedoch — wegen der Nöthen und Lasten des Kriegs — dem Künstler nicht abgenommen hatte, ist um den Preis von 45000 Mark an eine reiche Amerikanerin verkauft worden. Die Berliner „Nationalgalerie", welche erst kürzlich die Makart'sche „Katharina Cornaro" erwarb, hat bei A. Böcklin eine größere Bestellung gemacht, so daß sie künftig nur von dem Einen der drei sensationellsten unter den modernen deutschen Sensationsmalern, von Gabriel Max, noch keine Schöpfung aufzuweisen haben wird.

Aus der Theaterwelt sind allerhand Personalien zu verzeichnen: Frau Marie Seebach wird — ich sage nicht: endlich, denn das Genie ist immer jung! — zum Charakterfach übergehen und demnächst in Coburg einige Rollen desselben creiren. Frau Charlotte Wolter erhielt vom Kaiser von Oesterreich das goldne Verdienstkreuz mit der Krone. Frau Luise Erhartt in Berlin (vermälte Gräfin von der Goltz, wie Jene die vermälte Gräfin O'Sullivan) tritt mit Ende der Saison ins Privatleben. Dasselbe beabsichtigt Carl Helmerding und man munkelt es auch von Theodor Liedtke. „Les Dieux s'en vont!" Fanny Janauscheck hat kürzlich wieder einmal an einer amerikanischen Bühne in englischer Sprache gespielt, u. A. die Geibel'sche „Brunhild". Wird es Ihnen nicht schwer, meine Gnädige, unsere deutsche Nibelungenheldin sich mit dem anglikanischen th abplagend zu denken? Franz Tewele, Laube's Bonvivant, will diesem untreu werden und das Wiener Carltheater als Director übernehmen; „seine Mittel erlauben ihm das", denn der liebenswürdige Schwerenöther und ausschreitende Ehemann auf der Bühne ist im Leben der exemplarische Gatte einer jungen Frau, die mit dem Angenehmen einer reizenden Erscheinung das Nützliche verbindet, daß sie eine sehr reiche Erbin ist. Ebenfalls aus Wien kam endlich die Nachricht, Antonie Link, bisher die unnahbare jungfräuliche Feste unter den Operettensängerinnen und Soubretten an der schönen blauen Donau, wolle capituliren und einem Mitgliede der italienischen Botschaft am Kaiserhofe die Schlüssel zu ihrem Herzen überliefern.

Die Brücke, die ich mir hier von „Botschaft" zu „Botschaft" schlage, ist zwar eine sehr lose und nur schwach mich tragende, immerhin aber eine Brücke. So findet sich der Weg, um auf Erwähnung des Vicomte de Gontaut-Biron zu kommen, französischen Botschafters in Berlin seit 1872, der dem Kaiser Wilhelm sein Abberufungsschreiben in feierlicher Audienz überreicht hat und im Schmucke des höchsten preußischen Ordens, des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler, heimwärts gezogen ist. Hier in Deutschland läßt er, der Vater zahlreicher Kinder, eine seiner Töchter verheirathet zurück: die Gattin des Grafen Talleyrand, Sohnes des Herzogs v. Dino, auf Güntbersdorf in Schlesien. Eine persona grata bei Fürst Bismarck, welche Vicomte Gontaut-Biron zu sein sich minder berühmen durfte, ist dagegen sein Nachfolger, Herr v. St.-Vallier, der zur Zeit, als noch die deutsche Occupationsarmee in Frankreich lag, sich ungemein tactvoll und correct gegen unsere Diplomatie und Militärmacht gezeigt haben soll. Ich will Ihnen das nächste Mal erzählen, welches Haus Herr v. St.-Vallier in Deutschland macht und ob er eines macht, ob er verheirathet und ob er wirklich — wie das Gerücht behauptet — Vegetarianer ist. Mir fällt dabei das gute Gretel in Gutzkow's „Königslieutenant" ein, wenn sie ausruft: „Einquartierung, die die Misogyne hat, ist gewiß noch keinem deutschen Mädchen vorgekommen!" Ein Diplomat, der dem vegetarianischen Princip huldigt, ist mir noch nicht vorgekommen. Viel besprochen wurde auch, daß Francesco Crispi, der Präsident der italienischen Volkskammer, im neuen Ministerium Depretis das Portefeuille des Innern übernommen hat, sowie daß in Wien mit großer Majorität die Wiederwahl Dr. Felders, des verdienten Nachfolgers Zelinka's, zum Bürgermeister erfolgt ist. In ersterer Thatsache war man versucht, schon einen Präcedenzfall für Deutschland zu erblicken — mittlerweile kam Herr v. Bennigsen aus Varzin zurück, ohne daß er ein Portefeuille erhalten — oder besser wohl: genommen? — hätte!

Ich schließe mit einem Kreuz und Quer bunter Notizen aus meiner Reisemappe. In Düsseldorf hat man die vor einigen Jahren durch Brand zerstörten Ruinen des alten, von Heinrich Heine besungenen, den Schauplatz des dunklen Lebensromans der unglücklichen Jakobäa von Baden abgebenden Schlosses niederge-

Digitized by Google

legt und von der Stadt, dem Burgplatz her, einen freien Austritt, eine Promenade zum Rhein geschaffen. Man muß das gut und zweckmäßig finden und darf doch das Verschwinden der Stätte bedauern, die im Heine'schen Gedichte fortlebt: „Im Schloß zu Düsseldorf am Rhein — Wird Mummenschanz gehalten — Da flimmern die Kerzen, da rauscht die Musik — Da tanzen die bunten Gestalten!"

Sie kennen „Zinggs Hotel" in Hamburg? Sie haben sicher auch einmal „vor der Börse" im Restaurant daselbst gesessen und mit staunendem Blick den kolossalsten aller „Frühstückstische" sich biegen gesehen unter der Last saftiger enormer Ochsenviertel, leuchtender Hummern, krystallener Majonnaisen aus Fisch oder Fleisch, und aller denkbaren Reichthümer des Meeres oder der Scholle Erde. Nun, so wird es Sie interessiren, zu hören, daß das weltberühmte Etablissement neuerdings seinen Besitzer gewechselt und der Käufer, bisher Entrepreneur eines anderen concurrirenden „Frühstückstisches", dessen Ertrag also doch auch kein verächtlicher gewesen sein muß, über 1 Million Mark dafür bezahlt hat. Im Bremer Rathskeller ist ein sogenannter „Flüstersaal" construirt; der „Dämon Druckfehler" in einem sehr bekannten deutschen Blatte hatte daraus einen „Fürstensaal im Bonner Rathskeller" gemacht. Ich bitte also zu bemerken, daß Sie ihre nächste „Rose" in jenem „Flüstersaal" zu sich nehmen können, zu Füßen des Medaillonporträts von Wilhelm Hauff in Mitten der Gestalten seiner Phantasie, des Ritters Roland und der Jungfrau Rose.

In London war die Tagesneuigkeit: Die Citybehörde hatte endlich das lang ersehnte Machtwort gesprochen und die Niederreißung des alten „Temple Bar" angeordnet, welcher nicht nur den Weg in eine der Hauptverkehrsadern der Stadt westlich versperrte, sondern auch alle Tage durch Einsturz einer Anzahl Menschen das Leben zu kosten drohte. — In Rom war es mir höchst erfreulich zu hören, daß der deutsche Künstlerverein endlich mit Ernst daran geht, sich eine eigene Heimstätte zu gründen. In Olympia aber — oder, wenn Sie wollen, in Druva — herrschte, als ich das letzte Mal dort war, helle Freude: man hatte das „Philippeion" aufgefunden, jenen Monumentalbau in Form eines Peripteron, den Philipp von Macedonien nach der Schlacht bei Chäronea den Göttern stiftete. Am Schluß meiner diesmaligen Wanderung war mir leider ein Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen nicht erspart: denken Sie, daß ein neues „Tingel-Tangel" in Berlin — pardon, Verehrte! — sich den ehrwürdigen Namen „Olympia" beigelegt hat. Es verspricht Ihnen, sein Passepartout dahin niemals zu benutzen

Ihr Passepartout.

Digitized by

Neueste Salonlectüre.

1) Moden- und Toiletten-Brevier. Unentbehrliches und Entbehrliches aus dem Gebiete von Tracht und Mode, Toilette und Putz, Zierrath und Schmuck von Johanna von Sydow. Mit 60 Abbildungen nach Zeichnungen von Emil Doepler. Leipzig, Otto Spamer. — Vielleicht das geistvollste Buch, was über dies Thema geschrieben ist. Die Verfasserin gebietet nicht allein über reiche Kenntnisse im Toilettenfach, sondern was noch mehr ist, sie weiß auch das scheinbar Gewöhnliche und Triviale mit Grazie und Esprit darzustellen und so eine Aesthetik der Tracht und Mode zu geben, die uns bisher in gleicher Eleganz und Feinsinnigkeit der Auffassung noch nicht begegnet ist. Ihr Genre ist klein, aber sie ist groß in ihrem Genre. Die Ausstattung dieses Breviers ist höchst geschmackvoll und reich; die Illustrationen sind künstlerisch und instructiv, kurz, „unsere lieben Frauen" dürften in diesem Brevier viel Stunden der Andacht finden.

2) Humoristischer Hausschatz fürs deutsche Volk. Herausgegeben von Ernst Eckstein. Erster Band. Leipzig, Richard Eckstein. — Ein treffliches Unternehmen, das dem günstigen Prognosticon völlig entspricht, welches wir ihm bereits früher stellten. Die Auswahl humoristischer Cabinetsstücke, die Ernst Ecksteins sachverständiger Geschmack hier getroffen, wird allgemein erheitern und erquicken. Der deutsche Humor ist bisher immer vereinzelt in Zeitschriften zerstreut aufgetreten. Hier aber erscheint er in geschlossener Phalanx und stürmt auf Herz und Hirn des verständnißinnigen Lesers unwiderstehlich ein. Da ist Jean Paul mit seinem Schmelzle, Gaudy mit der Perle der Sammlung, seiner köstlichen „Schülerliebe", Börne mit den fein ironischen „Schwefelbädern von Montmorency", Heyse mit der „Witwe von Pisa", Levin Schücking mit dem lustspielartigen „C. Krüger", Hackländer mit dem „ersten und dem letzten Ball" würdig vertreten. Nicht recht in den Rahmen des Humors scheint uns indessen Weisflogs sentimentale „Pudelmütze" zu passen. Jedenfalls erhält der Leser in dem humoristischen Hausschatz ein köstliches Medicament gegen die trüben Mächte, die düstern Stunden des Lebens. Jeder Probe deutschen Humors ist eine Einführung in das Wesen des betreffenden Autors vorangeschickt, die in ihrer Präcision und charakteristischen Hervorhebung des ästhetischen Kerns Ecksteins stilistische Vorzüge nicht verleugnet. Die Ausstattung des Buches ist splendid und macht dem Streben des Verlegers alle Ehre.

3) Heliodora. Trauerspiel in fünf Aufzügen von J. L. Klein. Für die Bühne bearbeitet von A. Freiherrn von Loen. Leipzig, T. O. Weigel. — Klein, der Theoretiker, der Historiker des Dramas ist genügend gewürdigt worden, Klein, der Dramatiker ist vielen Aesthetikern und Literaturfreunden noch immer eine terra incognita. Da ist es denn ein verdienstliches Werk des weimarischen Bühnenleiters, eines der genialsten Dramen Kleins zu theatralischem Leben zu erwecken, ihm den Bücherstaub abzuklopfen und ihm den neuen Einband der Bühnenfähigkeit zu verleihen. Heliodora, die großdenkende und leidenschaftlich fühlende Kolchierkönigin, sie ist eine blutvolle, tragische Gestalt, eine Aufgabe für eine Tragödin im Stil der Wolter, jedoch nicht für eine in der Stillosigkeit der Ziegler, denn die Rolle verlangt ureigenes Denken, um den Intentionen des Dichters gerecht zu werden. Die Bearbeitung Loens ist feinsinnig und tactvoll, sie hat nicht nur Längen beseitigt und sprachlich gefeilt, sondern auch innerlich manche kranken Stellen der Charakterisirung und Motivirung ausgebeizt, so daß wir nun dem kunstverständigen Weimaraner eine Tragödie ersten Ranges, voll mächtiger hinreißender Wirkung verdanken, die allen ernststrebenden Bühnendirectionen warm zu empfehlen ist.

Salonpost.

H. L. in Görlitz. An der Tradition, das Officiercorps der preußischen Garderegimenter nur aus dem Adel zusammenzusetzen, wird insofern noch heute festgehalten, als sämmtliche 8 Gardecavallerieregimenter keinen einzigen nichtadeligen Officier besitzen. Dagegen finden sich bei der Gardeinfanterie mit Ausnahme des 1. Garderegiments, des Alexander- und Augusta-Grenadierregiments, sowie des Jäger- und Schützenbataillons im Ganzen (in 6 Regimentern) 21 bürgerliche Gardeofficiere (1 Major,

Digitized by Google

1 Hauptmann, 13 Premierlieutenants, 6 Secondelieutenants). Anders steht es bei der Artillerie und den Pionnieren, diesen alten Domänen des bürgerlichen Elements unter den Waffengattungen der Armee. In den drei Artillerieregimentern und dem Pionnierbataillon der Garde befinden sich 75 bürgerliche Officiere. Rechnet man dazu noch 9 bürgerliche Trainofficiere, so hat das Gardecorps 96 nichtadelige Officiere.

C. v. G. alter Leser. Wilbrandt's Novellen sind bei Rosner in Wien erschienen. Von den Novellen des neuesten Bandes standen „Unser Rechtsbewußtsein" und „Der erste Mensch" im „Salon", „Die Bande des Bluts" im „Neuen Blatt".

Morsmann in Gl. Goethe's Weinkeller enthielt meistens Frankenweine, darunter Steinwein, Würzburger und Werthheimer. Aber der große Dichter war auch ein Freund des rothen Erlauers. Schiller war ein Liebhaber von Burgunder, der im Sommer 1804 (siehe den trefflichen Artikel „Aus Schiller's Haushalt" von Wilhelm Fielitz im Salon 1875) mit 35 Flaschen in des Dichters Keller vertreten war. Schiller's Ausgaben für Wein und Bier betrugen nach seinem eignen Wirthschaftsbuch von 1804 jährlich 125 Thaler, eine Summe, die bei den billigen Verhältnissen der damaligen Zeit deutlich genug gegen die Fabelei von Schiller's Armuth spricht.

Frau G. M. in B und ihren Genossinnen. Daß die neulich von uns gebrachten „Professors Antigardinenpredigten" von Ernst Eckstein einigen prüden Gemüthern ein Gräuel sein würden, das haben Sie richtig vermuthet. Und auch Sie gehören zu jenen prüden Gemüthern. Wir sind überzeugt, wenn Sie in einer Novelle des „Salon" nach Ihren Begriffen „frivole Stellen" finden, so unterstreichen Sie dieselben, um sie nicht zu lesen. Sie würden eine Wasserbose gewiß Wasserunaussprechliche nennen und wie Immermann's Emerentia im „Münchhausen" beim Schlafengehen Ihren Canarienvogel mit dem Taschentuch bedecken, um von dem Vogel, der allerdings ein Männchen war, nicht indecent beobachtet zu werden. Gestatten Sie uns, daß wir den angegriffenen Ernst Eckstein durch Ernst Eckstein selbst antworten lassen. — In seinen satirischen Zeitbildern befindet sich ein Aufsatz „Die Herrschaft der Prüderie", den wir Ihnen zur Lectüre dringend empfehlen. Es heißt hier unter Anderm: Am Schroffsten und Unversöhnlichsten steht die Prüderie dem Schriftsteller gegenüber. Hier gilt Alles für unsittlich, was nicht in der oberflächlichsten Salonconversation von jedem siebzehnjährigen Mädchen als ureigenster Gedanke vorgebracht werden könnte. Das Unziemliche, Rechtswidrige, Antimoralische greift so tausendfach in Verhältnisse des Lebens ein, daß der Dichter den lockendsten Vorwürfen rundweg entsagen muß, wenn man ihm selbst die objective Schilderung durch das ewige Lamentiren über die geschädigte Moral zu verleiden sucht. Wenn Du das Licht verlangst, darfst Du Dich nicht über den Schatten beklagen. Wer möchte die nach unseren Begriffen allerdings scandalösen Weibercomödien des Aristophanes als Ideal empfehlen? Aber zwischen dieser zügellosen Impertinenz und der krankhaften Aengstlichkeit der Modernen liegt eine gesunde Mitte, die der Dramatiker, wie der Schriftsteller überhaupt, siegreich erobern muß, wenn er frei über seine Talente schalten will. Es ist geradezu kläglich, um einer gesellschaftlichen Marotte willen auf seine besten Einfälle verzichten zu sollen. Wenn die Tugend unserer Frauen und Jungfrauen auf so schwachen Füßen steht, daß sie bei der geringsten literarischen Anwandlung in's Schwanken geräth, dann ist sie nicht werth, daß ihr der gebildete Mensch eine Thräne nachweint. — Paul de Kock macht die Beobachtung, daß gewisse Derbheiten und verfängliche Situationen auf der Bühne von den bonnes mères de famille herzlich und unverfroren belacht werden, während die femmes entretenues und die Cocotten in den Prosceniumslogen ihre Fächer vor die geschminkten Gesichter halten und überaus zimperlich thun. Echte Weiblichkeit und Prüderie sind eben zwei grundverschiedene Dinge. — Fügen Sie gütigst zu diesen beherzigenswerthen Worten von Eckstein die Lectüre des Briefes an Madame Toutlemonde in Berlin hinzu, welchen Paul Heyse einem Bande seiner Novellen als Vorrede giebt und bekennen Sie sich dann entweder zu der Verwandtschaft der Heyse'schen Adressatin, oder — geben Sie in sich!

K. v. St in G. bei C. Friedrich Wilhelm III. ist als Kronprinz nur bis zum Generalmajor avancirt.

B. Limmer in H. Lichtenberg's „Messer ohne Klinge, dem der Griff fehlt" ist nicht Original des geistreichen Satyrikers, sondern dem Englischen entnommen.

Walther E. in Dresden. Im Prosceniumsfries Ihres neuen Hoftheaters kommt das Schauspiel, wie Sie meinen, keineswegs schlechter fort als die Oper. Sowohl Melpomene wie Euterpe führen jede 18 Figuren.

Fr. N. in Frankfurt a. d. O. Die Berliner Hoffestlichkeiten im Carneval sollen in folgender Ordnung stattfinden: Mittwoch, 23. Januar, Cour und Concert im

Digitized by Google

königlichen Schlosse; Dienstag, 29. Januar, Ball und Souper im königlichen Schlosse; Freitag, 1. Februar, Ball bei dem Kronprinzen (in den Elisabethkammern des königlichen Schlosses); Dienstag, 7 Februar, Ball im königlichen Palais; Montag, 18. Februar, Vermälung der Prinzessin Charlotte mit dem Erbprinzen von Sachsen-Meiningen und der Prinzessin Elisabeth mit dem Erbgroßherzoge von Oldenburg. Nach der kirchlichen Feier Defilir-Cour vor den Majestäten und den beiden Brautpaaren im Weißen Saale des königlichen Schlosses. Dienstag, 19. Februar Abends Cour bei den Neuvermälten. Mittwoch, 20. Februar, Gala-Oper. Freitag, 22. Februar, Abends Ball im königlichen Schlosse. Dienstag, 5. März, Fastnachtsball und Souper im königlichen Schlosse. Auch sind zwei Opernhaus-Bälle in Aussicht genommen, und zwar am 25. Januar und 26. Februar. Außerdem werden die Botschafter von England, Oesterreich und Italien je eine größere Ball-Festlichkeit veranstalten.

Veritas. Oeffnen Sie Ihr Visir!

Von allen Geistern die verneinen,
Ist Veritas am mindesten mir zur Last.

Salontante in Hannover. Sehr erfreut, Sie kennen zu lernen! Wir wußten nicht, daß der Salon ein so ehrwürdiges Familienglied in Hannover besitzt. Was Ihre Anfrage betrifft, so bemerken wir Ihnen, daß die Trüffel auch in Böhmen, Thüringen und am Harz vorkommt. Trüffelbutter macht man aus feingehackten Trüffelschaalen, die man mit einer gleichen Quantität Butter oder Eier und gehacktem Speck mischt, durch ein Sieb streicht und sie zu Saucen oder Pastetenfüllung verwendet.

Zelima D. in Prag. Die Gräfin Kathinka Andrassy ist eine geborene Gräfin Kendeffy. Das gräfliche Ehepaar besitzt zwei Söhne und eine Tochter.

A. Z. in Breslau. Dafür mangelt uns das Verständiß. Heine sagt einmal: Nicht kleinlich sein, das ist etwas, das mir mehr gefällt, als all' die andern Seeleneigenschaften, die von unsern Moralcompendien so viel gepriesen werden. Warum denken Sie nicht auch so?

Actenträger in P. Es ist allerdings ein merkwürdiger Zufall, daß sich im Hofstaat der deutschen Kaiserin keine Altpreußen finden. Der Oberstthofmeister Graf Nesselrode ist rheinischen, die Palastdame Gräfin Oriolla portugiesischen, der Cabinetssecretär von Mohl badischen, die Kammerherren von Vitzthum und von Lüttichau sind sächsischen Geschlechts. — Auf Ihre Anfrage betreffs der ausländischen Generäle, die Chefs von preußischen Regimentern sind, erwiedern wir, daß uns nur zwei Fälle bekannt sind, in denen auswärtige Feldmarschälle Chefs von preußischen Regimentern sind: Früher der Herzog von Wellington, der Chef des 28. Infanterieregiments (jetzt General von Göben) war, und jetzt der russische Feldmarschall Fürst Bariatinsky, welcher Chef des 14. Husarenregiments ist.

Wissbegieriger in Danzig. Eine ausführliche, zusammenhängende Unterweisung in der Theorie und Praxis über Ventilation und Heizung würden Sie finden in Dr. P. Niemeyer's Gesundheitsbuch „Die Lunge" (2. Aufl.) zweiter Abschnitt, Capitel 10 und 11, oder, mit besonderer Rücksicht auf Kinderstuben, in dessen „Aerztlicher Rathgeber für Mütter", Brief 14. — Hier nur so viel, daß sich die Ventilation auch unter den von Ihnen hervorgehobenen Verhältnissen im Schlafzimmer ohne Heizung bewerkstelligen läßt, wenn man Doppelfenster hat und außen einen unteren, innen einen oberen Flügel offen hält. Richtige Luftfreunde jedoch schlafen auch dann bei einfachem Fenster, ohne es ganz zu schließen. Dem, der Heizung bedarf, bietet Staebe in Aschersleben einen Heißwasserofen, welcher, einmal geheizt, die ganze Nacht hindurch auch bei offenem Fenster 12° Wärme unterhält.

A. E. Berlin. Die Nachricht, daß vor dem Berliner Schauspielhause der abgehende Director Hein ein Standbild Friedrich Haases mit der Unterschrift „Du hast's erreicht, Octavio!" aufstellen will, ist verfrüht. Dagegen sollen die Herren Ludwig und Goritz (in ihren Stammbüchern) einige Worte gewechselt haben und zwar soll Herr Ludwig Herrn Goritz folgendes Citat aus Hamlet, Akt 1, Scene 4 eingeschrieben haben:

Mein Leben acht' ich keiner Nadel werth.

Herr Goritz dagegen seinem lieben Collegen folgendes Dito aus Hamlet:

Denn wer ertrüg die Schmach
Die Unwerth schweigendem Verdienst erwacht,
Wenn er sich selbst in Ruhestand setzen könnte
Mit einer Nadel bloß!

Digitized by Google

Neueste Moden.

Nr. 1 bis 3. Kindercostüme.

Nr 1. Für ein Mädchen von 5 bis 6 Jahren. Ueberkleid von taubengrauem Haartuch mit schwarzem Sammet umrandet. Die Vordertheile fallen legère glatt.

1 2 3

Nr 1 bis 3. Kindercostüme.

Die Rückenfalten sind am Taillenabschluß durch eine Sammetpatte gehalten. Doppelter runder Kragen mit Extra-Aufsatz eines Matinekragens. Die Aermel sind oberhalb des Handgelenks ringsum mit einem Sammetstreifen besetzt.

Nr. 2. Für ein Mädchen von 12 Jahren. Vorn ist das Kleid von Seide in Querfalten gelegt oder durch Schrägstreifen hergestellt. Die ganze hintere Partie und zwar das Schooßjäckchen, sowie der Rock sind von Wollenstoff. Der Rock ist von der Taille ab in lange Falten gelegt. Aermel ebenfalls von Wollenstoff mit glatten Aufschlägen von Seide. Die herzförmig geschnittene seidene Pelerine ist mit drei Falten oder Schrägstreifen von der gleichen Seide besetzt. Wer auf sparsame Herstellung solchen Kleides bedacht sein will, der mustere vorerst, d. h. vor dem Einkaufen neuer Stoffe, seinen Kleiderschrank durch, ob nicht vielleicht links ein altes Seidenkleid, rechts vielleicht ein wollenes Andenken hängt, deren alt-

Nr. 4 Morgenhäubchen mit Plissés

modisches Aussehen es nicht übel vermerken würde, wenn die Scheere, von geschickter Hand geführt, es endlich mit zeitgemäßer Umgestaltung ernst meinte.

Nr. 3. Für Mädchen von 9 Jahren. Robe von schwarzgeflocktem Stoff, vorn glatt; große röhrenartige Tasche; die Rückenfalten werden durch eine Gürtelpatte unter der Taille gehalten. Unten auf der Rückseite des Rockes vier kleine Faltevolants. Marinekragen mit Schrägstreifen besetzt

Nr. 4. Morgenhäubchen mit Plissés.

Dieses Modell von Nansouk ist mit zwei Reihen mit Spitze besetzter Plissés

Digitized by Google

garnirt; vorn eine gestickte Schleife und auf der Rückseite auf den Nacken fallende gestickte Barben.

Nr. 5. Morgenhäubchen mit Stickereien.

Der Fond besteht auch hier aus Nansouk. Die gestickten Streifen sind auf ein Nansoukplissé in der Weise gestickt, daß dieses unter der Stickerei hervorscheint. Um den Fond eine Bandrüsche; vorn eine Bandschleife.

Nr 5. Morgenhäubchen mit Stickereien

Nr. 6 und 7. Stadtcostüm. (Vorder- und Rückansicht.)

Die Vorderansicht dieses Costüms aus Bourrette und blau und broncefarbener Faille stellt die den Rock garnirenden abwechselnden Plissés und Volants dar. Die bis oben zuzuknöpfende Polonaise bildet nach unten durch mehrere übereinandergesetzte Plissés mit einem Stoffschrägstreifen darüber, zugleich eine Schürze. Großer, durch eine Failleschleife geschlossener zurückgeschlagener Kragen. Anliegende Aermel, welche in zwei kleine doppelte Aufschläge mit Schrägstreifen und Failleschleife ausgehen. Die Rückseite zeigt die gleiche Garnirung des halblangen Rockes wie die Vorderseite. Die Polonaise ist zu jeder Seite dergestalt gerafft, daß sich in der

Digitized by Google

Nr 6 Stadtcostüm. (Rückansicht)

Digitized by Google

Nr. 7. Stadtcoſtum (Vorderanſicht)

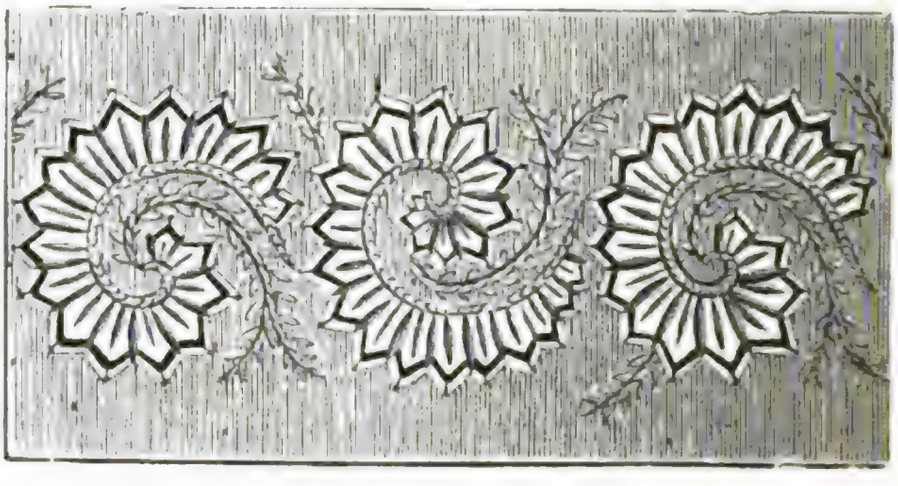
Mitte drei übereinanderliegende Spitzen bilden. Die Raffungen werden durch Failleschleifen gehalten.

Nr. 8 und 9. Arbeitstasche mit Dessin.

Diese Tasche ist aus drei mit einander verbundenen Streifen zusammengesetzt.

Nr. 8. Arbeitstasche.

Der mittelste besteht aus grüner Seide mit indischer Stickerei, deren Dessin Nr. 9 in natürlicher Größe darstellt. Zu den beiden anderen wird glatter Javacane-



Nr. 9. Dessin zu Nr. 8

vas genommen. Der mit der Vorzeichnung versehene und mit Calicot gefütterte Seidenstreifen wird im russischen Stich mit feiner oder offener Seide in drei Nüancen, hellgelb, orangegelb und braun gestickt, die Stiele im Kettchenstich in schwarzer Seide. Der Beutel mit Zug ist von grünem Taffet. Die Henkel von Javacanevas sind mit einer grünen Bandrüsche überzogen. Aehnliche Rüschen sind auf die Contouren und auf jeder Seite eine Schleife angesetzt.

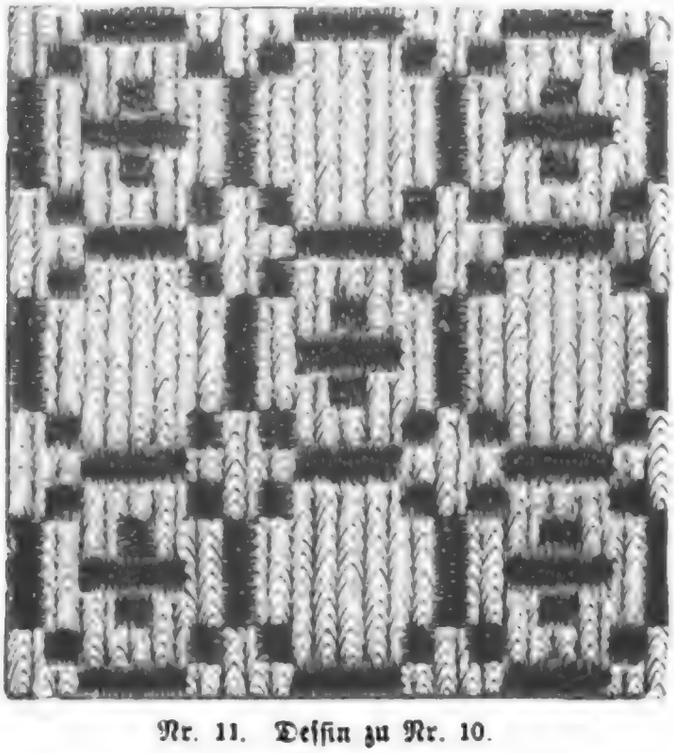
Digitized by Google

Nr. 10 und 11. Aumonière mit Deſſin.

Der Fond zu dieſer Arbeit beſteht aus Canevas, auf welchen dicht nebeneinander geſtellte Spitzenbändchenreihen aufgenäht werden. Die Spitzenbändchen können nach Wahl von Gold, Silber, Seide oder Wolle ſein. Auf dieſe Reihen

Nr. 10 Aumonière.

wird das in Nr. 11 in voller Größe gegebene Deſſin in ſchwarzer Chenille ausgeführt. Die Aumonière beſteht aus einem Stück. Zur Garnirung eignen ſich



Nr. 11. Deſſin zu Nr. 10.

am beſten Rüſchen von ſchwarzem Atlasband. Schnure und Quaſten ſind von Goldfaden und zum Futter wird blauer Atlas verwendet.

Nr. 12 bis 16. Viſitentoiletten.

Nr. 12. Mantel von grauem Filztuch für ein kleines Mädchen von 6 Jahren.

Digitized by Google

12 13 14

15 16

Auf dem glatten Vordertheil ist derselbe durch eine Reihe assortirter Holzknöpfe geschlossen. Der Rücken ist der Mitte entlang geschweift. Die genügend weite untere Partie ist mit der vordern durch zwei mit grauer Seidenschnur eingefaßte und mit je zwei Knöpfen besetzte Patten verbunden, welche an jene mittels vier Knöpfen angeknöpft werden. Der Doppelkragen, die Aermelaufschläge und die Taschen sind gleichfalls mit grauer Seidenschnur eingefaßt.

Nr. 13. Costüm von grauer Vigogne und grasgrünem Sammet. Der grüne Sammetrock mit Schleppe ist durchaus glatt. Die sehr lange Polonaise ist mit einem mit hell moosgrüner Failleschnur eingefaßten Sammetstreifen besetzt; der halb anliegende Paletot dagegen vorn herab mit einem von Failleschnur besetzten und mit grünen Perlmutterknöpfen garnirten breiten Streifen. Der zurückge-

Nr 17. Elegantes Isabellengilet für Dinertoilette.

schlagene Kragen, die Aermelaufschläge und die Taschengarnituren wie das Uebrige. Halskrause von gefälteltem Battist. Moosgrüne Sammetcapotte, deren Passe von einer gegitterten Tüllgarnitur umgeben ist. Die Atlasbänder zur Seite geknüpft. Den Kopf des Hutes schmückt eine Tuffe von großen Maßliebchen in verschiedenen Nüancen.

Nr. 14. Costüm von Phantasietuch mit kleinen Carrés grau auf grau. Der Rock mit kurzer Schleppe ist mit einem Volant von einfach grauem Tuch umgeben, der von einem Rockstoffplissé übersetzt ist. Die Falten der auf der Rückseite drapirten Tunica werden durch einen mittels eines Knopfes geschlossenen Tuchringes zusammengehalten. Die mit Tuch eingefaßte Taille ist mit Strippen garnirt, deren äußerste Enden mittels eines Knopfes befestigt sind. Der runde Tuchgürtel wird auf der Rückseite zugeknöpft. Die Aermelaufschläge zeigen eine eben-

Digitized by Google

falls angeknöpfte Patte. Kleiner zurückgeschlagener Kragen von glattem Tuch. Gefältete Halskrause.

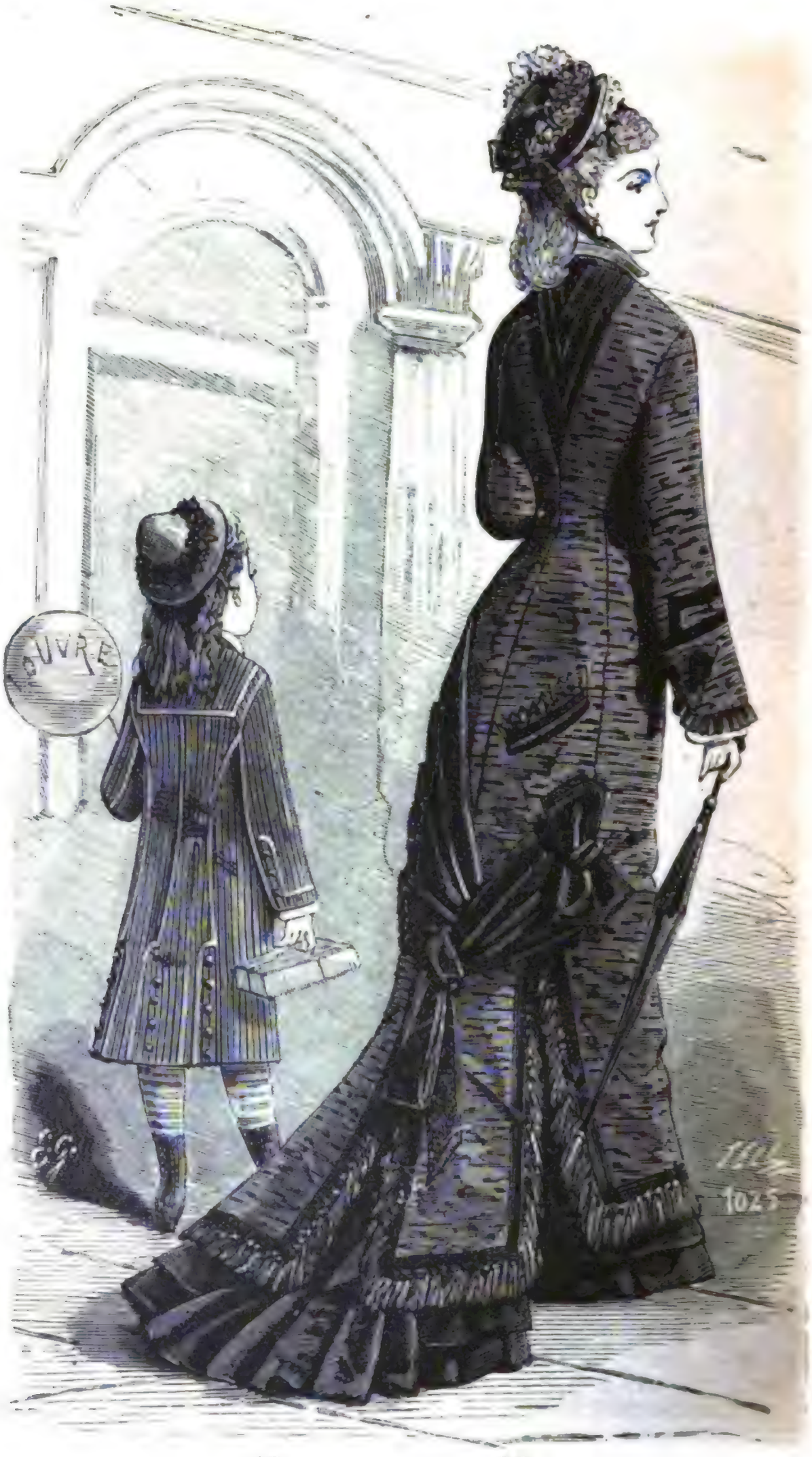
Nr. 15. Costüm von schwarzem Caschmir und schwarzem Sammet. Sammetrock mit langer Schleppe. Die Polonaise mit einem Sammetstreifen bordirt, der zu beiden Seiten mit altgoldfarbiger Failleschnur eingefaßt ist. Die Draperien bilden auf der Rückseite einen Puff, unter welchem eine aus einer dazu bestimmten Stoffbahn gebildete breite Schluppe mit ebenfalls breitem Ende herabfällt. Diese Breite ist garnirt wie das Uebrige. Der Paletot aus dem nämlichen Stoff ist auf Vorder- und Rücktheil mit einem schmalen Sammetplastron garnirt. Eine ähnliche, sich mit dem Plastron verbindende Bordüre setzt sich an den Seiten fort. Die Taille wird durch einen Marinekragen vervollständigt. Das Ganze ist mit alt-

Nr. 18. Taille von starkem Seidenstoff.

goldfarbener Failleschnur eingefaßt. Gefältelte Halskrause. Schwarzer Filzhut; um die Calotte eine schwarze Sammetdraperie, welche auf der Rückseite in Schleifen gelegt und zugleich die auf der Seite zu bindenden Kinnbänder bildet

Nr. 16. Reisemantel von hammelgrauem Tuch. Dieses halbanliegende Kleidungsstück mit Revers und zurückgeschlagenem Kragen wird über der Brust gekreuzt und mittels zwei Knopfreihen geschlossen. Der leicht geschweifte Rücken ist mit langen Tuchpatten garnirt, an denen sich unten Knöpfe mit falschen Knopflöchern befinden. Aehnlicher Ausputz an der Tasche und den Aermelaufschlägen, von denen sich die eine Seite über die andere knöpft. Capotte von marineblauem Filz; die Passe ist mit assortirtem Sammet eingefaßt und mit einer um den Kopf sich windenden Rüsche garnirt. Die Bindebänder von blauem Atlas sind an der Mitte der Calotte mittels einer Schleife befestigt. Auf dem Hute eine blau schattirte Feder.

Digitized by Google



19 20

Nr 19 und 20. Stadttoiletten

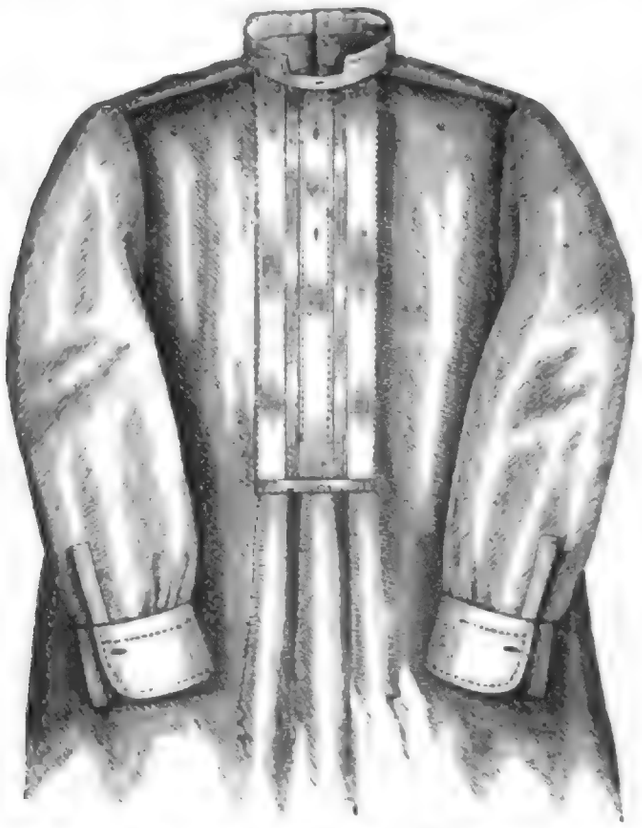
Digitized by Google

Nr. 21 Stadttoilette.

Digitized by Google

Nr. 17. Elegantes Isabellengilet für Dinertoilette.

Das Plastron ist von den Vordertheilen durch einen assortirten Galon getrennt;



Nr. 22 Oberhemd für Knaben von 12 bis 14 Jahren (Vorderansicht.)

das Untere des Plastrons ist aus flachen Falten zusammengesetzt. Der Halsausschnitt ist mit einem Galon und einer Musselinrüsche garnirt. Von den beiden

Nr. 23. Oberhemd für Knaben von 12 bis 14 Jahren (Rückansicht.)

Kragen ist der obere gestickt oder aus Spitze und der untere ein mit einer Valenciennes besetztes Plisse. Der glatte Aermel trägt einen Volant und am Ellbogen einen Revers. Gestickte oder Spitzenmanschette.

Digitized by Google

Nr. 18. Taille von starkem Seidenstoff.

Dieselbe ist vorn eckig ausgeschnitten und reich gestickt. Das eigentliche Taillen-

Nr. 24. Nachtjacke mit Latz.

Nr. 25. Nachthemd für Damen.

stück ist mit Gazepuffen und in farbiger Seide gestickten Einsätzen, einer Reihe Schmetterlingsschleifen, entweder von der Farbe der Toilette oder in einer abstechenden Farbe, und Faillestreifen mit zwei Flächen garnirt.

Digitized by Google

Nr. 19 und 20. Stadttoiletten.

Nr. 19. Für ein Mädchen von 6 Jahren. Prinzeßrobe von Phantasiewollenstoff, an der Taille halbanliegend, auf der Rückseite mit Patten mit kleinen Knöpfen garnirt.

Nr. 20. Toilette mit Zigeunerpolonaise von Haartuch. Der Faillerock ist vorn mit zwei kleinen Volants und auf der Rückseite mit einer Faltenschleppe und die Polonaise mit Fransen und Faillecharpen garnirt. Um den Halsausschnitt Failleschrägstreifen in Form eines V. Die gleiche Garnitur an den Unterärmeln. Auf der Rückseite ein simulirte Tasche. Sammethut mit einer die Calotte ganz umgebenden Feder und Faillebindebänder.

Nr. 21. Stadttoilette.

Rock mit Schleppe von farbiger Faille, mit von einem sehr hohen Kopf übersetzten Volant. Großer einen Dolman bildenden Umhang von schwarzer Faille mit einem breiten gestickten und geperlten Galon und einem Besatz von Silberfuchspelz garnirt. Die Revers der sehr weiten Aermel werden von Passementerieapplicationen gehalten. Filzhut mit Blätter- und Früchteguirlande und großer, den weichen Fond bedeckenden Feder.

Nr. 22 und 23. Oberhemd für Knaben von 12 bis 14 Jahren. (Vorder- und Rückansicht.)

Soll das Hemd auf dem Rücken geschlossen werden, so würde der Schlitz eine Länge von 27 Cent. erfordern. Der vordere, aus drei Tollfalten arrangirte Einsatz aus feinerem Leinen wird in den Rumpfausschnitt genäht, und der untere Querrand durch einen aufzusteppenden Streifen verborgen. Der Rückenschlitz erhält einen Futterstreifen. Passe wie Kragen correspondiren durch Knöpfe und Knopflöcher.

Nr. 24. Nachtjacke mit Latz.

Beim Zuschneiden der Vordertheile ist die latzförmige Ausschmückung derselben zu berechnen, welche eine größere Breite für die Falten erfordert und erst nach dem Abnähen der letzteren eine Normalform zuläßt. Ein gestickter Batiststreifen begrenzt den Rand der Falten in der leicht ersichtlichen Weise. Ein gleicher Streifen bildet den Stehkragen und deckt fortlaufend den Ueberschlagsaum. Der vordere Aermelrand ist nach der Weite der Manschette einzukräusen und diese letztere mit Stickereistreifen zu besetzen.

Nr. 25. Nachthemd für Damen.

Die Vorderränder des zu knöpfenden Hemdes werden an beiden Seiten mit einem 4 Centm. breiten Futter versehen, welches zur größeren Haltbarkeit der Knöpfe und Knopflöcher beiträgt. Der Ueberschlag des rechten Vordertheiles ist mit Ranken aus Grätenstichen, am Rande mit einem Batistplissé besetzt, dessen Saum mit Spitzen abschließt. Das Plissé setzt sich um den Halsausschnitt fort und zwar zwischen einem den letzteren einfassenden doppelten Stoffstreifen von 1 Centm. Breite. Die offenen Aermel wiederholen die Garnirung von gestickten Streifen und einem Plissé.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr. Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Leere Flaschen.

Nach seinem eignen Gemälde auf Holz gezeichnet von H. Kotschenreiter.

Der Salon.

Des Teils.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Salon.

Das Lorle.

Novelle von **E. Bunsen.**

„Wo mag nur der Junge das Zigeunerblut herhaben?“ pflegte mein Vater kopfschüttelnd zu fragen, wenn ich als kleiner Knabe am späten Abend von einer der langen Wanderungen heimkehrte, die ich auf eigene Faust oder in Gesellschaft eines Kameraden unternahm und die mich, als ich größer wurde, während der Ferienzeit oft tagelang von Hause entfernt hielten.

Was die gute Mutter damals im Stillen gehofft, war nicht eingetroffen — Naturforscher bin ich nicht geworden, wohl aber einer der lustigen Gesellen, welche, ihren Malkasten auf dem Rücken, fröhlich die Welt durchwandern, an jedem schönen Plätzchen ihr luftiges Zelt aufschlagen und dies ungebundene Nomadenleben erst dann aufgeben, wenn sie bei zunehmendem Alter den Geschmack am Vagabondiren verlieren oder wenn Hymens Rosenketten die Flüchtigen gefesselt halten.

Italien, die Heimat der Künste, so wie deren Wiege, das sonnige Hellas hatte ich wiederholt bereist und viel dort gelernt von den alten Meistern; auch den Niederländern hatte ich fast ein ganzes Jahr meiner Studienzeit gewidmet, darauf England, Frankreich und die pyrenäische Halbinsel besucht; in den schweizer- und tyroler Bergen habe ich mich gleichfalls viel herumgetrieben, so daß unser Erdtheil für mich keine terra incognita ist, allein so recht heimisch und wohl fühlte ich mich nur im lieben deutschen Vaterland und schalt mich oftmals selber, daß ich immer wieder in die Weite schweifte, da mir das Gute doch so nahe lag.

Besonders gern verweilte ich im Schwarzwald, dessen schönste Partien für mich eine wahre Fundgrube der reizendsten Studienvorwürfe waren. Wiederholt kehrte ich in die liebliche Gegend zurück und schlug mein Hauptquartier in einer Waldmühle auf, die am Saum eines Hochwaldes, auf einer frischgrünen Matte gelegen, rings von den malerischsten Aussichtspuncten umgeben war. Von dort aus pflegte ich Streifereien in die Umgegend zu machen, deren Resultat stets eine wohlgefüllte Skizzenmappe bildete.

Mein Wirth, ein ehrlicher, biederer, etwas beschränkter Schwabe vom reinsten Wasser, ging still und behäbig seiner Wege, ohne sich viel um den Gast zu bekümmern, welcher der Schwalbe gleich alljährlich wiederkehrte und das alte Nest aufsuchte, das er in dem Giebelstübchen des Hauses gefunden hatte. Dagegen schien das „Mutterle“ — so pflegte der Müller sein Weib zu nennen — eine besondere Zuneigung zu mir gefaßt zu haben. Sie sorgte aufs beste für mein leibliches Wohl und setzte sich gern mit ihrem Spinnrocken zu mir, wenn ich etwa im Gärtchen oder auch unter den ehrwürdigen alten Linden, welche den Grasplatz vor dem Hause beschatteten, sitzend, eine Skizze ausführte, oder eine sonstige Arbeit vollendete.

Dann wurde die gewöhnlich so stille Frau gesprächig und über ihr Gesicht, das einst schön gewesen sein muß, flog ein Schimmer geistiger Verklärung, wenn sie, aus sich herausgehend, in ihrer beschränkten Weise über Dies

Digitized by Google

und Jenes redete, wobei ich oft Gelegenheit fand, mich über den offenen Sinn für das Schöne und Edle, so wie über das tiefe Verständniß zu wundern, welches die schlichte Frau für außerhalb ihrer Sphäre liegende Dinge an den Tag legte. Sie kannte jedenfalls ein höheres Streben und wäre unter anderen Umständen, in anderen gesellschaftlichen Verhältnissen vielleicht eine sogenannte geistreiche Frau geworden, während nun ihr Horizont ein beschränkter geblieben und sie selbst im alltäglichen Leben eine tüchtige, brauchbare Bäuerin und Wirthin war.

Die wenigen Reisenden und Fuhrleute, welche, seitdem die neue Chaussee über den Berg gebaut war, die alte Fahrstraße benützend hier vorüber kamen, pflegten auf der Mühle einzusprechen und bei einem Glase Aepfelwein oder auch einem Schnäpslein dem „Brennts" zu rasten und über den schlechten Weg, der Mensch und Vieh zu Grunde richte, weidlich herzuziehen.

Lange Zeit hatte ich das Ehepaar für kinderlos gehalten, bis ein Zufall mich besser belehrte.

Es war gegen Abend an einem schwülen Spätsommertage. Ein Gewitterschauer hatte mich in das Haus getrieben, wo ich am offenen Fenster der großen Wirthsstube, welche zugleich den Hausbewohnern als Wohngelaß dient, emsig beschäftigt war, das eigenthümliche, wunderbar schöne Colorit, welches die noch einmal durch die fortziehenden Regenwolken hindurchbrechende Abendsonnne der Landschaft verlieh, auf die Leinwand zu übertragen, als ein leichtes Korbwägelchen, von einem dürren Schimmel gezogen, den Weg herauf schwankte und vor dem Hause hielt.

Die Darinsitzenden, ein alter Bauer und ein schmuckes Mädchen in der kleidsamen Tracht der Schwarzwälderinnen, waren vom Regen überrascht worden und in Folge dessen ein wenig durchnäßt.

Der Alte machte sich augenscheinlich nicht viel daraus, er verabfolgte dem Schimmel das Heubündel, dessen er so bedürftig schien, worauf er in die Stube trat und sich einen Kümmel bestellte.

Dem jungen Mädchen hingegen mußten die nassen Kleider wohl großes Unbehagen verursachen, denn es kauerte fröstelnd an einer Ecke des Tisches und bat die Wirthin um ein Glas heißer Milch.

„Friersch't, Kindele?" sagte diese in ihrem mütterlich besorgten Tone. „Wirscht Dich alleweil verkält't habve. Kumm' mit, i geb der 'was Trock'nes zum Anziehen."

Das junge Mädchen gehorchte und folgte der eilig Voranschreitenden in die anstoßende Kammer, wo die Beiden ziemlich lange verweilten, bis der Bauer, ungeduldig werdend, wiederholt mit dem leeren Glase auf den Tisch stieß, wobei seinem Munde etliche derbe Flüche entschlüpften.

Endlich traten die Frauen wieder ein; die jüngere vom Kopf bis zu den Füßen anders gekleidet, in einem Anzuge, der unmöglich der Müllerin gehören konnte, so knapp umspannte das Mieder die schlanke Taille des jungen Mädchens.

Der Bauer schalt erst ein wenig über das unnöthige Gethue und die gefährliche Anstellerei der Weibsleut', die keinen Tropfen Wasser auf sich leiden könnten, wie die Katzen, zahlte alsdann seine Zeche und ging nach dem Fuhrwerk zu sehen, während seine Tochter sich bei der Wirthin verabschiedete und vielmals bedankte.

Einen Augenblick später rollte das Wägelchen in der entgegengesetzten Richtung weiter. Das Mädchen nickte und winkte der vor die Hausthüre

Digitized by Google

getretenen Müllerin noch lange freundliche Grüße zu, bis diese tief aufseufzend in die Stube zurücktrat.

„So sieht's Lorle aus! Nur noch sauberer isch es un e bissele größer", sagte sie wie im Selbstgespräch vor sich hin.

Der schwermüthige Ton frappirte mich, wie schon vorher ihr ganzes Betragen dem fremden Mädchen gegenüber. Darum fragte ich:

„Wer ist denn das Lorle, von dem Ihr sprecht?"

„O, mein Herrgöttle! Wischt Ihr denn net, wer 's Lorle isch?" rief die Frau im höchsten Erstaunen. „Schon so oft seid Ihr hier gewest un wischt des net. Ei 's Lorle des isch unser Kind — unser einzig's Kind g'west."

„Und sie ist gestorben?" fragte ich theilnehmend und ließ den Pinsel ruhen.

„G'schtorbe! Ach Du mein lieb's Herrgöttle! — G'schtorbe isch es net. I wollt' es wär' todt, des wär besser for'sch — aber fort isch es un i siech's im Leben net wieder", sagte die Frau und barg laut aufschluchzend ihr Gesicht in der Schürze.

Vergebens suchte ich sie zu beruhigen. Sie war wie Rahel und wollte sich nicht trösten lassen. Der Anblick der Fremden mochte wohl alte Wunden aufgerissen haben, aber mein freundliches Zureden bezweckte doch endlich, daß ihr Schmerz weniger laut wurde, und nach einer geraumen Weile hob sie den Kopf und sagte, indem sie fromm die Hände faltete:

„Gott verzeih' mir die Sünd' — aber i kann mer net helfe — i wollt' tausendmal lieber, mein Maidle wär' todt als wie so . . ."

Sie hielt inne und meinen Vermuthungen blieb ein weiter Spielraum, den Gedankenstrich auszufüllen. Was konnte es für eine Bewandtniß mit dem Mädchen haben, von dessen Existenz ich bisher keine Ahnung gehabt. Danach zu fragen wagte ich nicht, denn wer mag mit täppischer Hand einen wunden Fleck berühren?

Allein die Frau fuhr nach einer Weile gefaßter fort: „I wollt', Ihr hättet es gekannt, unser Lorle! Kein liebers, herzigers Mäusle giebt's net auf der Welt. Wenn's Ei'm angeluegt hat mit seine große Aeugle, isch Ei'm allemal 's Herz aufgange vor Freud — und so klug isch es g'wese un so verständig — in der Schul hat's auf der erschte Bank g'sesse un' der Lehrer hat g'said: „So wie's Lorle, isch keins von de Kindele" — un wie's raus kumme isch aus der Schul, da isch mei Bruder, der Badwirth im Thal, emol uf Besuch kumme un hat sein G'spaß g'habt an dem Maidle un' hat g'said: „Geb' mer des Lorle mit heim. I kann just e Bissele Hilf gebrauche, wo so viel fremde Leut' kumme in's Bad; un dem Maidle isch es auch gut, wenn's e Bissele 'naus kummt aus der Waldmühl. Da habe mer's ziehen lasse un habe 'glaubt, es wär' zu unserm Kind sei'm Beschte. Mir hat's Herz bald ag'druckt, aber i hab mein Schmerz verbisse un — ach Du Herrgott im Himmel drobe! — wer hätt' des 'glaubt, 's Lorle isch nimmer heimkomme un hat e Brief g'schriebe an de Vatter un an mi — 's woll' in die Schtadt un woll' diene."

Erschöpft hielt die Erzählerin inne und wischte mit dem Rücken der Hand die heißen Thränen ab, die ihr bei den letzten Worten auf's Neue in die Augen traten; ein Zittern durchflog ihre Gestalt, sie mußte sich setzen.

Die Abenddämmerung war völlig hereingebrochen; ich hatte Pinsel und Palette bei Seite gelegt und saß unthätig am Fenster, gespannt der Fortsetzung der Erzählung harrend.

Digitized by Google

Es schien dem armen Weibe wohl zu thun, sich einer theilnehmenden Seele gegenüber aussprechen zu können und so ergriff sie bald wieder das Wort: „Ja, diene wollt' unser Kind, un hats doch net nöthig, denn 's hat noch immer gelangt bei uns un 's isch dem Lorle net schlecht 'gange daheim, aber die Schtadtleut' habe 's närrisch g'macht un habe ihm 's Köpfle verdreht un da hat kein Zurede g'holfe un kein Bitte, 's hat halt sein Wille durchg'setzt — un isch in die Schtadt — erscht nach Tübinge, bei rechtschaffene Leut' un hernach —" hier brach die Stimme wieder und ganz leise setzte sie hinzu — „hernach isch es nach Schtuckert 'gange und jetzt isch es gar nach Wien, unner die Terke."

Trotz des innigen Mitleids, welches der Kummer der tiefbetrübten Mutter mir einflößte, konnte ich mich kaum des Lächelns erwehren, da sie solch' wunderliche geographische Kenntnisse zu Tage förderte.

„Ei Mutterle! Wien ist ja doch nicht aus der Welt", rief ich tröstend, „das ist gar nicht so weit und Türken giebt's dort auch keine, sondern ehrliche Christenleute wie hier in Schwaben. Ich bin schon mehrmals dort gewesen. Es ist eine schöne Stadt und man führt dort ein lustiges Leben."

„Des isch es ja ebe", jammerte die Frau und sah mich mit stiller Verzweiflung an. „Des isch es g'rad'. Mei Lorle isch noch zu jung g'wese für so 'ne Teufelsküch' un da isch es ebe verloren 'gange, wie schon so viele Maidle — un i sieh mei Kind net wieder — nie wieder in diesem Leben — un im annern auch net!" setzte sie flüsternd hinzu, stand auf und trat hastig an das Fenster, um es zu schließen.

„S'isch kalt!" sagte sie zusammenschauernd. „I will uns e warm' Supple koche."

In der Thüre drehte sie sich um: „Gelt, mit mei'm Mann red't Ihr net davon. Er isch zu harb uf das Maidle un mir thut's so weh", sagte sie bittend.

Ehe ich antworten konnte, hatte sie die Thür hinter sich geschlossen und ich blieb allein in der dunklen Stube.

Später, als die Abendmahlzeit auf dem Tische stand und mit der Oellampe der Wirth in die Stube kam, war jede Spur der Thränen aus dem Gesicht der Bäuerin verwischt; nur hatte ihre gewohnte Geschäftigkeit einem milden Ernst Platz gemacht, der ihr in meinen Augen etwas ungemein Rührendes verlieh.

Dies war das einzige Mal, daß zwischen uns die Rede war von dem Mädchen, das ich dem Gehörten zufolge für eine Verlorene hielt.

Recht von Herzen dauerten mich die braven guten Menschen, deren rechtschaffenen Sinn eine solche Schande am schwersten niederdrücken mußte und ich hütete mich wohl, durch irgend eine unbedachte Aeußerung an ihren Kummer zu mahnen.

Beinahe zwei Jahre waren verflossen, seit ich zuletzt mein liebes Schwaben besucht.

In Rom hatte ich einen Freund getroffen, der, gleich mir ein wenig europamüde, eine längere Reise nach dem Orient anzutreten im Begriff stand. Unschwer ließ ich mich verleiten, mich ihm anzuschließen und so fand mich der nächste Sommer in den Schluchten des Himalaya, anstatt in den lieblichen Thälern des Schwarzwaldes.

Aber nachdem ich den folgenden Winter in Paris zugebracht und darauf

Digitized by Google

mein Atelier in Düsseldorf aufgeschlagen hatte, ließ es mir länger keine Ruhe, ich mußte einen Abstecher nach Süddeutschland machen und sehen, wie es meinen schwarzwälder Philemon und Baucis erging.

Ich versprach mir viel Vergnügen von der Ueberraschung, welche meine unerwartete Ankunft hervorrufen würde, machte mich deshalb von dem zunächst liegenden Dorf aus zu Fuße auf den Weg nach der einsamen Waldmühle und ließ mir das Gepäck nachschicken.

Für mich, den früh Verwaisten, dem das reiche Erbgut ein schlechter Ersatz der schmerzlich vermißten Elternliebe war, hatte die stille Waldmühle etwas Heimatliches bekommen und die langjährige Gewöhnung machte, daß ich mich dort wie zu Hause fühlte.

So näherte ich mich auch jetzt der ländlichen Behausung mit freudig klopfendem Herzen; mir war zu Muthe wie einem Schuljungen, der in den Ferien heimkehrt.

„Was wird Mutterle sagen?" fragte ich mich still lächelnd, als das mit Steinen beschwerte Schindeldach aus dem Dunkel der Tannengruppe auftauchte, welche das Gehöft den Blicken des berganſteigenden Wanderers anfänglich verdeckt. Nun lag es vor mir. Alles war wie ehedem.

Neben dem Hause watschelten ein paar Enten in den schmutzigen Pfützen umher, welche der Abfluß des Röhrbrunnens gebildet, dessen Wasser mit melancholischem Geplätscher in den breiten Trog rann; weiter hinten auf dem Misthaufen scharrten die Hühner; im Stalle blökten die Kühe, eine Magd ging mit dem Milcheimer über den Hof; ich wollte sie anrufen, allein der aus dem Schornstein aufsteigende Rauch ließ mich vermuthen, daß das Mutterle in der Küche beschäftigt sei. Sie zu überraschen, war ja mein Hauptzweck gewesen, drum trat ich ohne Zögern ins Haus.

Die erste Thüre links führte ins Wirthszimmer; schon wollte ich daran vorübereilen, da erscholl von innen ein lustiges Lied von einer volltönenden, klangreichen Stimme gesungen.

Wem mochte sie angehören? — Sollte das Lorle? . . . Augenblicklich öffnete ich die Thüre und schritt über die Schwelle.

Eine üppige, doch schlanke Mädchengestalt in Bauerntracht stand mir gegenüber vor dem kleinen Spiegel zwischen den Fenstern. Sie kehrte mir den Rücken zu und schien eifrig mit dem Zurechtzupfen ihrer blendend weißen Halskrause beschäftigt. Dabei trällerte sie leise weiter und brach plötzlich in ein munteres Lachen aus, wobei sie, sich rasch umdrehend, meiner ansichtig ward.

Sie wurde über und über roth und stammelte verwirrt: „Womit kann ich dienen? Ich will die Mutter rufen."

Lächelnd trat ich näher und bot ihr die Hand.

„Grüß Gott, Lorle", sagte ich und sie schlug heiter ein in die dargebotene Rechte.

„Sie kennen mich! Da sind Sie wohl der Herr Maler, von dem die Mutter so viel erzählt? Nun, Grüß Gott! Das Lorle heißt Sie willkommen. — Hier, machen Sie es sich bequem — ich will gleich die Eltern rufen. Nein aber! wird sich die Mutter freuen."

Sprach's und enteilte zur Thüre hinaus. Ich blickte ihr nach und glaubte zu träumen.

Dies also war Lorle! — Im Leben war ich keinem holdseligeren Geschöpf begegnet. Kein Pinsel des Rubens oder des Tizian hätte dies

Digitized by Google

goldene Haar wiederzugeben vermocht, dazu die dunklen, tiefblauen Augen, die Einen anschauten, wie ein wolkenloser Frühlingshimmel, und die langen, seidenen Wimpern.

Als sie nach einer Weile noch nicht zurückgekehrt war, glaubte ich, eine Erscheinung gehabt zu haben und stand eben auf, um mich draußen in der Küche von der Leibhaftigkeit des schönen Mädchens zu überzeugen, als Mutterle eintrat, mit offenen Armen auf mich zueilte und in ihrer Freude einmal über das andere ausrief: „O Du mei Herrgöttle, isch des aber e Freud'! 'S Lorle un mei lieb's Herrle! 'S isch zum Närrischwerden! Vatterle, kumm doch un lueg, wer do isch", rief sie zur Thüre hinaus.

Gleich darauf kam auch der Alte; die Freude der guten Leute war eine so ungeheuchelte, daß ich mich kaum der Rührung erwehren konnte. Aber vor allen Dingen mußte ich jetzt Näheres über das Lorle erfahren, welches noch nicht wieder in die Stube zurückgekehrt war.

Doch mir ward keine befriedigende Antwort zu Theil. Vater und Mutter sahen einander verstohlen lächelnd an und die Letztere sagte halb schelmisch, halb verlegen: „Jo — 's Lorle isch wieder da", und der Alte wiederholte — ein Echo in einer tiefern Tonlage: „Unser Lorle isch halt wieder da."

Mehr konnte ich nicht aus ihnen herausbringen, aber meine begeisterte Lobrede auf Lorle's Schönheit wurde mit behaglichem Schmunzeln aufgenommen, und der Alte sagte mit väterlichem Stolz: „Jo, 's isch e sauberes Maidle, und . . ."

Weiter kam er nicht, denn zu meinem maßlosen Erstaunen legte seine Frau den Zeigefinger an die Lippen und sagte: „Pscht! Vatterle! Geh' und lueg nach de Gaisle", ein Auftrag, mit dem es offenbar keine Eile hatte, denn der Müller trat, statt ihn auszuführen, gemächlich an das Fenster und trommelte auf die Scheiben.

„Demnach seid Ihr ganz ausgesöhnt", wandte ich mich nun direct an die Mutter.

„Jo, was wille mer denn mache, 's isch doch emol unser Kind", antwortete sie ein wenig zögernd und fuhr, von diesem Gegenstand abspringend, lebhaft fort, mir zu wiederholen, wie sehr sie sich über meine Ankunft freue und was für Gedanken sie sich schon über mein langes Ausbleiben gemacht habe. „Aber — Vatterle!" rief sie plötzlich erschrocken aus. „Wo thun mer nur unser lieb's Herrle hinloschiere? 'S Lorle isch in sei'm Stüble."

„Nun, das Lorle wird wohl so gut sein, mir Platz zu machen", sagte ich, einigermaßen verwundert, daß ein solcher Vorschlag erst von mir ausgehen mußte, aber wie erstaunte ich, als die Müllerin kopfschüttelnd sagte:

„Nein — lieb's Herrle, des thut's net, 's Lorle muß sein Stüble behalte. Was meinscht', Vatterle, könne mer uns net in d' Mahlstub' lege, daß das Herrle unser Kämmerle kriegt?"

Mir war die Aussicht, statt des luftigen, hellen Giebelstübchens die dumpfe Kammer neben dem Wirthszimmer beziehen zu müssen, nichts weniger als verlockend, und ziemlich unwirsch sagte ich: „Warum wollt Ihr mir mein gewohntes Zimmer nicht geben? Ich zahle Euch doppelt soviel dafür, als in den vergangenen Jahren, es ist mir hauptsächlich um die Aussicht zu thun."

„Es geht net, es geht warhaftig net, lieb's Herrle! 'S Lorle werd net 'nauswolle."

„Ei was!" brach ich ärgerlich los, „es gilt ja Euren Vortheil. Das Lorle muß wollen."

Digitized by Google

„Es muß nicht wollen, aber es will", ertönte da an der Schwelle Lorle's melodische Stimme. „Ja, Mutterle, gebt nur dem Herrn mei Stüble, ich kann mich scho behelfe ohne die schöne Aussicht — i mal' ja net", setzte sie freundlich hinzu, als befürchte sie, ich habe aus den vorhergehenden Worten einen Vorwurf heraushören können.

Beschämt stand ich vor ihr; wider Willen beschämt durch die herablassende Gefälligkeit eines Bauernmädchens. „Ich möchte Sie doch lieber nicht vertreiben", brachte ich mühsam hervor, denn ich ärgerte mich über mich selbst. Doch sie erwiederte freundlich ernst: „Sie vertreiben mich nicht. Ihre Rechte an das Stübchen sind älter, als die meinen. Ich bin nur ein durchreisender Zugvogel — Sie aber sind Stammgast."

Mir wirbelte der Kopf. Wo hatte das Mädchen die weltgewandte Sprache, den feinen Tact her? Hatten die paar Jahre, die sie in der Stadt verbracht, ein solches Wunder bewirkt? — Sie bemerkte mein Erstaunen und lächelte kaum merklich. Darauf wandte sie sich in breitester schwäbischer Mundart an den Vater und ließ sich mit ihm in ein höchst langweiliges Gespräch über die Zucht junger Gänse ein.

Ich folgte der Mutter in die Küche, um dort auf's Neue wegen meiner Wohnung zu unterhandeln. Lorle's Stube nahm ich nicht — das stand fest, warum, wußte ich selber nicht, aber ich hätte sie um keinen Preis bezogen.

Der Alten schien dieser Entschluß eine Last vom Herzen zu nehmen, obgleich die Frage wegen meiner Unterkunft wirklich schwer zu beantworten schien. Eine leidlich geräumige Dachkammer war disponibel. Wenn ich gebückt ging, brauchte ich mir den Schädel nicht einzurennen; für ein gutes Lager versprach Mutterle bestens zu sorgen — was brauchte ich auch eigentlich mehr? Den ganzen langen Sommernachmittag war ich doch im Freien und bei Regenwetter stand mir die untere große Stube zur Disposition.

„Nun, in Gottes Namen! Kriechen wir in dies Mäuseloch", sagte ich resignirt und hing meinen leichten Ranzen an die eiserne Klammer eines Balkens, als Zeichen der Besitznahme.

Darauf wusch ich mir am Brunnen den Staub des Weges von Gesicht und Händen und trat noch immer etwas verstimmt in die Wirthsstube zurück, wo Lorle am Fenster saß und spann, oder vielmehr zu spinnen schien, denn der Faden riß einmal über das andere in den zarten, dieser Kunst jedoch ganz ungewohnten Händen. Sie gab endlich die fruchtlosen Versuche auf, indem sie lachend sagte: „Ich sehe, das Stadtleben hat mich untauglich gemacht für das Land; ich muß das Spinnen erst wieder lernen."

„Wollen Sie denn nun ganz zu Hause bleiben?" fragte ich, noch immer seltsam verlegen. Ich konnte dem räthselhaften Geschöpf gegenüber nicht den rechten Ton finden. Sie „Du" zu nennen, wie es mir anderen Bauernmädchen gegenüber so natürlich über die Lippen kam, wäre mir nicht eingefallen, aber das förmliche „Sie" klang auch so eigenthümlich und ich dachte bei mir selbst: „Wie schade, daß sie diese halbe Bildung besitzt; so ist sie weder Fisch noch Fleisch." Meine Frage beantwortete sie mit einem leichten Schauder.

„Hier bleiben!" sagte sie lebhaft, „Gott behüte mich. Da ginge ich zu Grunde. Bei den Eltern bliebe ich zwar gern, aber — in dieser Einsamkeit! — Die Blume braucht Licht und Wärme, wenn sie gedeihen soll, ich brauche Menschen und reges Leben um mich herum. Lieber sterben, als geistig darben!" rief sie und ihre Augen leuchteten vor Erregung; dann plötzlich in

Digitized by Google

einen ganz anderen Ton verfallend, sagte sie naiv: „Es ist doch hübsch, daß Ihr da seid. Die Mutter hat mer schon viel von Euch verzählt, und was Ihr so schön malen könnt, und da hab' ich schon immer g'denkt, wie Ihr wohl aussehen möget."

„Nun, wie gefalle ich Dir? Hattest Du mich Dir anders vorgestellt?" fragte ich, ohne weitere Notiz von dem jähen Uebergang aus dem Hochdeutschen ins Schwäbische zu nehmen, als daß ich sie nun duzte.

Im Stillen aber dachte ich: „Sie hat Dir nur zeigen wollen, wie gebildet sie ist, jetzt kommt die Natur zum Vorschein."

Sie lehnte sich ein wenig zurück und ließ ihre Blicke prüfend über mich hingleiten, ehe sie schalkhaft lächelnd sagte:

„Wüscht seid Ihr net. G'falle thut Ihr mer a net schlecht — aber mein! — Herr Maler, warum tragt Ihr die offenen Kragen à la Byron? Des isch so — i weiß selber net wie — so kokett. Muß mer Euch denn allemal auf zehn Schritt den Künstler ansehen?"

Ich lachte.

„Wenn der Kragen Dir mißfällt, soll er nicht wieder zum Vorschein kommen, schönes Lorle. Aber sage mir doch, wie in aller Welt kommst Du auf Byron?"

Sie fuhr, wie erschrocken, mit der Hand an den Mund; dann kicherte sie fröhlich und sagte gleich darauf mit ernster, wichtiger Miene: „Ja, seht Ihr, lieb's Herrle, wenn mer so e Zösle isch bei vornehme Dame, dann schnappt mer so manchmal e Bröckele Weisheit mit uf."

„Du scheinst mir viele Bröcklein gesammelt zu haben, kleine Schelmin Du", sagte ich und faßte sie neckend unter das Kinn. Da blitzten die schönen Augen mich zornig an und mit dem Ausruf: „Unterstehen Sie sich das nicht wieder!" sprang sie auf und verließ das Zimmer.

Wie soll ich schildern, was die nächsten Tage brachten? Eine Ueberraschung folgte auf die andere. Lorle erschien mir wie ein Chamäleon, jeden Augenblick in einer andern Farbe schillernd, doch stets liebreizend, stets originell und witzig.

Fast schien es, als habe sie sich zur Aufgabe gestellt, mir Armen den Kopf zu verrücken, und der Himmel ward ihr Helfershelfer, denn kaum war ich vierundzwanzig Stunden im Gebirge, da zog er ein Trauergewand von dunklen Regenwolken an und sandte häufige Schauer herab, welche den Aufenthalt erschwerten, das Malen aber gar unmöglich machten.

Da war nun die Wirthsstube meine Zufluchtsstätte und Lorle, das böse, liebe Lorle, unterhielt mich so gut, daß ich über ihrem Geplauder alles Andere vergaß.

Einmal hatte ich mich heimlich hinter die Mutter gemacht und versucht, ihr Manches über der Tochter Vergangenheit, über ihr Leben und Treiben in Wien abzufragen, allein sie zeigte sich gewappnet, sowohl gegen Schmeichelei wie Ueberredung; nur verworrene Andeutungen ließ sie fallen, aus denen ich wenig oder nichts entnehmen konnte. Nur das Eine ward mir klar, leider nur zu klar — Lorle verdankte ihre Bildung den Bemühungen eines hochgestellten Herrn und zwar des Gatten der Dame, bei welcher sie als Jungfer gedient hatte, oder noch diente.

Schmerzlich zog sich mir das Herz zusammen, wenn ich bedachte, was aus dem reichbegabten Mädchen hätte werden können, wenn sie in andere, lautere Hände gefallen wäre.

Digitized by Google

Von dem Augenblicke an, da die Mutter mir so viel verrathen, nahm ich mir vor, das Mädchen zu fliehen, denn ich vermochte mich kaum des Zaubers zu erwehren, mit welchem das wunderbare Wesen mich immer mehr zu umstricken drohte. Meine Ruhe war dahin; mit Schrecken gestand ich mir, daß ich Lorle liebte — allein Stolz und Selbstachtung sowohl, als Rücksicht für des Mädchens Eltern, die zu betrüben, oder deren Vertrauen zu täuschen ich nicht fähig gewesen wäre, gewannen die Oberhand in dem verzweifelten Kampf des Herzens mit der Vernunft.

Mein Stolz bäumte sich dagegen, die Geliebte eines Anderen zu begehren — ich suchte mir einzureden, mein Gefühl für sie sei Mitleid, inniges Mitleid mit dem herrlichen, von Natur edel beanlagten, irregeleiteten Geschöpf, und wenn ich sie ansah, oder wenn ihre schönen Augen die meinen suchten, als wollten sie fragen: „Warum wendet Ihr Euch weg?“ wenn sie so unschuldig blickten, und ihr rosiger Mund so kindlich lächelte und so entzückend unbefangen plauderte, dann rief eine Stimme in meinem Herzen: „Es ist nicht wahr!“ und ich wiederholte diese trostreichen Worte, bis die ruhige Ueberlegung kam und ich mir der Mutter Reden ins Gedächtniß zurückrief, und alsdann packte es mich wie Verzweiflung und ich sagte mir: „Nur fort, nur fort.“

Ich war nicht viel länger als drei Wochen dagewesen, als ich den Entschluß faßte, plötzlich abzureisen. Mit dem Malen wollte es ohnehin nicht gehen; ich hatte zwar ein paar Skizzen vollendet, aber meine Seele war weit entfernt von der Arbeit und meine Gedanken schweiften davon ab, zu Lorle hin, und ich sah keine Rettung, als in schleunigster Flucht.

So war ich fest entschlossen, in den nächsten Tagen abzureisen, sobald die, unter solchen Umständen sehnlichst erwarteten Briefe, welche mir die Entscheidung über meine nächste Zukunft bringen sollten, eingetroffen sein würden.

Ich hatte nämlich die Absicht, den folgenden Winter in München zuzubringen, wo ich in dem Kreise bedeutender Künstler viel Anregung zu finden hoffte. Einige Freunde und Studiengenossen hatten versprochen, mir alles Wissenswerthe über die Musenstadt mitzutheilen und, falls ihre Berichte mich in meinem Beschluß bestärkten, mir die Wege zur Erlangung einer angenehmen Existenz zu ebnen.

Die Ankunft dieser Nachrichten also mußte ich abwarten, ehe ich mein Bündel schnüren konnte, doch vermied ich, während der qualvollen Tage, welche folgten, nach Kräften, mit Lorle zusammen zu treffen, indem ich den ganzen Tag über im Gebirge schweifte, spät heimkehrte und, wenn es irgend thunlich war, sogar über Nacht weg blieb.

Begegneten wir uns dennoch einmal zufällig, so standen wir einander kalt und förmlich gegenüber. Auch Lorle's Benehmen hatte sich in der letzten Zeit geändert; sie schien verlegen, sprach wenig und hatte etwas Gedrücktes bekommen, während sie doch früher nur Lust und Leben athmete.

Feinfühlend wie sie war, mochte sie wohl ahnen, was mich von ihr entfernte. Schmerzte sie dies? — Hatte unser kurzes Zusammensein auch ihr Herz in stürmische Bewegung versetzt? Hatte ich das Bild ihres Wiener Freundes daraus verdrängt?

Ich vermochte es nicht, dieses sphynxartige Wesen zu enträthseln, ich wagte sogar nicht, bei derartigen Gedanken zu verweilen, sondern suchte die-

Digitized by Google

selben zu bannen. Aber keine Worte vermögen zu schildern, was ich dabei ausstand. —

Eines Morgens, es war noch zeitig, aber doch später, als ich während der letzten Woche auszurücken gewohnt gewesen, kam ich, nach einer fast schlaflos verbrachten Nacht, müde und mißgestimmt aus meiner schwülen Bodenkammer hervor mit der Absicht, in der stärkenden Morgenluft die wüsten, wirren Gedanken zu sammeln und — womöglich eine wildromantische Schlucht, in welcher der von dem anhaltenden Regen der vorletzten Wochen aus seinen Ufern getretene Waldbach die malerischste Zerstörung angerichtet hatte, nach der Natur aufzunehmen.

Ich war am vergangenen Tage auf Umwegen dorthin gelangt, wünschte nun aber den kürzeren, directen Pfad zu finden. Von dem einen Fenster des Giebelstübchens meiner ehemaligen Behausung ließ sich der ganze waldige Abhang, welchen die Schlucht begrenzt, überblicken.

Als ich an der Thüre des Stübchens vorüber kam, fand ich sie nur angelehnt. Lorle befand sich in den unteren Räumen des Hauses, von woher ich ihre Stimme erschallen hörte. Was schadete es also, wenn ich für einen Augenblick eintrat?

Ohne mich lange zu besinnen, stieß ich die Thür auf. Siehe da! welche Metamorphose war mit dem kleinen Gemach vorgegangen!

Einfach genug war die Ausstattung, fast so einfach, wie zu meinen Zeiten, allein über dem Ganzen lag ein Hauch von Anmuth und Zierlichkeit, — das gewisse Etwas, das nur die Schönheitsliebe einer Frau einem Gemach zu verleihen vermag.

Schüchtern, fast ehrfurchtsvoll trat ich näher. Ein Bücherbret fesselte zuerst meine Aufmerksamkeit. Es enthielt eine wunderliche Sammlung der verschiedenartigsten Werke. Da war eine Taschenausgabe deutscher Klassiker und Homer's Iliade zusammengewürfelt mit Kotzebue'schen und Birch-Pfeiffer'schen Stücken, ferner einige Bände Shakespeare in der deutschen Uebersetzung, die einträchtig neben einer Auswahl seichter Romane und französischer Schauspiele von der schlimmsten Sorte standen, wie sie leider jetzt die deutsche Bühne überfluthen.

Kopfschüttelnd griff ich einen beliebigen Band heraus, es war Heine's Buch der Lieder — zufällig haftete mein Blick auf der Strophe: „Mir ist's, als ob ich die Hände auf's Haupt Dir legen sollt'!" Gern hätte auch ich für Lorle gebetet — seufzend schloß ich das Buch: Zu spät! — Zu spät!

An einem Nagel hing ein moderner Anzug aus feinem Stoff, den ich noch nie an Lorle bemerkt, da sie stets in der Tracht des Landes einherging. Unwillkürlich dachte ich mir die schöne Gestalt des Mädchens in dem modischen Putz.

Mir däuchte, ich sähe sie vor mir stehen — eine vollendete Weltdame. Sonderbarerweise schien sie in alle Verhältnisse zu passen. Alles kleidete sie schön, Alles schien bei ihr natürlich und anmuthig. Ich ließ den weichen Stoff durch meine Finger gleiten und strich leise, fast liebkosend über den graziösen Faltenwurf des Gewandes, dem ein schwacher Veilchenduft entströmte.

Sogar das Parfüm der vornehmen Welt hatte sich in dies idyllische Stillleben verirrt. Gefährlich verführerisch schmeichelte es den ohnehin schon aufgeregten Sinnen. Weiter! — Fort! — Was hatte ich hier zu suchen?

War nicht dies elegante Gewand der abgelegte Putz von Lorle's

Digitized by Google

Herrin! Und die kleinen Schuhe, welche gleich zwei Nippes-Pantöffelchen unter dem blüthenweiß bedeckten Bett hervorschauten, waren sie ein Magnet, daß sie meine Blicke so unwiderstehlich anzogen?

„Pah! Was gehen Dich die alten Schuhe der Frau Baronin an — oder was sie sonst sein mag?" sagte ich verächtlich, bückte mich aber dennoch und ehe ich recht wußte, was ich that, hatte ich meine Rechte in einen der goldgestickten, winzigen Pantöffelchen gesteckt und gefunden, daß dasselbe fast neu war. War Lorle das Aschenbrödel, dem dieser Schuh gehörte? Eine jähe Röthe stieg mir in Stirn und Wangen, als ich, das gefährliche Spielzeug von mir schleudernd, auf dem improvisirten Toilettentisch der Schönen einige Schmucksachen von bedeutendem Werthe liegen sah. Wohlweislich hatte Lorle dergleichen nie in meiner Gegenwart getragen — aber da lagen sie vor mir, die goldenen Spangen, Ringe und Broschen — Rubinen und Smaragden glitzerten in der Sonne, und ich stürzte hinaus wie von Furien gepeinigt.

Ganz sachte, unbeachtet hoffte ich mich durch die Gartenpforte zu schleichen, da, als ich die Treppe niederstieg, gewahrte ich im Rahmen der Hausthür ein reizendes Bild.

Auf der Schwelle saß Lorle, schön wie der junge Tag. Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, kauerten zu ihren Füßen und lauschten aufmerksam auf Das, was Lorle ihnen erzählte. Sie waren so vertieft in die Geschichte, daß sie gar nicht gewahrten, wie ich, leise näher gleitend, mich hinter Lorle's Rücken aufstellte und gleichfalls zuhörte.

Es war eine einfache Geschichte, schlicht und schmucklos dem Verständniß des kleinen ländlichen Publicums angepaßt, aber die Art, wie sie erzählte, wie sie lachte und weinte in einem Athem, wie ihre Stimme aufjauchzte und dann wieder zu brechen schien, als die Heldin der kleinen Erzählung sterben sollte, das läßt sich nicht mit Worten schildern. Doch als sie geendet hatte, standen mir die Augen voll Thränen, ohne daß ich mich ihrer geschämt hätte; nur sollte die, welche sie hervorgerufen, diese Thränen der reinsten, menschlichen Rührung nicht sehen.

„No, hat's Euch g'falle?" fragte sie die Kinder, die tief aufathmend ihrer Spannung Luft machten.

Die gefalteten Hände umspannten ihre Knie und so bewegte sie sich schaukelnd vor- und rückwärts.

Unwillkürlich trat ich einige Schritte zurück. Sie vernahm das leise Geräusch und blickte sich um. Als sie mich gewahrte, sprang sie hastig auf und stammelte, indem sie ihre Verlegenheit vergeblich zu bemeistern suchte: „Sie wollen schon wieder fort? Leidet es Sie denn nimmer im Hause? Die Mutter ist ganz betrübt, daß sie gar so wenig von Ihnen hat. Sie denkt, Sie seien ihr böse."

Ich fand nicht sogleich eine Antwort und Lorle fuhr fort, auf meine Skizzenmappe deutend:

„Wissen Sie auch, daß Sie mir noch keinen einzigen Blick dahinein gegönnt haben? — Darf ich jetzt . . .?" fragte sie zaghaft und streckte die Hände danach aus.

Einen Augenblick zögerte ich, allein der bittende Blick zwang mich, ihr den Willen zu thun. Ich sah mich nach einem passenden Sitze um, doch schon hatte Lorle ihren vorigen Platz eingenommen und sich angeschickt, die

Digitized by Google

Mappe auf ihren Schooß aufzunehmen. Schnell entschlossen setzte ich mich neben sie und breitete den umfangreichen Carton auf unser Beider Knieen aus.

Dicht neben einander saßen wir da wie ein paar Kinder. Die Kleinen des Nachbars hatten sich bei meinem plötzlichen Erscheinen scheu zurückgezogen. Lorle's feiner Kopf beugte sich über die losen Blätter. Ich konnte mich nicht satt sehen an dem herrlichen Profil und der zierlichen Biegung des Halses. Das Künstlerauge ruhte bewundernd auf den schönen Linien und das thörichte, schwache Herz berauschte sich in der beseligenden Nähe der Geliebten.

Da lächelte Lorle. Sie hatte sich selber in dem Blondkopf erkannt, der aus dem epheuumrankten Fenster einer alten Ruine lehnte. Gleich darauf stieß sie einen leisen Schrei der Ueberraschung aus. Sie hatte sich nochmals gefunden und zwar in einem Madonnenbilde, das ich nach einer Copie des Murillo entworfen und indem ich der Maria Lorle's Züge borgte, germanisirt hatte.

Noch mehrmals fand sie ihr Conterfei, auch als Studienkopf. Da gab es ein lachendes, ein ernstes, ein schelmisches und ein weinendes Lorle. Doch an diesem Allen hatte das Original mancherlei auszusetzen und machte mich auf die Fehler aufmerksam.

„Ich kenne mein Gesicht zu genau", entgegnete sie auf meine verwunderte Bemerkung über die scharfe Kritik. „Geben Sie 'mal Acht, ob ich so aussehe, wenn ich lache — hier um den Mund ist ein anderer Zug. Und wenn ich weine, sehe ich so aus." — Im Nu hatte sich ihr Gesicht verändert. Man hätte glauben können, ihr seien soeben Vater und Mutter gestorben, so unglücklich erschien die Miene. Gleich darauf lachte sie wieder herzlich und ungezwungen über ein Genrebildchen, das ihren Vater im Zwiegespräch mit dem alten, tauben Knecht darstellte, der ein Ferkel am Seile führte.

Der Umstand, daß ich sie so häufig dargestellt, ja selbst auf den Landschaftsbildern als Staffage benützt, hatte sie nachdenklich gemacht und nach einigem Zögern sagte sie stockend:

„Ich würde Ihnen gern einmal sitzen, wenn Sie es wünschen."

Freudig sprang ich auf. Denn nichts wünschte ich sehnlicher, als ein wirklich wohlgetroffenes Porträt von Lorle zu besitzen, und so nahm ich das Anerbieten dankend an.

Noch am selben Tage sollte begonnen werden und eine Stunde später beschied mich Mutterle in den Garten, wo Lorle im vollen Sonntagsstaat meiner harrte. Ein schattiges Plätzchen, welches mir gestattete, im Freien zu arbeiten, wurde aufgesucht und ich machte mich mit wahrem Feuereifer ans Werk.

Die Liebe führte mir die Hand und tauchte meinen Pinsel in die lebhaftesten und doch zartesten Farben. Schon nachdem ich wenige Stunden gemalt, fühlte ich, daß, wenn ich je etwas Bedeutendes leisten sollte, dies Bild ein Meisterwerk werden müsse.

Bisher hatte ich gezögert, eine meiner Arbeiten auszustellen, oder zu veräußern, weil ich mir ein hohes Ziel gesteckt hatte. Nun hoffte ich, dies Ziel zu erreichen und ein unnennbares Gefühl der Freude, gemischt mit herber Wehmuth, erfüllte meine Seele bei dem Gedanken, daß ich meinen ersten Triumph vielleicht mit meinem Lebensglück erkaufen mußte; denn ich fühlte wohl, meine unglückliche, hoffnungslose Liebe zu Lorle war keine von denen, welchen die Zeit als heilender Balsam dient. Vergessen konnte ich nie — auch nicht vergeben, — dem Schändlichen, der diese Blume geknickt.

Diese Sitzungen, so weniger ich auch bedurft, wurden mir bei meiner

Digitized by Google

Gemüthsverfassung zu ebenso vielen qualvollen Stunden und raubten mir den Rest meiner Fassung.

Lorle's zutrauliches, halb geistvolles, halb naives Geplauder, welches mir die Arbeit würzen sollte, drang mir gleich Messerstichen durch die Seele und ich athmete auf, als das Bild vollendet vor mir stand, wohlgetroffen bis ins kleinste Detail, denn Lorle hatte vielleicht instinctiv versucht, ihren beweglichen Zügen, die sonst je nach der augenblicklichen Stimmung in jähem Uebergange wechselten, einen möglichst gleichmäßigen Charakter zu verleihen, was mir die Arbeit bedeutend erleichterte.

Noch einige Tage mußte das Bild trocknen, ehe es den Transport vertragen konnte, alsdann aber sollte mich nichts mehr halten. Mir brannte der Boden unter den Füßen; ich hätte mir Flügel wünschen mögen, um nur schneller von dannen zu kommen.

Die erwarteten Briefe waren angelangt; mein Plan, mich dauernd in München niederzulassen, stand nun fest. Noch einen Abstecher machte ich ins Hochgebirge und kehrte über Wildbad zurück, wo ich ein einfaches goldenes Medaillon nebst einem Halskettchen erstand.

Ganz heimlich hatte ich bereits vor einigen Wochen zwei Miniaturbilder von Lorle's Eltern gemalt; die ließ ich nun in die Kapsel fassen. Es sollte mein Abschiedsgruß sein.

Als ich gegen Abend des dritten Tages von meinem Ausflug heimkehrte, suchte ich Lorle auf und fand sie in der Laube des Gärtchens sitzend in tiefen Gedanken. Als ich näher kam, schrak sie leicht zusammen, stand auf und trat mir entgegen.

„Grüß Gott", sagte sie ernst, fast wehmüthig. „Sie sind lange weg geblieben."

„Ja, Lorle, und morgen gehe ich ganz fort", entgegnete ich gepreßt. „Es ist besser so für Dich und für mich. Wir wollen einander nicht wiedersehen; aber gedenke meiner als eines treuen Freundes, der sein Herzblut für Dich gegeben hätte, wenn er Vergangenes damit auszuwaschen vermöchte." Darauf zog ich das Medaillon aus der Tasche und befestigte das Kettchen um ihren Hals: „Hier nimm dies und trage es zur Erinnerung an mich", sagte ich, „es enthält die Bilder Deiner Eltern. Du darfst getrost die kleine Gabe annehmen — sie kommt aus reiner Hand. Und nun, leb' wohl — Gott schütze Dich", flüsterte ich, indem ich einen Kuß auf ihre Stirne hauchte.

„O, Gott", stammelte sie und wankte nach der Bank. Ihre Augen standen voll Thränen, als sie mich traurig fragend anblickte und ihre Lippen bewegten sich, als ob sie etwas sagen wolle, aber ich wartete nicht, meine Kraft war zu Ende. Fast sinnlos vor Schmerz stürzte ich fort und verschloß mich in meine elende Kammer.

Am andern Morgen nahm ich einen eiligen Abschied von meinen Wirthen und auf Mutterles dringende Bitte, doch ja recht bald wiederzukehren, antwortete ich wehmüthig: „Ich bin zum letzten Male hier gewesen, aber ich werde Eurer stets in Liebe und Dankbarkeit gedenken. Vergeßt auch Ihr mich nicht."

Lorle sah ich nicht wieder und das war das Ende meines Aufenthaltes in der Waldmühle.

Ich glaubte durch schleunige Flucht die Ruhe meines Herzens aus dem Schiffbruch meines Glückes retten zu können, aber ich hatte mich bitter getäuscht. In dem Maße, als die Entfernung zwischen mir und Lorle's Hei-

Digitized by Google

mat wuchs, steigerte sich meine unselige Leidenschaft. Wie der Geist eines Verdammten, der keine Ruhe finden kann, wanderte ich von Ort zu Ort. Nirgends fand ich Frieden vor den folternden Gedanken. Lorle's Bild umgaukelte mich wachend, — im Traume sah ich nur ihr holdes Antlitz — die Sehnsucht nach ihr verzehrte mich. Als ich nach München kam, war ich nur der Schatten meines einstigen Ich. Besorgte Freunde nahmen sich meiner an, suchten mich zu zerstreuen und priesen mir die Arbeit als bestes Heilmittel gegen alle Seelenleiden.

Wie gern hätte ich die Heilkraft der Kunst an mir erprobt, aber ich vermochte nichts zu leisten. Meine Schwungkraft schien gelähmt. Ich dämmerte so weiter, meine Apathie war so groß, daß ich mich lange nicht entschließen konnte, Lorle's Bild, das meinen Collegen und sonstigen Kunstkennern lebhaften Beifall entlockt und welches Jene ohne meine Erlaubniß, fast hinter meinem Rücken, in die Ausstellung geschafft hatten, in dem Locale aufzusuchen. Endlich ließ ich mich bewegen, hinzugehen. Allein und von Niemand gekannt promenirte ich in dem Saale auf und nieder, wo mein Bild, von der vortheilhaftesten Beleuchtung begünstigt, auf einer Staffelei stand und hörte gleichgültig die Bemerkungen der Anwesenden, die mit Verwunderung den unbekannten, unberühmten Namen unter einem Gemälde lasen, welches die Kunstrichter in den Zeitungen für eines der besten der Saison erklärt hatten. Einmal fand sich eine Gruppe von Herren und Damen vor der Staffelei zusammen.

„Ach, das Lorle, wie gut! — wie ähnlich!" rief ein junges Mädchen.

„Wirklich sprechend", bestätigte eine ältere Dame.

„Ein reizendes Geschöpf, dies Lorle, auf Ehre", schnarrte ein lang aufgeschossener Jüngling und klemmte sein Monocle fester ins Auge.

Drohenden Blickes maß ich die harmlose Gesellschaft. Mit welchem Recht sprachen sie so über Lorle — mein Lorle, sagte ich, denn mein blutendes Herz hatte noch nicht gelernt, jeden Anspruch daran aufzugeben.

Ich eilte ins Freie. In dem Vorsaal der Pinakothek stieß ich auf einen Bekannten, der nach der Uhr schauend zu mir sagte: „Es ist noch gerade Zeit zu einem kleinen Spaziergange vor dem Theater — Baron Wilberg hat mir seine Loge zur Verfügung gestellt. Begleiten Sie mich, vielleicht erheitert Sie das Stück ein wenig. Sie müssen allen Ernstes suchen, sich zu zerstreuen. Wir fangen an, uns Ihretwegen zu ängstigen", fuhr er gutmüthig scheltend fort, indem er meinen Arm ergriff.

Willenlos ließ ich mich von ihm entführen. Wir lustwandelten ein wenig in den öffentlichen Anlagen und fanden uns vor Beginn der Vorstellung im Schauspielhause ein.

„Sie werden unser neu engagirtes Mitglied, die reizendste naive Liebhaberin kennen lernen. Mit Mühe ist es der Direction gelungen, sie zu fesseln. Warum sie zögerte, das Engagement anzunehmen, ist uns Allen ein Räthsel", sagte mein Freund.

In diesem Augenblicke hob sich der Vorhang.

Theilnahmlos blickte ich nach der Bühne. Man gab „Dorf und Stadt". Ich hatte es unzählige Mal gesehen und bereute nun der Einladung meines wohlwollenden Freundes gefolgt zu sein, erinnerte mich doch Alles in diesem Stücke an das, was ich so eifrig zu vergessen strebte. Mißmuthig lehnte ich in meinen Sessel zurück und sann schon nach einem passenden Vorwande mich bald zu entfernen, als von der Bühne her eine Stimme an mein Ohr schlug,

Digitized by Google

die mir wie Feuer durch die Seele drang. Hastig blickte ich hin. Nein — mein Ohr hatte mich nicht getäuscht. Dort stand sie — stand mein Lorle, leibhaftig vor mir, ganz so, wie ich sie zuletzt gesehen, am Abend vor meiner Flucht.

Dies also war des Räthsels Enthüllung. —

Mir wurde schwarz vor den Augen, schwindelnd hielt ich mich an der Brüstung der Loge. Den Kopf vorgebeugt horchte ich gespannt auf die wohlbekannt süße Stimme.

Ich konnte es nicht glauben, nicht begreifen. Lorle, — mein Lorle, war eine Schauspielerin — nein — eine Künstlerin. Wie gebannt ruhten meine Blicke auf ihr, so oft sie auftrat; mir däuchte, ich müßte die ihrigen auf mich lenken können. Einmal sah sie nach den Logen empor. Mein Puls stockte. Würde sie mich entdecken? Nein, ruhig spielte sie weiter. Doch nun, wenige Augenblicke später blickte sie wieder herauf — sie stutzte und schaute nochmals herüber, dann überflog ein sonniges Lächeln ihre Züge. Ihr Stichwort kam, sie sollte sprechen. In ihrer Verwirrung konnte sie das Wort nicht finden. Einen Augenblick schien es, als müsse sie aus der Rolle fallen — doch nun ermannte sie sich und spielte mit einem Feuer, mit einer Hingebung, daß das Publicum außer sich gerieth vor Entzücken und sie stürmisch herausrief.

Lächelnd trat sie vor die Menge, verbeugte sich dankend vor dem Publicum, doch mir allein galt der warme Gruß ihrer Augen.

War ich meinem Begleiter vorher unheimlich still und ernst vorgekommen, so mochte er mich jetzt wohl für einen Verrückten halten. Der Ausdruck meines Gesichtes mag wunderlich genug gewesen sein, und was ich ihm auf alle seine Fragen geantwortet, ich weiß es wahrhaftig nicht.

Ich war erfüllt von dem Einen, das alles andere in sich schloß, und folgte dem Rest der Vorstellung wie ein Träumender.

Kaum war der Vorhang zum letzten Mal gefallen, so stürzte ich fort, den Freund seinem Schicksal überlassend. An der hintern Thür des Theaters, durch welche die Schauspieler ein- und ausgehen, faßte ich Posto und erwartete klopfenden Herzens das Lorle.

Es währte eine Weile bis sie erschien; in einen langen Mantel gehüllt, die Kapuze tief in die Stirn gezogen, kam sie an der Seite einer respectabel aussehenden alten Dienerin.

„Ich dachte wohl, daß Sie mich noch begrüßen würden", sagte sie, indem sie meinen angebotenen Arm ergriff. „Ich freue mich unendlich, Sie wiederzusehen."

Wir bogen in eine Seitenstraße ein und ehe ich noch Zeit gehabt, ihr meine freudige Ueberraschung bei ihrem Anblick zu schildern, waren wir vor der Thür ihrer Wohnung angelangt, wo ich mich verabschiedete, beglückt durch Lorle's Einladung, sie am folgenden Morgen zu besuchen.

„Wir frühstücken zusammen und plaudern gemüthlich von Daheim, von Mutterle und Vaterle — und — von mir", setzte sie schelmisch lächelnd hinzu.

„Böses, liebes Lorle! mich so zu betrügen", sagte ich, als sie ihren Arm aus dem meinigen zog und mir die Hand zum Abschied reichte.

„Vergebung — ich will es gut zu machen suchen. Gute Nacht, mein lieber Freund — auf Wiedersehen morgen."

Noch ein Händedruck, ein herzliches „Gute Nacht", dann fiel die Haus-

Digitized by Google

thür knarrend ins Schloß; meine Lorle war mir aufs neue entschwunden, allein diesmal nur auf kurze Zeit. —

„Was soll ich noch hinzufügen?"

Was der nächste Morgen brachte, ist bald erzählt. Als ich das geschmackvoll ausgestattete Boudoir meines Lieblings betrat, schwebte mir eine schöne junge Dame in eleganter Haustoilette entgegen, bot mir freundlich die Hand und zog mich nach dem Sopha, vor welchem der gedeckte Frühstückstisch stand.

„Ich heiße Sie herzlich willkommen — nehmen Sie Platz", sagte sie, oder vielmehr nicht sie, sondern eine mir unbekannte Dame, deren Schönheit ich bewundern mußte, die ich aber nicht lieben konnte.

„Nicht so! — um Gotteswillen nicht so, Lorle! Ich kann den fremden, kalten Ton nicht ertragen", rief ich aus und sah sie flehend an.

Einen Augenblick stand sie stumm, wie verlegen vor mir, dann sagte sie mit warmem, herzlichen Ton: „Grüß Gott! lieber Schatz", und sank mir in die Arme.

Die nächste Viertelstunde klärte Alles auf, was zwischen uns und unserm Glück gestanden hatte. Lorle war gegen den Willen der Eltern zur Bühne gegangen. In den beschränkten Köpfen der guten Landleute hieß dies so viel, als sich dem Teufel ergeben. Dazu veranlaßt hatte sie die Familie des Stuttgarter Intendanten, in dessen Hause sie gedient. Er hatte zufällig das schlummernde Talent entdeckt, geweckt und, da es ein außergewöhnliches zu werden versprach, aufs liebevollste gepflegt.

Nachdem sie die ersten durchschlagenden Triumphe gefeiert, war sie in Begleitung ihrer mütterlichen Freundin, der Gattin des Intendanten, zu den Eltern zurückgekehrt, hatte sie mit der erwählten Laufbahn ausgesöhnt und war während der Ferien des Wiener Stadttheaters, wo sie damals engagirt gewesen, zu Hause geblieben, um sich auszuruhen und zu kräftigen.

Darauf war ich gekommen. In kindischem Muthwillen hatte sie sich vorgenommen, ihr Spiel mit mir zu treiben und sich viel Spaß davon versprochen, mich an der Nase herumzuführen. Zu diesem Zweck hatten die Eltern versprechen müssen, mir nicht zu verrathen, was sie eigentlich sei. Bald aber habe der kleine lose Gott Cupido aus dem Stegreife mitgespielt und sie habe ihren übermüthigen Einfall bitter bereut, sich aber doch geschämt, dies einzugestehen und so waren alle die Mißverständnisse gekommen. Aber kaum hatte sie erfahren, daß ich den Winter in München zubringen würde, so hatte sie Unterhandlungen behufs eines Gastspiels daselbst angeknüpft und keinen Augenblick die Hoffnung aufgegeben, mich wieder zu sehen.

Nach einem kurzen, seligen Brautstand führte ich mein Lorle zum Altar. Doch ehe wir unser trauliches Künstlerheim in München bezogen, machten wir unsere Hochzeitsreise nach Schwaben und brachten den Eltern Lorle's Bild als Ersatz für das Original, dessen hohen Werth ich täglich mehr kennen und schätzen lerne.

Wie ein paar glückliche Kinder leben wir im Kreise gleichgesinnter Freunde. Uns Beiden werden viel Weihrauch und Lorbeern zu Theil, doch Alles schwindet neben dem stillen Glück unserer Häuslichkeit, wo mein Weib alle schönen Tugenden einer Mutter entwickelt.

Selig lächelnd stehen wir an der Wiege unseres Erstgeborenen, der uns mit seinen großen blauen Augen anlacht, und Lorle schmiegt ihr Köpfchen zärtlich an meine Schulter und flüstert: „S'isch doch nirgend besser, als daheim."

Digitized by Google

Kaiserlieder.

Von **Albert Moeser.**

I. Margarethe von Hohenstaufen *). (1270.)

Herab von Wartburgmauern
Schweift trüb mein Blick in's tiefe Thal,
Im Nachtwind leis erschauern
Die Buchen allzumal;
Des Hörselberges Hänge
Ruhn duftverklärt im Mondenglanz;
Dort tönen Cymbelklänge,
Schalmein und Lustgesänge:
Dort rast der Heidengötter Tanz.

Frau Venus hat mit Tücke
Mir schlimm verlockt des Gatten Sinn;
Ich hab' entsagt dem Glücke,
Nur Flucht bringt mir Gewinn;
Er lechzt nach neuem Bunde,
Hat einstger Liebe längst nicht Acht,
Mit süßem Rosenmunde,
Berückt ihn Kunigunde, **)
Ihr Leib strahlt frisch wie Maienpracht. —

Auf's Südmeer sah ich nieder.
Einst in Palermo's Kaisersaal,
Gehüllt in Stahl die Glieder
Ritt her da mein Gemal;
Er warb um mich in Ehren,
Ich ließ mit ihm Italiens Pracht,
Wer mag der Minne wehren?
Vom Alpengrat, dem hehren,
Zog ich in deutscher Wälder Nacht.

O Wartburgberg, Du trauter,
Wie warst Du schön in Lenzeszier!
Mein Glück so rein und lauter!
So grün Dein Waldrevier!

*) Tochter Friedrichs II., Gemalin Albrechts des Unartigen.
**) Kunigunde von Eisenhart.

Und auch in Wintertagen,
Wenn Gluth sich hob im Steinkamin,
Fühlt' ich mein Herz nicht zagen,
Sein Blick gab mir Behagen,
Und froh sah ich die Stunden fliehn.

Doch Liebe kann nicht dauern,
Sie ist ein zartes Elfenkind,
Sie läßt die Brust erschauern,
Flieht rasch dann wie der Wind;
Fern sei mir Gift des Neides!
Sei Glück gegönnt Euch alle Zeit!
Auf Liebes folgt stets Leides,
Ich wußt' es, und für Beides
Dankt still mein Herz in Ewigkeit.

Nun fort! In Buchenzweigen
Spielt frischen Hauchs der Morgenwind,
Die Morgennebel steigen,
Die Sonn' erwacht geschwind!
Im Schlaf die Kinder*) lallen,
Mein Mund küßt sie mit brünstgem Sinn;
Nun laßt mich fürder wallen!
Fern winkt in Klosterhallen
Das Grab der letzten Stauferin.

---

*) Friedrich (mit der gebissenen Wange) und Diezmann.

Rahel's Herzensleben.

Von **Fr. von Hohenhausen.**

Eine Frau, deren Geist so berühmt war, daß man ihr Herz darüber vergessen hatte, plötzlich in allen Phasen der Leidenschaft, in Liebesglück und Liebesschmerz, in Illusionen und Enttäuschungen vor sich zu sehen, ist gewiß ein fesselnder Anblick.

Rahel's Geist hat unbestreitbar den nachhaltigsten Einfluß auf die Entwickelung des deutschen Denkens ausgeübt, ihr Name war gleichsam ein Symbol für Lebensweisheit und Wahrheit geworden, man feierte sie als Berühmtheit, und trieb auch gelegentlich ein wenig Abgötterei mit ihr. Willig ließen die Männer die Bedeutung des weiblichen Geistes gelten und verehrten Rahel wie Socrates, weil sie wie Dieser nichts geschrieben, sondern nur gesprochen hatte. Ihre Briefe sind ebenso wichtig wie die berühmten der Marquise von Sevigné, obwohl sie nicht wie diese eine Darstellung ihrer Zeit enthalten, sondern nur die subjectiven Anschauungen einer interessanten Persönlichkeit wiedergeben. Es sind eigentlich Selbstgespräche, im natürlichsten, zwanglosesten Unterhaltungston niedergeschrieben.

Rahel hat als Repräsentantin des alten geistreichen Berlins eine bedeutende Geltung erworben; ihr Salon wurde für eine Centralisation aller Celebritäten gehalten. Wer sich für solche interessirte oder selbst dazu gezählt werden wollte, drängte sich hinein. Neben echtem Geisteswerth kam folgerichtig dort auch viel Unechtes und Nachgemachtes zum Vorschein, woran Rahel ihre Urtheilsschärfe oft erbarmungslos zu üben verstand. Bei solchen Gelegenheiten sagte sie: „ich habe viel Verstand, aber ich merke es immer erst an der Dummheit Anderer."

Eine eigentliche Lebensgeschichte von Rahel existirt noch nicht und konnte auch kaum entstehen, weil ihr Herzensleben bisher nur in einzelnen Bruchstücken bekannt geworden war*). Ludmilla Assing-Grimelli hat sich das große Verdienst erworben, die vollständigsten Enthüllungen über ihre berühmte Tante zu machen, indem sie unter dem Titel: „Aus Rahel's Herzensleben" soeben bei Brockhaus eine Sammlung von Briefen und Tagebuchblättern aus Varnhagen's Nachlaß herausgegeben hat.

Rahel's Wesen erscheint durch diese Mittheilungen in einem ganz andern Lichte als bisher; während man sonst ihre männliche Geistesklarheit bewunderte, wird man jetzt von ihrer weiblichen Herzensgluth in Erstaunen gesetzt. Sie liebte so viel und so heiß wie die berühmte Julie de l'Espinasse; der Roman ihres Lebens hat auch außerdem eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dieser liebenswürdigen Schwärmerin und Heldin des französischen Salonlebens, die trotz ihrer Häßlichkeit auf Männerherzen einen wahrhaft dämonischen Schönheitszauber ausübte.

Auch Rahel war häßlich und lebte in untergeordneten Verhältnissen; sie versicherte wiederholt in ihren Briefen, daß Geldmangel und Nichtachtung ihrer Umgebung ihr Leben verbittert hätten. Ja, sie behauptet sogar, daß

*) Siehe: berühmte Liebespaare von Fr. von Hohenhausen: Rahel Levin und Graf Finkenstein.

Digitized by

sie keine Anmuth, keine Kenntnisse und keine Talente besessen habe. Diese Selbstgeringschätzung entsprang jedoch wohl nur aus einzelnen Anfällen von Mißmuth. Die Heiterkeit ihres Wesens besiegte diesen stets wieder, denn sie besaß die seltene Anlage zum Humor, dieser Geistesblüthe, welche nur in starken Frauenseelen gedeiht.

Rahel wohnte zwar in einer Dachstube, abhängig von einer tadelsüchtigen Mutter, aber arm war sie eigentlich nicht, obwohl sie darüber klagte; sie besaß später sogar eine für damalige Zeit reichliche Einnahme. Auch die Dachstube, von der sie so oft redete und namentlich dem Prinzen Louis Ferdinand als „Dachstubenwahrheit" vorwarf, war durchaus nicht ärmlich eingerichtet, sondern konnte recht wohl für einen hübschen Empfangssalon gelten; es stand ein Clavier darin, auf welchem der prinzliche Virtuose oft spielte, und ein Sopha war vorhanden, auf welchem schon damals große Geister ausruhten. Die Humboldt's, die Schlegel's, die Tieck's, die drei berühmten Brüderpaare, die Grafen Dohna und Voß, Gentz, Veit, Brinckmann ꝛc. kamen zu ihr und huldigten ihrem Geist, was ihnen zur Ehre gereichte, denn selten haben Männer, wären sie auch noch so gelehrt, so viel Geschmack an klugen Frauen gehabt, wie diese Verehrer Rahel's. Was wäre aus ihr geworden, wenn sie nicht die Anerkennung derselben erlangt hätte! Sie waren gleichsam das Piedestal, auf dem Rahel sich erheben konnte.

Den Männern gegenüber beruht die Macht geistvoller Frauen jedoch nicht immer auf der Uebereinstimmung gleichbegabter und hochgespannter Geisteskräfte, sondern auch sehr oft auf Eitelkeit. Es ist ein ziemlich sicheres Mittel, selbst für geistreich zu gelten, wenn man mit geistreichen Frauen umgeht.

Vielleicht entstand aus diesem Grunde das erste Interesse, welches minder begabte Männer in Rahel's Umgang bannte und ihren Einfluß auf weitere Kreise ausdehnte. Es wurde gewissermaßen Mode und gesellschaftliche Ehrensache, sie besuchen zu dürfen. Auf diese Weise kam auch ein junger Graf Karl Finck von Finckenstein in ihr „Dachstübchen", eingeführt von einem seiner Verwandten, dem Grafen von Voß.

Rahel hatte schon in ihrer Jugend eine große Vorliebe für Aristokraten, es ist bekannt, daß sich diese im Alter bei ihr noch steigerte, denn sie schrieb einst, „daß Aristokraten liebenswürdig sind, versteht sich von selbst, sie müßten denn abscheulich sein". So gefiel ihr denn auch Graf Finckenstein gleich beim ersten Anblick. Er war ein schöner, blonder Jüngling von gewinnender Liebenswürdigkeit und angenehmen Sitten. Seine Bildung stand der ihrigen gleich, aber sein Charakter war ein Gegensatz des ihrigen, es fehlte ihm an Kraft, Ausdauer und Klarheit, lauter Eigenschaften, die sie in reichem Maße besaß und die ihn anzogen wie der Magnet das Eisen. In kurzer Zeit entstand eine innige Neigung zwischen dem großen, schönen Aristokraten und der häßlichen kleinen Jüdin.

„Schneller entstand keine Liebe", schrieb Rahel. „Soll ich es Sympathie nennen? Ich muß lachen und es mir immer wiederholen: es ist wahr, ich bin verlobt! Und wie ich heißen werde — sogar der Name ist schön."

Es kamen ähnliche Heirathen schon damals vor. Eine Freundin von Rahel, Marianne Meyer, vermälte sich sogar mit einem Fürsten, wenn auch nur morganatisch; sie erhielt den Titel: Frau von Eybenberg.

Es herrschte überhaupt damals eine größere Wärme der Empfindungen, eine wahre Exaltationsfähigkeit; man schwärmte für Dichter, Philosophen

Digitized by Google

und Künstler. Es war dieselbe Zeit, wo Gräfin Gustchen Stolberg mit Goethe Briefe und geistige Küsse wechselte, wo die Fürstin Gallitzin den Philosophen Hamann in ihrem Garten begraben ließ und die österreichischen Gräfinnen sich in Beethoven verliebten. Eine Schwester desselben Grafen Karl Finckenstein hegte später eine exaltirte Freundschaft für Ludwig Tieck.

Auf dem Stammgut der Finckenstein's lag das schöne Schloß Madlitz in der Mark Brandenburg, das durch seine Akazienwälder und Parkanlagen weit und breit berühmt war. Schleiermacher verweilte dort längere Zeit in Gemeinschaft mit Tieck; die Familien von der Marwitz und von Burgsdorf gehörten zur nächsten Nachbarschaft. Aus ersterer stammte Alexander von der Marwitz, Rahel's Freund, aus letzterer der Baron Burgsdorf, welcher als enthusiastischer Verehrer der Frau von Humboldt bekannt geworden ist.

Die Finckenstein'sche Familie zeichnete sich durch Intelligenz und Kunstsinn aus, namentlich wurde Musik in seltener Vollendung geübt. Die zahlreichen Söhne und Töchter waren sämmtlich Virtuosen und sangen nur classische Compositionen, besonders wirkungsvoll waren ihre vierstimmigen Gesänge. Drei schöne, geniale Comtessen, Henriette, Karoline und Barnime von Finckenstein, bildeten den Schmuck des Hauses und wurden von den jungen Männern, die dasselbe betraten, mit romantischer Verehrung angebetet. Am meisten huldigte Graf Karl seinen Schwestern, er beugte sich gänzlich unter ihr Urtheil und opferte ihnen sogar seine Liebe für Rahel auf. Der ganze gräfliche Stolz bäumte sich gegen die Verbindung mit der unschönen, kleinen Jüdin, die noch dazu älter war als ihr vornehmer Verlobter und nicht durch großes Vermögen die Mängel ihrer Stellung decken konnte. Während Graf Karl in Madlitz weilte, gelang es den Schwestern stets, ihn von seinem Verbrechen gegen die Familienehre zu überzeugen und seine Treue für die abwesende Rahel wankend zu machen. Ja, er gab sogar den Plänen Gehör, ihn mit einem reichen, schönen Fräulein von Berg zu verheirathen.

Dazwischen schrieb er aber die glühendsten Liebesbriefe an Rahel und wenn eine Antwort von ihr ankam, eilte er in die tiefste Einsamkeit des Schloßparks, wo die Akazien und die wilden Rosen dufteten, um jedes Wort der Geliebten unter Küssen und Thränen zu lesen. Er schreibt ihr dann: „O, diese stille, innige Freude, die meine Seele bewegte, wenn ich bei Dir war, diese tiefe Rührung, die mich so unendlich glücklich machte, wenn wir auf Deiner kleinen Dachstube Hand in Hand am Fenster saßen und den Himmel ansahen, den Mond und die Sterne, ohne ein Wort mit einander zu reden und doch genau wußten, wie uns war — wie glücklich macht mich die Erinnerung an diese Abende!

Ich fühle, daß bei Dir, an Deinem Herzen meine wahre Existenz ist, daß ich entfernt von Dir nur halb bin, was ich sein könnte; bei Dir geht meine ganze Seele auf, denn ich weiß, daß Du mich verstehst und Dir nichts in mir verborgen ist, daß Du mich liebst mit Allem, was schwach und fehlerhaft in mir sein mag. Ich lasse mich bei Dir ganz gehen, verberge Dir nichts, schäme mich keiner Bewegung, keines Gefühls, keiner Idee und habe doch vor Dir allein die wahre Scheu der Liebe, wünsche mir die Achtung keines Menschen, wie ich mir die Deinige wünsche, bin auf nichts so stolz in der Welt als auf Deinen Beifall und freue mich kindisch, wenn Du mich lobst und sagst, daß ich edel bin und gut. Dein Tadel schmerzt mich mehr, als irgend etwas in der Welt und doch scheue ich ihn nicht und verberge

Digitized by Google

mich Dir nicht; kurz, bei Dir ist Alles in mir lebendig und ich fühle es nur zu schmerzlich, wie die Entfernung von Dir, mein geliebtes Wesen, der halbe Tod für den besseren Theil in mir ist; immer, in jedem Moment wirst Du mir fehlen, immer muß ich mit der schmerzlichsten Sehnsucht an die Zeit denken, da ich neben Dir, an Deine Brust gelehnt, alles Uebrige in der Welt vergessend, mich ganz in das schöne Gefühl verlor, von so einem edlen, reichen Wesen geliebt zu werden, mit Dir über Alles, über Welt und Menschen sprach, und so Alles in mir von Dir mit Liebe gepflegt aufkeimen und wachsen sah.

Dein Bild kann keinen Augenblick aus meiner Seele weichen. Wer mit Dir gelebt hat wie ich, kann den Eindruck Deines Wesens nie verlieren, nichts in der Welt kann ihm das ersetzen, was er bei Dir hatte; Du hast meine Bildung vollendet, Du hast meinem Wesen Charakter und Gestalt gegeben. Alles, was ich lese, thue, was in der Welt mir aufstößt, was sich in Kopf und Herzen darstellt, macht Dein Bild wieder lebendig in mir.

Du befreitest meine Seele von dem drückenden Gefühl von Nichtigkeit, unter dem sie bisher erlag, Du zogst mich aus diesem dumpfen, nichts bedeutenden Zustand, indem Du zuerst mein Wesen mit Theilnahme und Liebe an Dich schlossest, Du erkanntest den bessern Theil meines Wesens, Du hattest Augen für das Edle in mir! Warum habe ich keine Worte, um Dir zu sagen, wie ich Dich liebe, warum habe ich nur Thränen? Was auch geschehen möge, Deine kleine Dachstube wird immer mein Heimatsort bleiben Ich habe Deinen Brief auf meinem Herzen getragen und ihn immer wieder gelesen. O, glaube es nur, kein Wort soll verloren sein bei mir, ich bin so stolz auf Deine Liebe, wie ich es auf nichts in der Welt mehr bin, und ich kenne kein Glück, als wenn Du mir sagst, daß Du mich liebst."

Solche und ähnliche Wiederholungen von Liebesschwärmerei finden sich in allen Briefen des gräflichen Verlobten. Er schrieb oft noch an Rahel, wenn er sie soeben erst gesprochen hatte. Er schenkte ihr einen Band des Sophokles, der genau dem seinigen glich, damit sie sich gegenseitig, auch bei Trennungen, durch die Vermittelung des Buches stets mit denselben Dingen beschäftigen könnten. Er machte für sie Auszüge aus Ariost, Labruyere, Jean Paul und schrieb ihr über Goethe seitenlange Ergüsse.

Neben diesem Gedankenaufschwung konnte er auch wieder rührend kindliche Empfindungen hegen, so schickte er der Braut ein Kleid und behielt von dem Stoff ein Stück Zeug zurück, um ein Halstuch davon machen zu lassen, und es zu tragen, wenn sie das Kleid anzog. Auch schenkte er ihr Geld für ihre Armen und nahm an allen ihren kleinen Lebenssorgen theil. Es war ein schönes, reiches Liebesgefühl, das er für sie hegte und es ist begreiflich, wie Rahel dadurch beglückt sein mußte. Leider sind ihre Briefe bis auf einzelne Bruchstücke nicht mehr vorhanden, aber sie hatte an ihre Freunde geschrieben, während sie verlobt war und ihres Glückes in beredten Worten gedacht.

Wie tief schmerzlich mußte sie es empfinden, als nach beinahe vierjähriger Dauer ihr Verhältniß mit dem Grafen Finckenstein gelöst wurde. Er hatte lange geschwankt zwischen seiner Liebe nnd seinem Familienstolz. Rahel klagte ihn mehrmals an, daß er sie vernachlässige und, anstatt sie zu besuchen, in vornehme Gesellschaften ginge, namentlich immer „die Einladungen des Fürsten Radzivil" annehme.

Finckenstein wurde nach Wien versetzt, er schrieb stets noch die zärtlich-

Digitized by Google

sten Briefe an Rahel, aber er erklärte ihr, daß er nichts thun könne, um ihre Verbindung zu beschleunigen. Er gesteht zu, daß er ihr namenlose Schmerzen bereite, daß sie ihn hassen müsse, wenn ihr edles, gütiges Herz überhaupt des Hasses fähig wäre, aber es sei ihm unmöglich, gegen den Willen seiner Familie zu handeln.

Rahel's Schmerz über seine Schwäche steigerte sich bis zur Erbitterung; im höchsten Zorn gab sie ihm sein Wort zurück und verlangte die Rückgabe ihrer Briefe. Er erfüllte diese Forderung nie, worüber die literarische Nachwelt ihm mit Recht zürnen kann, denn er hat sie um den schönen Genuß gebracht, einen Blick in Rahel's erste Liebesregung zu thun. Denn einen Geist wie den ihrigen zum ersten Mal von den Flammen des Herzens ergriffen zu sehen, muß ein wahrhaft göttliches Schauspiel gewesen sein!

Rahel sagte von sich selbst: „Die holde, freigebige, sorglose Natur hat mir eins der feinsten und stark organisirtesten Herzen gegeben; ich besitze keine persönliche Liebenswürdigkeit und meine einzige Grazie ist die Leichtigkeit, die mir der gütige Gott gegeben hat, gänzlich meine Persönlichkeit zu vergessen. Ich kann mir das Zeugniß geben, daß ich nicht nur das Schlechte hasse, ich *liebe* das Gute, was ich finde, mit der leidenschaftlichsten Verehrung und mit dem deutlichsten Bewußtsein — das ist mein Glück, meine Schönheit, die mir der Himmel gab, ein Geschenk der Götter!"

Rahel's „feinorganisirtes Herz" bewies sich in der That auch als ein leicht entzündliches, denn kaum ein Jahr nach Finckenstein's Verlust, den sie doch so schwer empfunden hatte, faßte sie eine lebhafte Neigung für einen jungen Hamburger, Georg Wilhelm Bokelmann, den sie in Paris kennen lernte.

Sie war nämlich 1801 gemeinschaftlich mit einer Gräfin Schlabberndorf dorthin gereist, um sich zu zerstreuen und Finckenstein's Verlust zu vergessen.

Es sei hier noch kurz bemerkt, daß Graf Finckenstein Rahel's Andenken stets hochhielt und versicherte, nie die „glücklichen, blüthereichen Tage ihrer Liebe" vergessen zu können. Er verheirathete sich indessen, wie es seine Familie gewünscht hatte, mit einer vornehmen Dame, der Marchesa Rosa Maria Blanca de Mello Carvalho und hatte einen Sohn von ihr, der 1868 in Jesnitz gestorben ist, nicht in Madlitz, wie Ludmilla irrig sagt.

Rahel's Neigung für Bokelmann trug anfangs den Charakter von Freundschaft, aber einige ihrer Briefe enthalten doch schon sehr bald Ausdrücke, wie sie nur die Liebe kennt. Indessen darf man allerdings nicht vergessen, daß die damalige Zeit eine exaltirtere Sprache redete als die jetzige. Wegen Raummangel sei hier nur einer von Rahel's Briefen an Bokelmann als Curiosum mitgetheilt, er ist datirt aus ihrer „Dachstube" und geschrieben am 12. Juni 1801, etwa vierzehn Tage nach ihrer Rückkehr von Paris nach Berlin.

Bokelmann war damals nach Spanien gereist, der Brief traf ihn in Cadix:

„Dachstube. Heute vor vierzehn Tagen kam ich hier an. Ich lese Ihren Brief aus Bilbao noch einmal; lauter Vögel singen auf meinem Dache, wovor ich sitze. Sie kennen meinen Aberglauben, ich halte das für ein gutes Zeichen und schreibe Ihnen. Wenn ich Sie mir denke, Ihre Stimme, Ihr Gesicht, wenn ich sie mir gesprochen denke, die Worte, die mein Brief enthält! Welcher Stillstand, welche Lust, welche Art von Schmerz

Digitized by

im Herzen! Glauben Sie das? Seien Sie ganz stille, es ist wahr. Ich habe Recht, Bokelmann, hören Sie; ich habe immer in Paris gesagt, denn dort erfand ich es: „Man bereut nie nach der That, sondern die Dinge, die man bereut, beginnt und begehrt man auch mit Reue" Ueberlegen Sie dies nach allen Seiten und Sie werden es sehr wahr finden. Den Umgang, die Verbindung, die Liebe zu Ihnen kann ich nie bereuen, das fühl' ich, das könnt' ich Ihnen erklären -- das macht mich so glücklich! durch mein ganzes voriges Leben erklären, durch Alles, was ich denke. Mein lieblicher Freund, o verständen Sie das ganz! wie verklärt und doch wie weltlich — denn so bin ich im strengsten Sinne des Wortes — wären Sie dann, könnten Sie dann lieben. Ihretwegen, mein Lieber, Bester! Denn jetzt fällt mir erst ein, daß auch dieser Wunsch für mich gewünscht werden könnte. Ach, wären Sie jetzt neben mir! Gott gebe, daß ich Ihnen das nur ein wenig erklären kann! Es kann auf keinen Fall mehr eine unglückliche Liebe aus meiner Liebe gegen Sie entstehen, oder nennen Sie es Freundschaft, wie Sie wollen. Bis jetzt — das wird es Ihnen vielleicht etwas deutlich machen — liebt' ich die Menschen nur mit meinen Kräften; Sie lieb' ich mit den Ihrigen; Sie verdienen so viel Liebe, fordern so viel Liebe auf, als ich sonst nur mit Anstrengung und mit der edelsten, schönsten Art zu lügen, gab — die rächt sich immer, wenn man's erlebt; — dies Ziel nahm ich mir nicht vor zu erreichen, daran dacht' ich sogar nie, sondern plötzlich steh' ich davor; und o, wie glücklich. Ich fordere nichts von Ihnen, nichts, auch im tiefsten Innern nichts, als daß Sie glücklich sein sollen, frei, frei nach allen Seiten hin. Und von mir fordere ich auch nichts mehr. Nicht einmal, daß ich Sie liebe. Nicht, daß ich Sie immer liebe, nicht Treue, nichts! Wie man ein Kind liebt, ein Glück, das man nicht personificiren kann, das Jedem gehört, der's fühlt, und der ihm begegnet. Ja, begegnet bin ich ihm, und wer kann's mir rauben? — Sagen Sie mir, bester Engel, wann sehe ich Sie? Ich war so dumm-dankbar und so stumpf, mich aus Frankreich nach Holland und Deutschland zu sehnen, so eingenommen von allem, was mir in diesen Ländern und in meiner Lage mißfiel, daß ich die Prätension, mit Ihnen zu leben, ganz vergaß.

Aber wie mach' ich es jetzt? Ihr Brief hat mich aufgerüttelt. Wo sehen wir uns? Mein fester Plan ist — denken Sie sich — den ersten Mai künftigen Jahrs wieder nach Paris zu reisen. Unsere Verfassung, Armuth, Boden, Lage, alles mißfällt mir. Die Humboldt hat mir versprochen, auch sehr bald hinzukommen. Vielleicht überred' ich auch eine andere Freundin — keine ähnliche — mitzugehen. Ich arbeite so besonnen und kalt, so beharrlich und sicher an alle Diesem, wie ich noch niemals that. Nur von Ihnen, mein Lieber, häng' ich noch ab. Wo Sie sind, was Sie thun, was Sie wollen, danach richt' ich mich natürlich. Das weiß kein Mensch. Wie freut mich das, heimlich, trotz der ganzen miserablen Welt, so verheirathet zu sein! (Aengstigen Sie sich nur nicht, Sie sind es nicht). Müssen wir getrennt bleiben, so schreiben Sie mir nur exact Ihr Vorhaben, und ich richte mich mit meiner Reise ganz danach. Ich muß Sie sehen. Glauben Sie ja nicht, daß ich kalt bin, ich schreibe immer so, wenn ich verzweifelt bin; und ich verzweifele daran, mit Ihnen leben zu können. Gestehen Sie's, das eigentlichste Leben, das eigentlichste, lassen zu müssen. Aber seien Sie glücklich, mit mousse, wie der ächte Wein — ich bin's ganz zufrieden. Ist es aber nur Tugend, und die Möglichkeit da, Sie könnten's mehr sein, — und ich bin es nicht; danach richten Sie sich.

Digitized by Google

Dies ist schon mein fünfter Brief — haben Sie auch alle? Ich sehe jetzt sehr gut aus, alle Menschen sagen es und ich seh' es auch. Alle Erdbeeren, Rosen, Reseda ohne Sie! Ich kaufe mir das alles. Manchmal kann ich eine Rose küssen, wenn ich weinen möchte, daß ich sie Ihnen nicht vorhalten kann und die Sehnsucht verwirrt mich.

Goethe hat einer meiner Freundinnen geschrieben, er befindet sich sehr gut und schreibt einen neuen Roman. Wie gefällt Ihnen das, mein lieber, geliebter Freund? Wenn ich an Goethe denke, hab' ich Sie crescendo lieb. Ich habe eine Beute von neuen Gedanken mitgebracht, die ich hier gar nicht anzubringen weiß.

Meine Zärtlichkeit zu Ihnen strahlt weit, weit über viele Länder, Wirthshäuser und Städte hinweg, die uns jetzt trennen. Und hier lieb' ich nichts mit Unruhe, nichts mit Schmerz oder Lust, nicht einmal eine Freundschaft, von der ich hoffte, wünschte, forderte! Und ich bin befriedigt! Es freut mich dies, mein geliebter Bokelmann; ich bin nicht stolz darauf, ich denke nicht, so muß es sein, aber es freut mich, weil es mich so glücklich, so satt, möcht' ich sagen, macht. Möchte Ihnen doch, mein lieblicher Freund, mein Brief, dieser Brief, die Lust verursachen, die mir Ihrer machte. Wie kalt behandelten wir uns im Anfang! Himmlisch, daran denke ich gerne, Sie auch? Heute war Brinkmann hier, ich ließ ihn aufs Dach (die Dachstube) kommen. Er sah, daß ich geschrieben hatte und sagte: O, prächtige Briefe; wer die kriegt, ist zu beneiden." Ich sah ihn mit einem Blick an, der schadenfroh und schalkhaft war und alle meine Sünden verrieth, aber er verstand es glücklicherweise nicht . . . Denken Sie mit Freude und Sanftmuth an mich. Ich hebe Ihnen meine Schätze auf wie die Erde, wenn die Sonne wiederkommt."

Und trotz dieser schönen Zusage verlief auch dies Liebesverhältniß Rahel's im Sande der Alltäglichkeit, ohne befriedigenden Schluß. Warum kein Verlöbniß und keine Ehe folgte, ist unerklärt geblieben. Nach dem letzten Wiedersehen in Berlin im Frühling 1802 schrieb Rahel: „Mein ganzes Herz war ausgeheilt, weil ich sah, daß Sie mich ungern verlassen."

Bokelmann ging nach Spanien zurück, wo er dänischer Consul wurde und verheirathete sich mit einer reichen, jungen Holländerin. Er soll ein überaus schöner, stattlicher Mann gewesen sein. In Paris nannte man ihn deshalb, ein Wortspiel aus seinem Namen machend: Le beau Kelman.

Nach Rahel's Tode hat Varnhagen ihn in Altona besucht und ihn um Rückgabe ihrer Briefe gebeten, aber leider erhielt er nicht auch die seinigen, denn er hatte dieselben seiner Zeit zurückgefordert und vernichtet.

Wie Julie de l'Espinasse sollte Rahel auch noch einer dritten Leidenschaft verfallen, und ganz wie dieses Vorbild, sich in einen Spanier verlieben. Schon in ihren letzten Briefen an Bokelmann ist öfter von einem solchen die Rede; es scheint fast, als habe die Vorliebe für Spanien, die in Rahel durch Bokelmann's Beschreibungen veranlaßt war, zuerst eine Beziehung zwischen ihr und Don Raphael Urquijo angeknüpft. Er war Attaché bei der spanischen Gesandtschaft in Berlin und ward durch den Grafen Casa-Valencia, erstem Legationsrath bei derselben, mit Rahel bekannt gemacht. Letzterer gehörte ebenfalls zu ihren Verehrern.

„Raphael Urquijo besaß alle Gaben, um zu gefallen. Die Grazie und Ritterlichkeit seines Benehmens trug das Gepräge des Fremdländischen. Von jeher haben die Südländer, hat die lateinische Race bei den nordischen

Digitized by Google

Frauen besondere Sympathie zu erregen gewußt. Diese lebhaften Gesten, dieses bewegte Mienenspiel, diese beredten dunklen Augen, dieser Wohllaut der Sprache, diese scharfgeschnittenen, charaktervollen Physiognomien voll Kraft und Harmonie, denen nur der Rahmen fehlt, um für lebendige Bildnisse von Tizian oder Murillo zu gelten, üben eine eigenthümliche Anziehungskraft aus. Die Poesie des Südens scheint das ganze Wesen dieser eigenthümlichen Fremdlinge zu verklären. So war der Mann, der in Rahel das wunderbarste Geistes- und Herzensfeuer entzünden sollte."

Die geistreiche und poesievolle Ludmilla Assing hat obige Worte gesagt; besser und schöner ließ sich über Urquijo's Erscheinung nichts vorbringen. Ueber sein Bildniß fügt sie noch hinzu:

„Die Nase war von römischem Schnitt, stark hervorspringend, Mund und Kinn waren fein geschnitten, die Augen glichen zwei strahlenden, schwarzen Sternen, aus denen die Gluth des Südländers sprühte und denen man es ansieht, daß sie klug und durchdringend, tiefsinnig und zärtlich zugleich blicken konnten."

G. Schadow hat Urquijo's Bildniß in seinem „Polyklet" als Typus eines Basken aufgenommen. So war der Mann, der Rahel noch glücklicher und noch unglücklicher machen sollte, als Finckenstein. Das Glück war aber „nur Duft und Labsal eines Augenblicks", wie es im Hamlet heißt.

Varnhagen sagt über dies merkwürdige Liebesverhältniß: „Der Spanier Urquijo nahm Rahel's ganzes Wesen unwiderstehlich ein. In welchen Gluthen diese Leidenschaft niederbrannte, welche Qualen aus ihr emporstiegen und welche Trümmer davon übrig blieben, diese tragische Geschichte wurde mir sowohl mündlich in ihren noch unerloschenen Zügen mitgetheilt, als auch späterhin durch die schriftlichen Denkmäler vergegenwärtigt, welche davon erhalten waren. Die Briefe und Tageblätter, welche mir aus einziger Gunst des Vertrauens zum Lesen gegeben wurden, enthielten eine Lebensfülle, an welche das, was von Goethe und Rousseau in dieser Art bekannt ist, nur selten hinanreicht. Ein solches Feuer der Wirklichkeit hat vielleicht nur noch in den Briefen der Frau von Houdetot gebrannt, welche Rousseau als unvergleichbar rühmte." Leider sind diese Papiere, nachdem sie längere Zeit in Varnhagen's Verwahrung geblieben waren, im Jahre 1813 verloren und wahrscheinlich vernichtet worden. Nur einige wenige Briefe und Zettel sind noch vorhanden, die kein genügendes Bild des Ganzen geben können. Indessen blieben noch immer genug merkwürdige Beweise eines Liebeswahnsinns übrig, der bei einer so klugen, klaren Frauennatur, wie sie Rahel besaß, für den Psychologen schier unbegreiflich sein muß. Hier nur einige Proben davon:

Rahel an Urquijo.

„Gott hat mir in die Seele gelegt, was Natur und Umstände mir für das Gesicht versagt haben. Ich wußte es, aber ich wußte bisher nicht, daß Gott mir das unaussprechliche Glück gewähren würde, das vollständige, das größte, diese Seele zeigen zu können, Demjenigen, für den allein ich allen Reiz mit meinem Blut erkaufen möchte, für den allein ich leben und schön sein möchte! Wie ich Dich liebe, Deine Seele liebe! Glaube mir, ich erkenne, ich durchdringe sie; keine ihrer Regungen entgeht mir: die meine ist ihrer werth, und ich errathe, verstehe sie. Das ist mein Geist, mein Witz; glaube nie, daß ich andern habe, nur diesen! Ich bin geschaffen, Dich zu lieben und das ist Alles. Welch' ein Glück in diesen Zeiten moralischer Erstarrung,

Digitized by Google

zwei Herzen zu finden, so zart, so edel, so aufrichtig, unbefangen, einfach! Welch Wunder, daß Du mich liebst! Ja, es ist viel, aber ich glaube es. Engel, wie lieb' ich Dich . . .!"

Rahel an Urquijo.

Sonntag d. 30. Oct. 1803.

„Cher ami! ton dernier regard m'a fortifié l'ame. Ach, wie fremd war der Abend, et pourtant consolant, je n'avais q'u à jetter les yeux, et je te voyais! Depuis le moment de ton départ je ne pensais qu'au moment où je me mettrais à t'écrire. Je suis seule, seule, plongée dans l'obscurité au moment où tu me laisses. Lis-tu dans mon coeur? Weißt Du, daß es wund ist, von seiner Seligkeit so losgerissen zu sein! que chaque moment amène une privation; que ce n'est pas le bonheur seul, de se voir, de se sentir si heureux, au milieu de toutes ces jouissances divines et délicates, que je regrette, que je pourrais tant regretter? C'est la sainteté, la religiosité, qui accompagnent chaque moment de notre amour! Oui, notre vie est sacrée, comme nous le sommes l'un pour l'autre. Ma seule consolation c'est que tu souffres comme moi de ces absences, de ces Trennungen! Tu feras tout pour les détruire . . . J'ai envie de te remercier, Urquijo! Lorsque tu a baisé la bague, cela m'a fait venir les larmes aux yeux! et je te dirai la vérité, j'en avais besoin. Behalte den Ring an. Mein Herz ist durch und durch voll Liebe, wie dieser Rubin roth ist: Du kannst ihn zerbrechen, aber nicht entfärben. Et voilà qu'il est une image! . . .

Laß mich, o laß mich dem Drange, der Neigung meiner Seele folgen! Ich muß mich ausdrücken, meine Gefühle benennen: vieles zur Sprache bringen! Viel sprechen werde ich immer, weil ich viel denke; es ist nämlich ein Irrthum, zu glauben, daß die, welche viel denken, schweigen. Wer plappert, freilich, der hat keine Zeit zum Denken; aber wer Ideen hat, der muß sie mittheilen . . .

Welche Wonne, Du hast an mich gedacht, mitten in dieser Gesellschaft! O ja, Du wirst es immer mehr erkennen, daß unser Leben voller Seele ist, voll Gefühl, Herz, Ehrlichkeit, denn diese giebt es auch in den Empfindungen und in den Gedanken. Ehrlich sein im Denken; dann ist man wahr. Und nur bei Wahrheit ist Heil! . . .

Ton billet me fait nager dans le bonheur. Je ne sens qu'amour; le mien et le tien! Nous nous aimons! Nous sommes bons, simples, purs, nous sommes tout ce qu'il faut pour aimer, on n'aime pas, si on n'a pas ces qualités essentielles; les qualités — j'ose le dire — que la réligion demande! Die Treue versteht sich von selbst, sie ist eine Bedingung der Liebe . . . Reinige Deine Seele — sei ruhig. Dies ist mein erstes Glück. Wir sind nicht Herr unserer Wünsche: ihnen nicht zu folgen, ist Gottergebenheit; und nichtig wär's, wenn ich verspräche, was ich nicht halten kann."

Von Urquijo's Briefen ist noch weniger übrig geblieben; sie sind nicht so charakteristisch, um sie hier wiedergeben zu müssen. So viel geht indessen aus ihnen hervor, daß er Rahel's Liebe nicht vollständig zu würdigen verstand. Er quälte sie namentlich durch Eifersucht und zweifelte in unbegreiflicher Verblendung an ihrer Reinheit, denn er wagte das beleidigende Wort zu ihr zu sagen: „je vous aime, mais je ne vous estime pas!"

Digitized by Google

Die mitgetheilten Auszüge aus Rahel's Briefen an ihn können als ihre Rechtfertigung gelten. Aber er sagte noch ein härteres Wort zu ihr:

„Je vous estime, mais je ne vous aime plus!" Das war denn doch zu viel für Rahel, sie schrieb: „und da packt' ich, mordgewaffnet, mein eigen Herz mit meiner Hand und ging — wie aus dem Leben in den schwarzen Tod der Verzweiflung! Tadle mich, aber bedenke, daß die Natur in Urquijo einen Zauber für mich gelegt hatte, wogegen das hellste Bewußtsein des Denkens nicht schnell genug arbeiten konnte."

Ein anderes Mal schreibt Rahel über ihre enttäuschte Liebe weniger sentimental:

„Es ist etwas in mir zerbrochen, mit meinem Herzen ist es aus, es muß kuschen."

Doch irrte sie sich darin, ihr Herz wurde immer wieder aufgefordert, Liebe zu fühlen und zu gewähren. Sie lernte nach diesen drei unglücklich-glücklichen Leidenschaften auch noch sehr liebenswerthe Männer kennen!

Alexander von Marwitz, Prinz Louis Ferdinand und Varnhagen. Die beiden Ersteren kamen freilich nicht über das Stadium enthusiastischer Freundschaft zu ihr hinaus, weil sie eine andere Neigung hegten, aber höchst wahrscheinlich würde Rahel bei Beiden noch wirkliche Liebe erweckt haben, wenn nicht der Tod auf dem Schlachtfeld beide junge Männer dahingerafft hätte.

In Varnhagen, der mehr als vierzehn Jahre jünger war als Rahel, fand sie erst den rechten Geliebten, der ihr ganzes Wesen erkannte und würdigte. Sie schrieb ihm deshalb wohl auch einst: „Grenzenlos ist meine Dankbarkeit für das Glück Deines Besitzes; Dich gefunden zu haben, o August, welch' ein Glücksfall! Solch einen Freund, dem man Alles sagen, Alles zeigen kann, dies war mein Ideal."

Um den Vergleich mit Julie de l'Espinasse noch fortsetzen zu können, fehlt es nicht an Veranlassung: für diese hätte ihr Freund und Verehrer d'Alembert das sein müssen, was Varnhagen für Rahel war.

Daß Rahel's Herzensleben dem großen Weltverkehr des öffentlichen Büchermarktes überliefert wurde, kann allerdings in gewisser Weise als eine Verletzung der Pietät ihres Andenkens gelten, denn die grellen Schlagschatten, die auf die geheimsten Falten ihres Herzens geworfen werden, lassen sie in einem ganz veränderten Licht erscheinen. Aber dennoch wird keiner ihrer wahren Verehrer über die Veröffentlichung ihrer vertrauten Briefe zürnen, denn sie sind eine wesentliche Bereicherung der deutschen Literatur und eine Verherrlichung des weiblichen Gemüths. Es zeigt sich in seinen Täuschungen und Irrthümern immer noch edel und rein.

Die Ueberschwenglichkeiten, Unklarheiten und Liebesbetheuerungen, die allerdings Rahel's Briefe zuweilen entstellen, müssen auf Rechnung der damaligen Zeit gesetzt werden, wo man für Rousseau's Bekenntnisse und Mirabeau's Briefe an Sophie schwärmte, wo Schleiermacher Schlegel's Lucinde vertheidigte und Heinse's Ardinghello beliebt war.

Rahel's Jugendbild wird durch die Enthüllung ihres Herzenslebens erst vollständig deutlich, aber auf Kosten ihrer Gesammterscheinung. Wer sie in ihrem schönen, geistesfrischen Alter kannte: klar, fest, mild, doch scharf und glänzend, hätte eigentlich die Verpflichtung, sie zu schildern und den ersten idealen Eindruck wiederherzustellen. Glück auf denn zu diesem Vorsatz!

Digitized by Google

Richard Wagner's „Parzival".

Von Richard Wagner's seit Jahr und Tag angekündigter neuer Oper „Parzival" ist nunmehr vorläufig das Textbuch erschienen. Dasselbe, bei B. Schott's Söhnen in Mainz verlegt, betitelt sich „Ein Bühnenweihfestspiel"; was wir uns unter diesem klingenden Neologismus eigentlich zu denken haben, wird so wenig klar, als aus dem Ganzen die Tendenz, welche Wagner mit der Neubelebung der im „Parzival" Wolfram's von Eschenbach verfochtenen Ideen verfolgt. Wir werden wohl den üblichen Commentar oder „epilogischen Bericht" abwarten müssen, den der Meister seinen Opern oder Bühnenfestspielen nachzuschicken liebt, und einstweilen uns aus eigenem Ermessen seinen „Parzival" klar zu machen suchen.

Den Textbüchern Wagner's gegenüber befindet sich der Kritiker, wenn er nicht von vornherein blind zu loben oder blind zu verurtheilen gewillt ist, in einer schwierigen Lage. Als bloße Opernlibrettis ältern Stiles, mit denen man nicht ernst ins Gericht gehen kann, wollen sie nicht gelten, sondern erheben Anspruch auf literarischen, genauer: poetischen Werth; auf der andern Seite hat Wagner selbst jederzeit hervorgehoben, daß Text und Musik bei ihm ein untrennbares Ganze ausmachen, folglich keines ohne das andere könne richtig beurtheilt werden; daher er auch für seine Bühnenschöpfungen den Ausdruck „Oper" meidet. Ihm gerecht zu werden, wird immer schwer fallen, denn er reizt zum Widerspruche, regt zum Processiren und Disputiren an, und dies nicht bloß im musikalischen Gebiete. Aesthetische Fragen über das recitirende und musikalische Drama werden laut. Fragen der Kunst und Technik nicht minder, und wo wir Wagner als Germanisten an der Arbeit sehen, schlägt er ebenso seine eigenen Wege ein und fordert unsere Ansicht von den Dingen zum Anschluß oder zur Abwehr der versuchten Ketzerei heraus. Dem Germanisten, der Wagner's Bemühungen um Schaffung eines nationalen Dramas, um Wiederbelebung der alten Sagenstoffe mit warmem Interesse verfolgt, bereitet die eigenwillige Art, auf welche der Dichtercomponist mit den alten Formen umspringt, vielfachen Verdruß. Die echten Mythen, Sagen und Gedichte der Altdeutschen im besten Sinne populär zu machen, zu Lieblingen der neugeeinten Nation zu erheben, hat der deutschen Philologie und Alterthumsforschung in halbhundertjähriger Arbeit nicht gelingen wollen: nun kommt Einer, der die Popularisirung in wenigen Jahren vollbringt, aber leider nicht der echten nationalen Ueberlieferung, sondern der mit dem Eigensinne eines selbstbewußten Genies verbildeten. Poetische Licenzen aus Gründen der künstlerischen Wirkung wird Niemand verübeln; aber das Mythenschöpfen auf eigene Faust, dem sich Wagner besonders im „Ring des Nibelungen" überläßt, das unphilologische Verunstalten der alten Namenformen, endlich die Fälschung unserer modernen Sprache durch ungefüge schwülstige Alliterationen — dies sind Sünden, welche einen strengen Sinn nicht minder verletzen, als dies die Neuerungen Wagner's in seinem eigentlichen Gebiete, der Tonkunst, zu thun geeignet sind.

Gleich im Titel seines „Bühnenweihfestspieles" beschenkt uns Wagner wieder mit einer solchen verunstalteten Namenform; er nennt seinen Helden

Digitized by

Parsifal. Wir beklagen dies aufrichtig. Wie es Wagnern gelungen ist, die von ihm gemodelten Unformen Wotan, Loge, Gutrune ꝛc. den Zeitgenossen für die echten Namen aufzudrängen, so werden wir auch bald Herrn Jedermann darauf schwören sehen, das ungebührlich weichliche „Parsifal" sei die richtige Form. Im Verlauf seines Dramas legt Wagner diesen Namen allerdings als „Fal parsi" (reiner Thor) aus, und dies sachlich ganz passend: nur woher hat er es? Die alten Quellen wissen nichts davon, vielmehr wird der erste Theil des Namens, der altfranzösisch Perceval oder Percheval, und danach mittelhochdeutsch Parzivâl (das v wie f gesprochen) lautet, auf das Zeitwort percer (durchdringen, durchbohren) bezogen; im zweiten Theile findet der Dichter der Aventiure kröne das französische val (Thal), was die Kürze des a voraussetzt, während in den mittelhochdeutschen Gedichten dasselbe sonst lang gebraucht wird. Das Mittelhochdeutsche Wörterbuch sagt 2, I, 467, der zweite Theil des Namens sei in seiner Bedeutung nicht klar. Indeß schwanken auch bezüglich des ersten Theiles die Ansichten der alten Dichter. Während Wolfram der Auslegung mit percer zuneigt, indem er (Parz. 140, 16) Sigune zum jungen Helden sagen läßt:

deiswâr dû heizest Parzivâl:
der nam ist reht enmitten durch',

behauptet der Dichter des jüngern Titurel, Parzival habe seinen Namen um seiner lichten Farbe willen in der Taufe erhalten. Zu Wagner's Schreibung Parsifal ist gar kein Grund vorhanden.

Der Parzival Wolfram's ist bekanntlich ein psychologisches Epos. Seinen Grundgedanken giebt Lachmann mit folgenden Worten an: „Wie Parzival in der Gedankenlosigkeit der Jugend das ihm bestimmte Glück verfehlt, und erst nachdem er die Verzweiflung überwunden und in dem unverschuldeten Kampfe gegen Freund und Bruder das Härteste erfahren hat, in der Treue gegen Gott und sein Weib der erstrebten höchsten Glückseligkeit würdig erfunden wird." Etwas ausführlicher skizzirend Wackernagel: „In kindlicher und kindischer Einfalt, in jugendlicher Unbesonnenheit und Unbeholfenheit, in tumpheit, wie die alte Sprache das Alles mit einem Worte benennt, bringt Parzival den Anfang seines Lebens hin. Aber die Einfalt, die ihn beglücken könnte, erwächst ihm zur Qual: ein hohes Sehnen, das ihn treibt, wird ihm, da er es nicht versteht, nur um so schmerzlicher, und in tumpheit verscherzt er das Königthum des Grales, das ihm bestimmt gewesen. Nun verschwindet die Einfalt, und an ihre Stelle tritt Hader des Jünglings mit sich, mit der Welt, mit Gott, tritt Entzweiung und Verzweiflung, tritt der zwivel. In solchem Zustand irrt er umher. Endlich jedoch, nach langen, schweren Prüfungen, nachdem er gegen den besten Freund, gegen den eigenen Bruder unbewußt hat kämpfen müssen, kehrt ihm das Vertrauen zu Gott und zu sich selbst zurück: nun in männlicher Reife ist er des einst dahin gegebenen Glückes fähig und werth, und er erlangt, wie er nun auch die verlorene Gattin mit den Söhnen wiederfindet, den Gral, nach der tumpheit und dem zwivel die sælde." Hinzuzufügen bleibt, daß Wolfram das Ziel des höchsten Strebens, den Gral, als eine kirchliche Gemeinschaft ohne Papstthum und Hierarchie, in unmittelbarem Verkehre mit Gott denkt und darstellt, worüber viel geschrieben und gegrübelt worden ist.

Zur Bewältigung dieses Stoffes, den er aus einer an Gestalten und Beziehungen äußerst reichen Sage erst hat ausscheiden müssen, hat Wolfram nahe an 25,000 Verse gebraucht. Der Dramatiker, der die Parzivalsage für

Digitized by Google

die Bühne verwerthen will, ist vor Allem zu einer starken Verkürzung und Zusammenziehung genöthigt, durch welche das Verständniß des Ganzen, das auch bei der breiteren Darstellung Wolfram's vielfach schwer fällt, gewiß nicht erleichtert wird. Ja, noch mehr, Wagner's „Parzival" (wir bleiben bei der echten Schreibung) ist absolut unverständlich, wenn man nicht die ganze Geschichte des Helden von früher her kennt. Das wird sich Jedem bei der Lesung des Textbuches sofort aufdrängen. Dazu ist Wagner bei der Zurichtung des Stoffes für seinen Zweck mit Ausscheidungen und Zusammenziehungen allzu radical vorgegangen und hat aus Eigenem neue Motive hineingelegt, die gerade auch nicht an Klarheit leiden, so daß wenigstens wir aus der Lectüre keinen sehr erquicklichen Eindruck empfangen und, am Ende angelangt, zu Wolfram's Dichtung griffen, in der höchste poetische Befriedigung auf jedem Blatte dem empfänglichen Leser zu Theil wird.

Wagner hat für sein Bühnenspiel folgende Personen behalten: Den alten Titurel, den früheren König des Grales, dem der Anblick des Letzteren das Leben fristet, Anfortas, den jetzigen König, welcher vormals irdischer Minne nachgetrachtet und zur Strafe dafür mit einer vergifteten Lanze verwundet worden: er kann nicht leben, denn unsägliche Pein verursacht ihm die immer blutende Wunde, ob der Trauer und Weh über die gesammte Gralgenossenschaft gekommen ist; er kann aber auch nicht sterben, denn der Anblick des Grales läßt keinen Menschen den Tod erschauen; an seinen besseren Tagen pflegt er im See Brumbane zu fischen, daher er im französischen Originale le Roi pêcheur, bei Wolfram der arme vischære heißt. — Weiter den alten Ritter Gurnemanz, der den jungen Parzival bei sich beherbergt, wie einen Sohn hält und ihm unter anderen Rathschlägen den ertheilt, nicht viel zu fragen; Parzival merkt sich gerade Das und, als er kurz darauf das erste Mal zum Grale kommt und den kranken König und den inneren Jammer inmitten der äußeren Herrlichkeit sieht, und die blutige Lanze unter allgemeinem Wehklagen herumgetragen wird, da verstummt er, statt zu fragen, was dies bedeute und was dem Könige fehle, und verscherzt so das Königthum des Grales. Aus Gründen der poetischen Oeconomie hat Wagner diesen Gurnemanz und den Bruder des kranken Anfortas, den Einsiedel Trevrizent, zu dem Parzival in seiner spätern Verzweiflung kommt und der ihn zu Gott zurückführt, in eine Person vereinigt. Die vierte Person des Bühnenspieles ist Parzival selbst, eine fünfte der Zauberer Klinsor, der in Wolfram's Gedichte eigentlich nur für die Irrfahrten Gawan's bedeutend wird und aus Menschenhaß geraubte schöne Frauen auf seinem Schlosse Schastelmarveile (altfranzösisch das Wunderschloß) gefangen hält; eine sechste und letzte endlich Cundrie („Kundry" schreibt Wagner), la surziere (la sorcière) beigenannt. Bei Wolfram erscheint dieselbe als Botin des Grales, die Parzivalen verflucht, weil er die bedeutsame Frage unterlassen hat, und ihm später, als er entsühnt ist, seine Erhebung zum Gralkönige ankündigt. Ihr Aeußeres schildert Wolfram mit dem ihm eigenen Humor abschreckend genug: „Haare hatte sie linde wie das Rückenhaar eines Schweines, genaset war sie wie ein Hund, zwei Eberzähne ragten ihr spannenlang zum Munde hinaus, die Wimpern waren buschig, Ohren hatte sie wie ein Bär, rauh war ihr Antlitz, die Hände von der Farbe eines Affen Haut, die Nägel wie die Klauen eines Löwen". Bei Wagner ist dies idealisirt, er schreibt für seine Cundrie vor: „Wilde Kleidung, hoch geschürzt; Gürtel von Schlangenhäuten lang herabhängend; schwarzes, in losen Zöpfen flatterndes Haar; tief braun-

Digitized by Google

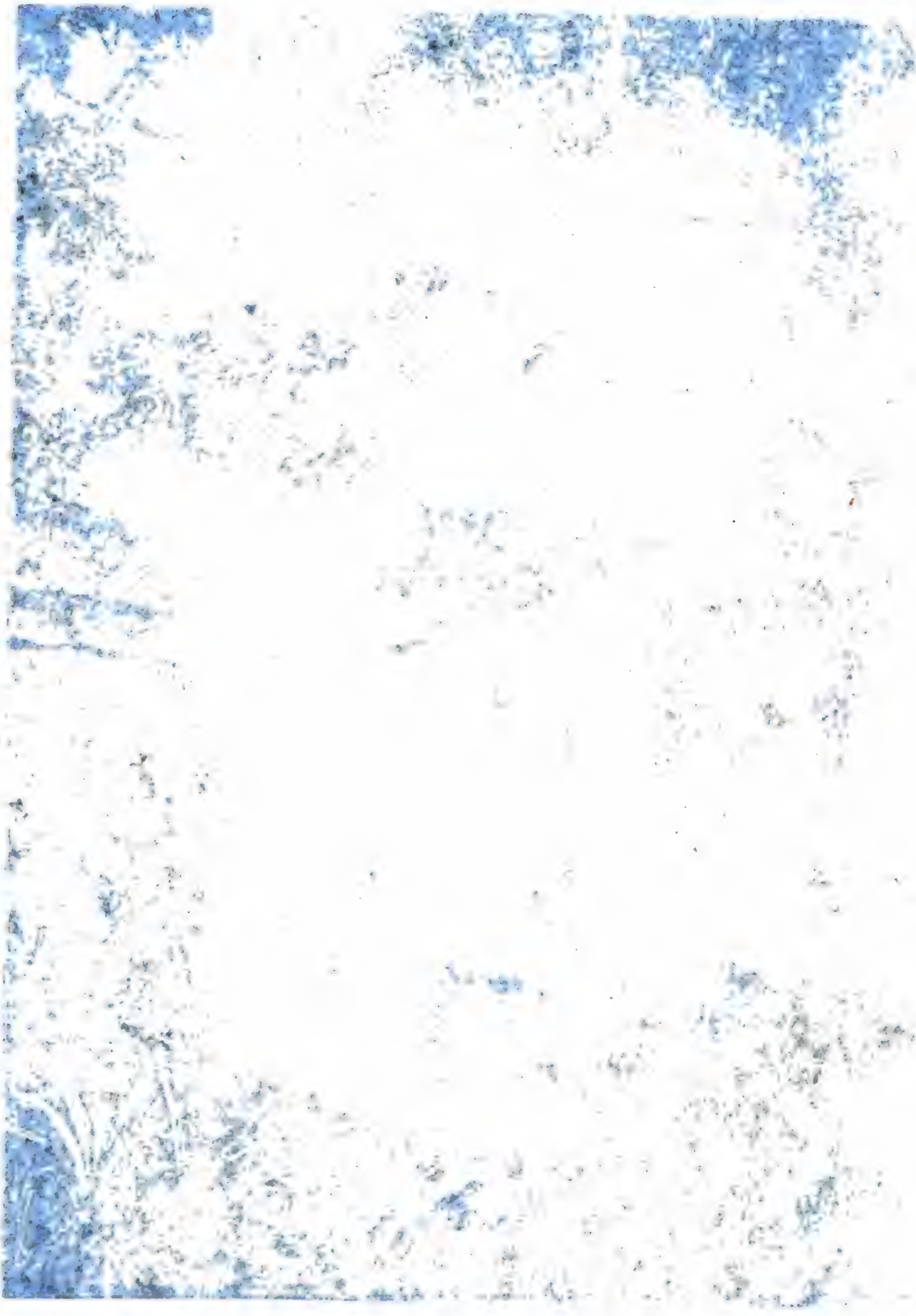
röthliche Gesichtsfarbe; stechende schwarze Augen, zuweilen wild aufblitzend, öfter wie todesstarr und unbeweglich." Klinsor und Cundrie hat Wagner eigenmächtig gestaltet. Ersterer, den schon das Gedicht vom Wartburgkriege teuflisch ausbildet, erscheint im Bühnenspiele geradezu als Satan, als das verkörperte böse Princip, das die Gott dienende Gralgenossenschaft von ihrem Wege abzudrängen und in seine Gewalt zu bekommen sucht. Klinsor auch war es, der den König Anfortas mit der Lanze verwundete, wovon bei Wolfram nichts steht; er sagt bloß, ein Heide aus Mesopotamien habe den Gralkönig mit vergiftetem Speere getroffen, Klinsor aber ist ihm ein Nachkomme Virgil's und stammt aus dem Neapolitanischen. In Klinsor's Gewalt und Dienst steht nach Wagner Cundrie, ein sündhaftes, dämonisches Weib — „Urteufelin, Herodias" nennt Klinsor sie — das, obwohl dem Bösen verfallen, doch Reue empfindet und nach Erlösung seufzt; in reizend jugendlicher Gestalt von höchster Schönheit erscheint sie im zweiten Aufzuge Parzivalen, den sie für Klinsor gewinnen soll, während sie in Wahrheit den jungen Helden zu sich selbst bringt.

Aus Wolfram's Gedichte gestrichen sind von Wagner alle übrigen Frauengestalten, vor Allem Parzival's Gattin Condwiramur und die holde, reine Hüterin des Grales Repanse de joie mit ihren Graljungfrauen. Auch den wirksamen Gegensatz zwischen dem geistlichen Ritterthume des Grales und dem weltlichen der Tafelrunde des König Artus hat er hinweggeschafft und die Verkörperung dieses Gegensatzes in dem nach dem Grale strebenden Parzival und seinem Freunde Gawan, der blos weltlichen Abenteuern nachjagt; Gawan wird bei Wagner blos erwähnt. Damit fällt aber auch der Höhepunct von Parzival's Prüfung: sein Zweikampf mit dem Freunde, wie der mit seinem Bruder Feirefiz, den Wagner's Bühnenspiel ebenfalls ausgemerzt hat. Einiger der schönsten und größten Motive hat der Dichtercomponist somit sich begeben, was ihm blinde Verehrung zweifelsohne wieder als Weisheit und Verdienst anrechnen wird. Einige Züge Wolfram's, die Wagner copirt hat, sollen später erwähnt werden; zunächst ist die Bahn frei für die Erzählung der Fabel seines „Bühnenweihfestspieles"

Der erste Aufzug versetzt uns in den die Gralburg Montsalvatsch umgebenden Wald bei Tagesanbruch. Bei dem von der Burg her tönenden Morgenweckrufe der Posaunen weckt Gurnemanz die schlafenden Knappen; sie harren des kranken Gralkönigs, der im nahen See sein linderndes Bad nehmen soll. Cundrie stürzt hastig herein; aus dem fernen Arabien hat sie Balsam für Anfortas' Wunde gebracht: wenn dieser nicht helfe, wisse sie kein Kraut mehr. Es naht der Zug der Gralritter, eine Sänfte tragend, in der der König ausgestreckt liegt; der Letztere empfängt unter Worten der Sehnsucht nach der vom Gral ihm verheißenen Erlösung den von Cundrie geschafften Balsam. Als der Zug mit dem Siechen sich entfernt hat, belehrt Gurnemanz die fragenden Knappen über die ihnen unheimliche Cundrie und über Klinsor und dessen gottlose Pläne wider den Gral. Auch die Schrift, die einst auf dem Grale (bekanntlich eine Schüssel, bei Wagner „eine antike Crystallschale") erschien, als Anfortas in brünstigem Gebet vor demselben lag und um ein Zeichen der Rettung flehte, erfahren wir aus Gurnemanzens Munde:

„Durch Mitleid wissend
Der reine Thor,
Harre sein,
Den ich erkor."

Digitized by Google



Süsse Rast.

Nach dem Gemälde von Jean Lulvès.

Digitized by Google

Digitized by Google

Dies Gespräch wird durch einen Weheruf der Ritter und Knappen vom See her unterbrochen; sie verfolgen den Flug eines verwundeten Schwanes, der sofort auch Gurnemanz und seinen Knappen sichtbar wird. Unter Verwünschungen wider den Frevler, der im heiligen Walde ein Lebendes zu verletzen gewagt habe, wird der Schütze gefangen eingebracht: es ist der junge Parzival. Gurnemanz hält ihm seine Missethat vor, die Parzival aber erst nach genauerer Erklärung begreift, und da er auch weder seine Herkunft, noch seinen Vater, noch auch nur den eigenen Namen zu nennen weiß, findet sich Gurnemanz zu der Bemerkung veranlaßt: „So dumm wie den erfand ich bisher Kundry nur." Die Letztere zeigt sich übrigens mit des jugendlichen Fremdlings Familienverhältnissen vertraut und verkündet ihm, daß Herzeleide seine Mutter aus Gram über seine Entlaufung gestorben sei. Danach zieht sie sich zurück und entschläft: die Zeit ist da, wo sie schlafen und im Schlafe zu Klinsor zurück muß. Indeß kehrt der Zug der Gralritter mit dem erfrischten Könige wieder, eine Wandeldecoration versinnlicht das Wandern Parzival's und Gurnemanzens aus dem Walde ins Innere der Gralburg. Im Saale angelangt, mahnt Gurnemanz den Jüngling:

„Jetzt achte wohl und laß mich seh'n,
Bist Du ein Thor und rein.
Welch' Wissen Dir auch mag beschieden sein."

Es folgt der Einzug der Gralritter unter Chorgesang, dann kommt Anfortas und vor ihm Knaben, welche den Gral in einem mit purpurrother Decke behängten Schreine tragen. Die Ritter nehmen ihre Sitze an zwei langen Speisetafeln ein, darauf ertönt wie aus einem Gewölbe die Stimme des alten Titurel, der den Gral erschauen will, damit er leben könne; Anfortas, den es nach dem Tode gelüstet, will den Gral nicht enthüllen. Auf Titurel's Andringen gestattet Anfortas die Enthüllung doch, die mit Weihegesängen begrüßt wird. An dem Mahle, das der enthüllte Gral gespendet, theilzunehmen, weigert sich Parzival, der starr und stumm, wie entrückt bei Seite bleibt. Auch Anfortas enthält sich des Mahles und sinkt zuletzt unter erneutem Bluten der Wunde und lauten Klagetönen zurück. Man pflegt ihn und rüstet danach zum Aufbruch. Parzival hatte bei Anfortas stärkstem Weherufe eine heftige Bewegung nach dem Herzen gemacht, weiter aber nichts gethan. Als der Zug den Saal wieder verlassen hat, steht er noch erstarrt da. Da rüttelt ihn Gurnemanz mißmuthig am Arme:

„Was stehst Du noch da?
Weißt Du, was Du sahst?"

Und als Parzival verneinend das Haupt schüttelt, stößt ihn der Alte ärgerlich aus der Thüre mit den Worten:

„Dort hinaus, Deinem Wege zu!
Doch räth Dir Gurnemanz:
Laß Du hier künftig die Schwäne in Ruh',
Und suche Dir Gänser die Gans!"

Der zweite Aufzug geht auf Klinsor's Zauberschlosse vor. In einem Thurmverließ steht Klinsor und beschwört die schlafentrückte Cundrie herauf. Unter verschiedenen Hohn- und Scheltreden, aus denen wir über das zwischen Beiden bestehende Verhältniß gleichwohl nichts Ersprießliches erfahren, gebietet Klinsor ihr, „den Gefährlichsten zu bestehen, den der Thorheit Schild schirme"; verführen soll sie ihn, denn „die Reinheit ihm entrissen, bleibt er

Digitized by Google

Klinsor zugewiesen". Cundrie's Weigerung fertigt der Böse mit einem kathegorischen: „Du mußt!" ab und fügt als captatio benevolentiae hinzu:

„Wer Dir trotzte, löste Dich frei:
Versuchs mit dem Knaben, der naht!"

Thurm und Verließ versinken, dafür steigt ein Zaubergarten auf, von schönen Mädchen erfüllt, die alsbald den anlangenden Parzival umringen und in Liebeslust um ihn sich streiten. Dies dauert eine gute Weile, bis Cundrie's Stimme Parzival's Namen ruft und ihn zur Besinnung bringt. Die Mädchen stieben auseinander und Parzival ist mit Cundrie allein, die in durchaus verwandelter Gestalt als jugendliches Weib von höchster Schönheit, in leicht verhüllender, phantastischer Kleidung sichtbar geworden ist. Sie sagt ihm, wer er sei:

„Dich nannt' ich, thörger Reiner,
„„Fal parsi"",
Dich, reinen Thoren: „„Parsifal"".
So rief, da in arab'schem Land er verschied,
Dein Vater Gamuret dem Sohne zu,
Den er, im Mutterschooß verschlossen,
Mit diesem Namen sterbend grüßte.
Dir ihn zu künden, harrt' ich Deiner hier:
Was zog Dich her, wenn nicht der Kunde Wunsch?"

Noch Weiteres aus seiner Kindheit eröffnet sie ihm: wie seine Mutter Herzeleide, um ihn vor dem traurigen Geschicke seines Vaters zu bewahren, in Einsamkeit und Unwissenheit der Ritterschaft erzogen habe und, als er ihr endlich entlaufen, aus Gram gestorben sei. Den ausbrechenden Schmerz Parzival's benutzt Cundrie zu einem Kuß auf seinen Mund, was aber eine von ihr weder erwartete noch beabsichtigte Wirkung hervorbringt; Parzival fährt nach dem Herzen, „wie um einen zerreißenden Schmerz zu bewältigen", und ruft:

„Anfortas! — —
Die Wunde! — Die Wunde! —
Sie brennt in meinem Herzen." —

Von nun an sind alle Verführungskünste Cundrien's vergeblich; wirft sie sich gleich in heißer Liebesbrunst ans Herz, als an die ihres Heilandes, dessen sie seit Ewigkeiten harre, er widersteht ihrem Wunsche nach nur einer Stunde Vergessens seiner Sendung in ihrem Arme; den Weg zum Grale soll sie ihm weisen, damit er sich und sie erlösen könne. Nach heftigem Wortwechsel ruft Cundrie endlich, da sie Alles vergebens sieht, Klinsor zu Hülfe. Derselbe erscheint mit der dem Grale geraubten heiligen Lanze, mit der er Anfortas einst verwundet und schleudert sie auf Parzival. Aber die Lanze bleibt ob seinem Haupte schweben; Parzival ergreift sie und bannt, mit ihr die Gestalt des Kreuzes bezeichnend, den Teufelsspuk. Das Schloß versinkt, der Garten verdorrt zur Einöde, die Mädchen liegen als verwelkte Blumen am Boden. Cundrie ist schreiend zusammengesunken; die Lanze schwingend, enteilt Parzival.

In freier, anmuthiger Frühlingsgegend, im Gebiete des Grales eröffnet sich der dritte Aufzug. Gurnemanz im höchsten Greisenalter als Einsiedel zieht die wie aus langem, wüstem Schlaf erwachende Cundrie aus dem Gebüsch; sie ist wie verändert, still und fügsam, ohne den frühern Trotz und Hohn. In schwarzer Waffenrüstung, mit geschlossenem Helm und gesenktem Speer tritt Parzival auf: Gurnemanz verweist ihm sein gewaffnetes Erschei-

Digitized by Google

nen am geweihten Orte: ob er denn auch nicht wisse, welch' heiliger Tag heute sei. Und als Parzival verneinend das Haupt schüttelt:

„Ja, woher kommst Du denn?
Bei welchen Heiden weiltest Du,
Zu wissen nicht, daß heute
Der allerheiligste Charfreitag sei?"

Darauf legt Parzival erschüttert die Waffen ab und kniet betend vor der Lanze nieder, die er in den Boden stößt. Jetzt erst erkennt ihn Gurnemanz und Parzival berichtet von seinen Irrfahrten nach dem Gral im Banne der Verzweiflung (Reminiscenz an Tannhäuser.) Gurnemanz preist sie Alle glücklich, daß eben heute Parzival mit der wiedererworbenen heiligen Lanze zurückgekehrt sei: Titurel sei gestorben, weil Anfortas, um endlich sein eigenes Ende zu erzwingen, den Gral seit Langem nicht mehr enthüllt und so der Gralgenossenschaft den frischenden Anblick und die heilige Speisung versagt habe. „Und ich — ich bins", ruft Parzival aus, „der all' dies Elend schuf!" — und fällt in Ohnmacht. Nachdem er aus der nahen Quelle wieder zu sich gebracht ist, tauft er mit dem Wasser die vor ihm knieende Cundrie und küßt die Bekehrte sanft auf die Stirne. Als hierauf fernes Glockengeläute ruft, bekleiden Cundrie und Gurnemanz ihn mit Waffenrock und Mantel des Gralritters. Durch eine Wandeldecoration wie im ersten Aufzuge werden wir wieder in den großen Saal der Gralburg versetzt, in welchen von der einen Seite Titurel's Leiche von den Rittern geleitet, von der andern Anfortas im Siechbette, vor ihm der verhüllte Gral, getragen erscheinen. Nach dem Verhallen der Trauergesänge wendet sich Anfortas aus seinem Bette gegen die Leiche seines Vaters und fleht um Tod, die Ritter drängen sich ungestüm an ihn und fordern, er solle den Gral enthüllen, in „wüthender Verzweiflung" aber springt Anfortas auf und reißt sich die Kleider auf und tobt in „furchtbarer Ekstase", daß Alle scheu von ihm weichen — da erscheint Parzival, von Gurnemanz und Cundrie begleitet, und streckt den Speer aus, mit dessen Spitze er Anfortas' Seite berührt. Darauf, während zuerst Anfortas, der noch eben wie ein Tobsüchtiger herumgeschlagen hatte, dann alle Anderen in „heiliger Entzückung" auf den Speer schauen, proclamirt sich Parzival als nunmehrigen Gralkönig, läßt den Gral enthüllen und schwenkt ihn unter Glorienbeleuchtung vor der Ritterschaft. Cundrie sinkt entseelt neben ihm zu Boden, der geheilte Anfortas und Gurnemanz huldigen knieend und unter dem allgemeinen Chorgesang:

„Höchsten Heiles Wunder:
Erlösung dem Erlöser!"

schließt sich (nicht: fällt) der Vorhang.

Um eigentliche Dramaturgie ist es mir hier nicht zu thun und alle Abweichungen Wagner's von seiner Quelle nachzuweisen, würde der Mühe nicht lohnen. Vieles, was bei der Lectüre abgeschmackt, oder lahm, oder exaltirt erscheint, mag dereinst die Musik heben und in die rechte Wirkung setzen. Aber daran zu erinnern ist hier, wie vielfach der Dichtercomponist die Handlung, ja den Geist von Wolfram's unsterblichem Gedicht vergröbert, verwässert, gefälscht hat. Im Original ist es Gurnemanzen's Warnung, die Parzivalen, als er zum ersten Male in die Gralburg kommt, von der Frage abhält; und die Schrift, welche einst auf dem Grale erschienen ist und bei Wolfram weder so mystisch noch so kalt geschraubt lautet wie bei Wagner,

Digitized by Google

schärft den Gralrittern dringend ein, dem unvermuthet zur Gralburg kommenden muthmaßlichen Retter die erlösende Frage nur ja nicht irgendwie nahe zu legen, sonst sei die Rettung verscherzt. Wagner hat es passend gefunden, den alten Gurnemanz, dem schwant, Parzival könne der rechte sein, diesen zur Frage förmlich nöthigen zu lassen. Wie unpoetisch ist das und wie phänomenal dumm erscheint Parzival, wenn er trotzdem die Frage unterläßt! Den Einwurf scheint sich Wagner selbst gemacht zu haben, weil er, wie schon erwähnt, Gurnemanz die Aeußerung in den Mund legt, so dumm wie Parzival habe er noch Keinen gefunden. Wenn Gurnemanz aber am Ende des ersten Aufzuges Parzival mit den Worten aus der Gralburg hinausstößt, er möge künftig die Schwäne in Ruhe lassen und sich Gänser die Gans suchen, so ist dies nur eine poetisirende Wendung für das grobe: „Ihr seid eine Gans!" das bei Wolfram ein Knappe dem aus der Burg gewiesenen Parzival an der Zugbrücke nachruft. Die Teufelei mit Klinsor und Cundrie ist, wie bereits angeführt, ganz Wagner's Eigenthum, ebenso daß Parzival in Klinsor's Zauberburg kommt. Von der Verzweiflung des jungen Helden, nachdem er den Gral durch seine Thorheit verwirkt, ist überhaupt wenig zu spüren und noch weniger hat Wagner gewagt, was Wolfram's Genie, Parzival während dieser Periode fast ganz unseren Augen zu entziehen und uns bei Vorführung der weltlichen Abenteuer des Erzritters Gawan in stets wachsender Sehnsucht nach dem in Gottverlassenheit und Schmerz umherirrenden Helden des Gedichtes zu lassen. Einen der schönsten Züge, den Wolfram voll des feinsten Seelenverständnisses ausmalt: wie Parzivalen in seiner innern Verstörung alles Bewußtsein der Zeitläufte abhanden kommt und er zuerst aus dem Munde eines mit seiner Familie trotz des Schnees barfuß zur Kirche wandernden Ritters, und dann aus dem Munde seines Oheims, des Einsiedels Trevrizent (den bei Wagner Gurnemanz vertritt) erfahren muß, daß heute der Charfreitag sei, an dem kein Christ gewaffnet gehe — diesen Zug hat Wagner auch für sein Bühnenspiel entlehnt, nur erscheint er bei ihm als müßiges Beiwerk und nicht als ein Motiv zur Seelenumkehr des Helden. Anfortas wie einen Irrsinnigen toben zu lassen, ist Wolframen nicht in den Sinn gekommen und statt der pathetischen Berührung mit dem Speer und dem ganzen Theaterpomp, der sich daran schließt, wird Anfortas im altdeutschen Gedicht durch Parzival's einfache Frage gesund: „Oheim, was fehlt Dir?"

So erscheint Wagner's „Parzival" als Ganzes skizzenhaft und von schwer zu findendem Zusammenhange, im Einzelnen opernhaft vergröbert und herausgeputzt und es ist füglich nicht zu sagen, warum dies Musikdrama ein „Weihefestspiel" genannt wird. Obwohl das Schönste im „Ring des Nibelungen" ebenfalls nicht Wagnern angehört, sondern der Edda entnommen ist, scheint uns die Nibelungentrilogie doch weit über dem sogenannten „Parsifal" zu stehen; die ganze Behandlung ist dort großartiger, edler, von besserer Haltung und die Quellen sind geschickter und anschmiegender ausgebeutet. Nicht einmal Versbau und Diction sind im „Parsifal" sonderlich; uns sind Stellen aufgefallen, die wir geradezu als schülerhaft bezeichnen möchten. Anstatt der Alliteration hat Wagner im „Parsifal" den Reim gewählt; in jene finden sich nur leise Rückfälle und von den im „Ring des Nibelungen" beliebten Archaismen treffen wir hier nur die zwei Prachtworte „sehrend" und „freislich", welche seit der Nibelungentrilogie das Entzücken Aller bilden, die vom Altdeutschen nichts verstehen.

Digitized by Google

Ueber die musikalische Behandlung des Wagner'schen „Parzival" giebt der Text natürlich keine Auskunft, und nur das ist zu ersehen, daß Wagner in diesem seinem jüngsten Werke zum Chorgesang, den er schon ganz aufgegeben hatte, wieder zurückgekehrt ist und denselben, soweit man urtheilen kann, sehr wirkungsvoll eingreifen läßt. Richard Müller-Gouge.

Des Meisters Traum.

Der Meister schläft. Es schwebt in hoher Schöne
Ein Frauenbild daher mit strengem Blick:
„Erkennst du mich, du Wecker seltner Töne?
Vernimm den Spruch der göttlichen Musik:
Magst du die kühnsten Harmonien vergeuden,
Die Eine That verzeiht die Kunst dir nie —
Du mordest meine besten Mutterfreuden,
Mein holdes Lieblingskind, die Melodie!"

Und eifernd naht sich eine muntre Alte:
„Der Sprache Zorn auf dich, du arger Mann!
Nimmst mir den warmen Rock und ziehst das kalte,
Längst abgetragne Kleid mir wieder an!
Der Weise lächelt, sieht er so mich kommen
Mit altem Plunder neckisch aufgeputzt;
Die glatten Reime hast du mir genommen
Und mich zum Stabreim-Stammeln zugestutzt."

Und jetzt ein Mann, semitisch anzuschauen:
„Im Leben ward ich Meyerbeer genannt;
Und konnt' ich auch kein Festtheater bauen,
So war ich drum kein übler Musikant.
Noch liebt Raoul, der wackre Hugenotte,
Noch wirkt das Gift vom Manzanillobaum,
Mein Robert trotzt dem schonungslosen Spotte,
Dein Drache schreckt Dinorahs Ziege kaum."

— Der Tag bricht an, die blassen Schemen weichen.
Erliegt der Meister seiner Sündenschuld? . . .
Er läßt sich ernst die Mokkaschale reichen
Und setzt sich siegbewußt an's Schreibepult.
Da kommt ihm gottbegeistert der Gedanke,
Er schreibt an Parzival den letzten Strich,
Nippt stillvergnügt vom braunen Morgentranke
Und lächelt schaffensfroh: „Die Kunst bin ich!"

Edwin Bormann.

Digitized by Google

„Princesse“.

Von **Pauline von Harder.**

„Was sich der Wald erzählt“, fängt manches Märchen an; doch das war in den guten alten Tagen, wo man dergleichen Dingen lauschte, und sinnend dazu lächelte.

Heut zu Tage heißt es: „Was sich das Boudoir erzählt!“ Ebenso unglaublich klingts wie die Begebenheiten der Märchenwelt, es ist aber Alles wahr, ganz wahr.

Ebenso bunt siehts aus im „Boudoir“ wie unter den „Elfen und Gnomen“, zuweilen farbenduftig gleich „Mondscheinnacht und Krystallpalast“, wo Lilien auf schilfumkränzten Seen tanzen und Diamantenbäume Blätter und Blüthen tragen von Rubinen und Smaragden! Zuweilen aber auch ebenso düster wie Koboldsspuk in Bergestiefen, wohin fahle Irrlichter den Wanderer locken und ihn noch höhnend necken, daß er sich verführen ließ.

Man braucht nur hinein zu greifen in unsere Salonwelt, um sich das stürmisch pulsirende „So ists“ heraus zu holen; je nach Gefallen, anmuthig oder düster!

„Princesse, lassen Sie mich Ihre schöne Hand küssen und Ihnen sagen, daß Sie mich zum Glücklichsten der Sterblichen machen!“

„Hier meine Hand! Den Nachsatz Ihrer glänzenden Rhetorik verstehe ich nicht ganz! Wie sagten Sie doch gleich?“

„Daß Sie mich zum Glücklichsten der Sterblichen machen. Indem Sie mich empfangen, beantworten Sie ja in beseligender Art die innige Bitte meines Briefes.“

„Ueber den Brief, Marquis, will ich allerdings mit Ihnen sprechen. Ob in beseligender Art, muß ich Ihrer Beurtheilung überlassen.“

„Aber, Princesse, ich bat Sie doch, entweder meine Bitte zu erhören, oder mich auf immer aus Ihrer Nähe zu bannen.“

„Gerade dieses „oder“ fand ich so unzulässig, daß ich Sie empfing. Kommen Sie, nehmen Sie in meiner Nähe Platz. Wir wollen doch nicht in dieser Gefechtsposition einander gegenüber stehen bleiben. So, nun lassen Sie uns plaudern.“

Diese beiden Plaudernden befanden sich in einem ziemlich großen, mit vollendetem Geschmacke und Luxus decorirtem Empfangssalon, der im ersten Stock eines alten, vornehmen Familienhauses alle jene Dinge in sich faßte, mit denen verwöhnte schöne Frauen sich zu umgeben lieben.

An den mit dunkelrothen Sammettapeten bekleideten Wänden wechselten köstliche Marmorgruppen und jene venetianischen Spiegel ab, deren geschliffene Rahmen tausendfarbig die glänzende Beleuchtung zurückstrahlen.

Rothseidene, üppige Polstermöbel, Tische, Etagèren, Schränkchen von Boule und reizend eingelegtem Rosenholze, die köstliche Eichenmosaik des Fußbodens, der reich vergoldete Stuck des Plafonds bildeten ein Ganzes, das blendend bestach.

Digitized by Google

Blendend wie der Raum war auch die Herrin desselben. Eine üppige und doch elegante Erscheinung, pikant in jeder Bewegung, jedem Worte, Meisterin jener vornehmen Umgangsform, die stets nachgiebig sich anzuschmiegen scheint und doch in Wahrheit Herrin der Situation ist; außerdem in jenem Alter, welches die Franzosen nun einmal einzig bei Frauen anerkennen, zwischen dreißig und fünfunddreißig.

„Princesse, eine Antwort! Ja oder nein!“

„Marquis, weder das Eine noch das Andere! Was wollen Sie? Wir Frauen sind nicht so rasch von Entschließung. Geben Sie mir Zeit!“

„Grausame! Soll das ein Spiel sein?“

„Ah! Bah! Dann wäre es nur das, was Sie selbst sonst zu thun pflegen. Doch nein, nein! Ich bin ganz ernsthaft. Lassen Sie uns Ihren sehr schmeichelhaften Vorschlag erwägen.“

„Nun?“

„O, Geduld nur, Geduld! Ich beginne schon. Sie sind ein noch junger — sechsunddreißig Jahre, nicht wahr — sehen Sie, ich errieth es — ein schöner Mann; bitte, bitte, keine Heuchelei, Sie wissen sehr gut, daß Sie es sind, und weiter besitzen Sie Geburt, Vermögen und . . .“

„Und wünsche Sie zu heirathen, Princesse!“

Der Marquis ergriff sehr stürmisch die Hand der Princesse und zog ein Tabouret ganz nahe zur Causeuse, auf der sie Platz genommen. Der Kuß, den er nicht allein auf die schöne Hand, sondern auch auf den noch schöneren Arm drückte, der nur von einem Spitzenärmel bedeckt sich blendend von dem matten Schwarz der Sammetrobe abhob, der schien so entflammend gewirkt zu haben, daß der entzückte Heirathscandidat sich auf ein Knie niederließ.

„Ha, ha! Marquis, stehen Sie auf! Die Sache ist der Ueberlegung werth. Wir sind so im Klaren über einander.“

„Vollständig! Darum willigen Sie ein! Warum zögern?“

„Marquis, um Ihnen Zeit zu geben, mich lieben zu lernen. Denn ich will geliebt sein, merken Sie sich das.“

„Aber Princesse, sobald Sie es nur erlauben!“

„Still, kein Wort weiter! Jetzt glaube ich doch nicht daran. Aber hier meine Hand darauf, lernen Sie mich lieben und wir wollen uns heirathen!“

Princesse erhob sich mit einer lächelnden Verbeugung, der Herr Marquis fühlte sich verabschiedet.

„Der Befehl ist hart, Princesse.“

„Der Befehl mich zu lieben? Wie?“

„Nein, Sie jetzt verlassen zu müssen!“

„Haben Sie keine Einladung zur Princesse M.? Ist es Ihnen unbekannt, daß ich nach beendeter Trauer dort heute zum ersten Male wieder „die Welt“ begrüßen will?“

„Allerdings hegte ich die Hoffnung, Sie dort zu sehen“, gestand der Marquis, dessen dringende Werbung bei der Princesse der Befürchtung entsprang, daß die viel bewunderte Witwe sofort der Zielpunct zahlreicher Intriguen sein werde, denen man zuvorkommen müsse.

„Nun wohl, Marquis! Dann auf Wiedersehen!“

Wie ein silbernes Sirenenglöckchen tönte das Lachen von den Lippen

Digitized by Google

der schönen Frau, nachdem der Marquis verschwunden. Plötzlich verstummte es und der Ausdruck herzlichster Freude flog über die pikanten Züge.

Goldbrokat mit duftiger Spitzengarnirung verkleidete die beiden Fenster des Salons, sowie die Thüren, von denen je zwei in den Seitenwänden theils nach dem Corridor und den Vorzimmern, theils nach den inneren Gemächern führten.

Der Thür gegenüber, durch welche der Marquis sich empfohlen, schlug eine feine blasse Hand die Portière zurück und ein junger Mann von einfachem, zurückhaltendem, doch wunderbar einnehmendem Wesen trat herein. Seine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung grüßte die Princesse.

„Gilbert“, rief sie ihm entgegen. „Sie Böser, Sie haben mich warten lassen.“

„Gnädigste Princesse!“

„Ja! ja! Weiß schon! Sie hatten Angst! Und mit Recht! Ich zürne Ihnen ernstlich.“

Sie faßte seine Hand und zog ihn neben sich auf eine Causeuse. Auch dort ließ sie diese Hand nicht los, und gar nicht zornig, sondern recht warm und besorgt war der Blick, mit dem ihre blitzenden Feueraugen den großen blauen, träumerischen ihr gegenüber begegneten.

„Princesse“, versuchte der junge Mann nochmals seine Entschuldigung.

„Kein Wort, Gilbert, es giebt keine Entschuldigung für Sie. Ist Ihr Leben nicht mehr werth, als unter den Hufen meiner Rosse vernichtet zu werden? Dürfen Sie die Hände da, die bereits eine Welt mit ihrem Ruhme erfüllen, von unvernünftigen Thieren zerstören lassen?“

Ernst, fest erwiederte Gilbert: „Mein Leben gehört Ihnen, Princesse, da Sie die Beschützerin meiner Kunst. Ist es der Erwähnung werth, daß ich Sie vor einem Unfalle zu wahren suchte?“

„Gilbert, ich danke Ihnen, Sie haben mich sehr, sehr lieb.“

Ein heller Blitz reinster Freude strahlte aus Gilberts Augen.

„Ja, ja! Von ganzem Herzen, aus tiefster Seele. Was wäre ich ohne Sie? Ein unbedeutender Edelmann aus der Provinz, arm, unbekannt, ohne Gönner, ohne Freunde! Was wäre aus mir geworden, wenn nicht Sie ...“

„Wenn mich nicht ein kleines Bild entzückt hätte, ein Wunder an Talent und Kunst, das aber vergraben war unter elenden Machwerken in einer unbeachteten Ecke auf der Ausstellung. Habe ich in dem Künstler nicht außerdem einen Verwandten gefunden, der mir der liebenswürdigste Gesellschafter geworden ist? Wer von uns Beiden hat eigentlich dem Anderen zu danken?“

Tiefsinnig wurden die beiden kleinen Hände geküßt, die die Liebkosung mit sanftem Drucke erwiederten.

„Princesse, verzeihen Sie, daß ich Sie jetzt noch zu stören wagte, aber ich mußte Sie sehen, mußte wissen, ob der Schrecken überwunden ist. Jetzt lassen Sie mich fort.“

„Haben Sie es so eilig?“

„Nicht ich — doch Sie!“

„O! Man möge warten! Sie werden ja auch auf der Soirée sein, Gilbert! Liegt Ihnen viel daran? Oder gehen Sie hin, weil ich es wünschte?“

„Das ist in der That das einzige Motiv!“

„Dann bleiben Sie hier und —“

Digitized by Google

„Nun?“ frug der junge Künstler.

„Und vertreiben Sie einem jungen Mädchen die Zeit. Sie sehen mich verwundert an. Mein Lieber, wir haben immer so viel zu plaudern, daß ich Ihnen noch nichts von der Ankunft der Kleinen — es ist in der That noch ein halbes Kind — erzählte.“

„Sie befehlen also?“

„Ich bitte Sie, mit ihr über Malerei, Musik, über was Sie wollen, zu sprechen. Sie wird nämlich eine Zeit lang meine Hausgenossin sein, um sich ebenfalls zur Künstlerin — sie ist Pianistin — auszubilden. Wunderlich, daß ich Ihnen nichts davon sagte!“

„Ist es denn Ihre Art, jemals von den Wohlthaten zu sprechen, die . . .“

„Still, still! Gehen Sie jetzt. Mich drängt es fortzukommen, damit ich bald wieder da bin! Ja, ja, mein lieber Gilbert, so ganz soll mir der Abend nicht verloren sein. Ich sende Ihnen die Kleine. Auf baldiges Wiedersehen!“

Princesse verschwand in den duftigen Raum des Toilettenzimmers und nach kurzer Zeit betrat die strahlende Schönheit den Salon der Princesse M. Ihr Wiedererscheinen in der Gesellschaft wurde mit lebhafter Bewunderung und lebhaftem Neide begrüßt.

War nicht zu beidem hinreichend Grund vorhanden? Noch jung, blendend schön, geistvoll, reich und frei!

Welch ein Horizont von Glückseligkeit. Sprach diese Glückseligkeit nicht auch aus jedem Worte, jedem Lächeln? Mußte nicht dem kühnsten Bewerber rasch der Muth vergehen, diesem blitzenden siegesgewissen Augenpaare gegenüber?

Princesse bildete das Tagesgespräch. Bald Dieser, bald Jener schien einen augenblicklichen Vortheil erlangt zu haben, doch schlangenglatt entwand sich die Sirene jeder bedeutungsvolleren Auszeichnung! Das Ergebniß aller der heißen Bemühungen blieb, Princesse habe nun einmal zu viel Geist, sie werde für immer den Gefühlen unzugänglich sein.

Nicht einmal damit konnten die armen Enttäuschten sich trösten, daß das Herz der schönen Frau dem Gatten nachgefolgt sei in die Gruft!

Hatte der so viel ältere Mann denn jemals Anspruch gemacht auf dieses Herz? War er nicht der treueste, ergebenste Freund seines jungen glänzenden Weibes geblieben?

Der Marquis war der Einzige, dem ein unbeobachteter Moment eine kleine Genugthuung brachte.

„Ist es mir erlaubt, mich morgen, nicht gerade zur Empfangszeit, nach Ihrem Befinden zu erkundigen, Princesse?“

„Ah! Sie wollen versuchen, mich lieben zu lernen. Wohlan, kommen Sie früher. Sie sehen, ich begegne Ihrem Vorhaben.“

„Princesse.“

Princesse aber war den weiteren Betheuerungen eiligst entflohen.

Sie verließ möglichst bald die Soirée und lächelte zu Hause ihrem Toilettenspiegel noch ein ganzes Dutzend abfertigender Redensarten zu, um sich zu überzeugen, ob dieselben auch in der That so wirkungsvoll vorgetragen wurden, um die Armee von Verehrern abzuschrecken.

Ach, leider nein! Das weiße, duftige Spitzenkleid verrieth nur zu pla-

Digitized by Google

stisch die wunderschönen Körperformen, der feine Kopf konnte bei aller Gleichgültigkeit und Satire die Grazie nicht verleugnen.

Princesse eilte, ohne sich ihrer Toilette zu entledigen, nach dem Salon, um ihre Schützlinge zu begrüßen.

Niemand jedoch war mehr zu finden, nur die niedliche kleine Zofe Annette berichtete, Monsieur Gilbert habe leidend geschienen, auch Mademoiselle habe sich zurückgezogen.

„Das tête-à-tête mit der Kleinen wird wohl nicht allzu anregend gewesen sein“, lächelte Princesse vor sich hin und entließ die Zofe.

„Ja, es war thöricht, das Opfer von ihm zu verlangen; uns Beiden dasselbe aufzuerlegen, denn wie sehr habe auch ich ihn vermißt! Ist er doch der Einzige in dem großen Männerkreise der Salonwelt, der mich nicht lachen macht. Er ist der Einzige, den ich nicht zu necken vermöchte, wie den Marquis. Ha! Und doch wähnt dieser sich auf dem besten Wege! Wäre es nicht so lächerlich, man müßte zürnen darüber, daß er kaum den Tag meiner beendeten Trauer abwartet. Meint er, der Schmerz um einen wahren Freund sei auf die Stunde zu berechnen? Bah! Fort aus den Gedanken mit diesen oberflächlichen Gemüthern. Ich habe zu lange an der Seite eines hohen Geistes gelebt und verlange mehr. Das „Weiß“ der Kleidung wird die Trauer aus dem Herzen nicht verbannen. Wie könnte ich daran denken, dem Manne, der meine ganze Seele erfüllt, einen Nachfolger geben zu wollen; noch dazu einen solchen.

Wohl mag etwas Wahres darin liegen, daß ich nie geliebt, daß ich nie das Glück gekannt, welches glühend durch die Adern strömt, das Herz zum Brechen klopfen, die ganze Welt vergessen macht um des Geliebten willen!“

Jäh brach die Sinnende ihr Selbstgespräch ab. Helle Röthe bedeckte ihr Antlitz. Fest preßte sie ihre Hände auf das Herz, welches stürmisch unter der Spitzenhülle zu klopfen schien.

„Gott sei Dank, daß ich es nicht gekannt, wenigstens nicht früher.

Sieh da, die beiden Kinder“ — absichtlich schien die schöne Frau das Wort zu betonen — „haben ja die Albums durchwühlt und recht nach Kinderart ein Durcheinander angestiftet! Da hat Gilbert ein Landschaftsbild skizzirt. Ist das nicht — freilich, das ist ja Jeannes Vaterhaus! Sie wird es ihm beschrieben haben. Da ist auch ein Blättchen von seiner Hand:

„Warum ist Lieben so unendlich süß
Und unerreichbar doch für manch ein Herz!“

Unerreichbar?“

Aus einem winzigen Täschchen, welches Princesse bei sich trug, holte sie ein Schlüsselchen, öffnete damit einen kleinen Schreibtisch von Boule, der wohl weniger zum Gebrauche, als zur Aufbewahrung von allerhand wichtigen Dingen bestimmt schien, die man nicht unter die täglichen Correspondenzen oder Begebenheiten zu mischen wünscht, und zog eine kleine Schublade auf, um den Zettel dort zu verwahren.

Mit rascher Bewegung jedoch hatte sie einen bereits darin enthaltenen Brief ergriffen.

„O! Verzeihung, mein Gatte! Ich hatte das vergessen und doch steht als Aufschrift von der theuren Hand: „An dem Tage zu öffnen, an dem Princesse die Trauerkleidung ablegt!“ Muß der Zufall mich daran erinnern? Zufall?“

Sehr ernst erbrach Princesse das kleine Billet und las:

Digitized by Google

„Meine liebe Princesse! In der glückseligen Zeit, die das Schicksal mir an Ihrer Seite verstattete, war es stets mein Bemühen, auch Sie glücklich zu machen, Ihre Wünsche zu errathen. Dennoch war ich einst hart gegen Sie, ich versagte Ihnen eine Bitte, wozu ich damals freilich Grund hatte. Empfangen Sie nun die kleine Aufmerksamkeit von Einem, der nicht mehr ist; möge sie Ihnen beweisen, daß er selbst Ihre Originalitäten bewunderte. Der kleine hier beigefügte Schlüssel öffnet das Schloß unter der Krystallrose an dem Spiegel in der Hinterwand des Salons. Zögern Sie nicht, meine Theure, ich freue mich mit Ihnen.“

Prince R.

„Was ist das? Was könnte ich je gewünscht haben, das er nicht erfüllt hätte? Da ist die Rose, da das Schloß! Der Schlüssel paßt, der Spiegel bewegt sich!“

So war es in der That! Der Spiegel bedeckte eine Thür, die sich lautlos geöffnet hatte und hinter ihr wurde das lebensgroße Bild des Gatten von Princesse sichtbar.

„O! In Wahrheit; Lieberes konnte mir nicht werden. Wie ähnlich, wie so ganz Du selbst!“

Eine kleine Karte steckte in dem prachtvollen Rahmen. „Von seiner Hand beschrieben; wie lieb, wie lieb!“

„Gilbert hat das Bild gemalt, ohne zu wissen für welche Bestimmung. Er glaubt es verworfen! Sagen Sie ihm nun, wie hoch ich sein Kunstwerk gehalten, da ich ihm diesen Platz gebe. Der Künstler ist mir so werth, wie ich den Mann liebe und achte.“

War es nicht, als ob ein Nebel plötzlich Brust und Augen des Princesse bedrückte?

Sie hatte einige Gewalt anwenden müssen, um das Billet zu lösen, da es von dem Firniß festgehalten wurde, dabei schien es, als ob das Bild sich bewege. Eine leise Berührung bestätigte diese Ansicht, denn auch das Bild in seinem Rahmen trat vor und ein winziger Raum wurde hinter demselben sichtbar, wie ihn nur die üppige Phantasie eines Orientalen geschaffen haben konnte.

Eine kleine Nische war es, wohl der Alhambra entführt, deren Wände, Plafond farbenprächtig goldglänzend aus schimmernden Arabesken geformt schienen. Sie hatte jedoch nur Raum für ein Ruhebett, köstlich und weich in seinen Atlasdecken voll üppiger Blumen und Goldstickerei und für ein goldenes Tischchen mit Cigarretten und Zubehör.

„Mein Liebstes“, so erinnerte ein kleines Billet auf dem Tischchen. „Sie wünschten einst zu rauchen! Sie meinten, es denke und träume sich gut beim Emporkräuseln der Wölkchen und Ringe. Damals war ich eifersüchtig auf solche Träumereien, jetzt hoffe ich, daß die Wölkchen und Ringe Sie an mich erinnern, daß sie Ihnen ein Zauberreich der Phantasie erschließen mögen, farbenreich genug, um Sie zu trösten über Entnüchterungen, Enttäuschungen, die meine Kraft Ihnen nicht mehr fern zu halten vermag. Wirbelt auf, ihr duftigen, zarten Gestalten, seid meiner Princesse für immer freundliche Gefährten.“

Ein heißer Thränenstrom schaffte dem Herzen der Princesse Luft. Heiße Thränen netzten die köstlichen Kissen des Divans.

Süße Düfte wallten durch den Raum und machten „Princesse“ endlich forschen nach ihrer Ursache.

Digitized by Google

Sie strömten auf sehr natürlichem Wege herein, denn ein großes, goldenes Gitterfenster führte nach dem Wintergarten des Palastes, dessen oberer Wandtheil rundum dieses maurische Arabeskenwerk wies, weßhalb die heimlich ausgeführte Ueberraschung unentdeckt geblieben war. Die Ueberraschung der Liebe, die das Grab überdauert hatte!

Dunkelheit umgab die schöne Frau; durch den Luftzug wurde das Bild in die Thüröffnung zurückgedrängt. Sie vermochte nicht, sich ihrer Träumerei zu entreißen.

Lebhaft ward die Erinnerung wach in ihr. War sie doch ihr eigen, während die Zukunft? Die Zukunft?

Plötzlich, horch! Ein leises Klopfen, leichte Schritte auf dem Sande des Wintergartens da unten, ein Schlüssel knarrte im Schlosse jener Thüre, die nach der Straße führte.

Wer kann das sein? Das Dienstpersonal besitzt keine Schlüssel. Nur sie selbst, nein, den hat Annette in Verwahrung, weil „Princesse“ im Wintergarten zuweilen Arme empfängt, die sie nicht der Neugierde des übrigen Dienstpersonals preis geben will.

Ein etwas fester Schritt auf dem Sande wurde hörbar. Wen konnte das Mädchen dort hereingelassen haben?

Horch!

„Guten Abend, mein Täubchen!“

„Guten Abend, Herr Marquis! Was haben Sie denn in der Hand?“

„Einen Blumenstrauß, den die schöne Annette —“

„Haben soll Ei, wie galant!“

„Du? O nein!“

„Wer denn?“

„Princesse beim Erwachen!“

„O! Sie lieben also nicht mich, sondern Princesse?“

„Wer spricht davon, daß ich sie liebe? Ich will sie heirathen!“

„O! das ist schändlich; haben Sie mir nicht geschworen?“

„Daß ich Dich liebe, freilich!“

„Und keine Andere! Nun Sie verlangen von mir?“

„Daß Du Princesse den Strauß beim Erwachen übergiebst, nebst diesem Billet!“

„Ein Liebesbrief!“

„Natürlich, das Papier ist geduldig!“

Wie electrisirt sprang Princesse auf und so leicht das Geräusch gewesen, es genügte doch, das Stelldichein zu beenden.

Princesse hatte jedes Wort gehört! Spott und Entrüstung kämpften in ihrem Herzen!

„Hatte ich nicht Recht, diese Männerwelt zu verhöhnen; ist nur Einer unter ihnen wahrer, edler Neigung fähig?“

Nach einem langen, innigen Blicke auf das Porträt, verschloß Princesse das liebe Heiligthum! Der kleine Schreibtisch war noch geöffnet, und da lag auch der Zettel:

„Warum ist Lieben so unendlich süß,
Und unerreichbar doch für manches Herz?“

„Du! Du bist der Einzige, der noch ein Ideal im Herzen trägt. Was aber meinst Du mit dem unerreichbar? Was wäre Dir unerreichbar?“

Digitized by Google

Nicht ganz wollte es Princesse gelingen, ihre Entrüstung zu bemeistern, als die Zofe des Morgens mit der Sendung vor sie trat.

Eiligst schrieb sie einen Brief, steckte denselben zu sich und begab sich in den kleinen Frühstückssaal, wohin sie ihre Pflegebefohlene beschieden.

Da wartete auch schon das liebe Wesen, mit dem sanften, so ideal süßen Gesichtchen, die schlanke, feine Elfengestalt in tiefe Trauer gehüllt. War es nicht der Verlust der Eltern, der sie hinausstieß in die Welt und hinwies auf die eigene Kraft?

Wenn jedoch noch jugendlich, so war das Mädchen keineswegs mehr ein Kind; tiefer Ernst lag in Haltung und Sprache, war er vielleicht auch früh gezeitigt durch den Kummer, nur in den großen, wunderbaren Augen der jungen Musikerin strahlte noch der unschuldige Märchenzauber der Kindheit.

Diese Augen auch waren es, die rein und hell sich öffneten beim Eintreten der Princesse und dieselbe wie zwei Liebessterne grüßten.

„Guten Morgen, mein Kind!“

„O! Princesse, was für eine Freude habe ich gestern gehabt.“

„Nun?“

„Gilbert!“

„Gilbert?“

„Schauen Sie verwundert über die unceremoniele Bezeichnung? Nun so hören Sie! Gilbert's Familie und die Meinen waren einst Nachbarn! Erst als Gilbert nach Paris ging, zogen meine Eltern in die Nähe Ihrer Schwester. Doch auch in der neuen Heimat hat er uns aufgesucht! Er war ja so oft auf Ihrem Landsitze, um ungestört zu arbeiten.“

Fiel nicht wieder ein eisigkalter Nebel auf Herz und Augen der Princesse?

„Princesse, was ist Ihnen?“ Neben dem Sessel der Beschützerin kniete das junge Mädchen nieder und wärmte und liebkoste zärtlich die erstarrten Hände derselben.

„Nichts, nichts, mein Kind!“

„Doch, doch, Sie sind so bleich!“

„Nur ruhig, Jeanne; es geht vorüber!“

„Nein, nein, Sie leiden. Ungetröstet sollen Sie aber nicht leiden, so lange es Menschen giebt, deren Schutzengel Sie sind. O! Wenn Sie wüßten, wie Gilbert Sie liebt!“

Dunkle Gluth übergoß die Marmorhaut der Princesse.

„Wie er mich liebt?“

„Gewiß! Haben Sie ihn nicht zu dem gemacht, was er ist? Zu einem glänzenden, ruhmbedeckten Künstler.“

Fest und ruhig, obgleich in ihrem Innern jeder Nerv zuckte, erhob sich Princesse.

„Genug dieses Geschwätzes, kleine Thörin! Ich möchte auch Dich zu einer ruhmbedeckten Größe machen, darum schnell, schnell an die Arbeit!“ Liebkosend streichelte ihre Hand das blonde Seidenhaar des Mädchens, dann schickte sie dasselbe fort.

Princesse aber ließ sich ein Pferd satteln, hinaus stürmte sie in Gottes freie Natur! Weit hinter ihr zurück blieben die Promenadenwege, wo die bewunderte Amazone sonst ihre Triumphe zu feiern pflegte. Sie fühlte, daß es jetzt einen andern Triumph zu erringen galt, den Triumph über sich selbst!

Digitized by Google

Wie immer war Princesse die schöne, elegante, vollendet sichere Salondame, als sie bald nach der Rückkehr von der Promenade ihren Empfangssalon betrat.

Schwerer, weißer Kaschmir, reich mit echtem Seidenstoffe und matten, prächtigen Spitzen garnirt, umfloß ohne jeden weiteren Schmuck die prächtige Gestalt. Das dunkle, volle Haar zu einer einfachen griechischen Frisur geordnet, schien nur durch eine weiße Perlenschnur gehalten.

Ein aufmerksamer Beobachter allein würde entdeckt haben, daß der sonst so lachende Spötter, der Mund, ungewöhnlich kalt und ernst, ja von einem leisen Schmerzenszuge umspielt war.

Wie gewöhnlich zu dieser Tageszeit überbrachte der Diener Karten und Briefe.

„Mr. Gilbert?“ warf Princesse leicht fragend hin.

„Mr. Gilbert ist bereits im Wintergarten, mit Aufnahme der Palmen beschäftigt; wie befohlen!“

„Gut.“ Eine leichte Handbewegung verabschiedete den Diener.

„Princesse, da bin ich!“ rief eine sanfte Stimme und das Madonnengesichtchen Jeanne's drängte durch eine der Portièren.

„Mein Kind, ich habe eine Bitte an Dich. Geh hinab in den Wintergarten und suche dort recht zierliche Farrenblätter aus, wir wollen zusammen jene niedlichen Spritzarbeiten in Sepia fertigen, für eine meiner Freundinnen. Uebernimmst Du die Mühe gern?“

Princesse faßte das Gesicht des jungen Mädchens, welches nun an ihrer Seite stand, zwischen ihre weichen Hände und sah ihr tief und lange in die unschuldigen Augen.

„O! So gern, so gern! Warum vergönnt das Schicksal mir armen Wesen nicht, Ihnen zu beweisen, wie sehr ich Sie liebe?“

„Wirklich? Nun vorläufig hole mir zu Liebe die Farren!“

„Gleich bin ich wieder da!“

„Nimm Dir Zeit. Ich habe einige Briefe zu schreiben und lasse Dich später rufen. Sage Annette, daß ich nicht gestört sein wolle.“

Nach dem Verschwinden Jeanne's schien es doch, als ob Muthlosigkeit sich der marmorbleichen Frau zu bemächtigen drohe, doch nur für einen Augenblick. Hoch auf richtete sich die stolze Gestalt, fest und sicher war der Schritt, fest die Hand, mit der sie die Spiegelthüre öffnete.

„Du bists, der mich gelehrt zu handeln, zu denken!“ rief sie dem Bilde entgegen.

Entschlossen betrat Princesse die kleine Nische, einen Moment darauf ruhte die elastische Gestalt in den Kissen des Divans und duftig mischten sich die Ringe und Wölkchen der Cigarrette mit den Blumengrüßen von da unten aus dem Wintergarten.

Rasch war Jeanne hinabgeeilt. Einen Wunsch ihrer Princesse erfüllen, was konnte es Köstlicheres geben?

Da standen ja Farren! In jeder Gestalt und Größe! Die Wahl war leicht zu treffen! Doch noch schönere sind dort bei den Palmen!

„Gilbert!“

„Jeanne!“

„Gilbert! Warum bist Du gestern Abend so eilig entflohen? Warum hast Du mir den kleinen Vers nicht gelassen? Gilbert, warum bist Du so ernst, so schweigend, während ich namenlos selig bin über unser Wiedersehen?“

Digitized by Google

„Jeanne, Jeanne, wenn Du wüßteſt wie namenlos elend ich mich fühle!“

„Gilbert! Thränen in Deinen Augen? Liebſt Du mich nicht mehr? Iſt die ſchöne Zeit vergeſſen, die uns vereinte?“

„Jeanne, ich liebe Dich, ich liebe Dich mehr wie je, doch wir müſſen ſcheiden!“

„Scheiden?“

Gilbert faßte die Sinkende, die in herzzerreißendes Schluchzen ausbrach, in ſeinen Arm, doch nach wenig Augenblicken richtete ſie ſich empor und entzog ſich der warmen, zärtlichen Liebkoſung.

„Verzeih', Gilbert, wer aber ſo viel im Leben verlor wie ich, iſt feige beim neuen Verluſte!“

„Jeanne“, heftig bebte die Stimme Gilberts, „Jeanne, liebſt Du Princeſſe?“

„Welche Frage? Iſt ſie nicht der Inbegriff alles Guten und Schönen?“

„Jeanne, damals vor länger als einem Jahre, als unſere Herzen ſich fanden, damals ſtand es beſſer um „Princeſſe“. Jetzt iſt ſie allein, ganz allein, umgeben von Schmeichlern, von Intriguanten. Jeanne, ſie bedarf einer ſelbſtloſen Hingebung, um nicht elend zu werden.“

„Ich errathe, Du, Du biſt ihr der ſelbſtloſe Freund! Gilbert, Du liebſt „Princeſſe!“

„Ja! Wenn man das Gefühl, welches ich für ſie empfinde, ſo nennen kann. Ich weiß, daß ich fähig bin, Alles zu opfern, um ſie glücklich zu machen. Doch, dann darf ich Dich nicht ſehen, Jeanne, denn Du biſt mein Glück, mein ſüßer Jugendtraum! Du erfüllſt mein Herz mit Sehnſucht und Seligkeit!“

„Dank, Dank für das Wort! Nun entſcheide, ich füge mich Allem.“

„Ich werde nach Rom gehen, während Du hier Dein Studium vollendeſt.“

Ein Krampf durchzuckte das ganze Weſen des jungen Mädchens, doch raſch war es vorüber.

„Du willſt gehen und ich ſoll Deine Stelle hier vertreten. Dank für das Vertrauen! Meinſt Du aber, ich könne es über mich gewinnen, Dich zu vertreiben, Dich ihr zu —“ die Stimme des Mädchens brach in Thränen, „nein, nein, Du bleibſt und ich gehe!“

„Jeanne, Jeanne!“

Leicht aber wie ein flüchtiges Reh war das Mädchen entflohen!

Auch Gilbert nahm ſein Zeichengeräth zuſammen. Es war ihm unmöglich in dieſer Stimmung zu arbeiten.

Ein Diener beſchied ihn zu „Princeſſe“.

Bereits im Vorzimmer trat ihm dieſe entgegen.

„Gilbert, nach dem Schmerze muß man wieder der Freude die Wege bahnen. Auch hinter mir liegt eine Zeit der Trauer, und meine Freude ſoll damit beginnen, Sie zu beglücken.“

An ihrer Hand betrat er den Salon. Doch verſchwunden war der große Wandſpiegel und an ſeiner Stelle zierte das ſchöne Bild viel ſinniger den prächtigen Salon.

Die kleine Karte von des Verewigten Hand konnte ſein thränenumflorter Blick kaum entziffern.

„Gilbert! Die wenigen Worte vererben auf mich den Freund, den er

Digitized by Google

seiner Achtung, seiner Liebe würdig hielt. Sie sind mir sein theuerstes Vermächtniß!“

„Princesse!“

„Still, still! Ich weiß, was Sie sagen wollen. Noch aber habe ich Ihnen etwas mitzutheilen! Eine Bitte auszusprechen!“

„Eine Bitte?“

„Ja, die etwas nicht so ganz Leichtes fordert.“

„Nun?“

„Gilbert, die Trauer um meinen Gatten ist beendet. Sie sind bereits mein beständiger Gesellschafter, doch noch viel mehr möchte ich Sie um mich sehen. Darf das aber sein?“

„Princesse, Sie sind erhaben!“

„Ueber kleinliche Bedenken und die Medisance? Allerdings! doch Unterthanin meines eigenen Gefühls, dem müssen wir Rechnung tragen, mein Freund! Am besten durch eine Heirath!“

Hohe Röthe und Bläße wechselten auf Gilberts Antlitz. Princesse schien nichts davon zu bemerken.

„Da ich jedoch niemals wieder heirathe, müssen Sie heirathen!“

„Princesse, jedes Opfer —!“

„Würden Sie bringen, nur dieses ist Ihnen zu groß? Sagte ich Ihnen nicht, daß meine Bitte nicht leicht zu erfüllen? Ich bestehe aber darauf und habe Ihnen eine Frau ausgesucht. Gilbert, wollen Sie wirklich nicht, mir zu Liebe, diese da heirathen?“

Rasch schlug die Hand der Princesse eine der Portièren zurück und hinter derselben wurde die lebende Gestalt Jeanne's sichtbar.

Von ihren Gefühlen überwältigt, stürzten die beiden jungen Menschen vor Princesse auf ihre Knie.

„Aber Kinder!“ rief diese sie erhebend, „habt Ihr denn gemeint, ich wollte einen von Euch entbehren?“

Der Diener überbrachte eine Karte.

„Ah!“ lachte Princesse. „Richtig, da ist der liebe Marquis! Rührend pünctlich! Sagen Sie dem Herrn Marquis, er möge im Wintergarten meiner harren.“ Und nach dem Verschwinden des Dieners: „Ich habe ihm nämlich ein tête-à-tête versprochen! Das muß gehalten werden!“

Gilbert konnte eine heftige Bewegung nicht unterdrücken. Blitze zuckten aus seinen Augen.

„Princesse, Sie wollen —?“

„Dem Marquis mein Wort halten, natürlich!“ Das war wieder die übermüthige, spöttische Princesse, die das sprach!

„Princesse, der Marquis hat aber die Kühnheit Sie, Sie —“

„Mich heirathen zu wollen, ja, er hat mir einen Antrag gemacht!“

„Er, er ist Ihrer unwürdig!“

„Und wäre er der Würdigste, Gilbert, so hätte er doch keine Aussichten. Darum, meine liebe Jeanne, überbringe Du ihm dieses Billet. Sein Inhalt ist kein Geheimniß!“

Jeanne las:

„Herr Marquis!

Eine ehrliche Frau darf einen Mann nicht betrügen wollen mit ihrer Hand. Ich habe leider eine Leidenschaft, die eine Heirath zwischen uns unmöglich macht! Ich rauche! Princesse R.“

Digitized by Google

„Aber ich verstehe Princesse ganz und gar nicht!“ rief der Herr Marquis, als er das Billet gelesen. „Die einzige Pikanterie, die in meinen Augen bisher der schönen Frau mangelte, war gerade die Cigarrette.“

Jeanne war bereits wieder entflohen, nachdem sie sich ihrer Mission erledigt.

Von da oben herab aber neckte den Herrn Marquis die Sirenenstimme:

„Es kommt nur darauf an, welche Zeit man für das Rauchen wählt! Ich ziehe die Nachtzeit vor.“

Das goldene Gitter klang, von einer weißen Hand zurückgestoßen. Spöttisch zurückgelehnt in die Kissen des Divans und Wölkchen um Wölkchen der duftigen Ringe emporsendend in das Reich der Lüfte, ward Princesse den Blicken des niedergeschmetterten Marquis sichtbar.

Ein silbernes Lachen beschleunigte seine Flucht! Droben aber wollten wieder zwei Menschen ihre Knie beugen, woraus jedoch abermals nichts wurde.

„Fort! Fort! Hier dulde ich selbst Euch nicht! Hier will ich allein sein. Ganz allein mit meinen Träumen!“

Literarische Spitzen.

Von **Bruno Schönlank.**

Willst du wissen, warum Gutzkow
Stets bei mir ein Theseus heißt?
Weil im Irrgang des Romanes
Oefters ihm der Faden reißt.

An einen Redacteur.

Einem Hummer gleichest du, wahr ist diese Lehre,
Du ernährest dich, wie er, einzig durch die — Scheere.

An Tumidus.

Erscheinst, o Phrasenheld, auch du
Am Tag des Weltgerichts,
So wiegt der Ewige dir zu
Was du gedacht hast — Nichts.

Ihr tadelt, ihr schaltet auf Heyse bald
Erbitterter, bald gelinder,
Freilich, er schrieb die „Kinder der Welt“
Nicht für eine „Welt der Kinder“.
Auch „Im Paradiese“ vermißt Ihr das Hemd,
Das moralisch man anzieht den Trieben.
Doch Eurer Botanik ist immer fremd
Der Baum der Erkenntniß geblieben.

Digitized by Google

Geschmacklosigkeiten unseres Kunstgewerbes.

„Die kunstgewerbliche Reform ist eine der brennendsten und besonders für Deutschland wichtigsten Fragen der Zeit, denn es handelt sich dabei nicht bloß um ästhetisch-theoretische Interessen, sondern um eminent praktische volkswirthschaftliche Verhältnisse, um Wohlstand, Macht und Blüthe der Nation" — mit diesen Worten leitete Prof. Dr. W. Lübke, der berühmte Docent für neuere Kunst am Stuttgarter Polytechnicum, einen Vortrag über „die kunstgewerblichen Bestrebungen der Gegenwart" ein, welchen er kürzlich im Königsbau zu Stuttgart im Interesse des württembergischen Kunstgewerbevereins gehalten hat und welcher soeben als Separatabdruck aus der „Illustrirten Zeitung für Blechindustrie" (Stuttgart, E. Greiner'sche Hofbuchdruckerei) erschienen ist. Es ist ein trefflicher Vortrag, werth, von allen Deutschen gelesen zu werden, und was ihm in unseren Augen zum besonderen Verdienst und Vorzug gereicht, ist der Umstand, daß Lübke jene Reformen nicht mit allgemeinen, wohlklingenden, hochtönenden Redensarten predigt, welche dem großen Publicum nur zu schnell verhallen, wenn es überhaupt dabei etwas zu denken vermag, sondern daß er uns, und zunächst denen, die es angeht, bestimmte Vorhalte macht, an einzelnen dem frischen Leben entnommenen Beispielen zeigt, wo gefehlt worden ist und wo Reformen einzutreten haben. Was Lübke, gestützt auf seine gewichtige Autorität, hier so treffend und frappant hervorhebt und rügt, es kann unmöglich, wenn es nun auszugsweise weiteren Kreisen zur Kenntniß kommt, wirkungslos vorübergehen und sollte auch nicht Allen gleich die Erkenntniß darüber aufgehen, was eigentlich geschmackvoll ist, so werden doch Niemandem mehr die Geschmacklosigkeiten verborgen bleiben können, von welchen wir heutzutage umgeben sind.

Lübke faßt die wesentlichen Mängel der Entwickelung des Kunsthandwerkes unserer Zeit in folgenden Puncten zusammen.

Vor Allem sind die Formen der Gefäße, Geräthe, Möbel ꝛc. mit der größten Willkür gehandhabt, die gesunden Gesetze der Geräthe- und Gefäßbildnerei, wie sie die Alten hochhielten, vergessen worden. Jedes Gefäß ꝛc. muß zunächst aus seinem Zweck, seiner Bestimmung heraus, dann aber auch mit Bezug auf sein Material und die Bearbeitung desselben gestaltet werden. So ist es namentlich beliebt, Tassen, Vasen u. dergl. in Form ungeheurer Blumen darzustellen oder man gruppirt auch wohl verschiedene Blätter, etwa große Kohlblätter, zusammen, und läßt in der widersinnigsten und unschönsten Weise ein Geräth hervorgehen, an dem kein Mensch von gesunden Sinnen Freude haben kann. Ein widerwärtiger Naturalismus hat sich dabei in das Gebiet des Kunsthandwerkes eingedrängt; man glaubt, es sei besonders sinnvoll, nicht in der einfachen schönen Form des Umrisses, wie die Natur, wie das Bedürfniß es verlangt, ein Gefäß herzustellen, sondern man glaubt gerade besonders geistreich zu sein, wenn man auf irgend eine phantastische Weise die Form entstellt. Und so finden wir Hundebütten, die, wenn man sie näher betrachtet, Feuerzeuge sind, oder, wie es auch vorkommt, ein Hufeisen als Uhrgestell, ein Cigarrenabstreichbecken, dessen Bügel aus zwei Sporen bestehen, eine colossale Fliege in Porzellan, naturgetreu hergestellt als Butterdose, eine Hutschachtel als Theetasse ꝛc. Kann man sich Abgeschmackteres denken?

Digitized by Google

Eine nicht minder gefährliche Abirrung des Kunsthandwerkes findet sich auf dem Gebiete der Flächendecoration. Was zeigen uns unsere Teppiche, Tapeten, Ueberzüge ꝛc.? Unter der Herrschaft jener verkehrten Mode vor allen Dingen ein ganz naturalistisches Blumenornament, das man geschmackloser sich nicht denken kann. Stellen wir uns einen Teppich vor, ringsum eingefaßt mit der Nachahmung eines hölzernen gewundenen, häßlich verschnörkelten Barockrahmens, als ob es gelte, einen monumentalen Plafond auf den Fußboden hinzuwerfen, in den Ecken und in der Mitte große Blumenstücke, ganz naturalistisch behandelt, aber, da die grobe Technik feine Formen nicht zuläßt, so muß die Rose es sich gefallen lassen, als großer Kohlkopf aufzutreten. Wer wird darauf wandern mögen, auf Rosen, die also gigantisch aus dem Fußboden emporsteigen; und über all diese hölzernen Rahmen? Nicht selten gehen auch unter den kunstreichen Händen unserer Damen recht seltsame Stickereien hervor. Die Sesselrücklehnen und die Sitze müssen es sich gefallen lassen, als ganz naturalistische Blumenkränze dargestellt zu werden. Wie geschmacklos, sich auf einen wirklichen Blumenkranz zu setzen oder den Rücken darauf zu lehnen! Geschmacklos sind auch jene Damasttischtücher, die nicht allein mit vollständigen großen Blumen bedeckt sind, sondern bei denen auch landschaftliche und Architekturdarstellungen in der gröbsten und plumpsten Weise angebracht sind, ebenso unsere Fensterrouleaux mit Landschaften, Wasserfällen ꝛc., nicht zu gedenken der modernen Schnupftücher mit den Bildnissen von Bismarck und Moltke. Und warum diese Confusion? Weil man die einfachen, ewig gesunden Principien der Flächendecoration völlig vergessen hat. Der Orient hat sie von alten Zeiten her bewahrt und die gewaltigste Einwirkung, die heutzutage auf kunstgewerblichem Gebiete zu finden ist, geht von ihm aus. Die Teppiche wie überhaupt jede Flächendecoration soll niemals den Charakter der Fläche verleugnen. Das Auge soll den Eindruck einer reichen Farbenharmonie empfinden, doch soll diese Farbe irgend einen bestimmten Grundaccord anschlagen, nicht aber in der sinnlosesten Weise Gegensätze dieser grob naturalistischen Art betonen. Die Flächendecoration braucht gar nicht zu diesem Naturalismus herabzusinken, sie hat als Grundelement ein ungemein reiches Gebiet, zunächst die gesammte lineare Composition. Da ist uns in der Verbindung geradliniger, vielfach verschlungener Formen ein unerschöpflicher Schatz geboten; daran schließt sich das reiche Gebiet der gewundenen linearen Verbindungen. Die Combinationen, welche ihnen die menschliche Phantasie zu entlocken vermag, nehmen gar kein Ende. Daneben ist auch das Gebiet des Vegetativen nicht ausgeschlossen, aber die Vegetation, die karrikirt werden würde, wollte man sie naturgetreu nachbilden, muß, wenn der Flächenornamentist sie verwenden will, zweckentsprechend hergerichtet, stylisirt werden. Der Orient nimmt zwar die Blume, die Pflanze, aber er führt sie mit richtiger Empfindung auf ihre Urform zurück, er giebt sie in einer abbrevirten Andeutung. Diese genügt, um dem Auge einen gewissen Reiz zu bieten. Der Orient geht außerdem sehr genau auf die Naturgesetze des Wachsthums und der Bildung der betreffenden Blume ein. Wie ein Stengel sich verzweigt, wie sich aus den Zweigen die Blätter und aus besonderen Ansätzen die Blüthen entwickeln, das ist wunderbar fein in der orientalischen Ornamentik erfunden, aber man hat darauf verzichtet, die Blume so zu geben, wie sie die Natur zeigt, mit voller plastischer Wirkung und Schattirung. Daneben hat die orientalische Teppichfabrikation selbst das Reich des organischen Lebens seinen Blumengewinden

Digitized by

einzuflechten gewußt. Die höchst eigenthümlichen Gestaltungen sowohl einfacher Naturwesen, Menschen und Thiere, als auch von Phantasiegebilden sind ebenfalls in demselben Sinn im Styl der Flächenornamentik benutzt und verschmähen es in ganz richtigem Gefühl auch da wieder, uns die Täuschung der Wirklichkeit zu geben.

Eine weitere Verirrung ist die Verwechselung der Stoffe. Jeder Stoff, jedes Material, das vom Kunsthandwerk verwendet wird, soll seinen Charakter beibehalten, jeden seiner Vorzüge ins Licht stellen, mit dem ganzen Reiz seiner Erscheinung auftreten. Bei der Antike wird niemals ein Marmorgefäß die Ambition haben, wie ein Thonkrug auszusehen. Bei uns ist das umgekehrt. Das Porzellan will durchaus den Eindruck machen, von Holz oder Leder zu sein. Wir haben Porzellan- und Majolikasachen, Blumenvasen oder Blumentöpfe, die die ganz unsinnige, für dieses Material sehr unnatürliche viereckige Form haben, in der Regel, weil der Künstler auf die groteske Idee gekommen ist, dem Ding einen Anstrich zu geben, als ob es aus lauter kleinen, leichten Holzplättchen zusammengesetzt sei! Das sind armselige Einfälle*), armselige Atrappen, wie z. B. auch Porzellanvasen, welche Imitationen von wirklich geflochtenen Körben darstellen, oder Holzgeräthe, die sehr häufig so gestaltet werden, als ob sie Leder wären. Aehnlich springt man mit dem Golde um. Wie oft sehen wir an Brochen oder Armspangen mit großer Genauigkeit Lederriemen mit Schnallen in Gold nachgeahmt oder irgend eine kleine zarte Schleife in Gold nachgebildet als ob das Gold nicht seine eigenen Formen hätte. Busennadeln in Form von Hufeisen, Schiffsankern, Kanonenkugeln, Flinten ꝛc. sind nichts Seltenes. Unser Goldschmiedgewerbe leidet am allermeisten durch diese Verkommenheit der kunstgewerblichen Principien und doch ist die antike Ornamentik gerade darin wunderbar reich, ja die herrlichen Goldschmiedarbeiten der alten Welt sind in dieser Beziehung für immer mustergültig.

Als den letzten Punct der Verirrungen unseres Kunsthandwerkes bezeichnet Lübke das Mißverhältniß zwischen der Gesammtform, dem Gesammtaufbau und der Decoration. Und er exemplificirt wie folgt: Wenn wir in eine sogenannte gute Stube oder in einen Salon bei uns treten, was sehen wir da? Diese bevorzugte Stube des Hauses hat in der Regel jene grellen blauen Tapeten, die man für den Ausdruck höchster feierlicher Pracht hält, mit häßlichen, naturalistischen Blumen überladen. Man wählt diese Tapeten wahrscheinlich aus Bescheidenheit, weil Alles, Mensch und Ding, sich abscheulich darauf ausnimmt. Auf dem Tisch haben wir natürlich den üblichen Teppich, aus welchem ein großes Blumenbouquet in naturalistischer Weise hervorschreit. Vor dem Sopha liegt ein anderer Teppich, der jenen großen häßlichen architektonischen Rahmen und in der Mitte dann womöglich nicht blos dieselben Blumen, sondern auch noch eine Schweizer Landschaft mit Gletschern und Alpenscenen, aber in den gröbsten Formen und in der plumpsten Ausführung zeigt. Am Fenster fehlt wohl auch nicht das Rouleaux mit irgend einer idyllischen Landschaft von nicht minder plumpem Aussehen. Die Vorhänge

*) Wem fällt hier nicht jene bekannte Stelle aus Wielands „Abderiten" ein, in welcher der Kunstsinn derselben geschildert wird. Da heißt es u. A.: „Ein Leyerspieler wurde in Abdera nur dann für vortrefflich gehalten, wenn er die Saiten so zu rühren wußte, daß man eine Flöte zu hören glaubte, und eine Sängerin mußte, um bewundert zu werden, gurgeln und trillern wie eine Nachtigall. Diese Widersinnigkeit erstreckte sich über alle Gegenstände des Geschmackes . . . ."

Digitized by Google

haben im günstigsten Falle eine reiche Ornamentik mit stylloſen naturalistischen Blumen. Unter den übrigen kleinen Geräthen, welche den Zimmern als Ausstattung und Schmuck dienen, erblickt man vielleicht in derber Schweizer Schnitzerei ein Paar Gemsen mit einer kleinen Alpenhütte als Feuerzeug, auf dem Schreibtisch wohl jene unvergleichlichen kleinen Rähmchen für Photographien stylwidrigster Art, in denen der Naturalismus das Aeußerste leistet: übertrieben große Einfassungen, die aussehen, als ob man etwa Zweige abgebrochen hätte mit großen derbgeschnittenem Laubwerk. Oder es kommen die Photographien an den Wänden noch hinzu, die dann meist auch in sehr ungeschickten barocken oder Rococorahmen eingefaßt sind, und endlich — last not least — der Ofen. Wenn man unseren ästhetischen Bankerott deutlich sehen will, so muß man unsere Oefen betrachten, es ist gerade bei den Oefen die classische Epoche mit der Nachahmung des weißen Marmors immer noch bei uns gang und gäbe. Man hat neuerdings versucht, durch einzelne ornamentale Theile in gebranntem Thon der Sache abzuhelfen; allein das ist nur eine halbe Maßregel. Wir müssen die Oefen wieder farbig gestalten wie das Mittelalter und die Renaissance. Stimmt wirklich jetzt einmal in einem Zimmer Alles in schönem Farbenaccord zusammen, so wird der weiße Ofen stets ein Loch in diese ganze Erscheinung reißen. Man sollte dieses abscheuliche Weiß endlich aufgeben. Der Ofen wird darum doch nicht classisch, doch nicht weißer Marmor.

Lübke schließt mit beherzigenswerthen Mahnworten, er erinnert daran, daß man zuerst auf der Londoner Weltausstellung von 1851 auf alle diese Irrwege des Kunsthandwerkes aufmerksam geworden sei, daß seit jener Zeit, zunächst freilich in England, die kunstgewerblichen Bestrebungen wieder etwas Aufschwung genommen haben. Auch in Deutschland fehlt es nicht an Fabrikanten, die das Richtige einsehen, nicht an künstlerischen Kräften, um Schönes zu erfinden und auszuführen, allein die große Masse der Production steht bei uns noch auf einem tiefen Standpunct und wahrhaft lebendig wird auch bei uns erst dann das Kunstgewerbe, wenn es nicht nur einige Prachtstücke mustergültig herstellt, sondern wenn das ganze Leben in allen seinen Bedürfnissen von dem Kunstgewerbe geadelt wird. Es gilt, das einfachste und schlichteste Geräth durch Form und Farbe, durch die Gesammterscheinung so künstlerisch durchzubilden, daß es wieder eine Freude ist, sich desselben zu bedienen. Es muß dafür gesorgt werden, daß in die weitesten Kreise des Publicums die Erkenntniß über das, was schön und nicht schön ist, immer mehr eindringe. Unsere deutsche Cultur ist seit der Zeit der Reformation eine gar zu abstracte, gelehrte und einseitige geworden, wir haben zu wenig Fühlung mit dem Wirklichen, zu wenig Respect vor all dem, was Schönheit ist, was die Kunst, das Kunstgewerbe für das Leben Veredelndes leisten kann. Das muß anders werden. Wir müssen neben dieser abstracten, rein gelehrten Cultur zu einer lebensvollen künstlerischen Cultur zurückkehren. An der großen nationalen Aufgabe, an der Reform unseres Kunstgewerbes mitzuwirken, ist aber Jedermann berufen. Jeder, der ein gutes und schönes Werk kauft, hebt und pflegt unsere Kunstindustrie und Jeder, der ein geschmackloses nimmt, degradirt sie. D.

Digitized by Google

Musikfeindliche Plaudereien eines Musikfreundes.

II.

„Haben Sie im December des vorigen Jahres die Debatten des preußischen Abgeordnetenhauses verfolgt, verehrteste Freundin? Entsinnen Sie sich vielleicht jener Verhandlungen, in denen der Regierungscommissar die von vielen Seiten erhobenen Klagen über Ueberbürdung unserer Schüler zurückzuweisen bestrebt war?"

„Wie sollte ich nicht! Wo gäbe es eine Mutter, welche nicht mit Vergnügen gelesen hätte, daß es sich zu regen beginnt, daß es Männer giebt, welche sich unserer armen gequälten Lieblinge annehmen!"

„Ihr Herz war also auf Seiten des Angreifers?"

„Selbstverständlich! Und nur allzu lebhaft habe ich es bedauert, als es nicht gelang, die Ueberzeugung davon, daß die Anforderungen der höheren Schulen jedes billige Maß übersteigen, zu einer allgemeinen zu erheben!"

„Sie glauben also, daß dieselben über die Kräfte des Kindes hinausgehen?"

„So sicher, wie ich an die Richtigkeit des Einmaleins glaube. Sie werden auch schwerlich eine Mutter finden, welche anderer Meinung ist. Im Abgeordnetenhause war damals freilich nur von Knabenschulen die Rede; allein ich versichere Sie, daß die damaligen Klagen mindestens ebenso große Bedeutung für die Mädchenschulen haben. Was soll nicht heutzutage ein junges Mädchen Alles lernen! Hat man nicht sogar die Geometrie schon in den Lehrplan aufgenommen? Als ich zur Schule ging, wußte ich nichts von diesen abscheulichen Dreiecken und Vierecken, und bin doch eine — bitte, Sie brauchen gar nicht zu lächeln — eine ganz leidliche Hausfrau und Mutter geworden. Mich graut schon vor der Zeit, wo meine arme Elfriede in die höheren Schulclassen aufsteigt, um auch ihre letzte freie Zeit zu Gunsten aller dieser neumodischen Lehrgegenstände zu verlieren."

„Und bei alledem lassen Sie Ihren Kindern Clavierstunden ertheilen!"

„Sie meinen doch nicht, daß — —"

„Ich meine, verehrte Freundin, daß, wenn unsere Kinder wirklich überlastet sind, es doch wohl das Nächstliegende wäre, ihnen das Ueberflüssige abzunehmen. Die Schulen müssen wir nun vorläufig einmal lassen, wie sie sind, wir sind außer Stande, ihren Lehrplan zu beeinflussen, und müssen ihnen dennoch unsere Kinder anvertrauen; aber was über die Anforderungen der Schule hinausgeht, das können wir nach freiem Belieben beschränken. Weshalb nun also unseren Kleinen ihr Bischen freie Zeit noch durch Musikstunden verkürzen?"

„Alles recht schön und gut; aber wollen Sie den Musikunterricht etwa ganz aus dem Kindesleben verbannen? Unmöglich! Muß ich es denn sein, die Sie daran erinnert, welches ungemein wichtige erziehliche Moment der Musik inne wohnt? Und dann ferner: sollen wir etwa unseren Kindern die Möglichkeit verschließen, sich und Andere durch Musik zu erfreuen? Denn das Eine werden Sie mir doch sicherlich zugeben müssen, daß die Elemente

Digitized by Google

der Musik schon im Kindesalter erlernt werden müssen, wenn überhaupt die Möglichkeit, dieselbe einmal auszuüben, vorhanden sein soll. Wenn wir also unseren Kindern keinen Musikunterricht ertheilen lassen, so nehmen wir ihnen eine der edelsten und reinsten Freuden ihres späteren Lebens!"

„Sie dringen mit vielen Vorwürfen auf mich ein. Gewiß will ich nicht dem Knaben verbieten, Musik zu treiben, weil sein Gymnasium hohe Anforderungen an ihn stellt; aber ich will ganz genau zwischen musikalisch Begabten und Unbegabten unterschieden wissen. Die Ersteren werden sehr bald dahin gelangen, an der Musik so viele Freude zu haben, daß sie in ihr Erholung von der Anstrengung ihrer Schularbeiten finden, aber die Letzteren soll man mir in Ruhe lassen, denn ihnen erwächst aus dem Musikunterrichte nur eine neue Last; eine Last, welche um so schwerer drückt, je widerwilliger sie übernommen wird. Und wenn der einzige Schaden, welcher durch einen solchen Unterricht entstände, nur in der Verkümmerung der Freistunden läge! Aber diese ist noch das Unwesentlichste dabei; die aufmerksame mütterliche Pflege mag hier allenfalls ein Gegengewicht bieten können. Viel schlimmer aber ist der geistige Schaden, welchen ein Kind nehmen muß, dem man wider seine Neigung die Musik aufzwingt. Denn nicht allein setzt sich in ihm gar leicht eine häßliche Bitterkeit über die ganz zwecklose Beschränkung seiner Freiheit fest — glauben Sie mir, daß ein Kind sehr wohl fühlt, ob es mit Erfolg oder ohne Erfolg arbeitet — sondern es gewöhnt sich auch daran, seine Pflicht widerwillig zu thun, und damit erlischt in ihm die Lust an der Arbeit, die rechte Arbeitsfreudigkeit, ohne welche kein Mensch etwas Ersprießliches leisten kann. Wenn ich heutzutage die häufigen Klagen der Universitätsprofessoren über die immer mehr abnehmende wissenschaftliche Thätigkeit der Studirenden höre, so kann ich mich sehr oft nicht des Gedankens erwehren, daß der aufgezwungene Musikunterricht zum großen Theile mit Schuld an dieser unerfreulichen Thatsache sei."

„Sie übertreiben wie immer, mein Bester."

„Wahrlich, nein, dieses Mal nicht. Kann es denn wirklich wohl etwas Unpädagogischeres geben, als den Kindern die Liebe zur Arbeit in jener Zeit systematisch zu entziehen, in welcher sie gerade mit ganz besonderer Sorgfalt groß gezogen werden müßte?"

„Demnach müßte jeder Musikunterricht verbannt werden, nicht wahr? Denn ohne wenigstens den Versuch eines solchen gemacht zu haben, könnte man doch niemals entscheiden, ob ein Kind Anlage hat, oder nicht. Bedenken Sie doch, wie viele Talente hierdurch unterdrückt werden können!"

„Sie haben vollkommen Recht: ich müßte consequenter Weise hierhin gelangen; und ich muß zugeben, daß mit einem solchen extremen Vorgehen viel Schaden angerichtet werden könnte. Allein ich bin erbötig, aus praktischen Gründen Concessionen zu machen. In sehr vielen Fällen wird man auch ohne Unterricht sehr leicht sehen können, ob die Kinder Fähigkeit und Lust zur Musik besitzen; wo das alles nicht der Fall ist, so z. B. wenn die Eltern kein Urtheil über diesen Punct besitzen, oder sich wenigstens kein solches zutrauen, da fange man immerhin vorsichtig mit dem Unterrichte bei einem gewissenhaften Lehrer an. Sobald dann aber dieser erklärt, daß keine Anlage vorhanden sei, oder sobald das Kind gar keine Lust zeigt, da entbinde man es von der schrecklichen Musikqual!"

„Ja, hätte man nur immer wirklich gewissenhafte Lehrer zur Hand, da wäre es leicht, Ihren Rath zu befolgen! Aber wie oft mag es doch vorkom-

Digitized by Google

men, daß der Lehrer, um nicht seinen Erwerb zu schmälern, wider besseres Wissen dem Kinde Talent zuspricht, und die Unlust nur dem mangelnden Fleiße Schuld giebt!"

„Dieser Fall kann doch hoffentlich nur bei sehr wenigen schlechten Lehrern eintreten: da giebt es denn keinen andern Rath, als bei deren Auswahl vorsichtig zu sein. Allein es ist meines Erachtens auch gar nicht nothwendig, daß die Eltern sich in dieser Beziehung einzig und allein auf die Lehrer verlassen. Wenn sie dem Kinde die Möglichkeit geboten haben, die etwa vorhandenen musikalischen Fähigkeiten auszubilden, so werden sie, auch wenn sie völlig unmusikalisch sind, sehr leicht selbst beurtheilen können, ob dasselbe Freude an der Musik hat und Lust dazu zeigt, sie zu üben. Wenn Letzteres aber nicht der Fall ist, so stelle man ruhig den Unterricht ein; wo derselbe ein wirkliches Bedürfniß ist, da wird das Kind sicherlich jeden dargebotenen begierig erfassen."

„Und doch übersehen Sie hierbei einen Umstand, nämlich den, daß ein schlechter Lehrer durch unangemessene Methode dem an sich begabten und musikliebenden Schüler dennoch jede Lust am Musikunterrichte verderben kann. Sie müssen zugeben, daß dieser Fall oft genug vorkommt."

„Ob ich Ihnen darin zustimme! Ich, dessen täglicher Kummer es ist, ansehen zu müssen, wie wenig gute Musiklehrer es giebt! das heißt — verstehen wir das recht — ich bestreite nicht, daß die Menge der vorhandenen Conservatorien und ähnlichen Anstalten uns eine sehr große Zahl von Lehrern heranbildet, welche die Technik ihres Instrumentes vortrefflich beherrschen und wohl im Stande sind, dieselbe dem Schüler an der Hand sorgfältig ausgebildeter Methoden zu erschließen. Allein leider meinen auch die Meisten derselben, daß damit Alles abgethan sei: sie vergessen, daß eine Kunst nur dann mit Erfolg geübt werden kann, wenn sie mit Freudigkeit erfaßt wird — sie verstehen es nicht, das Interesse der Schüler auch für den dargebotenen Lehrstoff zu erwecken. Mit einem Worte: die Meisten derselben sind gute Musikanten, aber schlechte Pädagogen — und hierdurch wird manche hübsche Begabung im Keime erstickt."

„Daraus würde sich dann allerdings die Schlußfolgerung ergeben, daß auch der Musikunterricht noch nicht immer das rechte Kriterium für das Vorhandensein des Talentes abgeben könnte. Und hiermit widersprechen Sie sich selbst. Wenn Sie zugestehen, daß schlechter Unterricht im Stande sei, das vorhandene Talent zu unterdrücken, so können Sie doch ganz unmöglich Ihre vorherige Behauptung aufrecht erhalten, daß da, wo der Unterricht wirkliches Bedürfniß sei, der Schüler auch den ihm dargebotenen begierig erfassen werde!"

„Verzeihen Sie — ich glaube das dennoch zu können. Es kommt nur darauf an, zu untersuchen, wo denn ein wirkliches Bedürfniß vorliege. Sie nehmen an, daß dieses überall da zutreffe, wo musikalische Anlage vorhanden sei — ich bestreite das meinerseits. Es giebt Anlagen von verschiedener Intensität. Eine wirklich bedeutende wird sich zweifellos selbst durch die Langeweile eines die Lust nicht fördernden Unterrichtes durcharbeiten, sofern derselbe nur solide technische Grundlagen geben kann; an denjenigen Talenten aber, welche sich durch dergleichen ganz abschrecken lassen und hernach ruhig in sich selbst absterben — an denen ist wenig verloren."

„Sie gehen entschieden zu weit. Wie unbillig würde es sein, wenn

Digitized by Google

man nur die größeren Begabungen berücksichtigen, die kleineren aber ignoriren wollte!"

„Hm — ich glaube das noch gar nicht einmal. Sehen wir uns einmal diese kleineren Talente an, wie sie heutzutage gepflegt werden: gehen denn deren Leistungen wirklich so weit, daß man ihre Förderung befürworten müßte? Wie musiciren denn unsere Dilettanten, sobald Sie von denjenigen absehen, welche vermöge guten Unterrichts und wirklichen Talentes etwas Tüchtiges leisten? Sie können unter ihnen zweierlei Arten unterscheiden: die von Hause aus Unmusikalischen, welche sich durch größeren oder geringeren Fleiß eine entsprechende mechanische Fertigkeit angequält haben, und Diejenigen, denen man nicht jedes Musikgefühl abstreiten kann, die aber nichts Gutes leisten. Diese Letzteren nun wären diese „kleineren Talente", welche Sie immerhin noch protegirt wissen möchten, und welche ich ganz ruhig möchte verkümmern lassen. Wozu dient diesen Leuten die Musik? Machen sie Anderen Freude durch ihre Kunst? Bewahre — dazu können sie zu wenig! Haben sie selbst Freude an ihren Leistungen? Gewiß nicht — dazu sind dieselben zu stümperhaft. Diese Art von Dilettanten nützt nichts — aber sie schadet überall; ich versichere Sie: diese Leute sind die gemeingefährlichsten von Allen. Sie sind es, welche das seichte Musikgeschwätz an Stelle des wohlerwogenen Urtheils setzen; sie sind es, welche die heillose Begriffsverwirrung in Allem, was Musik betrifft, über uns heraufbeschworen haben. Solch ein Dilettant, welcher noch gerade begabt genug ist, um Dieses oder Jenes von Musik zu empfinden, aber selbst nichts leisten kann, fühlt sich naturgemäß darauf hingedrängt, als Kenner zu glänzen, da er doch unfähig ist, als ausübender Künstler zu brilliren. Ich kenne dergleichen Leute, welche das Clavierspiel liegen ließen, um die Geige zu erlernen und auf der Letzteren auch nichts leisten, weil eben die Begabung und die Lust nicht groß genug waren, um die Schwierigkeiten der Anfänge zu überwinden. Solch ein Dilettant kann keine zweite Geige im leichtesten Haydn'schen Quartette spielen — aber über das Florentiner Streichquartett ist er sofort mit seinem Urtheile bei der Hand; er kann Ihnen keinen Walzer zum Tanzen vorklimpern — aber ein Concert von Bülow kritisirt er mit kühlem Lächeln. Und die Anderen lassen sich dann noch von einem solchen Manne imponiren und lauschen andächtig auf den Unsinn, den er vorbringt, er hat ja immer doch zwei Instrumente erlernt und muß es also verstehen! Wäre es nun nicht besser, wenn man dergleichen Talente, die doch zu nichts Gescheidtem groß genug sind, ruhig verkommen ließe? Das Wenige, was diese Leute können, und vermöge dessen sie sich alles Mögliche anmaßen, haben sie ja lediglich gezwungen, nicht aus freiem Willen gelernt: wären sie sich selbst überlassen geblieben, so hätten sie gar nichts gelernt und wären weniger schädlich."

„Und aus alle dem ziehen Sie den Schluß, daß wir die Kinder von vornherein sollten mit dem Unterrichte beginnen lassen, denselben aber da abbrechen, wo sich keine rechte Freudigkeit zeigt? Lieber Freund, Sie mögen in manchen Dingen Recht haben; im Großen und Ganzen kann ich Ihnen beipflichten, und dennoch muß ich Ihnen sagen, daß ich sehr Vieles für übertrieben halte. Nicht alle Dilettanten, welche wenig leisten, sind deswegen unbedingt schädlich. Gestehen Sie mir zu, daß Ihr letzter leidenschaftlicher Ausfall gegen dieselben weniger in sachlichen Bedenken, als in irgend einer unangenehmen persönlichen Erfahrung seinen Grund hatte!"

„Sie sind entsetzlich scharfsichtig, verehrte Frau! Nun ja — ich dachte

Digitized by Google

an eine ganz bestimmte Persönlichkeit, welche für mich den Typus dieses verbildeten und arroganten „Kennerthums" abgiebt. Sie wissen, daß ich mich zuweilen an allerlei Concertaufführungen betheilige und so aus alter Liebhaberei zuweilen wieder ins Orchester krieche. Letzthin saß ich mit meiner Geige in einer Oratorienaufführung, an demselben Pulte mit einem Herrn, welcher zu der oben geschilderten Sorte gehört. Ah, ich versichere Sie, als „Kenner" leistet er etwas — ich will Ihnen hernach ein Pröbchen von seiner Urtheilsfähigkeit geben! Dieser Herr versteht es vortrefflich, seine Geige mit höchster Eleganz unter seinen wohlfrisirten Bart zu drücken; er hebt die Finger der linken Hand mit einer Grazie und rundet das Handgelenk der rechten mit einer Zärtlichkeit, welche Sarasate's werth wären — wie seine Tonbildung war, wußte ich nicht. Schon während der Probe war mir indessen auffällig, daß ich von ihm so gar wenig hörte — nun, das kann vorkommen, denn der Lärm der Orchestermassen verschlingt den Ton des Einzelnen. Aber während der Aufführung sah ich dem Herrn in die Karten. Die Sopranistin trug ein Recitativ vor: Sie wissen vielleicht, daß die Begleitung eines solchen die größeste Aufmerksamkeit des Orchesters erfordert. Mein Partner hatte sich geirrt — während die Dame ihre Phrase noch nicht vollendet hatte, sah ich ihn den Bogen heben und mit ungeheurem Aplomp ansetzen, um den charakteristischen kurzen, das Recitativ unterbrechenden Schlag auszuführen. Denken Sie die Störung, die eine einzelne Geige so mitten drin im Gesange hervorbringen mußte! Ich versuche noch, ihm Halt! zuzurufen, ihm in den Arm zu fallen — zu spät! der Bogen sauft hernieder — ich fürchte Alles — — aber siehe da: kein Ton wird hörbar! Wollen Sie es glauben, daß dieser musikalisch offenbar recht unsichere Herr, der, ich weiß nicht wie, in das Orchester gerathen war, bei schwierigen Stellen die erste Geige einfach heuchelte?"

„Sehr gewandt, in der That, sollte ich meinen!"

„O ja! Und wenn dergleichen Leute ihr Bischen Musik zu nichts Anderem verwerthen wollten, als dazu, klüglich den Fehlern aus dem Wege zu gehen, so könnte man sie noch dulden. Aber eben diesen Dilettanten sah ich, gestützt auf seine Autorität in musikalischen Dingen, einst das Ungeheuerliche leisten, daß er nach dem Anhören einer einzigen Probe, nicht einmal einer Aufführung, sich erlaubte, über Richard Wagner's Meistersinger ein absprechendes Urtheil zu fällen — über ein Werk, welches, ganz abgesehen von seinem ästhetischen Werthe oder Unwerthe, so unglaublich complicirt, so schwer durchsichtig ist, daß der gebildetste Fachmann sich nicht erkühnen würde, nach nur einmaligem Hören ein Urtheil abzugeben."

„Das ist allerdings stark — nun, es paßt eben zu Ihren neulichen Klagen über die Arroganz, mit welcher heutzutage Jedermann in musikalischen Dingen sich ein Urtheil anmaßt. Daß dergleichen freilich im Munde von Dilettanten solchen Schlages am verderblichsten wirkt, glaube ich gern; denn ich bin überzeugt, daß das Publicum Ihres Bekannten mit Andacht seinen weisen Worten gelauscht hat. Freilich, welches Geschwätz wäre auch unsinnig genug, als daß man es nicht erdulden müßte, sobald die Wagnerfrage aufgeworfen wird! Apropos, mir fällt da eben ein: ich möchte selbst einmal an Sie eine Frage thun, analog jener berühmten, welche Heine auf Norderney vorgelegt bekam: Doctor, wie denken Sie über Richard Wagner? Wie stellen Sie sich eigentlich ihm gegenüber? Ich will von Ihnen keine Erörterung des Für und Wider herausgelockt haben; ich weiß sehr wohl, daß

Digitized by Google

Sie Monate gebrauchen würden, um alle einzelnen in Betracht kommenden Fragen zu untersuchen — allein ich möchte wissen, ob Sie bereits zu einem Urtheile über diese merkwürdige künstlerische Persönlichkeit gelangt sind?"

„Also wir sind natürlich wieder auf diesem Puncte angelangt! Denn wenn heutzutage zwei Deutsche von einem gewissen Bildungsgrade sich unterhalten, so vergeht keine Viertelstunde, ohne daß sie sich über die Descendenztheorie oder über Richard Wagner streiten. Uebrigens kann ich Ihnen Ihre Frage kurz und treffend beantworten, wenn Sie mir erlauben wollen, an Ihren Bücherschrank zu treten und Ihnen eine einzige halbe Seite aus einem Ihrer Bücher vorzulesen."

„Sie irren; Sie finden kein einziges auf Wagner bezügliches."

„Gestatten Sie mir nur, einmal nachzusehen."

„Aber Sie werden sicher nichts finden — ich besitze wirklich kein einziges Werk über Musikgeschichte oder etwas dergleichen."

„Und dennoch habe ich hier schon das Gesuchte. Hier meine Antwort auf Ihre Frage: ich werde Ihnen später sagen, was ich vorgelesen habe:

„Vergleichen wir nun seine Werke mit allen früheren, so sieht man gleich, daß mit ihm die Kunst an einem jener Wendepuncte angelangt ist, wo sie in eine neue Zeit mit vorher nicht geahnten Perspectiven eintritt. Seiner tiefen leidenschaftlichen Seele genügte weder der sinnige, auf Naturwahrheit gestützte Realismus, noch die harmonische und ruhige Schönheit, welche unter den Händen der Meister daraus emporgeblüht war. Jedes seiner Werke ist nur seiner selbst wegen vorhanden und darin liegt eine Verwandtschaft mit der Antike; aber jedes ist auch wieder das Product stürmischer innerer Kämpfe eines unablässig nach einem höchsten Ideal strebenden, unermüdlich nach einem neuen Ausdruck seiner Gedanken ringenden Geistes, dem das einmal Gewonnene so wenig Genügen gab, daß er" (ich ändere hier einige Worte) „das Geschaffene oft selbst wieder verwarf — und darin liegt der stärkste Gegensatz zur antiken Kunst. Während er die Meisterwerke der Vergangenheit tief ergründete und aus ihnen sich einen selbstständigen idealen Styl schöpfte, der in der kühnen Auffassung der Formen, in der freien, großartigen Behandlung des Materials sich als ein Kind derselben kund giebt, ist er andrerseits der Erste, der rücksichtslos mit der Tradition bricht und in den von ihm dargestellten Stoffen nur eine Gelegenheit zum Aussprechen eines ganz anderen, nur ihm selbst angehörigen Inhalts sucht. Und damit beginnt denn erst die moderne Kunst, die Herrschaft der Subjectivität. Ja, so unbedingt tritt in ihm dies neue Princip auf, daß er dem möglichst ergreifenden Ausdruck eines Gedankens zu Liebe mit den Gesetzen des natürlichen Organismus, die Niemand tiefer ergründet hatte, als er, ein verwegenes Spiel treibt, sie gewaltsam seinen Intentionen sich beugen läßt und die Wahrheit wie die Schönheit verletzt, indem er gezwungene, ja unmögliche Ausdrucksmittel aufsucht, vieles ins Kolossale oder Schwulstige übertreibt und im trotzigen Bestreben, jeder lockenden Anmuth aus dem Wege zu gehen, nicht selten ins Gegentheil verfällt. Daher ist eine wahre Würdigung, ein ächter Genuß seiner Werke so überaus schwer; daher ist es gewöhnlich eine Lüge, wenn ein nicht tief mit der Kunst Vertrauter über diese dämonischen Schöpfungen in banales Entzücken ausbricht, ähnlich wie auch das Schwärmen für die späteren, titanischen Werke Beethovens so oft nur hohles Geschwätz ist. Wer aufrichtig sein will, wird zugeben, daß ein unbefangener Sinn zuerst von diesen Werken Wagners zurückgestoßen wird, daß aber eine geheimnißvolle,

Digitized by

elementare Gewalt jeden nicht oberflächlichen und geistlosen Hörer immer wieder zu dem großen, einsamen Meister zurückzieht, daß nun ein tiefes Versenken, ein ernstes Studium beginnt, bei welchem denn allmälig der Schlüssel des Verständnisses gefunden wird. Dann erst kann eine Würdigung dieser erhabenen Schöpfungen beginnen; aber man wird dabei inne werden, daß der Genuß, den sie bieten, einen tragischen Beigeschmack hat, denn er macht uns zu Theilnehmern der Schmerzen und Kämpfe, unter denen hier eine große Seele ihr Innerstes ans Licht gefördert hat. — „Hier meine Antwort."

„Und nun zeigen Sie her, was Sie denn da gelesen haben — wie kommt denn diese ausführliche Charakteristik Wagners unter meine Bücher? Wie? was ist das? Lübke's Kunstgeschichte?!"

„Allerdings, verehrte Freundin, ich habe Ihnen einfach, mit Abänderung weniger Worte, diejenige Stelle vorgelesen, an welcher Lübke die Charakteristik Michel Angelo's giebt."

„Es ist unglaublich, wie dieselbe für Wagner zutrifft, soweit ich es beurtheilen kann. Mir war, während Sie lasen, wohl der eine oder andere Ausdruck etwas befremdlich; aber im Ganzen mußte ich doch immer wieder freudig zustimmen. Aber — wie ist mir denn — gehört nicht Lübke zu den Gegnern Wagner's?"

„Ja, er hat einmal etwas gegen ihn geschrieben. Das würde freilich höchstens nur ein neuer Beweis dafür sein, wie schwer es ist, Erscheinungen der Gegenwart richtig zu würdigen, auch für denjenigen, welcher für die Geschichte einen klaren Blick besitzt. Indessen vergessen Sie auch nicht, daß es sich hier immer nur um einen Vergleich handelt. Ich persönlich halte diesen Vergleich für sehr nahe liegend, wenn ich auch recht wohl weiß, daß er von manchem Standpuncte aus sehr gewagt erscheint — nun, ich habe eben den meinigen für mich. Wenn ich einmal die Zeit dazu habe, so schreibe ich vielleicht noch: Michel Angelo und Richard Wagner, eine Parallele. Vor der Hand wollte ich Ihnen nur das Ungefähre meines Gesammturtheils über Wagner geben, und wählte dazu die schönen Worte Lübke's, welche durch einen scherzhaften Zufall fast wörtlich meine Ansicht über Wagner wiedergeben."

„Somit scheinen Sie im Grunde des Herzens ein Wagnerianer zu sein, nicht wahr?"

„Verehrte Frau, ich bin mein Leben lang bestrebt gewesen, niemals ein — ianer irgend welcher Richtung zu sein. Wenn ich ansehe, wie das — ianerthum auf allen Gebieten der Kunst als unheilbringendes Unkraut wuchert, so ergreift mich ein Schauder vor mir selbst bei dem Gedanken, daß auch bei mir in irgend einem Winkel der Seele irgend ein — ianismus versteckt sein könnte. Ich will Sie nicht mit Vorträgen über die Schädlichkeit aller Einseitigkeit auf künstlerischem Gebiete behelligen; ich brauche Sie nur an den herrlichen Ausspruch Lessings — ich glaube, er steht ganz im Anfange der Dramaturgie — zu erinnern: Der wahre Geschmack ist der allgemeine, der sich an Schönheiten aller Art erfreut, aber von keiner mehr verlangt, als sie ihrem Wesen nach bieten kann. Wie weit entfernt von dieser Anschauung sind die heutigen — ianer, oder, wie ich für diesen Begriff setzen will, die heutigen künstlerischen Parteigänger! Ja, wenn diese Leute nur bestimmten, sachlich begrenzbaren Kunstrichtungen nachgingen, da möchte es noch angehen; aber leider nehmen sie lediglich für eine bestimmte künstlerische Persönlichkeit Partei, und daraus ergiebt sich denn nur allzu gewiß das traurige Bestreben, alle Productionen dieser einen ohne Unterschied zu bewundern. Was haben

Digitized by Google

wir in diesem Genre nicht schon geleistet! Denken Sie nur an die Goethianer strickter Observanz, welche selbst in jedem Frühstücksgeplauder bei Eckermann die Offenbarungen des heiligen Geistes sehen! Denken Sie an die Mendelssohnianer, welche in jedem posthumen Werke womöglich Beethoven übertroffen sehen! Denken Sie an die Cornelianer, welche theilweis schon soweit gediehen sind, die Farbe als ein der Malerei Unwürdiges zu verschreien! Und was haben alle diese Parteigänger erreicht? Sie haben durch die Bank die Bestrebungen des von ihnen verehrten Meisters durchkreuzt. Die Goethianer haben durch ihr ewiges „Goethe und kein Ende" bei Vielen eine gewisse unbehagliche Abneigung gegen die Beschäftigung mit ihm hervorgerufen, welche die Popularisirung seiner Meisterwerke nicht wenig erschwert; die Mendelssohnianer haben eine erbitterte Gegenpartei hervorgerufen, welche nur wiederum in dem Bestreben, durch Aufdeckung seiner Schwächen reagirend zu wirken, zu einer völligen Unterschätzung dieses Componisten gelangt; die Cornelianer haben das große Publicum glauben gemacht, daß ihr Meister eigentlich nichts von dem betrieben hätte, was dasselbe für gewöhnlich als „Malerlei" lieb gewonnen hat, und haben dadurch das Verständniß seiner Schöpfungen in unberechenbarer Weise erschwert. Nein, um Gotteswillen kein — ianerthum! Es führt unabweislich zur Geschmackszerrüttung, nebenbei auch noch zu der unwürdigsten Klopffechterei, welche gedacht werden kann!"

„Vergleiche die Prügelei in Bayreuth, nicht wahr?"

„Verehrteste Frau, ich möchte nicht gerade dieses von unseren Witzblättern bis zum Uebermaße breit getretene Ereigniß als Beispiel angezogen haben. Ich kann mir wohl denken, daß Sie als Frau jede Thätigkeit unbedingt perhorresciren; allein ich kann Sie versichern, daß dergleichen Ereignisse doch in den Augen eines Mannes ein ganz anderes Ansehen haben. Ich will mich ja nicht zum Apostel des Tölcke-Evangeliums machen; aber glauben Sie mir, es giebt gewisse Lagen, in denen es sehr schwer ist, nicht zu hauen. Ich beurtheile übrigens jenen Fall ganz einfach als ein bedauernswerthes Ereigniß zwischen zwei Privatpersonen, welches sich zufällig in Bayreuth abspielte; daß dasselbe zu einem typischen Ausdrucke der dort herrschenden Gesinnungen aufgebauscht werden konnte, davon ist wieder nichts Anderes die Schuld, als der leidige Wagnerianismus, der natürlich auch seinen entsprechenden Antiwagnerianismus erzeugt hat. Leider ist es wahr, was in jenen Bayreuther Tagen einer der animirtesten Gegner von Wagner ausgesprochen hat: „in dem Kampfe für und gegen Wagner sind die unanständigsten Mittel die beliebtesten!" Ein solches unanständiges Mittel war es meines Erachtens, den — übrigens recht sehr entschuldbaren — Excess eines Einzelnen unaufhörlich als wohlüberlegten, womöglich inspirirten Ausdruck der Gesinnungen einer ganzen Partei darzustellen — nun, es war das eben eine der traurigen Folgen des hier vorhandenen — ianismus."

„Ich hatte Sie vorhin auch nicht des Wagnerianismus in diesem Sinne verdächtigen wollen, mein Bester — ich sprach das Wort Wagnerianer, welches ja strenggenommen die von Ihnen untergelegte Bedeutung haben mag, nur so allgemeinhin aus, um damit einen Verehrer des Componisten zu bezeichnen. Richtig ist allerdings, daß man gewöhnlich unter einem solchen schon ohne Weiteres einen völlig blinden Verehrer versteht; indessen eine solche Einseitigkeit wird doch gewöhnlich auch nur auf dem Gebiete der Wagnerfrage präsumirt. Aber wollen Sie, der Sie doch alle künstlerischen Miß-

Digitized by

stände als einen Ausfluß der Musikmode und des überwuchernden Dilettantismus darzustellen lieben, diese Beiden nicht etwa auch für den Wagnerianismus verantwortlich machen?"

„Ja — und nein. Das Uebel liegt tiefer; es giebt für alles dieses eine gemeinsame Quelle. Der übermäßige Dilettantismus eben so gut wie alle künstlerischen von mir so genannten — ianismen wurzeln in einer für unsere Generation charakteristischen Schwäche: in unserer enormen Urtheilslosigkeit. Das klingt paradox, nicht wahr? Und dennoch kann ich es Ihnen als meine innerste Ueberzeugung aussprechen, daß wir, je mehr wir uns mit allem möglichen Bildungsstoffe vollstopfen, desto mehr auch die Fähigkeit eines klaren Urtheils verlieren. Unsere ganze heutige Bildung geht eben auf das Vielerlei hinaus — ein Jeder soll in allen Sätteln gerecht sein, soll von Allem etwas verstehen, in allen Winkeln sich umgesehen haben. Daß dabei die Nothwendigkeit der Zersplitterung von selbst gegeben ist, versteht sich von selbst, und eben so selbstredend ist, daß der in modernem Sinne vielseitig gebildete Mann selten in einem der verschiedenen Bildungsfächer gründlich genug beschlagen ist, um sich wirklich ein eigenes Urtheil bilden zu können. Da ist es denn bequem und praktisch, einfach auf irgend eine Autorität zu schwören. Man wirft unserem Zeitalter fortwährend Pietätslosigkeit und Mangel an Ehrfurcht vor Autoritäten vor — und dennoch grassirte niemals der blinde Autoritätsglaube so sehr, wie eben jetzt. Freilich: man schwört auf die unberechtigten Autoritäten ebenso gut, wie auf die berechtigten, denn um die falschen Propheten von den wahren zu trennen, dazu gehören Kenntnisse und Urtheilsfähigkeit — gerade das, was uns so oft fehlt. Dabei kommt es denn, daß man einem Götzen opfert und dabei den Gott übersieht, und daher denn die Klage über das Verschwinden der Ehrfurcht vor wirklichen Autoritäten! Es fehlt uns eben an allen Ecken und Enden das, was wir vorhin als einen Mangel des Musikunterrichtes feststellen: klares Erkennen der Grenzen unserer eigenen Fähigkeiten und ruhige Concentration auf das Erreichbare! Gott besser's!"

„Lieber Freund, Sie haben sich in eine solche schwarzgallige Laune hineingescholten, daß Sie überall nur noch Grund zum Tadel ausfindig machen! Gestehen Sie nur, daß Sie den Aerger über Ihren Geigenheuchler noch nicht überwunden haben!"

„Nun ja — soll man sich nicht auch ärgern, wenn Jemand sich erfrecht, über die Meistersinger abzuurtheilen, der noch nicht einmal ein Recitativ begleiten kann! Es ist dieselbe Sache, wie wenn Herr Most über Mommsen schwatzt — nur mit dem Unterschiede, daß Most dem allgemeinen Spotte anheimfällt, während jener Schwätzer ungestört sein leeres Stroh dreschen darf, und womöglich noch Zuhörer und Anerkennung findet! Freilich — über Opern meint ja heutzutage ein Jeder ganz besonders gut urtheilen zu dürfen! Aber genug dieser Klagen — vielleicht gestatten Sie mir ein anderes Mal, Ihnen über diesen ganz besonders wunden Fleck unseres Musiklebens „das Publicum und die Oper" meine Jeremiaden zu singen. Für heute guten Abend!"

„Guten Abend! Und bringen Sie etwas bessere Laune mit, wenn Sie wiederkommen!"

„Bessere Laune! Bei unseren Musikzuständen!"

Digitized by Google

Aus dem Geheimbuch der Alchymisten.

Von **Emil Cohnfeld.**

Gold zu machen ist auch heute noch die Sucht und das Streben der gesammten thätigen Menschheit; man versucht es auch heute noch auf redliche und auf unredliche Weise: Handel und Industrie, Erwerbfleiß und Speculation, Schwindel, Puff, Reclame, Humbug und Betrug sind die ehrlichen und unehrlichen Mittel, aus denen man heute seine Gold schaffen sollenden Recepte mischt; aber dieser realere indirecte Weg Gold zu machen, ist nicht mehr der phantastische directe Weg, auf dem man Gold direct aus Stoffen zusammenmischen oder gar auf magisch übernatürliche Weise aus Formeln und Floskeln hervorzaubern zu können glaubte. Fast ein Jahrtausend hindurch hat dieser Irrglaube die ganze wissenschaftliche und einen großen Theil der Laienwelt in Athem gehalten — ehrliche wie unehrliche Mittel, redliches wie unredliches Bestreben wurden von ihm aufgewendet: das Problem, Gold zu machen, wurde nicht gelöst, aber Schätze des Wissens wurden durch ihn erschlossen, oft ohne Wissen und Willen der Experimentirenden, und eine Welt des Schwindels und Puffs wurde gleichzeitig durch ihn hervorgerufen, hinter welcher selbst die Leistungen unseres heutigen so raffinirten Industrieritterthums vielfach in den Schatten treten müssen.

Es war gegen das Ende des achten Jahrhunderts, als ein tiefgelehrter Araber Geber, oder mit seinem maurischen Namen: **Abu Musah Dschafar al Sofi**, zuerst mit der Lehre von der Möglichkeit des Goldmachens auftrat und dadurch den Grundstein zu dem ganzen späteren Alchymisten- und Adeptenthum legte. Es ist bekannt, daß die Araber um jene Zeit einen hohen Standpunct in der Wissenschaft einnahmen und daß wir ihnen z. B. unser Decimalzahlensystem (die von Zehn zu Zehn fortschreitende Reihe der Zahlen) unser so praktisches Ziffernsystem, welches, gegenüber der schwerfälligen, complicirten Ziffernordnung der Römer und Griechen, mit nur zehn einfachen Zeichen jede denkbare Zahl wiedergiebt, einen großen Theil unserer Heilmittelkunde u. s. w. verdanken. Wir dürfen deshalb auch in Geber nicht einen jener späteren Phantasten oder Schwindler sehen, welche den Namen Alchymisten in Verruf brachten, sondern einen in der That tiefgelehrten, weitgehenden wissenschaftlichen Forschungen hingegebenen Mann, welcher ein neues System eines Zweiges der Naturwissenschaft aufstellte, das sich zwar später als ein irriges erwies, aber aus der ganzen Fülle des damaligen Wissens und Forschens hervorgegangen war und den Anstoß zum fortgesetzten Weiterforschen gab, das nach und nach glänzende Erfolge für Welt und Wissenschaft erzielte.

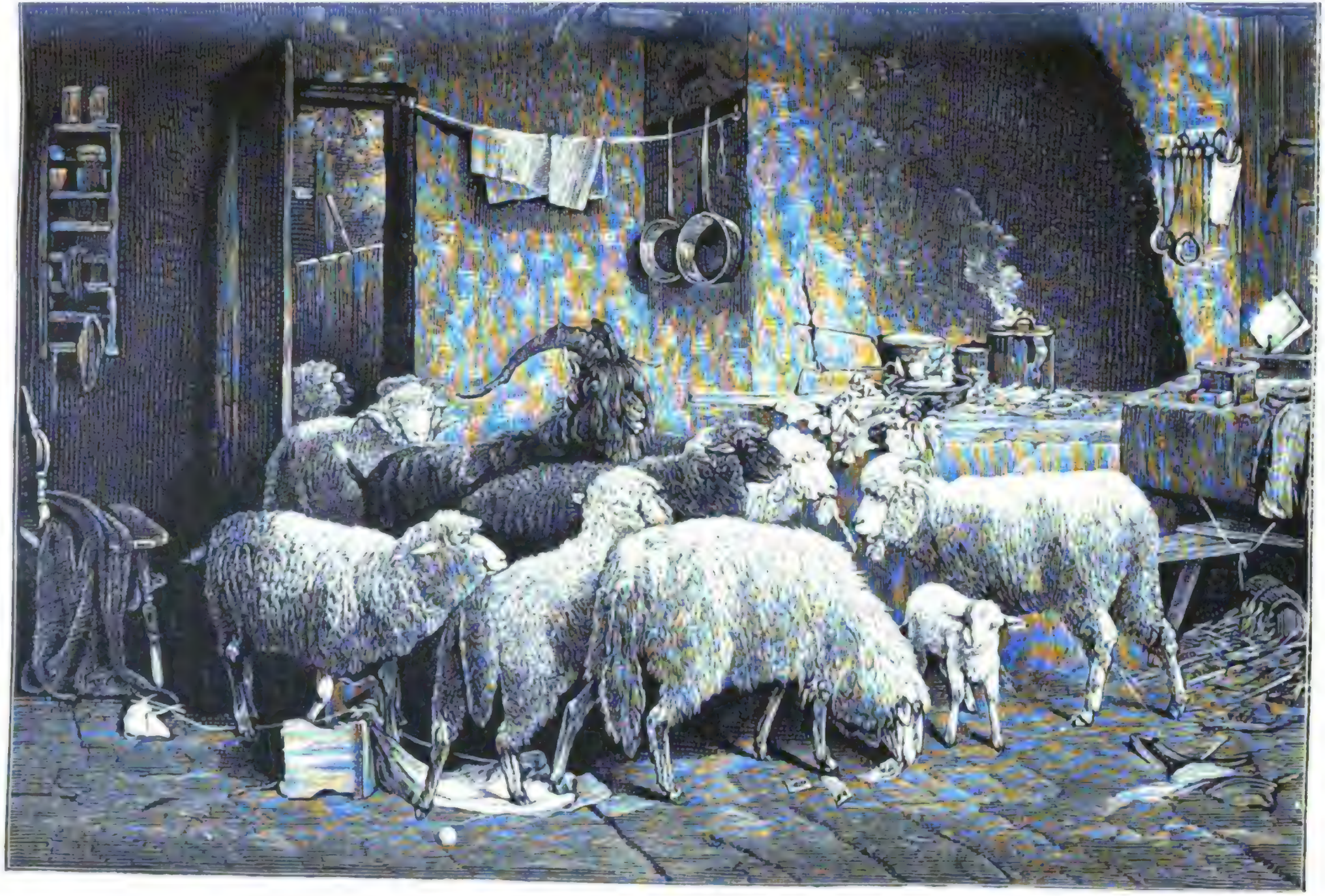
Geber war der Erste, welcher die Lehre von den Stoffen, arabisch: al Chymie, zu einem bestimmten System erhob, und seine Lehre gipfelte in dem Grundsatz, daß der Inbegriff aller Stoffe die Metalle, und das vollkommenste, vollendetste Metall das Gold sei. Nach ihm waren mithin sämmtliche Metalle aus anderen Stoffen zusammengesetzte Körper, also auf

Digitized by Google

chemischem Wege herstellbar; das ganz fertige, von der Natur ganz vollendete Metall war das Gold, alle anderen Metalle befanden sich nach seiner Lehre im Zustande mehr oder minder großer Unvollendetheit, die ebenfalls auf chemischem Wege, welcher der Natur abzulauschen sei, bis zur Vollendetheit des Goldes veredelt werden könne. Fast ein Jahrtausend hindurch hat in Folge dieser Lehre, das Streben, die unedlen Metalle zu Gold zu entwickeln, die Gelehrtenwelt beschäftigt, die größten Forscher des Mittelalters und noch der beginnenden Neuzeit hingen ihr an, so noch der berühmte Astronom Keppler, Thurneyssер u. A.; sie hat Erfolge von der größten Tragweite erzielt, indem die rastlos experimentirenden Forscher zwar nicht Das fanden, was sie suchten, dafür aber die oft wunderbarsten, wichtigsten Geheimnisse und Schätze der Natur erschlossen, bis zuletzt als Resultat aus all diesem verfehlten Suchen und Streben ein unendlich werthvoller Gesammtgewinn hervorging: unsere heutige reale Chemie, die für die menschliche Gesellschaft praktisch werthvollste Wissenschaft von allen! Mit Unrecht würde daher die Alchymie heute, wie es in der That der Fall ist, in Verruf sein, anstatt nach Verdienst geschätzt zu werden, wenn nicht an dieser Vernichtung ihres Rufes jenes zahlreiche Unkraut schuld wäre, das zwischen dem Weizen ihrer Erfolge nur zu üppig wucherte: jene betrügerischen Alchymisten, welche, meist Gelehrte von mehr oder minder umfassenden Wissen, nur in seltneren Fällen blos marktschreierische Laien, die Fruchtlosigkeit ihres Strebens nach dem gesuchten Goldmittel erkannt hatten und nun ihre Intelligenz und Kenntnisse, ihren Scharfsinn und ihre Speculation zur vollkommen bewußten Täuschung und eigennützigen Ausbeutung der Laienwelt benutzten. Stümper in ihrem Handwerk waren es wahrlich nicht, diese gelehrten Hochstapler jener Zeit, weder an Raffinirtheit, noch an Kenntnissen in der damaligen Wissenschaft; sie waren die Industrieritter und Humbugmacher jener Zeit, denjenigen unserer Zeit in der Schlauheit und Weittragendheit ihrer Machinationen so weit überlegen, daß die schlauesten unter diesen nur Pfuscher gegen sie sind, und in das Geheimbuch ihrer Kunststücke und Recepte den Leser einen Einblick thun zu lassen, ist der Zweck dieser Zeilen.

An scheinbaren Erfolgen der Alchymisten in der Kunst Gold zu machen, fehlt es nicht, und wenn auch in seltenen Fällen sich annehmen läßt, daß der Experimentator durch sein Product selber getäuscht worden sei, so ist doch die bei Weitem größere Mehrzahl Derer, welche das Goldmittel gefunden zu haben vorgaben, als bewußte Betrüger zu betrachten. Und wie weit an unsere Zeit heran dies Chimärenthum reichte, mag der Leser daraus ersehen, daß noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der englische Arzt Dr. Price als Goldmacher Sensation erregen und noch 1784 ein deutscher Gelehrter, Güldenfalk, es unternehmen konnte, als wissenschaftlicher Vertheidiger der Goldmacherei aufzutreten und in einem von ihm herausgegebenen historischen Werk über Alchymie die sämmtlichen Fälle von „geglücktem" Goldmachen als Beweise für die Sache zusammenzustellen. Daß sich freilich um diese Zeit längst die Wissenschaft gegen jene Irrlehren der Alchymie erklärt und den Betrug seitens der Goldmacher und Magier in den meisten Fällen dargethan hatte, versteht sich von selbst; berühmte Gelehrte wie Réaumur, Geoffroy, Lemery wirkten mächtig in dieser Richtung, und der deutsche Professor Wiegleb erwarb sich das in damaligen Verhältnissen sicher sehr schätzenswerthe Verdienst, in einem umfassenden populären Buch, dessen zwanzig Bände während circa zwanzig Jahren erschienen, eine große, ungemein inter-

Digitized by Google



Küchenüberfall eines friedlichen Heeres.

Digitized by Google

Digitized by Google

essante Sammlung von Erklärungen aller möglichen Hocuspocusmachinationen von Magiern, Goldmachern, Schatzgräbern, Taschenspielern ꝛc. ꝛc., vereint mit dem Interessantesten aus dem damaligen Gebiet der Naturwissenschaften, zur Aufklärung des Volkes zu veröffentlichen. („Die natürliche Magie" von Joh. Chr. Wiegleb; Berlin, Nicolai'sche Buchhandlung. 1786—1806).

Unter den durch scheinbare Goldmacherkunst berühmten Alchymisten steht der gelehrte Spanier Raimundus Lullus oder Roman Lull (Raymond Lully) obenan, der 1234 — 1314 sich als phantastischer Philosoph, Mathematiker, Naturkundiger, frommer Ascet und Missionär des Christenthums, bei dessen Verbreitung unter den Arabern er zum Märtyrer wurde (wenn wir nicht irren, gehört er sogar zu den Heiligen der katholischen Kirche), sich einen im Mittelalter bedeutenden Namen machte. Als dessen Träger würden wir ihn besser schätzen, wenn wir nicht durch den Umstand, daß der gute Mann bei seiner Anwesenheit am englischen Hofe in London dem Könige Eduard I. „50,000 Pfund Quecksilber in eine große Menge Goldes verwandelte, aus welchem die ersten englischen Rosenobles geprägt wurden", genöthigt wären, ihn gleichfalls in die Reihe der betrügerischen Alchymisten zu verweisen. Nichts ist nach dem heutigen Stande der Wissenschaft leichter, als Lullus' muthmaßliches Verfahren hierbei zu erklären; es ist nichts Anderes, als das in den Hüttenwerken zur Ausziehung des Goldes aus den anderen Metallen, mit denen es verbunden ist, ganz gäng und gäbe Verfahren, das schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts bei der Goldgewinnung in Amerika allgemein gebräuchlich war. Gold hat die chemische Eigenschaft, sich sehr leicht und gern mit Quecksilber zu vereinigen; bringt man daher goldhaltige Erze mit solchem zusammen, so verläßt das Gold die andern Stoffe und vereinigt sich („amalgamirt" sich) mit dem Quecksilber. Unterwirft man dies goldhaltige Quecksilber („Amalgam") dann einem Glühproceß, so verflüchtigt sich das Quecksilber und das reine Gold bleibt zurück. Daraus nun, daß bei dem Verfahren des Lullus das Quecksilber eine so große Rolle spielte, geht zur Evidenz hervor, daß er einfach einen Amalgamirungsproceß anwandte. Unter die Stoffe nämlich, aus denen er mit allerlei üblichem Hocuspocus seine Wundermischung zusammenstellte, fügte er auch eine Quantität goldhaltigen Erzes hinzu, das er entweder in natura besaß, oder sich durch Zusammenschmelzen hergestellt hatte. Bei dem Zusetzen des Quecksilbers amalgamirte sich das in den anderen Metallen steckende Gold mit demselben, wurde durch Glühen ausgeschieden und der geprellte König Eduard sah zu seinem Allerhöchsten Nichtverständniß aus der Mischung von Kupfer, Zinn, Blei, Quecksilber und allerlei unnützem Zeug in der That eine Quantität echten, puren Goldes hervorgehen. Daß das Experiment nicht mehr gelang, sobald Lullus nicht mehr die Ingredienzien lieferte, versteht sich von selbst, ebenso wie überhaupt bei allen Alchymisten, welche wirklich Gold aus ihren Mischungen hervorbrachten, des Pudels Kern ausnahmelos der war, daß sie in versteckter Weise so viel Gold in die Tiegel hineinbrachten, wie sie später aus denselben erzielten.

Wahrhaft genial-raffinirt und schon etwas mehr echt hochstaplerisch war das Verfahren Daniels von Siebenbürgen, dessen Betrug vielleicht nie aufgeklärt worden wäre, wenn nicht sein Autor selber ihn in einem freiwilligen Geständniß dargelegt hätte. Daniel, in der Mitte des 16. Jahrhunderts ein sehr tüchtiger Arzt und Alchymist, ließ sich die Sache Etwas kosten und stellte sich eine Mischung her, deren höchst einfaches Recept uns aufbewahrt

Digitized by Google

ist. Er amalgamirte 4000 Stück Ducaten mit der erforderlichen Menge Quecksilber, ließ dann Wachs und „braunes Harz" (Colophonium) über gelindem Feuer zergehen, schüttete so viel Kohlenstaub hinzu, daß die flüssige Masse gut schwarzgefärbt war, und vermischte sie mit dem Amalgam. Nach dem Erkalten pulverisirte er die hartgewordene Mischung und erhielt so ein unscheinbares Pulver, welches das lautere Gold von 4000 Ducaten in sich versteckt hielt. Wenn man bedenkt, daß das Wachs und Harz weiter keinen Zweck hatte, wie als Klebestoff für den schwarzfärbenden Kohlenstaub zu dienen, so leuchtet ein, daß sich Herr Daniel von Siebenbürgen in chemischer Beziehung nicht viel Umstände gemacht. Desto geschickter aber fing er seine Sache als Hochstapler an. Sein Pulver in den Taschen wohlgeborgen, zog er als wandernder Arzt in den Städten Norditaliens umher und machte sich einen großen Namen, indem er in denjenigen Fällen, in denen er der Heilung des Patienten sicher war, die List befolgte, dem Kranken zuerst heimlich Vomitive oder dergleichen beizubringen, damit sich der Zustand in den Augen der Laien verschlimmerte und die dann schnell erfolgende Heilung um so effectvoller erscheinen ließ. In allen diesen Fällen verlangte er stets unter anderen Ingredienzien zu seinen Heilmitteln, die er selbst bereitete, auch ein unbekanntes Pulver „Usufur", das seine Kranken aber in keiner Apotheke und bei keinem Kräuterhändler aufzutreiben vermochten, worauf der menschenfreundliche Arzt vorgab, selbst die nöthige Dosis von seinem kleinen Vorrath Usufurpulvers hergeben zu wollen. Nachdem er auf diese Weise bei verschiedenen Apothekern und Händlern Nachfrage nach dem ihnen unbekannten „Usufur" veranlaßt hatte, durchzog er bald darauf dieselbe Stadt in der Verkleidung eines deutschen Specereienkrämers und bot denselben u. A. auch Usufurpulver an, welches dieselben um wenige Heller von ihm kauften und als welches er ihnen — sein kostbares schwarzes Goldpulver verabfolgte! Dann wieder als Arzt auftretend, verordnete er von Neuem das Pulver Usufur, das sich nun in den Apotheken vorfand; die ihm gelieferten einzelnen Quantitäten verwandte er natürlich nicht zu seinen Medicamenten, sondern behielt sie zurück; sobald sich aber ein größeres Quantum bei ihm angesammelt hatte, zog er wieder — stets in anderer Verkleidung — als deutscher Krämer umher, verkaufte das Pulver von Neuem an die Händler und brachte es so allmälig wirklich in den Handel, und zwar ohne Gefahr zu laufen, etwas von dem theuren Pulver zu verlieren; denn da Niemand außer ihm „Usufur" kannte und Niemand außer für seine Medicamente es kaufte, so coursirte dasselbe lediglich zwischen ihm und den Händlern und er hatte es in seiner Macht, das in der Welt vorhandene Quantum „Usufur" sowohl ganz nach seinen Wünschen zu vertheilen, wie auch jederzeit zu wissen, wo und wie viel davon zu haben sei. Ueber ein Jahr trieb er dies ungemein schlaue Spiel, bis er sich einen großen Ruf als Wunderdoctor erworben und gleichzeitig so manipulirt hatte, daß alles vorhandene Goldpulver in und bei Florenz unter den Händlern vertheilt war, denn auf diese Stadt speciell hatte er es abgesehen. Jetzt stellte sich der Wunderdoctor dem Herzog Cosmo I. vor, welcher damals (1560) durch seine Schreckensherrschaft dem Lande Blut und Geld aussog, und erbot sich, ihm für 30,000 Ducaten das Geheimniß, aus werthlosen Stoffen Gold zu machen, zu verkaufen. Der Tyrann war mißtrauisch und zögerte; als aber Daniel sich freiwillig zu den drei Bedingungen verpflichtete: daß der Fürst, um nicht betrogen werden zu können, sämmtliche erforderliche Ingredienzien selbst liefern solle, der Wundermann mit seinem Kopf für das

Digitized by Google

Gelingen des Experiments haften, deshalb so lange der Gefangene des Herzogs sein und nicht eher Freiheit und Lohn erhalten solle, als bis Cosmo auch ohne Beihülfe des Adepten wiederholt das Experiment zu Stande gebracht, so ging er auf den Vertrag ein. Daniel begann nun unter dem üblichen magischen Zuthun und den Herzog stets genau unterweisend, sein Kochen und Destilliren, verlangte bald diesen, bald jenen umständlich zu beschaffenden Stoff und schließlich auch eine Quantität des Pulvers Usufur, das, wie sein Schüler sich überzeugte, für ein Geringes in den Apotheken zu haben war, und welches wohl von allen Stoffen am wenigsten die Aufmerksamkeit des Herzogs auf sich zog. Das Experiment gelang natürlich, und Cosmo sah endlich zu seiner grenzenlosen Freude wirklich einige Loth echten, unverfälschten, untadelhaften Goldes aus dem Schmelztiegel hervorgehen. Das Experiment gelang zum zweiten und zum dritten Male; Cosmo versuchte es jetzt in vergrößertem Maßstabe ohne Beihülfe Daniels und — gewann eine Quantität Gold von ca. 3000 Ducaten Werth! Jetzt war jeder Zweifel bei ihm geschwunden; Daniel erhielt seine Freiheit und die bedungenen 30,000 Ducaten, überdies noch Geschenke im Werth von 1000 Ducaten; er wurde mit Ehren überhäuft und erhielt, da er nach Frankreich zu gehen wünschte, fürstliches Geleit dorthin in einer herzoglichen Sänfte, welche zwei Compagnien Leibgarde begleiteten. Als Daniel sich in Sicherheit wußte, war er keck genug, das Aeußerste zu thun, was er dem blutdürstigen Herzog anthun konnte: er schrieb ihm einen Brief, worin er ihm mittheilte, daß er ihn angeführt habe und ihm sein ganzes Spiel darlegte! Was aus dem gewandten Hochstapler geworden ist, wissen wir nicht, jedoch scheint er mit seinen 31,000 Ducaten glücklich entkommen zu sein; wenigstens meldet die Geschichte nichts von seiner Gefangennahme, der natürlich eine grandiose öffentliche Hinrichtung auf dem Fuße gefolgt sein würde.

Ein traurigeres Schicksal hatte der Mönch Rollus oder Rolfus (um 1470), welcher im Betruge nur so weit kam, Silber in Gold zu verwandeln. Als dieses Verfahren seinem habsüchtigen Abt zu kostspielig schien, Rolfus aber das Problem, Gold aus anderen Stoffen zu machen, nicht lösen konnte, schöpfte der Abt Verdacht, nahm das Silberexperiment ohne Beihülfe des Adepten vor, entlarvte ihn, da es mißlang, als Betrüger und übergab ihn dem Tode im Hungerthurm. Das Goldmittel des Rolfus fand aber noch zahlreiche Anwendung von Seiten Anderer und wurde endlich unter dem Namen „Schelmentinctur" allgemein bekannt. Der Chemiker v. Schröder giebt uns (1780) in seinem „Buch der Recepte" die Schelmentinctur folgendermaßen an: in einem Schmelztiegel läßt man Glaubersalz zergehen, vermischt die flüssige Masse mit so viel Ruß oder Kohlenstaub wie nöthig ist, um sie gut schwarz zu färben, und wirft dann so viel Gold, wie man später produciren will, hinein. Das Gold löst sich in dem Salz leicht auf und man erhält nach dem Erkalten ein goldhaltiges Salz, das sich sowohl in Pulver verwandeln, wie auch in heißem Wasser zur Flüssigkeit auflösen läßt. Das Pulver nun wurde als Ingredienz zu der Goldmischung bezeichnet, im Tiegel geschmolzen und dann Silber hinzugethan; das Glaubersalz verband sich darauf, soweit es hinreichend war, mit dem Silber und ließ sein Gold frei; dies fand sich mit dem vom Salze nicht angegriffenen Silber zusammengeschmolzen im Tigel vor und brauchte nun nur geschieden zu werden, um als reines Metall zu erscheinen. Oder: man warf Silberstücke in die oben erwähnte, aus dem Glaubersalz hergestellte Tinctur, es erfolgt eine Ver-

Digitized by Google

goldung des Silbers und ließ daher vor unkundigen und nicht argwöhnischen Augen die Silberstücke als Gold erscheinen. Wurde beim Durchschneiden der Silberstücke entdeckt, daß die Goldschicht nur äußerlich war, so wurde, wie schon von Rolfus geschehen, vorgegeben, die Mischung sei noch nicht stark genug gewesen, um das Silber ganz zu durchdringen: es sei dies nur bis zu einer geringeren Tiefe geschehen. — Ein anderes sehr häufig angewendetes Verfahren der Adepten bestand darin, daß Gold, Silber und Kupfer zu gleichen Theilen mit einem Theil verschiedener anderer Ingredienzien zusammengeschmolzen wurden, worauf man am Schluß Alles in Gold verwandelt, also an Gold das vierfache Gewicht dessen vorfand, welches man hinzugethan, — vielleicht die plumpste Täuschung von allen! Denn man fand zwar dem Gewicht nach viermal so viel Gold vor, als man in den Tiegel gethan, aber — es war, um es ganz populär auszudrücken: viermal schlechteres Gold als zuvor, eine goldähnliche Composition, welche nur zum vierten Theile ihres Gewichtes wirklich Gold war! Es war das ein Experiment, als ob man in ein Quart Milch ein Quart Wasser gießt und nun glaubt zwei Quart Milch zu haben! Heute lacht Jedermann über eine solche handgreifliche Täuschung (mit Ausnahme vielleicht unserer Milchhändler!) und doch konnte noch 1784, wie Professor Wiegleb erzählt, ein anderer Gelehrter, gleichfalls Professor, mit ihm über dies Experiment streiten und konnte erst durch die chemische Zersetzung der Metallcomposition und Wägen ihrer einzelnen Massen von seinem Irrthum überzeugt werden. Wiegleb giebt den Namen des Professors nicht an, aber er bezeichnet ihn ausdrücklich als Adepten, — es gab deren also sogar noch 1784, und zwar noch unter den Professoren!

Neben denjenigen Alchymisten, welche die verschiedenartigsten chemischen Processe anwandten, um die edlen Metalle, welche sie hervorbringen wollten, versteckt in ihre Mischungen hineinzuspielen, gab es auch derjenigen genug, welche sich directer Taschenspieler- und — um diesen modernen Ausdruck zu gebrauchen — Bauernfängerkunststückchen dazu bedienten. So erregte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Georg Honauer großes Aufsehen als Goldmacher, bis durch einen für ihn unglücklichen Zufall entdeckt wurde, daß in seiner Apparatenkiste, welche er stets da mit hinführte, wo er „Gold machte", und welche stets in dem betreffenden Laboratorium aufgestellt wurde, unter einem doppelten Boden ein Knabe, sein zehnjähriger Sohn, verborgen war, welcher, sobald Alle das wohlverschlossene Laboratorium verlassen hatten, „um die Mischung einige Stunden ganz sich selbst zu überlassen", aus der Kiste kroch und dem Tiegel das Gold zuführte, welches nachher geschmolzen in der Masse vorgefunden wurde. Honauer gestand dies auf der Folter ein und wurde in Stuttgart gehängt. Ein anderer Adept, Carolus Mantulmanus (ein Schwabe Namens Carl Mantelman) wurde einige Jahre früher in Regensburg geköpft und geviertheilt, weil er auf eine andere allzu einfache Weise Gold „machte": er pflegte, wenn die Massen in Fluß waren, als Schlußgabe einige Kohlenstücke in den Tiegel zu werfen; unglücklicherweise fiel ihm dabei einst ein solches aus der Hand, zerbrach am Boden und — der Betrug war entdeckt! Die Kohlenstücke waren hohl, enthielten in der Höhlung einige Goldstückchen und waren mit schwarzem Wachs verklebt. Wachs und Gold schmolz natürlich in der glühenden Masse und das Gold fand sich in der Mischung vor, welches Resultat sich der Adept ebenso natürlich mit dem zwanzigfachen Betrage seiner Unkosten bezahlen ließ! — Ein

Digitized by Google

alchymistischer Betrüger, dessen Name uns nicht erhalten ist, prellte den Markgrafen Ernst von Baden (gest. 1553) mit einem Manöver, welches an dasjenige Daniels von Siebenbürgen erinnert. Er machte sich anheischig, den Herzog das Goldmachen zu lehren, experimentirte einige Zeit lang in entsprechender Weise und verlangte schließlich vom Herzoge, der hier gleichfalls die Stoffe sämmtlich selbst lieferte, die „Wurzel Resch". In den Apotheken war dieselbe nicht bekannt, wohl aber fanden sich in der Gegend zwei bis drei wandernde Kräuterhändler, welche sie besaßen und sie dem Herzoge einlieferten. Die „Wurzel Resch" war ein schwarzes Pulver, das die Händler für wenige Heller feil hatten. Der Adept mischte das Wurzelpulver mit Quecksilber zusammen, that es in den Schmelztiegel und — das Gold fand sich vor! Wir brauchen weiter nichts zu hören als das Wort Quecksilber, um sofort zu wissen, worin der Kunstgriff hier bestand. Die Wurzel Resch war ein schwarzgefärbtes, goldhaltiges Metallpulver, aus welchem auf dem Wege der Amalgamirung und des Ausglühens das Gold gewonnen wurde. Der Alchymist erhielt seinen bedungenen Lohn und verschwand. Als aber der Herzog das Experiment nun wiederholen wollte, waren alle dazu erforderlichen Stoffe zu haben nur nicht — die unbedeutende „Wurzel Resch"; ihre Verkäufer waren verschwunden und fanden sich nie wieder ein; es waren Complicen des Adepten gewesen und hatten sich mit ihm davon gemacht, — der Herzog sah ein, daß er geprellt war!

Sowohl taschenspielerischer Handgriffe, durch welche die Täuschung bewirkt wurde, wie auch mehr oder minder einfacher chemischer Präparate zur Einschmuggelung edler Metalle in versteckter Form gab es fast unzählige. Ein schweizerischer Adept im 16. Jahrhundert bediente sich zum Umrühren der Mischung im Tiegel kleiner rohgeschnittener Holzstäbchen, welche in der glühenden Mixtur schnell am obern Ende fortbrannten, daher beständig erneuert werden mußten und gleichzeitig den Zweck haben sollten, der Masse ein erforderliches Quantum Kohle zuzuführen. Einige von diesen Holzstäbchen, welche der Diener des Adepten heimlich auf das vorräthige Bündel zu werfen hatte, waren am oberen Ende mit einem Bohrloch versehen, dieses mit Goldstaub gefüllt und mit Wachs verklebt, beim Verbrennen des Stabendchens fiel das Gold in den Tiegel und wurde so der Masse einverleibt. Der Diener machte sich einst eines Diebstahls schuldig und bekannte auf der Folter nicht nur diesen, sondern gleich auch seine Beihülfe zur Goldmacherei und die Sache kam so ans Licht. Ein anderer Schweizer, von dem Beguin (1773) erzählt, besaß eine Tinctur, mit welcher er äußerlich die Schmelztiegel bestrich, vorgeblich um sie feuerbeständiger zu machen, welche aber in der That die Wirkung hatte, daß die Tiegel sämmtlich zersprangen; nachdem sich nun kein Thon als feuerfest genug erwiesen, bekam man endlich bei einem umherziehenden Krämer Tiegel, welche die Probe aushielten, und in denen das Goldexperiment gelang. Dieser Krämer aber war ein Gehülfe des Magiers, seine Tiegel wurden nicht mit der Sprengtinctur, sondern mit einer unschuldigen, ähnlich aussehenden Lösung bestrichen und waren vorher derart präparirt, daß unterhalb einer schmelzbaren Schicht, mit der sie Innen überzogen waren, sich etwas Goldpulver befand, welches nach dem Wegschmelzen der falschen Glasurschicht das gewünschte Gold lieferte. Gold war in kleinen Körnchen — denn die Productionen größerer Quantitäten Goldes waren des theuren Materials wegen selten, und es wurden die Proben gewöhnlich nur in kleinem Maße gemacht, indem man den Versuch im Großen dann dem

geprellten Schüler überließ — bei dem Einen in dem Blei, Kupfer, oder hauptsächlich Quecksilber enthalten, das man als Ingredienzien verwandte, bei Anderen in geheimnißvollen Pulvern oder Tincturen, welche man als Wunderzusammensetzungen ausgab, die man mit den abenteuerlichsten Namen belegte. Die alchymistischen Bücher sprechen von „jungfräulicher Erde“ und vom „befruchtenden Elementgeist“; ferner waren „der aussätzige Naeman, welcher sieben Mal im Jordan badet“; „der alte Adam“, „Salomonis Purpurmantel“, „die Hesperiden“, „Gefährten des Cadmus“ ꝛc. ꝛc. gebräuchliche Bezeichnungen für meist höchst einfache chemische Mischungen, welche Gold enthielten, die man aber für die durch magische Forschungen gefundenen Geheimmittel zur Goldfabrikation ausgab. Das magische Geheimmittel wurde entweder fertig vorgezeigt und nach gelungenem Experiment dem Goldsüchtigen ein complicirtes Recept übergeben, aus welchem das Geheimmittel herzustellen ihm natürlich trotz oft jahrelanger Versuche nicht gelang, oder man kochte und destillirte eine Zeitlang zum Schein, um in Gegenwart des Schülers die Mixtur herzustellen, und vertauschte dann auf irgend eine von tausend Arten den erzielten Mischmasch mit dem längst fertigen wirklichen Präparat, welches man als das Ergebniß der Composition vorgab und womit dann natürlich die Goldmacherei „zur Probe“ gelang. Josephus Fumopos (Joseph Rauchfuß), ein Adept der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, ließ, um scheinbar jede Möglichkeit eines Betruges auszuschließen, nicht nur sämmtliche Ingredienzien von der Person, welcher er sein Geheimniß verkaufen wollte, selbst liefern, sondern rührte auch bei dem Experiment seinerseits weder die Stoffe, noch den Tiegel, noch irgend ein Geräth an, sondern ließ alle Verrichtungen nach seiner Angabe von dem Lernenden oder dessen Gehülfen selbst verrichten und dennoch glückte das Experiment stets. Aber, während der geprellte Lernende kochte und destillirte, mußte ein Schreibkundiger, den derselbe freilich selbst gestellt hatte, diverse fromme Sprüche, magische Figuren und ganze Kapitel der Bibel aus einem großen „Wunderbuch“ des Adepten abschreiben, was bei der damaligen schwerfälligen Schreibweise viele Tage in Anspruch nahm und viele Bogen Papier füllte. Das Papier war zwar wiederum von dem Laien selbst geliefert, aber — nicht die Tinte, welche sich in einem, gleich an dem Zauberfolianten angebrachten Schreibzeuge befand. Und darin steckte diesmal der Betrug. Das Einzige, das von all dem bei dem Wunderproceß Gebrauchten von dem Adepten selbst geliefert und was seiner scheinbaren Nebensächlichkeit wegen von Niemandem beachtet wurde, die Tinte, war mit einem schwarzen Goldpulver stark versetzt, war also goldhaltig. Wurden nun zum Schluß die Papiere mit den vielen darauf befindlichen magischen Figuren, Sprüchen, Bibelkapiteln ꝛc., wie es stets geschah, als letzte Weihe dem glühenden Mischmasch im Tiegel hinzugefügt, so liegt auf der Hand, daß sich nachher beim Zersetzen der Masse eine Quantität Goldes in derselben vorfinden mußte. Dann erhielt der Preller seinen Lohn, der Geprellte die Angabe der Figuren, Sprüche und Bibelstellen, welche zu dem Experiment erforderlich seien und — konnte nun sehen, wie er, jetzt ohne magische Tinte, mit der Sache fertig werde! Wie lange durfte in der damaligen abergläubischen Zeit und dem Dunkel, das über der ganzen Sache herrschte, solch ein armer Geprellter wohl experimentiren, bis ihm klar werden konnte, wo der Fehler oder Mangel steckte! In einem Fall wie der soeben erzählte gewiß so lange, wie sein Leben oder — sein Hab und Gut reichte!

Digitized by Google

Am Hofe der Königin Elisabeth von England tauchte einst ein Adept, seines Zeichens ein Mönch, dessen Name uns nicht aufbewahrt ist, in Gegenwart der Königin ein Messer und eine Feile, deren er sich in seinem Laboratorium bedient hatte, zur Hälfte in ein Fläschchen voller „Wundertinctur", worauf sich nach einigen Minuten der Stahl, soweit er in die Flüssigkeit hineingetaucht war, in Gold verwandelt zeigte. Die Goldhälften des Stahles erwiesen sich bei der vorgenommenen Prüfung nicht nur als echt, sondern sogar als massiv (nicht als bloße Goldschicht). Der Adept weigerte sich jedoch, der Königin das Recept zu seiner Wundertinctur zu verkaufen; er suchte jedenfalls seinen Vortheil darin, daß er das durch sein Experiment gewonnene hohe Ansehen bei der Königin anderweitig und um desto nachhaltiger ausbeute, wie denn überhaupt der Zweck der Goldmacher in vielen Fälen nicht der Verkauf ihres angeblichen Geheimnisses, sondern zunächst der war, Ansehen zu gewinnen, um auf Grund des erlangten Vertrauens den Getäuschten anderweitig zu prellen oder sonstige Pläne zu verfolgen. Das oben erwähnte Messer befand sich noch im vorigen Jahrhundert unter einer Sammlung von Merkwürdigkeiten der Königin Elisabeth, bis der berühmte Mechaniker Geoffroy (dessen mechanische Kunstwerke dem später noch berühmteren Herrn v. Kempelen den Anstoß zu dessen noch heute als wahre Wunder der Mechanik geltenden „Schachspieler" und der „Sprechmaschine" gaben) den Betrug an dem Messer nachwies. Die Goldhälfte war nämlich an die Stahlhälfte geschickt angelöthet, die Lothstelle durch eine darüber gelegte Vergoldung bedeckt und dann das ganze Messer mit einer Stahlfarbe überzogen, welche sich später in der zersetzenden Tinctur auflöste und so das Gold hervortreten ließ. Geoffroy legte der Akademie der Wissenschaften zu Paris ein solches von ihm gefertigtes Messer vor, mit welchem er das Experiment jenes Mönches in vollkommenster Weise nachmachte. Noch nach Geoffroy's Erklärung, und vielleicht gerade in Folge derselben, zogen in der Provence Marktschreier umher, welche der schaulustigen Menge das Kunststück vorgaukelten, ihre Tinctur für schweres Geld verkauften und dann verschwanden. Aehnlicher Betrug wurde beim Großherzog von Toscana mit einem zur Hälfte in Gold verwandelten Nagel getrieben. Der Nagel wurde noch um 1773, wie der Antiadept Gregorovius erzählt („De arte magna Lulli", Romen 1773), im Kunstcabinet des Großherzogs gezeigt, obgleich Geoffroy schon auch das Nagelexperiment, wie dasjenige mit dem Messer, vor der Pariser Akademie der Künste durch Vorlegung solcher von ihm gefertigter Nägel nachgemacht und erklärt hatte. Auch diese halbgoldenen oder halbsilbernen Nägel wurden ein ganzer Industriezweig der untergeordneteren alchymistischen Gaunerwelt. — Gar nicht zu gedenken sei der Legion jener plumperen Betrüger, deren Verfahren nur in einem dünnen äußerlichen Vergolden des Metalles bestand, welches sie nachher für Gold ausgaben, und der Legion jener betrügerischen Proletarier der Adeptenwelt, welche gar nur ein übles werthloses Metallgemisch der großen Menge als Gold vorgaukelten, — ein Betrug also, der noch nicht vor dem Auge des ersten besten ganz unwissenden Goldschmiedegesellen jener Zeit bestehen bleiben konnte! Tausend Jahr hindurch, aus dem achten bis ins achtzehnte Jahrhundert, hat der Irrthum der Alchymie gewährt, tausend Jahre hindurch ist er von Betrügern zum Nachtheile ihrer Mitwelt ausgebeutet worden, und tausendfach sind die Manipulationen, Recepte, Täuschungsmittel ꝛc., welche sie hierzu angewendet haben, die aber hier noch weiter aufzuführen wohl unnütz ist, — sie laufen

Digitized by Google

insgesammt auf eines oder das andere der Verfahren hinaus, welche wir dem Leser vorgeführt.

Ganz außer Acht lassen wir ferner das Gebiet jenes anderen Hocuspocus der Adepten, welchen sie den „Stein der Weisen" nannten, das Universalmittel, das menschliche Leben bis ins Unendliche zu verlängern, den Menschen also physisch unsterblich zu machen, da es sich hierbei nicht einmal um auch nur scheinbare Erfolge oder um geschickt durchgeführte Täuschungen, sondern lediglich um bloße haltlose Prahlereien einzelner Schwindler handelt, welche weiter Nichts für ihre Behauptung aufzuweisen hatten, als eben diese Behauptung selbst. Hingegen glauben wir, unsere Betrachtung nicht schließen zu sollen ohne noch einen kurzen anderseitigen Blick auf jenen tausendjährigen Irrthum der Alchymie zu werfen, der uns vergegenwärtigen soll, wie wenig wir berechtigt sind, die Alchymie wegen des Schwindelsystems, zu dem dieselbe leider vielfach mißbraucht worden ist, wegwerfend zu beurtheilen. Vergessen wir nicht, daß dasjenige von ihr, was wir hier mitgetheilt haben, nur die Kehrseite der Sache bildete, den Revers der Medaille, — der Avers stellt sich anders dar! Die Alchymie war ein tausendjähriger Irrthum, aber nicht ein Irrthum wie der des unwissenden Laien, sondern der Irrthum des wissenschaftlichen Forschers, welcher so lange ergründen muß, welchen Weg er *nicht* gehen darf, bis er daraus den rechten Weg gefunden, den er wandeln muß. Ein solcher Irrthum ist als die Wehen der kreisenden Wissenschaft zu betrachten, welche die Wahrheit gebährt! Und dürfte man etwa die Eisenbahnen verwerfen, weil auch Spitzbuben sich ihrer für ihre „Kunstreisen" oder zur Flucht bedienen, und dabei die Mehrzahl der Passagiere vergessen, welche ehrliche Menschen sind und durch die Eisenbahnen den Handel, die Industrie und den internationalen Verkehr zu dem gemacht haben, was diese segensreichen Factoren für die heutige Welt sind? So können auch zur Schmälerung der Reputation der Alchymie jene schwindlerischen Adepten nicht in Betracht kommen gegenüber der Mehrzahl jener ehrlichen, gelehrten, rastlosen Forscher, welche die eigentliche Alchymistenwelt bildete, und deren Errungenschaften wir zum großen Theil den heutigen Stand insbesondere unserer Naturwissenschaften verdanken. Daher verfehle man doch ja nicht, sich das Wort „Alchymist" mit dem modernen Wort „gelehrter Chemiker", nicht mit der Bezeichnung „Magier" oder „Schwindler" zu übersetzen, wie der weniger Gebildete heute nur zu leicht geneigt ist! — Und wenn auch Geber's Lehre, auf welcher das Gebäude der Alchymie errichtet wurde, eine Irrlehre war, so bedenke man doch: was für eine Irrlehre! Wie Voltaire von dem Begriff „Gott" sagt: „Wenn es kein Gott *gäbe*, so hätte man ihn um der Menschheit willen *erfinden* müssen", so kann man von Geber sagen: „wenn er nicht in seinen Irrthum wirklich verfallen wäre, so hätte er ihn um der Menschheit willen *erfinden* müssen". Denn was in der Welt konnte mehr dazu angethan sein, den menschlichen Forschergeist auf Jahrhunderte hinaus aufs äußerste zu beflügeln, als gerade eben *diese* Lehre Geber's! Gold und Unsterblichkeit, das war der überlockende Preis, der auf Durchforschung des unbekannten Reichs der Erde gesetzt war, sie, die beiden höchsten irdischen Güter waren zu erringen, und der aufs Höchste angespornten Thatenlust der Forschung liehen die Reichen und Mächtigen ihre Macht und ihre Reichthümer, um sie in der Gewinnung des gehofften Zieles zu unterstützen. Was wäre in jenen ungeordneten, oft wilden, durchweg der allgemeinen Verbreitung von Aufklärung und Bildung

Digitized by Google

Thätigkeit abholden Zeiten aus der forschenden Naturwissenschaft geworden, wenn nicht eben das kostbare Gaukelbild, welches Geber's Lehre dem menschlichen Hoffen und den menschlichen Leidenschaften vorspiegelte, ihr ein Bündniß mit den Reichen und Mächtigen, einen Freipaß durch alle politischen und Geistesströmungen verschafft hätte!

Etwas Aehnliches finden wir bei der Astrologie, der mittelalterlichen Sterndeuterei, welche überhaupt ein Seitenstück zur Alchymie ist. Bei ihr war der fast ebenso hohe Preis, welcher die Durchforschung des Himmelsgewölbes förderte: Einblick in die Zukunft; und dem irrigen und vergeblichen Streben nach diesem Ziele verdanken wir unsere heutige Astronomie! Ebenso verdanken wir der Alchymie nicht nur unsere heutigen chemischen Kenntnisse, sondern auch unsere Arzneikunde, dadurch also zum großen Theil den hohen Standpunct unserer heutigen Medicin, sowie zahllose Einzelnerfindungen und Entdeckungen von mehr oder minder großer Bedeutung. Ein nach dem Goldrecept Suchender fand das Schießpulver, ein anderer (Böttcher, 1681 — 1719) das Porzellan, Brand (1677) den Phosphor, Theophrastus Paracelsus seine berühmten medicinischen Antimonpräparate. Besonders verdient um die wissenschaftliche Sichtung der Alchymie und ihren Uebergang in die heutige Chemie haben sich gemacht Rover Bacon und Albertus Magnus (gest. 1280); Conring, Guisbert, Gassendi, Kepler (der berühmte Astronom) und Kircher im 16. Jahrhundert; Libarius und Helmont im 17. Jahrhundert, welche sämmtlich noch an die Möglichkeit der Verwandlung unedler Metalle in edle glaubten. Auch der Astronom Tycho de Brahe, 1546 — 1601, einer der Hauptbegründer der Astronomie, lag eifrig adeptischen Studien in der Goldmacherkunst ob. Als Erfinder noch heute wichtiger Heilmittel zeichnen sich u. A. aus die Alchymisten Arnold de Villanova und Raymund Lullus (im 13. und 14. Jahrhundert), Basilius Valentinus (15. Jahrhundert), Paracelsus, Thurneisser (16. Jahrhundert), Kunkel (auch durch seine berühmten Glasfabrikate bekannt), Glauber, Brandt ꝛc. im 17. Jahrhundert. Sie haben mit ihrem alchymistischen Forschen und Streben der Welt wie der Wissenschaft unendlich Viel genutzt und haben mehr als gut gemacht, was die Thorheit oder die Selbstsucht, der Betrug oder der Mißbrauch so mancher Anderer an dem Einzelnen oder der Gesammtheit verschuldet. Noch heute Ruhm und Anerkennung für diese besseren und wahren Alchymisten, wie heute Lachen und Verachtung für jene Verfälscher der Wissenschaft, welche — Taschenspieler waren und sich Alchymisten nannten.

Digitized by

Conrad von Bolanden.

Wenn in ultramontanen Volksversammlungen ein als Jupiter tonans berühmter Redner auftritt, dann geht durch die Versammlung schon zum Voraus ein beifälliges Gemurmel, aller Augen richten sich auf den Mann mit dem bleichen Gesichte und den blitzenden Augen und der Freund stößt seinen weit hergekommenen Nachbar an und sagt: „Sieh, der ist's! Der kann es!"

Gerade so geht es, wenn in den katholischen Zeitungen das demnächstige Erscheinen eines neuen Romanes von Konrad von Bolanden (das Pseudonym für J. Bischoff, Prälat in Speyer) angekündigt wird. Auch hier zeigt alles auf den Schriftsteller hin und unisono rufen die katholischen Blätter: „Der kann es!"

„Was kann er?" fragt mancher Neugierige, der, wenn vom „Können" eines Dichters die Rede ist, nur an die Kunst zu fabuliren denkt. Ja, lieber Leser, wenn Du etwa in dem treuherzigen Glauben befangen bist, die ultramontanen Zeitungen verständen unter „Können" nur diese ehrenhafte Kunst, so bist Du in einem bedauerlichen Irrthum. Wenn sie sagen: „er kann es", so heißt das: er versteht es, den Gegner der katholischen Kirche, als da sind, preußischer Staat, Wissenschaft und Liberalismus, recht derb die Wahrheit zu sagen. Ohne Bolanden schmeicheln zu wollen, müssen wir ihm das Compliment machen: daß er an Wucht der Attaque noch von keinem zeitgenössischen Schriftsteller übertroffen ist. Mit der Kraft eines ganzen Regimentes schwerster Cavallerie stürzt er sich auf die Linie des Gegners, dessen Recruten (denn nur solchen stellt Bolanden sich gegenüber) sofort die Flinte ins Korn werfen und das Hasenpanier ergreifen. Damit ist Bolanden zufrieden. Er hat nicht Gewandtheit genug, um den fliehenden Feinden noch einigen Schaden zuzufügen. Seine Angriffe sind so plump, daß es gar keiner großen Geschicklichkeit bedarf, um ihnen auszuweichen. Wenn er die Wissenschaft, „die unfehlbare deutsche Wissenschaft" lächerlich machen will, so muß einer ihrer Vertreter einen horriblen faux pas machen. Alles lacht — über wen? über den aufgeblasenen, unwissenden Gelehrten? O nein, über Bolanden, der naiv genug ist zu glauben, das genüge, um die Wissenschaft in Mißcredit zu bringen. Aber nur Vorurtheilsfreie lachen. Bei seinen Lesern erreicht Bolanden seinen Zweck vollkommen. Die klatschen in die Hände und rufen da capo.

Der preußische Staat, sein erster und sein Cultusminister sind Bolanden besonders verhaßt. Der böse Otto muß in „Die Reichsfeinde" als heidnischer, blutgieriger Christentödter auftreten und preußische Maigesetze dictiren.

Am schlimmsten kommen die Liberalen weg. Bolanden hat sich aber den Angriff sehr leicht gemacht: er greift sich aus der Menge die schwächsten heraus und verarbeitet diese dann mit seinen kräftigen Fäusten. In der That, die Bolanden'schen Liberalen, Betrüger, Meineidige, die sie nun einmal sind, verdienen nichts besseres. Bolanden kann von seinen selbstgeschaffenen Geg-

Digitized by Google

nern sagen, was Friedrich der Große einmal von den feindlichen Soldaten beklagte: „Und mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen".

Endlich wendet sich Bolanden mit ganz besonderer Heftigkeit gegen die liberalen Historiker, deren „Geschichtslügen" er offenkundig machen will. Seine historischen Romane: „Luthers Brautfahrt", „Franz von Sickingen", „Canossa", „Gustav Adolf", das ungeheuerliche „Urdeutsch" sowie die Novellen über Friedrich II. sind eingestandenermaßen nur geschrieben, um die Darstellungen der Geschichtsschreibung Lügen zu strafen. Da kommen denn von den historischen Größen ganz andere Charakterbilder zum Vorschein, als man zu sehen gewohnt ist. Alles schwarz in schwarz mit bluthrothem Rahmen! Luther, Heinrich IV., Friedrich II, Gustav Adolf sind in der Bolandenschen Zeichnung das genaue Gegentheil der landläufigen Vorstellung von diesen Helden.

Doch es wäre nutzlos und zu weit führend, wollte man mit Bolanden über die historische Wahrheit seiner Helden streiten; sehen wir nur einmal welchen dichterischen Werth die Hauptpersonen seiner Romane haben.

Wenn wir nun sagen müssen, daß dieselben poetisch gar keinen Werth haben, so ist das ein hartes Urtheil und doch können wir nicht anders. Wer kann sich für einen Bolanden'schen Helden interessiren, geschweige denn erwärmen und begeistern! Welch' ein geistig unbedeutender, sinnlicher, roher Mensch ist dieser Luther! Wie stößt dieser Gustav Adolf ab! Und welch' ein Abenteurer ist dieser Friedrich der Große! Aber freilich, die Tendenz der Bolanden'schen Romane verlangt es einmal so. Was dem deutschen Volke in seiner Gesammtheit lieb und theuer ist, das muß in den Staub gezogen und mit Koth beworfen werden! Ob ein Roman geschichtlich wahr, besonders ob er ästhetischen Werth hat, das kümmert weder Bolanden noch sein Publicum. Wenn nur recht derb geschimpft wird. Ja, aus Liebe zur Sache nimmt der katholische Leser auch manches Anstößige von seinem vergötterten Dichter dankbar entgegen; ja er schweigt sogar zu den unqualificirbaren Darstellungen, welche in „Urdeutsch" paradiren.

Schließe man hieraus aber ja nicht, daß Bolanden ein talentloser Scribent sei, der nur den Leidenschaften seiner fanatischen Parteigenossen schmeichle, Höheres aber nicht zu ereichen vermöge. Da wäre man im Irrthume. Zwar hat Bolanden noch nie einen Roman geschaffen aus reinstem künstlerischen Triebe; noch nie hat er einen Character hervorgebracht ohne jede polemische Beimischung; und doch ist seine dichterische Kraft so groß, daß er, vielleicht gegen seinen Willen, Gestalten und Scenen von hohem, dichterischem Werthe schafft. Ich meine die Gestalten jugendlicher Ritter und die zahlreichen Kampf- und Lagerscenen in Bolandens Romanen. Das ist er ganz in seinem Elemente und der Leser folgt mit steigendem Interesse der Entwicklung. Man glaubt sie vor sich zu sehen, die schönen, tapferen Jünglinge, wie sie mit blitzendem Schwerte die Haufen des Pöbels auseinandertreiben und Leiche auf Leiche vor sich aufhäufen. Einen solchen Jüngling, den Schutz der Bedrängten, finden wir fast in jedem historischen Romane Bolandens, stets dargestellt mit derselben Kraft und Anschaulichkeit. Prächtige Lagerscenen, farbenreiche Bilder aus dem dreißigjährigen Kriege finden wir besonders in „Gustav Adolf."

Diese Oasen in weiter Wüste vermögen uns einigermaßen mit der ärmlichen Handlung zu versöhnen. Sie bilden einzig das romantische Element in Bolandens Dichtungen.

Sonst ist von den gewöhnlichen Ingredienzien eines modernen Romans

Digitized by Google

nichts zu finden. Im Ueberfluß dagegen Kämpfe mancherlei Art: körperliche und geistige, Massenkämpfe und Einzelgefechte. Unausstehlich sind die zahlreichen Disputationen, in welchen die Grundfragen der Religion und Sitte erörtert und die Ungläubigen mörderlich niedergehauen werden. Die Haupthandlung ist überall eine äußerst einfache: die geschichtliche Entwickelung hat den Gang der Handlung vorgezeichnet. Gustav Adolf zieht von Stadt zu Stadt und Bolandens Feder heftet sich an seine Ferse. Nur einmal hat sich Bolanden zu einem künstlerischen Aufbau der Handlung emporgehoben, in „Canossa."

Bolandens Sprache ist im Allgemeinen kräftig und eindringlich. Manchmal erhebt sie sich zu bedeutenden Leistungen, fällt aber nicht selten (wie in „Urdeutsch") noch unter die Redeweise Shakspeare'scher Fuhrleute.

Bolandens Romane machen im Ganzen den Eindruck eines großen Talentes, welchem aber noch jede künstlerische Bildung mangelt. Man muß aber nach dem Erscheinen von Bolanden's letztem Romane alle Hoffnung aufgeben, daß jemals eine Wendung zum Besseren eintreten werde. Das haben auch die Gemäßigten seiner Partei eingesehen. Aber das sind nur Wenige und diese Wenigen haben jetzt ihren Freimuth bitter zu büßen. Es ist aber gar nicht unwahrscheinlich, daß in ruhigeren Tagen die ultramontane Partei ihren jetzt vergötterten Schriftsteller fallen läßt.

Heinrich Keiter.

An den Mond.

Nach **Ben Jonson.** (1574 — 1637.)

Jägerin, du keusche, schöne,
Königin, auf dem Silberthron,
Zeig dich in gewohntem Glanze,
Sonne ging zur Ruhe schon.
Hesperus voll Sehnsucht wacht,
Göttin, komm in deiner Pracht!

Erde, daß dein neid'scher Schatten
Sich nicht zu erheben wag'!
Cynthias Strahlenantlitz leuchte,
Wenn entschwunden ist der Tag.
Hell' mit deinem Schein die Nacht,
Göttin, komm in deiner Pracht!

Leg' den Perlenbogen nieder
Und den Köcher von Krystall,
Daß der flieh'nde Hirsch noch einmal
Athem schöpft vor seinem Fall.
Die die Nacht zum Tage macht,
Göttin, komm in deiner Pracht!

A. Bivanti.

Digitized by Google

Liebe wider Willen.

„Du mußt morgen früh nach B. reisen, Welthoff? Was soll das heißen? Wir haben doch verabredet, morgen im Hochhauser Walde zu jagen! Die Fasanen schwärmen dort wie Bienen umher und ich habe eine ganz vortreffliche Jagdgesellschaft zusammengebracht. Nun sagst Du mir in der letzten Minute ab. Was hast Du denn vor?"

„Ein wichtiges Geschäft. Es thut mir recht leid, Fernau, aber es bleibt mir keine Wahl — ich muß gehen."

„Du mußt gehen — wichtiges Geschäft . . . Aber in des Kukuks Namen — ich wüßte nicht, welche Art von Geschäft Dich in Anspruch nehmen könnte — und meines Wissens hast Du auch nicht einen einzigen Verwandten in der Welt, der Dich nur einen Augenblick in Anspruch nehmen könnte."

Kurt Welthoff strich, bevor er etwas erwiederte, nachdenklich die Asche seiner Cigarre in das kleine japanesische Gefäß, während ein gewisses grimmiges Lächeln über sein Gesicht zog.

„Ich habe aber noch eine Verwandte in der Welt, Fernau", sagte er dann, „und gerade um sie zu sehen, muß ich nach B. Hast Du jemals von dem Testamente meines Großvaters gehört?"

„Gewiß. Er hinterließ Dir sein ganzes Vermögen — wars nicht so? Nur durftest Du es nicht in Besitz nehmen, bis Du dreißig Jahre zähltest, oder etwas der Art."

„Das ist in kurzen Worten allerdings der ungefähre Inhalt; aber es ist noch eine Bedingung hinzugefügt, und da ich nicht die mindeste Absicht habe, diese Bedingung zu erfüllen, so werde ich allem Vermuthen nach mein Vermögen verlieren. Glücklicherweise kann ich meinen Lebensberuf wieder aufnehmen, sonst wäre ich wohl gar genöthigt, die öffentliche Mildthätigkeit in Anspruch zu nehmen."

Fernau blickte seinen Freund groß an.

„Wie, Du willst mir doch nicht etwa sagen, daß Du so verbohrt sein könntest, auf zwölf oder fünfzehntausend Thaler jährlich zu verzichten, Welthoff? Worin, im Namen Fortunas, besteht denn jene Bedingung?"

„Daß ich meine Cousine Gertrud Welthoff heirathen soll", antwortete Kurt Welthoff, ungefähr in demselben Tone, als hätte er sagen wollen: „Daß ich eine Dosis Blausäure verschlucken soll."

„Nun", fragte der junge Fernau neugierig, „und warum kannst Du sie nicht heirathen? Giebt es an der jungen Dame etwas auszusetzen?"

„Nichts, das ich wüßte; ich habe sie überhaupt nicht gesehen, seitdem sie ein Kind von fünf Jahren war", erwiederte Welthoff mürrisch. „Ich glaube, sie ist sehr hübsch und hat viel Geld; aber . . ."

„Na, warum, bei Allem was angenehm ist, kannst Du sie denn nicht heirathen?"

„Weil dies die gemeinste Speculationsheirath sein würde, die jemals geschlossen worden ist, und ich will nichts damit zu thun haben. Du

Digitized by

siehst, Fernau", fuhr er erklärend fort, „es sind nie zwei so absonderliche Testamente gemacht worden. Mein Großvater und Gertruds Großvater waren Brüder, die in ihren alten Tagen zusammen wohnten. Alle ihre Kinder waren gestorben und nur ich und Gertrud waren von ihren Verwandten übrig geblieben. So machten die beiden alten Leute — es müssen ebenso romantische wie excentrische Käuze gewesen sein — den Plan, ihr Vermögen durch meine Verheirathung mit Gertrud zu vereinigen; sie setzten ihre Testamente gleichzeitig auf und beschlossen mit derselben innigen Uebereinstimmung ihr irdisches Dasein. Nun dreht sich die Sache um Folgendes. Wenn ich Gertrud im Laufe des nächsten Jahres heirathe, komme ich in Besitz des Vermögens meines Großvaters; weigere ich mich dies zu thun, so geht das gesammte Eigenthum ohne Beschränkung auf sie über. In gleicher Weise geht sie des Vermögens ihres Großvaters — welches weit größer sein soll, als das des meinigen — zu meinen Gunsten verlustig, wenn sie sich diesem Heirathsprojecte widersetzt und ich erhalte das Ganze. Um die Geschichte noch widerwärtiger zu machen, wurde festgesetzt, daß wir von einander getrennt gehalten werden sollten, bis sie das einundzwanzigste Lebensjahr erreicht hätte. Sie lebt mit zwei alten unverheiratheten Tanten, deren Namen ich nicht einmal kenne, in der Nähe von F. Am ersten October ist sie einundzwanzig Jahre alt geworden, ich am zehnten dreißig und ich habe noch keinerlei Versuch gemacht, die Bedingungen dieser kostbaren Documente zu erfüllen. Deshalb sind nun die Testamentsvollstrecker über mich gekommen, sie bestehen darauf, daß ich Gertrud in B. treffe und Schritte zur Herbeiführung irgend eines Arrangements thue. In der That erwarten sie von mir, daß ich um Gertrud werbe. Diesen Morgen erhielt ich die Nachricht, daß sie zu Justizrath Engelmann, dem beauftragten Vollstrecker, reisen wolle und daß ich sie dort zu treffen hätte. Es thut mir leid um die Fasanen, Fernau, aber es kann Alles nichts helfen."

Beide junge Männer dampften einige Minuten schweigend weiter, dann begann Fernau wieder:

„Das ist sehr schlimm, Welthoff; aber natürlich kann sich Einer nicht so mir nichts Dir nichts ein Mädchen an den Hals werfen lassen. Und meinst Du wirklich, daß Du das Mädchen nur zu dem Zwecke sehen wolleſt, ihr von Angesicht zu Angesicht zu sagen, daß Du sie nicht heirathen werdest?"

„Ganz bestimmt", erwiederte Kurt trocken.

„Und wenn diese angenehme kleine Episode vorüber ist, wirst Du Dein Vermögen verloren haben und sie bekommt es."

„Jeden Pfennig desselben", war die emphatische Antwort.

„Nun, mein alter Junge, Alles was ich sagen kann, ist, daß ich Dich nicht beneide."

* * *

Um dieselbe Stunde erklärte Gertrud Welthoff auch ihrerseits ihre Willensmeinung.

Sie saß auf einem niedrigen Sessel vor dem behaglichen Kamin und von diesem vortheilhaften Posten aus erklärte sie sich mit liebenswürdiger Derbheit über den Inhalt der beiden Testamente und Herrn Kurt Welthoff gegen ihre Tanten, die alten Fräulein Hornung, welche zu ihren Ehrendamen eingesetzt waren.

„Und ich werde ihn für den verächtlichsten aller Männer halten, wenn

Digitized by Google

er mich heirathen will", schloß Gertrud ihre Rede. „Was sein Geld anlangt, so müßte er viel zu stolz und ehrenhaft sein, als daß er, um es sich zu retten, zu solch einem niederen Hülfsmittel herabsteigen sollte."

„Aber denke daran, Gertchen", sagte Fräulein Hornung die Aeltere, „daß wenn Du Dich beharrlich weigerst, die Bedingungen des Testaments Deines Großvaters zu erfüllen, Du vollständig ohne Vermögen bist, wenn wir sterben. Wir haben Dir nichts zu hinterlassen und obschon unser Daheim auch stets das Deinige sein wird, so lange wir leben, könntest Du doch nachher in die Welt geschleudert werden ohne . . ."

„O, Tantchen, sprich nicht so fürchterliche Dinge!" unterbrach sie Gertrud, indem sie der Tante Hand ergriff und an ihre weiche Wange drückte. „Als wenn mir noch an irgend etwas in der Welt gelegen wäre, wenn Du und Tante Friederike sterben müßtest!"

„Ach, Unsinn!" sagte die Tante schneidend. „Die Welt geht ihren Gang, auch wenn zwei alte Jungfern nicht mehr da sind. Du sprichst wie ein albernes Kind, Gertrud. Welche Ursache wäre denn für eine solche Ueberstürzung vorhanden? Es ist noch neun Monate Zeit, bevor etwas Entscheidendes geschehen muß."

„Ei, wenn Du ihn nun doch kennen lernst und er Dir gefällt?" warf Tante Friederike ein.

Gertrud sprang ungestüm von ihrem Sitz auf.

„Laß uns nicht mehr davon sprechen, Tante!" rief sie mit flammenden Augen, „o, wie froh will ich sein, wenn ich erst in B. gewesen bin und diesem odiösen Kurt gesagt habe, daß ich ihn nicht heirathen werde und daß er sein Geld mit ruhigem Gewissen nehmen kann! Er wird seine Pflicht gethan haben und seinen Lohn dafür empfangen, und ich —"

„Und Du?" unterbrachen sie die beiden alten Tanten, ganz erstaunt über Gertruds ungestüme Entschlüsse.

„Ich? Ich werde hingehen und Gouvernante oder barmherzige Schwester oder etwas Aehnliches werden!", rief Gertrud, indem sie, um weiteren Discussionen auszuweichen, hastig das Zimmer verließ.

* * *

Der Zehn-Uhr-zwanzig-Minutenzug nach B. hielt in der Station F. Das Geräusch und der Lärm auf dem Perron waren auf ihrem Höhepuncte. Die Maschine ließ Dampf aus mit dem eigenthümlich zischenden Brausen, welchem kein anderer Laut auf Erden gleicht. Die Schaffner begannen an dem hintersten Wagen des Zuges die Thüren zu schließen und die letzten Ankömmlinge eilten athemlos von der Billetausgabe dem Zug zu, gefolgt von Trägern mit Reisekoffern, Schachteln und Säcken ohne Zahl.

Vor der Thür eines Coupés erster Classe stand eine junge, schlanke, von Kopf bis zu den Füßen in einförmiges Braun gekleidete Dame, anscheinend bestrebt, die Besorgnisse einer neben ihr stehenden alten Dame wegen der sicheren Beförderung ihrer zahlreichen Gepäckstücke zu beschwichtigen.

„Ich versichere Dir, Gertrud, der Mann hat die kleine braune Lederschachtel nicht mit in den Packwagen gethan. Ich weiß ganz gewiß, daß es nicht geschehen ist."

„Nun, Tantchen, soll ich gehen und danach sehen?" fragte die junge Dame halb lachend, halb ernst.

„Nein, nein, steige Du ein! Ich will selbst gehen."

Digitized by Google

„Aber Du wirst nicht mehr Zeit genug haben, Tantchen. Sieh, die Thüren werden bereits zugemacht. Laß mich lieber gehen."

„O ja, ich werde noch genug Zeit haben. Geh Du ins Coupé, Gertrud, dann weiß ich, daß Du in Sicherheit bist."

Mit einem anderweiten halb lachenden Protest stieg Gertrud ins Coupé und setzte sich dicht an die Thür. Dann sich herausbeugend sagte sie mit einem lustigen Ausdrucke ihrer dunklen Augen:

„Bleibe nicht lange aus, Tantchen, die Folgen wären entsetzlich, wenn Du mit sammt der Hutschachtel zurückgelassen würdest."

„Keine halbe Secunde werde ich ausbleiben", rief Fräulein Hornung, nach einer Gruppe von Kofferträgern hineilend.

„Getrud folgte ihr mit den Augen, wie sie sich rücksichtslos durch die Menge ihren Weg bahnte; Erstere hatte sie eben aus dem Gesicht verloren, als ein Gepäckträger herankam und, einen Blick in Gertruds Coupé werfend, Jemandem hinter sich zurief:

„Hier ist genug Platz, mein Herr — nur zwei Passagiere."

„Gut", erwiederte eine gebietende Stimme. „Legen Sie meine Sachen hinein."

Der Gepäckträger schob eine große Pelzdecke und eine Hutschachtel auf den nächsten leeren Platz, einen Reisesack unter denselben, Regenschirm und Gewehrfutteral ins Netzwerk über den Sitzen, während der Eigenthümer dieser Artikel nach einem kurzen, aber umfassenden Blicke auf Gertrud und einem andern auf den Platz, welchen Fräulein Hornungs Sachen einnahmen, mit der gewöhnlichen Abneigung Alles eher als unbedingt nöthig Platz zu nehmen auf dem Perron auf- und abschlenderte.

Er war ein hochgewachsener Mann mit fein geschnittenem, gebräuntem Gesicht und klaren, blauen Augen, — ein Antlitz, welches den Schluß gestattete, daß sein Besitzer seinen eigenen festen Willen habe und gewohnt sei, seinen eigenen Weg zu gehen. Er trug einen Ulsterrock und breitkrämpigen Hut und während seines ruhelosen Hin- und Herschreitens warf er forschende Blicke auf Gertrud, welche noch immer mit einer ängstlichen Besorgniß aus dem Fenster sah.

Der Perron war fast menschenleer geworden und Fräulein Hornung ließ sich noch immer nicht sehen. Das Zuschlagen der Thüren rückte näher und näher; eine Glocke ertönte und die gellende Dampfpfeife gab ihr Signal. Ein Schaffner nahte sich der Thür des Coupés mit den Worten: „Bitte einzusteigen, mein Herr." Der Inhaber der großen Pelzdecke sprang in das Coupé, die Thür wurde geschlossen, das letzte Signal ertönte und der Zug setzte sich in Bewegung. In diesem Augenblick erblickte Gertrud ihre Tante weit hinten auf dem Perron, wo sie erregt vorwärts eilte, Schirm und Hutschachtel schwenkte und laut „Halt, Halt" rief.

Gertrud sprang von ihrem Sitze, fuhr mit der Hand zum Fenster hinaus und begann an dem Thürgriff zu drehen; er ging schwer, aber es gelang ihr doch, ihn umzudrehen und die Thür halb zu öffnen, aber in diesem Moment legte sich eine feste Hand auf ihren Arm und eine entschlossene Stimme sagte:

„Sie können nicht mehr hinaus; es ist zu spät."

Gertrud wandte sich mit staunender Entrüstung um.

„Ich habe Sie nicht um Ihre Meinung gebeten", entgegnete sie hochfahrend. „Ich wünsche bei meiner Freundin zu bleiben."

Digitized by Google

„Das ist ganz unmöglich", sagte der zweite Passagier mit derselben befehlenden und vollkommen unbewegten Stimme. „Sie würden Ihr Leben riskiren und ich werde Ihnen nicht gestatten, etwas so Thörichtes zu thun."

Gertruds Augen funkelten.

„Wie können Sie es wagen, mich zurückzuhalten?" rief sie zornig. „Ich sage Ihnen, daß ich hinaus will."

„Bitte um Verzeihung, mein Fräulein, aber Sie werden das entschieden nicht thun. Sie müssen doch selbst einsehen, daß es zu spät ist — wir sind schon außerhalb der Station."

Während der Fremde dies sprach, sauste der Zug durch den weiten Thorbogen, über das Ende des Perrons hinaus und durch das Netzwerk der sich kreuzenden Schienengeleise. Gertrud blickte durchs Fenster und hatte die Genugthuung, einen letzten halben Anblick ihrer Tante zu erhalten, die noch immer dem Zuge nachjagte und mit Schirm und Hutschachtel winkte. Im nächsten Moment passirte der Zug eine Curve und sie war außer Sicht.

Ohne weiter ein Wort zu verlieren oder einen Blick auf ihren Reisegefährten zu thun, aber mit dem Ausdruck höchster Verstimmung, setzte sich Gertrud auf ihren Platz, zog ihre Reisedecke um sich, nahm ein Journal zur Hand und begann zu lesen. Der Herr barg nach einigen still vergnügten, sarkastischen Blicken sein Gesicht hinter einem Zeitungsblatte und während der nächsten Zeit von einer oder zwei Stunden wurde das tiefe Schweigen Beider nur durch das Rascheln beim Umwenden seines Zeitungsblattes und durch das schwache Geräusch unterbrochen, welches ihr Federmesser beim Aufschneiden ihres Journals verursachte.

Nach einer Weile jedoch, als Gertrud die Erzählungen durchflogen hatte, wurde sie des Lesens müde und blickte zum Fenster hinaus, um sich zu zerstreuen. Es war ein unfreundlicher Tag. Regen, Schnee und Wind schienen sich den Vorrang streitig zu machen und während der Zug dahin flog, machte der schneidende Wind erfolgreiche Anstrengungen, die Wände des Wagens zu durchdringen. Inzwischen hatte ihre Entrüstung über den Eingriff ihres Reisegefährten in ihren Willen Zeit gehabt, sich abzukühlen, und die ermüdende Einförmigkeit der Reise machte sie geneigt, die Anknüpfung einer Unterhaltung seinerseits zum Zeitvertreibe willkommen zu heißen. Doch schien er in seine Zeitung völlig begraben zu sein und Gertrud versuchte es in ihrer Verzweiflung der genauesten Betrachtung seiner Sachen eine Art von Amüsement abzugewinnen. An seinen Füßen beginnend, wunderte sie sich, was ihn hatte vermögen können, so fürchterlich dicke Stiefeln zu tragen; ein wenig höher gehend, wünschte sie, er möchte ihr die Hälfte seiner großen Bärendecke anbieten; diese sah so behaglich wärmend aus, und noch höher steigend, hätte sie wissen mögen, warum er an der einen Hand einen braunen Handschuh und an der andern keinen trug. Dann fragte sie sich, was er wohl Interessantes finde an der langweiligen Seite über den „Geldmarkt" in seiner Zeitung und weiter: welche Namen die Initialen K. R. W. auf seiner Hutschachtel bedeuteten?

Indeß kamen an diesem interessanten Puncte Gertruds Forschungen zu einem plötzlichen Abschluß, denn indem sie ihre Augen ein wenig höher schweifen ließ, fand sie, daß der Gegenstand ihrer Gedanken sie über seine Zeitung hinweg aufmerksam betrachtete.

Gertrud erröthete und wurde verstimmt, er aber ließ lachend sein Blatt niedersinken und sagte entschuldigend:

Digitized by Google

„Ich muß Sie wirklich um Verzeihung bitten, aber ich war so neugierig, zu wissen, ob Sie mir vergeben hätten, daß ich Sie vor einer Stunde von einem Selbstmorde abhielt.“

„Ich glaube, daß ich Ihnen dafür Dank schulde“, sagte Gertrud ihn scheu ansehend.

„Ich sollte es denken“, versetzte er, ihren Blick mit Wärme erwiedernd.

„Aber, wissen Sie, ich wäre um Vieles lieber zurückgeblieben, daß ich fürchte, nicht so dankbar zu sein als ich sollte“, fuhr sie mit einiger Zurückhaltung fort, indem ihr plötzlich Zweifel darüber kamen, ob sie sich in diese Unterhaltung mit einem völlig Fremden einlassen dürfe.

„Nun dann“, erwiederte er mit ernsthaftem Lächeln, „bleibt mir immer noch der Trost, daß die Tugend sich durch sich selbst belohnt. Ich bedaure wirklich, daß ich genöthigt war etwas für Sie so Unangenehmes zu thun, aber Ihre Freundin wird Ihnen gewiß mit dem nächsten Zuge folgen.“

„Ich dachte in diesem Augenblicke nicht an meine Tante“, sagte Gertrud, indeß ihr die komische Vorstellung von der mit ihrer Hutschachtel dem Zuge nacheilenden Tante ein Lächeln abnöthigte; „aber wenn Einen am Ziele der Reise etwas außerordentlich Unangenehmes erwartet, sieht man es nicht ungern, den fatalen Augenblick selbst durch Verfehlen des Zuges aufzuschieben.“

„Ich hätte mir nicht gedacht, daß das Schicksal für Sie etwas Unangenehmes vorräthig hätte“, sagte der Reisegefährte in einem ungläubigen Tone.

„Ach, Sie wissen nicht! —“ versetzte Gertrud, mit tragischer Geberde den Kopf schüttelnd, indem sie zugleich das letzte Bedenken über die Schicklichkeit ihrer Unterhaltung den Winden überließ.

Nach dieser vielversprechenden Einleitung war es nicht zu verwundern, daß Herr Welthoff — denn dieser war es — seinen Sitz mit dem Gertrud unmittelbar gegenüber befindlichen vertauschte, und, seine Bärendecke anders ordnend, wobei er Gertrud einen Theil derselben zu gute kommen ließ, die Gelegenheit zu einer langen Unterhaltung mit ihr benutzte. Nun enteilten die Meilen mit merkwürdiger Schnelligkeit. Er war überall gewesen und hatte vieles erlebt, wußte gut zu erzählen und bot alle seine Fähigkeiten auf, das schöne, geistvolle Mädchen, welches ihn mit jedem Blick und jeder Bewegung bezauberte, angenehm zu unterhalten, so daß diese beiden Menschen, die wenn sie auch nur gegenseitig ihre Namen gekannt hätten, einander geflohen haben würden wie die Pest, die acht Stunden lange Fahrt so hübsch hinbrachten, daß, als der Zug endlich an dem Bahnhof von B. hielt, Beide ungeheuchelt überrascht und über das Ende der Reise, sowie über die Nothwendigkeit, Jedes wieder seinen besonderen Weg zu gehen, verdrießlich waren.

„Ach, Himmel, wenn doch dieser verhaßte Kurt Welthoff ihm ähnlich wäre!“ seufzte Gertrud, als sie nach verlängertem Abschied von dem Fremden sich in den Wagen zurücklehnte, welcher zu ihrem Empfange nach dem Bahnhof gesendet worden war.

„Ja, wenn dieses Mädchen Gertrud wäre!“ dachte seinerseits Kurt Welthoff, dem Wagen nachschauend, bis er seinen Blicken entschwand. „Dann wäre es zu ertragen.“

* * *

Herr Kurt Welthoff schien keine Eile zu haben, in Herrn Justizrath Engelmanns Haus vorzusprechen; eine ganze Woche lang war von ihm nichts zu hören und zu sehen. Endlich aber erschien er eines Tages in der Abenddäm-

Digitized by Google

merung als Niemand ihn erwartete. Gertrud saß im Gesellschaftszimmer auf einem Fußschemel vor dem Kaminfeuer, welches zu schwarzglühender Asche niedergebrannt war und alle Gegenstände des durch keine Lampe beleuchteten Gemachs unbestimmt und düster erscheinen ließ, in zerstreutem Nachsinnen.

Plötzlich ward die Thür geöffnet und Herr Welthoff verkündigt. Sie sprang hastig auf. Alles was sie in der Dämmerung von dem Eintretenden erkennen konnte, war eine dunkle, auf sie zuschreitende Gestalt, deren Züge sie nicht zu unterscheiden vermochte, während sie selbst im Kaminfeuer deutlich erkennbar war.

Er trat dicht vor sie, brachte kaum ihren Namen hervor und machte ihr eine tiefe ceremoniöse Verbeugung, welche Gertrud in gleicher Weise erwiederte.

Keines von Beiden sprach während der nächsten Minuten ein Wort, dann sagte Gertrud, all ihren zurückweisenden Stolz zusammennehmend, in eisigem Tone:

„Bitte, setzen Sie sich, Herr Welthoff, und da wir einmal zu dieser peinlichen und nach meiner Meinung unnützen Unterredung gezwungen sind, darf ich Sie wohl bitten, sie so kurz als möglich zu machen."

„Sie kann für mich", erwiederte der Angeredete ebenso hochmüthig, „nicht minder unangenehm sein als für Sie. Ich wünsche Ihnen alles Widerwärtige so viel als möglich zu ersparen, aber mein Antheil an der Sache ist ein so entschieden undankbarer, daß ich Sie um Verzeihung bitten muß, wenn ich deutlicher spreche als es sich eigentlich mit den Gesetzen der Höflichkeit verträgt."

„Sie können zu meinem Vergnügen nicht deutlich genug sprechen", erwiederte Gertrud ein wenig aufschauend durch einen gewissen Klang im Tone ihres Gegenüber; aber ich glaube, Ihnen unnöthige Worte ersparen zu können, wenn ich Ihnen sofort erkläre, daß nichts in der Welt mich zu bestimmen vermag, die Bedingungen des Testaments meines Großvaters zu erfüllen."

„Und mit den Consequenzen sind Sie vollkommen bekannt?" fragte er tief ernst. „Kennen Sie die Strafe, welche auf der Ablehnung der Bedingung steht?"

„Gewiß. Ich verliere mein Vermögen", antwortete Gertrud und eine gewisse zornige Entrüstung sprach aus ihrem stolzen Tone; „aber nichts kann für mich einen Unterschied machen, Herr Welthoff. Es ist mir wenigstens ein Vorrecht geblieben, nämlich dasjenige, „Nein" sagen zu können." Sie sah ihn dabei zum ersten Male an, soweit das in der Dämmerung, ja Dunkelheit des Zimmers möglich war und ein Ausruf entfuhr ihr. Welche sonderbare Aehnlichkeit? Dann aber gewann sie wieder ihre stolze Haltung.

„Um Verzeihung, Sie können nicht „Nein" sagen zu etwas, was gar nicht verlangt worden ist", entgegnete er mit einem leichten Anflug von Spott.

Gertrud wurde erregter, ihre Augen blitzten.

„Ich muß Ihre Gegenwart, mein Herr, als einen hinreichenden Ausdruck Ihrer Wünsche betrachten", bemerkte sie heftig.

„Dann irren Sie sich", versetzte er mit gleichem Stolze. „Meine Wünsche sind in der Sache noch gar nicht in Erwägung gekommen. Ich verstand mich zu dieser persönlichen Unterredung mit Ihnen, welche uns Beide nothwendig in große Verlegenheit setzen muß, nur in Folge eines außerordentlichen Drängens. Es schien mir, daß die Bestimmungen der Testamente

Digitized by Google

ohne persönliche Besprechung keinen Vergleich möglich machten. Ich wünschte Ihnen zu erklären — und ich versichere Sie, daß ich es mit Widerstreben thue — daß — daß ich nicht die mindeste Absicht habe — die Testamente bestehen darauf, daß im Falle ich nicht könnte —", hier stockte er völlig, starrte hülflos ins Feuer und wünschte sich selbst zu den Antipoden, kaum ahnend, daß sein vis-à-vis sich an der Situation so zu sagen ergötzte.

„Herr Welthoff", sagte die junge Dame gelassen, während ein heiteres Lächeln über ihr Gesicht zog, sobald sie die Natur seines Stockens und seiner Verlegenheit erkannte, „es scheint, wir sind Beide in diesem Puncte einerlei Meinung. Ich bin Ihnen für offene Erklärung sehr dankbar und bitte Sie wegen meines ungerechten Argwohns um Verzeihung."

Mit dem Gefühl der Erleichterung ergriff Kurt Welthoff die dargebotene Hand.

„Es ist an mir, Ihre Verzeihung zu erbitten", sagte er dankerfüllt. „Sie haben keine Vorstellung davon, welch ein Alp meine peinliche Stellung in dieser Sache für mich gewesen ist. Ich versichere Sie, daß ich noch gestern aus bloßer Furcht vor diesem Zusammentreffen fast nach Amerika durchgegangen wäre. Fast wie eine Beleidigung kam mir die bloße Erwähnung jener absurden Testamentsclausel gegen Sie vor; aber Herr Justizrath Engelmann war unerbittlich und verlangte, daß ich kommen müsse."

Gertrud lachte.

„Ich weiß es zu meinem eigenen Schaden, wie tyrannisch er war", sagte sie, „aber", fügte sie in tragischem Tone hinzu, „was wird nun aus unserem beiderseitigen Vermögen, Herr Welthoff? Ich glaube, wir verlieren es Beide."

„Vielleicht giebt es einige Advocaten, welche im Stande sind des Räthsels Knoten zu lösen", erwiederte er gleichgültig, indem er mit einem gewissen Bedauern daran dachte, welch ein reizendes Mädchen seine Cousine — die zu heirathen er soeben abgelehnt hatte — zu sein schien. Er verweilte noch einige Minuten, als wenn er nur widerwillig gehe, dann verließ er nach wiederholtem Händedruck und einer tiefen Verbeugung das Gemach.

Gertrud hörte die Hausthür hinter ihm schließen. Ein ganz ungewohntes Gefühl der Traurigkeit kam über sie, als sie sich wieder dem Feuer zuwendete, sinnend über den Klang der Stimme und seine hohe Gestalt, welche mit denen ihres liebenswürdigen Reisebegleiters entschiedene Aehnlichkeit zu haben schienen.

* * *

Was mit der Hinterlassenschaft der beiden Großväter geschehen sollte, erwies sich in der That als ein schwieriger Punct für die Rechtsverständigen, denn es war für den Fall der Zurückweisung der Testamentsbedingungen durch beide Parteien keine Vorsorge getroffen. Die Advocaten stritten sich und die einzige unmittelbare Folge war, daß Kurt Welthoffs Jahrgeld von 3000 Thalern und Fräulein Gertrud jährliche Abschlagssumme von 6000 Thalern sistirt wurde. So vergingen die Monate und als der Sommer kam, standen die Sachen noch auf dem alten Flecke.

Ende Juni bezogen Gertruds Tanten mit derselben auf zwei Monate eine kleine Nordseeinsel, die noch wenig von Badegästen besucht war.

Digitized by Google

Die drei Damen waren etwa zwei oder drei Wochen anwesend, als sie eines Tages auf den Dünen eine Stelle entdeckten, ganz auf dem äußersten Puncte der Insel gelegen, welche bei voller Fluth ganz mit Wasser bedeckt war, aber bei der jetzigen Ebbe sandig war und einen weiten Ausblick auf das Meer bot. Sie waren eines Morgens frühzeitig aufgebrochen mit vielen Vorsichtsmaßregeln, die aber doch nicht umfassend genug waren. Gertrud blickte landeinwärts und sah plötzlich zu ihrer größten Bestürzung die Fluth herankommen. Das Wasser floß bereits über den Kamm der Felsbank und begann ganz rasch die kleine Halbinsel zu bespülen.

„O, Tante, Tante!" rief Gertrud hastig, „sieh, wir sind vom Wasser umringt! Was sollen wir thun?"

Dies alte Fräulein blickte erschrocken auf.

„Geschwind", rief sie, „geschwind, Gertchen! Wir müssen durchwaten, bevor das Wasser noch höher steigt."

Sie warfen ihre Schirme weg, faßten einander fest an den Händen und stiegen in die rieselnde, plätschernde Fluth, welche über den höchstliegenden Theil der Felsenbank nur einige Zoll tief hinwegging; aber fast beim ersten Schritt gleitete die Tante auf dem trügerischen Seegras aus und fiel. Mit großer Mühe half ihr Gertrud wieder auf die Füße und brachte sie, wie sie war, naß, zitternd und halb ohnmächtig, wieder auf die Landzunge zurück, und dann erhob sie in verzweifelter Furcht ihre Stimme und schrie um Hülfe. Aber es war kein lebendes Wesen in Sicht. Mit Eifer und Angst ließen sie beharrlich ihre Augen über die See und über die lange Felsenbank streifen, doch konnten sie nichts entdecken als einige Möven, welche von Zeit zu Zeit auf den Kamm der Wellen niederflogen, — selbst nicht einmal ein Fischerboot ließ sich sehen.

Die Fluth stieg immer höher. Schon stand sie einige Fuß von den Damen und sie konnten gegenseitig auf ihren bleichen Gesichtern die Todesangst lesen, welche sie bereits beseelte.

Plötzlich schoß ein kleines Boot vom bergenden Strande ab und, durch kraftvolle Ruderschläge getrieben, rasch auf ihren Standpunct los; während sie in Furcht und Erwartung auf dem fast schon überströmten, von Wellenschaum ganz überspritzten Sande aushielten, schienen ihnen Stunden zu vergehen und doch dauerte es kaum zehn Minuten, bis eine starke Hand sie von ihrem nun so gefährdeten Zufluchtspuncte hinweg hob und in das kleine Boot rettete.

Der Bootsmann warf ihnen eine alte Pilotenjacke und eine gewöhnliche Decke über, welche beide schon viel Wasser gesehen hatten, und ohne viele Worte zu verschwenden, anscheinend nur mit der Absicht vor Augen, seine zitternde Fracht so rasch als möglich ans Land zu bringen, legte er sich wieder tüchtig in die Ruder.

Die beiden Damen sahen bejammernswerth genug aus. Gertrud hatte bei ihrem Herausarbeiten aus dem Wasserloche ihren Hut eingebüßt und ihr Morgenkleid von sömmerlicher holländischer Leinwand hing in schweren dampfenden Falten um sie her, während das Wasser in raschen Tropfen aus ihrem reichen Haar fiel, welches aufgelöst sich über Schultern und Nacken breitete. Sie hatte soeben ihre Hand erhoben, um das lose Haar wieder am Kopfe zu fesseln, als sie der rasche Blick zweier klarer grauer Augen traf, welche sie halb wieder erkennend, halb zweifelnd betrachteten. Indem sie ihre zerstreuten Gedanken sammelte und in die Vergangenheit zurückschaute, ent-

deckte sie mit Erstaunen, daß der Mann, welcher ihr im schlichten Matrosenhemd und Südwester in dem halb mit getödteten Wildvögeln gefüllten Boot gegenüber saß, kein Anderer war, als ihr früherer Reisegefährte von F. nach B. Unwillkürlich erröthete sie, als ein Lächeln des Wiedererkennens über sein Gesicht flog, und mit leichter Verbeugung sagte er heiter:

„Ich wußte nicht, daß es eine gute Bekannte wäre, die ich aus einer so gefahrvollen Lage zu retten berufen war."

„Wie können wir Ihnen danken?" erwiederte Gertrud eifrig. „Ohne Ihr Erscheinen wären wir sicher ertrunken."

„Nein, ich glaube das nicht", versetzte er; „Sie waren bereits von Fischern am Strande gesehen worden, aber weil mein Boot das leichteste war, entschloß ich mich, selbst zu kommen. Sie hätten sich aber doch über Ebbe und Fluth genauer unterrichten sollen, meine Damen, ehe Sie es wagten, solch eine gefahrvolle Stelle aufzusuchen. Aber Sie schauern vor Frost, ich muß mich ein wenig kräftiger ins Zeug legen, um rascher ans Land zu kommen."

Er verdoppelte seine Anstrengungen und das schmale Boot schien durchs Wasser nur so zu fliegen. In Zeit von wenigen Minuten fuhr der Kiel auf den Sand auf und der herausspringende Fremde hob die Damen aufs Trockene, zog seine Jacke an, übergab sein Boot einem Manne und bot seinen Arm dem alten Fräulein, um sie nach ihrer Wohnung zu führen.

Selbstverständlich wurde er gebeten, mit einzutreten und der zurückgebliebenen Tante als Befreier der beiden Damen aus den Fesseln des Todes vorgestellt. Die alten Fräulein konnten in ihrer Dankesfreudigkeit nicht genug für den Fremden thun und drangen in ihn, zu bleiben, um den Abend mit ihnen zuzubringen.

„Ich werde darüber nur zu glücklich sein", sagte er, „wenn Sie mir zuförderst erlauben, nach meinem Quartier zu gehen und mein Matrosenkleid abzulegen, welches sich kaum für ein Damenzimmer eignet."

„Ich möchte wissen, wer er ist", sagte die ältere Tante neugierig, als er fort war.

„Wir kennen nicht einmal seinen Namen", setzte ihre Schwester hinzu; „doch auf jeden Fall ist er ein Gentleman. Du scheinst ihn aber wieder erkannt zu haben, Gertrud, wer ist er denn?"

Die Angeredete stand wie in einen Traum versunken am Tische und schien ihre triefenden Kleider und Kälteempfindung völlig vergessen zu haben.

„Es ist der Herr, mit welchem ich im letzten November nach B. reiste", antwortete sie wie abwesend; „ich kenne weder seinen Namen, noch sonst etwas über ihn."

„Ah, sieh, er scheint seine Karte zurückgelassen zu haben!" rief sie plötzlich, indem sie eine Visitenkarte vom Tische nahm, und während die anderen Beiden sich wißbegierig über sie beugten, las sie: „K. Weltroff. Das ist doch eigenthümlich!" fügte sie hinzu, „ich habe nicht bemerkt, daß er sie hergelegt hätte; aber natürlich ist es seine Karte."

„K. W." flüsterte Gertrud sinnend, als sie in ihrem Zimmer die Kleider wechselte. „Dieselben Buchstaben sah ich an jenem Reisetage an seiner Hutschachtel. Wie seltsam, daß wir uns hier wieder treffen mußten!"

Die Karte jedoch, welche Veranlassung zu einem Irrthume war, kam nicht von ihm her, sondern von dem Schullehrer der Insel, der am Morgen

Digitized by Google

in die Wohnung gekommen war, um die Damen für einen localen Wohlthätigkeitszweck in Anspruch zu nehmen.

„Wer sind die Damen, die in „Bellevue" wohnen?" fragte Kurt Welthoff die Wirthin des Gasthauses, als er seinen breitkrämpigen Hut vom Ständer nahm, um sich zum Besuch bei den Ersteren fertig zu machen.

„Es sind die Fräulein Hornung, mein Herr; sehr angenehme Damen, und sehr gut gegen die Armen. Fräulein Gertrud, die junge, ist die Nichte der älteren — das allerliebsteste und frischeste Mädchen, was jemals hierher gekommen ist, mein Herr."

„Gewiß ist sie sehr hübsch", sagte Kurt, damit einverstanden, setzte den Hut auf und schritt durch die Dorfstraße davon, mit dem Ansehen eines Mannes, der etwas sehr Angenehmes in Aussicht hat.

Die so zufällig gemachte Bekanntschaft ward mit Uebereinstimmung aller Betheiligten weiter cultivirt. Herr Weltroff, wie Welthoff sehr zu seinem Ergötzen von den Damen genannt ward, hatte das herzlichste Willkommen der alten Damen auf Bellevue zu erwarten, so oft er dort vorsprach.

So trafen sich mehrere Wochen lang die jungen Leute fast täglich und es konnte keine Bootfahrt und keine andere Excursion unternommen werden, ohne die Hülfe des stets willfährigen und stets angenehmen Herrn Weltroff. Aber die Zeit enteilte und die für den Aufenthalt auf der Insel bestimmte Zeit von zwei Monaten ging zu Ende. Am letzten Abend saßen Gertrud und Kurt neben einander am Strande allein, den Sonnenuntergang beobachtend.

Kurt blickte gedankenvoll gerade vorwärts in die Fülle des Glanzes von Purpur und Gold im Westen, und Gertrud war mit träumerischen Augen bemüht, mit der Spitze ihres Sonnenschirmes ein Loch in den Sand zu bohren, sehr zum Verderben des geschnitzten Elfenbeinstockes.

„Welch' ein trauriges Wort doch das „Lebewohl" ist!" sagte Kurt nach langer Pause sich aufrichtend.

„Ja, das ists", versetzte Gertrud mit einem zerstreuten Blick auf ihre Schirmspitze. „Ich glaube, es ist das traurigste Wort in unserer ganzen Sprache."

„Glauben Sie nicht, daß wir es in unserm Falle unschädlich machen könnten?" fragte er.

Gertrud richtete ihre Augen auf ihn und indem sie mit seinem nicht mißzuverstehenden Blicke zusammentrafen, breitete sich ein heißes Erröthen über ihre Wangen, ihre Stirn, ihren Nacken und nach ihrer Empfindung selbst bis in ihre äußersten Fingerspitzen hinein.

„Warum sollten wir einander Lebewohl sagen, Gertrud?" fuhr er fort, indem er ihre Hand in die seinige nahm. „Sie wissen Alles, was ich Ihnen noch sagen könnte. Ein Wort von Ihnen, und wir trennen uns nie mehr. Wollen Sie mein Weib sein, Gertrud, mein innig geliebtes Weib?"

Gertruds Antwort wurde an seiner Schulter geflüstert, als er seinen Arm um sie legte und sie immer und immer wieder küßte.

Die Sonne war untergegangen und purpurgraue Schatten hatten sich über die See gestohlen, bevor die beiden Liebenden sich selbst zu den irdischen Angelegenheiten zurückbrachten und sich daran erinnerten, daß es Zeit sei, nach Hause zu gehen. Gertrud erhob sich.

„Wie spät es schon ist!" sagte sie mit einer gewissen schüchternen Scheu.

„Ich habe Dir erst noch etwas mitzutheilen, Gertrud", versetzte Kurt.

Digitized by Google

„Was meinen Sie, Herr Weltroff?“

„Erſt nenne mich nicht mehr „Sie“ und dann, warum nennſt Du mich nur immer Weltroff?“ fragte er heiter. „So iſt nicht mein Name.“

„Nicht Ihr Name?“ fragte Gertrud mit weit geöffneten Augen.

„Nein. Mein Name iſt Kurt Welthoff. Ich habe mich oft gewundert, warum Ihr Alle ſo beharrlich bei Euerm „Weltroff“ bliebt . . .“

„Kurt Welthoff“, rief Gertrud, wie vor Schrecken aufſpringend. „Kurt Welthoff“, wiederholte ſie. „Es muß ein Fatum über unſerer Begegnung gewaltet haben.“

„Davon bin ich überzeugt“, erwiederte er mit ernſter Betonung. „Aber weshalb verurſacht mein Name Dir eine ſo ſichtliche Ueberraſchung? Es ſcheint faſt, als kennteſt Du ihn ſchon lange.“

„Es iſt merkwürdig, daß es zugleich mein Name iſt“, ſagte Gertrud.

Nun war die Reihe des Ueberraſchtſeins an Kurt.

„Dein Name?“ fragte er ſie anſtarrend. „Wie, ich dachte Dein Name ſei Gertrud Hornung, wie der Deiner Tanten?“

„Nein, er iſt es nicht“, entgegnete ſie, während der roſige Hauch ihres Geſichtes wiederkam und ihre Augen in frohem Lächeln blitzten. „Ich verſichere Dich, daß ich keine Idee hatte, daß das Ende ſo tief tragiſch ſein würde. Die Tanten Hornung ſind meiner Mutter Schweſtern und mein Name iſt Gertrud Margarethe Welthoff.“

Kurt ſchloß der Geliebten mit Küſſen den Mund.

„So war denn“, ſagte er mit glückſtrahlender Miene, „unſere Neigung eigentlich eine Liebe wider Willen. Gott ſegne ſie!“

Digitized by Google

Die Stute des Stammes.

Von **Murad Efendi.**

„Erwache, Emir,
Ein Räuber hat Dir —“
„Nun raſch, laßt mich wiſſen
Was ward mir entriſſen —
Mein ehlich Genoß?“
„Faſt ſchlimmer! — Dein Roß....“

Die Stute die ſchier
Arabiens Zier
Die Schnellſte der Schnellen
Vom fremden Geſellen
Verwegen geraubt,
Der Stamm iſt entlaubt!

Sie jagen im Flug,
Gebeugt auf den Bug
Der ſchnaubenden Pferde
Weithin bebt die Erde
Sie raſen dahin
Um höchſten Gewinn. —

Ein müſſiges Spiel,
Es winket kein Ziel,
Wer faßt wohl die Stute
Aus edelſtem Blute?
Nie hat noch ein Huf
Getrübt ihren Ruf.

Nie wird ſie erfaßt,
Vergebene Haſt,
Was hilft es zu jagen,
Zu drängen, zu wagen,
Die Wolke von Staub
Zerſtiebt mit dem Raub.

Und winkt auch ſtatt Lohn
Verluſt nur und Hohn,
Die Ehre ruft: Weiter! —
Da jubeln die Reiter:
Und ob ſie nicht trau'n
Dem was ſie erſchau'n, —

Und faſſen ſie's kaum,
Doch ſchwindet der Raum,
„Ob wirklich, ob Traum nur,
Ob Körper, ob Schaum nur,
Wir fangen den Schuft,
Die Tochter der Luft!“

Faſt iſt ſie erreicht —
Der Alte erbleicht
's durchzuckt ihm die Seele,
Es würgt ihm die Kehle,
Das Wort bricht hervor:
„Betaſte ihr Ohr!“

Er taſtet ans Ohr,
Da ſchnellt ſie empor;
Die ſtählernen Sehnen
Zum Sprunge ſich dehnen,
Im Sprung, nein, — im Flug
Den Räuber ſie trug.

„Gott helfe dem Thoren!
Emir! — ſie entweicht!“
„So ſei ſie verloren,
Doch nimmer erreicht!“

Altgriechische Romane.

Es sei zunächst gestattet, für die Bezeichnung „Roman" einen dem vorliegenden Zweck angemessenen Begriff festzustellen. Es ist nicht dahin zu rechnen: Die Fabel, das Märchen, die Allegorie, worin nicht wirkliches Leben, sondern nur ein Bild desselben durch Thiere, übermenschliche Kräfte, Gleichnisse dargestellt wird; es ist ferner nicht dahin zu rechnen: die Sage, sei sie im Munde des Volkes als Tradition fortlebend oder epische Dichtung; es gehört schließlich nicht dahin, die Erzählung irgend eines einzelnen aus dem Menschenleben gegriffenen Momentes ohne bedeutende Verwickelung.

Der Roman, mit dem diese Betrachtung sich beschäftigt, ist vielmehr eine Erzählung, welche, gleichviel ob in Prosa oder Versen, eine durchaus erdichtete Begebenheit mit einer gewissen Ausführlichkeit so mittheilt, als spiele sich dieselbe unter lebenden Menschen ab, deren Wesen, Denken und Empfinden uns, respective den damaligen Lesern, in vollem Umfang verständlich sein muß. Aus dieser Definition ergiebt sich einmal, daß der Stoff nur der historischen oder als historisch gedachten Zeit entlehnt sein darf, sodann, daß uns hier der „historische Roman" nichts angeht, welchen die Griechen durch phantasievolle Ruhmschreiber der Thaten Alexanders des Großen zwar kannten, den sie aber der Geschichte beizählten und, als dieselbe entstellend oder beeinträchtigend, für schädlich erachteten.

In dem freien, selbstständigen Griechenland ergötzte und begeisterte sich das Kunst und Poesie leidenschaftlich liebende Volk an den dichterischen Verherrlichungen seiner Götter und Heroen, den Erzählungen von den Thaten seiner Vorfahren, namentlich derer, die sie in urälteste Zeiten versetzten, welche ihrer Ueberzeugung nach aber nicht der Mythe, sondern uneingeschränkt der Wirklichkeit angehörten. An diesen Heldenliedern und Volkssagen entzündete sich der Patriotismus des Volkes, dessen ganzes Leben ein öffentliches, politisches war, sie entsprachen und genügten dem allgemeinen Bedürfniß so vollkommen, daß daneben die erdichteten Erlebnisse erdichteter Personen kein Gehör und keinen Beifall gefunden hätten. Erst als mit Griechenlands politischer Unabhängigkeit das freie, volksthümliche Leben zugleich zu Fall gekommen war, taucht in der griechischen Literatur der Roman auf.

Herausgebildet hat sich derselbe vermuthlich aus den „milesischen Märchen". Der Reichthum und, so zu sagen, Comfort der Handelsstädte des jonischen Kleinasiens hatte dieselben auch zu Pflanzstädten raffinirter Genüsse aller Art gemacht, denen nach irgend einer Richtung hin mehr oder minder alle Schichten der Bevölkerung ergeben waren. Hier zuerst hat der griechische Geist Gefallen gefunden und verlangt nach leichter, den Sinnen schmeichelnder Unterhaltungslectüre, auf welche ihn das Anhören der farbenglühenden Märchen der Perser schon früh vorbereitet hatte. Namentlich die Milesier, welche ihre Nachbarn an schöpferischer Erfindungsgabe übertrafen, ahmten diese Märchen bald in griechischem Sinn, mit Aenderungen, die dem griechischen Geschmack entsprachen, nach und weil die kleinasiatischen

Digitized by Google

Jonier in lebhaftem Verkehr mit den europäischen Griechen standen, fanden diese Erzählungen, wenn auch langsam und vereinzelt, im Peloponnes und in Attika Eingang, wurden aber doch Veranlassung, daß gerade hier zur Zeit Alexanders des Großen aus ihnen mit passender Erweiterung der Roman entstand.

Klearchos, ein Schüler des Aristoteles, schrieb um das Jahr 300 v. Chr. den ersten erdichteten Liebesroman, dem einige Jahre später ein bereits vollkommenerer Roman von Antonius Diogenes unter dem Titel: „Die wunderbaren Dinge jenseits Thule" folgte, dessen Idee der Odyssee entnommen gewesen zu sein scheint, worauf ein umfangreicher Auszug, den uns der Patriarch Photius hinterlassen hat, schließen läßt. Erst nach einer Pause von mehr denn vierhundert Jahren tritt zu den Zeiten der beiden Kaiser Antonin, also in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. wieder ein Romanschriftsteller auf, nämlich Lucius aus Patra, dessen „Zauberroman" zwar nicht auf uns gekommen ist, von dem wir uns aber eine Vorstellung zu machen vermögen aus Lucians Erzählung: „Lucius oder der Esel", sowie aus des Römers Apulejus „goldenem Esel". Mit dem Vorgenannten gleichzeitig lebte Jamblichos aus Syrien, aus dessen verloren gegangenem Werke: „Wunderbare Liebesgeschichte des Rhodanes und der Sinonis" ebenfalls der vorerwähnte Photius uns einen Auszug überliefert hat.

Im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, unter Theodor dem Großen schrieb Heliodor aus Emesa, Bischof von Trikka, seinen noch vorhandenen Roman: „Liebesgeschichte des Theagenes und der Chariklea", ein Werk, welches zwar nicht ganz frei ist von den wesentlichen Fehlern des griechischen Romans, doch aber durch Charakterschilderung, edle Sprache, Gesittung und Behandlung einer reinen, idealen Liebe so weit alle früheren und späteren Erzeugnisse dieses Zweiges der griechischen Literatur überragt, daß es mit Recht für den besten Roman der Griechen gilt und auch im Mittelalter nach dem Wiederaufleben der alten Literatur in Uebersetzungen und Nachbildungen freudig vom Publicum begrüßt wurde. Torquato Tasso zählte zu Heliodors Verehrern und hat in Geburt und Jugend seiner „Klorinde" (Befreites Jerusalem Ges. 12) viele Anklängen an ihn.

Als der nächstbedeutende Romanschriftsteller dürfte Longos zu nennen sein, dessen Schäferroman: „Daphnis und Chloë", obschon nicht gänzlich frei von Frivolität, doch durch blühende, wenn auch gezierte Sprache und lebensfrisches Colorit viele Leser gefesselt hat. Goethe hat (nach Eckermanns Mittheilungen) in den letzten Jahren seines Lebens sich mit Vorliebe mit dieser Dichtung beschäftigt und sich sehr günstig darüber ausgesprochen.

Jetzt treten mehrere Romandichter auf, deren Zeitalter nicht mit Bestimmtheit angegeben werden kann, die aber immer mehr und mehr der sinkenden griechischen Literatur angehören, so Achilles Tatios aus Alexandria, dessen Buch: „Liebesgeschichte des Klitophon und der Leukippe" in schwülstigem Stil arge Ungezogenheiten erzählt; ferner Xenophon aus Ephesus, dessen Roman den Titel führt: „Fünf Bücher Ephesischer Geschichten."

Chariton, von welchem eine: „Liebesgeschichte des Chäreas und der Callirrhoë" auf uns gekommen ist, gehört wahrscheinlich schon dem 8. oder 9. Jahrhundert n. Chr. an.

Im 11., 12. und 13. Jahrhundert n. Chr. hausten die schlechtesten

Digitized by Google

Scribenten: Eustathias verübte seinen Roman: „Hysmenias und Hysmene", der Mönch Theodoros Prodromos: „Dosikles und Rhodante", Niketas Eugenianos die Liebesgeschichte des „Charikles und der Drosilla."

Der Erste der letztgenannten Drei schrieb noch in Prosa, welche aber schon ganz mit den Barbarismen der sinkenden Sprache erfüllt ist; die beiden Andern haben Jamben gedichtet, die freilich weit entfernt von dem herrlichen Muster sind, das die Dichter des blühenden Griechenlands in dieser Gattung aufgestellt haben. Die drei Werke sind auf uns gekommen, des Niketas Buch wurde zuerst durch den französischen Philologen Boissonade im Jahre 1820 uns bekannt gemacht.

Es mögen noch einige griechische Romane existirt haben, aber untergegangen sein, andere noch in Bibliotheken ihres Entdeckers warten, groß jedoch kann deren Anzahl nicht sein. Bedenken wir nun, daß für einen Zeitraum von ungefähr 1600 Jahren nur die Werke von zwölf Verfassern genannt worden sind, so folgt daraus, daß dem Publicum altgriechischer Zunge nicht entfernt eine so unerschöpfliche Auswahl von Romanen zu Gebote stand, als der heutigen Leserwelt jeder civilisirten Nation.

Den Inhalt der griechischen Romane bildet, wenn wir von dem verloren gegangenen „Zauberroman" des Lucius absehen, die Liebe mit allen ihren Freuden und Leiden, aber (Heliodor ausgenommen) nicht die reine, veredelte Liebe, der die neuen Romandichter huldigen, sondern das begehrliche Verlangen und der Sinnenrausch. Kein Roman nimmt in dieser Hinsicht einen unglücklichen Ausgang, vielmehr werden am Ende immer die weitgehendsten Wünsche der Liebenden erfüllt, allein ehe sie zum ersehnten Genuß gelangen, haben sie gar viele Gefahren zu bestehen, oft dem grausen Tode zu trotzen, werden getrennt und vereinigt, abermals getrennt und wieder vereinigt u. s. w. Hiermit ist zugleich die Art der Darstellung im griechischen Roman angedeutet, von der nur des Longos Schäferroman abweicht, der im Vergleich mit den sich jagenden ungeheuerlichen Abenteuern der anderen Romane einem Idyll gleicht, das obenein stellenweise wunderlieblich geschildert ist. Die Liebenden sind immer vereint in anmuthiger Gegend, die Erfüllung ihrer heißesten Wünsche, zu der sie täglich Gelegenheit hätten, wozu sie überdies Alles in ihrer reizenden Umgebung fast zwingend anstachelt, wird nur hinausgeschoben durch Scheu von der einen und Unerfahrenheit von der andern Seite, bis schließlich das liebende Paar die Eltern findet und durch eine beseligende Heirath vereinigt wird.

So glatt geht es allerdings nicht in den anderen Romanen ab. Die mit erstaunlicher Heftigkeit Liebenden werden weit von der Heimat verschlagen, unter Barbaren müssen sie von fremder Sitte und fremdem Uebermuth mancherlei Ungemach erdulden, oft sind sie zum schmählichsten Tode verurtheilt, Krieg und Sturm gehen über sie hinweg. Seeräubern und Banditen auf dem Lande fallen sie in die Hände, Wunder geschehen und Zauber wirken und so durchschweifen sie die Erde nach allen Himmelsrichtungen, bis sie zuletzt nach unglaublichen Gefahren und Wagnissen mit unvermindert glühenden Herzen zur Heimat zurückkommen, wo dann schleunigst eine fröhliche Hochzeit den sehnlichst erwünschten Schluß bildet.

In diesen Schilderungen selbst dem Abenteuerlichen Wahrscheinlichkeit und Zusammenhang zu geben, hat (annähernd) nur der schon mehr gerühmte Heliodor verstanden. Bei den Uebrigen ist nichts gehörig begründet, ja bei

Digitized by Google

einigen läßt sich durchaus nicht einmal einsehen, weshalb der Liebhaber nicht gleich anfangs regelrecht um die so inbrünstig Geliebte wirbt, sondern es vorzieht, mit ihr davonzulaufen, um sie und sich erst eine Zeit lang in viele gräßliche Gefahren und die armen Eltern, die gar nichts wider die Heirath gehabt hätten, in tiefe Trauer zu versetzen.

Die Sprache ist, wie schon gesagt, nichts weniger als edel; schwülstig, voll rhetorischen Prunkes, bemüht, durch Wortschwall über die Gedankenarmuth hinwegzutäuschen, und wie gesunken der Geschmack war, mag eine Stelle aus dem Roman des Niketas beweisen, welche die Heldin Drosilla folgendermaßen beschreibt: „Einem gestirnten Himmel gleicht das Mädchen, das sich zum Feste ein goldenes, glänzendes, weißpurpurnes Gewand angelegt hatte; schön, ebenmäßig an Wuchs, weißhändig, fleischnagelig; Lippen und Wangen geröthet wie eine Rose, das Auge schön und glänzend schwarz, die Wimper blond, die Nase gebogen, glänzend das so üppige und schöngeordnete Haar; gleichwie ein Kelch sind ihre Lippen, ein offener Bienenkorb, welcher herzgefälligen Honig süßer Rede ausströmt, ein Stern, von der Erde blitzend, des Himmels Rose; schön und schlank gestreckt ist der Hals; Alles ergötzend, kreisgestaltet sind die lieblichen Brauen; schimmernde, weißrothe Flammen entstrahlen die Fackeln der Wangen. Schnee ist des Mädchens übriges Gesicht; golden die Locke, die Haarflechten gelb, honigartig, goldig, geschmückt, lang herabreichend und von köstlicher Salbe duftend; die Kinnbacken, der Hals blendend; die Lippe strömt von Nectar, der Brust war der Morgenthau eigen. Das Maß des Wuchses kam der Cypresse gleich und schön gedrechselt ist die Nase; die Zähne sind aneinandergereiht wie eine Schnur weißschimmernder Perlen; die kreisartigen Bogen der Wimpern übertreffen Amors abgespannten Bogen. Es scheint, als hätte die Natur eigens Milch und Rosen gemischt, um, gleich einer geschickten Malerin, daraus den weißrothen Körper des Mädchens zusammenzumalen."

Diese Probe blühenden altgriechischen Romanstils wird genügen, und um auch einen Einblick in die Art der Verwickelung, welche in fast allen griechischen Romanen genau dieselbe ist, zu gewähren, mag den Schluß eine kurze Inhaltsangabe des am wenigsten bekannten Werkes bilden, nämlich des Romans „Charikles und Drosilla" von dem schon mehrfach erwähnten Niketas:

Die, nur in der Dichterphantasie existirende Stadt Barzos in Mysien wird plötzlich von den Parthern überfallen, welche aber der festen Stadt selbst sich nicht bemächtigen können, doch alle Gebäude ringsum einäschern, die sich wehrenden Männer niederhauen, die anderen nebst den Weibern und Kindern, so viele sie irgend zu ergreifen vermögen, fortschleppen. Unter den Gefangenen befinden sich auch die beiden Liebenden Charikles und Drosilla. Im ersten Nachtlager übergiebt der Partherkönig Kratylos seinem Satrapen Lysimachos die Wache und verspricht ihm, dessen nie wieder in der Erzählung Erwähnung geschieht, in zweiunddreißig Versen für sorgfältige Wahrnehmung seiner Obliegenheit eine sehr anständige Belohnung.

Sobald der Zug am fünften Tage in die Residenz des Partherfürsten gelangt ist, werden die Gefangenen einfach in Kerker geworfen, Drosilla jedoch in dem Harem der Chrysilla, der Gemalin des Kratylos, eingesperrt. Getrennt von ihr, stößt Charikles herzzerbrechende Klagen aus, worin er aber von einem Mitgefangenen, Kleander, gestört wird, der ihm den unmaßgeblichen Vorschlag macht, zur Abwechslung und Erleichterung des Unglücks möge er seine Geschichte zum Besten geben. Charikles sagt zu, beschließt aber

Digitized by Google

weislich, vorerst einmal auszuschlafen. Die gute Drosilla dagegen durchwacht die Nacht in jammernder, sechsundsechzig Verse langer Klage voller Sehnsucht nach dem Heißgeliebten. Am nächsten Morgen fordert Charikles den Kleander auf, er solle zuerst seine Schicksale erzählen, was dieser bereitwilligst und höflichst thut.

Seine Heimat war Lesbos und verliebt hatte er sich in seine Nachbarin Kalligone, ohne sie je gesehen zu haben, nur auf das Gerücht von ihrer ausbündigen Schönheit hin. Endlich, durch Bestechung gelang es ihm, sie selbst zu erblicken und so zauberhaft schön war sie, daß über ihm sofort thurmhoch die Flammen feurigster Liebesgluth zusammenschlugen, wobei er doch noch so viel Geistesgegenwart wenigstens bewahrte, sie um einen Kuß zu bitten. Sie versagt die Kleinigkeit entschieden und höchst eigensinnig, er wird vor Liebe krank und schickt der spröden Nachbarin einen flehenden Brief nach dem andern, von denen er viere gleich aus dem Gedächtniß mit richtiger Betonung hersagt. Endlich bekommt Kleander unerwartet den Wink, sich Nachts im Gemach der Kalligone einzufinden. Er eilt hoffenden Herzens hin und singt unterwegs ein sechzig Verse langes Jubellied. Die Schöne eröffnet dem Ueberglücklichen, daß Amor ihr Herz ihm zugewendet habe, weshalb sie nimmer von ihm lassen werde. Natürlich erbitten die Leutchen nun nicht die Einwilligung der Eltern, sondern entfliehen sofort per Schiff von Lesbos. Ein Sturm verschlägt sie nach Barzos, wo sie gerade zeitig genug landen, daß ihn die Parther ergreifen können, während Kalligone, in einem Gebüsch versteckt, ihnen entschlüpft.

Charikles dankt verbindlichst für die schöne Erzählung und revangirt sich seinerseits durch die Eröffnung, daß er aus Phtia gebürtig sei. Dortselbst habe er bei einem Dionysosfeste, im heiligen Hain unter einem Ahornbaume mit anderen Jünglingen stehend, die vorübergehenden Frauen und Mädchen beschaut und eben so geistreich als anzüglich (was genau wiedergegeben ist) geneckt. Darauf hätten die jungen Herren noch zur Leyer ein sechzig Hexameter langes liebliches Lied abgesungen und wären dann aufgebrochen, den Chortänzerinnen zuzusehen. Hier erblickte er Drosilla und verliebte sich blitzschnell dermaßen in sie, daß er sie ergebenst davon in Kenntniß setzt, er wolle sie entführen. Die niedliche Tänzerin besieht ihn sich genauer, wird ihm bei der Gelegenheit ebenfalls stark gewogen und hat nichts gegen ein pas de deux über das Meer. Leider wird ihr Schiff von Seeräubern erbeutet und wenn sie selbst sich auch nach Barzos retten können, haben sie dadurch nicht viel gewonnen, da sie in die Gewalt der Parther gerathen sind.

Just nach Schluß dieser Herzensergießungen werden alle Kriegsgefangenen dem Königspaare vorgeführt, das nunmehr je nach Laune ohne weiteren Grund einige hinrichten, einige wieder ins Gefängniß werfen läßt, andere in Freiheit setzt, wieder andere als Sclaven an Günstlinge verschenkt. So wird auch Charikles vom Könige seinem Sohne Clinias zugetheilt, welcher inzwischen im Palast seiner Mutter die pikant schöne Drosilla erblickt hat und nun einen achtundfünfzig Verse langen verliebten Seufzer los läßt, der den erschreckt zuhorchenden Charikles zwar erzittern, aber nicht kopflos macht, vielmehr sucht er gleich alles zum Besten, d. h. *seinem* Besten zu lenken: Er giebt sich, um seines neuen Herrn Vertrauen zu erschleichen, für einen Bruder der Drosilla aus und bekennt sich durch eine frivole Lüge als Liebhaber eines anderen Mädchens. Clinias macht den Sclaven zunächst zu seinem Freunde, sodann, unter Verheißung der Satrapenwürde, bezüglich der hüb-

Digitized by Google

schen Schwester zum Unterhändler und als solcher hat der Herr „Bruder" freien Zutritt in den Garten der Königin, wo er seine Geliebte schlafend findet, vorerst in siebzig Versen ihre Anmuth bewundert, sie darauf weckt und ihr das obwaltende Verhältniß klar legt. Drosilla übertrumpft die Geschichte durch die überraschende Mittheilung, daß bei der Schau der Gefangenen die alternde Königin sich in Charikles verliebt habe und deswegen, um keine Zeit zu verlieren, den Kratylos vergiften wolle. Während Charikles noch das Haupt vor Verwunderung schüttelt, verbreitet sich schon die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Königs. So untröstlich die Königin thut, trägt sie doch unverzüglich dem stattlichen Sclaven schriftlich ihre Hand an und erkieset Drosilla zur Ueberbringerin der Epistel, ob welcher die unverzagt treu Liebenden doch insofern in Verlegenheit gerathen, als ihnen nicht gleich ein Ausweg beikommen will, welcher prekären Lage sie indessen durch das unvermuthete Eintreffen eines Gesandten vom Könige der Araber, Chagus (offenbar der Titel „Schah"), entrissen werden, der Unterwerfung und Tribut von den Parthern verlangt. Schnöde abgewiesen, enteilt der Bote rachedrohend, die Araber rücken an, nach furchtbarem Kampfe, in dem Klinias fällt, wird die Stadt erobert, die Königin Chrysilla ersticht sich. Charikles wird mit Kleander an eine Kette geschmiedet, die gefangenen Frauen und Mädchen, unter ihnen Drosilla, ungefesselt auf Wagen gesetzt und so geht der Zug gen Arabien. Ein streifender Baumast wirft Drosilla von ihrem Sitz über einen jähen Abhang ins Meer, welches sie auf eine Wüste spielt, wo sie sich neun Tage lang von Wurzeln kümmerlich nährt, bis sie an ein Dorf kommt und in einer vor demselben stehenden verfallenen Hütte in dreißig Hexametern ihrem Jammer Luft macht. Ein altes mitleidiges Weib, Maryllis, dies hörend, nimmt die Verlassene in ihr Haus und pflegt sie. Nachts wacht das Mädchen von einem Traumgesicht auf und fragt die Alte, ob es in dem Dorfe einen Gastwirth Xenokrates gebe. Als die Frage bejaht wird, läßt sie sich, freudig erregt, sogleich dorthin führen. Des Xenokrates Sohn, Kallidemus, empfängt sie und wird von ihr gefragt, ob nicht ein gewisser Charikles bei ihnen Quartier genommen habe. Kallidemus, augenblicks verliebt, leugnet es, gesteht ihr aber in einhunderteinundneunzig Versen seine innige Zuneigung. Charikles war aber in dem Wirthshaus. Sobald nämlich Drosilla vermißt wurde, brach ihr armer Liebhaber natürlich sonder Zögern in steinerweichendes Jammern aus, welches Chagus belauschte und, da es sich herausstellte, daß der Bemitleidenswerthe kein Parther sondern ein Grieche sei, ihn sammt Freund Kleander freiließ unter Verabfolgung eines Viaticums. Auf ihrer Wanderung waren Beide drei Tage nach Drosilla in das selbige Dorf gelangt. Später als dem Mädchen, aber auch in derselben Nacht, offenbarte dem Charikles ebenfalls ein Traumgesicht die Nähe der Geliebten. Er suchte und fand sie. Nun große Freude! Die alte Maryllis bereitet schnell ein Mahl und ist so seelenvergnügt, daß sie tanzt und hüpft und sich eine Scene ereignet, wie sie ausgelassener sich kaum denken läßt. Als nach dem frohen Mahl die Alte und Kleander sich zurückziehen, begeben sich die Liebenden in den Garten, wo nach einigen Liebesklagen und nach recht dreisten, aber von Drosilla energisch zurückgewiesenen Zumuthungen des Charikles Kleander sie mit der Kunde von dem Tode seiner geliebten Kalligone unterbricht, welche Nachricht ein soeben eingetroffener Kaufmann, Gnatho aus Barzos, gebracht hat. Nach dem Bericht jammert Kleander in dreiunddreißig Versen, nicht länger, „weil leider der späte Abend keine umfangreichere Klage zuließ." An der Abendmahlzeit

Digitized by Google

Mündliche Erklärung.

Nach einer Originalzeichnung von W. Grögler.

Digitized by Google

nimmt der Kaufmann theil und als er die Namen Charikles und Drosilla hört, stellt es sich heraus, daß deren Eltern nach der Flucht ihrer Kinder nach Barzos gereist sind, um sie eben heimzuholen, daß sie aber, weil sie die Flüchtlinge dort nicht mehr fanden, den Gnatho unter Verheißung von zehn Pfund Goldes vermocht haben, die lieben Kinder aufzusuchen. Natürlich freut er sich jetzt über das unerwartete Zusammentreffen außerordentlich. Dem armen Kleander wird die abermalige Gemüthsbewegung tödtlich, der Schlag rührt ihn bei Tische und bei seiner Beerdigung am nächsten Morgen entäußert sich Drosilla einer hundertvier Verse langen Klage. Zwei Tage darauf reisen die Liebenden sammt dem Kaufmann nach Barzos ab, werden von den Eltern mit offenen Armen empfangen, Gnatho streicht schmunzelnd sein leicht erworbenes Gold ein, die Uebrigen aber eilen nach Hause und betreiben die Hochzeit so schnell als möglich.

Wer sich übrigens nach dieser Probe noch mit den übrigen Werken der altgriechischen Romanliteratur bekannt zu machen wünscht, kann dazu bequem Gelegenheit finden, indem dieselben meist auch in deutschen Uebersetzungen vorhanden sind.

Emil Romminger.

Mein altes Roß.

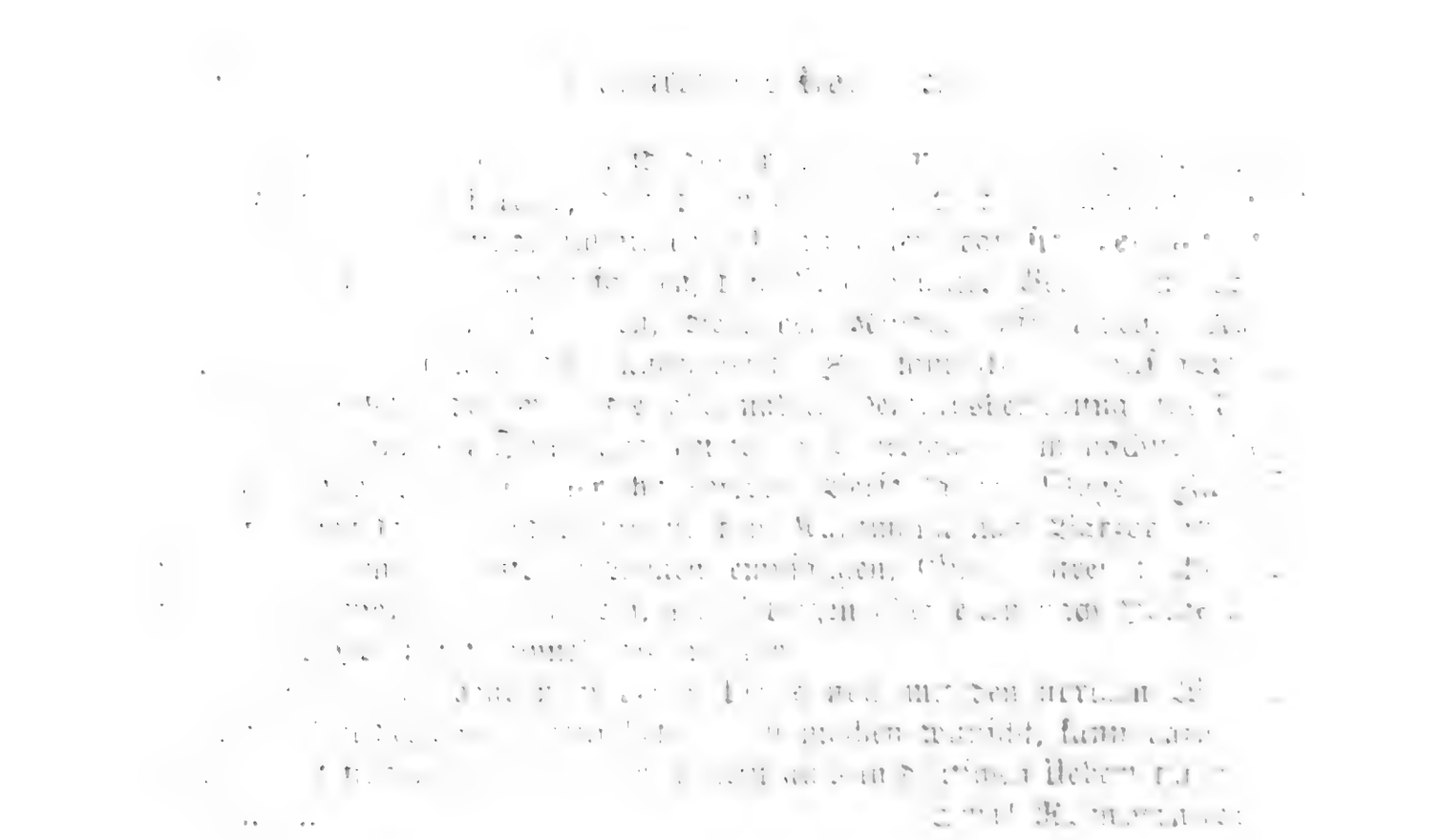
(Hierzu die Illustration „Süße Rast".)

Mein altes Roß,
Mein Spielgenoß,
Was siehst du mich wiehernd an?
Deine Sehne, wie lahm!
Meine Seele, wie zahm!
Wir reiten nicht mehr hindann!

Du schüttelst dein Haupt,
Deine Nüster schnaubt!
Ich glaube, du träumst, Kamerad.
Wir fliegen zusamm'
Ueber'n Bergeskamm,
Den alten geliebten Pfad.

Die Mauer empor!
Du scharrst davor,
Deine schäumende Stange tropft!
Ein rauschend Gewand,
Ein weiße Hand,
Die den funkelnden Hals dir klopft!

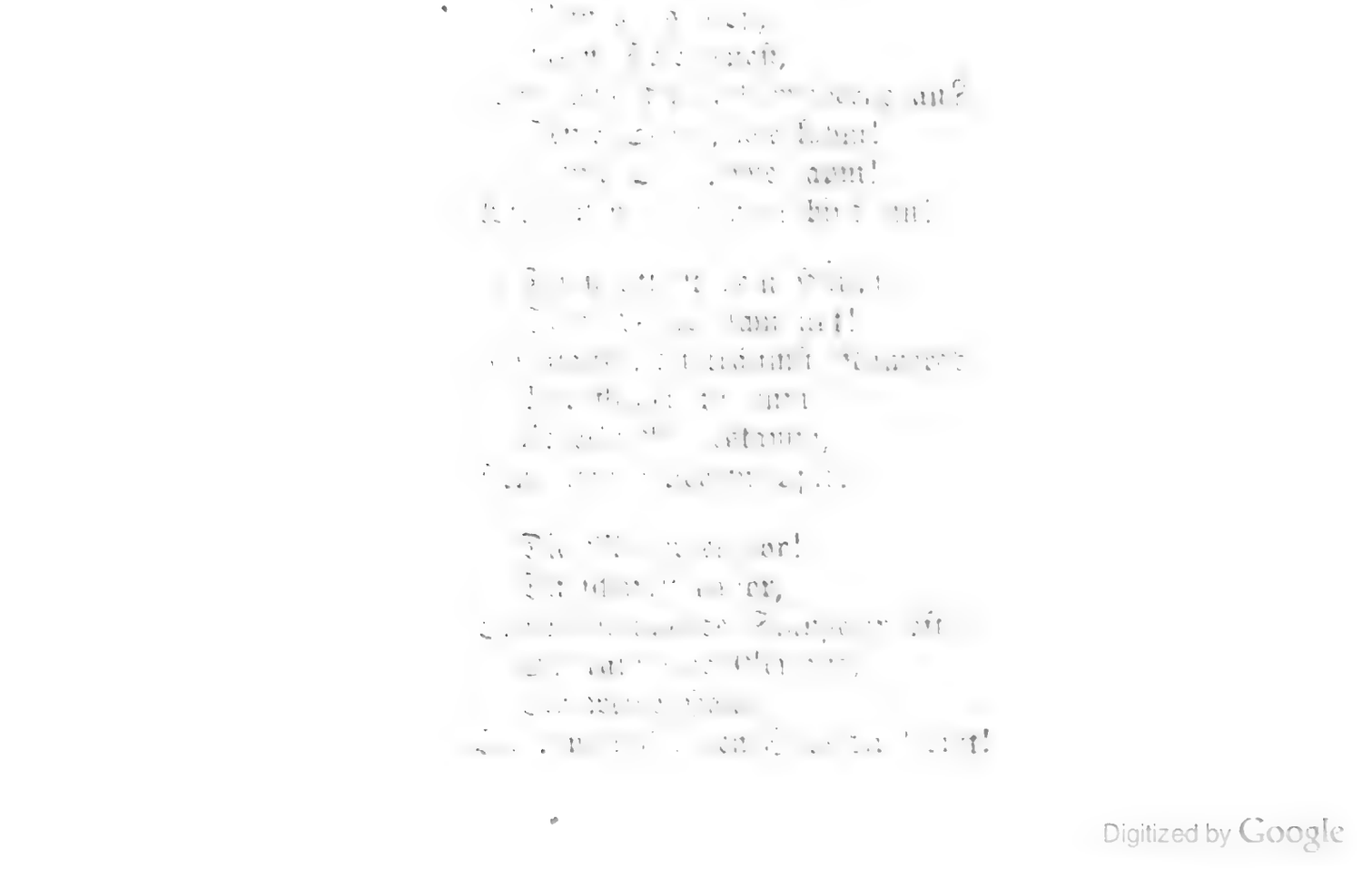
Digitized by Google



[illegible]

[illegible]

[illegible] alles Roß



[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Digitized by Google

Mündliche Erklärung.

Nach einer Originalzeichnung von W. Grögler.

Digitized by Google

Es ſtäubt der Kies,
Schlaf' ſüß, ſchlaf ſüß,
Und hinaus in die blauende Nacht!
Auf thauigem Rain
Im Mondenſchein,
Dahin mit Macht, mit Macht!

Verhängt den Zaum,
Im Herzen ein Traum,
Auf der Lippe den letzten Kuß.
Dumpf hallender Huf
Und Wachtelruf
Und fern ein rauſchender Fluß!

Der Nachtwind haucht,
Das Mondlicht taucht
In das ſilberwogende Korn.
Voll blüht der Mohn
Und mit ſchläfrigem Ton
Flüſtert der Hagedorn!

Einen letzten Blick
Zurück, zurück
Auf der Liebſten ſchlafendes Haus!
Mein Kamerad,
Wie Schad', wie Schad',
Das Alles, Alles iſt aus!

Mein Kamerad,
Den geliebten Pfad,
Den hat verweht der Schnee!
Und das Thor verbaut,
Und verloren die Braut,
Und mein Herz ſo weh, ſo weh!

Moritz Graf Strachwitz.

Digitized by Google

Aus der Gesellschaft.

Wien.

Der Fasching, der sich heuer eines ungewöhnlich langen Lebens erfreut, ist zwar noch nicht zu Ende, das letzte Ballkleid ist noch nicht in Fetzen auseinandergeflogen und noch ist die letzte Quadrille nicht geplaudert worden, aber die Bilanz über unsere diesjährige Walzerära kann denn doch schon mit ziemlicher Sicherheit gezogen werden. Die Elitebälle, unter welchen man den Juristen- und Technikerball, den Ball der Studenten, der Industriellen, der Journalisten und der — Bodencultur — lachen Sie nicht so, mein schönes Fräulein und beneiden Sie uns, wir haben einen Ball der Bodencultur, für welchen unter Anderen die Gräfinnen Gabriele St. Genois d'Aneaucourt und Aglaë Mannsfeld das Patronat übernommen haben und lachen Sie auch nicht, wenn Ihnen der Zufall eine neue Polka von Eduard Strauß unter Ihre Noten spielen sollte, die da beispielsweise „Erdäpfelklänge" oder „Spargelträume" heißen sollte — jene altgewohnten Elitebälle fanden also wieder unter der gewöhnlichen und herkömmlichen Schablonenlangeweile statt, im Musikervereinssaale wurde der Costumabend unter dem gewohnten Lärm abgehalten und auf den Privatredouten beklagten sich abermals die blauen und rothen Dominos, daß Wien keine ordentliche jeunesse dorée mehr besitze und daß man sich im Carneval 1878 fürchterlich abplagen müsse, bis man nur das einfachste Souper bezahlt bekomme, während man früher in Champagner förmliche Schwimmlectionen nehmen konnte. Die Privatbälle waren gezählt, denn in der Familie interessirte man sich lebhafter für den Kriegstanz im Orient, denn für einen häuslichen Cotillon, die hohe Aristokratie beschränkte sich auf ihre adeligen Pikniks und bei Hofe konnte es kaum bewegter hergehen, da es ja doch Kaiserin Elisabeth vorgezogen hatte, fern von Wien zu sein und die Saison in England zu verbringen. — Und so blieb es den funkelnagelneuen Hofopernsoireen vorbehalten, den Fasching würdig zu repräsentiren. In denjenigen Kreisen, die die Soireen der Hofoper ins Leben gerufen und in Scene gesetzt, stellte man als Grundprincip auf, alle unlauteren Elemente fernzuhalten, allein eine solche Aufgabe zu erfüllen, scheint sehr, sehr schwierig zu sein, denn die Pseudo-Demimonde war namentlich bei der zweiten Soiree in ihren verwegensten und bekanntesten Exemplaren vertreten und die strenge Honeteté strich besiegt die Segel. Herr Jauner, der dem Größenwahn jetzt Opfer in allerlei Gestalt bringt, hatte sichs einfallen lassen, darauf zu dringen, daß die Herren Officiere zur zweiten Soiree in Paradeuniform zu erscheinen hätten, während sie auf die erste in Campagne gekommen waren. Der Wunsch des Directors der k. k. Vergnügungsanstalt, wie in neuester Zeit das k. k. Hofopernhaus genannt wird, fand seine Gewährung, die Officiere erschienen thatsächlich en parade, aber einer der einflußreichsten Adjutanten einer höchsten Persönlichkeit soll in seinem Unmuth über den Terrorismus des k. k. Vergnügungsdirectors geäußert

Digitized by Google

haben, daß eine Soiree, auf welcher selbst der Chef des Hauses sich nicht scheue, seine Liaison öffentlich zu bekennen, kein Eliteball zu sein den Vorzug genieße, von der Garnison also auch nicht die Auszeichnung der Paradeuniform verdiene ..... Das ist eine kleine und unscheinbare Episode in der Directionsführung des Herrn Franz Jauner, aber aus solchen unscheinbaren Zwischenfällen setzt sich oft eine ganze Krisis zusammen und abgesehen von anderen diversen Originalitäten, die sich Jauner tagtäglich zu Schulden kommen läßt, ist es gerade die Paradeaffaire der Opernsoireen, die man dem k. k. Vergnügungsdirector kaum so leicht vergessen dürfte, denn: — kleine Ursachen — große Wirkungen.

Ja, diese Liaisons! Sie kehren das Oberste zu unterst, stellen die von der Gesellschaft normirten Gesetze auf den Kopf und besetzen sogar — diplomatische Posten. Ein Beispiel für viele, dafür aber ist dieses eine Beispiel überaus drastisch und wiegt ein ganzes Hundert anderer auf. — Da existirt in Wien schon seit einer Reihe von Jahren ein „maison de modes" ersten Ranges, dem ein Ehepaar vorsteht. Trotz dieser „Reihe von Jahren" ist die schwächere Hälfte dieses Ehepaares noch sehr jung und ebenso schön wie jung, denn wenn sie auf einem Ball erscheint, glaubt man, der Frühling schwebe, durch eine seiner transparentesten Feen repräsentirt, in den Saal. Der Gatte, Herr X. versteht nicht nur sein Geschäft vortrefflich, er weiß sogar, daß es gewisse Vortheile bietet, eine schöne, allgemein angebetete Frau zu besitzen. Man drückt die Augen zu, wenn Fürst Y. zuweilen erscheint und verschließt die Ohren, wenn sich die Welt die sonderbarsten lauten Gedanken über den Fürsten Y. und die Confectionärin X. macht. Aber ein Gatte ist immer zu viel, wenn es sich darum handelt, ihm Hörner aufzusetzen und das sah auch dieser intelligente Damenschneider vollkommen ein. Er sehnte sich daher weg von Wien und trachtete nach einem seinen Fähigkeiten und seiner Vorbildung entsprechenden Wirkungskreis. Selbstverständlich war es in erster Linie die eigene Frau, der er sein ehrgeiziges Herz ausschüttete, denn wer verdient größeres Vertrauen als sein zweites Ich? Die edle Frau brachte den Plänen des Gatten das innigste Verständniß entgegen und wendete sich an ihren Fürsten. Und der Fürst wendete sich wieder an einen Staatsminister, der diplomatische Posten zu vergeben hat, denn der Fürst und der Staatsminister treffen sich sehr oft auf der Jagd, der Staatsminister, gerne bereit, seinem steten Jagdkameraden dienstbar zu sein, späht nach allen Richtungen aus, um für den Gatten der Madame X. „Modes et robes" ꝛc. ꝛc. einen Posten ausfindig zu machen und siehe da, der Posten findet sich bei einer Botschaft in Paris, und seit etwa sechs Wochen fungirt der Confectionär als Beamter in der französischen Hauptstadt. Das heißt doch Carrière machen! Glaubt man sich bei solchen Geschichten des neunzehnten Jahrhunderts nicht in die Luft des achtzehnten, der kleinen deutschen Höfe des Rococco versetzt? — Doch still, nichts mehr davon! — — Wenn ein Staatsminister nicht einmal das Recht haben sollte, aus einem Damenschneider einen Gesandtschaftssecretair oder Chancelier zu machen, was bliebe einem solchen Staatsminister noch übrig?

Unter den oben erzählten „Faschingsstückeln" — so nennt der Wiener die Dummheiten und Verkehrtheiten seiner Zeitgenossen — mag an dieser Stelle auch ein ernstes Thema behandelt werden. Dieses Thema wäre eigentlich erst am Aschermittwoch mit seinen bleigrauen Gesichtern am Platze, allein auch mitten im Walzer und der Polka muß man den Muth haben, an

den — Tod zu denken. Wien soll nämlich in der nächsten Zeit schon seinen „Pere Lachaise", d. h. seinen Künstlerwinkel für die todte Welt der Musiker und Schriftsteller erhalten. Die alte Kaiserstadt hat zwar nicht so viele Celebritäten, so bereits in kühler Erde ruhen, wie die (jetzt und wer weiß wie lange?) republikanische Capitale an der Seine, aber bei gewissenhaften Suchen wird sich schon auch eine stattliche Reihe großer Vorfahren ergeben, mit denen die neuen Arkaden auf dem neuen Centralfriedhof bevölkert werden können. Gluck liegt auf dem Matzleinsdorfer Friedhofe, Mozart auf dem von St. Marx, Lenau liegt in Weidlingen am Bach, Beethoven und Schubert ruhen auf dem Währinger Gottesacker, Grillparzer, Halm, Hebbel — man hat sie vordem in alle Winkel der großen Stadt getragen und das Herz des Idealisten hat schon lange einen Brennpunct für seine Pietät gesucht. Nun hat sich Nicolaus Dumba, einer der vornehmsten Wiener Mäcene an die Spitze einer Bewegung gestellt, deren letzter Zweck darin besteht, auf dem neuen und noch ziemlich unwirthlichen Centralfriedhof Arkaden zu errichten, unter welchen nun die Ueberreste hervorragender Künstler und Schriftsteller die ewige Ruhe finden sollen. Den ersten Anstoß zu dieser Idee, deren Verwirklichung allerdings große Geldopfer erheischte, gab der Tod Johann Herbeck's, und es ist keine Frage, daß, falls sich nur die Commune nicht allzu spröde und pretentiös erweist, der Arkadengedanke greifbare Formen annimmt. Selbstverständlich müßten Mozart, Gluck, Beethoven, Schubert u. A. exhumirt werden und auch dieser Proceß verlangt gewisse Geldopfer, allein nach dieser Richtung hin ist bereits vorgesorgt. Die Gesellschaft der Musikfreunde übernimmt die Exhumirung und Transferirung der sterblichen Ueberreste von Beethoven und Schubert, die Oper jene von Mozart und Gluck, die Gemeinde Wien wird das Ihre leisten und die Denkmäler, die monumentalen Ausschmückungen mag die dankbare Mit- und Nachwelt besorgen. So wird dann Wien eine Todtenstadt die Unsterblichkeit in seiner Mitte erwachsen sehen und die bildende Kunst wird vielfache Gelegenheit finden, auch ihren Tribut für das neue und jedenfalls würdige Unternehmen beizutragen. — Ich muß noch tausendmal um Verzeihung bitten, daß ich es, wie bereits angedeutet, mitten im Carneval und mitten in seinen Maskenscherzen, gewagt, von längst vermoderten Todten zu reden. Aber ich habe eine und zwar sehr gewichtige Entschuldigung und das ist die, daß alle jene Todten, die ich oben angeführt, ja nicht todt, nur gestorben sind und daß sie in ihren Werken unter uns leben, so frisch und kräftig, als könnten wir ihnen die Hand schütteln. Die jetzigen Wiener Künstler und Schriftsteller werden übrigens durch den Arkadengedanken von dem wohlberechtigten Ehrgeiz erfüllt werden, dereinst in der „Galerie berühmter Todten" Aufnahme zu finden, wie der französische Gelehrte, Künstler und (auch) Staatsmann sein höchstes Glück darin findet, der Akademie anzugehören.

Eine Frage, die den Redacteuren unserer Theaterrubriken und dem großen Kreis, der sich für die Bühne überhaupt interessirt, unsäglich viel zu combiniren gab, ist endlich definitiv entschieden. Herr Tewele ist Director des Carltheaters geworden, vielmehr hat sich zum Director dieses Hauses gemacht, in welchem Franz Jauner August dieses Jahres das Scepter niederlegen wird, um seine ganze Thätigkeit der Hofoper zu widmen. Franz Tewele, ein Komiker etwas grobkörnigen, aber überaus wirksamen Genres, ein Bühnenhumorist, von dem sich das Publicum sehr gerne zum Lachen bringen läßt, war und ist noch immer eine Hauptstütze des Laube'schen Stadttheaters,

Digitized by Google

sein Abgang wird also hier schmerzlichst empfunden werden. Im Verein mit den bereits accreditirten Komikern des Carltheaters, den lustigen Brüdern Matras, Knaak und Blasel wird Tewele dem Musentempel der Leopoldstadt wohl jenen Glanz wieder zurückbringen, der ihn unter Nestroy, Treumann und Anton Ascher umgab. Die Welt will lachen und hat noch niemals vielleicht so sehr das Bedürfniß nach Heiterkeit empfunden, wie gerade jetzt, wo ihr nur immer so schwere Arbeit zugemuthet ist. Die Welt will also lachen und sie wird den „feschen" Komikern von jenseits des Donaucanals zulaufen und da Tewele Geld verdienen will, so wird er wohl auch sein Möglichstes thun, nach Möglichkeit munter und toll zu sein. Wie unendlich dankbar das heutige Wien für einen guten Spaß ist, das beweist der Erfolg des Costa'schen Stückes „Ihr Corporal", das, allerdings mit der Gallmeyer in einer Hauptrolle, allabendlich das Theater an der Wien bis an die Decke füllt. Die Idee, daß eine simple Köchin ein ganzes Haus dirigiren und malträtiren kann, weil ihr Geliebter ein Corporal ist und zwar der Corporal, in dessen Compagnie der Sohn des Hauses als Freiwilliger steht, ist bis in die äußersten Consequenzen verfolgt und findet einen solchen Anklang und wirkt durch ihre Actualität — denn welche Wiener Köchin hat keinen Geliebten, und welcher Geliebte wäre nicht Corporal — daß wirklich die ganze Stadt die Farce sehen und sich an ihrer unbändigen Narrheit ergötzen will. — An Ergötzung fürs liebe Publicum fehlte es auch im Carltheater nicht, wo man das französische Lustspiel „Bébé" von Hennequin und de Najac gab. Bébé gehört zu jenen Arbeiten der dramatischen Werkstätte, die nur in einigen Theatern einiger Städte der Welt gegeben werden können, denn diese an die Posse streifende Comödie ist eine fortgesetzt, aus drei Acten bestehende Zote. Die Zote ist geistreich, elegant und mit großer Geschicklichkeit erfunden und ausgeführt, allein sie bleibt immer das, was sie zu sein sich auch gar nicht genirt. Da nun am Morgen, nachdem Bébé zum ersten Male über die Breter des Leopoldstädter Theaters geschritten, sämmtliche Journale mehr oder weniger deutlich davor warnten, junge Mädchen mit Bébé in Verbindung zu bringen, so war das Glück der Novität gemacht, denn bekanntlich giebt es nichts auf der Welt, das so süß schmeckt, wie die verbotene Frucht.

Der bereits im September vorigen Jahres in unserem Hofoperntheater erschienenen „Walküre" von Richard Wagner folgte gegen Ende des letzten Monates „Das Rheingold". Daß Rheingold, das Vorspiel zur Nibelungentrilogie nicht dieselbe große, tiefgehende Wirkung ausüben konnte, wie der erste Act oder vielmehr der erste Tag, die Walküre, darauf mußte man gefaßt sein, und die es nicht waren, hatten von dem künstlerischen Juanwesen und dem architektonischen Bau der Tetralogie keinen klaren Begriff. Indem die Direction der Hofoper die Walküre vor dem Rheingold in Scene setzte, hatte sie das Pferd beim Schweife aufgezäumt und der verkehrte Weg rächte sich bitter. Das große Publicum, zur geistigen Arbeit nicht erzogen — und das Aufnehmen gewisser musikalisch-dramatischer Werke ist ja mit einer gewissen geistigen Thätigkeit verbunden — erwartete von der Walküre zum Rheingold eine aufregende Steigerung und fand eben nur eine exponirende Vorbereitung. Richard Wagner durfte es Herrn Jauner niemals anheimstellen, für die Vorführung seines gewaltigen Nibelungenwerkes eigene Wege zu wandeln, dem Herrn Jauner war es, als er der Walküre den Vortritt gewahrt, zunächst darum zu thun, Geld zu machen und in seinem dunkeln aber nicht immer glücklichen Instinct empfand er, daß Brunhilde allein schon

Digitized by

stärkere Accente habe, als alle Götter und Göttinnen des Rheingold zusammen, Zudem war die Inscenesetzung des Vorspiels salopp und handwerksmäßig, und von keiner höheren Idee getragen. Statt sich nun auf seinem Thron zu befestigen, wie es Jauner durch sein neuestes Werk zu thun vermeinte, hat er diesen seinen Thron und seine Stellung arg erschüttert und ähnliche Dinge wie die Paradeaffaire der Soireen kommen dazu, um dem Gedanken an einen Nachfolger bereits Raum zu geben. Das compromittirendste an der Directionsführung Jauner's ist aber wohl das Deficit des Jahres 1877, das Niemand decken will. Dem Deficit fiel der arme Herbeck, von dem der Salon jüngst ein so wohlgetroffenes Portrait brachte, zum Opfer, Fürst Hohenlohe glaubte an Franz Jauner den schon lange gesuchten Goldmacher gefunden zu haben und siehe da, die Schulden sind größer denn je. Der Obersthofmeister des Kaisers, Fürst Constantin Hohenlohe ist natürlich außer sich, denn es will sich kein Edler zeigen, der eine Summe von 300,000 Gulden bezahlen will und an den Kaiser, der sich schon einige Male über die Vernachlässigung des Balletes mißliebig geäußert haben soll, traut man sich nicht heranzukommen. Nun wartet aber Herr Jauner schon mit Sehnsucht auf den goldenen Kragen des „Hofrathes" — wie soll dieses Wirrsal von Schulden, Fehlern und getäuschten Hoffnungen enden? — —

Die jedenfalls interessanteste Erscheinung im Concertsaal war in den letzten Wochen der norwegische Paganini Ole Bull. Den Alten — Ole Bull ist ja schon nahe den Siebzigen — hat es nicht mehr in seinem kalten Norden gehalten, er mußte wieder einmal ein wenig Duft vom südlichen Lorbeer einathmen und versuchte es in zwei Concerten mit den einst an ihm so bewunderten Bravourstücken. Aber diese Bravourstückchen, dieses polyphone Spiel auf einer Saite, diese Doppelgriffescamotage in Flageoletcapricen sind die alten geblieben und die Welt der Töne hat sich verjüngt, ist zum mindesten eine andere geworden, Ole Bull fand daher beim Wiener Publicum, das ihm in den Vierziger Jahren so viele Ovationen bereitet, kein rechtes Verständniß mehr und was an dem imposanten Greise am meisten gefiel, das war seine junge und bildschöne Frau. Figaro.

Digitized by Google

Die Reise um die Neuigkeitswelt in 30 Tagen.

VI.

Wie ereignißvoll hat 1878 begonnen! Gleich des Jahres Erstling, der Januar — welch' schmerzlich und dennoch auch freudig bewegter, in der düsteren Farbe der Trauer einherschreitender, doch ebenso in allen bunten Farben der Lust und des Rausches schillernder und schwelgender — mit Einem Worte: welch' unvergeßlicher Monat, in dem aufs Erschütterndste die Todtenglocke zusammenklang mit Brautgeläute, aufs Prächtigste und frappirend gegensätzlich mit Leichengepränge Hochzeitsgepränge sich vermälte!

„Das Land, wo die Citronen blüh'n — im dunklen Laub die Goldorangen glüh'n", und dann „fern im Süd das schöne Spanien" waren die Hauptstationen meiner jüngsten Fahrt, das Ziel hier wie dort ein Herrscherpalast! Dort begrub man einen König — hier freite ein König; dort beweinte ein ganzes Volk — hier jubelte das Volk und raste bacchantisch! Wem es von beiden dennoch mehr von Herzen und zu Herzen ging? Der Herzen und Nieren prüft, könnte es sagen.

Ihr getreuer Passepartout für seine Person ist sich bewußt, daß gerade sein Bericht aus Rom vom Paradebett Victor Emanuel's und aus Madrid vom königlichen Beilager Ihnen in vielen Stücken schon nicht mehr als Neuigkeitsbulletin erscheinen würde — bei solchem Anlaß mußten mich ja die Tageblätter von dort und von da aus im Wesentlichen überholen. So will ich denn in den beiden Fällen nur einige — nicht unwesentliche — Nachträge bringen, sowie einiges Besondere, Individuelle.

Zuerst — war es nicht merkwürdig, daß keine von all den Federn, die sich ob „König-Ehrenmanns" raschen, beklagenswerthen Endes in Bewegung setzten, auch der Gedanke entfloß, es liege etwas Tragisches, ein Stück Fatum darin, daß Victor Emanuel sich den Keim der Krankheit, die ihn nach wenig Tagen seinem Volke und seiner Zeit raubte, auf einer letzten Besuchsreise zu seiner angebeteten „Rosina" geholt hatte, der gleichfalls schwer erkrankten Mutter seiner jüngeren Kinder, die ihm so viel Gram bereiteten und mit Schuld tragen, daß er als armer, verschuldeter Mann gestorben ist? Auffällig nicht minder, daß Niemand in den Blättern sich erinnerte, wie ganz dasselbe gefährliche Frieselfieber, zusammen mit seiner zweiten Schwiegertochter, der Herzogin von Aosta, den König von Italien schon einmal im Jahre 1869 heimsuchte, wie er auch damals schon die Sterbesacramente empfing, jedoch sich wieder erholte. Eben zu jener Zeit war es ja, daß er auf dem Krankenbett, seinen Tod nahe glaubend, dem Bunde mit Rosina der Kirche Segen verleihen ließ. Kronprinz Humbert stimmte bereitwillig zu.

Tactvoll und liebevoll, wie damals der Kronprinz, zeigte und zeigt jetzt sich König Humbert. Er verwehrte dem jungen Grafen Mirafiore — trotz der schlimmen Rolle, den dieser im Fälschungsproceß Mantegazza gespielt hat — nicht den erbetenen Eintritt ins Sterbezimmer des gemeinschaftlichen Vaters. Und als das Parlament sich anbot, die Verbindlichkeiten, welche Victor Emanuel hinterlassen, auf das Land zu übernehmen, da hat der junge Monarch hiergegen entschieden geltend gemacht, es sei des Sohnes Ehrenpflicht, zu erledigen, was unerledigt geblieben, und er werde dieser heiligen Verpflichtung allein aus seinen persönlichen Mitteln nachkommen.

Wenn Humbert, des allbeliebten Victor Emanuels Erbe und Stammhalter bisher noch nicht ganz ebenso beliebt gewesen, so ist er es seit des Vaters Tod und seit der Thronbesteigung geworden. Des Volkes vergötterter Liebling schon immer war die junge Königin, und was ihrem Gemal die Italiener besonders gut anrechnen, ist eben, daß in der Ehe mit ihm dies angebetete Wesen sich glücklich fühlt, wenn sie — nicht die vollendetste Schauspielerin, oder wenigstens, daß sie sich nicht unglücklich fühlt. Es ließ — so flüstert man in eingeweihten Kreisen — Anfangs sich das Gegentheil befürchten, ja man hielt sogar eine Verbindung zwischen Prinzeß

Digitized by Google

Margherita und dem Herzog von Aosta für eine den Personen und Neigungen entsprechendere Möglichkeit. Eine Zeit gab es, wo sich aus dem Antlitz der Kronprinzessin nicht ein feiner Zug des Unbehagens verwischen zu lassen schien, und man deutete es auf naheliegende Weise. Aber wie dem auch gewesen sein mag und sich nun gewandelt hat — Eines steht fest, die junge Königin ist glücklich als Mutter — zwar nur eines einzigen Kindes — zweimal später gingen gehoffte Elternfreuden dem Paare nicht in Erfüllung — aber eines reizenden, köstlichen Knaben, blond wie die Mutter, lächelnd wie sie, vom Volke auf den Händen getragen wie sie! Ich hätte gewünscht, meine Gnädige, Sie hätten jenen so ganz improvisirten, doch weltgeschichtlichen, völkerbewegenden Moment vor dem Quirinal mit erlebt, als „Unser Fritz" den kleinen, jubelnden Victor Emanuel auf seinen Arm hob, herzte und das Kind vor Freuden in die Hände schlug, während drunten in der lauschenden Menge donnergleich der Ruf erscholl: „Evviva la Germania!" Und vorher die Eidesleistung des Königs, der Senatoren und Deputirten! Da hätten Sie Königin Margarethens Augen leuchten sehen sollen, und Sie hätten mir Recht gegeben: Fürwahr, ein schönes Weib, eine „beauté" ersten Ranges, auf dem Throne zur Zeit die Schönste — nach Kaiserin Elisabeth von Oesterreich!

Daß unser deutscher Kronprinz von all' den fürstlichen Gästen und königlichen Abgesandten, die sich zum Begräbniß in Rom eingefunden, der Italiener lauteste und ungeheucheltste Sympathien gewonnen, wissen Sie aus den Zeitungen. Auch von dem Unstern lasen Sie, unter welchem der arme Marschall Canrobert stand. Viel Neugier machte der junge Patrick Mac-Mahon als „Sohn seines Vaters" rege — ein lang aufgeschossener, noch etwas „ungeleckter", doch recht gutmüthig dreinschauender Jüngling von jetzt zweiundzwanzig Jahren. Große Theilnahme fand auch Königin Pia von Portugal mit dem im fünfzehnten Jahre stehenden Kronprinzen — erinnerte man sich doch, daß die zarte, aber heroische Frau ihre beiden Kinder einst mit todesmuthiger Hand den tückischen Meereswellen entriß! Um so einstimmiger verurtheilte man das lieblose Fernbleiben der von kirchlichen Rücksichten bestimmten älteren Tochter, der Prinzessin Clotilde. Deren Gatte, Prinz Napoleon, fehlte nicht und unser Kronprinz und Er sahen sich zum ersten Mal nach dem Kriege! „Plon-Plons" Gesicht wird immer bronzener, die Nase und das Embonpoint immer mehr an den „Gefangenen von St. Helena" in seiner letzten an Caricatur streifenden Erscheinung erinnernd.

Von Rom hatte der gewissenhafte Passepartout, wie Sie wohl denken können, Eile, nach Madrid zu kommen, wo historischer, mittelalterlicher Pomp und Prunk und modischer Glanz und Luxus — beide in ihren frappantesten, extremsten, berauschendsten Aeußerungen und Formen — wetteiferten, das Hochzeitsfest des jungen Königs zu begehen! Welche Extreme — das aufregende, blutige, grausame Spectakeln und Gepränge der nationalen Stiergefechte zu Ehren einer zarten Neuvermälten, und am nächsten Tage sinnige Blumenspiele mit poetischen Preisen, die eben dieselbe Königin der Feste, ganz wie eine wiedererstandene provençalische Schäferkönigin, vertheilte!

Wieviel interessante Persönlichkeiten waren nicht auch in Madrid beisammen! Zwar die „Tugendrose" mußte zu Paris im Verborgenen blühen — dagegen war die Großmutter da, einst Königin Christine, die alte, nunmehr zweiundsiebzigjährige Herzogin von Rianzares; ferner Franz d'Assisi, des Bräutigams Vater; Herzog und Herzogin von Montpensier, die Eltern der Braut, nebst deren jüngerer Schwester. Graf und Gräfin von Paris, die ältere Schwester, nebst den vier Schwestern des Bräutigams, in erster Linie die reizende junge Witwe, Prinzessin Isabelle von Asturien, von der es heißt, sie werde Herz und Hand zu einer zweiten Ehe dem Prinzen Friedrich von Hohenzollern, des Rumänenfürsten jüngerem Bruder, reichen. „Aus Kindern werden Leute" — Graf und Gräfin von Paris sind nun auch schon beinahe vierzig, resp. dreißig Jahre alt, doch noch sehr stattliche und — wie nicht zu leugnen — auch sehr sympathische Erscheinungen. Ich hatte den Grafen seit jenem stürmischen Februartag in der Pariser Deputirtenkammer nie mehr gesehen, wo der zehnjährige Knabe sich scheu an dem Kleide der muthigen, deutschen Mutter festhielt. Jetzt trug er die Capitänsuniform des ihm verloren gegangenen Landes.

Die Gräfin von Paris verleugnet sich nicht als ältere Schwester der jungen Königin von Spanien. Diese in ihrer schamübergossenen, unter Thränen lächelnden Anmuth am Hochzeitstag zu schildern, fehlen mir fast die Worte. Ihre prachtvolle Toilette ist Ihnen sicherlich schon mehrfach und ausführlich, von berufener Hand (d. h. einer Dame) beschrieben. Doch ganz abgesehen von ihr, erregte die

Digitized by Google

Infantin, obwohl etwas blaß, die allgemeinste Bewunderung. Sie ist graziös und doch für ihre 17½ Jahre voll gebaut; gesenkten Blickes schritt sie daher in der Kirche und das blühende Roth ihrer Lippen stach seltsam ab von der Blässe ihrer Gesichtszüge. Der König — hier adoptiren wir die ähnlich malenden Worte eines Genossen von der Madrider Reise — trägt dichtlockiges, braunes Haar, einen kleinen braunen Backenbart und ein noch kleineres, etwas kokett nach aufwärts gebogenes Schnurrbärtchen. Er ist in letzter Zeit breitschulteriger und schon recht männlich geworden. Sein Blick war frei und seine Haltung eine unbefangene, während man dem Wesen der Braut viel mehr den außerordentlichen Eindruck anmerkte, den die Feier und Bedeutung des Tages auf ihre Sinne und ihre Phantasie ausgeübt hatte. Nach der Einsegnung ihres Bundes, die am Tage, nicht spät Abends, stattfand, und in der altehrwürdigen Basilika von Atocha — seit gerade 48 Jahren war hier kein spanischer König wieder am Altar zur Begehung der Hochzeit niedergekniet — bestiegen die Neuvermälten die große, unbeschreiblich prächtige Staatscarosse, über welcher die Krone schwebt. Die Züge der Königin waren jetzt heiterer und glücklicher, ihre Farbe eine frischere geworden, der König aber schaute stolz und freudig zugleich in die Welt, da er ja seine Mercedes aus Liebe, und nicht aus Politik oder Convenienz heimgeführt hat.

Es wird selten in unseren modernen Verhältnissen vorkommen, daß ein König seine erste Liebe, wie zur Königin seines Herzens, auch zur Königin seines Landes macht, oder richtiger wohl: zu machen vermag. Daß es der junge Monarch Spaniens durchgesetzt, muß Achtung vor seinen Gesinnungen, seinem Charakter erwecken. Möge der Himmel diese wirklich, wie es scheint, im Himmel geschlossene Ehe segnen! Daß das königliche Flitterwochenpaar zur Zeit, wie man zu sagen pflegt, den Himmel auf Erden hat, ist wohl glaubhaft. Sie brauchen auch nicht das Telephon mehr — gewiß haben Sie die hübsche Anekdote davon in den Blättern gelesen — und auch zu schreiben brauchen sie sich nicht mehr, sondern sie können sich Alles nun mündlich gestehen und vertrauen, was die Liebe ihnen eingiebt. Deshalb wird jetzt wohl die intime Correspondenz Beider aus der Zeit ihrer Brautschaft in jener Schatulle ruhen, die König Alfons seiner Verlobten zu diesem Zweck als Geschenk darbrachte. Vorerst hatte er acht Reihen indischer Perlen hineingelegt. Ich fand Gelegenheit, die Schatulle zu bewundern. Sie ist aus lapis lazuli gefertigt und steht auf vier Löwenklauen, mißt 40 Centimeter in der Höhe, 80 in der Breite. Als Verzierung sind eine Menge Rosenguirlanden von Gold in unübertrefflicher Arbeit angebracht. Der kleine Schlüssel allein ist ein Meisterwerk und stellt — wie reizend! — eine winzige aufgeblühte Rose mit ihrer Knospe vor. Das Innere ist gleichfalls mit lapis lazuli bekleidet und mit Diamantnägeln garnirt.

Ich hatte im verflossenen Monat einen wahren Rundgang an die europäischen Höfe zu vollführen; fast überall geschah Etwas, wovon Passepartout Notiz zu nehmen sich verpflichtet fühlte. In der Czarenstadt an der Newa, im prächtigen Winterpalais, gab es eine prächtige, orthodox ceremoniöse Tauffeierlichkeit. Großfürst Wladimir, zweiter Sohn des Kaisers, ist von seiner jungen Gattin, — jener charaktervollen deutschen Prinzessin, welche die erste nicht zum griechischen Glauben übergetretene russische Großfürstin ist — von Marie von Schwerin, der Tochter des Großherzogs Friedrich Franz, abermals mit einem Knaben beschenkt worden, welcher in der Taufe den altertümlichen, historischen Namen Boris erhielt. Unter den Pathen befanden sich Kaiser Alexander und der deutsche Kaiser, welcher durch den Erbgroßherzog von Schwerin, dem Bruder der erlauchten Mutter des Täuflings, vertreten wurde. Lassen Sie sich zwei Einzelheiten des merkwürdigen Ceremoniels erzählen. Während der nach Vollziehung des Sacraments beginnenden Liturgie trug Ihre Majestät, die Kaiserin, ihren neugeborenen Enkel zum heiligen Abendmahl. Sodann legte der Kaiser den vom Ordenskanzler auf goldener Schüssel ihm überreichten Andreasorden dem Täufling an. Hierauf erschien die bis dahin in einem anstoßenden Gemach verharrende Mutter in der Kirche, um den Majestäten ihren Dank abzustatten.

In London hatte Königin Victoria soeben das Decret vollzogen, welches einen neuen Damenorden schafft: den „Kaiserlichen Orden der indischen Krone." Es ist der zweite Damenorden, den nun Großbritannien besitzt; der schon bestandene war der Victoria-Albert-Orden. Die ersten Fürstlichkeiten, welche die jetzt gestiftete Auszeichnung empfangen haben, sind die sämmtlichen fünf Töchter der Königin, die Kronprinzessin des deutschen Reiches, die Großherzogin von Hessen, die Prinzessin Christian von Holstein, die Marquisin of Lorne und Prinzeß Beatrice, ferner die zwei Schwiegertöchter der Monarchin (Prinzessin von Wales und Herzo-

Digitized by Google

gin von Edinburgh), endlich ihre Tante und Muhme (die Herzogin von Cambridge und die Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz). Ich verfehlte in England übrigens, wie Sie denken können, nicht, einen Abstecher nach Cottes Arrokpark, Northampton, zu machen, wo seit Weihnachten — ich habe Ihnen das vorige Mal schon davon erzählt — die Kaiserin von Oesterreich weilt. Und die Gelegenheit, diese hohe Dame zu bewundern, lasse ich mir nicht einmal entgehen. In dieser Hinsicht ist Ihr kosmopolitischer Passepartout ganz passionirter Wiener — ich schwärme für Oesterreichs schöne Monarchin! Sie war mit zwanzig Jahren schön, aber sie ist jetzt in ihrem vierzigsten Jahre noch weit schöner! Wer sieht dieser blühenden Dame die Großmutter an? Dieser jugendlich prangenden Mutter die Mutterschaft eines erwachsenen Sohnes? Apropos — Kronprinz Rudolf; ich sah den auf seiner schottischen Reise Begriffenen. Er ist ein offen und intelligent in die Welt blickender Jüngling geworden, und als er auf seiner Provinzialtour in Liverpool ankam, gewann er das Herz der Menge durch einen hübschen Charakterzug. Als ihm nämlich mitgetheilt wurde, daß das in Kingstown stationirte Rettungsboot die Mannschaft einer schiffbrüchigen österreichischen Brigg gerettet habe, schenkte Kaiserliche Hoheit der Mannschaft des Rettungsbootes die Summe von 30 Pf. St. aus seiner Privatschatulle und befahl, daß deren Verhalten der Regierung seines Vaters behufs weiterer Belohnung gemeldet würde.

Oesterreichs Boden selbst betrat ich diesmal nur flüchtig, als Gast bei der in Wien stattgehabten Vermälung des Erblandmarschalls in Tirol, Prinzen Franz Josef von Auersperg (geb. 1856) mit Gräfin Wilhelmine (geb. 1857), Tochter des Fürsten Ferdinand Kinsky und der Fürstin Marie, geborene Prinzessin von Liechtenstein (einer Cousine des jetzt regierenden Fürsten Johann II.) Die Elite des hohen österreichischen Adels war bei der Feierlichkeit so vollzählig als möglich vertreten, und wenn ich als Erschienene z. B. den Bruder des Kaisers, Erzherzog Ludwig Victor, den Ministerpräsident Fürst Auersperg, welchem der Bräutigam als Sohn eines Vetters verwandt, ferner die Fürsten Schwarzenberg, Arenberg, Lobkowitz, Windischgrätz, Metternich, die Grafen Mannsfeld, Trautmansdorff, Clam-Gallas, Grünne u. v. A. Prinz Franz Josef kam in einer Prachtcarosse vorgefahren, in einer zweiten folgte die jugendliche Braut. Die Kutscher und Büchsenspanner trugen im Knopfloch prachtvolle Bouquets aus lebenden Blumen. Gräfin Wilhelmine, eine schlanke, auffallend schöne Erscheinung — ich erinnere hier beiläufig daran, daß sie es war, die bei den aristokratischen Theatervorstellungen im Palais Auersperg öfters freundlich excellirte — trug ein weißes Atlaskleid; der lang herabwallende Schleier war durch ein Diadem aus Amethysten im Haar befestigt. Das Brautbouquet bestand aus weißen Rosen und Hyacinthen. Der Bräutigam (Reservelieutenant) war in Civil gekleidet. Als Brautjungfern fungirten die zwei jüngeren Schwestern der Braut, die ältere Schwester des Bräutigams (d. h. 1855 geboren) und Comtesse Claudina Thun. Unmittelbar nach der Trauung fand im Fürst Kinsky'schen Palais ein Familiendiner statt und Nachmittags begab sich das neuvermälte Paar mit Separatzug nach Czaslau und von dort nach der herrlichen Besitzung Zleb, dem böhmischen Schlosse weiland des Vaters von Prinz Franz Josef, des Prinzen Vincenz.

Außerordentlich günstig wurde in Oesterreich ein Allerhöchstes Handschreiben beurtheilt. Kaiser Franz Josef hat Frau Leopoldine von Waideck in Botzen, der Gemalin des Erzherzogs Heinrich, für sich und ihre ehelichen Nachkommen den Freiherrenstand verliehen. Erzherzog Heinrich (ein Vetter des Kaisers und Oheim König Humbert's von Italien, dessen Mutter seine Schwester war) begab sich alsbald nach Wien, um Sr. Majestät den Dank für diese seiner Gemalin gewordene Auszeichnung abzustatten.

Sie erinnern sich, daß jene Ehe Anfangs am Wiener Hofe mit sehr ungnädigen Augen betrachtet wurde, aber die Tüchtigkeit und Liebenswürdigkeit der Dame hat die Ungnade bald in Gnade und Huld verwandelt. Frau v. Waideck (geb. 1842, verm. 1868) gehörte als Sängerin der Bühne an; sie hieß Leopoldine Hofmann und war Tochter des kürzlich erst verstorbenen pensionirten Archivdirectors Ignaz Hofmann in Krems. Jeden Sommer bisher erschien Erzherzog Heinrich's Gemalin in Krems, um ihrem Vater einen Besuch abzustatten, und die Kremser ermangelten niemals, mit einem gewissen freudigen Stolze von der Leutseligkeit Notiz zu nehmen, welche die zur erlauchten Dame gewordene Beamtentochter und Sängerin sich bewahrt hatte. Sie ihrerseits ermangelte auch niemals, jenen Familien Visite zu machen, mit deren Töchtern sie früher in freundschaftlichem Umgang gestanden.

Digitized by Google

Da ich hier einmal von einer morganatischen Verbindung spreche, so sei gleich noch erwähnt, daß eine andere solche demnächst von einem anderen fürstlichen Heinrich geschlossen werden wird. Prinz Heinrich von Hessen-Darmstadt, ältester Bruder des Großherzogs Ludwig IV., als königl. preußischer Generalmajor in Trier garnisonirend, hat sich mit Fräulein Caroline von Willich, eines Generals Tochter, verlobt. Im Großherzogl. Hessischen Hause existirt bekanntlich schon eine morganatische Ehe: die des Prinzen Alexander, Oheims des Großherzogs, Bruders der Czarewna, mit Julie Prinzessin v. Battenberg, des polnischen Kriegsministers Grafen Moritz v. Hauke Tochter.

Noch mehrere Verlobungen kann ich der Gnädigen hier notificiren. Gleichfalls eines preußischen Generals Tochter, Fräulein Luise v. Boyen, hat sich in Rom mit dem der dortigen deutschen Botschaft attachirten Lieutenant Wolf von Tümpling versprochen, Baronesse Marie v. Meysenburg in Wien mit Max Freiherrn v. Biegeleben — „Sectionschefs"-Sohn und „Sectionschefs"-Tochter kommen in letzterem Bund zusammen. Und denken Sie, verehrte Frau — im Rothschild'schen Hause ist Aussicht zu zwei Ehen auf einmal, die dennoch — weder eine, noch die andere — Verwandten-Ehen sein werden. Die Vermälung Fräulein Hannah's von Rothschild in London (geb. 1851), einer Waise, der Tochter von Nathan Mayer, der ebenfalls keine Rothschild, sondern Juliane Cohn geheirathet hatte, mit dem Earl v. Roseberry steht schon für die nächsten Wochen bevor, und in Frankfurt a. M. verlobte sich Fräulein Minna v. Rothschild (geb. 1857), zweite Tochter von Wilhelm, dem jüngeren Chef der dortigen Firma, mit Herrn Max Goldschmidt, Mitinhaber besagter Firma. Diese Ehe wird in dem Frankfurter Stammhause des Geschlechts überhaupt die erste sein, welche keine Verwandtenehe ist. Nun, es kommt wenigstens auch in ihr Geld zu Geld, wie in der vorerwähnten Adel zum Adel, nämlich junger reicher zu altem unbegüterten. Wohl bekomme also beiden Theilen, was sie dazu gewinnen!

Aus Oesterreich brachte ich noch so manche Notiz von Interesse für Sie heim. Ich spreche aber nicht von der „Affaire Skrejschowsky", denn derlei garstige politische Händel sind Gott sei Dank nichts für den weiblichen Geschmack. Was kümmern meine schöne Herrin Alt- und Jung-Tschechenthum? Dagegen werden Sie eine Regung des Mitgefühls für Ladislaus Wagner haben, den Pester Professor, welcher die geschädigte Ehre seines Hauses im Blute des Beleidigers reinwusch. Sie erinnern sich des „Dramas Perczel". Dasselbe hat nun in der Verurtheilung des Siegers im Duell zu sechsmonatlichem Gefängniß seinen Abschluß gefunden. Tragisch verlief auch ein anderer Familienfall. Vor Jahresfrist etwa brachte ein Wiener Blatt eine ziemlich undelicate Enthüllung über das junge Ehe- und Virtuosenpaar Popper-Menter und dessen frühen Sprößling, welchen die herzlosen Eltern angeblich völlig vernachlässigten. Frau Popper-Menter, als Sophie Menter einst die ebenso gefeierte Pianistin, als angebetete Wiener Schönheit, ist nun in den letzten Wochen — irrsinnig geworden! Der Roman der schönen Schusterstochter Sochatzy in Wien, der mit dem Selbstmorde des Vaters des bethörten Mädchens endete, wird Ihrem Gedächtniß vielleicht noch nicht entfallen sein. Der Held des Romans, der russische Major Bulazel — welcher sich leider übrigens, was minder bekannt sein dürfte, rühmen kann, ein (freilich weitläufiger) Verwandter Herzogs Nicolaus von Oldenburg und seiner (morganatischen) Gemalin Gräfin v. Osternburg, geb. Bulazel, zu sein — hatte sich nach der Abreise aus Wien nach Paris begeben und auch dort in seiner chevaleresken Weise Liebesaventuren angeknüpft. So wußte besonders ein Mädchen der Schlaue an sich zu fesseln und demselben eine nicht unbedeutende Summe abzuschwindeln. Mittlerweile war in Wien der Selbstmord Sochatzy's erfolgt; auch die ausländische Presse berichtete über den Fall und als gar die Einleitung einer Untersuchung drohte, fand Bulazel das Pflaster der Pariser Boulevards für seine russische Constitution entschieden zu warm. Kurz — er verschwand aus der französischen Hauptstadt und — ward nicht mehr gesehen. Das arme Mädchen dort beweint indessen mit dem Verlust des Liebhabers auch den Verlust ihres Geldes.

Ist die Reihe der Scandalosa noch nicht zu Ende? werfen Sie mir entrüstet ein. Ich wage meiner Dame Zorn und füge wenigstens noch eines an — es ist gar zu — pikant! Also — Don Carlos, der famose spanische Prätendent, welcher sich kurze Zeit als „Schlachtenbummler" bei der russischen Armee aufhielt, reiste aus Bukarest direct nach Paris ab, doch nicht allein: er hatte eine Dame aus einer der angesehensten Familien Rumäniens mitgenommen. Freilich ist die Schöne bald wieder enttäuscht heimgekehrt, doch soll diese Entführungsgeschichte von der in

Digitized by Google

Frohsdorf weilenden Gemalin des Don Carlos so übel vermerkt worden sein, daß man schon von Scheidung munkelt. In der That — Exkönigin Isabella und Vetter Carl können Arm in Arm ihr Jahrhundert in die Schranken fordern!

In der Schweiz, als ich sie auf der Durchreise nach Italien berührte, herrschte große Genugthuung darüber, daß ein Schandfleck der Republik, die Spielhölle in Bad Saxon (Canton Waadt), zu existiren aufgehört habe. Abends sechs Uhr am 31. December wurde angekündigt, daß nicht mehr gespielt werden dürfe, und um ein halb sieben Uhr wurde der Saal geräumt. Ein Posten stellte sich vor die Thür und die Verwaltung ließ mittheilen, daß die Conversations- und Billardsäle bis zur gewohnten Zeit offen bleiben würden, d. h. bis elf Uhr, und daß die Personen, welche kein Geld für die Rückreise mehr besäßen, sich an der Casse melden möchten. Jeder daselbst Angemeldete erhielt 30 Francs Reisegeld. Man erzählte mir, daß ein Engländer des Abends vorher in Saxon angelangt sei, um die letzte Partie mitspielen zu können. Derselbe glaubte, das Spiel daure bis zwölf Uhr Nachts und war dann höchlich überrascht, als mit einem Male Finis Saxoniae gemacht wurde. Der blonde Brite fühlte sich in seinen Rechten verkümmert und machte den ganzen Abend Lärm. Nun bleibt vor Allem noch Monaco ein Opfertisch für den Moloch des Spieles.

Doch — vorüber, ihr Schatten der todten Spieler. Wann lebte das Leben sich lustiger, als in den Wochen, welche kommen? Pflücken auch wir uns also die Blumen, die für uns erblühen werden im allgemeinen Freudenkranz des nächsten Welt-Carnevals. Hoffentlich kann Ihnen nach dreißig Tagen viel besonders Fröhliches und Amusantes erzählen Ihr reisefertiger

Passepartout.

Digitized by Google

Neueste Salonlectüre.

1) Aus sonnigen Tagen. Lustige Geschichten aus dem Gymnasiasten- und Studentenleben. Von Moritz Rose. Oederan, Schlesinger'sche Buchhandlung. 1878. 8. 106 Seiten. 1 Mark. — Die „Lustigen Geschichten" sind keine Eckstein-Nachbeterei, sondern frisch und froh aus dem Leben gegriffene Geniestreiche, wie sie der übersprudelnde Jugendmuth in den sonnigen Tagen des fidelen Burschenlebens „aus heiler Haut" ersinnt und ausführt. Alles Rohe, der akademischen Jugend Unwürdige, ist vermieden, und es sind nur Erlebnisse geschildert, die geniale Erfindungsgabe und echten, treffenden Witz bekunden. Man sieht, daß der Verfasser selbst nicht „ohne" ist, und daß er nicht vergebens sich in der Universitätsstadt viel bewegt und mit hellen Augen um sich geschaut hat. Der letzte Abschnitt, „Allotria", enthält allerdings einiges Bekannte unter seinen zahlreichen kleinen Schnurren, aber das thut dem hübschen Buche keinen Abbruch. Repetitio est mater studiorum!

2) Aus Klein-Asien. Skizzen aus der Gegenwart und Vergangenheit. Von Hermann Roskoschny. Leipzig. Verlag des Hausfreundes. Kl. 8. 79 Seiten. 1 M. 20 Pf. — Die orientalische Frage ist für Europa das, was einst der Kaukasus für Rußland war: ein Kasus, an dem man zu kauen hat! Glücklicherweise geht die Lösung der orientalischen Frage die meisten Leute nichts an, aber in den letzten Tagen waren Aller Blicke dahin gelenkt,

Wo hinten weit in der Türkei
Die Völker auf einander schlagen.

So ist es eine dankenswerthe Gabe, daß uns Roskoschny auf einen Theil des Kriegsschauplatzes führt und uns Skizzen — Skizzen aus eigener Anschauung — bringt, aus einem Landstriche, der einst in höchster Culturblüthe stand und jetzt hülflos verkümmert darniederliegt, ein Theil des — kranken Mannes!

Das höchst elegant ausgestattete Büchlein bringt in Abtheilung I., „Unter Gräbern" eine Schilderung von Pambuk-kalé mit seiner warmen Mineralquelle, dem alten Plutonium in Hierapolis, der heiligen Stadt"; — ein Todtenhain, die mohamedanische Begräbnißstätte vor Bosporus; — Wanderungen durch Lycien, mit mythologischen und altgeschichtlichen Reminiscenzen; — die Stadt der Diana, das altberühmte Ephesus. — Abtheilung II. „Unter den Lebenden", schildert Gegenwärtiges: Im Café turc und asiatische Proletarier, Bilder, die aus dem Leben gegriffen sind. Das Buch wird seinen weiten Leserkreis finden, und wir wünschen nur, daß Roskoschny auch von seinen anderen Reisen im Oriente e en solche oder gleichartige Schilderungen bieten möchte.

3) Brautschau. Gedichte von Curt Mook. Leipzig, R. E. Höhne. Preis 2 Mark. — Viel glühende Erotik, wenig Schärfe des Gedankens, aber immer eine gebildete Form, in der alles salonmäßig klingt und die uns oft durch frappirende Wendungen des Inhalts überrascht.

4) Der Nachsommer. Eine Erzählung von Adalbert Stifter. Mit dem Bildniß des Verfassers und drei Stahlstichvignetten. Gustav Heckenast, Preßburg und Leipzig. — In neuer geschmackvoller Ausstattung erscheint hier Stifters tiefzarte Dichtung, die des Interesses aller sinnigen poesiefreudigen Gemüther werth ist und die mit einem Theil jener Kunst verfaßt ist, welche im „Nachsommer" als köstlicher Schmuck des Lebens geschildert ist.

5) Nanni. Ein Puppenmärchen für große Kinder von ..... Leipzig, Johann Ambrosius Barth. Eine allerliebste feine Satire auf das Klosterleben und die ultramontane Erziehung. Mit prächtiger Laune hebt eine künstlerisch feine Hand das Gewebe der denkfaulen Gewohnheit empor, um in durchsichtiger Ironie ihre Gebrechen zu zeigen. 21 wohlgelungene Holzschnitte zieren das hübsche Buch, dessen Ausstattung eine des renommirten Verlages würdige ist.

Digitized by Google

Salonpost.

K. v. K. Das Haus Savoyen ist nicht das einzige, dessen Stammland außerhalb seines gegenwärtigen Reiches liegt. Dem Hause Habsburg, Hannover (in England), dem Hause Coburg (in Belgien), Oranien (in Holland), dem Hause Wettin geht es ebenso. Das Haus Hohenzollern ist allerdings seit 1850 so glücklich, sein Stammland zu seinem Reiche zu zählen.

Dr. Max O. in Berlin. Aux ailes hat uns besser gefallen als Quand deux doivent, das auch metrisch flüssiger ist. Jedenfalls besitzen Sie großes Formtalent. Auch in der Verdeutschung Walthers und Anakreons zeigen Sie Fluß und Stimmungsreproduction. Aber die Originale sind zu bekannt und zu oft übersetzt, als daß sie für uns verwendbar wären.

Eine Frau in Danzig. Unter dem Pseudonym „Theodor von der Ammer" steckt keine Sie, sondern ein Er, und zwar ein sehr geistvoller Edelmann.

Bianco Pennelli in Berlin. Wir quittiren den Empfang Ihrer Heinevariation durch den nachfolgenden Abdruck derselben:

Du hast Diamanten und Perlen,
Hast Gold und Kassenschein'!
Du hast auch viel seid'ne Roben
Nach neuestem Schnitt gar fein.

Du hast auch die schönsten Carossen
Und Diener, nobel staffirt,
Hast Pferde von edelsten Racen
Und Hunde gut dressirt.

Du singst auch die lieblichsten Lieder,
Spielst das Piano virtuos;
Du dichtest, Du tanzest und reitest,
Du fährst sogar famos.

Du hast auch ein reizend Gesichtchen,
Ein Hündchen, so zart und klein;
Erzählst auch viel schöne Geschichtchen
Und lachelst gar süß darein.

Du hast auch gar freundliche Eltern
Sie laden zu Thee und Ball
Und sind gar zärtlich besorget
Für Deinen künft'gen Gemal.

Du würdest zum Gatten mich nehmen,
Begehrte ich Deine Hand!
Ich weiß das von Deinem Vater,
Der hat das längst mir bekannt:

Doch sieh', ich mag Dich nicht haben,
Mit Gold und Edelstein,
Mit Deinen rosigen Wangen,
Mit Deinem Mündchen klein:

Doch sieh', ich mag Dich nicht haben!
Du zweifelst? — Hältst es für Scherz?
Den Grund will ich Dir sagen:
„Mein Kind, Du hast kein Herz!"

Gustav Schalk in S. Lassen Sie sehen. Wir prüfen Alles und behalten das Beste.

Karoline L. in G. Gleich in der Einleitung Ihrer „Entsagung" sagen Sie: Der Schleier der Nacht fing an, sich über dem Städtchen zu enthüllen und hauchte rosigen Dämmerschein aus." Das ist ja so, als wie die selige Mühlbach einmal schrieb: „Sie kniete nieder in dem Tempel ihres Innern und betete inbrünstig", eine Equilibristik, um die Sie die Helden des Circus Renz beneiden könnten. Der hauchende Schleier möge auf ewig Ihr Manuscript bedecken. Wir spüren keinen Beruf zum Jüngling von Sais in uns.

H. H. in B. Mag man auch über Vieles denken, wie man will, das steht fest, daß Director Hein in decorativer Inscenirung Gutes geleistet hat und daß er darin selbstlos und ohne Hintergedanken war. Wie Hein's Stelle besetzt werden wird, ist noch unentschieden. Es wäre dem ersten Schauspiel des deutschen Reiches

Digitized by Google

nur zu wünschen, daß seine artistische Leitung endlich einmal in die Hände eines bewährten, dramatisch geschulten Dramaturgen, eines Dichters, der das Theater gründlich kennt, käme. Düringer und sein Nachfolger Hein waren beide ihrer Vergangenheit nach routinirte Schauspieler, sie hatten alle die Theile in ihrer Hand, aber es fehlte leider das geistige Band!

R. D. Uckermark. „An die Geliebte" wäre nicht übel, wenn nicht die folgende Strophe wäre:

Und wenn die Nacht ohn' Ende
Auf allen Feldern ruht,
Wenn keines Sternes Funkeln
Das Herz erhellen thut;
Dann hat des bangen Hoffens
Ach! — noch so matter Schein,
Gestellt in Nacht und Herzen
Ein helles Licht hinein.

Wir haben vierundzwanzig Gründe, diese Strophe störend zu finden. Erstens thut uns das „thut" nicht gefallen und vierundzwanzigstens will uns die Hoffnung als Nachtlicht auch nicht einmal im Schlafe einleuchten.

C. W. Breslau. Das ist kein Grund. Wir kennen berühmte Schriftsteller der Gegenwart, welche sich untereinander die intimsten Grobheiten öffentlich anvertraut haben und nachher die ergebensten Freunde geworden sind.

Frau Bauer. Sehr hübsche Idee, aber die Ausführung ist nicht formreif genug für den Druck. Uebrigens haben's wir dem Autor zu seinem Ergötzen mitgetheilt.

Leser in Rostock.

O dieser Streit wird enden nimmermehr,
Stets wird die Wahrheit hadern mit dem Schönen,
Stets wird geschieden sein der Menschheit Heer
In zwei Partein: Barbaren und Hellenen.

Fr. Gl. in A. Wenn Sie sich so vor den Impfmalen fürchten, machen Sie es doch wie die schönen Französinnen, die sich neuerdings auf dem Bein impfen lassen, damit der Arm nicht verunziert wird.

K. S. Warschau. Tintenflecke können Sie aus Ihrem seidenen Kleide durch eine Abreibung mit Weingeist und warmer Asche, sowie darauf folgender Abwaschung mit Seifenwasser beseitigen. Aber nehmen Sie sich in Acht, daß keine Tinte auf Ihre doch vermuthlich blauen Strümpfe kommt. Dagegen giebts nur ein Mittel: Unerbittlichen Rothstift!

Dr. E. in Bremen. Derartige Zeitereignisse entziehen sich der Berücksichtigung durch den Salon, da die Tagespresse einer Monatsschrift damit immer zuvorkommen muß und wenn wir auch mit Fünfzigkilometerstiefeln hinter den neuesten Neuigkeiten hinterher rennen wollten.

G. L. M. 19. Unsere Vornamen lassen sich nach ihrer Entstehung im Wesentlichen auf vier Sprachen zurückführen, das Hebräische, Griechische, Lateinische und Altdeutsche. Betty ist aus Elisabeth entstanden, also hebräischen Ursprungs und bedeutet Gottgeschworene, Adolfine ist altdeutsch und bedeutet Beständige, Olga dagegen ist russisch und bedeutet die Ruhmvolle.

St. Wern in W. Die griechische Marine zählt 1 Panzerschiff und 13 andere Fahrzeuge mit einer Bemannung von 560 Officieren und Seeleuten.

Valerie L. in D. Starker Parfüm!

Jungfräuliche Seelen giebt es,
Die nach grüner Seife riechen,
Und das Laster hat zuweilen
Sich mit Rosenöl gewaschen.

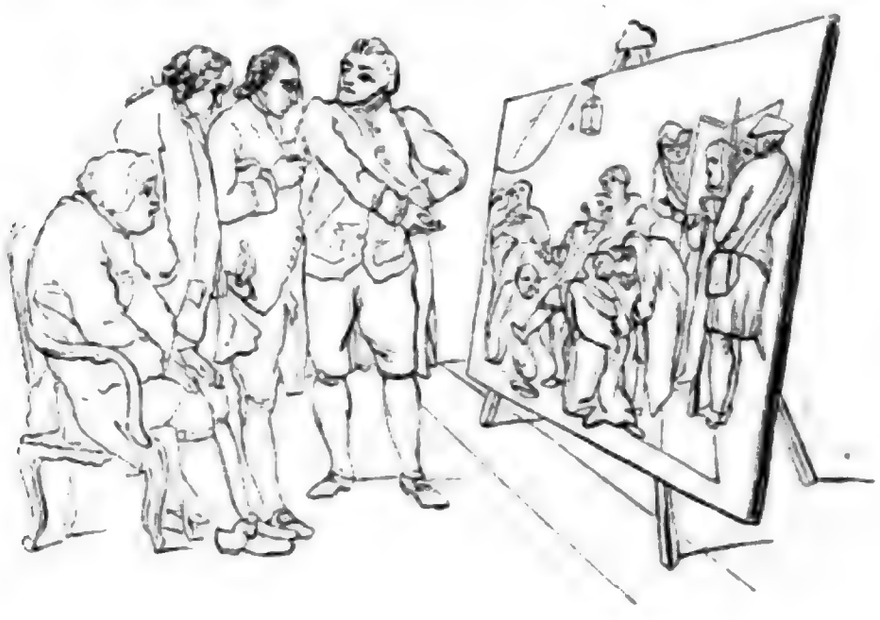
Gr. B. in P. Wir kennen Herrn O. Glagau weder persönlich, noch haben wir jemals redactionell mit ihm verkehrt, haben auch für seine Schriften keine allzugroße Begeisterung, aber die Art, wie Herr Lasker, der bekanntlich zuweilen mehr von Weisheit triefst, als es einer Mannesseele gut ist, über Herrn Glagau im Abgeordnetenhause urtheilt, verletzt denn doch nicht allein den Tact, sondern was bei Herrn Lasker noch befremdlicher ist, die Logik. Bekanntlich erklärte er, das Glagau'sche Buch nicht gelesen zu haben, um gleich darauf Details aus demselben anzugeben und Angriffe auf Glagau zu machen. Die parlamentarische Redefreiheit muß denn doch ihre Grenzen haben, wenn sie Leute, die außerhalb des Parlaments stehen, und sich daselbst nicht vertheidigen können, angreift und verurtheilt, ohne sie gehört zu haben.

E. W. alter Freund des Salon. Die Psychologie hat noch immer nicht die altgriechische Eintheilung der vier Temperamente verworfen, die auf der Mischung der

Digitized by Google

Körperbestandtheile beruht. Nach ihr ist der Choleriker von der gelben, der Melancholiker von der schwarzen Galle, der Sanguiniker vom Blut, der Phlegmatiker von der Lymphe beeinflußt. Im Ganzen aber nimmt man jetzt an, daß sich jene vier Grundzüge selten rein, sondern immer mit einem andern Temperament gemischt finden. Nachstehend geben wir eine originelle Auffassung Chodowiecky's von den vier Temperamenten.

Chodowiecky's berühmtestes Gemälde war der Abschied des Jean Calas (dieses unglücklichen Opfers des Religionsfanatismus, der als vermeintlicher Mörder seines zum Katholicismus geneigten selbstmörderischen Sohnes 1762 in Toulouse hingerichtet wurde) von seiner Familie. Vor dieses Bild gruppirt der Künstler vier Vertreter der Temperamente, die ihre Empfindung beim Anblick des rührenden Bildes je nach ihrem Temperament äußern. Der Choleriker ärgert sich lebhaft gesticulirend über die Ungerechtigkeit der Richter, der Sanguiniker zerdrückt eine Thräne der Rührung, der Melancholiker ist traurig und gedankenvoll, der Phlegmatiker hat sich bequem gesetzt und betrachtet das Bild mit indifferenter Miene.



Isidora N. in Lemberg. Wenn Sie Ihr Englisch durch eine gut unterhaltende Lectüre cultiviren wollen, so schaffen Sie sich Hallberger's Illustrated Magazine founded by Ferdinand Freiligrath an. Die Verlagshandlung nennt das Unternehmen selbst Light Literature for leisure hours und sie vermag mit diesem Magazine, das in Druck, Papier und Illustrationen Vorzügliches leistet, allerdings manche freie Stunde angenehm auszufüllen und für angehende Engländer auch das Nützliche der Sprachaneignung mit dem Unterhaltenden des Inhalts zu vereinigen. Jedes Heft kostet nur ½ Mark.

Dr. A. L. in Berlin. Brechen Sie dies räthselhafte Schweigen, Prinz!

A. G. in Stettin. Die Physiologie hat erwiesen, daß das Blut der Frauen mehr Wasser und weniger rothe Kügelchen enthält als das Blut der Männer, welches vermöge der Mehrzahl jener Kügelchen mehr Bewegungsthätigkeit zeigt als das der Frauen.

Neueste Moden.

Nr. 1. Mädchen-Costüm.

Rock von naturfarbener Diamantine, am untern Rande in viereckige mit falbefarbener Sicilienne eingefaßte Zacken ausgeschnitten, unter welchen sich ein Plissé

Nr. 1. Mädchen-Costum.

von naturfarbener Faille hinzieht. Vorn offene und mit Faille eingefaßte Polonaise, mit Knopfschluß. Vorn zurückgeschlagener und auf der Rückseite gerader, gleichfalls mit Faille eingefaßter Stehkragen. Auf dem Rücken ein vom Halsaus-

Digitized by Google

schnitt herabgehender langer eingefaßter Streifen, welcher unterhalb der Taille als Agraffe für die Raffung der Taille und zum Festhalten der auf das untere Rückentheil herabfallenden Diamantineschluppen dient.

Nr. 2. Hausweste.

Der Stoff zu diesem Modell besteht aus gemustertem Tuch; das breite Vordertheil ist schräg zuzuknöpfen und auf der breiten linken Seite ist eine runde Tasche aufgesetzt. Der Rücken ist an der Taille etwas geschweift. Der große, bis über die Schulter reichende Kragen endigt am Halse in einen kleinen Stehkragen mit gebrochenen Ecken. Der Ellbogenärmel ist mit darüber zu knöpfendem Aufschlag.

Nr. 2 Hausweste.

Nr. 3. Elegante Hausweste.

Von hellgrauem Halbtuch; der herzförmige Halsausschnitt wird durch eine Schleife mit herabfallenden Enden geschlossen. Der ganze äußere Rand der Hausweste, also oben rings um den Halsausschnitt, vorn herab und unten ringsherum ist mit schönen Blumen in blauer Seide gestickt. Am äußersten Rande ist ein graues Failleplissé angesetzt, das ein wenig unter demselben hervortritt. Die Garnirung des Ellbogenärmels ist gleich der der Weste.

Nr. 4. Balltoilette.

Prinzeßrobe von rosa Faille. Die untere Partie des Vordertheils ist mit mehreren Reihen bouillonnirter und rüschirter Gaze garnirt; die Mitte ist von einem Gazeplissévolant durchschnitten, dessen Kopf von einer doppelten Blondenreihe mit rosa Schrägstreifen am Fuß gebildet ist. Cüraßrücken und Rockrevers von rosa

Digitized by Google

und weißſeidenem Pekin. Rock von roſa Faille mit langer, von rüſchirten Gazevolants bedeckter Schleppe, welche mittels einer Blättertuffe aus Atlas und Sammet in verſchiedenen Nüancen von Grün und fliegenden Zweigen zuſammengezogen iſt. Die Revers ſind mit Blonde eingefaßt und der Winkel, welcher ſie mit der Taille verbindet, mit einem Bouquet von den gleichen Blättern verziert. Der Rücken der Taille zeigt ein Plaſtron von weißer gefältelter Gaze, eingefaßt mit einem roſa Failleſchrägſtreifen und einem Blondenvolant; auf den Schultern Blätterbouquets, rings um den Rand der Taille Crêpe lisse-Pliſſés. In den Haaren weiße Roſen und Blätter.

Nr. 5. Dinertoilette.

Von blauer Faille und ſammetartigem, blau auf maisfarbenem Grunde damaſ-

Nr. 3. Elegante Hausweſte.

ſirtem Stoffe. — Der Faillerock iſt mit zwei Pliſſévolants garnirt. Die Tunica von damaſſirtem Stoff überdeckt die Schürze und legt ſich über die rechte Seite des Rockes, auf welcher ſie ſich in ein viereckiges Blatt verlängert; die andere Seite fällt gerade herab und iſt mit einer ſich im rechten Winkel wendenden Spitze beſetzt, welche am untern Theil der Schürze einen Volant bildet. Unterhalb der Taille eine die Tunica etwas in Falten ziehende Schärpe, welche auf der Rückſeite in zwei Schleifen geknüpft iſt und in langen, unegalen Schluppen auf den Rock herabfällt; auf den oberſten Schluppen eine Theeroſenflechte. Der untere Rand des auf der Rückſeite eckig und über der Hüfte bogenförmig geſchnittenen Schooßes iſt mit einer Spitze garnirt, über welche eine Schnur von Roſenknospen geſetzt iſt. Auf dem Büſtenausſchnitt eine Spitze und auf der Schulter ein Bouillonné von roſa Crêpe lisse. Die Taille iſt auf der Rückſeite zu ſchnüren.

Digitized by Google

Nr. 6 und 7. Schmuckkästchen mit Dessin.

Für diese Arbeit kauft man in einem Geschäft, welches mit Zubehör zu Damenarbeiten handelt, ein kleines Gestell von vergoldetem Kupfer, dessen Deckel sich mittels Scharnier öffnen und schließen läßt. Hierauf werden die beiden das eigentliche Kästchen bildenden Ovals aus Carton geschnitten. Das Innere wird mit ge-

Nr 4. Balltoilette.

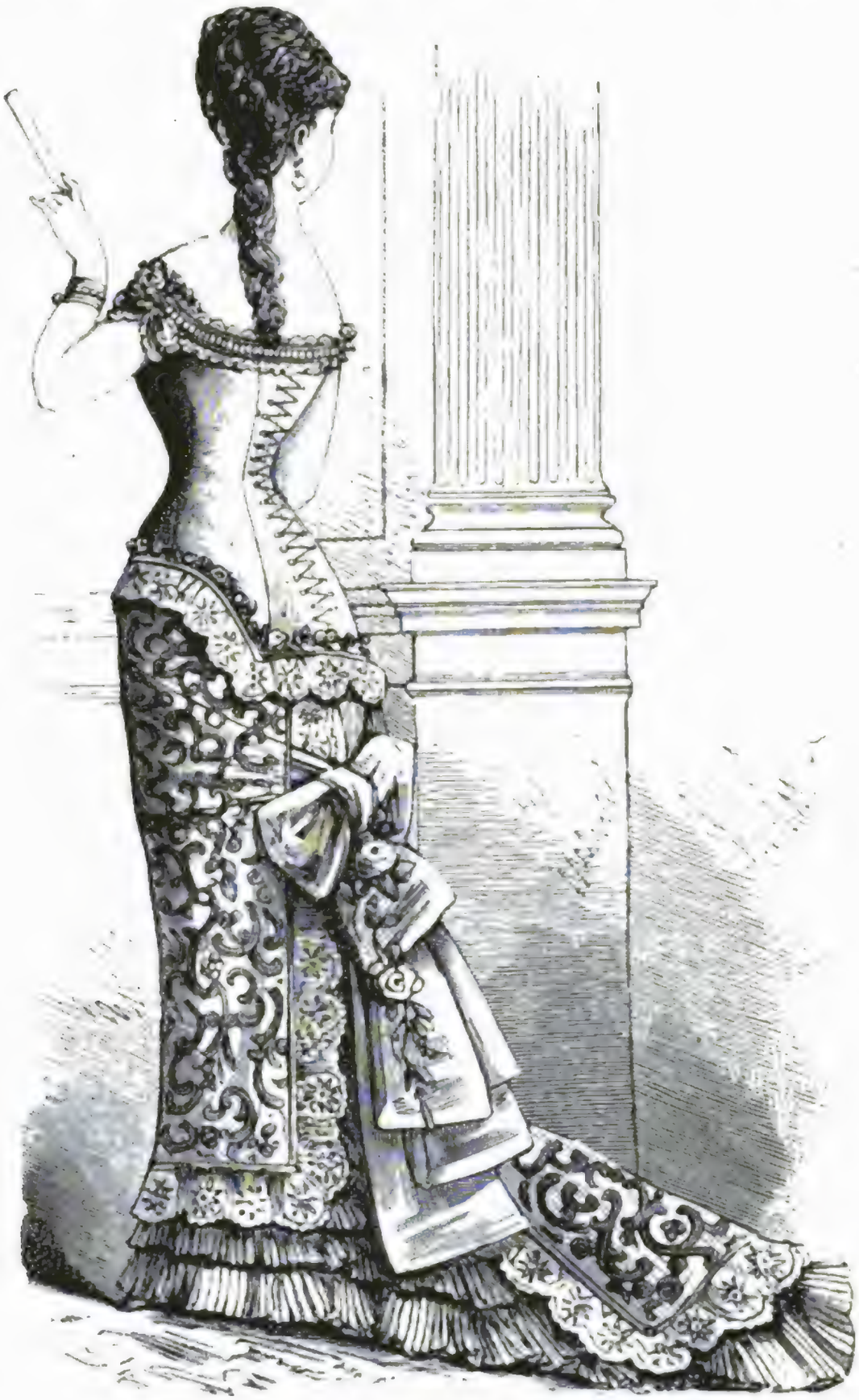
steppten Atlas gefüttert und das Aeußere mit einer auf einem geeigneten Stoff im russischen Stich ausgeführten Stickerei überzogen. (S. Dessin Nr 7 in natürlicher Größe.) Nachdem die einzelnen Theile zusammengefügt, wird auf die Verbindungen eine mit der Stickerei harmonirende Chenille genäht.

Nr. 8. Gestricktes Carré mit Garnitur. Für Steppdecken.

Ein solches in starker Strickbaumwolle zu strickendes Carré hat je 15 Centimeter

Digitized by Google

Seite. Wie aus der Abbildung ersichtlich, bilden je zwei Dessins die Hälfte eines Carrés. Der Anfang beginnt mit 3 Maschen links und wird dann fortgefahren mit der ersten Reihe mit einer überzogenen, einer zugenommenen und 2 glatten Maschen. — 2. Reihe. 1 übergezogen, 1 zugenommen, 1 glatt, 1 in die hintere genommen, 1 glatt. — 3. Reihe. 1 übergez., 1 zugen., 2 gl, 1 in die hintere

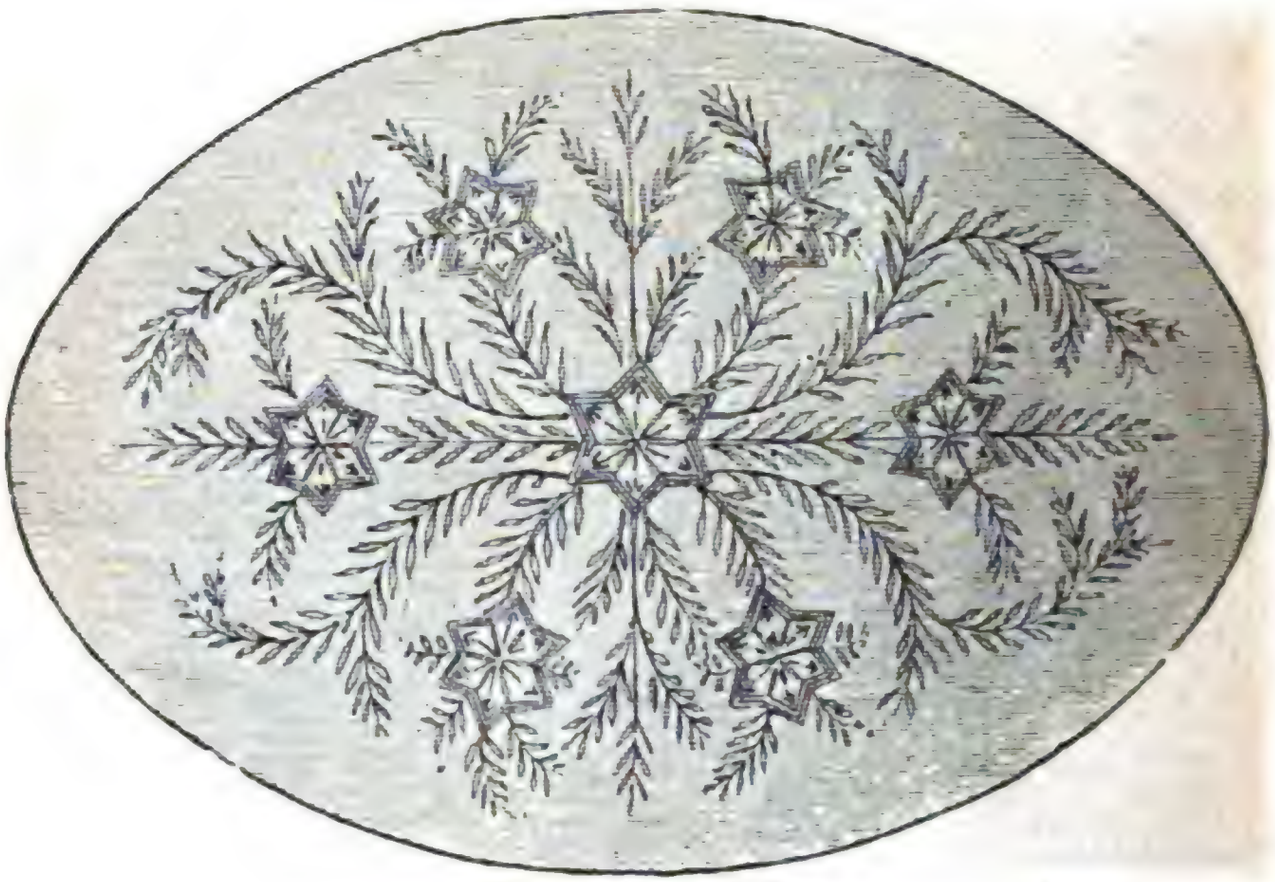


Nr. 5. Dinertoilette.

gen., 1 gl. — 4. Reihe. 1 übergez., 1 zug., 1 gl., 1 zug., 2 gl., 1 zug, 2 gl., 1 zugen., 1 in die h. g., 1 gl. — 5. Reihe. 1 übergez, 1 zug., 2 gl., 3 verdreht, 1 gl, 1 in die h. g., 1 gl. — 6. Reihe. 1 übergez., 1 zug., 2 gl., 1 zug., 4 gl., 1 zug., 1 g., 1 in die h. g., 1 gl. — 7. R. 1 übergez., 1 zug., 2 gl., 6 verdreht, 2 gl., 1 in die h. g., 1 gl. — 8. R. 1 übergez., 1 zug., 3 gl, 1 zug., 6 gl., 1 zug., 2

gl , 1 in die h g., 1 gl. — 9. R. 1 übergez., 1 zug, 3 gl , 8 verdreht, 3 gl., 1 in die h. g., 1 gl. — 10. R. 1 übergez., 1 zug , 3 gl., 1 zug., 8 gl., 1 zug., 4

Nr. 6 Schmuckkästchen.

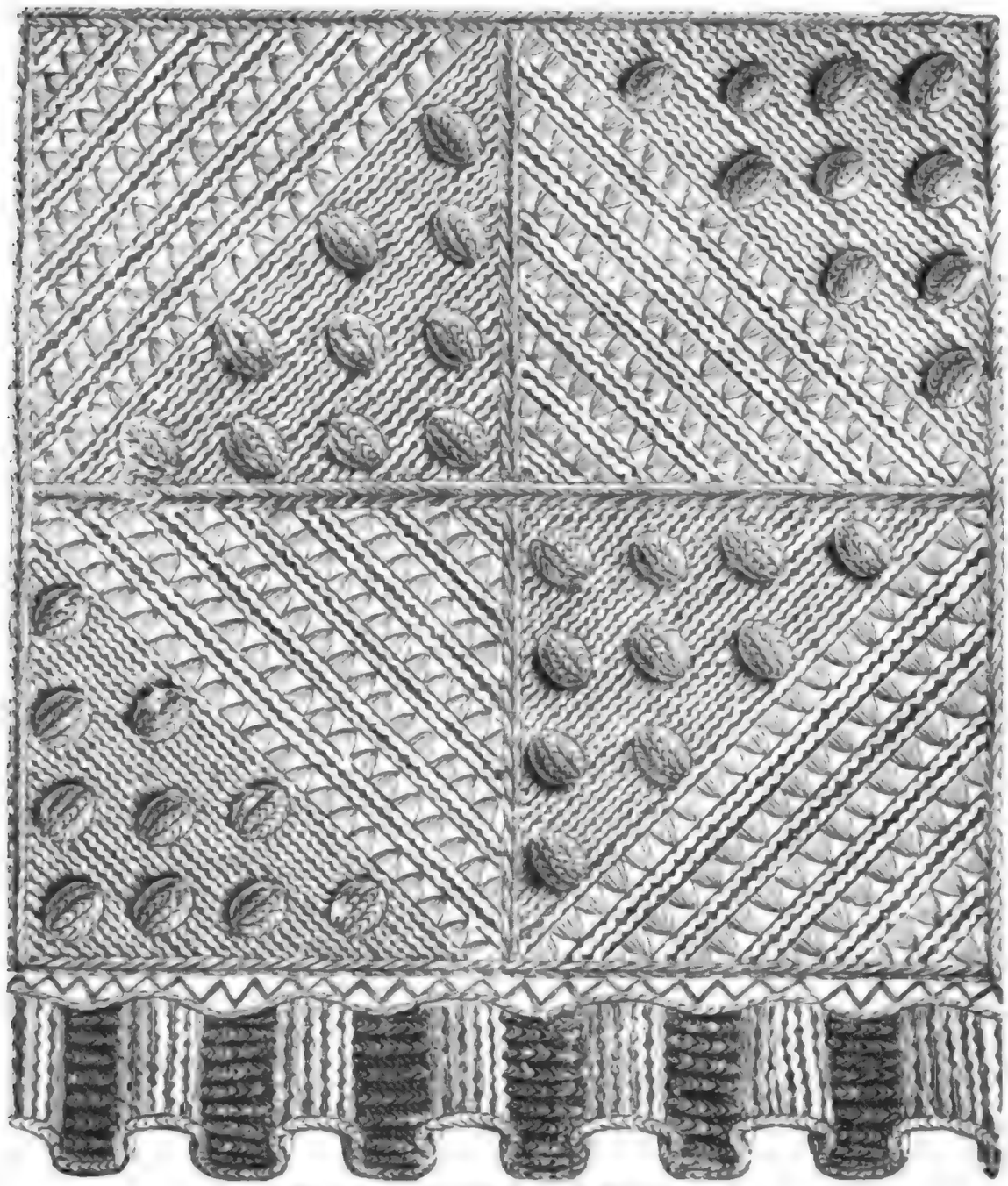


Nr 7. Dessin zu Nr. 6.

gl., 1 in die h. g., 1 gl. — 11. R. 1 übergez., 1 zug, 5 gl , 9 verdreht, 4 gl., 1 in die h. g , 1 gl. — 12. R. 1 übergez. 1 zug., 5 gl, 1 abgenommen,

Digitized by Google

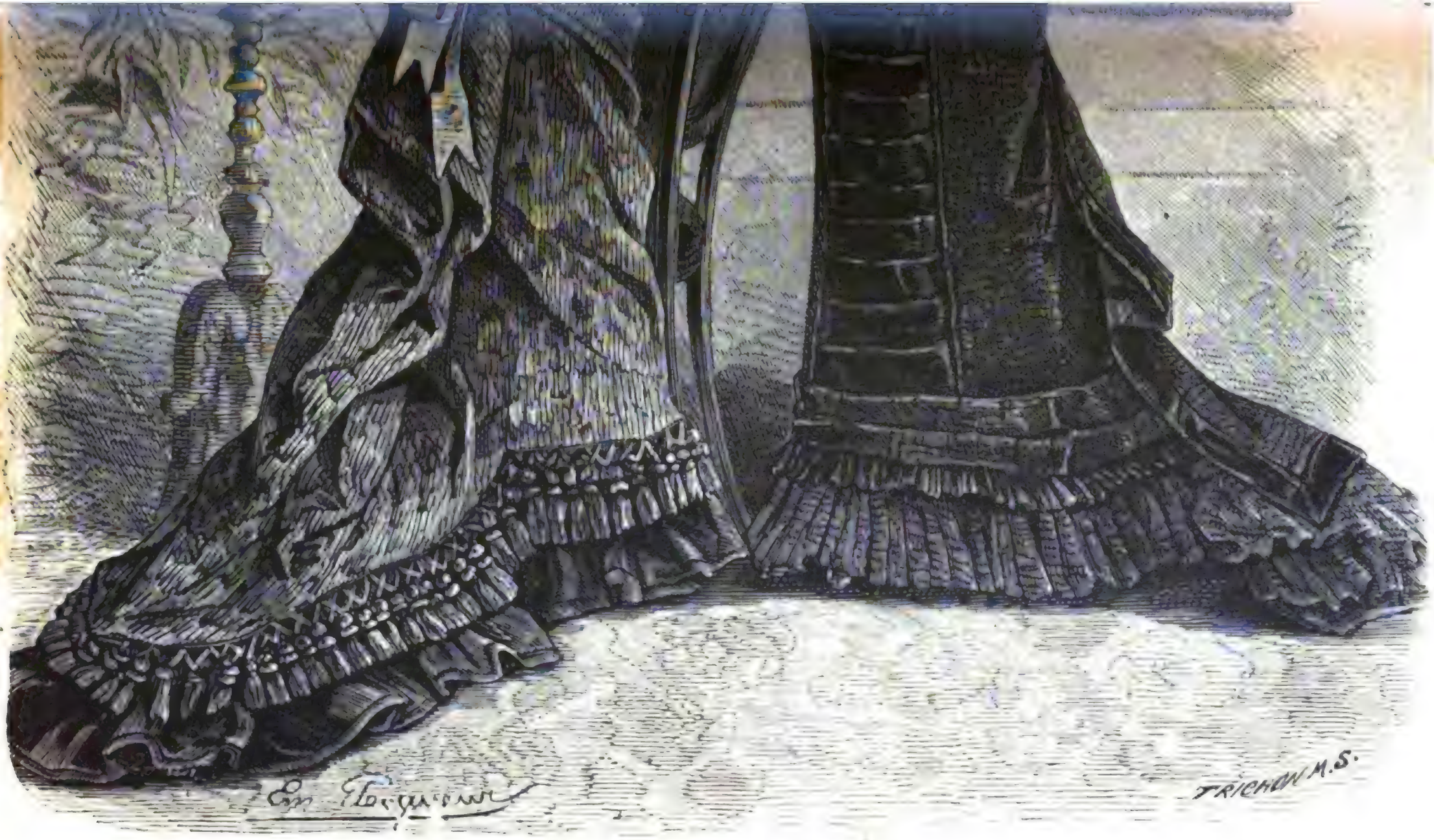
5 gl., 1 abgen., 5 gl., 1 in die h. g., 1 gl. — 13. R. 1 übergez., 1 zug., 5 gl., 7 verdreht, 5 gl., 1 in die h. g., 1 gl. — 14. R. 1 übergez., 1 zug, 6 gl., 1 abg., 3 gl., 1 abg., 5 gl., 1 in die h. g., 1 gl. — 15. R. 1 übergez., 1 zug., 3 gl., 5 verdreht, 6 gl., 1 in die h. g., 1 gl. — 16. R. 1 übergez., 1 zug., 7 gl., 1 abg., 1 gl., 1 abg., 6 gl., 1 in die h. g., 1 gl. — 17. R. 1 übergez., 1 zug., 7 gl., 3 verdreht, 7 gl., 1 in die h. g., 1 gl. — 18. R 1 übergez., 1 zug, 8 gl., 3 zusammen, 7 gl., 1 in die h. g., 1 gl. — 19. R. 1 übergez., 1 zug., 17 gl., 1 in die h g., 1 gl. Diese Reihe endigt das erste Reliefdessin. Die anderen werden in gleicher Weise gearbeitet, indem jede Reihe mit einer übergezogenen und einer zugenommenen Masche anfängt und mit einer in die hintere ge-



Nr. 8. Gestricktes Carré für Steppdecken.

nommen und einer glatten M. endigt. Die Kugeln sind durch 13 Maschen getrennt. Nach der 19. Reihe wird verdreht gestrickt und wieder mit der 4. Reihe angefangen. In der 2. Reihe der en relief gestrickten Partien finden sich zwei Kugeln. Dies wird von der 4. bis zur 19. Reihe wiederholt, wobei bei jeder Reihe zwischen den beiden Dessins 13 glatte Maschen gelassen werden. Nach jeder 19. Reihe folgt eine verdrehte Reihe, so daß das Reliefdessin auf derselben Seite erhalten wird. Die dritte Kugelreihe hat deren drei und die vierte vier. Nach der vierten Kugelreihe wird eine Reihe verdreht gestrickt und die zweite Hälfte des Carrés angefangen. — 1. Reihe. 1 übergez., 1 zug., fortgefahren mit gl. M. bis zum Ende der Reihe und die vorletzte M. in die hintere genommen. — 2. R. wie die vor-

Digitized by Google



Nr. 9 und 10. Toiletten für Tagesempfang

Digitized by Google

hergehende. — 3. R. verdreht. — 4. R. 1 übergez, +, 1 abg., 1 zug. Wiederholt bis zum + bis nur noch 4 M. übrig bleiben, alsdann werden 3 zusammengestrickt und 1 gl. — 5. R. bis zur 9. R. gl. M, wobei zu Anfang und zu Ende jeder R. 2 M. zusammengestrickt werden. 5 Mal wiederholt von der 1. bis zur 9. Reihe und übergeschlagen. Die Carrés werden in der aus unserer Abbildung ersichtlichen Weise mit der Nadel auf der Rückseite zusammengenäht — Die Garnitur wird besonders gearbeitet und an die Steppdecke genäht. Der Gang derselben ist: 1. R. 1 M. übergez., 1 gl, 1 in die h. g., 1 abg, 1 zug., 15 gl, 1 in die h. g. — 2. R. 1 übergez., 14 verdreht, die Arbeit umgedreht. — 3. R. 1 übergez., 13 gl., 1 von hinten gen. — 4. R. 1 übergez, 14 verdreht, 1 abg., 1 zug., 1 gl., 3 verdreht; diese 4 R. zweimal wiederholt, um die erste Falte der Bordüre zu bilden. — 13. R. 1 übergez, 1 gl., 1 von hinten gen., 1 abg.,

Nr. 11. Fischü von russischer Guipüre.

Nr. 12. Schleife für Kleidbesatz und Coiffureschleife.

1 zug., 1 gl., 15 verdreht. — 14. R. 1 übergez, 14 gl.; die Arbeit umgewendet. — 15. R. 1 übergez., 14 verdreht. — 16. R. 1 übergez, 14 gl., 1 abg., 1 zug., 1 gl., 3 verdreht. Diese vier Reihen sind zweimal zu wiederholen; dann wieder von der 1. R. an zu wiederholen.

Nr. 9 und 10. Toiletten für Tagesempfang.

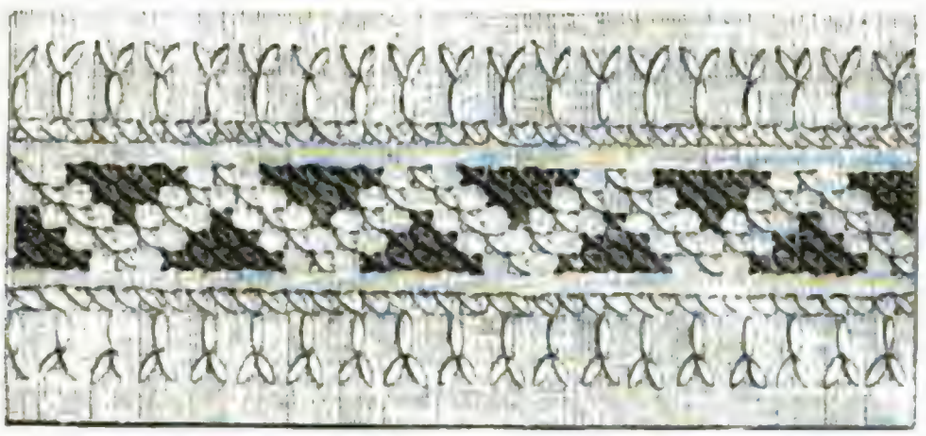
Nr. 9. Prinzeßcostüm von moosgrünem gerauhten Stoff, in das ein hellerer Ton eingewebt ist. Die Robe fällt vorn gerade herab und endigt auf der Rückseite in eine kurze Schleppe. Der untere Rand ist mit einem Faillevolant von übereinstimmender Nüance garnirt. Die Tunica von gleichem Stoff wie die Robe; der untere Rand derselben ist mit schönen Quastenfransen von der Farbe des Stoffs

besetzt. Um die Büste der Robe ist sie geschmackvoll drapirt und über der Schürze ist sie durch übereinander gestellte Schleifen mit doppelten Schluppen geschlossen. An dem untern Theil des Rückens ist die Tunica unter einer ähnlichen Bandschleife geschlossen. — Glatte Aermel. Kragen und Manschetten mit Renaissanceguipüre garnirt.

Nr. 13. Kragenfichü.

Nr. 14. Aermel.

Nr. 10. Prinzeßrobe von fischotterbraunem geraubten Wollenstoff und Seide und Sammet von der gleichen Farbe. Das Vordertheil der Robe ist in der Mitte mit einem Sammetplastron verziert, das von oben bis unten in Querfalten gelegt ist. Die Faltenreihe ist mit starker Litze besetzt, welche das Plastron mit der Robe verbindet, unter derselben Litze wird auch die Taille angehäkelt. Das Vordertheil ist unten mit einem doppelten Volant von Wollenstoff und von Faille garnirt, von

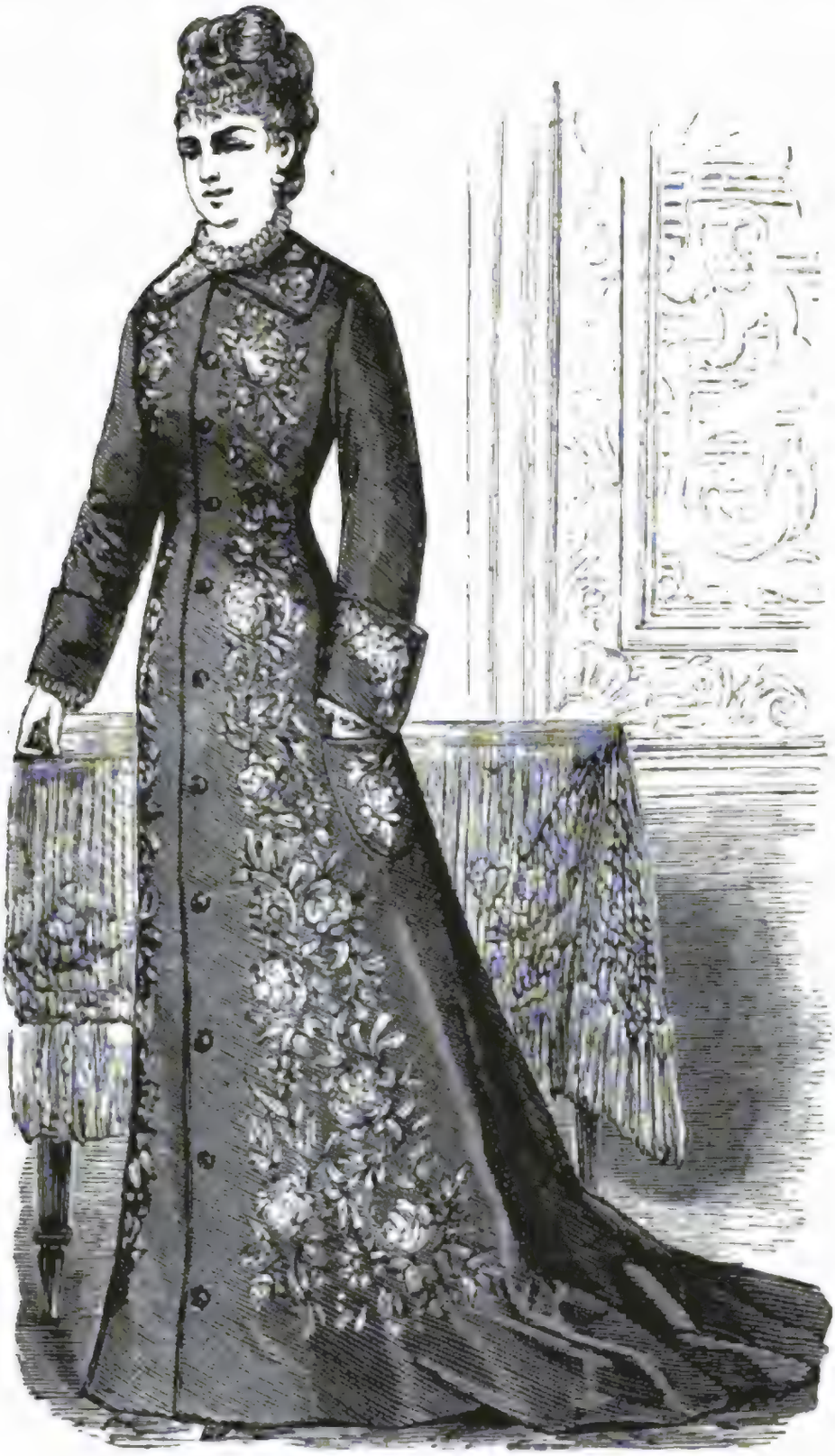


Nr 15 Bordüre in Markenstich.

denen der letztere den Kopf des erstern bildet. Die Länge der Robe ist in der Weise abgemessen, daß sie in zwei regelmäßige Falten gelegt werden kann, welche die vorher beschriebenen Volants überragen. Diese Falten werden mit Rückstichen geheftet. Auf der Rückseite unter der Mitte der Tunica ist eine Fallesschleppe angefügt; letztere ist an eine Breite steifen Futterlattuns angenäht, welcher zugleich

Nr. 16 Promenaden-Toilette

den Zweck hat, die Schleppe zu halten; der Kattun selbst ist an dem Taillengürtel angenäht. Die Schleppe ist mit den Vordertheilen mittels Seitennähten verbunden, welche ihr das Ansehen eines wirklichen Rockes giebt. Der Rücken der Robe ist durch die nämlichen Nähte vom Vordertheil getrennt. Sämmtliche Ränder sind mit Sammetstreifen besetzt Die untere Partie der in glatte Schluppen drapirten



Nr. 17. Hausrock von grauer Popeline.

Tunica fällt als viereckige Schleppe auf die Failleschleppe herab. Doppelter Aermelaufschlag. — Glatte Halskrause.

Nr. 11. Fischü von russischer Guipüre

für eine offene Robe, am innern Rande mit zwei Plissés von Crêpe lisse garnirt. Der Schluß wird durch eine doppelte Bandschleife bewirkt.

Digitized by Google

Nr. 12. Schleife für Kleidbesatz und Coiffüreschleife.

Von moosfarbenem und blaßrosa Atlasband. Erstere Schleife ist aus vier Schluppen von verschiedener Länge und zwei flottirenden Bandenden zusammengesetzt. An der sie zusammenhaltenden Schlinge wird eine Nadelbrosche befestigt. —

Nr. 18. Pflaumenblauer Filzhut

Die Coiffüreschleife besteht aus flachen Schluppen und Bändern, welche durch eine sie haltende Schlinge gezogen sind. Sie wird an einer Haarnadel befestigt und diese in das Haar gesteckt.

Nr. 13 und 14. Kragenfischü mit Aermel

von blaßrosa Faille und mit Spitze. Vorn ist dasselbe zum Uebereinanderschlagen

Digitized by Google

und zum Zuknöpfen. Die eine Seite des zurückgeschlagenen Kragens legt sich auf das kleine Plastron; das andere schließt auf der Kreuzung der beiden Seiten über der Brust ab. An der linken Seite einige Bandschluppen. — Die Garnirung des Aermels ist gleich der des Fischüs

Nr. 15. Bordüre im Markenstich.

Solche leicht auszuführenden Bordüren eignen sich sehr wohl zur Garnirung

Nr. 20. Rund bronzefarbener Filzhut.

Nr. 19. Weißer Filzhut.

von Kinderkleidern und Schürzen von ungebleichter Leinwand. Man bedient sich dazu entweder zweidrähtiger Stickwolle, Baumwolle oder Seide; in allen Fällen muß man zwei möglichst von einander abstechende Farben wählen. Die Arbeit geht im einfachen Markenstich über vier Stoffsäden, oder, wenn das Dessin groß gewünscht wird, über mehr, vor sich. Geendigt wird mit leichten Halbstichen, wie aus der Abbildung ersichtlich.

Digitized by Google

Nr. 16. Promenaden-Toilette.

Rock von farbiger Faille, von einem Volant mit rüschirtem Kopf umgeben. Weiter Mantel, vorn übereinandergeschlagen, mit sehr weiten Aermeln, durchaus mit Pelzbesatz und mit Passementeriestrippen garnirt. — Assortirter Muff. — Filzhut mit schwarzem Litzenbesatz an den Rändern, auf der Calotte eine schöne Feder und durch eine Schnalle von mattirtem Silber gehaltene Bandschleifen.

Nr. 17. Hausrock von grauer Popeline.

Die Vordertheile des halbanliegenden Rockes in Prinzeßform sind mit einer reichen grau in grau im Hochstich gestickten, nach unten immer breiter werdenden Blumenguirlande verziert; in gleicher Weise der zurückgeschlagene Kragen, die Aermelaufschläge und die Taschen. Knöpfe und Besatz-Röllchen von assortirter Faille. Die am untern Theil abgerundeten Taschen sind von einem doppelten Faillerölchen umgeben. Die Garnitur des Aermelaufschlags und des Halsausschnittes besteht aus einem feinen Faillepliſſé. Inwendig am untern Rande des Rockes ist ein durch eine dicht gereihte Spitze gehaltener, den Fußboden berührender Volant angebracht.

Nr. 18. Pflaumenblauer Filzhut.

Die Calotte ist flach und ein wenig erhoben. Der Rand geht allmälig bis vorn in die Mitte empor, wo er sich ein wenig rückwärts biegt; gefüttert ist dieser Rand mit einem Sammetbouillonné. Die Calotte ist von einem breiten schrägen Pliſſé umwunden, welches vorn übereinandergelegt ist und zwei platte Schluppen bildet, welche in der Mitte durch eine Stahlschnalle gehalten werden. Hinter diesen Schluppen steigen zwei gefärbte Federn auf, von denen die sehr lange zur Seite sich herabneigt, die andere auf dem Fond ruht.

Nr. 19 und 20. Hüte für junge Damen.

Nr. 19. Weißer Filzhut mit einem hohen Pliſſé von blauer Sicilienne; an der rechten Seite zwei von Sicilienneschluppen gehaltene Flügel.

Nr. 20. Runder broncefarbener Filzhut mit crêmefarbenem breiten Band und Stahlschnalle; zur linken Seite ein Rebhuhnflügel.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur Dr Franz Hirsch in Leipzig. — Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06355 4508

Digitized by Google

Digitized by Google